PGerm 193.3 (2)

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

DIE GESELLSCHAFT

Band 2
1886

KRAUS REPRINT
Nendeln / Liechtenstein
1970

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1970
Printed in Germany

Die Gesellschaft.

Herausgegeben von

Dr. M. G. Conrad.

1886.

I. Band: Januar—Juni.

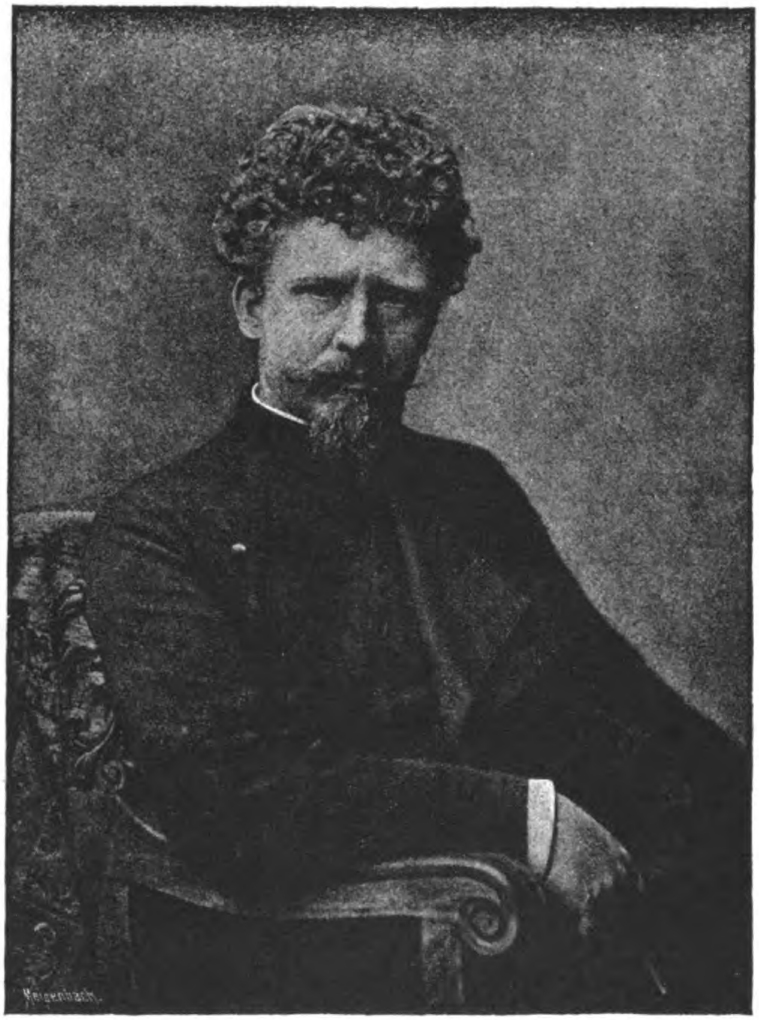
München 1886.
G. Franz'sche Verlagshandlung.
J. Roth, k. b. Hofbuchhändler.

Inhaltstafel.

(Die Beiträge in gebundener Rede sind mit * bezeichnet.)

	Seite
Alberti Konrad, Ein italienisches Urteil über den deutschen Roman und seine Leser	229
Amyntor Gerhard v., Die Apotheose einer Schindmähre	29
Andow Paul, Ein Liebesmärchen	208
Arent Wilhelm, Hamletstimmungen*	187
Auzinger Peter, Bismarck's gefährlichster Feind*	366
Avenarius Ferdinand, Der Naturalismus und die Gesellschaft von heute	237
Barber Ida, Das Budget in der Ehe	376
Baudelaire Charles = Anton Englert, Der Balkon*, Der Springquell*	181
Berlepsch Hans v., Wiener Kunstepistel	125
Bleibtreu Karl, Entdeckung der neuen Welt*	54
Wanderstudien	107
Was ist Größe?*	114
An den Reichskanzler*	116
Blume Georg, Nur aus Mitleid!	99
Brackl F. J., Johann Strauß	178
Conrad M. G., Die Frau Majorin	55
Von Montecassino nach Rom	243
Münchener Künstler-Besuche	305
Peter Auzinger	374
Cristaller G., Vorwort zu einem ungeschriebenen Buche von der Moral in der Liebe	36
Erstes Kapitel u. s. w.	188
Neue dramatische Werke	251
Revolution der Litteratur	379
Ebermann Leo, Ein Kind des XIX. Jahrhunderts	40
Ehe A. v., Eine neue Lehre der Volkswirtschaft	51
Zeitbetrachtungen	350
Fürscheim Michael, Wo die Ursachen der Geschäftsnot nicht liegen	49
Die soziale Frage in den vereinigten Staaten von Amerika	286
Die heutige Aufgabe der Demokratie	338
Franke Hermann, Begegnung*	305
Friedrichs Hermann, Des Lenzes Nachtgesicht*	374
Grohe Melchior, Kehraus*	384
Hammer Fritz, (M. G Conrad), Münchener Theaterpublikum	120
Münchener Novitätenabende	253
Herzfeld Franz, In der Dämmerstunde*	284
Hillebrand Julius, Naturalismus schlechtweg!	232
Rodbertus, Marx, Lassalle	316
Hüglinghaus K. A., Einer Bettlerin*	256
Kapff-Essenther Franziska v., Der Anfang vom Ende des Romans	226
Koegel Fritz, Im Foyer, Zwischenaktsverse*	382
Krieger Heinz, Von der deutschen Bildung	368
Kruscheman P. A. (Henckel), Sie ging nicht zu Grunde	65
Liliencron Detlev v., Ein lustig Stücklein*	44
Löwenthal Wilhelm, Zur Reform des Gymnasialunterrichts	116
Lukner Gräfin Mathilde, Sibylle	130

Mackay John Henry, Einsames Sterben* 135
Mähly J., Segen der Kritik* 61
Mook Kurt, Faschingsepistel an einen jungen Dichter* 49
Muschlitz Alexander v., Eine Reise-Arabeske 299
Oulot B. (Bertha v. Suttner), Es Löwos 257, 325
Pröll Karl, Sozialismus im Boudoir 321
Puttkammer Alberta v., Cäsar Borgias Flucht* 35
Reder Heinrich v., Ein bunter Strauß* 25
Püsterich* 124
Neue Gedichte* 239
Riffert Julius, Bauer Ruprecht 278
Schmidt Rudolf (Langfeldt), Bertaldas Ritter 194
Stahl Erich (M. G. Conrad), Berlin und München auf dem Gebiete der Kunst . . 45
Sternberg A. v., Aufzeichnungen meiner Urgroßtante 138
Stöbe Robert, Ueber die Verbindung der Malerei mit Poesie und Musik 294
Stieler Karl, Im Dialekt* 276
Stubenvoll J. G., Das Sparen 52
Suttner A. G. v., Aus zwei Ländern 1
Troll-Borostyani Irma v., Der französische Naturalismus 215
Walloth Wilhelm, Kritische Paradoxa 62
Aus der Gruft* . . . . . 5.
Alfred* 144
Rokoko* 256
Stimmungen* 378
Wirth Moritz, Eine Aufgabe für die Freunde deutscher Kunst im Sinne R. Wagners . 318
Xanthippus, Liebesglück* 192
* * * Kakorthographie. Ein Fastnachtsspiel 162
Litterarische Kritik . . . . . 189, 315 und 379
Kunstnotizen 320
Briefkasten der Redaktion 128
Bildnisse von M. G. Conrad, Karl Bleibtreu, Johann Strauß, H. v. Reder, H. und W. Bartels, Peter Auzinger. —



Dr. H. Georg Conrad.

Die Gesellschaft.

Realistische Monatsschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

herausgegeben von
M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. Januar 1886. Heft 1.

Aus zwei Ländern.

Eine Geschichte aus dem Leben.

Von (Nachdruck verboten.)

A. G. v. Suttner.
(Schloß Harmannsdorf, Nieder-Oesterreich.)

Der Baron Albert de Granville war der letzte Sproße eines alten Normanen-Geschlechtes.

Zu Lebzeiten seines Onkels stets an die heimatliche Scholle gebunden, all' sein Denken und Thun nur auf das eine Ziel richten müssend, daß das schöne Besitztum auf den Punkt der Perfektion gebracht werde, — daß man im weiten Lande die Wirtschaft als eine Musterwirtschaft bezeichne — und daß die Kreuzung der verschiedenen Hühner-, Schafe-, Schweine- oder Pferderassen schließlich ein neues lokales Geschlecht hervorbringen solle, welches einmal den stolzen Namen Granville führen könne, — war es fast wie ein Seufzer der Erleichterung über Albert gekommen, als der Onkel, nach längerer Krankheit die Augen schloß.

Frei! — Neunundzwanzig Jahre alt! — Träger eines wohlklingenden Namens und Herr eines Besitztums, das unter Brüdern seine 700,000 Francs wert war! — Durfte man da nicht füglich daran denken, ein klein wenig Atem zu holen? War es zu verübeln, wenn der Gedanke, ein halbes Jahr im lustigen Paris zuzubringen, von Tag zu Tag mehr Gestalt gewann? Nur kleine sechs Monate, — um keinen Tag länger, — bei Gott! — Die Herbstsaat war ja bestellt, — die frischen Kreuzungen glücklich überstanden, — es war doch um's Himmelswillen nicht Pflicht, dem Getreide beim Wachsen zuzusehen, oder den angehenden Müttern verschiedener Rassen Gesellschaft zu leisten und dieselben etwa durch Vorlesung moralischer Werke auf den bevorstehenden feierlichen Moment vorzubereiten! — Auf denn nach Paris! — Der brave Onkel hatte die freundliche Zuvorkommenheit gehabt, in der Wirtschaftskasse eine Baarsumme von 30,000 Francs zu hinterlassen, — freilich war diese Summe dazu bestimmt gewesen, die Scheune neu mit Schiefer zu decken und einen großen villaartigen Schweinestall nach englischem Muster zu bauen, — aber wozu diese augenblicklichen Auslagen; — der Winter stand vor der Thür, — der alle Tage zu erwartende Frost konnte den Neubauten nur schädlich werden, — und im Frühjahr, wenn man die aufgehäuften Vorräte an die Kornhändler verkaufte, mußte ja die gleiche Summe ungefähr der Wirtschaftskasse zufließen. — — — — Nur keine Skrupel und Ziererein, — — man lebt nur einmal, — und es war höchste Zeit, daß dieses „einmal" kam! —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Aus den kleinen sechs Monaten waren zwei volle Jahre geworden. — Der Baron hatte während dieser Zeit nicht ein einziges Mal sein Gut besucht, um so eifriger jedoch mit seinem Verwalter korrespondiert, — eine Korrespondenz, die den Vorteil hatte, kurz zu sein, und keineswegs durch große Abwechselung glänzte:

„Lieber Bonjean,
Senden Sie mir umgehend zehntausend Francs. Mit Gruß
de Granville."

Die einzige Abwechselung in diesen Schreiben bildeten die verschiedenen Ortsdaten, sowie die Summen, je nachdem sich der Baron in Paris, Trouville oder Baden befand. —

Der gute Bonjean hatte das erste Mal den Kopf geschüttelt, das zweite Mal geseufzt, — das dritte Mal gewettert. —

So lange Baargeld in der Kasse lag, ging es noch an, obwohl sich der selige alte Herr darüber ohne Zweifel im Grabe umdrehte, daß man die Schieferbedeckung der Scheune und den Bau des Schweinestalls auf ganz ungebührlich lange Zeit hinausschob, — aber nun, als wieder ein Schreiben, diesmal von Nizza datiert, kam: „Lieber Bonjean. Ich gehe nächste Woche nach Monaco und benötige augenblicklich eine Summe von fünfzehntausend Francs," — da schlug er mit seiner massiven Faust auf den Tisch, daß die Gläser entsetzt aneinanderklirrten, und der schöne, duftige Macon über das schneeige Tischtuch gleich einer Blutlache dahinrieselte. — —

Woher das Geld nehmen! — Hatte Bonjean etwa den Stein der Weisen gefunden? — — Doch, es hieß suchen, denn noch am selben Abend und am nächsten Morgen kamen dringende Depeschen. —

Es blieb nichts anderes übrig, als die Ernte in vorhinein zu verkaufen. Das trug gerade die geforderte Summe ein, würde der Baron sich bis zum Herbst geduldet haben, dann hätte er das Doppelte erzielt, — aber so mußte Bonjean froh sein, daß Herr Menuisier, der reiche Seifenfabrikant und Gutsnachbar, auf das Geschäft einging. —

„Mein guter Herr Bonjean," — hatte der behäbige Marseiller gesagt, — „bedenken Sie — das Risiko. Ich gebe fünfzehntausend Francs für eine Ernte, die noch kaum zehn Centimeter aus der Erde hervorsteht." —

„Aber bester Herr Menuisier, Sie laufen nicht die geringste Gefahr; die Fechsung ist ja auf dreißigtausend versichert." —

„Sehr gut; das ist eine Sicherheit gegen Hagelschlag; — aber gegen Trockenheit, Maifrost, Erdflöhe u. s. w. sind Sie da auch versichert?" —

„Na, — ich sehe Sie haben recht; es ist doch mehr oder weniger ein Wagnis dabei." —

„Parbleu!" — —

Der Baron hatte die fünfzehntausend am zweiten Abend bis auf den letzten Heller verloren. — Er saß im Hotel auf seinem Zimmer und überlegte. — Was war nun zu thun? Bonjean hatte ihm geschrieben, daß es ihm nur mit der äußersten Anstrengung gelungen war, die nötige Summe zu schaffen, und daß sein Herr auf die Einkünfte des nächsten Jahres in vorhinein verzichten müsse. — —

Sapristi, — verwünschter guignon! — Dreizehnmal auf rouge zu setzen, — und eben so oft kommt noir heraus; — dann auf noir zu pointieren, — und nun beginnt die Serie rouge; es ist rein lächerlich! — Doch, da hilft weder Lachen noch Weinen. — Geschehen ist geschehen, und das Gescheideste war nun wohl, nach Hause zu fahren, — — und ein Jahr hindurch in den Holzschuhen des Landmanns einher zu klappern. —

Zu komisch eigentlich, diese Situation: nicht einmal ein paar lumpige Louis mehr in der Tasche, um die Hotelrechnung zu begleichen und ein Billet zu lösen!

Die Bank übernimmt wohl diese Kleinigkeit mit Vergnügen, wenn ein Geschworener sie darum angeht, — aber der Baron de Granville wird doch nicht etwa

die Bank um dieses Almosen angehen! — Nein, Gott sei Dank, so tief war er noch lange nicht gesunken. — Da kam soeben Einer herangeschlendert, der ihm mit Vergnügen den kleinen Dienst erweisen würde: der Marquis de Rochepin hatte gestern zweimal das Maximum gewonnen. —

„Ein wahres Bild des Jammers!“ rief lachend der Herantretende, — „Du stierst ja vor Dich hin, als gingest Du mit Selbstmordgedanken um.“ — Er gab dem Brütenden einen freundschaftlichen Schlag auf die Schulter. — „Auf, Albert! Du beweinst doch nicht ernstlich Deine letzte Schlappe? Sieh mich: mit dem letzten Louis in der Tasche setzte ich mich an den grünen Tisch, und mit doppeltem Maximum verließ ich denselben.“ —

„Gaston, kannst Du die Gefälligkeit haben, mir auf ein paar Tage tausend Francs zu borgen?“ —

„Das Doppelte; — auch mehr steht Dir zu Diensten, Freund. — Also Du hast wieder Mut gefaßt? Das ist brav; man muß das Glück forcieren.“ —

„Du irrst; ich will einfach nach Hause reisen und mein Gut bewirtschaften.“

Der Marquis brach in helles Lachen aus: „Das nenne ich Charakter! Unbezahlbar! Ich sehe Dich im Geiste, wie Du in strohausgefütterten Holzpantoffeln hinter dem Pfluge einherschleichst, — dann, zu Mittag, Dein Gespann nach Hause lenkst und Dich an den Tisch zur dampfenden Zwiebelsuppe setzest. — Nachmittags geht es wieder an die Arbeit, — und Abends präsidierst Du die Tafelrunde in der Gesindestube, um die verschiedenen Berichte über Linsen, Hafer, Korn, Kartoffel, Milchkühe u. s. w. entgegenzunehmen!“

„Du hast leicht spotten. Wenn ich Dir aber nun sage, daß ich meine Einkünfte für das kommende Jahr am grünen Tisch gelassen!“ —

„Das Unglück! — Giebt es denn nicht Einkünfte für das zweite, dritte, fünfzigste, hundertste Jahr, für immer? — — Du bist in Deinen Ideen noch sehr jung, Freund. Man hat Dich dort, in dem verlorenen Winkel der Normandie in einer ganz sträflichen Weise versumpfen lassen! Wahrhaftig, Dein seliger Onkel scheint die Absicht gehegt zu haben, Dich zu einem echten Spießbürger heranzuziehen! — — Leute unseres Standes haben doch andere Pflichten; unser Wahlspruch soll lauten: Leben und leben lassen! — Wir sind sozusagen gebunden, unser Gold unter den Pöbel zu streuen, und streng genommen, ist nichts dabei verloren, denn der Baron de Granville oder der Marquis de Rochepin werden doch schließlich irgend einen alten Millionen-Fabrikanten finden, der mit beiden Händen zugreift, wenn wir ihm die Ehre erweisen, die Hand seiner Tochter zu verlangen. —

Du siehst, es ist mithin nicht das geringste Wagnis bei der Sache. — — — Wenn ich nicht irre, ist der filzige alte Menuisier, den ich im verflossenen Jahre während einer Schweizer Reise kennen lernte, in Deiner Nähe begütert. Er hat eine einzige Tochter, und, wie man sagt, ein Baarvermögen von fünf Millionen.“

„Danke bestens; mit dem Vermögen mag Alles in Ordnung sein, nicht aber so mit der Tochter; sie schielt, — ist bucklig, — und spricht in einer ganz entsetzlichen Weise den marseiller Jargon.“

„Na, wenn nicht diese, wird sich wohl eine Andere finden. — Uebrigens, ich will Dich durchaus nicht beeinflußen. Vielleicht thust Du besser, Deinen Vorsatz auszuführen, und auf den Feldern nachzusehen. — — Hier, die tausend Francs; oder brauchst Du mehr?“ — „Danke, — es genügt.“ — — —

Eine Woche später saß Albert noch immer in Monaco. Er hatte soeben ein Schreiben an den Verwalter beendet:

„Lieber Bonjean,

Ich brauche augenblicklich einen Betrag von 35,000 Francs, um eine dringende Spielschuld zu begleichen. — Fragen Sie Herrn Menuisier, ob er geneigt wäre, das Stück Wald, für welches er meinem Onkel zu wiederholten Malen 50,000 geboten hat, zu kaufen. Ich gäbe ihm die Parzelle im Notfalle um fünftausend billiger. —

de Granville.“ —

Die Antwort kam telegraphisch: Das Grundstück habe leider für Herrn Menuisier nicht mehr den besonderen Wert, wie damals; — doch wäre der Nachbar nicht abgeneigt, das ganze Gut zu erwerben, wenn der Baron nicht allzuhohe Bedingungen stelle. —

Wenige Minuten später ging die Drahtantwort zurück:

„Schließen Sie das Geschäft mit 700,000 Francs ab."

Hierauf die Rückantwort:

„Herr Menuisier bietet rund eine halbe Million." —

Albert überlegte eine volle Stunde hindurch. Dann ging er ins Telegraphenbureau. Seine Depesche war kurz, — sie lautete einfach:

„Angenommen." —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das war nun ein lustiges Leben gewesen! — Nachdem Albert der Spielhölle noch einen ansehnlichen Teil seines Kapitals geopfert hatte, war er nach Paris übersiedelt in der Absicht, dort mit dem Rest seines Vermögens ein Zinshaus zu erwerben; — man hatte ihn versichert, daß Häuser zehn bis zwölf Prozent abwürfen, — mithin eine vortreffliche Kapitalsanlage, — doch l'homme propose et Dieu dispose. — — Diesmal war es der kleine Liebesgott gewesen, der sich mit der Kombination nicht einverstanden erklärt hatte. — —

Sie war reizend gewesen, diese zierliche Kreolin, die mit ihm, Dank einem gütigen Zufall, dasselbe Coupé erster Klasse geteilt hatte! Anfangs spröde, — fast hochmütig, — dann plötzlich herausfordernd, — und nun, im Tunnel, ganz unerwartet energisch, als sich Albert erlaubt hatte, handgreiflich nach Dingen forschen zu wollen, auf die er füglich kein Eigentumsrecht zu beanspruchen gehabt. — Das rechte Ohr brannte ihn noch drei Stationen lang, — und er saß trotzig in seiner Ecke zurückgelehnt, entschlossen, seine schöne Coupé-Genossin mit stiller Verachtung zu behandeln, — — da — wechselte sie nachlässig ihre Stellung, indem sie ein Bein über das andere kreuzte, — und nun lugte ein schmales Füßchen, ein feiner Knöchel und ein entzückend gedrehtes Bein so berückend hervor, daß Alberts stolze Vorsätze alle zu Luft wurden. —

Der Baron besaß Geschmack; er wußte den Wert eines schönen Fußes samt dessen Verlängerung zu schätzen, somit verwandte er keinen Blick von dem Schauspiel, das ihm die Spröde gratis zum Besten gab. —

Der Mensch ist unersättlich, — warum sollte also gerade Albert eine Ausnahme machen? — Zwei Stationen hindurch hatte er so stierend gesessen, bis sich dieses meißelnswerte Objekt in seiner Pupille fast wie auf der präparierten Platte des Photographen fixiert hatte; — nun hätte er gern um ein Stückchen weiter sehen mögen, — aber — der Vorhang fiel, — die Stellung mochte ermüdend gewesen sein. — Doch die Schaustellung war hiemit nicht zu Ende; — jetzt kam auch das zweite Bein zu seinem Rechte, — und, — o Wonne, — diesmal in noch kühnerer Weise, als vorhin; — knapp bis zum Knie. — — — Hätte er wenigstens noch dieses Knie bewundern dürfen, — es mußte herrlich, — entzückend sein. — Er kam auf einen Einfall, der möglicherweise seine Sehnsucht befriedigen konnte. Wie in Gedanken spielte er mit einem silbernen Feuerzeug, das er aus der Tasche gezogen hatte; er ließ dasselbe von der flachen Hand emporschnellen, um darnach zu haschen, — und einmal griff er zu spät, — das Feuerzeug fiel zu Boden, gerade in die Nähe der Reisegefährtin. — Albert bückte sich rasch darnach, — und nun waren seine Erwartungen erfüllt: er sah — und bewunderte. — — — Sollte er's wagen? — Eine Sekunde, — nicht mehr, war erforderlich, um seine Lippen auf dieses nervös, — wie erwartungsvoll zuckende Bein zu drücken, — — aber wenn es dann wieder eine Ohrfeige absetzte! — — Noch während er überlegte, fiel der Vorhang; — das Stück war definitiv zu Ende. — Ein spöttischer Zug umzitterte die küssigen Lippen der Schönen; — sie hatte offenbar erraten, was alles im Inneren ihres Reisegefährten vorgegangen war . . . . .

Der Zug fuhr im Bahnhof von Paris ein. — Der Kondukteur öffnete den Schlag, und nun präsentierte sich ein Diener in Livré, welcher das Handgepäck der Reisenden in Empfang nahm. — Ohne Albert nur mehr eines Blickes zu würdigen, verließ sie den Wagen. So leichten Kaufs wollte dieser jedoch die Sache nicht aufgeben. — Vorderhand war freilich absolut nichts zu machen, — aber er mußte wenigstens wissen, wessen Hand es gewesen, die seine Wange in sehr unsanfter Art berührt hatte. —

Sein Fiaker war ein verständiger Bursche, der es zu würdigen wußte, wenn man ihm ein Zwanzigfrankenstück Trinkgeld versprach, — und so jagte er denn gewissenhaft hinter dem Wagen her, keinen Augenblick den schimmernden Glanzlederhut aus den Augen verlierend, den der neben dem Kutscher sitzende Diener trug.

Albert hatte alles erfahren, was er gewollt: Madame de Préaux war die Gattin eines alten Staatsrats, der bis zu seinem fünfundsechzigsten Jahre den unwiderstehlichen Hagestolz gespielt hatte, um schließlich den ewigen Bund mit einer zweiundzwanzigjährigen Kreolin einzugehen. —

Monsieur lebte von seinen Renten, die ungefähr 16,000 Francs betrugen und von welchen Madame ein Viertel als Nadelgeld bezog, — verwünscht wenig für Jemanden, der sich wie Madame de Préaux kleidete und chaussierte! — — —

Der Baron war in seiner Art ein Charakter; wenn er sich Etwas in den Kopf setzte, so war er bereit, mit diesem wohlfrisierten Kopf die nächstbeste Wand einzurennen, — so auch im gegenwärtigen Falle. — Der Zufall hatte dabei ein wenig mitgeholfen; ein gemeinschaftlicher Freund war es gewesen, der die Vorstellung übernommen, und nun, da Madame de Préaux wußte, mit wem sie zu thun hatte, nahm sie den jungen Mann herablassend, fast gütig auf; — auch besaß sie Takt genug, das kleine Abenteuer im Waggon als nicht vorgefallen zu betrachten. —

Die ersten Wochen flogen in unschuldigen Besuchen dahin, die Albert allsonntäglich abstattete; — dann hielt er es für angemessen, zweimal wöchentlich zu erscheinen, — hierauf dreimal, — endlich alle Tage, und so brachte es denn endlich auch die Zeit und Geduld mit sich, daß der Baron zu Stunden vorgelassen wurde, zu welchen man sonst Besuche abweist, — daß er in gewissen intimen Fragen zu Rate gezogen wurde, — daß er das Vergnügen hatte, einem frechen, drängenden Schneider eine paar elende Tausendfrancsbillet an den Kopf zu werfen, — und daß er „mon ami“ genannt wurde. —

Da Albert einen anerkannt guten Geschmack besaß, war es natürlich, daß Madame de Préaux, — oder Sidonie, wie sie jetzt für den „ami“ kurzweg hieß, sich in Toilettefragen seinen Beistand erbat. — Die logische Folge war, daß Albert zu den Kleiderproben zugezogen wurde, — daß man ihm die neuesten Chaussuren zur Beurteilung vorlegte, — und da sich nur gewissenhaft beurteilen läßt, wenn der Schuh am Fuße sitzt, so wäre es eine lächerliche Ziererei gewesen, wenn man dieses schöne Füßchen hätte verbergen wollen. Er durfte es sehen und bewundern; — er erhielt die Erlaubniß, die Spange zuzuknöpfen, — und da der Strumpf nicht ganz straff saß, so glaubte er sich berechtigt, — sogar verpflichtet, — diesem Mangel eigenhändig abzuhelfen. — — Ein wahrhaft göttliches Bein! Diesmal durfte er den Kuß wagen, ohne eine allzu unsanfte Züchtigung befürchten zu müssen, — — und — — sonderbar, — diese sinnberückende Mailuft hatte Sidoniens Kopf schwindeln gemacht; — — — als sie aus ihrer Betäubung erwachte, sah sie zu ihrem Schrecken, daß Albert an ihr vollständige Kammerjungferdienste versehen hatte! — Sie bat, — flehte — — und weinte. —

Wie war sie bezaubernd schön, als sie, ob ihrer Unverhülltheit, schamrot auf dem Ruhebett lag, während sich die Brust in erregtem Keuchen hob und senkte! — Ein Modell, — vollkommen, wie es die Künstler nur selten zu sehen bekommen. So flüsterte ihr Albert ins Ohr, — und nun lächelte sie unter Thränen und murmelte bebend: „Wirklich? — — Ich gefalle Dir so?“ — — — —

Großer Gott, — wie sie ihm gefiel! — — Zwei, — vier, — sechs Monate,

— ein Jahr hindurch wurde er nicht müde, diese göttliche Gestalt, — diese lebende, atmende Venus mit den Augen zu verschlingen, und dem Staatsrat nach besten Kräften sein Eigentum streitig zu machen. — — Dann aber sollte es plötzlich anders kommen: Eines Morgens, als er endlich doch das von Tag zu Tag hinausgeschobene Geschäft des Bilanzziehens vornahm, um den Bestand seines Vermögens zu untersuchen, machte er eine unliebsame Entdeckung: das ansehnliche Kapital, mit dem er Monaco verlassen, war auf ein Minimum zusammen geschmolzen! —

Daran war einzig und allein Sidoniens schönes Bein schuld gewesen, — beim Himmel, ein schönes, — aber ein kostspieliges Bein! — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Mein Freund!

Verwandtschaftliche Pflichten rufen mich in die Provinz. — — Unser Glückstraum war schön, — aber, wie alle Träume, kurz gewesen, — — doch was machen? Gegen das Schicksal ist alles Kämpfen vergebens; — ich muß dem Rufe folgen und ans Krankenbett meiner gelähmten Tante eilen. — Wie lange ich das Amt der barmherzigen Schwester werde versehen müssen, weiß ich nicht, — ich fürchte sehr lange. — Aus diesem Grunde gebe ich Dir Deine volle Freiheit zurück, — ja, ich sage Dir nicht einmal auf Wiedersehen. — Sidonie." —

Diesen Brief hatte Albert aus den Händen des Dieners empfangen, wenige Tage nach dem tête-à-tête, in welchem er der Geliebten mitgeteilt, daß er ruiniert sei.

Er drehte nun schmunzelnd das Billet zwischen den Fingern. Es war ein bitteres Schmunzeln, — eher ein weinerliches Verzerren des Gesichtes, — und wahrlich, — hätte er sich nicht vor sich selbst geschämt, — er wäre in Thränen ausgebrochen. — Nahe an die viermalhunderttausend Francs hatte er auf den Altar der Venus gelegt, — und jetzt, — nachdem fast alles in Weihrauch aufgegangen, mußte er sehen, wie man ihm die Thüre zum Tempel vor der Nase zuschlug! — — Die Geschichte von der gelähmten Tante war zweifelsohne erfunden. — — — Kränkend, — sehr kränkend; — — wozu ist man ein beau garçon, wenn man doch nur des schnöden Geldes halber geliebt wird! —

Das Betragen Sidoniens war ein häßliches, ein undankbares, — ein elendes gewesen. — Wenn ihm jetzt irgend eine gütige Fee wieder ein Vermögen in die Hand gelegt hätte, — wie würde er der Liebllosen eine Lehre gegeben haben! — Welche Genugthuung, mit einer vollgepfropften Brieftasche vor sie hinzutreten, — ihren habgierigen Augen einen kurzen Einblick zu gestatten, — und ihr dann verächtlich zu sagen: „Madame, mit dieser Summe will ich mir eine andere Maitresse kaufen, denn ich bin Ihrer überdrüssig!" — — —

Ja, — aber solche hilfbereite Feen gibt es nur in den Märchen, — nicht in Wirklichkeit, — und doch, — — zufällig glitt sein Blick über das Zeitungsblatt, das vor ihm auf dem Tische lag, und da sprang ihm der großgedruckte Name seiner einstigen Besitzung in die Augen. Es war ein Bericht über die letzte Lokalausstellung, bei welcher die prachtvollen Stiere ihrem Eigentümer, Herrn Menuisier, die goldene Medaille eingetragen hatten. — —

Diese Notiz gab ihm zu denken. — Menuisier! — — Zwar ein Proletarier, — aber mehrfacher Millionär, — und — — Vater einer einzigen Tochter! — — — — — Albert fühlte sich ungefähr wie damals, in Monaco, als er nach beglichener Hotelrechnung den Rest der erborgten tausend Francs zählte, und überlegte, ob er diesen Rest auf rouge oder auf noir setzen, — oder ob er nach Hause eilen und sein Erbe bewirtschaften solle. — Auch jetzt zählte er mechanisch die Summe, die ihm noch verblieb, — aber, wozu? — Es gab ja hier keine Bank, in der er sie hätte wagen können, — und somit beschloß er, Herrn Menuisier einen freundschaftlichen Besuch abzustatten. —

Schon im vorigen Jahrhundert war das in Frankreich für herabgekommene Taugenichtse ein bequemer Ausweg gewesen. — Sie hatten dafür sogar eine witzig

sein sollende Phrase ersonnen: wenn es irgend einem Chevalier, Vicomte, Marquis ꝛc. gelungen war, ihre adelige Person an einen reichen Emporkömmling zu verschachern, indem sie sich herabließen, der Tochter die Hand zu reichen, so nannten sie das: „fumer leur terre", — „ihr Grundstück düngen". — Auch Albert wollte den Versuch machen, und Herrn Menuisier die Ehre anbieten, sich Schwiegervater des letzten de Granville nennen zu dürfen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Diner war tadellos gewesen; — merkwürdig, daß Leute aus dem Volke so gut aßen! . . . . .

Man konnte Papa Menuisier füglich einen recht jovialen Burschen nennen. — Freilich war es geradezu ekelhaft, wenn er hie und da die mühsam angelernten Manieren abstreifte, — einzelne Worte mit echtem Marseiller Accent hervorstieß, — sich den Mund mit Wein ausspülte, den er dann geräuschvoll — hinabschluckte, — und die Zähne mit der Gabel stocherte, — — aber was vergißt und vergibt man nicht alles in Hinblick auf Millionen! — Selbst ein Düngerhaufen, wenn mit Goldstücken belegt, mag ganz appetitlich aussehen. —

Aber Mademoiselle Marie, — sie war so übel nicht. — Keinesfalls durfte man sie bucklig nennen; im schlimmsten Falle konnte man zugestehen, daß sie die Schultern hoch trug, — und was die Plattheit der Brust betraf, — nun, da gab es noch plattere. — Gestalten à la Sidonie fand man überhaupt nicht an der nächstbesten Straßenecke. —

Aber Mademoiselle schielte, — das war nicht zu leugnen; — doch immerhin nur mit dem rechten Auge; linksseitig, im Profil betrachtet, konnte man den Kopf eher hübsch nennen. — — —

Au, — — — jetzt hatte sie eine Frage des Vaters in ihrem heimatlichen Accent beantwortet! — Das war bitter gewesen; — das hatte den Baron beleidigt, — empört, — ja, so heftig geärgert, daß er sich im vorhinein vornahm, — Mademoiselle zwar zu ehelichen, — aber Trost und Vergessen bei Sidonie zusuchen . . .

Wahrhaftig? — Abgeblitzt? — — — Abgeblitzt! — — — „Mein lieber Baron," — war Herrn Menuisiers Antwort gewesen, (wie ihm dabei die grobe, fette Hand impertinend vertraulich auf der Schulter umhergetappt hatte, — und auch dieses plötzliche ungenierte „mein lieber Baron" statt des bisherigen „Monsieur le Baron!") — „es gereicht mir zwar zum Vergnügen" — (warum nicht zur hohen Ehre?) — „daß meine Tochter in Ihren Augen Gefallen gefunden hat, — aber Sie werden es mir hoffentlich nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen aufrichtig sage, daß ich Ihnen das Mädchen nicht zur Frau geben kann. — Mein seliger Vater, — er war Lastträger, pflegte zu sagen: Man soll die Bauernpfote nicht in einen Handschuh zwängen wollen! — Sehen Sie sich einmal meine Pfote an; — wollte ich sie in Ihren Handschuh stecken, so wären zwei Eventualitäten möglich: entweder meine Hand würde sich höchst unbehaglich fühlen, — und das wäre lästig für mich, — oder der Handschuh würde platzen, — und das wäre unangenehm für Sie. — — Deshalb ist's mir lieber, wir lassen die Sachen beim Alten." — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Diese verschiedenen kleinen Widerwärtigkeiten hatten Albert europamüde gemacht. — Von der Maitresse verabschiedet, — von einem ungebildeten Parvenü abgewiesen, — und von der Ungunst des Schicksals um sein Vermögen gebracht, — das war doch genug, um ihm dieses schlechte, wankende, unsolide Europa verhaßt zu machen. —

Seit mehreren Tagen saß er in der Stadtbibliothek und wühlte in den verschiedensten Reisewerken: Amerika, — Australien, — Afrika, — Asien, — — die Auswahl war reichlich genug, — und dennoch konnte er sich nicht recht entschließen. —

Wenn er einfach Militärdienst nähme und sich nach Afrika transferieren ließe? — Oder, wie wäre es in der päpstlichen Armee? — Dort mußte man ihn mit offenen Armen empfangen. — — Auch die Türkei war immer bereit, Ausländern

vorteilhafte Stellen zu gewähren; — — — Teufel, — das ist eine Idee mit der Türkei! — So ein hübsches, einträgliches Paschalik, — unumschränkter Herr über einen ganzen Distrikt; — ein echt feudales Leben. — Und dann noch der nette, assortierte Harem, — sapristi, — das Wasser lief dem Edelmann im Munde zusammen! — — Er ließ die verschiedenen Bände dort, wo sie lagen, — und eilte davon. — Der Kommandant Poivrier hatte Jahre hindurch den Orient bereist, — der Kommandant war sein Freund, — er konnte ihm in jeder Beziehung die gewünschten Auskünfte und Rat erteilen. —

Zwei Wochen lang tanzte das Fahrzeug, auf welchem Albert Ueberfahrt genommen, auf den Wellen des mittelländischen Meeres. — Für morgen hatte der Kapitän die Durchschiffung des Bosporus versprochen. — In vier oder fünf Tagen konnte man in Trapezunt sein, — (diese verwünschten Segelboote gehen so langsam) — und von dort war es möglich, mittelst Barke in einer Woche den Hafen von Poti zu erreichen. —

Der Baron hatte nach der Unterredung mit dem Kommandanten Poivrier seine Pläne ein wenig geändert: Nicht in der Türkei, sondern in Persien wollte er Dienste suchen, — denn diese verwünschten Engländer, Polen und Ungarn waren ihm in seinen Kombinationen zuvorgekommen: alle guten Plätze hatte die Pforte bereits an Jene vergeben, während den neuesten Nachrichten zufolge, Persien sich augenblicklich auch gewaltig zu regen begann, und Fremde, die dort Karriere suchten, mit lautem Jubel empfing. — Der Würfel war mithin für's Land der Arsaciden und Sassaniden oder wie Albert lächelnd sagte, — fürs Land der „Assassins" gefallen. — Auch dort gab es Paschaliks, — die man Khanate nannte, — Unabhängigkeit, — und — — Harems! — — — —

Albert hatte die Route über Tiflis und über das kaspische Meer gewählt. — Nach ziemlich beschwerlicher Reise auf der Heerstraße, (die Eisenbahn war erst auf dem Papier fertig) — war er in der kaukasischen Hauptstadt angelangt. — Gewichtige Empfehlungen an das Konsulat seines Landes waren ihm vorangegangen, so daß er alles zu gastlicher Aufnahme bereit fand. —

Eine charmante Stadt, Tiflis! — Zu jener Epoche gerade im Zustande des Abhäutens begriffen, — hatte sie die streng orientalische Hülle teilweise abzustreifen begonnen, — so daß es dem Europäer doch wenigstens in gewisser Beziehung nicht am altgewöhnten heimischen Komfort fehlte. —

Der Repräsentant Frankreichs, ein alter gentilhomme, der auch früher in glänzenderen Verhältnissen gelebt, bis er, nach glücklich erreichtem Ruin, durch die Protektion mächtiger Freunde diesen Ruheposten erhalten hatte, war über den Besuch des jungen Standesgenossen entzückt. — Wenigstens hatte er nun passende Gesellschaft, denn die Zeit vergeht verteufelt langsam, wenn man nichts zu thun hat, — und außerdem sollte er da einen Tischgenossen finden, der die gute Küche zu würdigen wußte, welche der Vicomte de Chapelain als echter Sohn seines Landes führen zu müssen glaubte. Mehrere Wochen vergingen, ohne daß Albert an eine Weiterreise dachte, — ja, — es war sogar jetzt ein Moment gekommen, wo er in seinen Projekten ein wenig schwankend wurde. — Das Land gefiel ihm, — und nach der Versicherung seines Gastgebers lebte sich's hier ganz herrlich in den Tag hinein. — Der Vicomte war einer jener abgelebten beaux, welche sich der Illusion hingeben, das Herzenbrechen als Monopol zu besitzen. — Sobald ihm ein junges Mädchen ein freundliches Lächeln zeigte, so unterlag es keinem Zweifel, daß die arme Kleine in den alten Nußknacker sterblich verliebt war, — und daß er nur zustimmend zu nicken brauchte, um die Liebesaffaire in Gang zu bringen. —

Die Georgierinnen verstehen es, reizend und herzgewinnend zu lächeln, — und da der gezierte alte Tropf belächelnswert war, so zeigten ihm die jungen Frauen und Mädchen ohne viele Umstände ihre schönen weißen Zähne, — ergo lagen sämt-

liche Damen von Tiflis zu Füßen des unwiderstehlichen Sechzigers. — Dessen konnte Albert versichert sein; — doch der Vicomte war bon enfant, — er versprach seinem jungen Landsmanne feierlich, zu seinen Gunsten auf Einzelne der Landesschönheiten Verzicht zu leisten. —

Das war jedoch nicht der Hauptfaktor, welcher Albert in seinen ursprünglichen Entschlüssen wankend zu machen begann, sondern es hatte sich ihm eine Aussicht eröffnet, binnen kurzer Zeit ein Vermögen zu erwerben. — Das war einfach so gekommen: Der Vicomte hatte eines Tags in einem Anfall von guter Laune und besonderer Herablassung ein paar Mitglieder der französischen Kolonie zu Tisch geladen, — natürlich nur solche Mitglieder, welche, Dank ihrer wohlgefüllten Kassen, in der Stadt eine gewisse Rolle spielten. — Das Gespräch war unter anderem auf Geschäfte und Unternehmungen gekommen, — und da hatte Einer der Herren, Monsieur Favel, die Bemerkung fallen lassen, daß eben jetzt für einen unternehmenden, energischen jungen Mann eine Gelegenheit, wie keine zweite sich biete, sein Glück zu machen: In Amerika begann es zu gähren, und in Folge dieser Gährung stockten die Geschäfte. Wenn nun hier Jemand den Versuch machte, den Sklavenhändlern dort drüben den Rang abzulaufen, so könne er in kurzer Frist durch den Baumwollbau zum reichen Manne werden. — — Der Hausherr hatte das allzu ernst zu werden drohende Gespräch mit einem seiner gewohnten Scherze unterbrochen, und einen kleinen Liebeshandel, — natürlich Selbsterlebtes, — zum Besten gegeben, in den eine der ersten Damen der Stadt, — die sogar zu nennen er die Geschmacklosigkeit beging, — die Hauptrolle spielte. —

Alles lachte und gratulierte ironisch dem modernen Don Quixotte zu seinem Glück; — auch Albert stimmte in den Ton ein, ohne jedoch die Worte zu vergessen, welche Monsieur Favel vorhin gesprochen hatte. —

Die Sache gab ihm einige Tage hindurch zu denken. — Endlich, eines Morgens, begab er sich in die Fabrik seines Landsmannes: „Monsieur Favel, ich komme in einer Geschäftsfrage zu Ihnen: Wie und wo könnte man das Unternehmen in Gang bringen, welches Sie unlängst während unseres Diners erwähnt haben; ich meine die Baumwollangelegenheit." —

„Lieber Himmel, Herr Baron, — überall im Kaukasus, wenn Sie wollen; — doch am geeignetsten scheint mir dazu die am schwarzen Meer liegende Provinz Mingrelien, denn dort haben Sie den Vorteil, alle Transportkosten bis zur Küste auf ein Minimum zu reduzieren." —

„Aber es gehört vielleicht ein starkes Kapital dazu, um die Sache zu organisieren?"

„Stark? — Nein. — Ich würde Ihnen sogar raten, im ersten Jahre nicht zu viel dareinzusetzen, — denn jede Lehrzeit kostet mehr oder weniger Geld, — und ich vermute, daß Sie sich bisher nur wenig mit Geschäften abgegeben haben." —

„Sagen Sie lieber, gar nicht. — Aber ich wäre nicht abgeneigt, den Versuch zu machen. — Glauben Sie also, daß etwa eine Summe von zehntausend Francs genügen dürfte?" —

„Mehr als genügen! — Für den Anfang wäre die Hälfte hinreichend, — denn nach meiner Idee müßten Sie die Sache ungefähr in folgender Weise in Gang bringen: Sie pachten von einem oder mehreren größeren Besitzern Grundstücke, — der Boden ist um ein Spottgeld zu haben, — und diese Grundstücke lassen Sie an die Bauern ab, gegen die Verpflichtung, daß man Ihnen die Hälfte der Ernte ablieferе. — Auf diese Art laufen Sie nicht die geringste Gefahr. Sie können ruhig die Hände in den Schooß legen, bis die Erntezeit kommt; dann heißt es freilich überwachen, um nicht bestohlen zu werden. —

Hierauf kaufen Sie den Bauern die andere Hälfte zu billigen Preisen ab, — es ist dies eine Art Monopol, das Sie sich dadurch vorbehalten, — und schließlich versenden Sie Ihre Waare nach Europa, — oder wenn Sie an meine Kasse klopfen wollen, so steht Ihnen dieselbe offen, denn ich kann nie genug Material für meine Fabrik bekommen. — Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich das brillante Geschäft nicht selbst in Angriff nehme, — aber dazu habe ich gute Gründe: Ich

bin alt, — kinder- und verwandtenlos, — und mein hiesiges Unternehmen giebt mir vollauf zu thun." — — — —

Albert dankte dem uneigennützigen Landsmann und ging. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach vierzehn Monaten hatte der Baron sein Kapital von zehntausend Francs vervierfacht! — — — Guter Gott, wenn das so fortging, so konnte er ja in drei Jahren als gemachter Mann heimkehren! — — —

Das Glück wollte es so. Noch bevor jene Frist abgelaufen, saß Albert wieder in Paris. —

„On revient toujours à ses premières amours", heißt es im Sprichwort. Kein Wunder also, daß Albert Sidonie gesucht, und — gefunden hatte. —

Sie war womöglich noch schöner und reizender geworden, — und da Monsieur de Préaux in diesen drei Jahren durchaus nicht an Kräften zugenommen, so hatte es nicht viel Ueberredungskunst von seiten Alberts bedurft, um die liebeseufzende Frau ganz und gar zu gewinnen. — — — Während der alte Herr in der oberen Etage saß und seiner neuesten Passion, dem Ordnen einer Schmetterlingsammlung, fröhnte, koste das Pärchen unten, im kleinen Parterre-Salon, — auch zwei Schmetterlinge, — aber nicht tot und gespießt, — nein, — — voller Leben, — Lust — und Liebe! — — — —

Liebe! — Sonderbar; — Sidonie fühlte plötzlich Etwas in sich, das dem von Poeten so oft besungenen und beschriebenen Zustande auf ein Haar glich. — Während ihres ersten Verhältnisses mit Albert waren es nur die Sinne, und — warum sollte sie sichs nicht ehrlich gestehen, — die Bewunderung für das blanke Gold gewesen, welche sie vorübergehend an den jungen Mann gefesselt hatten; — jetzt aber war das wie auf einen Schlag anders geworden. — — — Wohl rollte ihr südländisches, heißes Blut noch immer fieberhaft durch die Adern und ließ die Leidenschaft nicht zur Ruhe kommen, — aber das Herz wollte bei der Sache auch ein Wort mitsprechen. Wenn sie in den Armen des Geliebten lag, so war es nicht allein der Kitzel der Sinne, der sie beherrschte, — nein, sie liebte ihn wirklich aufrichtig, — zum Rasendwerden! — — —

Albert hatte ihre dringenden Schulden bezahlt; — es war gegen ihren Willen geschehen, — und um ihm zu beweisen, daß sie sich ihm nicht um des Geldes willen hingab, schränkte sie ihre Ausgaben so ein, daß ihr Nadelgeld ausreichte. — Mit Geschenken durfte er ihr nicht mehr kommen, — höchstens ein Bouquet, — eine seltene Blume, — das war alles, was sie aus seiner Hand nehmen wollte. — Also hatte es das Geschick gewollt, daß Albert sich ganz unerwartet um seiner selbst willen geliebt sah! — — Jetzt hatte er doch seine Wünsche erreicht. — Freilich wohl, — doch, — er hatte sich das anders vorgestellt: mit seiner Freiheit war es vorderhand so gut wie vorbei; Sidonie wollte ihn ohne Unterlaß bei sich haben; sie schmollte, wenn er irgend eine Einladung zum Diner annahm, — wenn er einem Freunde Rendez-vous im Theater gab, — wenn er abends seinen Cercle besuchte, — — nur für sie, — — und in ihr sollte er leben und atmen! — — Das war etwas viel verlangt; — das begann nach und nach lästig zu werden — Es hieß nun allerlei kleine Finten anwenden, Ausflüchte erfinden, — Notlügen ersinnen, um einen Teil wenigstens der vierundzwanzig Stunden für sich zu erobern. —

Allmählich fühlte Albert, daß ihm sein Verhältnis eine corvée, — eine — — „scie" wurde, — und schließlich dachte er allen Ernstes daran, seine Fesseln zu lösen. —

Er hatte eine allerliebste Schauspielerin kennen gelernt, — einen lustigen Kameraden, — der die kleinen Soupers nicht mit faden Liebesseufzern zu überzuckern suchte, sondern dieselben mit pikanten, geistvollen, witzigen Einfällen zu würzen verstand. — Ein prächtiges Geschöpf, diese kleine Fanchon, — voller Verve und Humor! Sie konnte ausgelassen, bis nahe zum — Unerlaubten werden, — doch das war eben pikant, — das war chic, — modern, — und Albert sehnte sich

nach diesen zwanglosen Abenden, wie der Schuljunge nach dem Ende der Klassenstunde. — — — —

Der Sommer war gekommen und mit ihm die Periode, wo Alles, was die erforderlichen Mittel besaß, Paris floh. —

Monsieur de Préaux, dessen Häuschen in der Vorstadt inmitten von Gärten lag, hatte keinen Grund, sich noch die Extraauslage einer Sommerfrische zu machen, obwohl Madame zu wiederholten Malen deutliche Anspielungen gemacht hatte. — Der Gatte wollte nichts von Ortsveränderung und Luftwechsel hören, — und Sidonie mußte schließlich ihre Seebadträume aufgeben. —

Für Albert jedoch bot sich nun eine günstige Gelegenheit, die Fessel, wenn auch nicht zu zerreißen, — so doch ein wenig zu lockern. Seit seinem dreijährigen Aufenthalt im mingrelischen Tieflande litt er, wie er versicherte, — an den Folgen des dort fast unvermeidlichen Wechselfiebers: die Aerzte hatten ihn für anämisch erklärt, — es war somit geboten, die Hitze der Stadt zu fliehen und Kräftigung in einem Seebad zu suchen. — Der Geliebten war es fast eine Beruhigung, daß sich ihr ami entschloß, seinen Sommer an irgend einer vergessenen Küste der Bretagne zuzubringen. — Dort war keine Gefahr, daß man ihr Albert abspenstig machte, — es sei denn, daß er die Geschmacklosigkeit beging, sich in eines der Fischerweiber zu verlieben, — bah, — das durfte er sogar, — eine Liebe für zehn Minuten! — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mademoiselle hatte die Wahl gehabt zwischen dem ersten Sekretär der türkischen Botschaft, Achmed Effendi, und dem großmütigen Lebemann Baron de Granville. —

Ersterer hatte ihr einen langbewunderten Diamantschmuck geboten, — letzterer, ein nettes kleines Landhaus in Saint-Cloud. —

Fräulein Fanchon war ein praktisches Mädchen. — Sie wußte aus Erfahrung, daß der Diamantschmuck in kürzester Zeit den Weg aller Geschmeide, — ins Versatzamt wandern würde, — während der Besitz einer Villa der Eigentümerin immer einen gewissen Fond, — eine Garantie der Solidität und Rangirtheit gab. — Auch gewährte ein schmuckes Landhäuschen den Vorteil, daß sich meist der Spender darin gefiel, dortselbst sein Absteigequartier zu nehmen, und sich wiederholt umzusehen, ob das Kästchen, das er geschenkt, auch gewürdigt und in Ordnung gehalten werde, — oder um deutlicher zu sprechen: — sie konnte hoffen, daß der Baron zeitweise ihr Nest mit ihr teilen, — und pflichtgemäß dem Weibchen die nötige Atzung bringen werde. —

Besonders als Albert eines Abends erklärte, daß er entzückt wäre, wenn sie ihm über den Sommer Gastfreundschaft gewähren wolle, — gab es keine Sekunde mehr zu überlegen; — es verstand sich doch von selbst, daß er hiemit die Pflichten des Unterhaltes zu übernehmen bereit war. — — — — — — — — — — — —

Arme Sidonie! Wie bittere Tränen weinte sie, als sich nun Albert nach längerem Ansherzpressen ihren Armen entwand, und mit Sack und Pack den Fiaker bestieg! - „Vergiß mich nicht!“ hatte sie ihm schmerzlich nachgeflüstert, — und: „In zwei Monaten sehen wir uns wieder!“ — war seine tröstende Antwort gewesen. Man war übereingekommen, sich nicht zu schreiben. — Diese leblosen Worte auf dem steifen Papier, — sie vermochten ja doch nicht die Trennung zu erleichtern, — auch hätte ein Briefwechsel leicht für Sidonie kompromittierend werden können, denn dieser Monsieur de Préaux, — so unschuldig und ahnungslos er auch im gewöhnlichen Leben war, — auf alles Geschriebene, sei es eine alte Urkunde, — ein Pergamentmanuskript, — oder auch ein Brief fiel er wie ein wahrer Raubvogel her; — es hieß also in dieser Sache vorsichtig und klug sein; — lieber seufzen und sehnen, als durch irgend eine fatale Nachlässigkeit eine Katastrophe herbeiführen. — — — Der Wagen rollte davon; nach Sidoniens fester Ueberzeugung, — zum Bahnhof, — — in Wirklichkeit jedoch gemächlich und still nach — Saint-Cloud! — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Gott, mein bester Joseph, bist Du langweilig mit Deinen Schmetterlingen!

— Es ist ja eine förmliche Mordlust, — eine Verfolgungswut in Dich hineingefahren!" —

Monsieur de Préaux war gerade im Begriff, einen frischgefangenen Admiral auf den Spieß zu stecken, und sodann seinen mit reicher Beute besäeten Hut mit dem neuen Exemplar zu bespicken: — „Aber liebes Kind, ich begreife nicht, wie man für die Wissenschaft so wenig Interesse fühlen kann; und wenn schon nicht Interesse, so solltest Du doch Etwas wie Stolz empfinden: Hast Du nicht die Notiz gelesen, welche ich Dir gestern vorlegte und in der lobend hervorgehoben wird, daß ich eine der vollständigsten Sammlungen besitze?" —

„Eine Sammlung von seltenem Porzellan oder chinesischen Bibelots wäre mir lieber," — bemerkte Sidonie achselzuckend. — „Kommen wir nicht bald in das von Dir so sehr gerühmte Gasthaus? — Ich bin müde, — hungrig — und durstig." —

„Noch zehn Minuten Geduld und wir sind an Ort und Stelle." — — Das Ausflüglerpaar wanderte eine Strecke weiter und gelangte in eine schattige Allee, welche eine hübsche Promenade zwischen zwei Reihen stattlicher Villen bildete. — „Du bist müde und erhitzt, meine Liebe, — vielleicht willst Du Dich auf jener Bank ein wenig ausruhen." — Man war in die Nähe eines Ruhesitzes gekommen, welcher knapp vor einem der eisernen Gartengitter angebracht war. — Sidonie ließ sich erschöpft nieder. — „Nun, von Deinem Saint-Cloud habe ich genug," — sagte sie verdrießlich — „Wenn Du das „Land" nennst, so können wir uns füglich auch in Paris der Illusion hingeben, auf dem Lande zu leben." —

„Spürst Du denn gar nichts von der reinen, frischen Luft? — Das ist doch im Vergleich zu unserem Pariser Dunst eine wahre Gebirgsatmosphäre." —

„Ich spüre nicht das Geringste davon. — Unausstehliche Hitze ja, — nachdem Du mich nun seit zwei vollen Stunden in der Sonnenglut hinter Dir dreintraben ließest, während Du wie besessen diesen langweiligen Schmetterlingen nachhüpftest! Nein, — das war meine erste und letzte Landpartie. — In ein Seebad, wenn Du" —

„Ich bitte Dich, lassen wir dieses ewige Seebad, es ist" — — im Garten hinter der Sitzenden wurden nun plötzlich Stimmen vernehmbar. — Lachend und schäkernd schien sich dort ein Pärchen hinter dem dichten Gebüsch zu ergehen. —

„Oh, Paris!" — summte eine helle Sopranstimme. —

„gai séjour," — setzte der Tenor ein. —

„de plaisi — ir et d'ivres — se"; wieder die Mädchenstimme. —

Monsieur de Préaux hob schmunzelnd den Kopf: „Ein glückliches Paar!" —

„Hübsch unser kleines Paradies, — unsere Oase, nicht wahr, mignonne?" — frug der unbekannte Glückliche. —

„Reizend, mein Albert! — — — Küsse mich." —

„Ich fürchte, wir sind indiskret," — flüsterte Monsieur de Préaux — „Es ist angezeigt, zu" — Sidonie legte Schweigen gebietend den Finger an die Lippen. Dunkle Glut hatte sich über ihre Wangen ergossen; - die Brust hob sich in krampfhaftem Atmen. —

„Ach, wie bald wird unsere kleine Idylle ein Ende haben!" klagte der Schäfer hinterm Buschwerk. —

„Warum ein Ende?" —

„Nun, der Sommer dauert nicht ewig, — und ich habe nur zwei Monate Urlaub." —

„Also bist Du im Dienst? — das ist mir neu." —

„Im Dienst, — hm, — wie man's nimmt: ich bin Ordonnanz im Amazonen-Regiment, — und auf zwei Monate beurlaubt. — — — Der Dienst ist verteufelt schwer, — ich versichere Dir's, meine kleine Fanchon; — der Oberst, — oder vielmehr, die Oberstin ganz unglaublich anspruchsvoll und von einer nervenangreifenden Akkuratesse. Dafür habe ich ihr aber auch einen lustigen Streich gespielt: Mein Urlaubspaß lautet ungefähr: „Die Ordonnanz Granville ist auf zwei Monate nach Quimperlé beurlaubt, um sich von einer bedenklichen Anämie zu erholen." —

Fanchon brach in helles Gelächter aus: „Quimperlé!“ —

„Ein hübscher Name, nicht wahr? — Ja, Quimperlé soll ein prächtiger Ort sein; — man lebt dort von Schnaps, Sardinen, Schwarzbrod und Seeluft. — Auch hat man hie und da Gelegenheit, ästhetische Studien an den massiven Betten der Fischweiber zu machen. — Nicht so dumm, die kleine Ordonnanz; sie sitzt ruhig und vergnügt in Saint-Cloud, — läßt die Oberstin — Oberstin und Quimperlé — Quimperlé sein; — hahaha!“ —

„Hahaha,“ sekundierte Fanchon, — und nun klatschte ein schallender Kuß herüber. —

Sidonie hatte sich von ihrer Bank erhoben: „Du hast recht gehabt, Joseph, — — wir stören“ — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen stand der Baron de Granville unwirsch am Gartengitter; er hatte soeben ein an ihn adressiertes Couvert geöffnet, das der Postbote gebracht. — Er wußte an der Aufschrift woher das Briefchen kam; — und der Inhalt? — Ganz kurz; nur ein einziges Wort: „Lügner!“ —

Ein Zeitungsjunge rannte schreiend vorbei; als er Albert am Gitter bemerkte, hielt er in seinem Lauf inne: „Monsieur, — kaufen Sie; — sehr interessant; — Extraabzug: „Ein Selbstmord in der Gesellschaft!“ —

Der Baron nahm das Blatt in Empfang: Eine Dame hatte ein Fläschchen Laudanum geleert! — — — — Jetzt schwindelte ihm der Kopf für ein paar Minuten, als er den Schlußsatz las: „Wir müssen uns vorläufig darauf beschränken, den Namen der Unglücklichen blos anzudeuten: sie hieß Sidonie de P . . . . .“ —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Albert hatte sich bald wieder erholt. — Er steckte das Zeitungsblatt in die Tasche und schritt dem Häuschen zu: „Diese verwünschten Weiber von heutzutage sind doch Alle miteinander hysterisch!“ — Fanchon kam ihm trällernd entgegengehüpft: „Oh, Paris, — gai séjour!“ — — — — —

Der Vicomte de Chaplain saß ziemlich übellaunig in seiner Konsulatskanzlei. —

Diese Dummköpfe, — diese Schufte! — Dahergelaufene Handwerksgesellen, — ehemalige Vagabunden, denen das Glück in ganz unerhörter Art in die Arme gerannt war, und welche sich jetzt auf die großen Herren, auf die Tonangeber der französischen Kolonie spielten. — Sie hatten sich wahrhaftig unterstanden, eine Petition um Personalwechsel einzureichen! — — In ihrer Schrift hieß es, die Konsulatsgeschäfte würden in unglaublicher Weise vernachlässigt, und der Repräsentant Frankreichs gebe sich außerdem dem allgemeinen Spotte preis, indem er, — ein bejahrter Mann, — sich auf den jugendlichen Herzenbrecher hinausspiele und in Folge dessen in der Gesellschaft den Spitznamen „le polichinelle“ erhalten habe! — — — — Impertinent! Und statt daß die Regierung für ihn Partei nahm, — die Unverschämten zurechtwies, — erteilte man ihm ohne viele Umstände eine offizielle Nase! — Da lag sie vor ihm, — schwarz auf weiß, — nebst der Abschrift der Klage, die ihm ein Freund aus dem Ministerium privatim zugesandt hatte! — — — —

Das kömmt aber auch daher, wenn ein Vicomte de Chaplain sich herbeiläßt, einen lumpigen Konsulatsposten anzunehmen. — Bei Gott, wenn nicht die 22,000 Francs Gehalt damit verbunden wären, — er schickte auf der Stelle seine Demission in Form eines groben Briefes ein! — — — —

Vermutlich würde der Beleidigte noch länger fortgewettert haben, wenn nicht soeben Jemand ins Gemach getreten wäre. — Er blinzelte überrascht dem Eintretenden entgegen: „Wie? — Sehe ich recht? — — Granville?“

„Derselbe.“

„Sie sind mir wie vom Himmel zum Trost gesandt, lieber Freund,“ — und

nun beeilte sich der Vicomte, dem Besucher sein Leid zu klagen. — — Nachdem man die unliebsame Affaire eine Zeitlang besprochen, hielt es Albert für angemessen, dem Anderen den Grund seines unerwarteten Erscheinens zu erklären. Alles war wieder, bis auf einen geringen Rest, zum Kukuk gegangen! — Es hieß nun nochmals von vorne anfangen und ein paar Jahre geduldig in jener mingrelischen Fiebergrube aushalten, wo er zum ersten Male das goldene Vließ gefunden hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Albert hatte sich die Sache zu leicht vorgestellt. Den mingrelischen Gutsbesitzern und Bauern war es nicht entgangen, daß sie sehr gut mit Uebergehung des Fremden das Baumwollgeschäft betreiben konnten, mithin fand der Baron, als er triumphierend und siegesbewußt in Kachati einzog, den Markt mit Material überschwemmt. Das war eine bittere Enttäuschung. — Was nun machen? — — Halt, — eine Idee! — In Paris hatte ihm der Direktor der Omnibusgesellschaft gesagt, daß er mit Vergnügen selbst die größten Quantitäten Mais, ankaufen würde, wenn ihm Albert denselben zu billigeren Preisen liefern wollte, als es gegenwärtig die amerikanischen Händler thaten. —

Immerhin konnte also der Versuch gemacht werden. — Er mietete eine große Holzbaracke, die er als Komptoir und Magazin einrichtete, — und nun ließ er ohne Zeitverlust bekannt machen, daß er bereit sei, sämtlichen Mais, der ihm um den von ihm festgesetzten Preis gebracht werde, aufzukaufen. — — —

Das Geschäft ging ganz vortrefflich. — Wirklich, das Glück wurde nicht müde, sein Füllhorn über den Waghals auszuschütten! — —

Albert hatte während seines letzten Aufenthalts in Mingrelien mit einem größeren Gutsbesitzer ein Freundschaftsbündnis geschlossen, das er nun, da der Mann intelligent war und nützlich sein konnte, zu erneuern strebte. —

Knias Otkia Battonidze hatte durchaus nichts dagegen, mit dem unternehmenden Manne in Verbindung zu treten, — obzwar er als echter Alt-Mingrelier alles haßte, was vom Auslande kam. — Doch dieser Haß geht bei jenen Schlingeln nur so weit, als sie selbst nichts dabei zu riskieren haben; — giebt es, im Gegenteil, Vorteil oder Gewinn zu erhoffen, so verwandelt sich die Abneigung (wenigstens äußerlich) in ostentative Liebe, Verehrung und Bewunderung. — Otkia war mithin für seinen ausländischen Freund ganz Feuer und Flamme; — der Zufall führte ihm nicht alle Tage Jemanden zu, der bereit war, den ganzen Maisvorrat gegen Baarbezahlung zu kaufen. — — —

Das erste Versuchsgeschäft war so glänzend gelungen, daß Albert allen Ernstes daran denken konnte, die Sache nun im Großen anzupacken, — und da Otkia sah, daß das Unternehmen reichlichen Gewinn versprach, so wich er dem Fremden nicht mehr von der Ferse. Albert mußte bei ihm Quartier nehmen, — seine Mahlzeiten teilen, — seine Pferde benützen, — kurz man that alles mögliche, um dem Franken seinen Aufenthalt angenehm zu machen. —

Eines Tages unternahm der Mingrelier mit seinem Gaste einen Spazierritt in die Umgebung; — man wollte ein Gut besichtigen und sehen, ob sich nicht dort eine Maisplantage nach rationellem Muster anlegen ließe. —

Der Ort war prächtig; — am Rand eines Urwaldes gelegen, zog sich das Plateau leicht thalab, gegen das Niederland hin. Weit hinaus über die Ebene, durch die sich der schimmernde Ingur windet, reichte der Blick, bis fern hinüber, zu der dunklen Gebirgskette. „Eine herrliche Lage für ein Häuschen!“ — rief Albert entzückt, — und unter freundlichem Schmunzeln bat Otkia den geehrten Gast, die Stelle genau zu bezeichnen, wo dieser Lust hätte, ein Gebäude zu errichten. — Albert lächelte zum Scherz, — aber der Andere versicherte, daß es vollster Ernst sei, — und um dem Freunde zu beweisen, daß man in Mingrelien großmüthig zu sein verstehe, beauftragte er sogleich seinen Aufseher, die Parzelle abstecken zu lassen. Da war eine kleine Erhöhung, die für das Haus wie gemacht war, — ringsum

das grüne, blütenbesäete Gelände, — ein natürlicher Park, — — kurz der Besitz konnte ganz reizend werden. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Land-Schenkung war für Albert eine kostspielige Sache geworden. — Es war ihm plötzlich die Idee gekommen, sich einen Wohnsitz nach europäischer Art zu errichten, — und derlei Passionen kommen in außereuropäischen Ländern teuer zu stehen. — Nun war die Villa fertig, — aber es fehlte Etwas darin, ohne daß sich der Inhaber anfangs recht über das Wesen dieses Fehlenden Rechenschaft zu geben wußte. — Endlich hatte er doch heraus, woran es mangelte: an einer Hausfrau! —

Ernstlich überlegt, wäre es an der Zeit gewesen, eine homme sérieux, — ein Ehemann zu werden. Albert zählte fünfunddreißig Jahre; — das war eigentlich der Moment, wo er daran denken sollte, den wilden Junggesellen zur Thüre hinauszuwerfen, um dem soliden, gesetzten Manne Eintritt zu gewähren. — —

Er malte sich das Bild recht anziehend aus: eine frische, pikante Erscheinung, die ihn, in hellem, duftigem Morgenkleide auf der Veranda sitzend, erwartete, wenn er von seinem Morgenritte nach Hause kam. — Nun ließ er sich an ihrer Seite in die schwellenden Kissen nieder, und während sie ihm den Thee kredenzte, drückte er einen verliebten Kuß auf den schöngeformten Arm, von welchem der weite Aermel zurückgefallen war. — — —

So liebte er nun zu träumen und den Faden weiter zu spinnen, — bis er endlich erwachte, und in das lauernde Gesicht seines Genossen blickte. — „Du warst soeben sehr in Gedanken versunken," sagte dieser. —

„Ja, — es kommt ganz unwillkürlich über mich. — Ich denke, daß es langweilig sei, ein so hübsches Haus allein zu bewohnen; — es gehört eine Frau hinein." —

„Es gehört eine Frau hinein," — wiederholte Otkia unter verbindlichem Kopfnicken. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Kurz darauf wurde Albert von seinem Freunde zu einem Feste gebeten. — Sein ältester Sohn sollte in die Militärakademie von St. Petersburg eintreten, und da mußte zur Feier des Abschieds ein Lotzua*) abgehalten werden. —

Otkia hatte besonders für Gäste nach dem Geschmack seines ausländischen Freundes gesorgt: Eine Schaar festlich gekleideter Mädchen, — bildhübsch, — blutjung, — und alle im höchsten Grade gespannt, den Fremden zu Gesicht zu bekommen, der, wie es hieß, schon einmal mit Millionen in der Tasche das Land verlassen hatte, und nun im Begriffe stand, die Säcke von neuem mit glänzendem Golde zu füllen! — „Mein Pathenkind," — sagte Otkia, dem Freunde ein etwa siebzehnjähriges Mädchen zuführend, das Albert schon beim Eintreten aufgefallen war. —

Der Franzose verbeugte sich verbindlich und versuchte, ein Gespräch in der Landessprache einzuleiten, — etwas holprig zwar, — aber Nina war eine lebhafte, intelligente, — eine reizende Person, welche die Hälfte von dem, was der Baron sagte, erriet, und lustig auf die Unterhaltung einging. — Sie überraschte auch bald den Gast mit der Nachricht, daß er getrost französische Floskel einflechten könne, da sie vier Jahre im Institut zugebracht und die Sprache zwar nicht sprechen, wohl aber so ziemlich verstehen gelernt habe. —

Das war ja prächtig! — Jetzt konnte Albert nach Herzenslust schwatzen. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Verteufelte Situation das! — Ganz verdammt ungelegen! — Aehnliche Phrasen brummte Albert vor sich hin, nachdem ihm Freund Otkia einen kurzen

*) Familienfest mit religiösen Zeremonien, wobei irgend einem Heiligen gewöhnlich Tieropfer gebracht werden.

Besuch abgestattet hatte. — — Sehr unangenehm! Dieser kleine Liebesroman mit der reizenden Nina war in ein ernstes Stadium getreten, — unliebsame Folge eines Momentes des Vergessens, — und jetzt war es unmöglich, noch länger die Sache vor ihren Eltern geheim zu halten! — —

Am liebsten hätte er sich aus dem Staube gemacht, — aber das war ein Ding der Unmöglichkeit: fast seine ganze Habe war gerade in diesem Moment engagiert, — mithin konnte an ein Durchgehen nicht gedacht werden, — und wenn er blieb, so hatte er zwischen zwei Dingen zu wählen: entweder die Kleine heiraten, oder die ganze Familie — (sie zählte ungefähr hundertfünzig männliche Mitglieder) — auf den Rücken zu bekommen. — Albert fehlte es durchaus nicht an Mut, — aber so einen vollzähligen bluträchenden Clan hinter sich her zu wissen, — das ging denn doch über den Scherz! — Hundertfünfzig Kugeln für sich gegossen zu wissen, — brr, — das machte immerhin ein wenig gruseln! — — —

Otkia hatte ihn eben heute freundschaftlich versichert, daß das Komplot im Gange sei, — und daß er ihn mit dem besten Willen nicht schützen könne. — Albert hatte stolz geantwortet, — um den Anderen glauben zu machen, daß er es im Notfalle mit ganz Mingrelien aufnehmen würde. —

„Wie Du glaubst," war die ruhige Erwiderung des Kompagnons gewesen. — „Du mußt am besten wissen, was Dir Dein Leben wert ist." —

Dann hatte Albert das Gespräch abgelenkt, um schließlich doch wieder darauf zurückzukommen; er wollte doch wenigstens Näheres über die Verhältnisse der Kleinen erfahren, denn bisher waren es ganz andere Dinge gewesen, die ihn bei Nina interessiert hatten. —

Otkia war bereitwillig seinen Wünschen nachgekommen: „Sie ist ein Fürstenkind!" — hatte er vor allem betonen zu müssen geglaubt. „Nimm mir's nicht übel, bester Otkia," — war Alberts Einsprache gewesen — „aber bei euch giebt es so wenig echte Fürsten, — und so viele Gauner, die sich diesen Titel aus dem Monde geholt haben, daß mir diese Rekommandation nicht sehr schwerwiegend scheint. — Es ist Dir doch nicht unbekannt, daß mein Koch und zwei meiner Büffeljungen die Prätension haben, Fürsten zu sein." — „Du hast im allgemeinen recht, — — aber Nina ist wirklich aus gutem Hause. — Ihr väterlicher Onkel hat Jahre hindurch das Amt des Adelsmarschalls bekleidet; — ein anderer Onkel ist Bischof von Otschemtschiri, — und", Otkia würde vielleicht eine vollständige Litanei angebracht haben, wenn ihn nicht der Andere unterbrochen hätte: „Und hat sie eine Mitgift zu erwarten?" —

„Mitgift? — Wozu, nachdem Du im Zuge bist, ein Vermögen zu machen?"

„Das gehört nicht hierher. — Bei uns ist es Sitte, daß das Mädchen, welches heiraten will, vom Hause aus dotiert werde." —

„Also ist es die Frau, die den Mann erhalten soll?" —

„Hm, — nicht gerade immer, — aber zuweilen, — vielleicht sogar größtenteils."

Otkia hatte den Freund ein paar Sekunden hindurch in einer ganz sonderbaren Weise gemustert, dann, nach einigem Zögern: „Ihre Mitgift besteht in Ländereien, die sie nach dem Tode des Vaters ungeteilt erben wird, da sie sein einziges Kind ist." — Es war eine längere Pause eingetreten; — dann hatte Albert plötzlich gesagt: „Höre, Otkia, — ich möchte noch eine Kombination vorschlagen: Die Familie fühlt sich durch mich beleidigt" — „entehrt"!" unterbrach der Freund. —

„Gut, also entehrt. — — Mit dem vollen anderthalb Hundert kann ichs nicht aufnehmen, — aber wenn die guten Leute aus ihrer Mitte drei Vertreter wählen wollen, so bin ich bereit, diesen Satisfaktion zu geben." —

„Du meinst ein Duell?" —

„Jawohl, — ein Duell." —

„Sonderbarer Einfall das: Man entehrt Jemanden, um ihn dann noch obendrein zu töten! — — Mein Lieber, sie würden mich auslachen, wollte ich ihnen mit einem ähnlichen Vorschlag kommen. — Da dürften sie es doch weit einfacher

finden, Dir ein paar Kugeln in den Leib zu jagen, statt die eigene Haut zu riskieren." —

„Sehr einfach, allerdings!" —

„Nein, nein; — überlege Dir die Sache. — Meiner Ansicht nach ist es besser, das Ganze auf friedlichem Wege abzumachen. Du wirst es nicht bereuen. Das schönste Mädchen des Landes, — gute Familie; — ansehnliche, vortreffliche Grundstücke nach dem Tode des Vaters, — — es ist weit besser, Du schlägst den geraden Weg ein und — heirateste die Kleine."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Na, — die Flitterwochen waren ja ganz charmant gewesen! — Eine kleine Hochzeitsreise nach Tiflis, — dort allerlei Einkäufe, — Putz für die Puppe, — — und jetzt saß sie, nach Alberts Geschmack ausgestattet, genau so wie er's geträumt, unter der Veranda und kredenzte dem Heimkehrenden seinen Morgenthee. —

Ganz niedlich dieses Leben in der Villa, — wenn nur nicht in den Geschäften eine Stockung eingetreten wäre: Amerika hatte dem Unternehmen den Rang abgelaufen, — und für den Moment war es unmöglich mit diesen Yankees zu konkurrieren, die es bald dazu bringen werden, selbst fürs Essen und fürs Verdauen eine Maschine herzustellen! — Ein Glück noch, daß Albert seine aufgehäuften großen Vorräte mit dem beinahe geringsten Verluste losgeschlagen hatte, denn die Preise fielen von Tag zu Tag. — Da hieß es nun studieren und etwas anderes unternehmen, denn das Kapital war stark attakiert worden. — — Mit Otkia war vorderhand nichts zu kombinieren; der gute Freund zeigte sich seit dieser letzten Schlappe so kühl und unangenehm, daß es fast einen ernstlichen Streit gegeben hätte, — und da auch die Familie der Battonidze zahlreich wie der Sand in der Wüste war, so hielt es Albert für geratener, dem Chef vorläufig aus dem Wege zu gehen. — Er ließ seine Kleine zu Hause, vertraute ihr, — ein moderner Blaubart, — die Schlüssel des Kastells an, und fuhr auf eine Woche nach Tiflis. Monsieur Favel wußte vielleicht wieder Rat.

Der gute Favel schien wirklich Rezepte fürs Goldmachen in der Tasche zu haben. — Er riet seinem Klienten sogleich, eine aus China stammende Pflanze einzuführen, aus welcher in Frankreich mit viel Erfolg vortreffliche Gewebe bereitet wurden. —

Die Kultur sollte enormen Gewinn einbringen, und da die Verarbeitung durchaus nicht sehr kompliziert war, so konnte Albert sogar, wenn er Lust hatte, eine kleine Fabrik bei sich installieren. —

Der Baron hatte auf der Stelle das Projekt mit Enthusiasmus aufgenommen. — Gleichzeitig mit der Samenbestellung gingen Briefe an verschiedene Maschinenfabrikanten ab. — Die Sache sollte mit aller Energie angepackt werden, auch wenn sie ihm momentan den größten Teil seines Baarvermögens kostete. — Wer wagt — gewinnt! — —

Der ersten Woche wurde eine zweite zugegeben, denn der Vicomte de Chaplain wollte dem jungen Freunde zu Ehren ein echtes Pariser Souper veranstalten, wozu sämtliche weibliche Mitglieder des Zirkus Bertrand geladen worden waren.

Der Vicomte war mit den Damen der Tisliser Gesellschaft brouilliert, seitdem er erfahren, daß sie ihn einen polichinelle genannt hatten. Von nun an protegierte er den Zirkus, — und vielleicht konnte er diesmal mehr wahre und glaubwürdige Erfolge in sein Tagebuch verzeichnen. —

Albert hatte, zu Hause angekommen, einige Neuerungen vorgefunden, die ihn nicht gerade in Entzücken versetzten. Madame war die Zeit lange geworden, und um Zerstreuung zu haben, hatte sie einen Teil ihrer hundertfünfzig Vettern zu sich geladen. — Das ganze Haus war von unterst zu oberst gekehrt. Herren und

Diener — (erstere von letzteren übrigens nicht besonders zu unterscheiden) — hatten sich nach Bequemlichkeit eingerichtet: sie lungerten auf den verschiedenen Divans und Ruhebetten umher, — unbekümmert, ob ihre kotbeschmierten, fettriechenden Stiefel mit den schönen Stoffen in unliebsame Berührung kamen oder nicht; — sie rauchten und tranken, daß das ganze Haus wie eine Kantine roch; — schrieen, sangen, spielten tric-trac, — und ließen sich's wohlbekommen. — Draußen, im geschmackvoll angelegten Garten, weideten die Pferde; — die Jagdhunde gruben Löcher in die Blumenrabatten, — kurz, der Besitz gewährte einen Anblick, wie wenn eine Schaar Vandalen hereingebrochen wäre! —

Nina lachte, als ihr Albert unter vier Augen Vorstellungen machte. In Mingrelien versteht man die Gastfreundschaft anders, als in Frankreich: der Gast ist absoluter Herr im Hause; — so will es die Sitte. Albert mußte sich vorläufig mit dieser Erklärung zufrieden geben. Er machte sich ohne Zögern daran, für sein Unternehmen Vorbereitungen zu treffen; das gewährte Zerstreuung und entfernte ihn über einen guten Teil des Tages vom Hause. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wieder war ein Jahr um. — Die Unternehmung hatte eine tüchtige Summe verschlungen, — jetzt sollte sie beginnen Früchte zu tragen. Albert hatte die Sache auf ganz ansehnlichem Fuße organisiert: ungefähr einen Kilometer vom Wohnhause entfernt, lag die mit Buschwerk und Bäumen umzäunte Arbeiterkolonie, bestehend aus einem Halbdutzend kleiner Blockhäuser und dem größeren Holzgebäude, in welchem der Webersaal, eine in Kämmerchen geschiedene Abteilung für die Arbeiterinnen, und das Komptoir des Herrn untergebracht waren. — Hier, in diesem Komptoir verbrachte nun Albert fast seine ganze Zeit. — Das Wohnhaus, die Villa, — war ihm verleidet worden, denn dort saßen noch immer die schmarotzenden Vettern, welche gar nicht daran dachten, ihr Schlaraffenleben aufzugeben. —

Madame war die Wahl freigestellt worden, diese unreinen, Alles verwüstenden Verwandten zu verabschieden, oder ihren Gatten nach der Fabriksanlage übersiedeln zu sehen; sie hatte sich für das Letztere entschieden, und so war denn neben dem Komptoir noch ein Raum eingerichtet worden, wo sich Albert häuslich niederließ. —

Trotz dieser Differenz war kein offener Krieg zwischen den beiden Gatten erklärt worden. — Albert hatte mit der Zeit ganz unwillkürlich gewisse mingrelische Eigenschaften und Gewohnheiten angenommen, — vor allem die, ein gleichgiltiger Ehemann zu sein, der sich um das Thun und Treiben der Gattin nicht viel kümmert, vorausgesetzt, daß sie ihm nicht irgendwelche Hindernisse in seinen Weg legt. — Nina konnte mit ihren Gästen lachen, scherzen, singen, jagen, reiten, — es gab nichts einzuwenden, — und Albert benutzte seine Freiheit, um sich eine Schaar junger Arbeiterinnen nach seinem Geschmack zu wählen und in diesem improvisierten Harem den Pascha zu spielen. —

Auf diese Art ging alles ganz friedlich, — bis eines Tages Nina zufällig in der Fabrik erschien. — Ihre Besuche pflegte sie sonst regelmäßig am ersten jeden Monats abzustatten, um das Haushaltgeld in Empfang zu nehmen, — diesmal hatte sie den Termin nicht abgewartet, denn der Monats-Vorrat war vor der Zeit aufgegangen. —

Sie trat ohne Umstände ins Komptoir, und, da dasselbe leer war, in das Zimmer des Gatten. — Ein unliebsamer Zufall wollte es, daß der Baron diesmal nicht allein war, sondern in Gesellschaft der hübschen kleinen Maiko, welche seit zwei Wochen zur Aufseherin avanciert war. —

Der Chef würde vielleicht die billige und plausible Ausrede gehabt haben, daß er der Bediensteten eine wichtige geschäftliche Mitteilung zu machen habe, — aber diese Ausrede fiel leider im vorhinein hinweg, indem in solchen Fällen die Arbeiterin sich durchaus nicht ihrer Kleidungsstücke bis auf einen geringen Rest zu entledigen braucht. — Es war mithin besser, zu schweigen, — auch zeigte sich Madame taktvoll genug, um rasch die Thüre wieder zu schließen und zu ihrer Behausung zurückzukehren.

Als ihr der Gatte am Nachmittag aus freien Stücken eine ansehnliche Summe überbrachte, wurde er mit gnädigem Lächeln empfangen, ohne daß die Szene vom Morgen auch nur mit einer Silbe erwähnt worden wäre. —

Das war hübsch von Nina: sehr taktvoll und comme il faut! — Mehrere Tage hindurch fühlte sich Albert gerührt, — wie zu Dank verpflichtet, — und da er bald darauf erfahren hatte, daß die wilde Horde von drüben ohne die Hausfrau auf die Jagd gezogen sei, — so beschloß er, der Kleinen einen zärtlichen Abendbesuch abzustatten. —

Gedacht, — gethan. — Kaum war in der Arbeiterkolonie alles zur Ruhe gegangen, so machte er sich auf den Weg. —

Gleich einem verliebten Junggesellen umschlich er erst das Haus, bis er in die Nähe des Schlafzimmerfensters gelangt war. — Dort brannte noch ein Licht; — das traf sich sehr gut. — Nun zog er den Schlüssel der Hausthüre aus der Tasche, (es ist immer gut, ein Duplikat zu besitzen) und öffnete geräuschlos das Schloß. — Er tastete sich weiter, bis er die bewußte Thür erreicht hatte, — aber zu dieser besaß er keinen zweiten Schlüssel. Er klopfte somit leise und rief die Gattin beim Namen. — Auf das hin wurde ein plötzliches Geräusch hörbar, wie wenn ein Möbelstück umgeworfen worden wäre, — und nun glaubte der Wartende ein ganz leises, kurzes Geflüster zu vernehmen. — „Nina, — bist Du nicht allein?" — frug er, — obwohl er sich bewußt war, eigentlich eine müssige Frage gestellt zu haben, — aber der sonderbare Wirrwarr hatte ihn etwas außer Fassung gebracht. —

„Wer soll bei mir sein?" — kam von innen die Antwort. —

„Ich, — ich dachte, — vielleicht Deine Kammerjungfer." —

„Nein, die schläft längst; — auch ich bin im Begriffe, zur Ruhe zu gehen."

„Willst Du mir nicht auf einen Moment Gastfreundschaft gewähren, Nina?"

„Gerne, – doch muß ich Dich um Geduld bitten, denn. ich bin nicht in empfangsfähiger Toilette." — — —

Albert hatte nichts von der Natur eines Spions an sich, aber er konnte diesmal nicht umhin, sein Ohr fest an die Thür zu legen, — und jetzt glaubte er ein Geknirsch zu hören, als ob Jemand einen widerspänstigen Fensterriegel zurückzuschieben suchte. — Sapristi, — das war verdächtig! Das erregte sein Mißtrauen, und um dieses Mißtrauen zu rechtfertigen, schlich er eiligst und still den Weg zurück, um sich von außen in die Nähe des Fensters zu begeben. — Er kam gerade recht, um eine Gestalt zu bemerken, die vom Fenster herabsprang und dem Gebüsch zurannte. — Der perfide Mond, welcher in der Regel gegen betrogene Ehemänner Partei nimmt, verhüllte sich rasch mit einer Wolke, so daß Albert den Flüchtling nicht erkennen konnte, obwohl er keinen Augenblick zweifelte, daß er einen der zahlreichen Vettern vor sich habe. — Ohne viel zu überlegen, zog er den Taschenrevolver, den er immer bei sich trug, hervor und brannte sämtliche sechs Schüsse in die Richtung des Buschwerks ab, — dann sprang er vor, um sich vom Effekt seiner Kugeln zu überzeugen. —

Die Scherben des Fensters fielen klirrend neben ihm herab und Nina erschien in der Oeffnung: „Heilige Jungfrau, — was giebt es?" — „Was es giebt, Madame? Das sollen Sie baldigst erfahren: — wir sprechen noch später miteinander." — Er sprang der Stelle zu, wo er den Schänder seiner Ehre tot liegen zu finden hoffte, — aber keine Spur; die Schüsse waren fehl gegangen. — — Jetzt begab sich Albert gemessenen Schrittes wieder ins Haus. — Ohne zu pochen, stemmte er sich an Ninas Thür, — sie war nicht mehr verspert. — —

Der beleidigte Gatte hatte erwartet, die Pflichtvergessene wie im letzten Akt des Dramas mit aufgelösten Haaren und händeringend auf den Knien zu finden, — weit gefehlt: sie lag nachlässig auf der Couchette, ließ eines ihrer hübschen Beine ziemlich herausfordernd unterm Schlafrock hervorblicken und lächelte dem Eintretenden unbefangen entgegen. —

Der Baron glaubte eine Grabesstimme annehmen zu müssen: „Madame, Sie haben in Ihrem Schlafgemach einen Mann beherbergt." —

Keine Antwort. —

„Madame, verantworten Sie sich; — bringen Sie mich nicht noch mehr auf!“ Wieder keine Silbe. —

„Madame, — alles Leugnen hilft nichts.“ —

Ein großer Blick aus den schönen dunklen Augen, dann: „Habe ich geleugnet?“ — — —

Tausend Teufel, das war stark! — Albert fühlte sich durch diese wenigen Worte außer Fassung gebracht. — — — Er fand erst nach geraumer Zeit wieder Worte: „Unglückliche, — haben Sie denn keinen Begriff von der Schwere Ihres Verbrechens? — Wissen Sie, was das Wort Ehebruch zu bedeuten hat?“ —

„Und Sie? — Mich dünkt, wir sind beide über die Bedeutung im Klaren.“ —

„Ich bin ein Mann“! —

„Ich weiß es.“ —

„Glauben Sie ja nicht, mich mit diesem System überrumpeln zu können; — im Gegenteil, Sie bringen mich zum Aeußersten. Ich werde den Schurken zu finden wissen, — und meine Kugeln sollen ihn und Sie treffen; — das Gesetz ist für mich.“ —

„Das Gesetz? — In Frankreich vielleicht, aber nicht hier. Dort ist's möglich, daß den Männern allein alle Freiheiten gestattet sind, — bei uns jedoch haben wir wenigstens in einigen Dingen gleiche Rechte.“

Sonderbar, Albert fühlte sich fast entwaffnet. War er so sehr zum Mingrelier geworden, daß er die Affaire mit weniger Entrüstung zu betrachten vermochte, — oder hatte die Kleine im Grunde überhaupt recht? — — — Er fühlte sich bemüssigt, einen sanfteren Ton anzuschlagen: „Aber bedenke doch, Nina, — es ist ein Unrecht, das Du begangen, ein schweres Unrecht. — Zwar noch strafbarer dabei ist der Schurke, der Dich dazu verführt.“ —

„War das wohl auch Deine Ansicht, als Du noch Junggeselle warst, — und ohne Zweifel Dir mit verheirateten Frauen zu schaffen machtest?“ — unterbrach Nina mit listigem Blinzeln. —

Bei Gott, man konnte nicht mit ihr diskutieren; — Auch war sie in diesem Moment so reizend, daß Albert alle Mordgedanken zum Fenster hinausjagte, — insbesondere da er ja alle sechs Schüsse seines Revolvers losgebrannt hatte! — —

Diese Aufrichtigkeit war ihm neu, fast pikant; — ja, einen Moment gab er sogar der Ueberzeugung Raum, daß seine Frau aus kindlicher Naivität, — beinahe könnte man sagen: aus Unschuld gesündigt habe, und somit war es von rechtswegen geboten, zu verzeihen. — „Nicht wahr, Nina, Du versprichst mir, künftig einen ähnlichen Fehltritt zu vermeiden?“ —

„Gewiß mein Freund, — aber nicht wahr, wenn Du mir wieder einen Abendbesuch abzustatten beabsichtigst, so — avisierst Du mich früher davon?“ —

Großartig! — Was sollte er da erwidern? — Ein Kind, dem man verbietet zu naschen und das entgegnet: „Ich verspreche, es nicht mehr zu thun, — aber, nicht wahr, — — ein andermal siehst Du nicht zu?“ — — —

Am nächsten Morgen, als Albert in sein Komptoir zurückkehrte, war zwischen den beiden Gatten ein Kompromiß getroffen worden: Madame konnte die linke Straße einschlagen, — Monsieur die rechte. Wenn sie sich zufällig auf ihren Wegen begegneten, so sollte es in aller Freundschaft geschehen! — —

Unglaublich! — Grotesk! — Hätte er ähnliches in früheren Jahren für möglich gehalten? — Lieber Himmel, man wird im Osten frühzeitig alt, und das mingrelische Klima führt ja Fieber und Delirium im Gefolge!

Einer Person jedoch schwur er Rache. — Nicht etwa dem gewissen Vetter — nein, — Albert hätte an seiner Stelle kaum anders gehandelt, — aber dem guten Freunde Otkia. Dieser hatte ihn betrogen, belogen, um den Finger gewickelt, — sein Vertrauen schändlich mißbraucht: die ganze Geschichte, durch welche er ihn an Nina gebunden, war vom Anfang bis zum Ende erfunden gewesen. Nina hatte sich nie Mutter gefühlt, — somit hätte sich Albert mit voller Leichtigkeit, solange es

noch Zeit war, von ihr losmachen können. — — „Meine Zeit wird kommen, bester Otkia, — dann sollst Du mich aber auch kennen lernen!“

„Nein, mein lieber Otkia. Es thut mir leid, — aber ich will von einer Geschäftspartnerschaft mit Dir nichts mehr wissen. — Ich habe es nicht vergessen, wie Du Dich damals benahmst, als die Maisaffaire schief ging. — Jetzt, wo Du siehst, daß ich im Zuge bin, ein reicher Mann zu werden, bietest Du mir Deine flüssig gemachten Gelder an, um am Gewinn teilzunehmen, — aber ich will nicht.“ —

Otkia verzog keine Miene. Dasselbe verbindliche Lächeln, wie gewöhnlich, spielte um seine Lippen. —

„Außerdem“ — fuhr der Baron fort — „möchte ich auch noch einer alten Geschichte gedenken, bei welcher Du, — gelinde gesagt, — eine sehr sonderbare Rolle gespielt hast. — Dir verdanke ich's, daß ich an eine Person gefesselt bin, die mich belügt und betrügt, — die mein Geld in alle Winde verschleudert, meinem Hause und Namen Schande macht! — Ja, das verdanke ich Dir ganz allein, — und wenigstens will ich mir die Befriedigung nicht versagen, es Dir heute unumwunden mitzuteilen. — So; — und falls Du Dich in Deiner Ehre angegriffen glaubst, so steht es Dir frei, von mir Satisfaktion zu verlangen; — diese Satisfaktion will ich Dir noch als letzten Freundschaftsdienst gewähren, findest Du dieselbe überflüssig, so bitte ich Dich, von heute an mein Haus zu meiden; — unsere Wege brauchen sich nicht mehr zu kreuzen.“ Otkia erhob sich und ging, ohne ein Wort zu erwidern. —

Was mochte nur vorgefallen sein, daß sich Albert so vom Zorn übermannen ließ und alle Rücksichten bei Seite warf? — Ganz einfach: Madame de Granville war vor mehreren Wochen mit einem ihrer Günstlinge nach Tiflis gefahren und führte dortselbst ein so skandalöses Leben, daß der Vicomte de Chaplain sich bemüssigt gesehen hatte, seinem jungen Freunde einen warnenden Brief zu schreiben. — Gerade nach Empfang dieses Briefes hatte ein ungünstiger Wind Freund Otkia herbeigeweht, der das Projekt gefaßt, eine starke Baarsumme in dem blühenden Geschäfte Alberts anzulegen. — Diesem war nun bei der Gelegenheit die Geduld gerissen und er hatte nicht umhin gekonnt, die neue mingrelische Haut für einen Moment abzustreifen und den Schlingel auf ehrliche europäische Art abzukanzeln. —

Das hatte wahrhaftig wohlgethan! — Albert fühlte sich förmlich erleichtert, als er dem Davongehenden lächelnd nachblickte. —

Er ließ sich heute sein Diner schmecken; während der Mahlzeit wenigstens wollte er an den unangenehmen Brief nicht denken, — sondern sich nur freuen, daß er sich mit Jenem, der ihm so Uebles gethan, kein Blatt vor den Mund genommen, — dann, — abends konnte man noch immer überlegen, was in der Affaire mit seiner Frau zu thun sei. — Nach französischem Gesetze gehörte sie dem Vaterlande ihres Gatten zu, — aber das Gesetz gestattete nicht die Scheidung im vollsten Sinne des Wortes, während die russischen Paragraphe eine solche zuließen. — Es hieß da den Vicomte konsultieren; vielleicht that Albert besser, sich um die russische Staatsangehörigkeit zu bewerben. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Während so die Korrespondenz zwischen dem Baron und dem Vicomte hin und her ging, führte Madame de Granville in Tiflis ein tolles Leben. Diesmal war es nicht einer der Vettern gewesen, der die Ehre hatte, den Stadtaufenthalt mit ihr zu teilen, — sondern ein junger russischer Kavalier, welchen seine Banknoten in der Tasche brannten. — Ja, — Nina war so weit gegangen, die Kasse eines Fremden in Anspruch zu nehmen! — — Warum hatte ihr aber auch Albert unlängst die Fonds verweigert, welche sie angeblich dringend benötigte? — Es war eine häßliche Knauserei von ihm gewesen, und sie hatte ihm beweisen wollen, daß es sich Andere zur Ehre anrechnen würden, die schöne Frau in ihren Säckel greifen zu lassen. — Wenn die Geschäfte des Gatten schlecht stünden, würde sie es noch begreifen, —

aber so war es — von Einem, der im besten Zuge war, Millionär zu werden, — reine Chikane gewesen, ihr die lächerliche Bagatelle von 5000 Rubel zu verweigern. — Umso schlimmer für ihn; — jetzt waren die Würfel gefallen! — —

Fürst Alexei Arapow war ein charmanter junger Mensch, der Nina auf den Händen trug und täglich hundertmal bedauerte, daß sie gesetzlich an Albert gefesselt war; er wäre sonst augenblicklich bereit gewesen, das herrliche Geschöpf zum Altar zu führen. — Schade, daß Granville ein Europäer und kein Mingrelier war: — in letzterem Falle hätte es der Fürst leicht gehabt: eine Handvoll Tausendrubelbanknoten und Nina wäre mit Einverständnis des Gatten in seinen gesetzlichen Besitz übergegangen. — Aber, wie gesagt, dem Baron de Granville durfte man nicht ein ähnliches Geschäft vorschlagen; — — doch, vielleicht war es auf andere Weise möglich, die Angebetete von ihren Ketten zu befreien. —

Der Fürst grübelte und grübelte, — und griff endlich zur Feder, um an Albert zu schreiben:

„Mein Herr!

Ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß Sie einen ganz jämmerlichen Knabenstreich begangen haben, indem Sie sich die schöne Nina zur Gattin wählten. —

Fürst Alexei Karlowitsch Arapow." —

Die Antwort ließ nicht lange warten:

„Mein Herr!

Im Prinzip haben Sie mit Ihrer Behauptung nicht so unrecht; — dessenungeachtet muß ich Sie aber avisieren, daß ich in nächster Zeit nach Tiflis kommen werde, um Sie für ihre Impertinenz zu züchtigen. —

Baron Albert de Granville." —

Das hatte der Fürst bezweckt. Jetzt sollte das Schicksal entscheiden, wem die göttliche Nina zufallen werde. — — —

Albert war momentan von seinen Geschäften zu sehr in Anspruch genommen, um allsogleich nach Tiflis zu fahren. — Die fertigen Waaren lagen aufgespeichert im Vorratshause und sollten in wenigen Tagen nach der Küste befördert werden; — eine Affaire von zwei Wochen etwa, dann konnte er sich ruhig auf den Weg machen, um sich mit dem neuesten Bewunderer seiner Frau zu messen. — — —

Es war Abend. — Albert fühlte sich nicht aufgelegt, wie gewöhnlich in Gesellschaft einiger seiner Odalisken zu soupieren, — vermutlich in Folge des schwülen Wetters und des nervenangreifenden Ostwindes. —

Er hatte zu schlafen versucht, dann fühlte er plötzlich ein Bedürfnis nach Luft, — aber, als er in die Nacht hinaustrat, wehte ihm der sengende Wind so erstickend entgegen, daß er sich beeilte, wieder dem Hause zuzuschreiten. —

Eben als er in die Thüre trat und noch einen prüfenden Blick zum Himmel emporsandte, glaubte er in der Richtung des Magazins ein Licht bemerkt zu haben. — Es war strenges Verbot erlassen, sich dem Orte, wo die leichtentzündlichen Waaren lagerten, mit einem Licht zu nähern. — Albert wollte sich überzeugen, ob ihn nicht seine Augen getäuscht; er verharrte aus diesem Grunde ein paar Augenblicke in seiner Stellung. — — —

Jetzt wieder! — Ganz gewiß, — ein Licht, — — und nun flammte es auf: da hat Jemand Feuer gelegt! — — —

Mit gewaltigen Sprüngen näherte er sich der Stelle, wo ein Haufe Hobelspähne lichterloh brannte, und nun huschte ein Schatten in die Dunkelheit. — — Wieder knallten ein paar Revolverschüsse, — dann schrie Albert aus Leibeskräften um Hilfe. — — —

Der Brand war rechtzeitig entdeckt und gelöscht worden. Der Herr des Unternehmens konnte diesmal den Ostwind segnen: hätte ihm dieser nicht die Nerven irritiert, so würde er wohl kaum zu jener Nachtstunde aus dem Hause getreten sein, — und ein bedeutender Teil seines Vermögens wäre in Flammen und Rauch auf-

gegangen! — — — — Wenige Tage später begegnete er Otkia. — Sobald dieser des ehemaligen Freundes ansichtig geworden, lenkte er sein Pferd in einen Seitenweg, aber nicht schnell genug, um vor Albert zu verbergen, daß er einen Arm in der Binde trug. — Also hatte eine Kugel getroffen? — Leider nicht an der richtigen Stelle! — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das war einmal ein lustiges Souper! — Ganz unerwartet waren da dem Vicomte drei prächtige Landsleute vom Himmel geschneit gekommen: der Marquis de Banlieu, der Chevalier de Frémont, und der Oberst Duchamp. — Die drei Herren hatten sich vor vierzehn Tagen in aller Stille von Paris davongemacht, um, einer Wette zufolge, von Tiflis bis auf den Gipfel des Ararat einen Dauerlauf zu unternehmen. — Herrlich! — Unbezahlbar! — Schade nur, daß des Vicomte Beine nicht mehr so recht in ihren Charnieren spielen wollten, — bei Gott, er wäre sonst der Vierte von der Partie gewesen! — So mußte er sich jedoch begnügen, von der kurzen Anwesenheit seiner Landsleute zu profitieren, — und aus diesem Grunde hatte er ohne Zeitverlust ein solennes Souper veranstaltet, zu welchem diesmal nur die Elite des Cirkus geladen war: Mademoiselle Irma, die reizende Ungarin; — Miß Emmy, die blonde Engländerin, und Mademoiselle Blanche, die witzsprudelnde Französin. — Das Menu war vortrefflich gewesen. — Die Herren kamen vor Staunen gar nicht zu sich, in Tiflis so ganz à la française bewirtet zu werden. — Die Damen nippten noch am Champagner, während die Herren, des süßen Getränkes überdrüssig, sich am Cognac gütlich taten. —

Der Vicomte war in rosiger Laune. — Er blies mit Wohlbehagen den Duft seiner Havannah von sich, — schlürfte ab und zu an seinem Gläschen, — enkouragierte die weibliche Gesellschaft zu allerlei Allotriis, — und fühlte sich in diesem Momente mit dem Schicksal ganz versöhnt, das ihm da einen langweiligen, weltvergessenen Konsulsposten zugedacht hatte. — Ja, — wenn es alle Tage so fortginge, — dann könnte man sich füglich mit der Sache zufrieden geben, — aber gewöhnlich fühlte er sich wie Robinson auf seiner Insel: ein Landsmann in Sicht war für ihn, ähnlich wie für jenen Einsamen, ein Segel, dessen eventuelles Nähern er mit Herzklopfen beobachtete! — — — Der Oberst erzählte die neuesten Boulevard-Anekdoten, — und Mademoiselle Blanche glossierte dieselben in ihrer eigenen drolligen Weise, — als plötzlich der Diener hereintrat und dem Konsul zuflüsterte, daß ein Herr vom Gericht ihn zu sprechen wünsche. —

„Tölpel! — Hast Du nicht gesagt, daß ich Gäste hätte?" — Des Vicomte Wangen glühten und glänzten, — kein Wunder, nach einem halbdutzend Gläschen vom ältesten fine champagne! —

„Gewiß ich habe es dem Besucher gesagt, — aber er bittet, ihn trotzdem vorzulassen; — er hat eine dringende Mitteilung zu machen." — „Dringend, — dringend!" rief der Konsul ärgerlich. — „Wenn ich in den hiesigen Kanzleien zu thun habe, — (zum Glück geschieht es nicht oft) — läßt man mich hübsch warten; — von mir prätendiert man jedoch, daß ich jederzeit zu Diensten stehe. — Geh, und sage dem Herrn, daß ich von zehn Uhr morgens bis zwölf, — und von zwei bis vier nachmittags im Bureau zu treffen sei." —

Der Diener gehorchte, und der Vicomte brummte nun laut genug weiter, um von den Anderen gehört zu werden: „So geht es jeden Tag regelmäßig fort, — und da glauben die Herren in Paris, daß das Tifliser Konsulat eine Sinekure sei. Soll sich einmal einer aus dem Ministerium auf eine Woche hierhersetzen!" —

Der Diener kam wieder zurück und überbrachte seinem Herrn eine mit Bleistift beschriebene Karte. — Der Vicomte las und war sichtlich erschrocken: „Führe den Herrn in mein Arbeitszimmer" — befahl er dem Wartenden. — — —

Nach etwa halbstündiger Abwesenheit erschien Monsieur de Chaplain wieder im Salon. — Die joviale Röte war aus seinen Wangen gewichen und hatte einer unheimlichen Aschfarbe Platz gemacht; — Schweißperlen standen ihm auf der Stirn,

als er mit erregter Stimme sagte: „Meine Herren, — ich habe Ihnen eine sehr traurige Mitteilung zu machen: ein Landsmann, — ein ausgezeichneter Junge, — vielleicht hat ihn Jemand unter Ihnen gekannt, — der Baron de Granville ist gestern nachts ermordet worden!“ — — —

„Wie? — Granville? — Ob ich ihn gekannt habe! — So erzählen Sie doch! — Ist's möglich! — Das ist ja schauderhaft!“ — so tönte es von verschiedenen Seiten durcheinander. —

„Fassen Sie sich, — geben Sie uns doch einige Details,“ — sagte der Marquis, an den Vicomte herantretend, der erschöpft in einen Fauteuil gesunken war. —

„Ich kann Ihnen keine nähere Details geben. — Alles was ich vorläufig weiß, ist, daß man die Leiche des armen Teufels heute morgens im Walde gefunden hat, unweit von der Straße, welche zur Eisenbahnstation führt. — Die Kugel war mitten durchs Herz gegangen; — Kaliber acht, ohne Zweifel eine jener vorsintflutlichen Steinflinten, die man eher Kanonen nennen könnte. Der unglückliche Granville mag nicht einmal Zeit gehabt haben, A zu sagen! — — Der Herr, welcher mir die dienstliche Nachricht brachte, ist der Gehilfe des Friedensrichters. — Ich muß morgen an Ort und Stelle sein, um den Thatbestand offiziell aufzunehmen. — — Sie sehen, meine Herren, wie wir Ausländer hier täglich, — fast stündlich unser Leben riskieren! — — Bitte, vergessen Sie nicht, das in Paris zu erzählen; — man wird sich dann wohl von der Thätigkeit des Tiflíser Vertreters eine andere Vorstellung machen.“ —

„Und weiß man nicht, aus welchem Grunde der Unglückliche“ —

„Man weiß durchaus nichts Bestimmtes. — Alles was die Gerichtskommission bisher herausbekommen hat, verdankt sie den Konjekturen eines intimen Freundes des Opfers, — — wie heißt er nur? — — Der Besucher von vorhin hat mir seinen Namen aufgeschrieben.“ Der Vicomte trat ans Licht und buchstabierte an einem Namen, der auf einem Streifen Papier geschrieben stand: „Kni—as Otki—a Bat—to—nid—ze. — — Also dieser Knias, der, wie gesagt, Granvilles vertrauter Freund war, meint, es sei ein Racheakt gewesen: irgend einer der Arbeiter oder Fuhrleute. — — Verdammtes Gesindel das! — Der arme Granville!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Monsieur de Chaplain wurde auf der Station von einem freundlich grinsenden, zuvorkommenden Herrn in mingrelischer Tracht empfangen. — „Mit wem habe ich die Ehre?“ — frug der Ankömmling in holprigem Russisch, nachdem er seinem Schreiber ein Portefeuille übergeben hatte. —

„Knias Otkia Battonidze.“ —

Der Vicomte hielt dem Anderen die Hand hin: „Ah, ein Freund unseres unglücklichen Granville!“ —

Otkia hatte sogleich bei Nennung dieses Namens eine klägliche Leichenbittermiene angenommen. „Sein bester Freund!“ — versetzte er seufzend. — —

Man bestieg die wartende Troika, und nun ging es in rascher Fahrt davon, der Unglücksstätte zu. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die offizielle Untersuchung hatte nicht das gewünschte Licht über das Verbrechen gebracht. Dem Vicomte war es nicht gelungen, auch nur einen Anhaltspunkt zu finden, welcher ihn auf die Spur des Thäters gebracht hätte, und so mußte er sich denn mit dem begnügen, was ihm der „intime“ Freund des gemordeten Granville als wahrscheinlich hinstellte: Der Baron war ein heftiger Charakter gewesen, der gerne zu Gewaltmaßregeln griff, wenn ihn der Zorn übermannte. Einmal schon hatte er sich an einem Eingebornen in brutaler Weise vergriffen, — ein andermal war eine heftige Differenz mit einem der Frachtleute entstanden, denen der Baron eines geringfügigen Versehens wegen den ausbedungenen Lohn verweigerte; — vermutlich hatte es somit bei dem letzten Transport, der vor wenigen Tagen stattgefunden, wieder

etwas Aehnliches gegeben, und: „Wir Mingrelier sind friedliebende, sehr nachgiebige Leute, — — aber in Geldangelegenheiten verstehen wir keinen Scherz!“ — hatte Otkia salbungsvoll seine Mitteilung geschlossen. — Der Konsul beendete mithin seinen Bericht mit der Bemerkung: „Die Ursache des gewaltsamen Todes des Barons Albert de Granville ist in einer Geldzwistigkeit zu suchen, in welche der Baron zweifelsohne mit einem seiner Geschäftsgenossen verwickelt worden war.“ —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die schöne Nina, — oder vielmehr Fürstin Arapow, führt gegenwärtig einen Prozeß mit der französischen Regierung. — Es handelt sich um die Erbschaft des Baron de Granville, die sich auf ungefähr 400,000 Rubel beläuft, und welche der ehemaligen Gattin des Verblichenen streitig gemacht wird, indem nach der Versicherung des Tiflizer Konsulats und nach authentischen Briefen des Barons die Scheidung beschlossene Sache gewesen. — Die Fürstin hofft jedoch den Prozeß zu gewinnen, da ihr gegenwärtiger Gatte sehr einflußreiche Freunde in den maßgebenden Kreisen besitzt. —

Ein bunter Strauß.

Gedichte von Heinrich v. Reder.

(München.) (Nachdruck verboten.)

Landsknecht-Lieder.

1.

Wer ist ein Landsknecht ächt und recht?
Wer stets der Erste im Gefecht,
Wer volle Humpen leert zum Grund,
Wer frischen Dirnen küßt den Mund,
Wer seinem Freunde hält die Treu',
Wer Gold verthut wie Haberspreu,
Wer weder vor- noch rückwärts schaut,
Wer immer seinem Glück vertraut
Und sich den Teufel darum scheert,
Wie lang, wie kurz das Leben währt.

2.

Wir sind die lust'gen Lanzen,
Bekannt in aller Welt,
Wo's uns gefällt, da pflanzen
Wir unser luftig' Zelt.

Wir stecken uns're Spieße
Nur flüchtig in den Grund
Und fertig auf der Wiese
Steht unser Haus zur Stund'.

Bedeckt mit weißen Linnen
Soll es errichtet sein,
Die schönste Maid zu minnen
Beim vollen Becher Wein.

Dann ist nichts d'ran gelegen,
Wenn es die Sonn' durchdringt,
Wenn es durchnäßt der Regen
Und wenn der Wind es schwingt.

3.

Vom Barette schwankt die Feder,
Fliegt und wiegt im Winde sich;
Unser Wamms von Büffelleder
Ist zerfetzt von Hieb und Stich.
Stich und Hieb
Und ein Lieb
Soll ein Landsknecht haben.

Unsre Linke auf dem Schwerte,
In der Rechten einen Spieß,
Fechten wir, soweit die Erde
Bald für das und bald für dieß.
Dieß und das,
Volles Glas
Soll ein Landsknecht haben.

Daß wir Sieg und Ruhm gewinnen,
Zieh'n wir lustig in die Schlacht,
Daß wir holde Mägdlein minnen,
Wachen wir bei Tag und Nacht.
Nacht und Tag,
Was er mag,
Soll ein Landsknecht haben.

4.

Zwei Fähnlein Landsknecht standen
Auf weitem Haideplan,
Und todesmuthig rannten
Sie gen einander an.

Von riesenhafter Länge
Mit Augen hohl und leer,
Kam er in das Gedränge
Und Keiner wußt' woher.

Ein jeder wack're Degen
Hielt mannlich tapfer Stand,
Bis er sich sterbend legen
Mußt' nieder in den Sand.

Mit einem Schenkelknochen
War seltsam er bewehrt,
Davor wie Glas zerbrochen
Stahlpanzer, Helm und Schwert.

Nur Einer schien von allen
Gefeit und fest zu sein,
Und alle sind gefallen,
Die drangen auf ihn ein.

Schon schien der Mond, der bleiche,
Still nieder auf das Feld,
Als seinem letzten Streiche
Erlag der letzte Held.

Und als der lag am Boden
In seinem Blut so rot,
Grinzt höhnisch auf die Todten
Als Sieger her der Tod.

Mischka.

Sind ehrlos auch Zigeunersippen,
Unehrlich Kind und Kindeskinder:
Blauschwarzes Haar, kirschrote Lippen
Hat Mischka doch darum nicht minder.

Wenn auf der Spur die Wölfe rennen
Dem Schlitten nach mit Hungerzähnen,
So will ich sie mein Liebchen nennen
Und küssen ihr vom Aug' die Thränen.

Das Haidenröslein zum Genossen,
Vom warmen Bärenfell umschlagen,
Will ich mit wilden Ungarrossen
Tokayernd durch die Pußta jagen.

Schon heult der Rudel durch die Föhren,
Die schneebedeckt am Wege hangen,
Jetzt, Mädchen, sollst du mir gehören
In Lebenslust und Todesbangen.

Miranda.

Scheiden muß ich jetzt, Miranda,
Von dem Paradies der Liebe,
Denn mich ruft die Pflicht des Kriegers
Unerbittlich fort zur Heimat.
Singe mir das Lied des Schmerzes,
Jenes Lied vom Mohrenkönig,
Der vom Christenschwert bezwungen,
Weinend ging von dieser Stelle.
Als er von dem letzten Hügel
Seufzend sah zum letztenmale
Nach dem Schlosse seiner Väter,
Hat die Mutter ihn gescholten,
Ihn getröstet nur sein Liebchen.

Eine Weile schwieg das Mädchen,
Dann die großen schönen Augen
Aufgeschlagen zur Alhambra,
Wo das Gold der Abendsonne
Zögernd hing noch an den Zinnen,
Griff sie spielend, fast wie träumend,
In die Saiten der Guitarre.

Sanft geneigt das Haupt zur Schulter,
Sprach Miranda süß und schmeichelnd:
„Willst du lieber nicht ein Liedchen,
Wie es die Verliebten singen
In den Straßen von Granada
Vor dem Fenster ihrer Schönen
Nachts im Mondschein, bis zum Lohne
Eine Rose fliegt durch's Gitter?"

Nein, mein Kind, denn solche Liedchen,
Wie sie die Verliebten singen
In den Straßen von Granada,
Hab' ich selber schon gesungen —
Stets dieselben Lieder sind es,
Und es wechseln nur die Sänger,
Weil Hispaniens stolze Schönen
Gott und ihre Launen lieben.
Doch die duft'gen Rosen trugen
Scharfe Dornen und mich schmerzen
Noch die Narben von dem Dolche,
Den die Eifersucht gedungen. —

Ihre weißen Zähne glänzten
Durch die blühend roten Lippen,
Und die Augen halbgeschlossen,
Dachte sie vergang'ner Stunden.
Zog ein Lied durch ihre Seele
Weich und lockend, wild und stürmisch,
Unterbrochen jäh und schrecklich
Durch den gellen Schrei des Todes?
Saß sie wieder in Gedanken
An dem Bett des bleichen Fremden
Lange Tage, läng're Nächte,
Den sie pflegte, bis die Röte
Wieder auf die Wangen kehrte,
Den sie liebte mit den Gluten,
Die des Südens heiße Sonne
Rasch entfacht im jungen Herzen?

Plötzlich fuhr sie mit den Händchen
Durch die langen schwarzen Haare,
Ihre dunkeln Augen flammten:
„Nun so lasse dir Romanzen
Von den Eseltreibern singen,
Wenn sie sich und ihren Tieren
Langen Weges Weile kürzen.
Jeder ist ein Caballero,
Wenn ihm auch die Füße streifen
Von dem Sattel auf den Boden.
Treu der Liebsten bis zum Tode,
Glücklich nur in ihren Armen,
Bangt er niemals vor den Messern
Ungeduld'ger Nebenbuhler.
Doch du sprichst von deiner Heimat
Und du wagtest mich zu lieben?
Ziehe hin, bevor's zu spät ist,
Denn die Liebe, Haß und Rache
Schlummern hier auf Einem Kissen."—

Rasch erhob sie sich vom Boden,
Und im Weitergeh'n da sang sie
Eine nie vergess'ne Copla:
„Wenn du wüßtest, welche Liebe
Lebt im Herzen der Gitana,
Würdest wünschen: Wär' Zigeun'rin
Doch ein jedes Christenmädchen."

Bald verklang das Lied im Dunkel,
Das die schlanken Rüstern schatten
Auf den Pfad hinab zum Darro. —

Schon am andern Abend lief ich
Alle Straßen auf und nieder,
Und ich spähte vor den Thoren
In den rebumrankten Höhlen:
Sagt, wo find' ich meine Mira?

Niemand wußt' es, und vergebens
Such' ich heute noch ein Mädchen,
Das so glühend lieben könnte,
Wie mich liebte die Gitana.

Lokomotive „Bismarck".

„Bismarck" hieß das schnelle Dampfroß,
Das in ungehemmtem Zug
Einen Hohenzollern-Prinzen
In die Stadt der Welfen trug.

War es Absicht, war es Zufall
Oder Schicksals Ironie?
Vor den Pfiffen solcher Züge
Sinkt bewundernd auf die Knie!

Denn es will mich fast bedünken,
Daß im eisernen Geleis
Sich das Rad der Weltgeschichte
Fortbewegt auf Sein Geheiß.

Einem Heldenmaler in's Stammbuch.

Was Wort um Wort der Dichter spricht,
Machst Du mit Einem Schlag,
Du zauberst Helden in das Licht
Aus dunklem Sarkophag.

Sie reiten wieder in die Schlacht,
Gewappnet, hoch zu Roß,
Aus Zeiten, da die deutsche Macht
Kein festes Band umschloß.

Doch diese da, die kenn' ich gut,
Hurrah! Mein Herz jauchzt auf,
Die brachen wälschen Uebermut
Im raschen Siegeslauf.

Ich seh' sie wieder, Bild für Bild,
O deutsches Volk, blick' her,
Dein scharfes Schwert, dein fester Schild:
Der Kaiser und sein Heer!

Wohin?

Wir tragen ein Sehnen in drängender Brust,
Ein Sehnen zu dämmernden Fernen,
Als wäre ein ewiges Ziel uns bewußt
Dort über den leuchtenden Sternen.

Wir ahnen es dunkel und wissen es kaum,
Ob dort in der blauenden Klarheit
Vergänglichen Lebens befangener Traum
Sich strahlend verwandle zur Wahrheit.

Wir wandern vielleicht in dem Weltenall
Von Stufe zu Stufe zum Guten,
Bis einst mit dem Lichte im Sonnenball
Für ewig zusammen wir fluten.

Lasst uns Gemeinschaft suchen, Gutes,
Lasst uns Schönheit suchen und Freude,
Lasst uns Kämpfer werden für Recht und Wahrheit!

Heinrich v. Reder.

Die Apotheose einer Schindmähre.

Von Gerhard von Amyntor.
(Potsdam.) (Nachdruck verboten.)

Eine elende, abgemagerte, striemenbedeckte braune Stute mit ruppiger, graugemischter Mähne und einer fast haarlosen Schwanzrübe legte sich mit der letzten Kraft, die ihr der hunger- und arbeitsreiche Tag gelassen hatte, röchelnd in die Stränge, um einen kiesbeladenen Wagen in den von der Abendsonne voll überfluteten großen Hof zu ziehen. Die unbarmherzige Peitsche des Fuhrmanns sauste ihr über das schweiß- und staubverklebte Fell; das arme Vieh dachte offenbar: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende," und zog so kräftig an, daß das Hinterrad des Wagens einen im Wege liegenden Pflasterstein kreischend überwand; ein lautes „He! Hoi!" quoll aus der Brust des Rosselenkers, nochmals knallte die Peitsche, und der Wagen rasselte jähen Laufes mitten auf den Hof, wo er, eine Wolke feinen Staubes aufwühlend, stehen blieb.

Dem überarbeiteten Tiere schlugen die Flanken; die in den Gelenken verschwollenen Beine zitterten; das Haupt hing matt und schlaff zur Erde nieder und hatte die Fähigkeit der Bewegung verloren, so daß sich Schwärme ungestörter Fliegen um die thränenden Augen setzen konnten. Ich glaube in der That, daß die Stute weinte. Sie weinte über das Loos alles Sterblichen, besonders wenn es in Gestalt eines Pferdes in die Welt der Erscheinungen geboren wurde. Für jedes Haferkorn, das dieses arme Vieh täglich in der Krippe fand, mußte es wahrscheinlich je einen Peitschenhieb erdulden und tausend Schweißtropfen vergießen. Wenn es eine Seelenwanderung giebt, so ist für den Menschen die Wiedergeburt als Pferd sicher die qualenvollste Hölle.

Von meinem Fenster aus konnte ich den benachbarten Hof bequem überschauen. Ich überlegte eben, ob sich die Zähne des mißhandelten Tieres schon in der Periode der dreieckigen Form befinden möchten, was ein Alter von mindestens achtzehn Jahren bekunden würde, als der Fuhrherr aus dem niederen Hofgebäude trat, sich dem Wagen näherte und mit seinem Knecht und Rosselenker ein geschäftliches Zwiegespräch begann. Zu gleicher Zeit kribbelten Kinder verschiedener Altersklassen aus allen Ecken und Winkeln des umfangreichen Hofes hervor und betrachteten ungerührt — sie verstanden es nicht besser — das lebenssatte, vierbeinige Mitgeschöpf. Paulchen, der fünfjährige Sohn eines Tagearbeiters, blies das Cavallerie-Signal „Trab" auf einem mit einem Papierfetzen überkleideten Kammfragmente und blickte dabei die ihm wohlbekannte Mähre auffordernd an. Sie mochte wohl in einer fernen Jugend eine militärische Erziehung genossen haben, denn unzweifelhaft verstand sie das Signal. Sie hob den müden Kopf ein paar Centimeter höher, richtete die thränenden, fliegenumrandeten Augen fast mitleidig auf den Kammtrompeter und schüttelte unmerklich mit den narbenreichen Ohren. Paulchens Schwesterlein, ein schmutziges, zerlumptes Gör, das eine fetttriefende Stulle in der ungewaschenen Hand hielt, brach ein Stücklein Brot ab und versuchte gutmütig, es in das trockene Maul des verschmachteten Tieres zu schieben. Dieses nahm auch willig das Dargebotene an; aber sei es, daß das eiserne Mundstück ihm im Wege war, sei es, daß ihm die Befreundung mit dem zweifelhaften Fette auf dem Brote nicht gelingen wollte, es ließ nach einigen malmenden Kieferbewegungen das Brotstücklein zur Erde fallen, und die drei Kinder des Böttchers, die sich auf der anderen Seite des Wagens getummelt hatten, stürzten gierig darüber her, und Fritz, der älteste von ihnen, erhaschte es, und ließ es in seinem eigenen, wahllosen Munde verschwinden. Nun fingen die zu kurz gekommenen Geschwister zu heulen an, Fritz jubelte triumphierend, Paulchen trompetete, Paulchens Schwester lachte aus vollem Halse, und Gertrud, des Fuhrherrn Tochter, kam dazu und sprang und tanzte nach dem wilden Takte dieser Kindersymphonie.

„Zum Donnerwetter!" rief Vater Schulz, der Fuhrherr, „man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr! Haltet die Mäuler, ihr Rangen! Karl, jetzt schirre ab,"

wandte er sich an den Knecht, „und gieb der Liese von dem Häckſel, das ich geschnitten habe; wir machen Feierabend.“

Die Liese wurde vom Joche erlöst; die Zügel und Stränge hingen über der Deichsel, aber das Tier stand noch immer auf demselben Flecke und schien zu überlegen, ob es besser sei, im Stalle oder in Gottes freier Luft zu verenden.

„Nu, seh' Einer das Tier an!“ rief Mutter Schulz, die ihre Schüssel mit grünen Bohnen an der Hofpumpe hatte stehen lassen und zu ihrem Gatten herantrat, „es hat noch immer nicht genug gethan; es will noch nicht in den Stall!“

Vater Schulz hob die linke Hand in Schulterhöhe und schlug ein paarmal flach in die Luft.

„Na, na!“ meinte er bedenklich, „ich fürchte, es macht es nicht mehr lange.“

„Das fehlte noch!“ versetzte die Gattin erschrocken, „dann hätten wir ja das schwere Geld rein zum Fenster hinausgeworfen.“

Der Knecht schaute verwundert nach seiner Herrin.

„Das schwere Geld? Du lieber Gott! wir haben ja doch nur fünfzig Mark für das Tier bezahlt, und es hat nun schon vier, fünf, fünf und ein halbes Jahr tapfer ausgehalten . . .“

„So?“ klang des Fuhrherrn gereizte Stimme, „willst Du mir vielleicht wiedergeben, was ich mehr gezahlt habe?“

„Nun, ich meine doch . . .“

„Ach was! Du hast gar nichts zu meinen! Das war ja der Schimmel, den ich so billig kaufte und der mir leider im Frühjahr krepiert ist; diese Stute aber . . .“

„So schafft sie doch nur in den Stall,“ unterbrach Frau Schulz den erzürnten Gatten, „sie wird Durst haben.“

Die Peitsche des Knechtes knallte. Liese erhob schwerfällig den einen Fuß und setzte sich in Bewegung.

„Ich will aber reiten,“ bat Trudchen ungestüm den Vater.

„Escadron — halt!“ kommandierte dieser. „Komm her, Du Tollkopf, daß ich Dich hinaufsetze.“

Die Stute stand still, und Trudchens gute sechzig Pfund wurden ihr auf den wundgescheuerten Rücken gesetzt.

„Hurrah!“ riefen lustig die andern Kinder, während Paulchen sein Kamminstrument wieder an die Lippen brachte und „Galopp!“ blies.

Eine Art Wehmut lag um Augen und Nüstern des Tieres. Galopp? Ach, wie lange war es wohl her, daß es zum letzten Male sein Gerippe zu dieser Gangart gezwungen hatte? Mit einem fast kreischenden Geräusche bewegte es seine steifen, zittrigen Beine, und selbst aus der haarlosen Schwanzrübe sprach eine unverkennbare Trauer über die Vergänglichkeit irdischer Schöne und Kraft.

„Komm, Vater,“ sagte Frau Schulz, „und laß uns Abendbrod essen; habe Dir drei Pfund Aale in Bier gesotten.“

Um Vater Schulzens dicke Lippen glitt ein Zug von Lüsternheit, und das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Die Schinderei der armen Liese, ihre fast unzerstörbare Leistungsfähigkeit bei knapper Häckseldiät und reichlich gespendetem Brunnenwasser, gewährten der Familie Schulz die Mittel, sich gelegentlich ein Fischgericht zu gestatten oder die abendlichen Brodstullen mit einigen Schinkenscheibchen zu belegen.

Ich zog mich vom Fenster zurück und mußte noch lange der armen verhungerten Liese gedenken, die jetzt vergeblich das kurz geschnittene Stroh in ihrer Krippe nach einem Haferkörnlein oder einem Halme duftigen Heues durchschnuppern mochte. Wie konnten dem Besitzer dieses bejammernswerten Viehes nur die biergesottenen Aale schmecken? . . . Wieder senkte ein warmer, wonniger Abend seine weichen Schatten auf die Erde herab. Ich war von einem Spaziergange heimgekehrt und öffnete das Fenster, um die erquickende Luft ins Zimmer zu lassen. Im Westen lohte der Himmel in purpurfarbigen Tönen; aber durch allen Glanz und Zauber ging ein Hauch von ahnungsreicher Schwermut.

Als ich den Blick über den Nachbarhof gleiten ließ, bemerkte ich dort ein un-

gewöhnliches Hin- und Herlaufen der Schulz'schen Familienglieder. Bald trat der Knecht aus der offenen Stallthür und hinter sich her zog er an straffem Halfterriemen die arme Liese. Wenn eine Veränderung in ihrem Aussehen zum Schlimmeren noch möglich war, so hatte sie jetzt stattgefunden. Unter dem mit Haut überzogenen Knochengerüste hing ein krankhaft aufgeblähter Bauch, und der Krampf zog dem Tiere die Gliedmassen zusammen.

„Daß sie sich nur nicht wirft!" rief Vater Schulz, der eine lange Fahrpeitsche aus seiner Stube geholt hatte. „Immer zieh' frisch, Karl! Sie muß im Trabe erhalten werden!" Er ließ die klatschende Peitschenschnur auf die hervorstehenden Rippen des Pferdes sausen nnd trieb es durch allerlei schnalzende Zungentöne zu einer schärferen Gangart an.

„Ich will schnell schwarzen Kaffee kochen, der hilft!" erklärte Mutter Schulz, „Trude, laufe zum Kaufmann und hole zwei Lot gebrannten."

„Geld, Mutter!" erwiederte das Kind und streckte die Hand aus.

„Ach, was! Geld! Dazu ist jetzt keine Zeit! Mach', daß Du fort kommst! Der Kaufmann soll borgen."

Die Kleine lief, was sie laufen konnte.

Paulchen, der Junge des Tagearbeiters, wollte sich halbtodt lachen, daß die Liese immer im Kreise traben mußte. Er nahm einen Bindfaden, schlang das eine Ende um den nackten Oberarm seines heute noch schmutzigeren Schwesterleins, hielt das andere Ende fest in der Hand und kommandierte:

„Du bist das kranke Pferd; ich bin der Karl. Nun renne immer im Kreise! Ich werde Dich gesund machen. Hott! Hott! hü!"

Die Böttchers'kinder betrachteten staunend die scheinbar so zwecklose Thätigkeit des kranken Viehes.

„Die Liese tanzt!" rief Fritz und seine Augen leuchteten. „Kommt, ihr Mädels, wir wollen auch tanzen!" Und er griff seine beiden Schwestern und schwenkte sie abwechselnd, bis allen Dreien der Atem verging.

Des Fuhrherrn Arme waren vom Peitschen müde geworden. Karl, der Knecht, stand still und schnappte nach Luft. Die leidende Stute, die von der liebevollen Teilnahme ihrer beiden Pfleger offenbar nicht den Schatten eines Verständnisses hatte, benutzte die Pause und warf sich auf die Erde.

„Auf! auf!" schrie Vater Schulz, „sie krepiert sonst!"

Der Knecht hatte nicht geringe Not, das krampfgelähmte Tier wieder in die Höhe zu zerren.

„Laß sie traben! vorwärts!" fuhr Vater Schulz in höchster Not fort, „immer Trab! nur keine Pause! Vorwärts! vorwärts!"

Und „Vorwärts! vorwärts!" johlte der Chor der unbefangenen Kinder, denen das peinliche Ereignis die herrlichste Abwechselung in der Einförmigkeit ihres Hoflebens bot.

„Ach, mein lieber Herr, wissen Sie vielleicht einen Rat?" fragte der Fuhrherr, der mich am Fenster gesehen hatte und grüßend seine Schirmkappe lüftete.

„Ich komme sofort," rief ich zurück und eilte die Treppe hinunter. Mir that der arme Mann leid; noch mehr bedauerte ich aber das weit ärmere Pferd.

„Wie alt ist das Tier!" gestattete ich mir bescheiden zu fragen, als ich neben den Besorgten stand.

„Du lieber Gott!" versetzte dieser, „so genau weiß ich das nicht, zwanzig und einige Jahre wird es wohl auf dem Buckel haben."

„Dann sollten Sie sich keinen zu großen Hoffnungen mehr hingeben. Das Tier leidet an Kolik; es ist sehr alt und sehr herunter; ich fürchte es wird eingehen."

„Daran ist der Esel von Knecht schuld. Gewiß hat er ihm gestern Abend zu viel zu fressen gegeben . . ."

„Ich?" keuchte Karl, der mit dem Tiere immer denselben Kreis ablief, indem er es mit aller Gewalt hinter sich her zog, „Herr Schulz, das ist Ihr Ernst nicht! Sie haben ja man blos so 'ne Hand voll Häcksel 'raus gegeben."

„Vater, ich laß' den Roßarzt holen," rief Frau Schulz, der ihre Tochter eben eine Papiertute mit Kaffee einhändigte. „Trudchen! lauf' schnell zu Herrn Franke — Du weißt ja, dicht am Thore — er möchte gleich mit Dir mitkommen. Mach' schnell mein Kind! Du bist auch ein verständiges Mädchen!"

Mit hochroten Wangen flog Trudchen davon.

Auch der Roßarzt schien diesem verzweifelten Falle gegenüber geringes Vertrauen zu seiner Kunst zu haben, er schüttelte den Kopf, zuckte mit den Schultern, rieb sich die Hände und spuckte mehrmals aus; endlich aber erklärte er, wohl mehr um die Würde der Wissenschaft, als das Pferd zu retten:

„Wir wollen dem Tiere etwas verschreiben."

Also nicht ohne vorherigen Medizingenuß sollte auch die arme Liese dieses Jammerthal mit einem besseren Jenseits vertauschen!

„Papier und Tinte?" fragte der Roßarzt geschäftsmäßig.

Vater Schulz kraute sich hinter den Ohren; sein Trudchen war noch nicht schulpflichtig; er selbst pflegte seine Gedanken nur mit Kreide und nur in Gestalt arabischer Ziffern an die Stubenthür zu malen (die Ziffer erinnerten ihn an den Betrag des dem Knechte schuldigen Wochenlohnes oder an die Anzahl der unbezahlt gebliebenen Strohbündel). Der Roßarzt begriff sofort, daß er Vater Schulzens geistige Bedürfnisse überschätzt hatte, senkte die Hand in seinen Busen, richtiger: in die Brusttasche seiner Joppe, langte Papier und Bleistift hervor und setzte unter ein genial verkürztes „Recipe" eine achtunggebietende Kolonne botanischer Namen, welche die Bestandteile einer fragwürdigen Pferdemixtur angaben.

Trudchen entschwebte mit dem gelehrten Elaborat nach der Apotheke. Als sie athemlos mit einer grünen, von bräunlicher Flüssigkeit erfüllten Literflasche wieder den Hof betrat und schon von weitem dem Vater zurief: „Zwei Mark fünfundsiebenzig soll ich bringen; der Apotheker meinte, die letzte Salbe wäre auch noch zu bezahlen" — da winkte ihr der Gemahnte Schweigen zu und deutete mit entsetzter Geberde auf seinen Knecht und die Stute, die sich beide auf der Erde wanden. Der ungeschickte Knecht war über seine eigenen Füße gestolpert, und Liese hatte den Unfall ihres Peinigers benutzt, um sich ebenfalls sofort niederzuwerfen und jämmerlich zu stöhnen.

„Hm! hm!" meinte der Roßarzt, „hier wird es höchste Zeit zu einem Aderlasse."

Er holte das betreffende Messer aus der Tasche und öffnete dem Tier ein Blutgefäß. Der beabsichtigte Erguß desselben war aber äußerst schwach; bald legte sich Liese auf die Seite, streckte alle Vier steif von sich und hauchte ihren letzten Seufzer aus.

„Sie ist tot!" erklärte der Heilkünstler mit der ganzen Sicherheit des unfehlbaren Fachmannes. „Ihr hättet mich sollen früher rufen lassen, Vater Schulz; vielleicht . . . Na, findet Euch nur drein! So Etwas kommt alle Tage vor. Die Rechnung sende ich später einmal. Adieu!"

Er ging davon.

Mutter Schulz stand wie eine Niobe und preßte Trudchens Haupt gegen ihren kräftig gerundeten Unterleib. Der Fuhrherr war völlig vernichtet; die Verheißung der tierärztlichen Rechnung schien er gar nicht verstanden zu haben; sein Gesicht zeigte einen ganz eigenartigen, beinahe verdummten Ausdruck. Der Knecht hatte die Peitsche seines Herrn aufgehoben und verknüpfte das Ende der Peitschenschnur zu einem neuen Knoten; diese halbunbewußte Thätigkeit war der instinktive Versuch des armen Burschen, seine schmerzliche Verblüffung zu bemeistern. Paulchen mit seiner Schwester und der dreifache Kindersegen des Böttchers blickten schweigend und verwundert bald auf die starren Ueberreste der hingeschiedenen Stute, bald auf die ebenso starren Gestalten der Schulz'schen Familie.

Nun kam aber Leben in die Gruppe der letzteren; ein wildes Jammergeheul brach aus der Brust der Mutter, und Vater Schulz rang die Hände und rief ein über das andere Mal: „Meine brave Liese! Welch' ein Verlust! Warum muß gerade mich das Unheil treffen? Dieser Esel von Roßarzt! Da steht die Medizin,

die noch nicht einmal bezahlt ist! Zwei Mark und fünfundsiebenzig Pfennig! Man möchte sich ja die Haare einzeln ausreißen! Welch' unersetzlicher Verlust!"

Als nun auch sämmtliche Kinder zu heulen anfingen, drückte ich mich sacht vom Hofe und kehrte schweren Herzens nach meiner Wohnung zurück. —

Am andern Morgen warf ich einen Blick durch's Fenster nach dem Schauplatz der gestrigen Szene, deren Einzelnheiten mir wieder frisch in die Erinnerung traten. Mitten auf dem Hof lag ein Plantuch, wie es die Fuhrleute zur regensicheren Bedeckung der Frachtwagen benutzen, und unter diesem Plantuche ließen sich die Umrisse der verendeten Liese deutlich erkennen. Von der Hinterpforte des Hofes her brauste die ganze Kinderschaar, wie ein Flug Rebhühner, ausgelassen heran.

„Der Schinder! Der Schinder!" riefen sie jubelnd, wie aus einer Kehle. Selbst Trudchen hatte, als unmittelbare Leidtragende, ihren Schmerz vergessen und freute sich des bevorstehenden, für sie neuen Schauspieles, wie der Abdecker ein totes Pferd holt.

Eine einspännige Karre mit zwei Insassen rollte durch die Hinterpforte und hielt neben Liesens sterblichen Resten an. Die Insassen sprangen zur Erde, entfernten das Plantuch, schafften mit Hülfe von Tau und Hebebaum den Tierkörper auf die Karre, deckten ihn mit einer zu diesem Zwecke mitgebrachten Verhüllung zu und setzten die Karre wieder in Bewegung.

Blaß und abgehärmt schaute das Schulz'sche Ehepaar dem Vorgange zu Karl, der Knecht, knallte ingrimmig mit seiner Peitsche. Die Kinder aber waren selig. Paulchen hielt sein mit Papier umwickeltes Kammfragment wieder vor den ungewaschenen Mund und blies, ohne einen einzigen falschen Ton, die ersten Takte von Beethoven's Trauermarsch; Kinder dieses Schlages haben oft ein überraschend scharfes Gehör. Die Schwester, die sich noch im ganzen Schmucke ihrer ungekämmten Haare befand, bildete mit dem trompetenden Bruder die Spitze des Trauergefolges. Fritz, der Böttcherjunge, schloß sich mit seinen Geschwistern dem musikalischen Spielgenossen an; als er aber eine leere Schubkarre, die zur Seite stand, gewahr wurde, stürzte er sich unversehens auf seine jüngste Schwester und, sie zur Rolle eines toten Pferdes zwingend, lud er sie mit Unterstützung der älteren Schwester, auf die Schubkarre, und zog sie, das kecke Antlitz in ernste Falten legend, hinter dem Abdeckerwagen her.

An der Hofpforte machte das Geleit Kehrt; der Abdecker fuhr von dannen, und die Kinder stürmten lustig und guter Dinge nach der Mitte des Hofes zurück; dort betrachteten sie gruselnd die dunklen Spuren, die der gestrige Aderlaß der Stute in den Sand gemalt hatte. — —

Vier Wochen später kehrte ich eines Abends von einem Ausgange zurück und wurde ehrerbietig von der Familie Schulz begrüßt, die vor der Thür stand und ein Pferd musterte, das eben einen kiesbeladenen Wagen vor das Haus gerollt hatte.

„Ein stattliches Tier!" rief mir Vater Schulz zu, „nicht wahr?"

Ich hemmte meine Schritte, sah mir die Mähre an und dachte im Stillen: Die guten Leute machen keine großen Ansprüche. Laut aber erwiederte ich:

„Nun, es wird Ihnen hoffentlich bessere Dienste leisten, als die Liese."

Lebhaft versetzte der Fuhrherr:

„So ein Pferd wie die Liese kriegen wir unser Lebtag nicht wieder."

„Das sage ich auch," hob Mutter Schulz eifrig an, „die Liese war zu wundervoll; diese Beine! und dieser Rücken! . . ."

„Und wie konnte sie arbeiten!" fuhr der Ehegatte fort. „Ich versichere Ihnen, mein Herr, tausend Mark hatte man mir schon für die Stute geboten, aber ich wollte sie dafür nicht hingeben . . ."

„Daran thatest Du auch ganz Recht, Alter!" nahm wieder Frau Schulz das Wort. „Tausend Mark für ein Pferd wie unsere Liese, das wäre ja rein geschenkt gewesen! Hat man je solche Kraft und solche Schönheit an einem Tier gesehen? . . ."

„Es ist wahr," ergänzte der Mann, „es hatte einen seltenen Kopf, so rein und so trocken! Und was für Muskeln und Sehnen! Achtzig Zentner hätte ich aufladen

können, und es wäre spielend mit ihnen davongesaust! Es war ein Staatspferd!" Er seufzte tief auf im Gedanken an den unersetzlichen Verlust.

„Und mich hat es immer reiten lassen!" tönte das feine Stimmchen Trudchens, die verschämt ihre Apfelwange an die Schürze der Mutter drückte und mich verstohlen von der Seite anblinzte.

„Ja, es war fromm wie ein Lamm!" bestätigte Vater Schulz. „Die edelsten Tiere sind immer die frömmsten. Man konnte sich ihm zwischen die vier Füße legen; es hätte einem nichts gethan!"

„Wenn ich an die Liese denke," schluchzte die Gattin, „so kommen mir gleich die Thränen. Sie war unser Stolz und unsere Freude. Die ganze Straße hat uns um das Pferd beneidet . . ."

„Die ganze Stadt!" verbesserte Herr Schulz fast heftig. Gestern noch sagte mir der Bäcker Hinz: Schulz, sagte er, Eure Liese hätte ich gar zu gern vor meinem eigenen Wagen gehabt! Ja, ja!" setzte er bitter hinzu, „unsereines hat nichts wie Pech!"

Ich wußte wirklich nicht, wie ich mich diesen Lobeserhebungen gegenüber verhalten sollte; die selige Liese hatte sich in der Erinnerung dieser guten Leute zu einem Wesen verschönt, das in direkter Linie von einer der Lieblingsstuten des Propheten abzustammen schien.

„Na," sagte ich, mich zum Weitergehen wendend, „mag das neue Pferd nicht schlechter einschlagen! Guten Abend." —

. . . Nach einigen Tagen tönte eines Morgens meine Flurklingel und Herr Schulz wurde mir angemeldet.

Bereitwillig empfing ich den braven Mann und fragte nach seinem Begehr.

„Ach mein lieber Herr," stammelte er etwas verlegen, „ich hätte eine recht große Bitte an Sie. Mir ist, wie Sie wissen, das Unglück mit der Liese widerfahren. Ich bin ohne alles Vermögen, die Zeiten sind ungünstig und die Geschäfte gehen schlecht; ich muß fremde Hilfe in Anspruch nehmen. Wir Fuhrleute haben eine Unterstützungskasse, die mir ein Darlehen gewähren soll. Hier ist das Schreiben an die Kasse, das ich mir habe aufsetzen lassen. Ich bedarf aber der Unterschrift zweier glaubwürdiger Personen, die mir die Wahrheit meiner Angaben bestätigen. Würden Sie wohl die Güte haben und Ihren Namen mit darunter setzen?"

Er übergab mir das Papier, und ich las verwundert seinen Bericht. Er hätte ein Pferd im Werte von 1500 Mark verloren, das ohne die Pfuscherei eines Tierarztes noch gute zehn Jahre hätte arbeiten können, und er bäte den Verwaltungsrat der Kasse, ihm mit einem Vorschuß von 1500 Mark unter die Arme greifen zu wollen u. s. w.

„Aber, verehrter Schulz," rief ich aus, „ist die Taxe Eures Pferdes nicht ein wenig zu hoch gegriffen? 1500 Mark! Dafür kann man ja . . ."

„Ich bitte Sie," unterbrach er mich lebhaft, „das ist noch viel zu wenig Die Liese war gut und gern ihre 2000 Mark wert, alle Welt sagt mir das. Heute früh noch meinte der Karl, mein Knecht: gegen die Liese könne kein anderes Pferd irgend eines Fuhrherrn auf; ich bin wirklich noch bescheiden, wenn ich nur 1500 Mark verlange, aber ich scheue die Zinsen . . ."

Ich hatte inzwischen meinen Entschluß gefaßt.

„Hören Sie, alter Freund," erklärte ich ohne Umschweife, „zur Abschätzung von Pferden habe ich keinen Beruf. Ich will attestieren, daß Sie neulich ein Pferd verloren haben und mir der Unterstützung bedürftig erscheinen; über den Wert des Pferdes und die Höhe der Unterstützung kann ich mich aber unmöglich auslassen. Wenn Ihnen das genügt . . ."

„Na, dann schreiben Sie's man!" stimmte Vater Schulz zu. „Die Herren von der Verwaltung sehen dann wenigstens, daß alles wahr ist, was ich berichtet habe."

Ich verfaßte meinen Vermerk und reichte dem Harrenden sein Schriftstück zurück.

„So. Und nun wünsche ich guten Erfolg."

Vater Schulz bedankte sich und verließ mein Zimmer, aber noch auf der Schwelle beteuerte er mir, er würde ein Jahr seines Lebens darum geben, wenn er das edle, unvergleichlich-leistungsfähige Tier, seine herrliche Vollblutstute wieder hätte. 3000 Mark wäre sie unter Brüdern wert gewesen.

Liegt nicht ein hoher Trost für jeden Sterblichen in dieser idealisierenden Gewalt des Todes? Auch die letzte Roman-Fabrikantin, der ödeste Farbenkleckser, der alltäglichste Operettenschmierer, der abgedroschenste Parlamentsschwätzer, der langweiligste Possendichter, sie alle mögen, wenn sie die Peitschenhiebe der Kritik und die Kolikschmerzen des Verkanntseins erdulden, in Liese's Schicksal die erhebende Verheißung finden:

„Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehen."

Cäsar Borgia's Flucht.

Von Alberta von Puttkammer.

(Straßburg i. E.) (Nachdruck verboten.)

Den Vatikan durchirrt ein banges Rufen,
Was hastet auf den bleichen Marmorstufen
Von dunklen Männern fieberhaft ein Zug?
Die Falten eines Herzogsmantels flammen,
Im purpurnen Gewebe sinkt zusammen
Ein Adler mit geknicktem Flug!

Das ist des Cäsar Borgia bronz'ne Miene —
Er deckt sich zitternd mit dem Hermeline
Das dämonschöne fieberwunde Haupt,
Das einst mit Gorgo-Macht die Römer bannte,
Mit Schreckensblicken Land und Meer umspannte,
Vom blut'gen Lorbeer früh umlaubt.

Was hat dir nun den Siegesgang erschüttert?
Was ist's, das dich mit drohn'dem Hauch umwittert,
Und fürchterlich verglaste deinen Blick?
Dir wanken des allmächt'gen Hauses Quadern -
Die Angst durchhetzt im Fieber deine Adern
Und packt dich wütend im Genick.

Wen rufen deine Lippen, deine blassen?
Der gold'ne Stuhl da droben steht verlassen,
Der deinen Vater Alexander trug.
Sein heil'ger Name deckte deine Sünden;
Die Decke fiel — und nackt aus allen Gründen
Erhebt sich nun der grause Zug . . .

Und Nächtens steht er grinsend dir am Kissen,
Und hat dich aus dem kargen Schlaf gerissen,
Den dir die Reue und das Fieber ließ.
All' deine Sünden wandeln nun im Lichte,
Seitdem der Tod mit wildem Angesichte
Dich von verwaister Schwelle wies.

Der tote Papst winkt seinem Sohn von hinnen —
Der starrt, den siechen Leib gehüllt in Linnen,
Mit hohlem Blick aus Purpurkissen auf,
Und des Palastes säulenschöne Treppe
Streift seines Herzogbetts brokat'ne Schleppe —
Sie tragen ihn in hast'gem Lauf . . .

Und hinter ihm, aus steingezierten Truhen,
Darinnen Kronen und Gepränge ruhen,
Bricht ein Rubinenschein wie fließend Blut . . .
Die Pagen beugen ächzend ihren Rücken,
Wie wenn die gold'nen Schreine schwerer drücken,
Weil Borgia's Schuld in ihnen ruht.

Und rings die dunklen Priester trotzig grüßen.
N o ch beugen sich dem kranken Leu zu Füßen
Die Römerherr'n, die seine Knechte sind.
Doch wird sein letzter Schritt von ihrer Schwelle
Entsiegeln ihres Hasses wilde Quelle,
Die heimlich heiß in ihnen rinnt!

Fühlt Cäsar das? Sieht er, entrückten Blickes,
Aufdämmern eine Ahnung des Geschickes,
Das ihn beschleichen wird mit Kerkernot?
„Zum Thor hinaus! Laßt alle Fackeln flammen!
Das Dunkel bricht ob meinem Haupt zusammen —
Die Luft ist rings vom Blute rot!"

„Dies ist Navarra! Schaut ihr's, wie er reitet?
Das Roß von einem Schatten wild geleitet?
Der Tod pflückt Blumen auf Diana's Feld.
An diesem Märztag keimen nur die roten!
Hei! wie sie hell von Fürstenblut entlohten!
Und doch, wie fahl schläft rings die Welt!"

Der Borgia ruft's — die Edelknaben zittern —
Das Fieberwort verhallt wie in Gewittern
An Felsenwänden letzter Donner grollt . . .
Und Keiner ahnt, daß heut dem stolzen Kranken
Auf ewig Hermelin und Purpur sanken,
Zu Füßen seine Krone rollt . . . . .

Vorwort zu einem ungeschriebenen Buche über die Moral in der Liebe.

Von E. Cristaller.
(München.) (Nachdruck verboten.)

Für den gebildeten Menschen hat es einen großen Reiz, zu sehen, wie die gegenwärtigen Dinge geworden sind. Es ist ihm ein Vergnügen, weil er mehr oder weniger deutlich fühlt, daß solche Erkenntnis nützlich, ja notwendig ist. Ohne geschichtliche Betrachtung ist die Menschheit wie ein Wanderer, der nur mit einer schwachen Handlaterne ein kleines Stückchen Weg zu seinen Füßen beleuchtet, inmitten einer großen Finsternis; die Geschichtsforschung aber entzündet gleichsam immer hellere und

höhere elektrische Lichter, die immer größere Strecken des Wegs zu überschauen gestatten, nach vorn so gut wie nach hinten.

Es sind oft seltsame Wege, auf die wir heute zurückblicken können, wie die krummen verschlungenen Linien, die der Betrunkene beschreibt oder der schlaftrunkene Dusler, der noch nicht ganz hell geworden ist. Die Menschheit ist immer noch im Erwachen aus der tierischen Dumpfheit begriffen; sie braucht sehr lange dazu. Sie wird ganz erwacht sein, wenn sie allen Supranaturalismus und dergleichen Morgenträume verworfen hat, wenn sie sich souverän fühlt auf der Erde und alle ihre Angelegenheiten bewußt von sich selbst aus zu ordnen gesonnen ist. Alle; heute ordnet sie nur manche, in andern hält sie gläubig gedankenlos an uralten Vorurteilen fest, an Geboten, welche unsere guten Vorfahren von Göttern überkommen haben wollen, und an Anschauungen, die aus allerlei Kurzsichtigkeiten und Zufällen herstammen, die aber durch ihr Alter heilig erscheinen. Man kennt heute noch Dinge, über die man nicht souverän, pietätlos, schamlos soll denken dürfen. Wir Neueren aber, wir von der Zukunft (leider!) — wir wollen über Alles souverän, pietätlos, schamlos denken, wir wollen Alles beschauen und betasten, die Schleier sind uns verhaßt. Denn wir meinen, daß nur ein allseitig freies Denken dies Leben zwischen ehernen Naturgesetzen für uns glücklich gestalten kann; wir meinen, daß in allen menschlichen Dingen das Gute sich nicht von selbst macht, sondern gewollt werden muß; und was man wollen soll, muß zuvor gedacht sein, rücksichtslos.

Aber unser Leben braucht darum nicht von all' den Gefühlen verlassen zu sein, die unser Denken nicht kennt und nicht kennen will. Da meint man so oft, daß Gemüt, Naivetät, Genie und alles Unmittelbare vor dem „frostigen Hauch des Denkens" ersterben müßte, nur der Irrtum sei das Leben und das Wissen sei der Tod. Ist aber gar nicht richtig. Wir können wohl das kalte erbarmungslose Räderwerk der Weltmaschine kennen und doch Leben und Wärme in der Seele behalten; wir können die Moral bis zu ihrer egoistischen Wurzel wissenschaftlich verfolgen und doch unsere Moralität am Leben lassen; wir können die Liebe klar durchschauen bis auf ihren tierischen Grund und doch naiv und geistig lieben wie irgend Einer. Das können wir, — die wir's eben können, die das Denken und Wissen gleichsam verdauen können, deren Geist hinreichend gefestigt ist und vielseitig und biegsam genug bleibt für alles Menschliche. Freilich giebt es auch Geistlein, denen zu viel Wahrheit gefährlich ist; man darf ihnen nur zeigen, wo sie herkommen, nämlich aus dem Tierischen, flugs schwindelts dem Geistlein, und unten liegt es wieder, wo es her ist; aller Vernunft und Logik zum Trotz, aber es meint nun einmal, das sei logisch, aus der modernen Weltanschauung folge ein tierischer Lebenswandel. Dafür darf man natürlich nicht diese Anschauung tadeln, noch die Rücksichtslosigkeit des Denkens, sondern die Schwächlichkeit des Geistleins, das für die heutige Kulturstufe noch nicht reif ist. Man muß reif sein, zu allem; das Kind zum Gehen, sonst werden seine Beine krumm, der Knabe zur geistigen Anstrengung, sonst wird er dumm; der Mann zur Liebe, sonst wird die ganze Entwicklung geschädigt; so auch der Kulturmensch für gewisse Wahrheiten, sonst wird die Harmonie seines Geistes gestört: Gemüt und Idealität verkümmern. Man muß reif sein; jedermann weiß wie die Südseeinsulaner draufgehen, wenn man sie unvermittelt geistig und materiell mit zu viel Kultur segnet; bei uns giebt es auch Fidschileute genug, denen es besser wäre, wenn sie nicht lesen könnten und niemals Schnaps gerochen hätten. Sollten wir aber die materielle Kultur und die geistigen Wahrheiten unterdrücken, oder auch nur scheel ansehen, weil sie den Fidschi, auch den europäischen, Gift sind? Solche Rücksichten würden sich nicht rentieren, denn das Ganze ist doch mehr wert, als seine Abfälle. Vielleicht wird man noch einmal so human sein, eine Zensur einzuführen, nicht der Bücher, welche gedruckt werden, sondern der Menschen, welche sie lesen dürfen. So lange aber dies nicht der Fall ist, sollen lieber die schwachen Geister den Schaden haben als die starken, lieber soll eine respektlose Kritik den Autoritätsbedürftigen ihre Krücken zerschlagen, als daß man unvollkommene Einrichtungen vor Kritik zu bewahren strebt.

Das Lebensgebiet, welches vielleicht am meisten unter allen durch ganz unrentable Rücksichten beschattet und einer fortschrittschaffenden Beleuchtung durch das Denken entzogen wird, ist das geschlechtliche. Als ob dieses sich von selbst ordnen würde, ohne Denken, oder als ob die jetzt herrschende Moral, die sich der Menschengeist, noch halb vernunftlos tappend, in seiner unwissendsten Kinderzeit zurechtgemacht hat, schon ein vollkommenes unverbesserbares Ideal sein könnte. Ganz primitive und kurzsichtige Erwägungen, im Verein mit religiösen Wahnvorstellungen, haben diese Moral erzeugt, ein brutales Gesetzsystem, unter das der Mensch wie in einen Tollmantel gesteckt wird und das viel zu naturwidrig ist, als daß es je (wie die Moral doch soll) in Fleisch und Blut übergehen könnte.

Die heutige Moral kann nichts als befehlen; alles was unbequem erscheint, wird verboten; was aber die Natur dazu sagt, darnach fragt man nicht. Nehmen wir als Beispiel das Problem der Untreue. Aus der Thatsache der Unbeständigkeit in der Liebe ergeben sich allerlei Schwierigkeiten: die Liebe kann bei einem Teil noch fortdauern, wenn der andere schon kalt wird oder gar schon einen neuen Gegenstand gefunden hat; zudem sind etwa Kinder vorhanden, und jeder der Alten möchte diese behalten, oder auch los sein, wenn es gemeine Naturen sind. Was macht da die herrschende Moral, um diese und noch andere Schwierigkeiten zu beseitigen? Sie verbietet die Untreue. Das ist doch ohne Zweifel genial und einfach wie der Schwerthieb Alexanders! Ich möchte dasselbe Rezept auch für andere soziale Fragen empfehlen, für die Arbeiterfrage beispielsweise. Man verbiete einfach diesen kecken Leuten ihre unbescheidenen Ansprüche, und die ganze Frage ist abgethan. Sie gehorchen nicht? Ei! Und die menschliche Natur gehorcht auch nicht, wenn man ihr die Untreue verbietet.

Was ist nur der Grund, daß man in der geschlechtlichen Frage als aller Weisheit Schluß eine Lösung annimmt, die man bei der Arbeiterfrage (und jeder anderen) ein albernes Geschwätz nennen würde? Sehr einfach: der Ungehorsam der Arbeiter läßt sich nicht vertuschen, aber der der souveränen Liebe läßt sich vertuschen, und in dieser Kunst, bekanntlich, ist man ja Meister; wozu dann das Denkvermögen in überflüssige Unkosten stürzen! Nur leider ist damit die Frage nicht gelöst; und was noch schlimmer ist, die ganze Moral verliert bei dieser Quacksalberei an Achtung durch solch' unhaltbare Gebote, die nur zur heimlichen Uebertretung da sind. Spricht man nicht von „Tugend" und „tugendhaft" bereits öfter spöttisch als im Ernst?

Und wie es mit der Frage der Treue ist, so auch mit den übrigen: immer nur die primitivsten Verbote, ohne Rücksicht auf die Natur. Immer sollen die Menschen so und so sein, sollen so und so lange noch nicht nach Liebe verlangen, sollen ihr Herz, wenn es einmal gesprochen hat, schweigen heißen, sollen! Unsinn! Sie thun es eben nicht, weil es gegen die Natur geht und immer gehen wird. Da rächt sich dann diese durch Dinge wie die Prostitution und ähnliche Ausgeburten, welche die Menschennatur mit diesen verfehlten Einrichtungen notwendig zeugen muß. Und ist es wohl zum glauben? ein Jahrhundert um das andere trottelt die stumpfsinnige Heerde auf demselben Unglückspfad weiter und blöckt nur immer das dumme Sollen! Mäh! Sollen!

Die Natur will diplomatisch behandelt sein, nicht angeherrscht wie ein unbotmäßiger Sklave. Der realistische Ethiker ist ein Diplomat. Und wie macht er's? Zuerst muß er natürlich das „Reale" kennen: die menschliche Natur und die gesellschaftlichen Verhältnisse wie sie jetzt sind, gleichsam Figuren und Situationen eines Schachproblems. Alsdann setzt er sich ruhig nieder wie zu einem Schachspiel mit der Natur; nur daß hier die Figuren nicht so starr sind, wie Springer und Läufer, sondern wandelbar und in lebendiger Beziehung zur Situation: jeder Zug verändert mit der Lage des Ganzen, (den sozialen Verhältnissen und Sitten,) auch die Eigenschaften der Figuren. Und nun kommt es in der Moralphilosophie wie im Schach auf einen gewissen intuitiven Blick an, der immer das Ganze zugleich mit allen Einzelheiten überschaut. Es bilden sich bei Betrachtung der Situation

mehrere Pläne, deren einzelne Züge, d. h. Entwicklungsstadien, mit allen ihren Folgen, den Gegenzügen, möglichst deutlich vorgestellt werden; schließlich drängt einer der Pläne, welcher der beste scheint, die andern in den Hintergrund und präsentiert sich als die Lösung. So weit das Denken im Kopf des Philosophen. Nun aber, da es an die Ausführung des Planes geht, zeigt es sich, daß der Denker sich zur Welt doch nicht ganz wie ein Spieler zu seinen Figuren verhält, vielmehr ist er selbst nur eine der vielen Figuren, die bei der Ausführung zusammenwirken müßten. Somit hat er seinen Plan diesen mitzuteilen, in der Hoffnung mehr oder weniger davon anerkannt zu sehen, oder auch einen besseren zu veranlassen.

So also verfährt die realistische Ethik; sie gibt nicht ein doktrinäres Gesetzsystem, sondern geradezu eine Untersuchung über die Beschaffenheit und Sitten des Zukunftsmenschen. Scheint es absurd, das vorausberechnen zu wollen? Man kann es sehr wohl bis zu einem gewissen Grad berechnen, weil auch die menschliche Natur festen Gesetzen folgt: wie das Wasser dahin fließt, wo es bergab geht, so entwickelt sich das Wesen des Menschen nach der Richtung, welche am wenigsten Unlust bringt. Aber eben diese sucht ja der Moralphilosoph, er konstruiert also zugleich die wirkliche künftige Entwicklung.

Freilich einen schwachen Punkt hat diese Konstruktion: die Richtung der geringsten Unlust muß hinreichend allgemein erkannt sein, um thatsächlich eingeschlagen zu werden. Aber die Erkenntnis gemeinsamer menschheitlicher Angelegenheiten ist im jetzigen Stadium der Menschenspezies noch eine unsichere Sache, weil die Mehrzahl sich gar nicht damit beschäftigen mag. „Weltverbesserung?! dummes Zeug! sorge nur, daß du zunächst gut vorwärts kommst!" — Die Menschheit gleicht, als Organismus betrachtet, noch jenen unentwickelten Wesen niederer Entwicklungsstufe, in welchen sich noch keine Konzentration gebildet hat und die einzelnen Teile mehr für sich als im Ganzen leben. Und dann kommt auch noch die Intelligenz in Betracht: daß ein vieles umfassender Plan recht gewürdigt wird, geschieht nicht oft, weil so Wenige vollständig von dem gewohnten Gegenwärtigen abstrahieren können; man stellt nicht mit einem Akt das wechselwirkungsreiche Ganze des neuen Zustandes vor, sondern man trägt die einzelnen Punkte des neuen Programms, einen nach dem andern, in den Rahmen des Altgewohnten herein, um dann jedesmal zu finden, daß ein Unsinn vorliegt. Damit nun hat der Spießbürger zunächst auch ganz Recht; aber eine breitere Fassungskraft wäre ihm zu wünschen.

Im übrigen wird dieser schwache Punkt keinen Moralisten abschrecken, und so wollen auch wir uns nicht scheuen, nach dem oben skizzierten Plan den Teil der Moral zu behandeln, welcher sich auf die Geschlechtsthätigkeit bezieht. Wir werden zuerst das Thatsächliche darstellen, die heutige geschlechtliche Natur und Sitte des Menschen; und da nichts ohne seine Geschichte verständlich ist, so werden wir die Entwicklung des Geschlechtstriebs in der Menschheit nachweisen müssen. Alsdann werden wir zweitens diejenige Ordnung jener großen Angelegenheit des Menschen suchen, welche am wenigsten Uebel und schmerzliche Kollisionen mit sich bringt; zuletzt den ersten Schritt vom Heutigen zu diesem Ideal.

Wer die Zukünftelei dieses zweiten Teils nicht ernst nehmen will, den hindert nichts, sie als unterhaltende Denkspielerei zu betrachten. Warum soll das Denken nicht auch in Poesie übergehen dürfen? —

Ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts.

Novelle von Leo Ebermann.

(Czernowitz.) (Nachdruck verboten.)

„Lieber Gott! wohl tausend Bitten
Dringen täglich an Dein Ohr,
Und sie bitten und sie flehen
Dich um mannigfache Dinge.

„Mädchenliebe will der eine,
Und der and're klingend Gold,
Und der dritte, der will Würden;
Ich, mein Gott, ich aber bitte:

„Gieb mir, gieb ein Purgatorium,
Purgatorium für die Seele,
Gieb mir solch ein rettend Tränklein,
Stark und würzig und auflösend;

„Daß es auflös' mir den Schleim,
Jenen grünlich-gelben, eklen,
Jenen fürchterlichen Schleim,
Der die Seele mir verkleistert.

„Dieser Schleim ist ganz entsetzlich,
Und er riecht auch gar nicht gut,
Und sogar für andre Dinge
Macht er mich geruch- und fühllos.

„Laß gesunden mich, mein Schöpfer!
Gieb, o gieb solch Purgatorium,
Daß ich brech' drei lange Tage,
Daß ich brech' drei lange Nächte.

„Und wenn wieder ich genesen,
Will ich auf ein Rößlein steigen,
Will die Weiber wieder küssen,
Will auch in die Kirche gehen.

„Will dort beten fromm und innig,
Wie als Kind ich hab' gebetet;
Namentlich deßwegen bet' ich:
Recediv laß mich nicht werden."

Obige Zeilen las ich im Stammbuch einer schönen Frau. Umgeben von lyrischen Ergüssen, von denen es im Album nur so wimmelte, inmitten eines ganzen Blumengartens von treuen Vergißmeinnicht, verschämten Resedas, rätselhaften Lilien und besonders von überaus duftigen Rosen, berührte mich dieser Wehruf eines verstimmten Riechorganes höchst seltsam.

Ich blickte die Dame fragend an. Sie verstand mich sofort.

„Ist's Ihnen auch aufgefallen?" sagte sie. „Das hat mein garstiger Freund Arthur geschrieben. Er ist wirklich unausstehlich. Denken Sie nur, gestern sagte er mir, er könne mein sich ewig gleichbleibendes Gesicht nicht mehr aushalten. Ich solle machen, daß ich bald anders ausschaue, sonst käme er nicht wieder."

„Wir sind nämlich einander gut," bemerkte hier die schöne Frau, und ein reizendes Aufleuchten ihrer liebenswürdigen Augen sagte mir, daß dieser Arthur ein sehr glücklicher Mensch sein müsse.

„Ein eigentümlicher Einfall," versetzte ich, um doch etwas zu versetzen, indem ich zum zweitenmal das Gedicht durchlas, das einen beklemmenden Eindruck auf mich gemacht hatte.

„Nicht wahr? Eigentümlich," wiederholte die Dame. „Und als ich ihm sagte, es fiele uns Frauen ohnehin schwer genug uns im status quo zu erhalten, an ein Schönerwerden sei gar nicht zu denken, da schrie er zornig: So werden Sie wenigstens häßlicher; aber anders, anders sollen Sie werden! Diese Gleichmäßigkeit Ihres Aussehens treibt mich zur Verzweiflung. Stechen Sie sich meinetwegen ein Auge aus. Das ist neu und fesselt mich wieder an Sie! Aber immer dieselben zwei harmonischen Augen! Harmonie! Das macht mich toll. Und Arthur lief davon, und ich habe ihn seither eine ganze Woche nicht gesehen."

„Und sein weiterer Name?" frug ich. Die Dame nannte ihn. Und nun stiegen mit Eins längst vergessene Jugendbilder in meiner Erinnerung auf. Ich sah ihn mit mir dieselbe Schulbank drücken, den schönen unausstehlichen Jungen mit dem prächtigen Kopf und den trotzigen Lippen. Und was für feine aristokratische Hände er hatte. Sie zuckten immer nervös. Und wenn ihm jemand etwas zu

sagen wagte, und wäre es sogar Seine Heiligkeit, der Herr Direktor selbst gewesen, dann schwoll eine tiefe Ader drohend auf der Stirn, und der elegante Fuß stampfte zornig den Boden. Wir dummen eilfjährigen Kinderherzen ahnten, daß etwas Besonderes stecken müsse in dem kleinen Mann mit dem energischen Auftreten, und boten ihm um die Wette jene rührend blöde Freundschaft, von der junge Gemüter so leicht überströmen. Aber Arthur betrachtete uns zuerst erstaunt, dann ärgerlich, endlich verächtlich, murmelte zwischen den Zähnen: grüne Lausbuben, und kehrte uns hoheitsvoll den Rücken. Und statt über ihn herzufallen und den uns so schnöde behandelnden Rücken weidlich durchzubläuen, blieben wir alle zerknirscht stehen im erdrückenden Gefühl unseres Lausbubentums.

In den höheren Klassen wurde er uns noch mehr entfremdet. Verschiedene dunkle Gerüchte, die über ihn zirkulierten, als unter anderen, daß er, noch in der Quinta, im Stande wäre ein halbes Dutzend Virginier auf einen Sitz zu rauchen, ohne zu Lande die Seekrankheit zu bekommen, während er schon in der Sexta in diversen Kaffeehäusern diverse Partieen Billard verlor, alle diese großen Thaten hatten ihn mit einem solchen Nimbus umgeben, daß wir eine bissige Bemerkung seinerseits mehr fürchteten, als die längsten Ermahnungen unserer Professoren. Und als er einmal bei einem Rendezvous mit der Tochter des Klassenvorstandes ertappt wurde und sich — nach der Aussage des ganz entsetzten Schuldieners — auf eine noch nie dagewesene Weise benahm und einen höchst ehrenvollen Rückzug einleitete, da that sich zwischen uns Philistern, die wir noch unschuldig im frommen Schooße unserer Familien lebten, die Worte Mama, Papa noch sehr liebevoll accentuierten, und vor Mitternacht schlafen gingen, und jenem gewaltigen Knaben eine Kluft auf, die keine Schultasche überbrücken konnte.

Ein unvergeßlicher Tag brachte uns einander näher.

In meinem siebzehnjährigen Kopfe hatte bereits jener Kampf begonnen, den jeder Mensch einmal durchmachen muß, der aber bei Kindern großer Städte frühzeitig wachgerufen wird durch den dröhnenden Lärm eines sich überstürzenden Verkehrs, durch die von aufregenden Phrasen geschwängerte Luft und durch eine Sonne, die in engen Gassen fruchtbarer wirkt als auf dem Lande.

Ich hatte eine Landpartie gemacht und schweifte in Gedanken versunken durch ein Eichenwäldchen, ohne ein Auge für seine melancholische Schönheit zu haben. Ich zermarterte mein schmerzendes Gehirn, um den Platz ausfindig zu machen, den ich einst in der großen Welt würde einnehmen können, und vor meinem geistigen Blick zogen in bunter Reihe die verschiedenartigsten Karrièren vorüber.

Als ich eben bei derjenigen eines Barrikadenkämpfers angekommen war und schon meinen sterbenden Körper einwickeln wollte in die zerschossene Fahne der Freiheit, da legte sich eine Hand von rückwärts auf meine Schultern, und mich umsehend, erblickte ich das scharfgeschnittene Gesicht Arthurs.

Eine meinem Kameraden ganz fremde Weichheit lag auf demselben. Sonst ein Feind aller Gefühlssentimentalität, verwirrte sie mich in diesen stolzen Augen.

Uns umgab die ganze Wehmut einer Herbstnatur. Die Blätter raschelten höhnisch von den Bäumen und die Gräser begannen gelb zu werden.

Arthur geriet in jene Stimmung, in die verschlossene Menschen nur selten verfallen. Sind sie aber einmal drin, dann ergeben sie sich ihr ohne Rückhalt. Er wurde mitteilsam. Ich that einen tiefen Blick in ein großes aber krankes Herz. Der quälende Widerspruch einer modernen Natur hatte sich mir noch nie so entsetzlich geoffenbart. Ich lernte den Ehrgeiz eines Menschen kennen, der das Blut seiner Adern verwetten konnte um den Besitz des ewigen Kranzes, und wiederum eine Blasiertheit, die die Blätter des so teuer erkauften verächtlich gelangweilt zum Zeitvertreib zerpflückt hätte.

Wir wurden Freunde. Nicht für lange. Denn bald darauf verließen wir die Schule. Ich blieb im Lande, während Arthur eine süddeutsche Universität bezog. Anfangs hörte ich von seinen tollen Streichen in Heidelberg. Dann war er plötzlich

verschwunden und ich vernahm lange Zeit nichts von ihm. Das Gespräch mit der schönen Frau hatte sein Bild in mir wachgerufen, und ich beschloß ihn aufzusuchen. —

Leise hatte ich die Thür geöffnet. Arthur hatte mein Kommen überhört. Ich fand daher Zeit, die mir so lieben Züge, die ich schon lange nicht gesehen, genau zu betrachten.

Die Jahre hatten gar keine und doch die grausamste Veränderung an ihm hervorgebracht. Es waren zwar noch dieselben unregelmäßig schönen Linien, aber der Schmelz war von ihnen verschwunden, wie weggehaucht, und statt desselben lag auf dem Gesichte jene bleigraue Müdigkeit, die ich beinahe versucht wäre, Farbe unserer Zeit zu nennen.

Der Stempel einer entsetzlichen Epoche hatte seine mahnende Signatur auch meinem Freunde aufgedrückt. Er verschont niemand, dieser Stempel. Beim jüngsten Gerichte wird man mit leichter Mühe die Kinder des neunzehnten Jahrhunderts an ihm herauserkennen. Denn vom Bauer bis zum Fürsten trägt ihn jeder an der Stirne. Wohl wird er feiner von Schichte zu Schichte, aber zugleich immer schärfer, immer bezeichnender, immer drohender. Wie doch in den höheren Arten die Krankheiten ihrer Klasse am stärksten zum Ausdruck gelangen.

Die höchste Spezies des Menschengeschlechtes sind aber die Herren vom wahren Gehirne.

Arthur war einer vom wahrsten.

Er erhob jetzt den Blick, aber er schien mich nicht zu bemerken, denn er sah starr vor sich hin.

Waren das seine Augen, deren wohltätiges Feuer ihn den Frauen so teuer machte?

Eine kalte, häßliche Gleichgültigkeit grinste mir entgegen. Mich überkam der Gedanke, daß die ganze Welt samt allem, was er darauf liebte und seine Mutter und das Weib seines Herzens vor diesen matten Augen versinken konnten, ohne auch nur den geringsten Reflex in ihnen wachzurufen.

Eine tiefe Trauer erfaßte mich. Nicht um den Einzelnen. Aber war er nicht die Verkörperung von uns allen? Beklagte ich in diesem Manne nicht mich selbst, wie ich vielleicht nach wenigen Jahren sein würde? Ich fühlte die Schwingen der Verzweiflung unheimlich über mir rauschen und frug mich, im tiefsten Innern erschauernd, wie lange die Sonne noch für mich Sonne, die Liebe noch Liebe sein würde. —

Gewaltsam riß ich mich aus diesem Labyrinth eitler Gedanken.

„Arthur, Arthur!“ rief ich überlaut und stürzte mit wilder Zärtlichkeit auf den Freund. Ich wollte mich vergewissern, ob ich noch einer herzlichen Regung fähig wäre, ob meine Stimme noch den Klang des Gefühls hätte oder ob sie trocken geworden war wie unser Glauben an den Zweck des Lebens.

Ich konnte noch warm sein, ich — aber er! Mit erschreckender Seelenruhe reichte Arthur dem Freunde, den er lange Jahre nicht gesehen, die Hand. Keine Muskel des schlappen Gesichtes zuckte. Und als ob wir erst gestern Abschied von einander genommen, frug er mich nachlässig: „Wie geht es Dir, mein Junge? Hast noch immer die schöne Farbe auf den Wangen. Wird schon anders werden. Wirst es schon billiger geben mit Deinen Idealen. A propos, was machen Deine politischen Ansichten? Bist Du nun endlich zur Ueberzeugung gelangt, daß das Verhungern unter einer Republik nicht angenehmer ist, wie unter einem Kaisertum?“

Arthur lachte trocken. Sein ganzes Wesen hatte etwas Lyrisches, das ich früher bei ihm nicht gesehen hatte.

Er mochte mein Befremden bemerkt haben, denn er fixierte mich spöttisch.

„Erwartest Du rührende Embrassements?“ frug er endlich. „Wie heißen doch die schönen Dinge, die der überreizte Kopf eines verrückten Philanthropen erfunden? Freundschaft, Liebe, Ruhm — hab' auch mal daran geglaubt. Aber jetzt“ — und Arthur trällerte vor sich hin: „Mir fiel von den Augen die Schuppe und alles ist mir schnuppe.“

„Aber sage mir, mein Bester, wer hat Dir verraten, daß ich wieder hier bin?"

Ich nannte den Namen der schönen Frau.

„Ach — die —" gähnte Arthur. „Sie ist gut gebaut. Aber die Weiber unterscheiden sich nur äußerlich, nur durch ihre Busen. Unter denselben bergen alle das Gleiche. Langweilige Herzen, zu schlecht zum Guten, zu gut zum Schlechten. Die Tiger und die Engel sterben eben aus. Die Unterschiede verwischen sich immer mehr und mehr. Bald werden wir alle nur noch eine große Nation gezähmter Bestien sein. Ich hab es mir geschworen, ich rühre kein Weib mehr an. Und doch sind die Weiber das Beste, was wir haben, das Einzige! Und wenn uns sogar das nichts mehr bedeutet, dann —" er vollendete den Satz nicht, sondern blickte mich mit der Verzweiflung eines gehetzten Wildes an.

Mir kam eine Thräne in's Auge.

Arthur drückte meine Hand. „Laß' gut sein. Wir können ja nichts dafür. Wir schlummerten selig im heiteren Nichts, selige Indifferentisten. Auch der alte Jehovah war lange Zeit so eine Art Indifferentist. Aber plötzlich stach ihn die Tarantel und er formte Menschen und Sterne und mich und die braune Anna. Nun müssen wir uns quälen. Gut ist's bei alledem, daß wir Macht haben, das zwecklose Gebäude in die alten Trümmer zu werfen —"

Arthur blickte brütend auf den Boden, dann fuhr er wie im Selbstgespräch fort:

„Ein grauer Nebel umzieht die alte, heitere Sonne. Und unter ihm wandeln die Menschen mißmutig mit vergrämten Gesichtern umher und feilschen und lieben und hassen und zeugen mit demselben Ausdruck des Stumpfsinns. In ihren Herzen ist eine trostlose Leere, eine schaurige Oede. Und über dem ganzen trübseligen Panorama zittert eine Flammenschrift: neunzehntes Jahrhundert. Seine Hunde wedeln noch vergnügt, seine Nachtigallen schluchzen aus den Tiefen ihrer Ueberzeugung, seine Menschen aber leben und wissen nicht warum. Doch reden sie sich ein es zu wissen. Wir sind erbärmliche Komödianten, und treiben das elendiglichste Possenspiel. Wir begeistern uns für das Wort Glück, aber keiner weiß, was es mit dem spaßigen Wort eigentlich für eine Bewandtnis habe. Und einer möchte dem andern einreden, er hätte es begriffen, das tolle Wort und halte es fest, und er macht ein lustiges Gesicht, damit man ihn beneide. Aber wenn er allein ist in stiller Nacht, wo, wie aus verborgenen Schlupflöchern, aus den Falten des Gehirnes Gedanken hervorkriechen, da wird er plötzlich ernst, und das freundliche Gesicht verwandelt sich in ein Grinsen, und er erschrickt vor seinem eigenen Lachen. Das hat einen gar bösen Klang und hat schon manches Herz bis zu Tod erschüttert. Ha! Ha! Ha!" —

Ich sah Arthur blitzesschnell nach etwas greifen, aber bevor ich noch wußte, was es sei, mischte sich ein heller Knall mit dem verhallenden Hohngelächter, so daß beide wie in Eins verschmolzen. Eine dünne Rauchwolke schwebte vor meinen Augen, und als sie sich verzogen, glaubte ich das Lachen noch immer zu vernehmen. Aber der Mann, der es angestimmt, lachte nicht mehr, sondern lag am Boden. Von seiner rechten Schläfengegend zeichnete sich eine blaue Stelle ab, der spärliche aber große Blutstropfen entfickerten.

Ich stürzte auf ihn zu. „Arthur, Arthur! was thatest Du, welche Anwandlung?" schrie ich in heller Verzweiflung.

Arthur wehrte mich ab. „Sei still," sagte er mit einer so ausgeglichenen Stimme, daß man ihr unmöglich anmerken konnte, sie sei die eines Sterbenden. „Mach' kein unnützes Geräusch. Glaubst Du, daß es mich reut? Ich schwöre Dir, kein wollüstigeres Gefühl, als das des bewußten Todeskampfes. Ein süßes, unsagbares Etwas durchbebt mich; es ist der Danktribut der ihrer Haft erlösten Atome. Weine nicht, Närrchen. Du wirst es mit Gottes und des Ekels Hilfe auch einmal so machen und das Weinen der Dich Umgebenden wird Dir gerade so unbegreiflich vorkommen, wie Du jetzt mir. Sei still, sage ich Dir. Der ganze Unterschied zwischen Narren und Weisen ist der, daß die Narren auf der Welt herum-, die Vernünftigen aber davon laufen —"

Bis hieher hatte die eiserne Kraft Arthurs angehalten. Nun wurde seine Stimme unsicher und ein krampfhaftes Pfeifen entrang sich seiner Brust. Zugleich hörte das Blut auf aus der Wunde zu fließen, dafür aber wurde das ohnehin schon bleiche Gesicht weiß, und seine Zähne begannen leise zu knirschen.

Ich wollte forteilen, um jemand zu holen. Aber eine gebieterische, beinahe übermenschliche Geberde meines Freundes hielt mich zurück.

Er schien gewaltsam nach Atem und Worten zu ringen, gleichsam als ob er mir noch etwas Wichtiges, einen letzten Willen mitteilen wolle. Ich beugte mich in höchster Spannung über ihn, um vielleicht noch ein versöhnliches Abschiedswort von dieser skeptischen Seele zu vernehmen.

Und Arthur sprach noch einmal.

„Eins drückt mich vor meinem Ende," murmelte er in kurzen Absätzen. „Es giebt eine Frau, die ich aller Wahrscheinlichkeit nach liebte. Du kennst sie. Sie wies Dich hieher. Schwöre mir, daß Du sie trösten wirst!"

„Ich schwöre es Dir, Arthur."

„Nun denn", und ein infernalischer Zug prägte sich in seinem Gesichte aus, „so mache sie zu Deiner Geliebten: denn einen anderen Trost giebt's nicht für ein Weib."

Arthurs Züge verzerrten sich im Todeskampfe und wurden widrig und abstoßend.

Aber nur für einen Augenblick.

Er wußte, daß er schön sei und war eitel darauf. Und diese Eitelkeit verließ ihn sogar im Sterben nicht.

Er nahm eine schöne Lage an und wie gebändigt gewannen die Züge wieder ihre alte entzückende Form. Nur die Augen blickten starr und weitgeöffnet zur Decke.

Diese aber stellte eine allerliebste Malerei dar. Reizend verschlungene Amoretten nickten lebenslustig einander zu und ein Bacchus erhob trunken den bekränzten Becher -- — —

Ein lustig Stücklein.

Von Detlev Freiherrn von Liliencron.

(Kellinghusen in Holstein.) (Nachdruck verboten.)

„Max Wittfot unde sin Sone Hinrich sünn allhier dodslagen van Murderhand. Anno 1503. Düsse Steen is opricht ton Gedenken. Bedet for se. Godt genade unde sunte Maria."

*

Denk' ich zurück an diesen Stein,
Fällt mir ein kleines Geschicht'chen ein.

— — — — — —

War ein lauwarmer Decembertag,
Als ich mit beiden Armen lag
Schwer auf dem alten Unthatzeichen,
Kaum konnte mein Blick noch den Waldrand erreichen.
Im Westen funkelte grün ein Stern,
Sonst dämmerten Wolken langsam und schwer
Hoch über die Heide ein grämliches Heer,
Und dunkel war's, einsam und menschenfern.

Ich dachte nicht an die beiden Toten,
Und daß sie vielleicht aus dem Grabe drohten,
Nicht an die vermoderten Bauernschädel,
Mich rüttelt ein rotbackig Bauernmädel,
Das mir gestern versprach mit Hand und Wort,
Mich heut an diesem vermaledeiten Ort zu treffen.
Und stiller — und still ward es rings umher.
Der Nachtwind raunt im Binsenmeer,
Ein Vogel schreit, den im Ueberfall
Der Fuchs sich ersprang vom Torfstichwall.
Einmal raschelt es mir zu Füßen,
Dann klingt es her wie fernes Grüßen,
Und war doch still wie das Leichenhaus —
Und sehnend spannt' ich die Arme aus.

Der Mond erschien, der blasierte Ritter,
Und guckte gleichgültig durch's Wolkengitter.
Nun liegt die Landschaft in mattem Gelbe,
Und ist verwandelt und ist doch dieselbe.

Und wie der segnende Priester vor
That ich zwei Schritte, dann legt' ich an's Ohr
Die Hand und horchte gespannt in die Gegend . . .
Schwankt dort ein Schatten, sich zu mir bewegend?
Und eh' ich noch recht zum Besinnen kam,
Lag mir das Mädel schon scheu im Arm.
Jung war das Mädel, und jung war auch ich,
Gern hatt' ich das Mädel, und gern hatt' sie mich.
Wie's mich durchtanzte mit atmender Lust,
Wenn ich sie herzte, wenn ich sie küßte,
Wenn sich die süßen Psychebrüste
Arglos drängten an meine Brust.
Noch steht sie vor mir, ihr frisches Gesicht,
Wie's aus den Augen ihr treuherzig spricht . . .
Bis ich sie endlich an's Dorf gebracht,
Und träumend zurückfand durch Nebel und Nacht. —

Schon längst ist sie ehrbare Bauernfrau,
Wir beide sind alt, wir beide sind grau.
Doch denk' ich zurück an den Mörderstein,
Fällt mir ein lustig Geschicht'chen ein.

Berlin und München auf dem Gebiete der Kunst.

Von Erich Stahl.
(München.)

Die Macht des politischen Prinzips im nationalen Denken und Empfinden der Kulturvölker ist heute zu einer beispiellosen Entfaltung gediehen. Kunst, Litteratur, Wissenschaft, Industrie, Verkehr — alles ist in seine Abhängigkeit geraten. „Treibt gute, erfolgreiche Politik und alles Uebrige wird sich finden!" lautet das erste Gebot. In der Politik sammelt sich alle materielle, geistige und sittliche Kraft des Volkes,

um von diesem einen Punkte aus das gesamte Räderwerk seines staatlichen Lebens in Bewegung zu setzen. Die internationalen Beziehungen der Kulturvölker, der Grad ihrer gegenseitigen Schätzung, der Kredit auf dem Weltmarkte: alles regelt sich — nicht nach der wissenschaftlichen, litterarischen, künstlerischen, religiösen, sondern strikte nach der politischen Bedeutung des Einzelvolks.

Der Statthalter Gottes auf Erden selbst — man lache nicht! — ist um Staat und Volk gekommen, nicht etwa weil er aufhorte, ein beispiellos religiöser, sittlicher, unfehlbarer Herr zu sein, sondern weil er ein unglücklicher Politiker gewesen. Frankreich, Spanien, Italien sind zurückgegangen, nicht weil es ihnen an Witz, an Erfindung, an schönen Künsten und Wissenschaften gebrach, sondern weil sie schlechte Politik machten. Ja, der ganze europäische Westen droht an seiner Politik vollständig zu Grunde zu gehen — allen natürlichen und historischen Vorzügen zum Trotz!

Und der Osten? Da ist zwar alles noch problematisch — aber laßt die Slaven ihren Bismarck finden, und ihr werdet eine merkwürdige Geschichtswende erleben. Das politische Genie ist beim heutigen Bau der Staaten und Gesellschaften der Faktor, der die Weltschicksale bestimmt und sogar die Herzen lenkt zu Sympathien und Antipathien in einem Gebiete, das man früher schwärmerisch als das „Reich der Ideale" oder mythologisierend als das „Reich der Musen" bezeichnete!

Wien an der schönen blauen Donau, wie lange hat es nicht alle deutschen Herzen bezaubert durch den hohen Ruf seiner Theater, seiner Konzerte, seiner Museen, seiner Ballsäle u. s. w.! Da galt alles als „Prima": die Burg — das erste deutsche Schauspielhaus, die Oper — die erste deutsche Musikbühne, na, und die Küche — die größte gastronomische Hochschule der Welt! Kurz: die einzige Kaiserstadt, das einzige Wien war der ewige Refrain aller deutschen Kunst- und Lebensenthusiasten.

Und heute — nach der schweren Reihe politischer Mißerfolge? Das deutsche Wien ist im vollen wirtschaftlichen, künstlerischen und geselligen Niedergang! Das gemütliche, tolerante Wien ist nicht mehr im Stande, in seinen Kunstsälen den freien malerischen Gedanken zu schützen, — und während ein Wereschagin Schlachtenbilder ausstellt, hält der Kardinal-Fürstbischof von Wien im Stephansdom Prozessionen und Bittgänge, um die beleidigte Gottheit zu versöhnen!

Wien noch eine deutsche Kunststadt, wo an einem Abend in drei Theatern französische Stücke gegeben werden und der Heißhunger nach Pariser Litteratur, Kunst und Modeschnickschnack sich in der schamlosesten Weise äußert? Dazu das Rotwälsch der Wiener Umgangssprache, ein greulicher Mischmasch von französischen, italienischen, magyarischen und slavischen Brocken; die Beamten- und Zeitungssprache durchseucht von der fürchterlichsten Fremdwortspest!

Wo zeigt sich da ein starkes Leben und Weben edlen deutschen Kunstgeistes und Kunstgeschmacks?

Wien als deutsche Kunststadt — es war ein Traum. Er ist ausgeträumt, und die Köpfe und Herzen im deutschen Reich gedenken seiner kaum mehr. Ein waches, kraftvolles Volk hat keine Zeit und Stimmung über Traum-Erinnerungen zu grübeln. Wien mag sehen, wie es sich als österreichisch-slavische Stadt eigentümlich entwickelt und eine glänzende Zukunft gewinnt, nachdem es seine glänzende deutsche Vergangenheit in der Wirrnis unglücklicher Politik verloren.

Selbst in dem Süden des deutschen Reiches, der solange für Oesterreich schwärmte, ist eine unglaubliche Gleichgiltigkeit an die Stelle des früheren regen Interesses für Wien getreten. Und ganz besonders in München, das einst vor antipreußischer Gesinnung und zärtlicher Neigung für alles Oesterreichische und Wienerische sich nicht zu fassen wußte, ist infolge der politischen Wetterwende eine gründliche Gefühlswende eingetreten. Die herrorragendsten Maler österreichischer Herkunft sitzen in München fest und warm und denken nicht daran, nach Wien zu ziehen und dort in romantischer Donquixotterie das zerfallende Deutschkünstlertum retten zu helfen. Wer suchenden Auges nach Wien blickt, das ist der Herr Direktor vom Münchener Gärtnertheater: macht die neueste Wiener Operette von Strauß, Millöcker, Suppé etwas oder macht sie nichts, soll ich sie kaufen oder nicht? Das ist für ihn die

Frage; denn von allen musikalisch-theatralischen Erzeugnissen der Oesterreicher ist es die Operette allein, welche den fremden Markt noch lockt. Genial begabte Meister der ernsten Tonkunst, wie der jetzt an der Schwelle des Greisenalters stehende gewaltige Symphoniker Anton Bruckner, pflegen den modernen Wienern im eigenen Hause unbekannte Größen zu bleiben. Verödet doch allmählich auch die höhere Produktion in der deutschen Litteratur Oesterreichs! Drei oder vier Namen aus der älteren Dichtergeneration — Hamerling, Rosegger, Anzengruber — begründen allein noch als rüstig schaffende Geister den Anspruch Deutschösterreichs auf lebendigen Litteraturruhm. Die vielgenannten Belletristen Franzos, Vacano, Sacher-Masoch haben zu gemischtes Blut in ihren Adern, um als deutsche Vollblut-Schriftsteller und Träger kerndeutschen Litteraturgeistes zu gelten, selbst wenn sie das ausreichende, unzerstückte Talent dazu hätten — was aber bekanntlich nicht erwiesen ist.

München gilt noch als eine Kunststadt ersten Rangs in deutschen Landen sowohl auf dem Gebiete der Oper, wie auf dem Gebiete der Schauspielkunst, der Malerei, Bildnerei und Litteratur. Allein wenn es nach den Maßstäben seiner wirklichen lebendigen (nicht bloß historisch gewordenen) Bedeutung sucht, kann es nur auf eine einzige Stadt blicken, auf die Reichshauptstadt, den Brennpunkt des national-politischen Geisteslebens.

Ueber Bayerns politische Politik wollen wir nicht mehr reden, denn da kämen wir an etwas hervorragend Unpolitisches. Und das Reden hierüber nützt so wenig wie eine Aschermittwochspredigt, wenn der Karneval mit seinen sündigen Lustbarkeiten und Thorheiten vorüber. Aber daß Bayern auch in der Kunstpolitik sich als das „Land der verpaßten Gelegenheiten" erweist, das will nach einem vergleichenden Blick auf Berlins Kunstentwicklung den Meisten heute nicht mehr ganz zweifelhaft erscheinen.

Sehen wir davon ab, daß München einst zwei der stärksten Trümpfe in der Hand hatte: den genialen Musikdramatiker Richard Wagner und den genialen Musikdirektor Hans von Bülow, zwei Künstler, die auf ihrem Gebiete in der Welt von heute nicht ihres Gleichen haben. München hat beide Trümpfe unter den Tisch fallen lassen. Wagner ist todt; Bülow ist neuerdings nach Berlin übergesiedelt. Nicht aus bewußter Politik, sondern aus einem Zusammenspiel günstiger Umstände ist es zu erklären, wenn München trotzdem zur Stunde noch in musikdramatischer Hinsicht den ersten Rang unter den Kunststädten des Reiches einnimmt. Die Münchener Oper schlägt die Berliner wie die Wiener. In Wien ist man unvermögend, die Hauptwerke Wagners unverkürzt und den reformatorischen Absichten des Meisters entsprechend zu geben, in Berlin hat man die „Nibelungen" als Ganzes überhaupt noch nicht herausgebracht, und was man dort von der „Walküre" und vom „Siegfried" zu sehen und zu hören bekommen hat, erwies sich, an Bayreuther und Münchener Aufführungen gemessen, als mühselige Stümperei — denn vom Geiste des Meisters spurte man im Ganzen auch nicht den leisesten Hauch. Gewiß ist Berlin von der Ueberzeugung durchdrungen, daß in dem Lebenswerke Richard Wagners die größte musikdramatische That, das bewundernswürdigste Kunstereignis unseres Jahrhunderts zu suchen sei. Jedoch von dieser Ueberzeugung bis zu dem stolzen, beharrlichen Willen, im Angesichte der ganzen Kunstwelt den großen Musikdramen des deutschen Meisters Wagner im königlichen Opernhause der deutschen Reichshauptstadt eine glanzvolle, wahrhaft königliche Heimstätte zu bereiten, koste es was es wolle, dazu konnte sich der in seinen kleinen Kunstwirtschaftsmaximen verstrickte Gamaschendienstgeist der Berliner Hoftheaterintendanz nicht aufschwingen.

Vergleichen wir damit die Leistungen der Münchener Hofoper, die wiederholte Vorführung des Wagner-Cyklus vom Rienzi bis zum Nibelungenring, die serienweise Darbietung des Ringes selbst, die unverkürzte repertoirmäßige Darstellung von Tristan und Isolde — welche überschwängliche Fülle von künstlerischer Kraft, von organisatorischer Energie, von frischer Begeisterung für die hohen Offenbarungen des reinsten deutschen Kunstgeistes blüht uns hier entgegen!

Alles was uns die deutsche Operngeschichte an ruhmreichen Musikaufführungen

bis zum heutigen Tage aufzuzählen und zu verherrlichen weiß, tritt in den Schatten vor diesen Großthaten des königlichen Hofoperninstituts in München; denn was hier in nie gesehenem Maße bewirkt wurde, geschah einzig und allein mit einheimischen Kräften, mit den gewöhnlichen Mitteln, ohne jede Störung des Repertoires. Das ist es ja, was die gesamte kunstverständige Welt mit Staunen erfüllen muß, daß die Münchener Opernleitung das Außerordentliche in's Werk zu setzen versteht, als wäre es ein Alltägliches, und daß sie die verantwortungsvollsten Riesenaufgaben, die verwickeltsten Probleme mit spielender Sicherheit löst. Darüber wird sich kein Einsichtiger täuschen, daß zur Erreichung einer solchen Höhe künstlerischer Leistungsfähigkeit eine Summe von Vorarbeiten, von Mühen und Sorgen gehört, wie sie nur an einer Anstalt aufgebracht werden kann, die an die Erfüllung ihrer Mission eine wahrhaft heroische Opferfreudigkeit und Gewissenhaftigkeit zu setzen gewohnt ist.

Sehr charakteristische Einblicke in die offizielle Kunstpflege im Norden und Süden des Reichs gewährt auch eine Vergleichung des Gesamtrepertoirs der Hofopern in Berlin und München. Wir sagen es ohne Umschweif: Die Vergleichung fällt entschieden zu Gunsten des Münchener Repertoires aus, es ist nationaler, charaktervoller und steht künstlerisch, d. h. nach dem anerkannten durchschnittlichen Kunstwert der aufgeführten Werke, höher als das Berliner. Das nationale Moment ist aber ohne Zweifel bei dem heutigen Stande unserer Kultureinsichten etwas ganz Wesentliches und Entscheidendes im Verhalten unserer Kunstpflege. Wenn nun das Berliner Opern-Repertoire in diesem Hauptpunkte hinter dem Münchener um ein Erkleckliches zurückbleibt, so darf daraus geschlossen werden, daß die musikdramatische Kunstpolitik in der deutschen Reichshauptstadt eine geringerwertige ist, als in der bayerischen Landeshauptstadt.

Zur Stunde noch, aber was kann uns der nächste Tag bringen?

Man weiß, was höfische Traditionen, persönliche Neigungen und Rücksichten der dirigierenden Herren, die augenblicklich verfügbaren materiellen Mittel, die Gewöhnung der Kritik in der Presse und im Publikum und ähnliche Faktoren auf dem Gebiete der Kunstpflege bedeuten. Denken wir uns in den obersten Kreisen der Reichshauptstadt — Gedanken sind ja zollfrei! — einen plötzlichen Personen- und Regimentswechsel, der auch den Generalintendanten Herrn v. Hülsen mit seinem ganzen künstlerischen und kritischen Generalstab hinwegfegt, so wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, eine Unsumme von seither gebundener nationalkünstlerischer Kraft frei, die antiquarische und exotische Liebhaberei wird zurückgedämmt und ein neues, stolzes, echt deutsches Leben wird auch in der Berliner Oper jauchzend erblühen. Wenn dann die Millionenstadt mit ihren täglich anwachsenden materiellen und intellektuellen Mitteln im Glanze des Kaiserhofes sich zur Hüterin und Pflegerin des nationalen Künstlertums aufschwingt und das Lebenswerk des Bayreuther Meisters machtvoll ausgestaltet und ihm eine so reiche und lebendige Förderung angedeihen läßt, daß jede Konkurrenz erlahmt: wo bleibt dann die unbestrittene Spezialität und Ueberlegenheit Münchens?

Denn daß Berlin die süddeutsche Kunstmetropole auf dem Gebiete der Baukunst, des Ausstellungswesens, der Sammlungen, der bildenden Kunst, der Kritik, des Kunstverkehrs bereits überflügelt hat, ist eine Thatsache, die nur von der Unwissenheit oder von der partikularistischen Parteidisziplin geleugnet werden kann.

München zehrt als Kunststadt — wie gesagt mit Ausnahme seines noch immer frischen und energischen Opernlebens — schon seit Jahren von seinem alten Ruhme. Der Glanz des Hofes ist erloschen, seit der König dem Leben seiner Residenzstadt ferne bleibt, die staatlichen und städtischen Mittel zur Bereicherung der Museen fließen kärglich, die monumentale Kunst ist ganz abgestorben, der Kunstmarkt verliert zusehends an Bedeutung, Ansätze zu neuen Richtungen, die mit genialem Ungestüm nach Freiheit und Anerkennung ringen, zeigen sich weder in der Malerei noch Bildnerei, die Kritik ist greisenhaft erschöpft und verschleißt ewig die nämliche Phrasenweisheit, die Aesthetik ist konventionell und ohne Wirkung auf das Leben. Wie ganz anders in Berlin!

Und selbst die Münchener Oper! Auch hier wird es einmal Abend werden. Die Herren, welche sich durch ihre ausgezeichnete Leitung mit Ruhm bedeckten, werden nicht ewig leben. Hofkapellmeister Levi, stets überfüttert mit der süßen Speise bedingungslosen Lobes, dazu verhätschelt von der Kritik und — andern Damen, wird merklich fett, bequem und grau. Das Vogl'sche Ehepaar, die Säule des Wagner'schen Musikdramas, zahlt auch der Zeit seinen Tribut — — — Berlin hat unerschöpfliche Hilfsmittel, es reißt alles Geniale, Zukunftsmäßige, Jugendliche an sich. Und München?! — Wir werden in einem nächsten Kapitel weiter sehen.

An einen jungen Dichter.

Faschingsepistel von Kurt Mook.

(Laufach bei Aschaffenburg.)

Kunstgenuß kannst Du gewähren
Denen, so im Ueberfluß —
Für das Gros geschund'ner Mähren
Eine Kunst ist der Genuß.

Schwefelsäure mußt Du reden.
Dynamit sei jedes Wort,
Laß den süßen Kunstpoeten
Ihren Mirza Schaffy-Sport!

Sei kein gleißender Loyola,
In die Tiefe wag' den Flug!
Sei ein deutscher Emil Zola
Und Du thust der Welt genug!

Keck entroll' der Armut Banner,
Schreib' der Menge klipp und klar —
Ihr, dem unfreiwill'gen Tanner
Von der Wiege bis zur Bahr.

Aber nein, ich rate närrisch,
Schwimm' im allerbreit'sten Golf,
Deutschlands Frau'n verlangen herrisch
Träger, Rittershaus und Wolff.

Soziale Zeit- und Streitfragen.

I.

Wo die Ursachen der Geschäftsnot nicht liegen.

Der beste Weg zur Lösung dieser Frage ist eine Untersuchung der Ursachen, welche der wirtschaftlichen Notlage in den vereinigten Staaten zu Grunde liegen. Ein langjähriger Aufenthalt daselbst hat mich veranlaßt, mich eingehend mit dieser Aufgabe zu befassen und eine Reise, die ich letztes Jahr während der schlimmsten Geschäftskrisis wieder dahin machte, hat mir die Gelegenheit gegeben, die Frage in so greller Beleuchtung vor mir zu sehen, daß endlich jede Spur von Zweifel, die noch gewaltet haben mochte, verschwand, Problem und Lösung in ihrer ganzen Klarheit vor mir erstanden.

Eine wesentliche Hilfe hierzu gab mir das berühmte Werk von Henry George

„Fortschritt und Armut", insoweit dessen Beleuchtung der gegenwärtigen Zustände in seinem Vaterlande und deren Grundursache in Betracht kommen, wenn ich auch in Bezug auf Erklärung und Begründung weit von ihm abweiche, worüber mein Buch: „Auf friedlichem Wege", ein Vorschlag zur Lösung der sozialen Frage (Baden-Baden 1884) Auskunft erteilt.

Der geniale Amerikaner hatte es leichter als seine europäischen Kollegen, wenn er versuchte, der wirklichen Ursache der wirtschaftlichen Notlage näher zu treten. Eine Menge von Scheinursachen, die den Blick des Nationalökonomen der alten Welt verschleiern, existieren nicht in seinem Lande.

Von Uebervölkerung, die von kurzsichtigen Malthusianern bei uns oft als die Hauptursache des Uebels angesehen wird, konnte in einem Lande, das noch mehr als die zehnfache Bevölkerungszahl in Wohlhabenheit erhalten könnte, keine Rede sein.

Auch der Moloch Militarismus, der im alten Europa Hekatomben von Blut und Geld verschlingt und dem Viele Alles in die Schuhe schieben, existiert drüben nicht.

Der fanatischste Schutzzöllner kann dem Mangel an Zollschutz drüben nicht die Schuld geben, während der Freihändler schweigen muß, wenn man ihm die noch schlimmeren Zustände im Paradiese des Freihandels, in England, vorführt.

Wenigen kommt drüben auch nur der Gedanke, der verhältnißmäßig geringen Zahl von Juden Schuld zu geben, was auch bei Yankees, die an Geriebenheit die schlauesten Juden übertreffen, nicht leicht verfangen würde.

Finanzpolitiker, die in der Goldwährung die Ursache zu finden meinen, gibt es zwar drüben auch, aber sie haben keinen nennenswerten Anhang mehr, seit sich gezeigt hat, daß die Bland'schen Silberausprägungen ebenso wenig helfen konnten, als die frühere Papierwährung.

Und vollends die politischen Ursachen, auf welchen manche europäische Wirtschaftspolitiker herumreiten, haben im freiesten, unabhängigsten Lande der Welt keine Geltung. Und doch! Woher kommt also die merkwürdige Erscheinung?

Die am meisten gegebene Antwort „Ueberproduktion" zu diskutieren, wäre eine Beleidigung für den Leser. Ich würde ihn auf den Standpunkt der guten Bürger von Rahnstädt herunterdrücken, als sie Onkel Bräsig's Definition, daß die Armut aus der großen Povertät herkäme, mit großem Enthusiasmus aufnahmen.

Das ist ja gerade das ganze Problem, woher es kommt, daß das Volk hungert, gerade weil die Speicher mit Getreide überfüllt sind, daß es in Lumpen friert, weil zu viele Kleider angefertigt werden, und ohne Obdach ist, weil zu viele Häuser leer stehen.

Weil zu viel Getreide da ist, kann der landwirtschaftliche Arbeiter kein Brod finden, weil zu viele Kleider am Weltmarkt vorrätig sind, kann der Schneider keine Arbeit finden, mit deren Lohn er sich Kleider kaufen kann; weil zu viel Häuser leer stehen, kann der Bauarbeiter das Geld nicht erschwingen, um seine Miete zu bezahlen. Woher kommt diese paradoxe Erscheinung?

Wie kann grausiger Mangel neben grenzenlosem Ueberfluß und neben dem Willen und der Macht, das Mangelnde durch eigene Arbeit zu erzeugen, bestehen? Was verbietet dem willigen, fleißigen Arbeiter die Erzeugung dessen, was er bedarf, oder mit dem er sich die Erzeugnisse anderer ebenso williger Arbeiter und Bedürftiger erkaufen möchte?

Thatsächlich werden die Industrie- und Geschäftskrisen immer länger und die Zwischenräume immer kürzer. Auch in letzteren ist von einem eigentlichen guten Gehen kaum mehr die Rede. Der Nutzen ist auf ein Minimum reduziert, denn aus Mangel an produktiver Arbeit haben sich Tausende und aber Tausende auf den Zwischenhandel geworfen, die sonst produktiv gearbeitet hätten, und die Konkurrenz darin auf's äußerste krankhaft angespannt, so daß Einer den Andern zu unterbieten

sucht, und die Kosten für Reklame und Geschäftsspesen stets größer werden, einen immer wachsenden Bruchteil des Nutzens verschlingen

Wie ist hier zu helfen, wie ist diesen unheilvollen Vermögensverschiebungen Einhalt zu gebieten, wie eine allmähliche Nivellierung der drohenden kapitalistischen Felstitane zu erreichen, damit sie nicht in ihrem Zusammensturze unsere ganze Zivilisation zerschmettern?

Michael Hirschheim.

2.

Eine neue Lehre der Volkswirtschaft.

Bei Gelegenheit der Verhandlungen über Kolonialpolitik wurde im deutschen Reichstage der hervorragende Anteil mehrerer Börsenfürsten an einigen überseeischen Unternehmungen als ein schlimmer Umstand hingestellt.

Fürst Bismarck widersprach dieser Anschauung und fand in solcher Beteiligung reicher Leute und der daraus hervorgehenden Entstehung neuer Millionäre nicht nur nichts Bedenkliches, sondern er bedauerte umgekehrt, daß Deutschland so arm an Millionären sei.

Mit diesem Bedauern scheint es im Widerspruch zu stehen, daß einer der größten Industriellen Deutschlands am 4. Oktober 1885 in der Deligierten-Versammlung des Zentralverbandes deutscher Industrieller das Vorhandensein zu vieler Millionäre, zu vieler Reichthümer und Ersparnisse als ein großes Unglück, ja als die eigentliche Ursache des industriellen Notstandes bezeichnete.

Nach einem Berichte der „Kölnischen Zeitung" erblickte der Geheime Kommerzienrat Stumm die Ursache der Krankheit, an welcher die Industrie leide, in der Ueberproduktion, welche „hervorgerufen sei durch die ganz beispiellose Kapitalflüssigkeit. Seiner Meinung nach sei die größte Gefahr in volkswirtschaftlicher Hinsicht gerade die Menge der vorhandenen Ersparnisse von Rothschild bis zum kleinsten Sparkassen-Mitgliede herab, die Verwendung suchten und bald nicht mehr finden könnten."

Wenn diese Behauptung des großen Fabrikanten auf richtiger Beobachtung beruht, so ist sie geeignet, Alles über den Haufen zu werfen, was bisher sowohl in der Volkswirtschaft wie in der Privatwirtschaft als Wahrheit und Weisheit galt. Jedenfalls hat das große Publikum ein Recht auf weitere Begründung der neuen Lehre, und vor allen Dingen auf einen neuen praktischen Wegweiser. Stiften die Ersparnisse Unheil, so müssen die Menschen angehalten werden, keine Ersparnisse mehr zu machen, sondern ihr Geld zur Vermehrung des Absatzes auszugeben. Denn „Ueberproduktion" ist lediglich Absatzmangel. Werden die Ersparnisse, den seitherigen Geboten der Volkswirtschaft gemäß, als neue Produktionsmittel benutzt, so steigt unsere volkswirtschaftliche Erkrankung. Benutzt man sie aber, um den Konsum zu steigern, so mildert sich die Krankheit, die Ueberproduktion: die Fabriken haben Absatz, die Arbeiter reichliche Beschäftigung und Lohn, die Handwerker bekommen neue Bestellungen, die Kaufleute neue Kunden. Demgemäß ist schon längst nicht mehr der Sparsame, sondern der Verschwender der vernünftige, nützliche und tugendhafte Bürger.

In dieser Weise wird sich der einfache Menschenverstand die neue Lehre von der unheilstiftenden Menge der Ersparnisse zurecht legen. Die Stumm'sche Verkündung ist nach allen Richtungen hin zu revolutionär, als daß man sie einfach überhören könnte.

In früheren Zeiten bezogen die Staatsmänner wie auch die Staatsbürger ihre

volkswirtschaftliche Erleuchtung aus den gelehrten Büchern der Nationalökonomen. Neuerdings legt man — wie die Errichtung des Volkswirtschaftsrats beweist — größeren Wert auf die Einsichten praktischer Geschäftsleute, namentlich der großen Fabrikanten, der Großgutsbesitzer und Bankiers.

Als die Regierung der praktischen Vernunft ein solches Vertrauen erwies, bezeigte sie den berufenen Männern des praktischen Lebens nicht nur eine große Ehre, sondern sie legte ihnen eine noch größere Verantwortlichkeit auf. Die Regierung hält an ihrem Vertrauen heute noch fest, wie aus dem anerkennenden Leitartikel vom 11. Oktober 1885 deutlich hervorgeht, mit welchem die „Nordd. Allgemeine Zeitung" die oben erwähnte Delegirtenversammlung des Zentralverbandes deutscher Industrieller begleitete.

Was in Köln an Belehrungen zu Tage trat, bewegte sich vorläufig noch in verneinender Richtung. Blos die mitanwesenden Doppelwährungsmänner behaupteten im Besitz eines Heilmittels zur Abwendung des geschäftlichen Notstandes zu sein, was aber die Goldwährungsmänner auf's heftigste in Abrede stellten, Geheimrat Stumm sogar unter dem erstaunten Hinzufügen, „daß er nicht verstehe, wie Industrielle sich hier den Anschein geben könnten, als seien sie über die wahren Ursachen der jetzigen Schwierigkeiten im Klaren."

Aus diesen Worten wäre zu schließen, daß auch er noch nicht im Klaren war, als er gleich darauf seine neue Lehre von der unheilvollen Ueberfülle der Ersparnisse verkündete.

Doch sei dem, wie ihm wolle, die große Masse des Publikums kann in der seitherigen Unklarheit nicht länger verbleiben, weil es weniger in der Lage ist, den allmählichen Durchbruch des Lichtes geduldig abwarten zu können. Selbst die weniger großen Fabrikanten sind in dieser Lage nicht, sondern auch für sie wird der Tag der Ungeduld kommen, wenn auch in anderer Weise, als er für die sozialdemokratisch gesinnten Nichtbesitzenden längst gekommen ist.

Was Herr Stumm als neue Lehre verkündete, läuft beinahe auf die schlimmsten Urteile hinaus, welche in sozialdemokratischen Blättern und Versammlungen über den Bankerott der jetzigen Volkswirtschaft und die Ratlosigkeit der jetzigen Machthaber verlautet. Soll aus der neuen Lehre ein neues Heil erblühen, so muß sie bald durch neue praktische Wegweiser vervollständigt werden.

A. v. Eye.

3.

Das Sparen.

Die Sparsamkeit gilt mit Recht als eine schöne Tugend; sie ist ein Zeichen von Mäßigkeit und weiser Vorsicht und erleichtert in vielen Fällen dem Menschen den Kampf um's Dasein. Vom privatwirtschaftlichen Standpunkte aus ist daher die Sparsamkeit bestens zu empfehlen. Anders verhält es sich jedoch, wenn man die Sparsamkeit zum Heilmittel bei volkswirtschaftlichen Uebelständen stempelt und glaubt, die Lage des Volkes müsse sich durch verallgemeinerte Sparsamkeit, durch größtmögliche Steigerung des Sparsinns bessern.

Nehmen wir an, alle Leute würden so sparsam sein, sich sowohl hinsichtlich der Kleidung, der Wohnung und Nahrung, als auch bezüglich geistiger Genüsse, wie sie Lektüre, Theater- und Konzertbesuch gewähren, viele Einschränkungen aufzuerlegen. Wohin gerieten unsere Kleider- und Lebensmittelproduzenten, unsere Buchhändler, Schriftsteller, Künstler, kurzum die meisten Glieder des Volkes? — Sie alle würden in ihrem Einkommen geschädigt, ihr „standard of life" würde herabgedrückt und die Mehrheit des Volkes dem Elend preisgegeben. Handel, Gewerbe und Künste

litten enormen Schaden. Von einem Wachsen des Wohlstandes, wie ihn die Sparapostel verkündigen, wäre sicherlich nichts zu fühlen.

Allerdings würden die vielen Sparenden beträchtliche Ersparnisse machen; allein mit diesen Ersparnissen auf der einen Seite wachsen die Schuldbeträge auf der andern Seite; denn das ersparte Geld kann ja nur dadurch verzinslich sein, daß es ausgeliehen, beziehungsweise entlehnt wird und so eine Menge Menschen zu Schuldnern macht und zu erwerbsloser Arbeit zwingt.

Die Zinsen entstehen ja nicht aus dem geliehenen Gelde selbst, sind vielmehr Einkommensteile, Arbeitsprodukte der Schuldner, welche diese an die Sparenden abtreten müssen. So weit die Schuldner zinspflichtig sind, ist ihre Arbeit erwerbslos, da sie den Erwerb nicht für sich behalten können, sondern dem Sparenden zu überlassen haben. — Was letztere an Zinsen einnehmen, was sie somit genießen, ohne zu arbeiten, müssen die ersteren erarbeiten, ohne es genießen zu dürfen.

Die momentanen Entbehrungen der Sparenden zwingen die Entlehnenden zu dauernder Entbehrung; und auf ihre dauernde Entbehrung gründet sich der dauernde Genuß der ersteren.

Die Freude über den Zuwachs der Spareinlagen in den Kassen ist ein Zeichen hochgradiger Kurzsichtigkeit in ökonomischen Dingen; denn es wird übersehen, daß mit dem Zuwachs zinsentragender Spareinlagen ein genau ebenso großer Zuwachs zinspflichtiger Schuldbeträge eintritt.

Die Vorteile, welche so den Sparenden erwachsen, entstammen den Nachteilen der Zinspflichtigen, deren Zahl mit dem durch allgemeine Sparsamkeit bewirkten Rückschritt in Handel, Gewerbe und Kunst, d. h. mit der beschränkten Erwerbsfähigkeit fortschreitet. Die Sparkassen, wie überhaupt die Zunahme des Sparsinnes bei den Bessergestellten verschärfen somit die Kluft zwischen Reich und Arm, zwischen arbeitslosem Gewinne und gewinnloser Arbeit.

Was demgemäß, privatwirtschaftlich aufgefaßt, als Tugend gilt, muß nun, vom sozialen Standpunkte, d. h. von dem der politischen Oekonomie aus, als Laster betrachtet werden. Daraus läßt sich erkennen, welches Unrecht unsere auf ihre Wissenschaft so stolzen Nationalökonomen begehen, wenn sie Privatwirtschaft mit Volkswirtschaft vermengen.

Möchte doch die Einsicht allgemeiner werden, daß derjenige, welcher sein Geld in angemessener Weise zu vernünftigen Lebensgenüssen verwendet und das verbraucht, was ihm das Leben angenehm macht, dem Gemeinwesen am meisten nützt, — daß aber auch diejenigen das Gemeinwesen am meisten schädigen, welche so lange Geld zusammensparen, bis sie von demselben, d. h. von der durch dasselbe erzwungenen Zinspflichtigkeit anderer Menschen — leben.

Produktion und Konsumtion sollen sich möglichst decken, dann kann allgemeiner Wohlstand herrschen, dann ist der soziale Organismus gesund und lebenskräftig. Arbeit und Lebensgenuß verteilen sich dann auch gleichmäßiger. Weniger Konsum infolge des Sparens bedingt Ueberproduktion und damit eine Stockung im gesellschaftlichen Körper, welche viele sonst lebenskräftige Elemente der Fäulnis, dem Elende zuführt. Die Produzenten werden bei solcher Stockung schlecht entlohnt, ihre Konsumtionsfähigkeit wird geschwächt, ihre Zinspflichtigkeit erhöht.

Je weniger gespart wird, desto mehr wird konsumiert; je mehr konsumiert wird, desto mehr kann gearbeitet werden, ein desto regeres Leben kann sich auf allen Gebieten der Produktion, materieller wie geistiger, entfalten. Darum dürfen wir sagen: wer genießt, unterstützt, — wer spart, unterjocht.

J. H. Stubenvoll.

Entdeckung der neuen Welt.

Von Karl Bleibtreu.
(Berlin.) (Nachdruck verboten.)

Die Flut verrauscht und die Zeit verrauscht
  Und die Sonne verrinnt mit der Welle —
Mein Kreuzpanier im Wind sich bauscht
  Und wir steuern mit rasender Schnelle.
Und der Sturm durchwühlt meine Seele, die lauscht
  Entgegen der Zukunftsschwelle.

Die Meut'rer drohen mir mit dem Tod,
  Wenn keine Erde sich zeige,
So am Horizonte der Morgen loht.
  In Deine Hände ich neige
Mein Haupt, o Gott, in letzter Not,
  Kein Zweifel beschleicht mich feige.

Denn Wahrheit ist, was ich geträumt,
  Und ob mit dem Kreuz sie mich lohnen.
Und ob die einzelne Welle verschäumt,
  Das Meer rollt fort durch Aeonen,
Und was sich auch entgegenbäumt,
  Das Ziel wird den Glauben belohnen.

Wie durch Weihrauchwolken Marias Bild,
  Aufstrahlt der Mond durch den Wolkenrauch.
„Ave Maria" schallt es mild,
  Der Glöckner läutet nach altem Brauch.
Ganz Danaë, dem Sterngefild
  Entschleiert sich meine Seele auch.

Ein Strahlenregen niedersinkt,
  Gedankenschauer herniedergleitet.
Die Strahlenbrücke gen oben winkt
  Und himmelan die Sehnsucht schreitet.
Ein einzig Gefühl das All' durchdringt
  Und im Gebete das Herz sich weitet.

Die Schiffsglock' läutet die dritte Wacht —
  Horch, melancholisch verhallt die Zahl!
Mein Auge brennt durch die Mitternacht —
  Ha dort, seht, seht, was will dieser Strahl?
Ist's Fata Morgana's täuschende Pracht,
  Geblendeter Augen höhnende Qual?

Ein Zittern plötzlich mich überläuft
  Und es umflort sich mein Angesicht —
Meine Hand die fiebernde Stirne streift —
  Nein, nein, es bleibt! Ich träume nicht.
Und Gottes Wunder mein Herz begreift — —
  Kleingläubige, auf! Land, Land! Licht, Licht!

O Bethlehem, o Morgenstern!
  Die neue Welt ist gefunden!
In alle Ewigkeiten fern
  Ist der nächtige Traum entschwunden.
Wir sind die Freien, wir sind die Herrn —
  Das Alte ist überwunden.

Die Frau Majorin.

Novelle von M. G. Conrad.

(Zur Probe aus „Lutetias Töchter".)

(Nachdruck verboten.)

Das Landhaus stand mit dem Rücken gegen den Wald von Saint-Germain, unfern der Terasse mit dem weit und breit berühmten Ausblick auf das Seine-Thal und die Silhouette von Paris am Horizonte.

Der Wald lag noch im tiefsten Schlaf. Nach dem heißen Junitag hatte sich eine unendliche Ruhe auf die nächtige Welt gelegt. Von der Erde stieg ein milder Odem auf und schauerte durch dunkles Laubwerk. Wie im Schlummer erstarrt, standen die alten Buchen und Eichen da im Revier. Ein bleicher Schatten hielt die weißen Birkenstämme umfangen.

Jetzt flog eine leichte Röte im Osten auf und hauchte rosige Streifen auf die silbergrauen Wolken. Ein Zittern ging durch die Luft, das sich mählich zu einem anhaltenden Winde steigerte und murmelnd durch den Wald fuhr, wie mit einem schmeichelnden Flügelschlag die schlafende Welt aus ihrem Sommertraume weckend.

Auf geheimnisvollen Schwingen stieg der Morgen nieder.

Im dichten Buschwerk säuselte es wie feierliche Musik, weich und lind wie der langsame Nachhall eines fernen, himmlischen Akkordes.

Die Spitzen der Bäume erbebten im klaren Frühschein, und die Dunkelheit sank an den Aesten und Stämmen hinab und verschwand vor dem nachsickernden Licht im warmen moosigen Grund.

Zwitschernd zogen die Vögel ihre Schnäbel aus den Federn, reckten die Köpfchen mit den glänzenden Aeuglein, dehnten die Flügel und streckten die Beinchen. Ein breiter Strom neuerwachten Lebens zog durch Feld und Wald und Busch, und tausend Stimmen jubelten der aufgehenden Sonne entgegen. Die Blumen öffneten ihre Kelche und berauschten sich am Lichte des jungen Tages. In den Bäumen drängte der quellende Saft gegen die letzten Knospen, die klebrigen Hüllen sprengend, damit sich die Blüte frei und freudig entfalte.

Wie eine rauschende Symphonie von tausendfachem Summen und Brausen, von Klängen, Lichtern und Farben flutete es über die bebende Welt. Johannistag war angebrochen.

„Wie schön!" sprach der Major und ließ den großgeblumten, gelbblauen Vorhang des Schlafzimmerfensters, durch welches er einen Blick auf die erwachende Welt geworfen, wieder sachte niederfallen. Dann ließ er einen zärtlichen Blick über die im Frühdämmer gesund fortschlafende Frau Majorin schweifen, schlüpfte in seinen rotseidenen Schlafrock und schlich in seinen arabischen Pantoffeln leise hinaus in den Salon, um die große Balkonthür zu öffnen. In vollen Zügen atmete der große breitschulterige Mann mit dem martialischen Schnurr- und Knebelbart, den stahlblauen Augen und dem runden, schon stark enthaarten Schädel die würzige Morgenluft. Er stammte aus der Normandie, hatte lange in Algier gedient, sich dann mit einer Deutschen in Paris beweibt, seinen Abschied genommen und sich in Saint-Germain niedergelassen. In dem starken, wuchtigen Körper hauste eine naive, edle, zärtliche Seele, der weder jene den Bewohnern der Normandie nachgesagte Verschmitztheit, noch die in den algierischen Regimentern heimische Brutalität etwas ernsthaft Böses zuzusetzen vermocht hatte. Der Major Flaubert schwärmte für das Landleben, für seine große blonde Annette und eine kräftige Küche. Die Welthändel mit ihren täglich wechselnden Verwickelungen, die Politik mit ihren unsaubern Kulissen, die große Gesellschaft mit ihrem Luxus, ihren Lastern und Nichtigkeiten hatten nie einen Reiz auf seine einfache Natur auszuüben vermocht. Für noch Eins schwärmte er: für einen strammen Stammhalter, in welchem er sich selbst hätte glücklich reproduziert sehen mögen. Allein seine nunmehr fünfjährige Ehe hatte es in diesem Punkt noch nicht über das Stadium der frommen Wünsche hinaus zu

bringen verstanden. Das stimmte den guten Major zuweilen etwas melancholisch, aber die Frau Majorin wußte durch verdoppelte Zärtlichkeit die Sorgen ihres Gatten zu zerstreuen. Fünf Jahre erst — wer weiß, was noch werden mag!

Und die Ehe hatte doch so poetisch begonnen — sollte sie nicht halten, was sie in den ungezählten seligen Nächten, in den freudevollen Tagen der ersten Jahre versprochen? Sollte sie dereinst in einem einsamen, familienlosen, kalten Alter voll Trauer und Wehmut über ein resultatloses Liebesleben enden? Sollte der Greis, die Greisin des letzten Gattentrostes beraubt sein, im Sterben die segnende Hand auf ein teures Kindeshaupt legen und von Kindesmund den Scheidekuß beim Antritt der dunklen Wanderung durch das Thal des Todes empfangen zu dürfen?

Beide Gatten hatten den Körperzuschnitt aus sagenhaften Hünenzeiten. Das hatte sie einst zuerst zu einander hingezogen, dieses herrliche, im heutigen Frankreich so seltene Körpermaß. Es war bei einem Waldfeste, das der Verein „Teutonia", die beliebteste, gemütlichste und in Vermittelung zärtlicher Annäherung glücklichste Gesellschaft der deutschen Kolonie in Paris, in dem prächtigen Revier von Saint-Germain nach deutschheimatlicher Sitte feierte. Major Flaubert, damals noch Kapitän und auf Urlaub, wurde durch einen bayerischen Freund, der gleichfalls ein gewaltiger Waldschwärmer und dazu ein fanatischer Vereinsmeier, bestimmt, sich der lustigen „Teutonia" ganz heimlich anzuschließen. Der Zufall fügte es, daß bei der Ausfahrt Flaubert und Annette, die beiden längsten Gestalten der Festgesellschaft, in dem nämlichen Koupee sich gegenüber fanden. Das gab zunächst manchen Scherz, manche launige Bemerkung — als aber der Wald das stolz gewachsene Menschenpaar aufgenommen hatte und sie unter den rauschenden Wipfeln und den Klängen deutscher Lieder an dem sonnendurchgoldeten Tag dahinschritten wie Sprößlinge aus altem Reckengeschlecht, da wußte man's ohne Frage, ohne Besinnen: die müssen für einander sein!

Auch die erste Erklärung der beiden Kraftgestalten hatte etwas Ursprüngliches, von dem schwächlichen Brauchtum der konventionellen Gesellschaft Abweichendes. „Sei mein!" in diesen beiden Worten lag das ganze Liebeswerben des Kapitäns Georges Flaubert ausgedrückt. Eine heiße, wilde Umarmung folgte blitzartig, entscheidend für's Leben.

„Ich bin nicht das Weib, der Leidenschaft eines Mannes ein Spiel zu sein, ich habe noch nie einem mit schönen Worten und Schwüren und Goldstücken klimpernden Kurmacher das geringste Anrecht auf mein Herz und meine Freiheit verliehen, aber du — du sollst mein Herr sein!"

Das war alles, womit das germanische Kernweib aus Paris dem von der afrikanischen Sonne verbrannten Kriegsmann aus der Normandie ihr Verhalten erklärte, als sie beide liebestrunken auf dem Runenstein im Walde rasteten.

Es war wundersam: keines wußte etwas vom Leben des andern, von dem vielmaschigen Netz der familiären und gesellschaftlichen Beziehungen, das den modernen Kulturmenschen gefangen hält und seiner Individualität oft so schmerzliche Gewalt anthut — und doch waren sie, als sie heimkehrten, der festen Zuversicht, daß nichts auf der Welt hinfort mehr den Bund ihrer Herzen zu lösen vermöge. Beim Abschiede drückten sie sich stumm die Hand, nur die Augen sagten sich mit unzweideutigem Blick: „Du lebst mir, treue Seele!"

Am nächsten Tage schrieb Annette an ihre in Deutschland verheiratete Schwester Emma: „Ich glaubte nicht mehr, jemals einem Manne zu begegnen, schön, kühn, herrisch und edel genug, dessen Anziehungskraft mein Herz unterliegen müßte. Gestern hat sich das Unglaubliche ereignet. Du kennst mich zu gut, brave Schwester, als daß ich Dir umständlich zu schildern und feierlich zu versichern brauchte, daß es sich nicht um die Ueberraschung eines auflodernden Gefühls, sondern um eine echte und vollkommene Herzenstat von schicksalsmächtiger Bedeutung handelt. Es ist geschehen. Georg Flaubert aus Rouen, zur Zeit Kapitän bei der Legion in Algier und Verwandter des berühmten Schriftstellers Gustav Flaubert — das ist vorläufig alles, was ich von seinen Personalien weiß — ist mein Verlobter und wird

bald mein Gatte sein. Sein Wesen steht vor mir wie die Erfüllung von allem, was ein Weib wie ich nur träumen kann. Du kannst mir zu dem künftigen Gatten, Dir zu dem künftigen Schwager Glück wünschen."

Der Kapitän mußte zu seinem Regiment nach Afrika zurückkehren. So sicher waren sich die Liebenden ihres Entschlusses, nie mehr von einander zu lassen, und ihrer Kraft, ihre legitime Vereinigung durchzusetzen, daß die zeitweilige Trennung einen phantastischen, geheimnisvollen Reiz für ihre Seele hatte. Eine Reihe von äußeren Schwierigkeiten war zu überwinden — und sie ward überwunden. Nach einem Jahr kehrte der Kapitän als Major zurück. Er hatte seine Versetzung nach Paris als Sachverständiger der parlamentarischen Kommission für algierische Angelegenheiten zu bewirken gewußt. Das Wiedersehen war die helle Seligkeit.

Als seine Kameraden erfuhren, daß er sich demnächst mit einer „Preußin" zu vermählen gedenke, gingen die Hänseleien und Intriguen los. Der chauvinistische Uebermut begann gerade damals in der Presse seine ersten Trümpfe gegen die Preußen und Preußenfreunde auszuspielen. Der Major bekam die boshaftesten Stichelreden zu hören.

„Eine Preußin als Frau eines französischen Offiziers? Ei, das ist verdammt klug, um lohnende Spionage im eigenen Hause zu züchten."

Natürlich mußte sich der Major mit dem Lästerer schlagen. Der freche Chauvin wurde gründlich abgeführt.

Nun wurden die Saiten hämischen Spottes aufgezogen.

„Eine Sauerkrautesserin als Pariser Frau Majorin, auch nicht übel! Und dieses Muster von Eleganz, das damit in die schönere Hälfte unseres Offizierkorps eingeführt werden wird! Es ist zu wetten, daß die holde Preußin auf dem denkbar größten Fuße lebt und alle Pariser Schuhmacher zur Verzweiflung bringt. So wird ein französischer Offizier einen transrhenanischen Schuster mehr in Nahrung setzen müssen . . . ."

Major Flaubert machte kurzen Prozeß; er gab seine Demission. Damit war er mit einem Schlage den ekelhaften Hetzereien entrückt. Bald darauf fand die Hochzeit statt. Die ersten Ehemonate wurden auf einer Reise durch Deutschland, am Rhein, in Schwaben und Bayern verlebt. Dann siedelten sich die Gatten in aller Stille auf dem Lande bei Paris an; später wurde die kleine Villa mit großem Garten in Saint-Germain erworben . . .

Der Major stand wie gebannt von dem Zauber des Johannismorgens auf dem Balkon und sein Auge konnte sich nicht satt sehen an dem wonnigen Schauspiel. „Unbeschreiblich schön! Und dergleichen pflegt man nach der schlechten städtischen Gewohnheit zu verschlafen — es ist unverantwortlich. Sollte ich nicht Annette wecken?"

Aber wie war er denn selbst dazu gekommen, heute so früh auf zu sein und sich im Hause herumzutreiben, statt im weichen Ehebette an der Seite der Geliebten selig in den hellen Tag hineinzuträumen? Denn das mußte er sich bei aller Naturbewunderung doch eingestehen, daß der alte Soldat im heiligen Ehestande ein recht gründlicher Langschläfer geworden. Ja, ja, mein bester Major, sag's nur rund heraus, was dich heute früh nicht mehr im Bette duldete, war weniger die Johannisandacht, als vielmehr die famose „Poularde de Bresse", welcher du zu kräftig zugesprochen und deren späte Verdauung dich so merkwürdig erregt hat. Annette hingegen verdaute und schlief so prächtig, und du Schlafloser hast sie nicht zu stören gewagt und bist von ihrer Seite heimlich fortgeschlichen, als sie dir leise schnarchend den Rücken zukehrte. Weiberschlaf ist heilig und unantastbar, nicht wahr, brav disziplinierter Eheherr?

Die Geschichte war nämlich so. Nach längerem Besuch war Emma gestern wieder nach Deutschland heimgereist. Das ließ doch eine gewisse schmerzliche Empfindung zurück und der Abendtisch der beiden nun plötzlich wieder vereinsamten Gatten litt merklich unter der Abschiedsstimmung. Man war einsilbig, aß ein wenig Suppe, trank ein wenig Wein — alles ohne rechten Appetit, und der Rest von der

köstlichen „Poularde de Bresse", ein auserlesenes Meisterstück der Köchin Justine, blieb ganz unberührt. Schon nach neun Uhr hatte das geräumige Ehebett die beiden Gatten aufgenommen. Gegen Mitternacht erwachte Annette. Sie gähnte und wälzte sich unruhig von einer Seite auf die andere. Dabei stieß sie mehrmals den Eheherrn an, daß auch er schließlich erwachte.

„Was ist Dir, meine teure Annette? Du bist doch nicht leidend?"

„Nein, ich glaube, der leere Magen läßt mich nicht schlafen. Ich spüre etwas wie Hunger."

„Zu dieser ungewöhnlichen Stunde?"

„Ein Stückchen von der Poularde würde mir gewiß gut thun. Das weiße, zarte Fleisch, es ist kurios, ich hab' davon geträumt und jetzt wässert mir ordentlich der Mund darnach. Und dazu ein Gläschen von dem Roten, weißt Du?"

„Das wäre eine Idee! Aber Justine wird uns auslachen, wenn wir sie jetzt aufwecken, damit sie uns im Bett serviere . . . ."

„Das ist wahr. Lassen wir's. Es muß so auch geh'n. Gut Nacht, Liebster!"

„Ei nein! Wenn mir mein teures Weib bis morgen früh Hungers stürbe, he? Weißt Du was, Schatz? Ich selbst werde das Amt der Justine verwalten und eigenhändig servieren, so erfährt keine Seele etwas von unserer mitternächtigen Bettmahlzeit."

Und mit einem flinken Satze war der Major aus dem Bette.

„Höre," rief ihm die Majorin heimlich nach, „ein Schluck von dem alten roten Saint-Peray würde recht gut dazu stimmen. Im Buffet steht noch eine Flasche . . ."

Der Major kam zurück, auf der Schulter zwei Servietten und das Tischtuch, unter dem Arme die Bestecke und Teller, in der einen Hand die famose Poularde, in der andern die Weinflasche und schickte sich an, beim geheimnisvollen Schein der Nachtlampe die Schmauserei auf dem Bette zuzurüsten.

„Siehst Du, wie ich's verstehe! Als ob ich meiner Lebtage nichts als Orgien inszeniert hätte!".

„Bravo! Nun wollen wir schwelgen. Aber noch ein Weinglas, verehrter Mundschenk!" Und die Majorin richtete sich vergnügt im Bett auf, glättete die Decke, zupfte das weiße Tafeltuch zurecht und begann mit Messer und Gabel zu hantieren.

„Aber ich?" fragte der Major, im Hemde vor dem Bette stehend und mit komischer Jammermiene den vom Festmahle Ausgeschlossenen spielend.

„Du?" scherzte Annette, indem sie mit ihren glänzenden Zähnen in ein saftiges Schenkelstück biß, „Du? Du darfst hernach wieder abdecken und die hübschen Knochen abnagen."

„Sehr großmütig, Herrin!" entgegnete er und sperrte den Mund auf, bittende Töne hervorgurgelnd. Annette schob ihm lachend das bewußte runde fette Hinterstückchen vom Huhn hinein.

Nun setzte sich der Major vorsichtig auf den Bettrand und die Gatten tafelten selbander, bis der letzte Fleischrest und der letzte Tropfen verschwunden waren. Ach, wie köstlich das schmeckte! Ein wahres Liebesmahl!

„Jetzt noch einen Bissen Brod — dann den Mund rein gemacht — — dann einen Kuß — und jetzt gute Nacht!" Damit fuhr die Majorin unter die Decke, streckte die Beine aus, wälzte sich gegen die linke Seite und drückte die Augen zu. „Georges, komm' bald und erkälte Dich nicht!" rief sie noch zärtlich fürsorgend aus dem Kissen hervor. Am Buffet hörte man den Major noch mit dem Geschirr klappern — dann wurde es ganz stille. Eine selige Ruhe breitete sich über die Schlummerstätte der liebenden Gatten.

Aber der rote Saint-Peray, ein echter Schelm von einem alten Wein, prikelte doch zu lebhaft in den Adern des Majors und trieb ihn zu ungewohnt früher Stunde aus dem Nest.

Endlich war auch Annette erwacht. Sie konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken, als sie den Platz ihres Gatten im Bette leer fand. „Georges, wo bist Du denn?" rief sie sich aufsetzend und die vom Schlafe feucht glänzenden

Augen reibend. Der Major kam auf den Ruf durch die Salonthür hereingeschlichen und legte lächelnd den Zeigefinger an den Mund: „Pst! Schlaf', Kindlein schlaf', der Vater hüt't die Schaf!"

„Wo treibst Du Dich denn herum, Liebster?"

Würzige Waldluft strömte durch Fenster und Thür des Salons in das dämmerige Schlafgemach, und plötzlich machte sich ein Zuglüftchen auf und blies die schwache Flamme des Nachtlichtes aus.

„Ich habe unserer sommerlichen Waldheimat auch einmal 'eine Ueberraschung bereiten und ihr recht früh einen vergnügten, guten Morgen unter vier Augen sagen wollen," sprach der Major halblaut in schmeichelndem Tone. „Bist Du eifersüchtig, Annette? Du glaubst nicht, wie wunderlieblich heute der Johannistag angebrochen ist. Erinnerst Du Dich — Johannistag —?"

„O Liebster, ob ich mich erinnere! Aber ich empfinde die Erinnerung doppelt süß im Bette, denn ich habe erst in einem sanften Traumbilde all' die Orte gesehen wie in himmlischer Verklärung, wo wir damals . . . ."

„Ach komm," unterbrach sie der Major, „lass' uns davon ein wenig plaudern!" Er lüftete die Decke und schlüpfte zu seiner Annette ins Bett, wo er sich der ganzen Länge nach an ihren warmen, Gesundheit und Zärtlichkeit wie einen ambrosischen Duft ausströmenden Leib schmiegte.

„Hu, bist Du frisch! Deck' Dich gut zu, unvorsichtiger Morgenwandler!" Annette drückte und strich ihm die weiche Seidendecke über den Körper.

„Also lass' uns davon ein wenig plaudern! Die erste Nacht in Heidelberg . . . ." hob der Major voll überquellender Behaglichkeit an.

„Nein, nichts von Heidelberg . . . . Welch' ein göttlicher, glühender Kampf . . . . Bitte, bitte! Gehen wir gleich nach Stuttgart . . . ."

„O ja, Stuttgart, alle Hochachtung! Hotel Marquart . . . . Ich gehe abends noch ein wenig aus, schlendere über den Schloßplatz, um meine Zigarre zu rauchen, nachdem ich mit meiner Annette verabredet, daß sie mich in einem halben Stündchen zurück erwarten soll. Stuttgart ist wunderschön in tiefdunkler Nacht, wenn man keine fünf Schritte weit sieht und Straßen und Plätze absolut menschenleer sind — und in meinem Entzücken über das Nachtbild der schwäbischen Residenz verlängert sich die halbe Stunde unbemerkt zu einer ganzen. Hastig kehre ich mich auf dem Absatze um und steige heim. Mein Herz frohlockt über die erste klassische Gardinenpredigt, die ohne Zweifel meiner wartet. Ich poche kouragiert an die Thür Nr. 92, einmal, zweimal, dreimal. Alles bleibt mäuschenstille. Etwas weniger kouragiert stecke ich den Schlüssel in's Loch und drehe einmal, zweimal. Die Thür bleibt geschlossen, denn sie ist von innen verriegelt. Ich presse meinen Kopf an den Pfosten und suche durch Flüsterworte den Eintritt zu erreichen. Erfolglos. Tausend verzweifelte Gedanken jagen durch mein Gehirn, mein Herz schlägt mir bis zum Hals herauf. Unmöglich, eine vernünftige Lösung des Rätsels zu finden. Das ganze Hotel schläft. Ich wage nicht, es zu alarmieren. So beziehe ich denn die Wache vor meines Liebchens verriegelter Thür. Wenn mein Liebchen überhaupt noch dahinter ist, sage ich mir in dunkler Verzweiflung. Was Liebchen! stürmte dann meine Verzweiflung weiter; es handelt sich um mein Weib und ich, ich bin ihr Herr — und sehe mich in der zweiten Nacht schon zu dieser lächerlichen Rolle verdammt! Auch diese Gedankenphalanx erweist sich machtlos — und konzentriert sich rückwärts. Ich sinne auf heilige Beschwörungsformeln. Sesam, Sesam, thue dich auf! Endlich schlägt die Geisterstunde. Mein gespannt lauschendes Ohr vernimmt ein Rascheln und Knistern hinter der Thür; durch das Schlüsselloch dringt ein dünner Lichtschein und wirft einen hellen Punkt auf die dunkle Korridorwand . . . ."

„Und dann", nimmt die Majorin kichernd die Erzählung auf, „geschieht das Phänomenale: die Thür öffnet sich, eine weiße Frau leuchtet in geisterhafter Attitüde heraus und zieht den verzweifelten Nachtschwärmer hinein. Mein Gott, ja, ich hatte den Riegel vorgeschoben, war aber vor lauter Erwartung gründlich eingeschlafen.

Aermster Mann! Aber sag', bist Du für die ausgestandene Not nicht reichlich entschädigt worden?"

„Ueber alle Massen reichlich, jawohl, und die verstümmelte Nacht wurde noch zu einer der allerschönsten meines Lebens. Unvergeßliche Glücksstunden!"

„Vergiß auch nicht die Heimkehr vom Hasenberg," hob jetzt Annette wieder an, indem sie nach der Hand ihres Gatten griff und dieselbe zärtlich drückte. Die Sonne ging unter, die grünen Hügel flammten auf in ihren letzten Strahlen, die Stadt mit ihren Türmen lag dämmernd zu unsern Füßen, am dunkelblauen Himmel erglänzten die ersten Sterne und wir wandelten Arm in Arm im sanften Abendfrieden den Berg hinab wie in einer seligen Traumwelt, das Herz überströmend von unsagbarem Liebesglück . . . ."

„Ja, ja", fiel Georges ein, „und wie uns die beneidenden Blicke der Menschen folgten: wir waren ein stolzes, glückliches Paar! . . . ."

„Dann nach München und an den Starnberger See. Es war eine gewitterschwüle Nacht. Ein Wolkengebirg türmte sich über das andere. Dann rollte ferner Donner von den Alpen her. Wir saßen Hand in Hand auf dem Balkon. Du lehntest Dein Haupt an meine Schulter. Ein Blitz zuckte auf nach dem andern und schien die Wolkenburg in Brand zu setzen. Unter dem fahlen Widerschein leuchtete der Spiegel des Sees. „Wieder ein Blitz!" riefst Du, „und sieh, wieder einer!" und hattest eine närrische Freude an dem phantastischen Flammenspiel . . . ."

„Und für jeden Blitz bekamst Du einen Kuß!"

„Nur einen?" fragte Annette scherzend zurück und preßte ihre Lippen zärtlich auf den Mund des Eheherrn.

So erzählten die Gatten in seliger Erinnerung abwechselnd fort, bis eine süße Ermattung sie übermannte, und Brust an Brust in zärtlichster Umarmung sie aufs neue entschlummerten.

Draußen aber im rauschenden Walde von Saint-Germain schmetterten die Vögel, und darüber funkelte die Johannissonne im wolkenlosen Azur, und ganze Wogen hochsommerlicher Düfte umzitterten das Landhaus der Glücklichen.

Justine kam wiederholt auf den Zehen an die Schlafzimmerthür geschlichen, um zu erspähen, ob die Herrschaften denn immer noch kein Verlangen nach dem Frühstück trügen, und jedesmal mußte sie ratlos zu ihrer Kaffeemaschine, die heute gar nicht aus dem Brodeln herauskam, zurückkehren.

* * *

Nach dreimal drei Monaten etwa schrieb Annette an ihre Schwester Emma in Deutschland: „Unserem Hause ist ein großes Heil widerfahren. Ich bin eines prachtvollen Jungen genesen. Der Major ist außer sich vor Freude und Stolz. Nur in der Namensnennung können wir uns nicht einigen. Das droht zum ersten Streitfall in unserer Ehe zu führen. Soll ich nachgeben und, wie mein Mann durchaus will, den blondlockigen und blauäugigen Schlingel Saint-Jean heißen? Wenn Hans bei den Franzosen nur nicht so provozierend deutsch klänge, so wäre mir diese Form noch am annehmbarsten. Was meinst du? Der junge Riese schreit ungeduldig nach seinem Namen. Tante hilf!"

Segen der Kritik.

Den anonymen Wohlthätern der Menschheit gewidmet.

Von J. Mähly.

(Basel.) (Nachdruck verboten.)

„Sei's woher es wolle
— Zeitung, Buch, Katheder,
Mundwerk oder Feder —
Süß schmeckt stets das volle
Unbeschränkte Rühmen
Selbst von Anonymen.
Doch der Tadel und dazu
Anonym . . . uns schüttelt's. Hu!
Wer ist wohl der Attentäter,
Der Verräter,
Uebelthäter,
Der Proleter,
Schwerenöter?
Was versteht er
Von der Kunst?
Von dem sehr empfindlichen
Barometer
Oeffentlicher Gunst?
Und vom unergründlichen
Hunger unserer Drachentödter
Und Liederflöter
Nach dem Brot des Ruhms
Und dem „Heil Dir!" uns'res Publikums?
Oeffentlich kann Jeder,
Kunz und Peter,
Schimpfen,
Verunglimpfen,
Naserümpfen,
Eingehüllt
In den Panzer und gefeit
Mit dem Schild
Feiger Namenlosigkeit!
Der Verfasser
Ist ein blasser
Neidhart, Ding- und Menschenhasser.
Kann man's krasser
Treiben, als er's thut? Statt daß er
Mit des eig'nen Geistes Wasser
Unserer Honoratioren
Mühlen treibt,
Daß es „Regenbogen" stäubt,
Daß sie stets im Schwunge sausen,
Hat er ihnen Tod geschworen,
Tod — o Grausen! —
Durch den schwarzen Tintensaft!
Nur ein Tropfen dieses Höllen-
Bräu's genügt,
Blut und Leben still zu stellen,
Jede echte Geisteskraft,
Jede noble Eigenschaft
Lahm zu legen,
Bis sie endlich ganz versiegt,
Ruhm und Ehre,
Wie der Krach die Millionäre
Unerbittlich wegzufegen.
Ach, Byzanz,
Wie so ganz
Schwand dein altberühmter Glanz!
Deine Glutluft, so in vielen
Treu ergeb'nen Hirngehäusen
Hymnen-Eier ausgekocht,
Die ein ganzes Heer von Zeusen,
Unfehlbaren und allweisen,
Sollten speisen —
Sie beginnt sich abzukühlen.
Am Verlöschen ist der Docht
Manches deiner Geisteslichter,
Und das alles hat vermocht
Das abscheuliche Geschnatter
Ein'ger wen'ger
Nicht devoteſt unterthän'ger
Anonymer Splitterrichter,
Neidhart, Grüngelb und Gevatter!"

— — — — — — — — —

Also sprach man in Byzanz
Zu dem bisher unerhörten
Angriff auf den ungestörten
Glanz der Lobasekuranz.
Affilierte, teure Glieder
Der Familie, Vater, Brüder
Der so ruchlos Angegriff'nen
Gingen nun mit zugekniff'nen
Lippen, mit Verachtungsblicken,
Hauptbedeckt und ohne Nicken
Göttlich grob vorbei an jenen
Ehrenmordenden Hyänen.
Und in Kreisen, Konventikeln
Sprach man nur noch von Artikeln,
Von Pasquillen und Pamphleten
Auf die Landesmajestäten,
Und es flammten
Die verfehmten und verdammten
Blätter im Autodafé,
Item in effigie
Die höchsteigenen Autoren
Mußten schmoren.
Doch — es quoll
Fürder in Byzanzens Straßen
Nicht mehr über alle Maßen
Weihrauchdunst, und es scholl
Orgelton und Hymnensang
Nicht mehr oft und nicht mehr lang.
Item, wer das Räucherfaß
Früher schwang,
Ließ ihm nun für Wochen Ruhe,
Und es blieben in der Truhe
Wedel, die ohn' Unterlaß
In ersterbend treuen Händen

Sonst gefächelt;
Blumenspenden
Die den Glücklichen gelächelt.
Dorrten jetzt
An den Wänden,
Tief im Preis herabgesetzt.
Und zumeist des Lorbers Blätter
Spürten, daß ein anderes Wetter!
Früher ward er wagenweise
Importiert,
War gesucht, stand hoch im Preise,
Tausend kahle, glatte, weise
Häupter wurden dekoriert,
Ganze Haine,
Abgerupft und ausgepflückt,
Wurden nach Byzanz geschickt.
Jetzt — ist keine
Suche mehr, nur Angebot,
Kein Bedürfnis, keine Not,
Darum — kolossale Baisse;
Lorber feiler noch als Kresse
In Byzanz! —
Und er grünt
Denen kaum, die seinen Kranz
Doch verdient.
Nicht zu allen Tagesstunden,
Nicht dem ersten besten Kunden,
Nicht jedwedem liebeswunden
Ruhmentbrannten
Ueberspannten
Eduarden oder seiner Kunigunden
Wird er mehr ums Haupt gewunden —
Und dies große Gut
Ward erreicht
Kinderleicht
Ohne einen Tropfen Menschenblut!

Kritische Paradoxe.

Von Wilhelm Walloth.

(Darmstadt.)

Es ist ein Jammer, daß in Deutschland Jeder, der ein Buch mit innerlicher Ueberzeugung zu *lesen* versteht, sich sofort einbildet — so was könnte er auch *machen*, dann sich hinsetzt und Bücher schreibt. Keiner will *genießen*, jeder will *selbst schaffen*, woraus dann folgt, daß, sobald ein entschiedenes Talent auftritt, sie an ihm herumnörgeln und von seinen Werken schwätzen, wie die Weiber auf dem Ball von der Toilette ihrer Nebenbuhlerinnen. — —

Viele, selbst die sogenannten „besseren" deutschen Schriftsteller sind im höchsten Fall: geistreiche Dilettanten, d. h. sie haben Ideen, aber keine Technik dieselben zum poetischen Ausdruck zu bringen, und ich behaupte: die Technik ist in der Kunst die Hauptsache, sie ist, besonders wenn sie sich auf das Innere, die *Seele* des Werkes richtet — *Alles*! Ideen hat jeder geistreiche Mensch, vor allem jeder Philosoph; Ideen sind überhaupt ein billiges Vergnügen in einer kritisch-philosophisch angelegten Zeit — auch Empfindungen, Gefühle, Beobachtungen hat jeder Gebildete; die Darstellung aber ist's, die zum Dichter macht Man merkt fast allen unsern Romanschriftstellern an, daß sie allerdings ganz fein beobachten, aber gerade *das* ist *verkehrt*! Die Beobachtung soll zur *Darstellung* geworden sein. Beobachtungen in der Reihenfolge mitteilen kann jeder Diplomat, jeder der in der Gesellschaft lebt, wie denn unsre Romanschreiber meistenteils nur mitteilsame Lebemänner sind. Gerade die Erfindung, die innere Technik ist's, die das Kunstwerk vom Naturwerk unterscheidet. Wie oft liest man Gedichte, die, weil sie an einem Ueberschuß von Ideen leiden, den indischen Götzen gleichen, welch' letztere, eben weil sie mit sechs Köpfen, tausend Armen, tausend Beinen behaftet sind, den Eindruck der Großartigkeit, den sie zu machen beabsichtigen, anz verfehlen. Es fehlt solchen Sachen an Seelen-Technik! —

Wären Manche in ihren Produktionen so poetisch, als sie es in ihren Kritiken sind, — man könnte sie als Dichter gelten lassen. —

Mich ärgerts jedesmal, wenn ich höre: Ja! recht schön, klingt aber an Göthe, Uhland u. s. w. an. Als wenn ein Dichter vom Himmel fiele, als wenn es uns nicht ginge wie den Malern auch, die eine bestimmte Schule durchmachen. Gäbe es ohne einen Karstens einen Kornelius? Was ihr in anderen Künsten gelten laßt, warum soll das in der schwierigsten nicht gelten? Ich gebe zu, daß gewisse Produktionen völlig originell sind — kein Vernünftiger wird sie um diese Originalität beneiden. Was hilft Diesem oder Jenem seine Originalität, wenn man sich bei ihr

langweilt oder sie für den Traum eines Betrunkenen zu halten gezwungen ist? Das Leben zeigt sich jedem Gesunden in gleicher Gestalt, und nur auf die Lebendigkeit der Darstellung kommt es an, nicht auf die Verschiedenheit, nicht einmal auf die Tiefe. Denn je mehr ein Werk innerlich lebt, desto tiefer ist's. Shakespeare ist nur deshalb tief, weil seine Gestalten für das Auge des Seelenarztes innerlich von Leben strotzen und der Dramatiker XYZ. ist nur deshalb flach, weil seine Figuren galvanisierte Leichen sind. Ueberdies sind gewisse Richtungen in der Poesie gar nicht zu vermeiden. So wird das sangbare Lied immer an's Volkslied (Göthe, Uhland) anklingen; das Kunstlied wird sich immer in den Kreisen von Matthison, Lenau, Rückert bewegen; die deutsche Ballade hat immer eine Hinneigung zur schottischen (Bürger. Göthe, Möricke). Es ist aber höchst ungerecht von einem Dichter, der in antikem Versmaß geschrieben, zu behaupten: er ahme Platen nach, weil dieser zufällig den Horaz nachahmte und Horaz den Alkäos nachahmte und dieser vielleicht wieder einen Andern. Wer ist dann, die Sache so betrachtet, noch originell?! Nicht einmal Gott der Herr! Völlig originell sind höchstens die Narren und die Stümper; jeder wirklich gute Dichter läßt sich auf einen geistesverwandten Vorgänger zurückführen, ja sogar jeder Philosoph hat seine Grundideen schon irgend einmal aussprechen hören. Auch kommt es gar nicht darauf an, ob ein Werk in diese oder jene Richtung schlägt — sobald eine intensiv auf den Leser übergehende Empfindung die Arbeit durchhaucht, ist sie originell, denn dann ist sie von innen heraus mit Kraft und Seelengröße belebt. — Was nützt mich aber das originellste Buch, wenn es langweilt? An dieser intensiven Kraft fehlt's aber! — —

Die schon vorhandenen Empfindungen so auszusprechen, daß sie wie neue wirken — das ist die Kunst. Diesem letzteren Trieb verdankt der gute historische Roman seine Entstehung. Er gibt vorhandene Vorstellungen in neuer Beleuchtung, wirkt daher, sofern er mit starker Phantasie geschrieben, erfrischend. Der moderne Roman sagt das Alte, uns leider nur zu sehr Bekannte, auf die alte, uns bekannte Art, er stellt weder an den Verfasser, noch an den Leser große Ansprüche betreffs der Phantasie, sondern Autor und Publikum ergehen sich hübsch auf der Tenne des Alltagslebens, bleiben zu Hause und nähren sich redlich. Nur Einige suchen einen Ausweg und geben neue Vorstellungen in neuer Beleuchtung — ich meine daher, der vorzüglichste realistisch-historische Roman und der vorzüglichste moderne naturalistische Roman stünden auf gleicher Rangstufe; denn Mensch bleibt Mensch und die Zeiten haben sich nicht geändert, oder doch nur in den Augen jener Kulturfanatiker, die da zu beweisen suchen: wie herrlich weit wir's gebracht. Natürlich muß der gute historische Romanschreiber ein ganz abnormes Maß von Phantasie haben, indeß der moderne sich mehr auf den Verstand, die Beobachtung stützt. Der historische Dichter giebt das Schöne, der moderne das Interessante. (Natürlich rede ich hier nicht von Ebers u. dgl. Machern.) — — Ich habe immer sagen hören: die deutsche Nation sei die ehrlichste! Hm! Sie scheint im praktischen Leben so viel Ehrlichkeit zu verausgaben, daß ihr dafür in der Kunst und Litteratur nichts mehr übrig bleibt. — Es ist merkwürdig! Leute, die im praktischen Leben keinen Pfennig veruntreuen, entblöden sich nicht, in der Kunst und Litteratur zu lügen und zu betrügen. —

Jede starke Produktion (Drama) setzt beim Verfasser ein sich Zurückversetzen in den Urzustand voraus — man muß zum Wilden werden. —

Die meisten unserer modernen Romane schildern die Menschen noch weit erbärmlicher als sie in Wirklichkeit sind. Auch im fadesten Geckencharakter steckt noch der Punkt, wo dieser Einzelcharakter mit dem Weltganzen zusammenhängt. Diesen Punkt erkennt aber bloß der Denker, stellt dar bloß das Genie! Seht euch Shakespeare's Dirnen und Gecken an! Die Sache ist die, daß jedes Lebewesen als ein Abgrund von Geheimnissen aufgefaßt und dargestellt sein will, auch der Oberflächlichste ist abgrundtief. Zola versucht es, den Menschen in dieser Weise aufzufassen, nur verwechselt er den Naturcharakter mit dem Kunstcharakter. Die Kunst bildet nach anderen Gesetzen als die Natur, sie muß ausscheiden, verstärken, abschwächen u. s. w. Wollte Einer einen Charakter genau so, wie er ihn in der Natur findet, in die Kunst

einführen, so würde der Leser statt eines deutlich ausgeprägten, aber immer noch gemeinschaftlichen Charaktereindrucks, einen Charakterbrei erhalten, den jeder Leitung kneten.

Bis jetzt sind mir nur zwei Schriftsteller gerecht geworden: Karl Bleibtreu in Bezug auf meine „Oktavia" — und Gerhardt von Amyntor in Bezug auf meine Lyrik. Ich möchte diesen beiden Herren gerne öffentlich meinen Dank aussprechen, man verzeihe mir daher, daß ich unbescheiden werde und von mir selber rede. Wer aber genau weiß, daß er Geniales geleistet hat und wer dabei von der Kritik und dem Publikum überfallen wird, dem darf man's schon einmal vergeben, wenn er für sich selber im Notfall um sich schlägt. Ich weiß aber sehr genau, daß ich in meiner „Oktavia" ein Buch schrieb, dessen Inhalt, Darstellung und Charakterzeichnung nicht sobald besser gemacht werden wird — ihr könnt lange warten, bis euch Einer eine Genalt liefert wie meinen Nero . . .

Ebenso weiß ich, daß ich in einigen (etwa zehn bis zwölf) Oden und Liedern an die größten Muster aller Zeiten heranreiche und in meinen Starnberger Elegien mehrere „Meister" übertroffen habe! Nicht wahr, das klingt wahnsinnig unverschämt? Nun, lest Gerhardt von Amyntors Kritik in der Kölnischen Zeitung (Sonntagsblatt vom 22. November 1885) und lest meine Werke! Ihr könnt mich freilich totmachen, totlachen, totkitzeln oder totschweigen, aber mein Talent, das mußt ihr mir doch lassen!

Ein guter Kunstgriff der Mittelmäßigkeit, das Vorzügliche zu unterdrücken, ist der sehr beliebte, — das Mittelmäßige als das wahrhaft Geniale hinzustellen. — Dadurch wird das liebe Publikum hingehalten und das Genie kann lange warten, bis es sich aus diesem Wust von Schund hervorarbeitet. — Wie wenig wahrhaftes Verständnis für das Vorzügliche selbst bei Schriftstellern anzutreffen ist, geht daraus hervor, daß selten Einer es wagt, mutvoll für ein Werk einzutreten. Immer haben sie Angst, sie könnten sich vielleicht auch blamieren, sich geirrt haben u. s. w. und dies giebt ihren Urteilen das Vorsichtige, Feige, besonders in Bezug auf das Lob. — Der Deutsche läßt sich nicht gern von Kunsteindrücken überwältigen — sein roher Bauernstolz sträubt sich dagegen. Er gibt es nicht gern zu, daß ihn ein Werk erschüttert habe, dagegen gefällt ihm das Gemäßigte. Ich glaube sogar, wenn ein Kritiker sich bei der Lektüre von Gedichten innerlich erschüttert fühlt, tadelt er sie, schon deshalb, weil er es dem Dichter nie verzeiht, daß er ihn aus seiner behaglichen Verdauungsruhe gestört hat. — Wird man mich verstehen, wenn ich von einem „Ding an sich" der Leidenschaft rede? Ich meine damit alles das, was in der Dichtung nicht ausgesprochen wird, was aber dennoch für den Verständigen darin liegt, den Schutt und Schlamm, den der Strom der Leidenschaft mitführt, kurz alles was hinter der Leidenschaft steckt, und was gerade dadurch, daß es sich verbirgt, erschütternd hervortritt. —

Das Höchste was die Poesie erreichen kann, ist, daß sie mit Worten malt, d. h., daß der Leser die Stimmung, das Bild und die Charakteristik der vorgeführten Szenen auf einen Schlag, wie im Zauberspiegel — nicht etwa denkt, sondern schaut. Hierin kann es indeß der historische Roman dem modernen zuvorthun, weil er sich am Weitesten von der konvenzionellen Alltagsprosa entfernen darf. Wer das nicht glaubt, lese meine „Oktavia" — wer wollte in diesem dort durchgeführten Styl einen modernen Roman schreiben?! Auch ist es ganz falsch, wenn ihr sagt, das Publikum lese die antiken Romane lieber. Nein! Herren im Frack, Champagner, Austern, Ladenmamsells — die will das Publikum. Im Grunde langweilt es sich bei den historischen Romanen, und wenn dann Einer kommt und schreibt einen wirklich klassischen historischen Roman, so fehlen natürlich die hausbackenen Szenen, fehlen die alten bekannten hausbackenen Gesichter, und das Werk fällt durch —

Für dieses Malen mit Worten (nicht etwa Schildern!) haben nur sehr phantasievolle Köpfe Verständnis. Wenn es dem Dichter gelang, wirkt das mit Worten gemalte Bild bis auf die Nerven, es wirkt fast beängstigend deutlich.

Ich kenne in der Weltlitteratur allerdings nur sehr wenige Dichter, deren Phantasie energisch genug war, in dieser Art zu wirken.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung. J. Roth, H. B. Hofbuchhandl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (C. Emil Mayer), sämmtliche in München.

Carl Bleibtreu

Die Gesellschaft.

Realistische Monatsschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. Februar 1886. Heft 2.

Sie ging nicht zu Grunde.

Eine Erzählung von P. A. Kruschewan.

Aus dem Russischen von W. Henckel.

(Nachdruck verboten.)

1.

Auf dem Marmortisch lag eine Leiche; kaltes Wasser rieselte aus mehreren kleinen Röhren über die bläulich graue Haut und floß murmelnd, wie ein plätscherndes Bächlein, die Rinne herab.

Obschon eine empfindliche Kälte im Anatomiesaal herrschte, begann doch schon Verwesungsgeruch sich zu verbreiten; der Professor zündete sich daher eine Zigarette an und einige Studentinnen folgten seinem Beispiel. Bläuliche Wölkchen stiegen empor und zogen, dem Luftzug folgend, in wunderlichen Formen nach den hohen Fenstern hin, durch die ein Petersburger Märzmorgen trübselig hereinschien — einer Gruppe junger Mädchen, welche den Marmortisch umstanden, ein düsteres Kolorit verleihend.

— Fräulein Danischew, sagte der Professor, indem er über die blauen Brillengläser auf die Studentinnen hinblickte, — an Ihnen ist die Reihe.

Eine kleine Brünette im dunkelgrauen Kleide mit einer Gummischürze trat aus der Gruppe hervor und näherte sich dem Tisch.

Hübsch konnte man sie nicht nennen; die unregelmäßigen Gesichtszüge, die von üppigen schwarzen Haaren umrahmte große Stirn, das stumpfe Näschen, der ziemlich große Mund, das runde Kinn mit dem tiefen Grübchen harmonierten nicht recht zusammen; aber die wundervollen großen, dunkeln Augen, von feinen Brauen überwölbt und von ungewöhnlich langen Wimpern beschattet, ließen, das Antlitz verklärend, alle Mängel vergessen. Sie gaben dem Gesicht einen Ausdruck von Würde, Gefühls- und Gedankentiefe.

Alle Blicke richteten sich auf die Angeredete.

Diese kleine, von Allen geliebte Danischew, hatte einen resoluten Charakter und eine feste, sichere Hand. Es war nicht das erstemal, daß sie ihre Aufgabe mit Energie und Geschick gelöst und das ganze Auditorium in Entzücken versetzt hatte. Das anatomische Messer schien in ihrer Hand lebendig zu werden; es löste die Haut, ohne einen Nerv oder eine Sehne zu verletzen. Dieses Miniaturpersönchen hatte eine bewundernswürdige Willenskraft; sie strebte eifrig danach, jede störende Gefühlsäußerung zu unterdrücken, nur um ihr wissenschaftliches Ziel zu erreichen.

— Heute liegt uns ein besonders interessanter Fall vor, fuhr der Professor fort, eine dichte Rauchwolke ruhig von sich blasend; — wir haben die Folgen eines schrecklichen Falles von Asphyxie zu konstatieren. Es ist dies der Leichnam einer schwangern Frau; ihr Tod trat in Folge des Erhängens ein und man berichtete uns, daß, nachdem die Selbstmörderin von der Schlinge befreit worden, an dem siebenmonatlichen Fötus noch Lebenszeichen wahrnehmbar gewesen sind.

Die Danischew fuhr zusammen und erbleichte.

— Lassen Sie uns mit dem Versuch eines Kaiserschnitts beginnen. Es ist dies eine sehr schwierige Extraktion des Kindes durch künstliche Oeffnung der Abdominalbedeckung, eine der gefährlichsten chirurgischen Operationen. Bereits im fünfzehnten Jahrhundert wurde der erste Versuch gemacht . . .

Nachdem der Professor die Geschichte des Kaiserschnitts erzählt und die Bedeutung desselben erläutert hatte, übergab er das Bisturi der Danischew. Diese nahm es und blickte, als ob sie erst noch ihre Kräfte sammeln müßte, in das Antlitz der Selbstmörderin. Als sie die starren, trüben, wie drohend auf sich gerichteten Augen sah, mußte sie unwillkürlich schaudern. Sie schwankte noch einige Augenblicke und suchte ihre Schwäche zu bezwingen, dann erhob sie rasch das Messer und fuhr damit über die Haut weg . . . . Aber das Instrument entfiel ihrer Hand, und sie mußte zurücktreten.

Alle staunten.

— Nun, was haben Sie denn? fragte der Professor verwundert und blickte sie prüfend an.

— Ich weiß es selbst nicht recht, flüsterte sie verwirrt und schlug die Augen nieder, — wahrscheinlich die Nerven . . . .

— Nerven! rief der Professor mit dem Ton des Unwillens, Sie sind im fünften Kursus und haben sich an dergleichen noch nicht gewöhnt? Nächstens sollen Sie Ihre Kenntnisse praktisch anwenden . . . . Wenn Ihre Nerven auch dann . . . Hm!

— Ich begreife das vollkommen, Herr Professor, und es ist mir um so ärgerlicher, da mir früher dergleichen nie passierte . . . Dieses fürchterliche Drama, der Selbstmord des unglücklichen Weibes, das Kind . . . . alles das regt mich auf . . . .

— Nun, Hamlets Tiraden über Yoriks Schädel können wir hier nicht brauchen. Die Vergangenheit dieses Leichnams darf für Sie nicht existieren. Vor uns befindet sich eine von der Natur kunstvoll gemachte Puppe, deren Mechanismus wir untersuchen wollen — nichts weiter.

— Das begreife ich vollständig, Herr Professor, wiederholte Fräulein Danischew mechanisch und blickte ihn scheu und verwirrt an, — aber, ich weiß nicht warum, heute kann ich mich nicht überwinden.

Dabei zupfte sie an ihrer Schürze und blickte sich hilflos um; es war ihr unheimlich zu Mute; sie glaubte, alle Anwesenden müßten ihr Geheimnis erraten, eine lebhafte Röte überzog ihre bleichen Wangen.

Der Professor rief eine andere Studentin auf.

Die Danischew verschwand unter der Menge und benutzte den ersten günstigen Moment, um unbemerkt hinauszuschlüpfen. Im geräumigen Vorzimmer ließ sie sich auf eine Bank nieder und konnte von hier aus die laute Stimme des Professors hören. —

— Wer hat vorigesmal eine Hand verlangt, um das Nerven- und Muskelsystem daran zu studieren?

— Ich! rief ein dünnes Stimmchen.

— Da, nehmen Sie das Messer und amputieren Sie sich eine.

Länger konnte es die Danischew nicht aushalten; sie schnellte empor, band ihre Schürze ab, nahm eilig ihren Fuchspelz um und entfernte sich. Vor dem Hospital spazierte ein junger Mann auf und ab, in kostbaren Pelz mit Biberkragen gehüllt und auf dem Kopfe eine Ottermütze. Die Danischew trat auf ihn zu.

— Was bedeutet das? fragte er erstaunt, blieb stehen und blickte auf seinen Chronometer. Erst halb elf; die Vorlesung kann noch nicht zu Ende sein.

— Ich entfernte mich vorher . . . Meine Nerven . . . eine Schwäche . . . Komm!

Er reichte ihr den Arm, sie schmiegte sich an ihn und beide eilten davon.

Dieser Begleiter war ein eleganter brünetter Mann von fünfundzwanzig Jahren, mit einem ausdrucksvollen, schönen Gesicht und tadellos regelmäßigen Zügen; nur die dicken, roten, sinnlichen Lippen stimmten nicht zu dem Uebrigen. Er kannte diesen Fehler und pflegte daher die Lippen zusammen zu pressen, wodurch sein schmaler Schnurrbart mit dem seidenweichen schwarzen Vollbart zusammenfloß und so der Mund verdeckt wurde. Man merkte, daß er sich seiner Schönheit bewußt war, und daß ihn sein Aeußeres beschäftige. Er richtete die sammetartigen Augen zärtlich auf seine Begleiterin und sagte besorgt:

— Sonderbar! Dir ist doch sonst so etwas nie passiert?

— Das ist ganz natürlich, antwortete sie, — der Leichnam gehörte einem unglücklichen Opfer der Liebe, welches wahrscheinlich, nachdem es von seinem Geliebten verlassen war, sich zum Selbstmord entschlossen hatte . . . Und sie hatte ein Kind! . . . Das war es, was auf mich wirkte. Ich . . . Du weißt es ja . . . ich . . . wir . . . werden auch ein Kind bekommen.

Die letzten Worte flüsterte sie.

— Wirklich? fragte der junge Mann, zuckte zusammen und runzelte die Brauen.

— Nun, das scheint Dich nicht besonders zu freuen!

Er drückte ihre Hand, blickte sie an und stieß gleichgiltig, wie eine eingelernte Phrase, die Worte hervor:

— Natürlich freut es mich. Ich bin glücklich.

— Welch' ein sonderbarer Ton . . . Keine Spur von Teilnahme . . .

— Was Du Dir wieder einbildest, antwortete er ärgerlich.

Sie gingen nachdenklich und schweigend weiter.

Plötzlich ergriff sie seine Hand, schmiegte sich noch fester an ihn, blickte prüfend in sein hübsches Gesicht und sprach mit unmerklich zitternder Stimme:

— Höre, Fédja, ich wollte schon längst mit Dir darüber reden; seit einiger Zeit ist in unserm Verhältnis eine Aenderung vorgegangen, Du bist kälter geworden, es fehlt Dir die frühere Liebe, die frühere Teilnahme . . .

— Was das für ein Unsinn ist, Liebe!

— Nein, das ist kein Unsinn! . . . Ich suche nach den Ursachen Deines Erkaltens, finde aber keine Lösung dieses qualvollen Rätsels. Ich möchte so gern an Dich glauben, suche mich zu überreden, daß Du noch der nämliche seiest, aber die Zweifel verfolgen mich unabläßig . . . Geliebter, sieh', ich liebe Dich grenzenlos, ich lebe und atme nur durch Dich — Du bist mein Alles . . . Ich zittere deshalb für unsere Liebe; der Gedanke, daß Du mir etwas verheimlichst, martert mich fortwährend . . . Vertrau mir', sag' mir die Wahrheit; es ist besser. Ich werde imstande sein, sie zu ertragen, wie sie auch lauten möge . . .

— Ich weiß gar nicht, was Du von mir willst . . . unterbrach er sie unwillig.

— Was ich will? Wissen will ich was Du mir verbirgst, was Dich verändert hat.

— Ich verheimliche ja gar nichts; das alles sind ja nur Phantasiegebilde!

— Nun gut, mag es so sein . . . ich will an Dich glauben. Nur um eins bitte ich, Fédja: solltest Du einst aufhören mich zu lieben, so sag' mir sofort die Wahrheit, es wird das Beste sein.

Er schwieg.

— Daß Du mich verlassen könntest, selbst wenn Du aufhören solltest mich zu lieben, glaub' ich nicht. Nein, das würdest Du Dir nicht getrauen, besonders jetzt nicht, wo ein Band zwischen uns . . . ein Kind . . . Aber, bei Gott, wenn es doch einmal geschehen sollte, — ich würde mir dasselbe anthun, wie jene Unglückliche. Ich würde es nicht überleben!

— O Weiber! Wohin führen euch eure Nerven und eure Einbildung! rief er mit erkünsteltem Lachen, beugte sich nieder und berührte ihr Gesichtchen mit seinen Lippen.

Ihr Antlitz erheiterte sich und erglühte, ihre Augen blitzten freudig auf.

2.

Danischew und Weligin waren Landsleute, aber ihre Eltern nahmen in der Provinzialwelt verschiedene Rangstufen ein. Daher kam es, daß sie, obschon fast acht Jahre lang in derselben Stadt und in der gleichen Straße wohnend, damals einander nicht kannten. Er war der Sohn eines reichen Emporkömmlings, der auf krummen Wegen zu Vermögen gekommen war und den Ehrgeiz hatte, zur Provinzialaristokratie hinaufzuklimmen; sie war eine arme Waise, die von ihrer Tante erzogen wurde.

Das Mädchen, verurteilt, den größten Teil seines Lebens in Gesellschaft dieser guten aber brummigen Alten und ihres schnurrbärtigen Mannes, eines Majors außer Dienst, zuzubringen, hatte sich frühzeitig entwickelt. Die Folge ihrer Vereinsamung war Nachdenklichkeit und Schwärmerei, genährt durch die Lektüre phantastischer Romane und angeborne Neigung zum Wunderbaren und Außergewöhnlichen. Mit zehn Jahren kam sie ins Gymnasium und war bis zur fünften Klasse die beste Schülerin; dann trat plötzlich eine totale Veränderung ein: sie vernachlässigte die Schulaufgaben, warf sich mit aller Macht auf das Studium der vaterländischen Litteratur und begann alle hervorragenden Erscheinungen der Belletristik, Kritik und Politik durcheinander zu lesen. Die Alten waren darüber bekümmert, suchten die Ursache dieser Veränderung zu ergründen und fanden endlich das Geheimnis, als sie Wera vor der Photographie ihres Lehrers der Litteraturgeschichte überraschten. Der Major drehte seinen furchtbaren Schnurrbart und wünschte — Gott weiß weshalb — alle Nihilisten zum Teufel; die Majorin zerriß das Porträt und nahm ihr die Bücher weg. So endete der erste Roman unserer fünfzehnjährigen Heldin. Die Lektüre hatte aber bereits ihre Wirkung gethan, hatte dem Mädchen einen weiteren Horizont eröffnet und einen Begriff vom Leben gegeben. Unter der Einwirkung dieser neuen Ideen legte sie sich ihr Ziel zurecht und begann es hartnäckig zu verfolgen.

Mit siebzehn Jahren hatte Wera das Gymnasium absolviert und ihren Erziehern erklärt, daß sie die höheren weiblichen Kurse besuchen wolle. Weder Bitten noch Drohungen von Onkel und Tante konnten sie von ihrem Vorsatz abbringen. Energie und Eigensinn, welche bis dahin in ihr geschlummert hatten, waren erwacht. Sie gab nicht nach, bis sie gesiegt hatte. Der Abschied vom heimischen Nest und von den guten Alten schmerzte zwar, aber eine unbekannte Macht schien ihr zu winken; die noch unerprobten Kräfte suchten einen Wirkungskreis, die junge Seele dürstete nach Sturm und Kampf . . . . Und sie tauchte hinab in das Meer des Lebens.

Weligins Kindheit war eine alltägliche, ereignislose gewesen. Ein befähigter Junge, entwickelte er sich gleichfalls zeitig, war aber faul und mußte deshalb in drei Klassen jedesmal zwei Jahre lang sitzen bleiben. Sein Vater war nachsichtig gegen ihn, den einzigen Sohn. Als er nach Petersburg kam, um Jurisprudenz zu studieren, lebte er während des ersten Jahres leichtsinnig dahin und ließ sich vom Wirbelwind der Lustbarkeiten hin- und hertreiben. So kam er gleich anfangs aus dem Geleise geregelten Studienlebens hinaus. Die Folgen eines solchen Lebens waren — Krankheit und Blasiertheit, bis eine Reaktion eintrat, welche dem Jüngling eine andere Richtung gab. Er begann jetzt nach einem vernünftigen Ziel zu suchen, näherte sich den besseren Elementen unter seinen Kommilitonen, fing an zu arbeiten, und nahm, Dank seiner Intelligenz und seiner Gabe fließend und angenehm zu sprechen, bald eine hervorragende Stellung in den studentischen Kreisen ein.

hier, anderthalb tausend Werst von der Heimat entfernt, traf er die kleine Danischew zum erstenmal. Sie wurden in der großen Dachwohnung zweier Studentinnen-Schwestern, bei denen sich die Universitätsjugend aller Schattierungen zusammen zu finden pflegte, mit einander bekannt. Man stellte sie einander vor: Weligin — Danischew. Er verneigte sich, drückte ihr die Hand und setzte sich an den Tisch, an welchem die studentischen Genossen beiderlei Geschlechts Thee tranken. Einige von ihnen kannte er, andere sah er jetzt zum erstenmal. Als er die Anwesenden prüfend überblickte, blieben seine glühenden Augen neugierig auf der Danischew haften; sie hielt den Blick nicht aus und wandte sich ab. Er lächelte. Sie hatte dies Lächeln bemerkt und ärgerte sich. Nach einer Weile bat die Hauswirtin, sie möchte dem neuen Gast ein Glas Thee hinüberreichen. Sie that es mit einer solchen Nachlässigkeit und sah dabei so gleichgiltig und finster aus, daß er abermals lächelte. Sie flammte auf und schob ihm, gerade als er im Begriff war, ihr den Thee zuvorkommend abzunehmen, das Glas so heftig hin, daß es umkippte und ihm der heiße Inhalt die Hand verbrannte. Jetzt schrie sie auf und fing an sich zu entschuldigen. Jemand äußerte, die verbrannte Haut würde rot bleiben und dies rief die spöttische Bemerkung eines Andern hervor:

— Das wäre doch jammerschade, wenn eine so wohlgepflegte Hand, wie die Weligins, sich in einen gekochten Krebs verwandeln sollte.

Die Danischew blickte auf Weligins Hände und fand, daß sie wirklich sehr wohlgestaltet und gut gepflegt waren; dann fiel ihr sein hübsches, sympathisches Gesicht auf, das sie vorher gar nicht recht beachtet hatte. Er that ihr leid. Ohne ein Wort zu sprechen, ging sie hinaus, um etwas aus der Apotheke zu holen. Nach einer Viertelstunde kam sie, schwer atmend, mit einem von der Kälte rosig angehauchtem Gesichtchen wieder. Als sie sich Weligin lächelnd näherte, sagte sie freundlich:

— Erlauben Sie mir, meine Ungeschicklichkeit wenigstens ein klein wenig gut zu machen. Geben Sie Ihre Hand her, ich will sie verbinden.

— Aber bitte, wozu denn? antwortete Weligin verlegen.

— Bitte, gestatten Sie, — es wäre doch wirklich sehr fatal, wenn Sie durch meine Schuld eine verunstaltete Hand behalten sollten.

Er fügte sich.

Sie benetzte mit dem Inhalt eines Fläschchens ein Stück Leinwand und Watte und verband ihn. Seine Kniee berührten ihr Kleid, seine heiße Hand brannte in der ihrigen. Er betrachtete sie, und der ruhige, kluge, gesammelte Ausdruck ihres Gesichtes gefiel ihm.

— So, nun ist's geschehen! sagte die kleine Danischew und blickte ihn mit ihren tiefen, dunklen Augen an.

Er drückte ihr innig die Hand und sagte einfach: „Merci!"

Ihre Blicke begegneten sich abermals — und der erste Funken der Liebe war in ihre Herzen gefallen.

Dieses „Merci" rief einen komisch heftigen Streit hervor. Die Frage des Anstands im allgemeinen und besonderen wurde ausgiebig durchgefochten. Die Danischew und Weligin kämpfter im nämlichen Lager.

— Ihr wollt die Welt dem Scheine, nicht aber dem Wesen nach umschaffen, erwiderte Weligin seinen Gegnern; ihr sucht die Formen des gegenseitigen Verkehrs zu ändern, ohne in Betracht zu ziehen, daß diese Formen Produkte der anormalen Lebensbedingungen sind, und daß, so lange diese Bedingungen selbst nicht geändert werden, auch die Formen unangetastet bleiben müssen. Glaubt ihr denn wirklich, daß derjenige, welcher neue Ideen verbreitet, verpflichtet sei, lange, ungekämmte Haare und schmutzige, schäbige Kleider zu tragen, und eine grobe Ausdrucksweise und ungeschliffene Manieren zu haben? Ein vernünftiger Takt ist nicht zu verachten; die Menschen werden stets auf das Aeußere, den Anstand sehen. Eine Absurdität, in anständiger Form vorgetragen, findet Anklang, wo hingegen selbst eine große Idee, wenn sie in einer rücksichtslosen Form gepredigt wird, welche die Traditionen verletzt, nicht nur Mißerfolg, sondern sogar Spott und Hohn findet, und wäre es

selbst die heiligste Wahrheit. Der Anstand ist nichts anderes als die konventionelle Form der gegenseitigen Beziehungen, welche sich durch eine jahrhundertlange Praxis entwickelt hat. Es ist selbstverständlich, daß ich diese Form nicht als etwas Absolutes hinstellen will, sie hat häufig auch lächerliche Auswüchse, es fehlt ihr aber auch nicht an einer vernünftigen Grundlage.

Von allen Seiten regnete es Widerspruch.

— Sie sind nichts weiter als ein junger Stutzer, Weligin, ein Räsonneur und Routinier, sagte plötzlich einer seiner Gegner.

Weligin brauste auf, hielt aber an sich und maß seinen Gegner mit kaltem Blicke.

— Ja, fuhr jener fort, Sie sind ein Routinier, alle diese konventionellen Formen sind nichts als Unsinn, von Dummköpfen erdacht. Lesen Sie . . . nun, meinetwegen „die Zivilisation des Menschen" von Lubbock — und Sie werden sich davon überzeugen. Nehmen wir, der Deutlichkeit wegen, irgend ein Faktum und analysieren wir es. Des Morgens, beim ersten Begegnen, reichen die Menschen sich gegenseitig die Hände und sagen dabei „Guten Morgen!" Nun, ist das nicht etwa albern? Zuvörderst, was ist dieser Händedruck anderes, als die mechanische Vereinigung zweier Handflächen und eine willkürliche Verkürzung der Muskeln? . . .

— Ganz richtig, unterbrach ihn Weligin, — ich fahre in Ihrer glänzenden Analyse fort: — Was ist z. B. ein Kuß? Das Ansaugen der Luft durch eine von den Lippen gebildete enge Oeffnung, gleichfalls vermittelst einer Verkürzung der Muskeln . . . oder was ist ein Gedanke anderes, als das Produkt der Gehirnmasse, welche leider nicht bei allen gleichmäßig funktioniert — und dies ist auch der Grund, weshalb ich auf Ihre ungereimte Frechheit keinen Wert lege und Ihnen verzeihe.

— Erlauben Sie, unterbrach die Danischew dieses Gespräch, welches eine für alle Anwesenden so unangenehme Wendung genommen, und wandte sich an Weligins Gegner: — Ihre Worte widersprechen Ihrem eigenen Benehmen. Sie gaben, als Sie eintraten, allen die Hand und sagten: „Guten Abend". Als ich am Tische keinen Platz fand, überließen Sie mir den Ihrigen. Sie trugen Ihren Zigarrettenstummel zum Aschenbecher und warfen ihn nicht einfach auf die Diele. Weshalb thaten Sie das? Ich anerkenne gleichfalls diese konventionellen Formen der gegenseitigen Beziehungen, selbstverständlich aber nur in so weit, als sie nicht zu unsinnigen Fesseln auswachsen. Weshalb sollte ich mich auch durch Exzentrizitäten und Schroffheiten aus der Menge hervorzudrängen suchen und die Aufmerksamkeit auf mich ziehen? Das war von Anfang an der Fehler unserer ersten Studentinnen, und Sie wissen doch, wie die russische Gesellschaft sie beurteilte? Vor allen Dingen hätten sie sich Achtung, Vertrauen und Sympathie erwerben müssen! — —

Eine Woche später tanzte Weligin mit der Danischew auf einem Studentenball fast den ganzen Abend ohne Unterbrechung. Sie fühlte sich wohl in seiner Gesellschaft. Er wußte gut und animiert zu sprechen, war schön, jung und liebenswürdig, auch verstand er ausgezeichnet zu walzen . . . Alles das gefällt den Mädchen, besonders wenn sie zwanzig Jahre alt sind, wenn das Herz frei und das Bedürfnis nach Liebe im Erwachen ist.

Sie sahen sich jetzt öfter und suchten instinktiv sich zu begegnen; das Fünkchen Liebe wurde auf diese Weise nach und nach zur Flamme: Anfangs traten ihre gegenseitigen Beziehungen in die Phase gewöhnlicher Freundschaft zwischen Leuten, welche ein Vergnügen daran finden, in trauter Unterhaltung Gedanken auszutauschen, Sie teilten sich gegenseitig ihre Eindrücke mit, welche sie aus der Lektüre von neuen Büchern gewonnen, erzählten sich ihren Lebenslauf, gingen gemeinschaftlich in die Oper und brachten dann, entzückt von der Musik und hingerissen vom Gesang, den Abend mit einander zu. Er hatte selbst eine angenehme, melodische Stimme und sang nicht übel. Mit jedem Tag wurden sie intimer und ihre Liebe wuchs sichtlich.

Einst war sie unwohl geworden. Eine vorübergehende Schwäche und Mattigkeit, welche dem Weibe in diesen Jahren eigentümlich ist, hatte sich zur Krankheit entwickelt.

Weligin konnte sie längere Zeit hindurch nicht sehen; er litt und erkundigte sich fast stündlich nach ihrem Befinden. Endlich hielt er es nicht länger aus und besuchte sie.

Sie erschrak vor Ueberraschung und knöpfte in der Verwirrung rasch ihre Nachtjacke zu. Betroffen blieb er einige Sekunden stehen, ohne es zu wagen näher zu treten; — plötzlich aber eilte er, wie von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, zu ihr hin, ergriff ihre Hand und rief mit leidenschaftlich erregter Stimme:

— Ich konnte es nicht länger ertragen, Sie nicht zu sehen . . . Ich liebe Sie mehr als mein Leben!

Wera erbleichte und blickte ihn selig lächelnd an. In diesem Blick lag ihre ganze Seele, ihr ganzes Empfinden; dann näherten sich ihre Lippen seiner Wange und flüsterten kaum hörbar: „Mein Geliebter!"

Monatelang kämpften sie die glühenden Wallungen ihrer Sinne nieder und bemühten sich, ihre Liebe rein und ideal zu erhalten. Im Sommer reiste er nach Hause; sie blieb in Petersburg. Eine Korrespondenz begann und jede Zeile atmete die Glut der ersten Liebe.

„Geliebter," schrieb sie, „ich trau're ohne Dich; doch der Gedanke, daß Du zufrieden und glücklich bist, verscheucht meinen Kummer. Indem ich an Dein Glück denke, bin ich selbst glücklich. Ich erwarte Deine Rückkehr mit Ungeduld, streiche jeden Morgen mit Wonnegefühl das Datum des vergangenen Tages aus und freue mich, daß der Zeitraum, welcher uns trennt, abermals um vierundzwanzig Stunden kürzer geworden ist. Immer denke ich an Dich und suche Dein inneres Wesen zu ergründen. Zuweilen scheint es mir, Du seiest ein außergewöhnlicher, hochherziger, zu einer großen That bestimmter Mensch; dann wieder, Du seiest schwach und sogar machtlos im Kampfe mit Dir selbst. Auch ich schwanke zwischen diesen Extremen her und hin und fürchte, auf einem Irrwege zu sein."

„Ich habe oft versucht in mein Inneres zu blicken," — antwortete er ihr, — „aber es ist mir nie gelungen, mich vollständig zu ergründen. Zuweilen habe ich das Gefühl, daß mir keine Selbstaufopferung für das Wohl anderer zu schwer sei; in solchen Momenten liebe ich die Menschheit mit einer allumfassenden, schwärmerischen Liebe; zuweilen aber erwachen in mir niedere Regungen, ein gemeiner Egoismus, der durch meine Erziehung mir in Fleisch und Blut übergegangen ist, — und dann scheint es mir, als ob mich nichts verhindern könne, den niedern Leidenschaften zu fröhnen, welche sich aus der Tiefe meines Innern emporwühlen. In Summa, meine Natur ist schwankend und veränderlich, ich bin eine Art von moralischer Wage, bei der die Schalen des Guten und Bösen sich fortwährend heben und senken. Glaube ja nicht, daß ich in Deinen Augen durch Selbsterniedrigung größer erscheinen will; o nein! Ich schreibe das alles unter dem Druck einer mir selbst unerklärlichen Regung von Aufrichtigkeit, welche vielleicht nie wiederkehren wird; ich schreibe es deshalb, weil ich überzeugt bin, daß Du tausendmal besser bist als ich, und weil Dein Einfluß den Dich liebenden Mann veredeln kann, besonders wenn Du seine schwachen Seiten kennst."

Anfangs September, noch vor dem festgesetzten Termin, kehrte Weligin nach Petersburg zurück. Die Liebenden beschlossen nun eine gemeinschaftliche Wohnung zu beziehen. Er fand drei gut möblierte Zimmer mit allem Komfort, von denen er zwei für sich und eins, mit besonderem Eingang, für sie bestimmte. Aber Wera weigerte sich entschieden, dort einzuziehen.

— Ich will diesen unnützen Luxus nicht, sagte sie, — ich würde die Achtung vor mir selbst verlieren, mich schämen vor den andern Studentinnen, welche in Armut leben und denen es oft am Nötigsten fehlt; auch habe ich selbst die Mittel nicht dazu . . .

— Aber alles was mir gehört, ist auch Dein Eigentum; ich habe ja Geld im Ueberfluß, bekomme achtzehnhundert Rubel jährlich von meinem Vater — suchte er sie zu überreden.

— Hast Du überflüssiges Geld, so ist das kein Grund, es unnütz zu vergeuden. Hunderte Deiner Kameraden hungern, siechen dahin, wohnen in Boden-

kammern und in Gott weiß was für Höhlen — und Du sprichst von Ueberfluß? Tausend Bedürftige haben nicht einen Groschen, um in der nächsten Stunde ihre Existenz zu fristen, — und Du sprichst von Ueberfluß? Nein, es giebt keinen Ueberfluß; es wäre gemein, wenn wir die Not Anderer ignorieren würden, um unsere kleinlichen Leidenschaften und Launen zu befriedigen.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen; seine egoistische Verblendung that ihr weh.

Er umarmte sie und sprach, indem er sie zärtlich küßte:

— Du hast recht, tausendmal recht, mein goldenes Herz, ich bin Deiner nicht wert.

Sie mieteten also zwei billige Stuben, jede mit einem besondern Eingang und zogen noch am nämlichen Tage ein. Er hatte viele Sachen, sie — nur einen Koffer, einen Reisesack, Bettzeug, eine kleine Bibliothek auserwählter Lieblingsschriftsteller, einige Kupferstiche — unter denen sich ein Ecce homo von Guido Reni und eine Madonna aus dem Hause Alba von Raphael befanden, einige Oeldruckbilder . . . Das war ihr ganzer Reichtum.

Als sie triumphierend ausrief: „Sieh', wie ich reich bin! — krampfte sein Herz mitleidsvoll zusammen.

Nachdem sie ihre Stuben in Ordnung gebracht hatten, gingen sie in die Oper. Man gab an diesem für sie so denkwürdigen Tage Meyerbeer's Hugenotten. Die erhabene Musik des vierten Akts mit dem unsterblichen Marsch voll wildem, mittelalterlichem Fanatismus, die tragischen Szenen, das herzzerreißende Duett Raouls und Valentinens, ihr Kampf — alles das erschütterte die Liebenden auf's tiefste. Fast atemlos saßen sie nebeneinander, bezaubert von den wunderbaren Harmonien; ihre Hand lag in der seinigen, und als der Vorhang endlich gefallen war, merkten sie es kaum unter der Flut der empfangenen Eindrücke.

— Sehr gut! flüsterte sie endlich leise; die Schilderung des Ringens zweier sich gegenseitig bekämpfenden Empfindungen in Raouls Seele ist unübertrefflich. Er hat ein verzweifeltes Dilemma zu lösen, soll zwischen Liebe und Pflicht entscheiden. Das egoistische Verlangen bei dem geliebten Weibe zu bleiben, scheint zu siegen, dann aber gewinnt das Pflichtgefühl die Oberhand . . . Der Kampf der Leidenschaft gegen Vernunft und Gewissen und der schließliche Triumph der Pflicht ist seine höchste Leistung. Ein Mensch, der seine Gefühle einer Idee zu opfern vermag, ist ein Halbgott . . .

— Mich hingegen verdrießt dieser unnatürliche Kampf, sagte Weligin lächelnd; wenn Du das alles mit philosophischem Blicke betrachtest, wirst Du finden, daß sich zwei junge, liebende Wesen gegenüberstehen, welche die Wonne der Liebe genießen könnten; statt dessen opfern sie sich für eine Idee. Sie folgt ihm und Beide gehen zwecklos zu Grunde, verkürzen ihr ohnehin schon so kurzes Dasein. Nein, ich lobe mir die Epikuräer, und Byron hat tausendmal recht, wenn er Sardanapal sagen läßt: „Iß, trinke, liebe und sei fröhlich, alles übrige ist keinen Nasenstüber wert!"

Sie blickte ihn ernst an und fragte:

— Ist das Deine Ueberzeugung oder nur einer von Deinen launigen Einfällen?

— Geliebte, antwortete er, noch immer lächelnd, laß mich vor Dir öfter einen Blick in mein Inneres thun, ich werde dann vielleicht im Stande sein die Widersprüche, welche mich martern, zu überwinden . . . Du frägst, ob das nur ein Einfall war? Ja, ich denke, es war bloß ein Einfall, sogar weniger als das, — blos ein Scherz!

Nach einigen Momenten fügte er hinzu:

— Raoul ist der Typus eines Menschen, der nur dann glücklich sein kann, wenn er mit seinem Gewissen im Reinen ist; wäre er geblieben, so würde er nicht glücklich gewesen sein, die Gewissensbisse hätten ihm jeden glücklichen Moment vergällt. Stünde mir eine ähnliche Wahl bevor, ich würde, ohne Zaudern, ebenso handeln.

— So liebe ich Dich, flüsterte sie entzückt und drückte ihm die Hand.

Während des effektvollen Finales des fünften Akts, wo Raoul und Valentine

sich vereinigen, um gemeinschaftlich als Opfer eines ruchlosen Mordes unterzugehen, schmiegte sich Wera an Weligin und sagte zitternd:

— Welch' ein herrlicher Tod! So möchte ich mit Dir sterben. Durch die Musik aufgeregt und durch das Thema der Oper elektrisiert, kehrten sie heim; ihre Wangen glühten. Wera blieb vor ihrer Thür stehen und reichte ihm die Hand, er küßte sie innig, und sie trennten sich. Nur eine dünne Bretterwand schied die Stuben; als er ein Zündhölzchen anzündete, konnte sie es hören. Ihr Herz schlug freudig bei dem süßen Gedanken, daß der geliebte Mann ihr so nahe sei und daß sie sich nie mehr trennen würden.

Plötzlich klopfte er an ihrer Thür und fragte:

— Darf ich eintreten? Ich möchte Dir etwas sehr Interessantes mitteilen.

— Tritt ein, sagte sie unbefangen.

Weligin hatte eine Schachtel mit Konfekt und eine Weintraube in der Hand.

— Hier bringe ich Dir eine kleine Erfrischung, das thut gut vor'm Schlafengehen, sagte er lächelnd.

— Ach, wie Du lieb bist! rief sie.

Er wollte sich eben wieder entfernen, da fiel ihr Blick zufällig auf den Tisch, auf welchem eine Zehn-Rubel-Banknote lag, die sie ihm einzuhändigen vergessen hatte.

— Warte, Fédja, rief sie, — von heute an bist Du ja mein Quartierwirt. Also nehmen Sie hier, mein Herr, die Miete für einen Monat.

Er zerknitterte die Banknote unwillig und steckte sie in die Tasche.

— Das ist kleinlich, meine Liebe.

— Bitte recht sehr nicht zu räsonnieren! sagte sie streng.

— Wünschen Sie vielleicht auch eine Quittung? fragte Weligin leicht gereizt.

— Natürlich, antwortete sie; und als sie sah, daß er sich ärgerte, lachte sie laut auf und warf ihr Köpfchen zurück, so daß ihr hübsches, weißes Hälschen sichtbar wurde.

Er trat näher, umfaßte ihre Taille, drückte sie an sich, küßte ihren Hals, ihre Augen, Gesicht und Haare. Dann hob er sie auf, setzte sie wie ein kleines Kind auf seine Knie und bedeckte sie wiederholt mit Küssen. Sie wand sich und zitterte in seinen Armen wie ein von den Krallen der Katze gefangenes Vögelchen: sie konnte seine wütenden Liebkosungen kaum erwidern und stammelte leise atemlos:

— Geliebter . . . Dein . . . auf ewig . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr der ersten, glühendsten Liebe verging wie ein einziger glücklicher Tag. Sie pflegten früh aufzustehen; um acht Uhr wurde ihnen der Samowar gebracht; sie bereitete für sich Thee und für ihn Kaffee. Er lag noch im Bett, wälzte sich behaglich, wechselte, noch halb schlafend, einige Worte mit ihr und hörte ihr zu, wie sie wirtschaftete und dabei eine Opernarie vor sich hinträllerte. Ein wollüstiges Gefühl der Mattigkeit umfing seine Glieder. In diesem halbwachen Zustand blieb er so lange liegen, bis sie, des Rufens müde, ihn aufrüttelte und ihm die Leviten las. Dann sprang er endlich auf, umarmte sie leidenschaftlich, kleidete sich an, wobei er sie wiederholt durch Schäkereien neckte, und dann setzten sie sich, jung, heiter und frisch, vor den Samowar und plauderten zufrieden und glücklich.

Um neun Uhr machten sie sich auf den Weg, um die Vorlesungen zu besuchen und kehrten um zwei Uhr nach Hause zurück, um sich den ganzen Tag nicht mehr zu trennen; sie aßen zusammen, arbeiteten, lasen irgend ein neues Buch, spazierten oder begaben sich des Abends in's Theater. Einmal wöchentlich war bei ihnen Gesellschaft; man sang und musizierte. Sie hatte ihm erlaubt ein Pianino zu mieten, das er wirklich gar nicht übel spielte. Diese langen Herbst- und Winterabende, im Kreise einer fröhlichen Jugend, hatten für alle einen unnennbaren Reiz.

An jedem Ersten erhielt er von seinem Vater hundertfünfzig Rubel; sie gingen dann gemeinschaftlich in's Postbureau, um das Geld abzuholen. Er übergab es ihr, und sie zählte ihm mit der ernsten Miene eines strengen Vormunds fünfzig

Rubel ab und bemächtigte sich des Restes; dann gingen sie „Glückliche machen". Er begab sich zu den am meisten barbenden Studenten, sie zu ihren bedürftigen Gefährtinnen. Mit dem auf diese Weise verbrachtem Tage waren sie besonders zufrieden.

Zuweilen aber ließ er sich doch wieder ein wenig vom Luxus verführen; er blieb dann wohl vor dem Spiegelfenster eines Ladens stehen und liebäugelte mit irgend einem verlockenden Schmuckgegenstand, oder er ging in eine Konditorei, um sein Geld für süße Nichtigkeiten fortzuwerfen. Wera gab sich die größte Mühe ihn davon zurückzuhalten und besuchte, um „ihren Egoisten" gründlich von dieser Angewohnheit zu kurieren, die Schlupfwinkel der Armut und des Unglücks mit ihm. Er entsetzte sich vor dem Anblick des Elends, vor dem grauenerregenden Bilde des Hungers und Mangels; sie halfen nach Kräften, und er war dann wieder auf eine Weile von seinen aristokratischen Anwandlungen geheilt. Als er einst unter dem Eindruck des Augenblicks all' sein Geld ausgegeben hatte, versetzte er sogar seine Uhr und andere Kleinodien, um einem Unglücklichen zu helfen. An diesem Tage konstatierte Wera mit Thränen in den Augen, daß ihr moralischer Patient genesen sei.

Anfangs Juni reiste Weligin mit dem Versprechen nach Hause, nur einen Monat fort zu bleiben um dann, unter irgend einem Vorwand, wieder zu ihr zurückzukehren. Statt eines Monats blieb er jedoch vier Monate fort und kehrte erst Anfangs Oktober als ein ganz anderer Mensch nach Petersburg zurück. Er war zurückhaltender, verschlossener und kälter geworden, stürzte sich hier und da, wie früher, in einen Trubel von Vergnügungen, gleichsam als wollte er peinliche Gedanken verscheuchen. Zuweilen erwachte in ihm dann wieder die frühere Leidenschaft und Liebe — es war dies aber nur das letzte Aufflackern eines verlöschenden Feuers. Wera beobachtete ihn aufmerksam, studierte ihn förmlich, suchte nach dem Grunde dieser schroffen Umwandlung, quälte sich mit allerlei Vermutungen und zitterte fortwährend für ihr Glück.

3.

Als Weligin einst nach Hause kam, fand er auf dem Tische einen Brief, den er hastig öffnete.

Wera beobachtete ihn und fragte: Vom Vater?

— Ja, antwortete er, ohne das Lesen zu unterbrechen. Sein Antlitz war ruhig; aber als er bis zur letzten Seite gekommen war, wurde er plötzlich blaß und seine Augenbrauen runzelten sich; er fuhr zusammen.

— Irgend etwas Unangenehmes?

Er zerknitterte den Brief in der Faust und steckte ihn ein, dann sagte er anscheinend ruhig: Nichts Besonderes; die Mutter ist etwas unwohl.

Wera streckte ihm die Hand entgegen; er griff mechanisch nach der Tasche, als ob er fürchte, man wolle ihm den Brief mit Gewalt entreißen.

Unterdessen wurde an die Bretterwand geklopft und eine weiche, melodiöse männliche Stimme fragte:

— Ist es denn wirklich schon zwei Uhr?

Weligin und Wera lächelten gleichzeitig und sprachen: Der hat wieder die Zeit verschlafen.

— Es ist schon drei Uhr! rief Weligin.

— Unmöglich! war die Antwort.

— Komm' herein und überzeuge Dich selbst!

Auf der Schwelle erschien jetzt ein großer, etwas unbeholfen aussehender junger Mann, der unentschlossen stehen blieb. Er schien etwa achtundzwanzig Jahre alt zu sein, obschon er eigenlich erst dreiundzwanzig zählte. Ein starker, dunkelbrauner Bart und ein Wald von wirren Haaren machten, daß man ihn für älter hielt; aber

die klaren hellbraunen Augen, welche lebhaft hinter den Brillengläsern hervorblickten, glühten in jugendlichem Feuer.

Er hatte einen schäbigen, braunen, an den Nähten fadenscheinigen Anzug und ein zerknittertes, abgetragenes Hemd an, sein Halstuch war von schwer bestimmbarer Farbe, es hing ihm schief um den Hals und ließ einen Kragen sehen, der in Ermangelung eines Knopfes, mit einem Faden zusammen gehalten war. Die Stiefel waren schief getreten und geflickt.

— Weshalb gehst Du denn nicht in die Vorlesung, Borissewitsch? fragte Weligin.

— Die habe ich, wie es scheint, verschlafen, antwortete der Gefragte. Ich habe die ganze Nacht hindurch gelesen, konnte mich nicht losreißen. Mit Claude Bernards „Vorlesungen" fing ich an und nahm dann Flammarions „Mehrheit der bewohnten Welten" vor und so kam, ohne daß ich es merkte, der Morgen heran. Dann legte ich mich nieder, um ein Stündchen zu schlafen und bin erst jetzt wieder aufgewacht . . . Ist es wirklich schon drei?

Weligin zeigte ihm die Uhr.

— Nun, weshalb lügst Du mir denn was vor? Es ist ja erst halb zwölf! Und ich glaubte ihm auf's Wort!

A propos, sagte die Danischew, — wie sind Sie gestern mit ihrem Verleger zurecht gekommen?

Borissewitschs Gesicht klärte sich auf und er lächelte selbstzufrieden und gutmütig.

— Ach ja, sagte er, ich war gestern bei ihm.

— Nun, haben Sie mit ihm abgeschlossen?

— Freilich!

— Was giebt er Ihnen?

— Zweihundert Rubel und fünfzig Exemplare.

Man gratulierte. Er dankte und lächelte verschämt, als ob sein Erfolg ihn verlegen mache.

— Nun, das Gratulieren ist eine Sache für sich; — der Erfolg eignet sich aber auch zu einer solennen Feier, das ist so der Brauch! meinte Weligin.

— Richtig, Brüderchen, daran hab' ich auch schon gedacht . . . daß etwas d'rauf gehen müßte. Siehst Du, eine so große Summe hab' ich noch nie besessen, und als ich gestern vom Verleger die zwei Katharinchen*) bekam, dachte ich mir gleich: wenn mich ein solcher Reichtum nur nicht am Ende noch verrückt macht und ich das viele Geld zum Fenster hinaus werfe. Da fiel mir aber zum Glück mein Mütterchen ein, ich behielt also fünfzig Rubel für mich und schickte das Uebrige fort. Denkt nur, wie sich meine Alte freuen wird!

Seine Stimme zitterte.

— Nun, Fédja, komm, laß' uns 'mal fidel sein! wandte er sich, nach kurzem Schweigen an Weligin; aber wie sich's gehört, hol's der Teufel!

— Warte doch; was willst Du denn eigentlich anfangen?

— Was? Nun, selbstverständlich, ein Fläschchen Wein zum Mittagessen, Portwein oder dergleichen, meinetwegen auch eine Flasche Donskoj.**) das wäre noch feiner; irgend etwas Pikantes dazu, und als Dessert Kuchen. Uebrigens, wie Du meinst, in Bezug auf Gastronomie bin ich ein Ignorant . . . Abends gehen wir in die Oper, ich habe schon drei Plätze im Paradies besorgt . . . . Nun, vorwärts also!

Weligin lachte.

— Der hat Eile! Laß mich doch erst die Kleider wechseln . . . .

Endlich entfernten sie sich.

Borissewitsch war aus der Krim. Fünf Jahre alt, hatte er seinen Vater verloren und war mit der Mutter, einer gebildeten Frau, die ihr ganzes Leben der Erziehung des Sohnes widmete, mittellos zurückgeblieben. Er entwickelte sich langsam und lernte schwer; von der vierten Klasse an wurde er aber der beste Schüler

*) Hundertrubelscheine mit dem Bildnis der Kaiserin Katharina II.

**) Donischer Schaumwein, eine billige Nachahmung des Champagners.

und erhielt beim Austritt aus dem Gymnasium die goldene Medaille. Die Mutter, stolz auf die Leistungen ihres Sohnes, bestand darauf, ihn nach Petersburg zu schicken und gab ihm den Rest ihres kleinen Vermögens, das sie sich für ihre alten Tagen zurückgelegt hatte. Mit achtzehn Jahren bezog er die Universität, um Naturwissenschaften zu studieren, und jetzt begann für ihn ein Leben voller Kämpfe und Entbehrungen — aber auch voll eisernen Fleißes; eine beständige Jagd nach Unterrichtsstunden, nach dem täglichen Brod. Zeitenweise besserte sich seine Lage, dann aber hungerte er wieder tagelang. Er verlor jedoch nie den Mut und den Glauben an eine bessere Zukunft, nie ließ er die Arme sinken, immer gelassen und gleichmütig lief er Straße auf und Straße ab, um schlecht bezahlte Unterrichtsstunden zu geben und war häufig noch im Stande am Schluß des Monats zehn Rubel nach Hause zu senden.

Nach Ablauf von zwei Jahren war es ihm durch Entbehrungen aller Art gelungen, eine Reise nach Hause zu ermöglichen; er konnte die Trennung von der Mutter nicht länger ertragen. Während des ganzen Sommers durchstreifte er die Krim, um geologisches Studien-Material für eine gelehrte Abhandlung zu sammeln, die er dann in Petersburg schrieb. Die Arbeit wurde von Spezialisten beachtet und er empfing verschiedene Anfragen, wodurch sich sein Verkehr nach und nach erweiterte. Er trat in Verbindung mit der „Russischen geologischen Gesellschaft", welche seinen Aufsatz gedruckt hatte. Im nächsten Jahre machte er eine zweite Fußtour zu wissenschaftlichen Zwecken und ein neuer Aufsatz, der die Aufmerksamkeit ausländischer, geologischer Gesellschaften auf sich zog, war das Resultat. Seine Arbeiten zeichneten sich nicht nur durch Genauigkeit der Beobachtungen und Aneinanderreihung von Thatsachen, sondern auch durch Gründlichkeit der Analyse aus. Borissewitschs Name wurde in der gelehrten Welt bekannt, — das war sein erster Sieg; er war auf dem richtigen Wege.

Von seiner Spezialität vollständig in Anspruch genommen, war er in Allem, was nicht in das Bereich seiner Wissenschaft gehörte, naiv wie ein Kind.

Einst fragte ihn Weligin: Was meinst Du, Borissewitsch, wer hat Recht, die Optimisten oder die Pessimisten?

— Ich muß Dir die Wahrheit gestehen, antwortete er zögernd, daß ich darüber nie nachgedacht habe. Ich glaube, am bequemsten ist es Optimist zu sein, auch ich bin Optimist, aber ob diese oder jene recht haben, kann ich nicht entscheiden, ich glaube, eins und das andere sind Extreme.

— Also bist Du nicht Optimist, sondern eher Evolutionist.

— Mag' sein! Meinetwegen bin ich also Evolutionist.

Und gleichmütig nahm er seine unterbrochene Lektüre wieder auf.

Seine Kameraden, die extremen Ansichten huldigten, warfen ihm häufig Tendenzlosigkeit und Mangel an Idealen vor.

— Was wollt ihr denn eigentlich von mir? erwiderte er ihnen nicht ohne Ironie: Dem Einen ist nur ein Talent verliehen, dem Andern zwei. Ich widme mein Leben der Wissenschaft und will der Menschheit auf diese Weise dienen; ihr wollt nützen, indem ihr die Welt reformiert — nun, reformiert sie also in Gottes Namen! Was aber die sogenannten weltbürgerlichen Ideale anbelangt, so seid ihr im Irrtum; denn auch ich habe die meinigen, aber wir werden uns nie mit einander verständigen, ihr seid mir zu extrem. Nein, meine Herren, damit ist's nichts. Die Gesellschaft gleicht, das ist meine Ansicht, einem Menschen, der einen weiten, gebirgigen Weg zurückzulegen hat. Sagt ihr ihm, daß er, um sein Ziel zu erreichen, viele Berge übersteigen muß, so wird er eigensinnig und folgt euch nicht; bezeichnet ihr ihm aber den nächsten Berg als Ziel, so geht er mit euch, weil er sieht, daß das Ziel erreichbar ist . . . Seid ihr dort angekommen, dann eröffnet sich euch ein weiterer Horizont, — und so geht es dann weiter.

Mit der Danischew war Borissewitsch schon einen Monat nach seiner Ankunft in Petersburg bekannt geworden, und es dauerte nicht lange, da hatte er sie so sehr in's Herz geschlossen, wie es nur dergleichen innerliche Naturen im Stande sind.

Eine Freundschaft voller Herzlichkeit und Wärme war zwischen ihnen entstanden; sie sahen sich häufig, unterhielten sich und tauschten gegenseitige Hilfeleistungen aus. Von seiner Seite wurden nie die Grenzen einer erlaubten Dienstbeflissenheit und brüderlichen Sorgfalt überschritten; sie war für ihn eine gute Schwester. So verlebten sie das ganze erste Jahr; im zweiten aber verdrängte ihn Weligin. Borissewitsch litt unsäglich, und es gelang ihm nur durch angestrengte, unausgesetzte Thätigkeit sich vor der Verzweiflung, die sich seiner zu bemächtigen drohte, zu retten. Er ging der Freundin aus dem Wege, zog in eine andere Stadtgegend, ließ sich, wo er sie zu treffen vermuten konnte, nicht mehr blicken und gab sich die größte Mühe, diese unnütze Liebe aus seinem Herzen zu reißen. Aber wenn man zwanzig Jahre alt ist, so glückt es selten seine Gefühle ganz zu unterdrücken, mag man auch noch so charakterfest sein.

Als dann Weligin und die Danischew eine gemeinschaftliche Wohnung bezogen, als ihr Verhältnis den Charakter ehelicher Intimität annahm, erkannte Borissewitsch, daß sie für ihn verloren sei. „Sie lieben sich gegenseitig, sie sind glücklich . . . Gott mit ihnen!“ entschied er neidlos und ohne Verbitterung. Er verehrte Wera nach wie vor, mit jener entsagenden Liebe, welche ausschließlich das Glück des geliebten Wesens erstrebt. — —

Als Wera allein geblieben war, kämpfte sie mit der Versuchung, das Schreiben, welches Weligin so aufgeregt hatte, zu lesen. Es wäre ihr das sehr leicht geworden, denn der Brief befand sich in dem ausgezogenen Rock. Sie trat an den Kleiderhaken, hielt aber inne und überlegte:

— Nein, kein Spionieren! Die Frau, welche diesen schlüpfrigen Pfad betritt, dem geliebten Mann heimlich nachspürt, gräbt sich selber eine Grube. Vertrauen, blindes Vertrauen bis an's Ende, und sollte er mich wirklich betrügen wollen, so falle die ganze Schmach auf ihn!

Sie stützte den Kopf in beide Hände und versank in tiefes Nachdenken.

Die Heirat, von der schon oft zwischen ihnen die Rede gewesen war, hatten sie an das Ende ihrer Studienzeit verlegt. Wera ersehnte das Herannahen dieses Termins um so ungeduldiger, je mehr sie an ihr Kind dachte.

4.

Die Austrittsexamina waren glänzend absolviert.

— Weligin — Kandidat der Rechte.

— Borissewitsch — Kandidat der Naturwissenschaften.

— Danischew — Doktorin der Medizin.

So stellten sie sich gegenseitig vor; sie waren glücklich, heiter, jung und vertrauten auf die Zukunft.

Wie viel süße Träume, wie viel wohlüberlegte Pläne, wie viel rosige Phantasiegebilde und erhabene Vorsätze regten sich in ihnen!

Endlich hatten sie den Standpunkt erreicht, von dem aus sie dem Vaterlande nützen, ihm ihre Kräfte widmen konnten.

Vor seiner Abreise veranstaltete Weligin eine Abendgesellschaft. Etwa zwanzig Studenten und Studentinnen drängten sich im engen Raum um die zusammengerückten Tische und vertilgten ein kaltes Abendbrot. Es waren Repräsentanten aller Stämme da, Sprößlinge der verschiedensten Grenzbevölkerungen, des äußersten Nordens sowohl, als auch des fernsten Südens. Eine wahre Musterssammlung aller Nationalitäten des Reichs. Alle hofften auf eine glänzende Zukunft, alle sprachen gleichzeitig, fielen einander in's Wort, und stritten mit einander. Das Bedürfnis des Gedankenaustauschs war so überwältigend, daß man zeitenweise sein eigen Wort nicht verstehen konnte; es war ein wahres Chaos. Angefangene Phrasen wurden nicht beendet, „Das Recht der Frau“, „Weltbewegende Gedanken“, „Bürgerpflicht“,

„Fortschritt“ und abwechselnd dazwischen wissenschaftliche Probleme, ernsthafte Unterhaltung und heiteres Lachen.

An einem Ende des Tisches stritt ein Kleinrusse mit einer Studentin, weil sie so häufig lateinische Zitate vorbrachte.

— Similia similibus curantur! fing sie jetzt wieder an, so daß der Kleinrusse es satt bekam und ihr mit unverwüstlichem Phlegma in seinem heimischen Dialekt zurief:

— Hol' der Teufel ihr ewiges Latein! Schon im Gymnasium hat man mir acht Jahre lang die Zunge damit verrenkt, und jetzt soll's wieder von vorne losgehn?

— Hören Sie, Karpenko, Sie sprechen ja selbst einen fremdländischen Dialekt! unterbrach ihn die Studentin, welche rein großrussisch sprach.

— Similia similibus . . . ach, Sie gnädiges Fräulein!

— Was bin ich denn für ein gnädiges Fräulein für Sie?

— Nun, meinetwegen also nicht Fräulein . . . Dieser fremdländische Dialekt wird Ihnen noch zu schaffen machen, wenn sie erst einmal eine Stelle als Landschaftsarzt im Herzen von Kleinrußland entfalten; dann wollen wir einmal sehen . . .

— Was? Eine Stelle bei der Landschaftsbehörde? Um keinen Preis! Eure Landschaftsbehörde . . .

— Ja, wissen Sie denn auch, was unsere Landschaftsbehörden sind, oder, um mich präziser auszudrücken, was sie, wenn wir tüchtige Leute hätten, sein könnten? . . .

Am andern Ende disputierten ein junger Jurist und eine Medizinerin über die Zurechnungsfähigkeit.

— Ich halte mich an die Theorie der Deterministen und anerkenne keinen freien Willen, rief die Letztere. Jede anormale Aeußerung unseres Willens ist nur das Resultat einer physiologischen oder psychischen Anomalie, welche entweder ererbt, oder durch unnatürliche Erziehung und naturwidrige Lebensbedingungen eingeimpft ist.

— Bitte, verschonen Sie uns doch mit Ihrem Schopenhauer und Hartmann! — rief eine andere Tochter Aeskulaps; — beide sind vorzugsweise Hypochonder und ich bin überzeugt, daß sie am Magenkatarrh gelitten haben. Das ist auch die Ursache ihrer trübseligen Philosophie, die sich zu einer für die Menschheit verhängnisvollen moralischen Epidemie entwickelt hat. Ich anerkenne den Pessimismus nur auf sozialem Gebiet . . .

— Das Absolut-Schöne ist in der Natur nicht vorhanden, — rief ein anderes Mädchen eifrig; das Schöne liegt nur in unsern Begriffen. Es ist nur ein subjektiver Empfindungsreiz. Daher ist auch der Begriff des Schönen bei jedem Individuum verschieden . . . .

— Entschuldigen Sie, erwiderte man ihr, — die Schönheit an und für sich existiert in der Natur, es ist die harmonische Vereinigung der Erscheinungen . . .

— Eine harmonische Vereinigung giebt es in der Natur gar nicht, es giebt nur eine naturgemäße Vereinigung . . . .

So wurde hin und her gestritten. Der Sieg neigte sich häufig auf Seiten des weiblichen Teils, welcher nicht nur wissenschaftliche Argumente in's Treffen führte, sondern auch in Fülle gelehrte Autoritäten zitierte, gründliche historische Kenntnisse mit kühnem Gedankenflug verband.

Jetzt erhob sich Weligin, nahm sein Glas und rief mit einer von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Stimme:

— Meine Damen und Herren! Die Universitätsjahre sind das goldene Zeitalter des Lebens. Möge uns auch die Zukunft noch so hoffnungsvoll winken und zulächeln — die Trennung von dieser schönen Vergangenheit ist dennoch schwer. Trinken wir daher auf unsere verflossenen Universitätsjahre und lassen Sie uns wünschen, daß die Prosa des Lebens unsere hohen Ideale, die unsere Alma mater uns eingepflanzt, nicht vernichten möge!

Einstimmiges „Hurrah“ ertönte, die Gläser klirrten.

— Das genügt nicht, rief Wera, und erhob sich gleichfalls; lassen Sie uns wünschen, daß es uns gelingen möge, unsere Ideale auch im Alltagsleben hoch-

zuhalten, daß wir unser Gewissen im Kampfe der Welt vorwurfslos erhalten, und daß wir den hehren Glauben, der uns zur Religion geworden ist, nicht gegen verächtlichen Lebensgenuß vertauschen; wünschen wir, daß unsere Ideale sich verwirklichen und daß das Bewußtsein, unsere Pflicht erfüllt zu haben, uns bis an unser Ende nicht verlasse!

Sie war reizend in diesem Moment. Das zu einer dichten Flechte vereinigte Haar ließ ihre hohe weiße Stirn recht zur Geltung kommen; ihre ausdrucksvollen Augen glänzten voll Hoffnung und Begeisterung.

Ein nochmaliges Hurrah! ertönte und Weligin stimmte das „Gaudeamus igitur" an. Ein harmonischer Chor frischer, kräftiger Stimmen übertönte die Klavierbegleitung dieses ewigen Liedes.

Es war schon gegen drei Uhr als die Gäste sich endlich entfernten und für ihr ganzes Leben eine lichte Erinnerung an dieses letzte Studentenfest mitnahmen.

Wera und Weligin blieben allein.

Im Zimmer herrschte eine chaotische Unordnung. Die Tische waren mit den Resten des Abendbrots bedeckt, Gläser, Flaschen und Teller standen überall umher, die Stühle kreuz und quer, das Pianino war mit Noten bedeckt, andere lagen auf der Diele, die auch mit Speiseresten, Zigarettenstummeln und Konfekthüllen besät war. Hinter dem zur Seite geschobenen Bettschirm konnte man das in Unordnung geratene Bett sehen. Zwei niedergebrannte Kerzen und zwei müde flackernde Lampen beleuchteten dies Bild, aber schon wurde ihr Schein vom Sonnenlicht, das sich durch die halbgeöffneten Fensterladen hereinstahl, überstrahlt; die Luft war voller Tabaksqualm und fast undurchsichtig wie dichter Nebel.

Weligin stieß die ihm im Wege stehenden Stühle bei Seite und schritt rauchend im Zimmer auf und ab. Wera saß, den Kopf in die Hand gestützt, auf dem Sopha; sie war plötzlich so traurig geworden wie noch nie; der Gedanke an die Trennung marterte sie unsäglich. Um sich zu zerstreuen, begann sie aufzuräumen.

— Laß' das, sagte Weligin hart; — ich muß bald fort, es kann später Ordnung gemacht werden.

— Ich weiß es, mein Lieber, antwortete sie traurig, — aber Du bist ja ein solcher Feind der Unordnung, daß ich fürchtete, dieses Bild könnte in Dir einen unangenehmen Eindruck hinterlassen. Wenn Du künftig an mich denkst, wirst Du mich am Ende gar stets in diesem Chaos erblicken . . . Siehst Du, wie ich vorsichtig bin, wie ich unsere verwelkende Liebe zu hegen suche . . .

— Wera! rief Weligin, blieb stehen und blickte sie vorwurfsvoll an.

Sie wandte sich, ohne ein Wort zu sagen ab und unterdrückte einen Seufzer; ihre Brust wogte heftig.

Das Schweigen dauerte einige Minuten, man hörte nur das Geklirr der abgetragenen Teller und Gläser und die Schritte Weligins.

Plötzlich setzte sich Wera auf's Sopha, preßte ihre Hände auf die Brust und fing leise an zu schluchzen.

— Werotschka! flüsterte Weligin erschrocken, stürzte zu ihr hin, ergriff ihre Hand und blickte in ihr blasses Gesichtchen, von dem die heißen Thränen herabrannen.

Sie versuchte zu sprechen, doch die Stimme versagte ihr; er reichte ihr Wasser, sie trank einen Schluck und beruhigte sich. Gerührt und ergriffen setzte er sich zu ihr auf's Sopha, umarmte und küßte sie zärtlich, sprach ihr sanft und liebkosend, wie einem Kind, zu; dann nahm er ihre Hände und führte sie an seine Lippen. Sie überließ sie ihm schweigend; ihre bewegungslosen, von Thränen glänzenden Augen waren in die Ferne gerichtet. Seine Liebkosungen thaten ihr wohl.

— Weshalb weinst Du, Geliebte, flüsterte er, — weshalb? Ich liebe Dich ja, liebe Dich wie immer; wir trennen uns ja nicht für ewig, — nur auf einen Monat! Hör' doch auf, mein süßes Herz, ich bitte Dich . . . thu' es mir zu lieb, Du regst Dich nur unnütz auf. Und weshalb weinst Du denn eigentlich? Hören Sie, Doktor, ich frage Sie weshalb Sie weinen?

— Doktor! flüsterte sie endlich, — vor allen Dingen bin ich ein liebendes

Weib, welches stets ihre Liebe Allem voranstellen wird . . . Ja, es ist zwar einfältig, dieses Weinen, es ist nutzlos, ich sehe es selbst ein . . . aber, Du kennst ja meine Lage und die Nervenschwäche, welche damit verbunden ist! Und dann, Geliebter, ist mir die Trennung von Dir gar so schwer . . . Nie habe ich noch solchen Schmerz empfunden wie jetzt. Eine unbestimmte Ahnung quält mich, ich fürchte, ich fürchte — die Trennung ist für ewig.

— Hör' doch auf! welch' ein Unsinn! unterbrach er sie. Das sind Hirngespinnste einer überreizten Phantasie. Nach Ablauf eines Monats, wenn wir getraut sein werden, lachst Du selbst über diese Befürchtungen!

Sie ließ sich durch diese Worte beruhigen, schmiegte sich an ihn, neigte ihr Köpfchen an seine Schulter und flüsterte: Recht so, sprich so zu mir! Ach, es ist mir wohlthuend, wenn Du so sprichst; dabei liebkoste sie ihn und spielte mit seinen seidenweichen Locken. Er fuhr fort:

— Ich reise jetzt nach Hause, um mit den Eltern zu sprechen; Du weißt, sie sind noch von der alten Art, namentlich mein Vater, der natürlich an irgend eine glänzende Partie für mich denkt. Er wird sich Anfangs sträuben, ich muß deshalb vorsichtig zu Werke gehen, muß ihm auf Umwegen beizukommen suchen. Um nichts zu riskieren, werde ich sogar zuerst nur Geld herauszulocken suchen, damit wir uns einrichten können. Dann erst teile ich ihm meinen Entschluß mit; willigt er nicht ein, dann kehre ich dennoch zurück und wir lassen uns ohne seine Zustimmung trauen; das Uebrige wird die Zeit thun, sie wird meine Alten schon mürbe machen. Einverstanden, Liebchen? . . .

Er sprach lange, sie konnte sich an seinen süßen Worten nicht satt hören.

— Verzeih', ich bin Deiner nicht würdig, flüsterte sie zärtlich und fügte dann, sich aufraffend hinzu: Nun, vorwärts, es ist die höchste Zeit! Reise, mein Täubchen, und kehre recht bald wieder zurück. Deine Koffer sind fertig, ich habe alles eingepackt. Im großen ist die Wäsche, der Zettel liegt dabei; im kleinen sind die übrigen Sachen, die notwendigsten Bücher . . . .

Sie öffnete hastig die Fensterläden. Die Sonnenstrahlen fluteten voll in's Zimmer und vergoldeten das Chaos. Dann beschäftigte sie sich mit der Zubereitung des Kaffees auf dem Spirituskocher, während sie mit Weligin zu plaudern fortfuhr.

Bei ihrem Anblick dachte er an die reizenden Wintermorgen ihrer ersten Liebesperiode.

Endlich trat Borissewitsch ein.

— Bist Du reisefertig?

— Ja, antwortete Weligin. Wera bleibt jetzt unter Deinem Schutz; ich rechne auf Dich!

— Sei ganz unbesorgt, brummte Borissewitsch und lächelte träumerisch.

Alle schwiegen einige Minuten. Weligin trank hastig seinen Kaffee aus; der von Borissewitsch herbeigerufene Hausknecht trug die Koffer hinaus.

— Nun, Werotschka, auf Wiederseh'n! sagte Weligin und neigte sich zu ihr.

Sie sprang auf, erbleichte und fiel stumm vor Schmerz in seine Arme. Borissewitsch entfernte sich.

— Wohin gehst Du denn? rief ihm Weligin nach; ich will mich ja von Dir verabschieden.

— Schon gut . . . nachher . . . draußen! sagte dieser nachlässig, ohne sich umzuwenden.

Weligin ging. Wera blieb an der Thür stehen und verfolgte ihn mit ihren Blicken. Er ging einen dunkeln Korridor entlang; als er bis zur Wendung gekommen war, flüsterte sie leise: „Fédja!"

Er blieb stehen und wandte sich um. Sie streckte ihm die Hand entgegen, er kehrte wieder zurück und umarmte sie noch einmal, ohne ein Wort zu sprechen. Sie war einer Ohnmacht nahe.

Endlich riß er sich los und verschwand. — —

Am nächsten Tage schrieb ihm Wera:

Den 8. Juni. Du hattest recht, mein Teurer und Geliebter; meine Befürchtungen sind in der That nur Schreckgespenster, Früchte meiner krankhaften Phantasie und des Trennungsschmerzes. Heute bin ich frisch und munter erwacht; ich fühle mich wohl, glaube an Dich, vertraue Dir und male mir unsere Zukunft aus. Welch' eine herrliche Zukunft, Teuerster, wie lächelt sie mir zu! Hand in Hand mit dem geliebten Mann den Lebensweg durchschreiten, ein hehres Ziel verfolgen, für dasselbe kämpfen, sich gemeinschaftlich über Erfolge freuen, gemeinschaftlich leiden, einander in schweren Stunden unterstützen, fest vorwärts schreiten, sich Schritt für Schritt dem vorgesetzten Ziel nähern mit dem Bewußtsein der erfüllten Pflicht, mit Glauben und Hoffnung in der Brust! Und dann, dieses süße Gefühl ein liebendes Wesen zur Seite zu haben, das unsere Empfindungen und Ansichten teilt; ein Wesen, dessen Leben mit dem unsrigen in Eins verschmolzen, von uns untrennbar ist. Kann es wohl ein größeres Wonnegefühl geben?

Wir werden unermüdlich wirken, werden für das Wohl Anderer arbeiten, für unser Volk, welches der ehrlichen Arbeiter so sehr bedarf; wir werden durch Frieden, Liebe und gutes Beispiel das zu erreichen suchen, was Andere durch Feindseligkeit und Haß nicht zu schaffen vermochten.

Den 12. Juni. Gestern schrieb ich meinen guten Alten und teilte ihnen mit, daß ich meine Studien beendet habe. Wie werden sie sich freuen! Natürlich habe ich von unseren gemeinschaftlichen Plänen noch nichts erwähnt; meinen Entschluß in Petersburg zu bleiben, erklärte ich ihnen durch die Notwendigkeit, die Dissertation druckfertig zu schreiben. Die Armen sehnen sich nach mir. Thut nichts, noch einige Monate und wir reisen zusammen zu ihnen. Du wirst sie kennen und lieben lernen, es sind einfache, gute Leute.

In freien Stunden gehe ich mit Borissewitsch spazieren. Wenn Du wüßtest, wie er liebenswürdig und zuvorkommend ist; das Muster eines wahren Freundes, ergeben, liebevoll, selbstlos. Wir besuchen zusammen die Bibliotheken und sammeln Material zu unsern Dissertationen. Er hilft mir, mich in dem Wust von allerhand Schriften zurecht zu finden, macht Notizen, streicht geeignete Zitate an. Die Arbeit beginnt mich zu interessieren, ich fange an Vergnügen daran zu finden und hoffe etwas Ordentliches zu Stande zu bringen.

Mein Tisch ist von Büchern, die ich alle zum Nachschlagen brauche, bedeckt. Ich versinke buchstäblich in einer Flut von Blättern und Heften mit Notizen und Entwürfen. Borissewitsch ist an Deinem Pulte mit dem Abfassen seiner Dissertation beschäftigt. Stundenlang ist nichts als das Geraschel von Papier und das Kritzeln der Feder zu hören, zuweilen unterbrechen wir unsere Beschäftigung, um zu plaudern und dann, Geliebter, sprechen wir von Dir, bis das Thema erschöpft ist. Er hört meistens zu und lächelt, wie gewöhnlich.

Den 15. Juni. Hast Du Erfolg in unserer Angelegenheit? Das ist's was mich hauptsächlich beunruhigt, besonders wenn ich an Deine Heftigkeit und an Dein aufbrausendes Wesen denke. Sei mit ihnen nicht zu schroff, mein Lieber; vergiß nicht, daß beschränkte Lebensanschauungen durch Erziehung und durch die Umgebung, in der man lebt, bedingt sind. Greife sie nicht zu hart an, behandle sie rücksichtsvoll, denn nichts ist für Eltern schwerer zu ertragen und peinigender, als Zwietracht mit den Kindern.

Den 25. Juni. Dein Schweigen, Geliebter, fängt an mich zu beunruhigen. In zwei Wochen hättest Du wohl einen Brief schreiben können. Oder fürchtest Du, mich durch eine unangenehme Nachricht zu betrüben? Beunruhige Dich deshalb nicht, mag Dein Mißerfolg auch noch so evident sein, — ich bin imstande eine Enttäuschung zu ertragen.

Borissewitsch ist beständig in meiner Nähe. Ich langweile ihn häufig mit dummen Vermutungen, die er mit einer wahren Engelsgeduld anhört.

Den 8. Juli. Ein Monat ist dahin und Du bist noch immer nicht da. Erwartung und Unruhe fangen an mir unerträglich zu werden; ich irre in einem

Labyrinth von Mutmaßungen, um mir Dein Schweigen zu erklären. Weshalb schreibst Du nicht? Oder sind Deine Briefe verloren gegangen? Täglich schaue ich nach dem Briefträger aus und frage ihn, ob er nichts für mich habe; — nichts! ist seine stereotype, gleichmütige Antwort. Wüßtest Du nur, wie mich das martert!

Den 20. Juli. Ist Dir vielleicht etwas zugestoßen? Bist Du krank geworden? . . . . Mein Gott, schreibe was Du willst, aber schweige nicht länger, ich flehe darum, denn dieses Schweigen wird mich noch wahnsinnig machen. Mein Vertrauen ist dahin, ich fürchte für unsere Zukunft . . . Vielleicht verbirgst Du mir etwas?

Ich sende diesen Brief rekommandiert. Wenigstens weiß ich dann bestimmt, daß Du ihn erhältst!

Den 15. August. Ueber zwei Monate schon bist Du abwesend, und ich weiß nicht, was mit Dir ist und wo Du bist. Mein Brief ist nicht zurückgekommen, — folglich hast Du ihn erhalten. Was bedeutet also Dein Schweigen? Ich fürchte, Du hast mich verlassen, und dieser Gedanke macht mein Blut erstarren. Ist es so, so flehe ich bei Allem, was Dir heilig ist, antworte mir unverzüglich. Ich muß die Wahrheit kennen, wie sie auch lauten mag, sie ist immerhin besser, als die Ungewißheit, in der ich mich gegenwärtig befinde. — — —

Wera litt unsäglich, litt, soviel ein Mädchen in ihrer Lage nur leiden kann. Borissewitsch bot alles auf, um ihren Mut aufrecht zu erhalten, — nichts half, er konnte ihre Hoffnungslosigkeit nicht bannen. Sie wachte ganze Nächte hindurch, wälzte sich schlaflos auf ihrem Lager und dachte an den Geliebten. Stundenlang starrte sie in's Leere. Häufig machte sie weite Spaziergänge, um sich zu ermüden, um schlafen und vergessen zu können — sogar die Träume brachten ihr Qualen.

Endlich, auf Borissewitsch's Rat, schrieb Wera, unter einem Vorwand, den sie gemeinschaftlich ersonnen hatten, einen Brief an den alten Weligin.

„Geehrter Herr, Michaïl Grigorjewitsch! Als Feodor Michailowitsch Petersburg verließ, hinterließ er mir seine Sachen und sagte, daß er nach einem Monat bestimmt zurückkehren würde. Dieser Termin ist längst verstrichen und Ihr Sohn ist noch immer nicht da. Ich schrieb ihm mehrere Briefe und erkundigte mich, wann er zurückkehren würde, erhielt aber keine Antwort. Ob ihm wohl etwas zugestoßen sein mag?

Da ich die Absicht habe, Petersburg bald zu verlassen und nicht weiß, was ich mit den bei mir befindlichen Sachen anfangen soll, so ersuche ich Sie, mir möglichst bald mitzuteilen, wo Feodor Michailowitsch sich aufhält, was mit ihm passiert ist und wie ich mit den Sachen zu verfahren habe, — Sie würden mich dadurch äußerst verbinden. Ihre dienstwillige W. Danischew."

An einem der ersten Tage des September, genau am Jahrestage ihrer Vereinigung in der gemeinschaftlichen Wohnung, wurde Wera's kummervolles Nachdenken durch das Erscheinen des Briefträgers unterbrochen, der ihr eine Postanweisung auf fünfundzwanzig Rubel brachte.

Das Wetter war abscheulich, ein dichter, feiner Herbstregen rieselte vom Himmel herab. Borissewitsch ging auf die Post, um den Geldbrief zu holen. Wera blieb am Fenster sitzen und blickte zerstreut in die bleifarbenen Wolken hinauf, überlegend, von wem wohl das Geld kommen könne.

Nach einer Stunde kehrte Borissewitsch bis auf die Haut durchnäßt heim und überreichte ihr den Geldbrief. Zitternd vor Erregung öffnete sie ihn und las Folgendes:

„Geehrtes Fräulein Wera Alexandrowna! Ich beeile mich Ihnen zu antworten, bitte um Entschuldigung wegen der Unpünktlichkeit meines Sohnes und hoffe, daß Sie ihm verzeihen werden, indem Sie die Triftigkeit der Gründe, welche sein Schweigen veranlaßten, anerkennen. Er war so sehr mit Geschäften und Vorbereitungen zu seiner Hochzeit, welche vor vierzehn Tagen stattfand, in Anspruch genommen, daß er thatsächlich bis jetzt nicht einen einzigen freien Augenblick hatte. Vor einigen Tagen ist er nun in's Ausland gereist und wird wahrscheinlich nicht vor Ablauf

eines Jahres zurückkehren. Ich ersuche Sie deshalb, für die Ihnen verursachte Bemühung um Entschuldigung bittend, mir die Sachen gefälligst zusenden zu wollen; das Geld zur Deckung der Kosten füge ich hier bei. Hochachtungsvoll Ihr ergebener Diener M. Weligin."

Wera's Antlitz verzog sich schmerzhaft. Sie streckte die Arme aus, als ob sie eine Stütze suche, that einen Schritt, — schwankte und fiel ohnmächtig nieder.

5.

Wir befinden uns fünfzehnhundert Werst von Petersburg entfernt, auf dem prächtigen Gute Weligins.

Inmitten eines üppigen Gartens erhebt sich auf einem Hügel ein Herrenhaus mit bedeckter, von wildem Wein umrankter Terrasse. An der Hauptfront des Hauses schlingen sich, bis zur halben Höhe desselben, Rosen empor. Der Zaun, welcher den Hinterhof von den Nebengebäuden trennt, verschwindet hinter dem dichten Grün der Syringen-, Jasmin- und Geisblattsträucher und pyramidenförmiger Akazien; hie und da sind Gruppen wilder Kastanienbäume und Linden zerstreut; eine Allee von schlanken Pappeln beginnt an der Pforte, erstreckt sich bis zur Anfahrt und rahmt den breiten, mit glänzendem Kies bedeckten Weg ein.

Auf den Rasenplätzen vor dem Hause befinden sich blühende Rosen-, Lilien-, Dahlien-, Levkoyen- und Verbenenbeete; alles glänzt in den Strahlen einer südlichen Junisonne; die heiße Luft ist vom Duft der Rosen, Reseden und wohlriechenden Wicken durchschwängert.

Die Glasthür öffnet sich geräuschvoll und der alte Weligin tritt auf die Terrasse. Ein großer, kräftiger Sechziger mit scharf geschnittenen Zügen, einer Adlernase, einer schmalen, an den Seiten flachgedrückten Stirn und dunkelgrauen Augen, welche unter den buschigen Brauen kalt hervorblicken. Die grauen Haare sind kurz geschoren, auf dem glattrasierten Gesicht ein bürstenartiger Schnurrbart und unter diesem große, dünne Lippen.

Seine Bewegungen zeugen von frechem Selbstbewußtsein, das seinem unangenehmen Aeußern eine abstoßende Schroffheit verleiht.

Mit selbstzufriedenem Blick betrachtet er die reizende Umgebung, dann setzt er sich an ein Tischchen, auf dem ein kaltes Frühstück serviert ist und klingelt. Ein Diener erscheint.

— Die Zeitungen und Briefe! ruft er barsch und beginnt zu essen.

Nur ein einziger Brief war heute mit den Zeitungen angelangt. Der Alte öffnete ihn, ohne auf die Adresse zu achten; — es war Wera's erster Brief. Er entfaltete ihn und las ihn zweimal. Dann zerdrückte er ihn hämisch, schob ihn in die Tasche und ging, nachdem er sein Frühstück beendet hatte, in sein Kabinet.

Nein, eine solche Heirat war es nicht, die er für seinen Sohn erstrebt, und um derenwillen er sich herbeigelassen hatte, ein halbes Leben lang zu kriechen. Sollte er schließlich sein Vermögen einer Bettlerin, einer verrückten Nihilistin in den Schooß werfen?

Ob Feodor diese Nihilistin wohl wirklich liebte? — Augenscheinlich nicht! . . . Vor einem Jahr schon hatte er die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, der Tochter eines reichen Gutsbesitzers gemacht, welcher dreißig Werst von Weligin's Gut entfernt wohnte, und war von ihr bezaubert. Ihre gegenseitige Zuneigung war mit jedem Tage gewachsen, seine Besuche waren häufiger geworden, er blieb länger auf dem Lande, als es seine Absicht gewesen und war ungern nach Petersburg zurückgekehrt.

Der Alte hatte den sich entwickelnden Roman schweigend beobachtet und sich darüber gefreut; die Partie war brillant. Um die auflodernde Leidenschaft seines Sohnes noch mehr zu entfachen, teilte er ihm Einzelheiten aus dem Leben und Treiben des jungen Mädchens mit und schrieb ihm absichtlich, es habe sich ein Freier

gemeldet. Nie erwähnte er direkt seinem Sohne gegenüber etwas über seine Wünsche und Absichten, alles wurde nur beiläufig, wie unabsichtlich berührt; er wußte, daß er auf diese Weise seinen Zweck am sichersten erreichen würde. Und er hatte richtig gerechnet; seine Briefe thaten die beabsichtigte Wirkung, sie schürten die Leidenschaft des jungen Mannes. Das Bild des schönen Mädchens drängte sich zwischen ihn und Wera.

Welchen Entschluß wird Feodor fassen? fragte sich der Alte. Dort ruft ihn die Pflicht, hier hält ihn die Liebe gefangen; dort — ein armes Weib und wer weiß, vielleicht sogar schon ein Kind, eine schwere Last für Jemand, der aufgehört hat zu lieben; — hier ein geliebtes Mädchen, Reichtum und Glück. Auf welche Seite wird sich die Wagschale senken? Was muß geschehen, um die gewünschte Entscheidung herbeizuführen?

Mit kalter Berechnung stellte der Alte alle Offensiv- und Defensivmaßregeln auf, welche den unsichtbaren Feind seiner Absichten bekämpfen sollten.

Was nur irgend möglich ist, muß angewandt werden, sagte er sich; — ich muß Feodors Reise nach Petersburg hintertreiben, muß suchen, die jungen Leute hier bei einander zu halten und die Entfaltung ihrer Liebe zu begünstigen; wenn der richtige Zeitpunkt eintritt, muß ich selbst von der Heirat anfangen. Sollte er schwanken, dann kommen energische Maßregeln an die Reihe, die Drohung, ihn zu enterben; vor allen Dingen aber muß ich den Briefwechsel zwischen ihm und der Danischew unmöglich machen.

Der Plan war gut und mußte den beabsichtigten Erfolg haben. Nachdem der Alte nochmals seinen Entschluß überlegt und alle Einzelheiten erwogen hatte, setzte er sich in seinen Lehnstuhl und schellte.

— Alle Briefe, sowohl die ankommenden, als auch die von hier abgehenden, sind mir zu übergeben, sagte er dem eintretenden Diener.

Als Feodor von Wera keine Nachrichten empfing, beunruhigte er sich einigermaßen und beschloß, nach Petersburg zu reisen; aber Zina's Gesellschaft fesselte ihn so, daß sein Gewissen bald wieder einschlummerte. Zina war eine Schönheit, wie es wenige giebt; aber ihre Bildung war oberflächlich, ihr Verstand und ihre geistige Entwickelung blieben hinter der von Wera Danischew bedeutend zurück. Ihre glänzende Erscheinung bezauberte ihn jedoch so sehr, daß seine Sinne bis zum Wahnsinn für sie entbrannten. Der sein Gewissen belastende Gedanke an seine Pflicht riß ihn dann wieder zuweilen aus dem Bann, in dem seine Sinne gefangen waren, empor; er nannte sein Schwanken ehrlos, wenn er an das von ihm verlassene liebende Weib dachte; er faßte sogar zuweilen den Entschluß, Barjätins Haus ganz zu meiden, er wollte entfliehen, — aber alle diese schwächlichen Aufwallungen eines unruhigen Gewissens verflüchtigten sich sofort beim Anblicke Zina's, — in ihrer Gegenwart wurde er schwach wie ein Kind. Diese strahlte ja, umgeben von allem Luxus des Reichtums, wie ein reizendes, begehrenswertes Juwel, wohingegen sich das Bild Jener in seiner Erinnerung stets mit Armut und Mangel, mit einer ihm durchaus unsympathischen Selbstverleugnung, mit Entbehrungen und Opfern paarte. Hier, sprach er zu sich selbst, ist das Glück im Verein mit einem begehrenswerten, reizenden Wesen — dort dagegen . . . ein verlassenes Weib und Kind, — vollendete sein empörtes Gewissen.

Dann setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch und schrieb an Wera, wobei er in seine Worte die ehemalige Zärtlichkeit und Innigkeit zu legen suchte. Häufig erkundigte er sich, ob kein Brief für ihn angekommen sei.

— Ich habe die Korrespondenz noch nicht angesehen, antwortete ihm dann der Alte; dort liegt die Posttasche, sieh' selbst nach.

Er öffnete sie und fand nichts . . .

Anfangs Oktober heiratete Weligin und reiste mit seiner jungen Frau in's Ausland, um unter Italiens heiterem Himmel die Honigmonate zu verbringen.

6.

Endlich kam Wera wieder zu sich und blickte teilnahmslos umher. Sie starrte in das auf dem Nachttische brennende Licht; dann sah sie auf den an ihrem Bette sitzenden Borissewitsch, der sie schweigend beobachtete. Dieser stand jetzt auf und sagte, indem er sie mit Augen voller Liebe und Teilnahme freundlich ansah: Es ist das zweite Mal, daß Sie zur Besinnung kommen und nun sind Sie schon wieder im Begriff, in Bewußtlosigkeit zurückzusinken; ich sandte nach einem Arzt.

— Wozu denn . . . weshalb?

Er begann ein Gespräch mit ihr und versuchte, ihr Denkvermögen wieder anzufachen; sie achtete nicht auf seine Worte und schwieg. Endlich kam der Arzt, untersuchte sie und entfernte sich, nachdem er ihr ein Narkotikum verordnet hatte. Sie nahm die Arznei willig und schlief dann wieder ein. Borissewitsch blieb die ganze Nacht hindurch bei ihr und wagte kaum zu atmen; er belauschte jeden ihrer Atemzüge.

Am nächsten Morgen erwachte Wera mit den heftigsten Kopfschmerzen; sie wollte aufstehen und sich ankleiden und staunte, als sie ihre Kleider vermißte. Sie blickte ratlos umher und entdeckte erst jetzt, daß sie angekleidet war. Wo war sie und was war mit ihr geschehen? Ein heiterer, sonniger Tag blickte in ihr Zimmer; Borissewitsch, durch eine schlaflose Nacht erschöpft, saß im Lehnstuhl und schlief. Sie suchte ihre Gedanken zu sammeln, und endlich trat die fürchterliche Wirklichkeit in ihrer ganzen, schonungslosen Nacktheit vor sie. Ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen; sie setzte sich auf den Rand des Bettes und begann nachzudenken. Eine peinliche Unruhe erstickte jegliche Willensäußerung, bis endlich ein unbestimmtes Verlangen, ihren Leiden ein Ende zu machen, in ihr erwachte und sich zu einer unüberwindlichen Sehnsucht nach dem Tode steigerte. Ja, sterben, sterben . . .

Sie stand auf, schwankte an's Fenster, stützte sich auf den Sims, blieb so einige Minuten lang und blickte auf die geräuschvolle Straße hinab, welche von Wagen und Fußgängern belebt war. Leidenschaftslos, wie aus einer anderen Welt, schaute sie auf dieses Bild des Lebens, als ob zwischen ihr und allem, was da lebt, jegliches Band zerrissen sei. Plötzlich verdichtete sich ihre Sehnsucht nach dem Tode zu einem festen Entschluß und der Gedanke, sich aus dem hohen Fenster hinabzustürzen, bemächtigte sich ihrer mit unheimlicher Gewalt. Sie öffnete leise das Fenster. Borissewitsch schlief. Sie blickte lange auf ihn hin, als ob sie etwas überlege; dann schlich sie leise, wie ein Gespenst an den Tisch, nahm einen Bleistift und schrieb auf ein Blatt Papier mit hastigen, unsicheren Zügen: Wozu noch länger leben? An meinem Tode ist Niemand schuld. W. Danischew.

Da fiel ihr Blick auf Weligins Bildnis. Einige Sekunden blieb sie in stummer Betrachtung davor stehen, nahm dann abermals den Bleistift, beugte sich nieder und wollte hinzufügen: ich verzeihe Fedja! Aber der Gedanke, daß ihm ihre Verzeihung gleichgiltig sein könnte, ließ sie inne halten. Sie litt unbeschreiblich. Ohne länger zu überlegen, lief sie an's Fenster, stellte einen Stuhl davor und kletterte hinauf.

Das Geräusch erweckte Borissewitsch. Er sah sie auf dem Simse stehen, im Begriff sich hinunter zu stürzen. Todesangst malte sich in ihren bleichen, verstörten Zügen. Sie kämpfte noch mit dem plötzlich erwachten Instinkt des Lebens.

— Wera! rief er mit einer Stimme voll Verzweiflung, Schreck und Flehen.

Sie zuckte zusammen wie ein auf der That ertappter Verbrecher. Ihr Schreck aber wurde plötzlich zur Entschlossenheit und in dem nämlichen Augenblick als Borissewitsch die Hände ausstreckte und sie mit festen Fäusten an den Kleidern packte, stürzte sie sich hinaus. Nun hing sie über einem Abgrund und eine schreckliche Szene begann. Wera sträubte sich und schlug und zerrte mit den Armen in der Luft, um frei zu werden, ihr Oberkörper hing außerhalb des Fensters, die Kleider fingen an zu reißen. Er getraute sich nicht eine Hand loszulassen, um sie sicherer zu erfassen. Endlich aber gelang es ihm doch ihren Arm zu ergreifen und sie hereinzuziehen. Sie war wie rasend und schrie: Lassen Sie mich los, lassen Sie mich los! — Er hielt sie fest, trug sie zu einem Lehnsessel hin, drückte sie hinein, machte das Fenster zu

und stand da, ohne recht begreifen zu können, was eigentlich geschehen sei. Von dem überwältigenden Eindruck ganz erschüttert, brach er endlich in ein leises krampfhaftes Schluchzen aus. Anfangs stumpf und verständnislos, erwachte sie nach und nach aus ihrer Betäubung. Langes Schweigen. Dann begann Wera plötzlich: Weshalb thaten sie das? Als sie keine Antwort erhielt, fuhr sie fort: — Weshalb haben Sie mich nicht sterben lassen? Mein Leben ist nicht zu ertragen, ich kann, ich will nicht länger leben!

Er blickte sie mit Augen voller Thränen an und sprach:

— Ich weiß es, ich fühle Ihre Qualen! Aber müssen nicht Tausende von Menschen eben so sehr leiden? und finden sie nicht dennoch den Mut auf dem Schlachtfelde des Lebens auszuharren? Sie leiden! . . . Wer leidet nicht . . . Ist das ein Grund, ein Recht, sich das Leben zu nehmen, das gar nicht Ihnen gehört?

— Ist es meine Schuld, daß ich geboren ward? stöhnte sie . . . Warum sollte ich also nicht das Recht haben zu sterben, wenn es mir gefällt?

— Wenn Sie nur sich selbst angehörten, dürften Sie sterben, antwortete er; Sie sind aber nur der Teil eines Ganzen und ihm verpflichtet. Die menschliche Gesellschaft hat zu Ihrer Erziehung, Bildung und Existenz beigetragen, in der Voraussetzung, daß Sie diese Schuld — eine Ehrenschuld! — abtragen werden. Statt dessen wollen Sie sich töten; — wollen der Welt einen nützlichen Arbeiter rauben, ohne das Kapital, welches für sie aufgewandt wurde, zurückgezahlt zu haben! . . . .

Borissewitsch, im Eifer ihr die Unvernunft eines Selbstmords zu demonstrieren und durch eine Polemik ablenkend auf ihren Geist zu wirken, wurde konfus und verlor den Faden seiner Rede; wissenschaftliche Gründe und banale Phrasen gerieten untereinander.

— Hätten Sie sich Zeit genommen, den Schritt, zu dem Sie sich so plötzlich hingedrängt fühlten, zu überlegen, würden Sie da wohl den Mut gefunden haben ihn auszuführen? . . . . Die Sie das Recht der Existenz so mühsam erkämpft haben, Sie, eine Streiterin im Kampfe für die weibliche Selbstbestimmung, wollten sich das Leben nehmen, wie ein Institutsfräulein, das von ihrem Schatz betrogen wurde? Sie hätten sich nun und nimmermehr zu solch' einer Inkonsequenz verirrt, zu zertrümmern was Ihnen heilig war, was sie Jahrelang mit Ernst und Aufopferung erstrebten. Wie konnten Sie vergessen, daß Sie mit ihrem Selbstmord etwas vernichten was . . . .

Er stockte und schloß nach einigem Zögern:

— Verzeihen Sie, ich muß aufrichtig sein: Sie haben nicht das Recht über ein anderes Leben willkürlich zu verfügen!

Wera fuhr zusammen. Geisterhaft blitzte der Gedanke ihrer Mutterschaft im Dunkel ihrer Seele auf.

— Unglückliches, vaterloses, namenloses, rechtloses Kind! murmelte sie leise . . .

— Ach, was! erwiderte er und in seiner Stimme zischte etwas wie Hohn: Das sind veraltete Vorurteile, denen Sie selbst keine Bedeutung beilegen; . . . übrigens . . . Borissewitsch hielt inne und schritt auf und ab, nach Fassung ringend.

— Uebrigens, . . . begann er wieder und stockte abermals; er mußte sich zusammennehmen. Dann trat er auf sie zu und sprach schmerzlich bewegt:

— Hören Sie, Wera Alexandrowna, vorhin sagten Sie, daß Sie leiden und deshalb nicht länger leben wollen. Gäben Leiden das Recht sich das Leben zu nehmen, so hätte ich mich schon längst töten können, denn ich leide unsäglich . . . Ich habe es Ihnen nie gestanden und würde es auch jetzt nicht thun, wenn nicht diese grausige Stunde gekommen wäre. Seit wir uns das erste Mal begegneten, liebte ich Sie, und liebe Sie, wie früher, auch jetzt noch. O wie sehr! Anfangs hoffte ich auf Gegenliebe, dann kam Weligin und zerstörte meine Hoffnungen. Ich litt entsetzlich. Aber das Schicksal will ertragen sein. Seit ich in Ihrer Nähe wohne, hat sich meine Pein noch gesteigert; jetzt aber dulde ich Qualen Ihret- und meinetwegen. Ja, ich liebe Sie unaussprechlich, grenzenlos und ich würde es für

mein höchstes Glück halten, Ihnen mein Leben weihen zu dürfen. Wenn Sie es haben wollen, so nehmen Sie es; wollen Sie, daß ich Ihrem Kinde einen Namen gebe, — so verfügen Sie über mich . . .

Als Wera in dumpfem Schweigen verharrte, fuhr er fort:

— Glauben Sie nur nicht, daß ich die Absicht habe, Ihnen Fesseln anzulegen, nein! Ich werde gehen, werde mich unsichtbar machen, Sie sollen so lange nichts von mir hören, bis Sie mich selbst rufen.

Diese Selbstverleugnung rührte Wera auf's Tiefste.

— Sie haben Recht, sagte sie endlich leise, — ich muß leben, ich habe eine Pflicht zu erfüllen.

Sein Gesicht erglänzte und er rief freudig: Nun, sehen Sie wohl!

— Ich danke Ihnen. Sie sind ein guter Mensch. Ihr Opfer aber darf ich nicht annehmen. Es wäre auch unnütz, denn es handelt sich ja in der That nur um leere Formen. Wenn mein Kind auch keinen Vater hat, so hat es doch eine Mutter, die es doppelt lieben wird. Hat es keinen Namen, so gebe ich ihm den meinigen und werde dafür sorgen, daß es stolz darauf sein kann; hat es keine Rechte, — so werde ich arbeiten, um ihm solche zu erringen! . . . Ich danke Ihnen!

Sie reichte ihm die Hand. — —

Einen Monat später gebar Wera einen Sohn. Sie schrieb sofort ihren Verwandten und teilte ihnen Alles mit, ohne den Urheber ihres Unglücks zu nennen. Eine Woche später telegraphierte ihre Tante: Wir erwarten Dich mit Ungeduld. Mache Dich reisefertig; Geld folgt sofort.

7.

Eine Winternacht. Schneeflockengewirbel erfüllt die Luft und verhüllt die elenden Hütten eines armseligen Dörfleins, welches in kalter Finsternis versunken daliegt. Tiefe Ruhe, die nur hier und da durch Hundegebell unterbrochen wird, herrscht ringsum. Nur ein vereinzelter schwacher Lichtschimmer dringt, kaum bemerkbar, durch gefrorene Fensterscheiben.

— Nun, wirst Du endlich kommen? Hast Du noch nicht genug gewirtschaftet? Die Hähne krähen schon! rief ungeduldig die Frau des Dorfschulzen und machte sich's auf dem breiten Ofen bequem.*)

— Warte doch nur, antwortete der Mann, ich muß doch erst die Stiefel ausziehen und die Fußlappen aufhängen. Schau' mal, wie die Stiefel zerrissen sind; ich habe zwar Stroh hineingestopft, es hat aber nichts genützt, sie sind doch ganz voll Schnee.

Er hatte noch nicht Zeit gehabt seine Fußlappen abzulegen als er plötzlich ärgerlich ausrief:

— Was Teufel! Wen führt denn der Satan jetzt wieder her? Hörst Du nicht das Schellengeklingel? Gewiß wieder irgend ein Beamter.

— Es sind vielleicht blos Vorüberfahrende.

Unsinn! Wer wird sich bei solchem Wetter aus dem Hause wagen, doch höchstens irgend ein Vorgesetzter. Hol's der . . . ich muß hinaus! Der Schulze zog seine Stiefel wieder an, hing den Schafpelz, an welchem sich sein verkehrt befestigtes Blechschild mit dem Reichswappen befand, um die Schulter und trat hinaus.

— Wer ist angekommen? fragte er den Starost (Aeltesten), der bereits vor ihm bei der Fuhrmannsherberge angelangt war.

— Die Doktorin, antwortete jener.

---

*) In Rußland findet man noch häufig große, die halbe Stube einnehmende Oefen, in welchen auch gekocht und gebacken wird und auf denen sich die Lagerstätte des Ehepaars befindet.

— Hol' sie der Henker! Bei solchem Unwetter! . . . Sieh' nur, wie es schneit, hu!

— Ja, es schneit ganz gehörig.

— Als ob sie nicht ruhig zu Hause bleiben könnte; so klein und gebrechlich, wie sie ist. Man würde meinen, sie könnte eher heute als morgen ihren Geist aushauchen. Der vorige Doktor kam einmal im Jahr, diese aber sieht man schier jede Woche!

— Viel Eifer!

— Ja, ja! Es ist zwar nur ein Frauenzimmer, aber sie nimmt es mit einem Mannsbild auf.

Sie traten in die Wirtsstube, verbeugten sich, kratzten sich im Nacken und warteten auf ihre Instruktion. Die verschlafene Wirtin, mit ungekämmtem Haar, heizte den Samowar, ächzte und stöhnte dabei, der Wirt machte Feuer unter'm Herd.

Nachdem die Danischew den mit einer Eiskruste ganz überzogenen Pelzmantel abgelegt hatte, schritt sie auf dem ungedielten Boden hastig auf und ab, um ihre Füße zu erwärmen. Beim Eintritt der Dorfobrigkeit blieb sie stehen und fragte: Ist der Feldscherer dagewesen?

— Ja, vorgestern.

— Hat er Arznei mitgebracht?

— Ja.

— Hat er Karbolsäure gegeben?

— Ja.

— Sind die Diphteriekranken von den Uebrigen abgesondert?

— Nein.

— Weshalb nicht?

— Sie wollen nicht.

— Ist ein besonderes Lokal in Stand gesetzt?

— Nein.

— Weshalb nicht.

— Es ist keins vorhanden.

— Werden die Sachen der Verstorbenen vernichtet?

— Nein.

— Weshalb nicht?

— Die Leute weigern sich, sie sagen, es sei Schade darum!

Weras Geduld hielt nicht länger stand; sie blickte die Dorfobrigkeit finster an: Wie unterfteht Ihr Euch, meine Vorschriften nicht auszuführen? — Staroста, morgen bei Tagesanbruch muß ein Haus ausfindig gemacht werden, bei kinderlosen Leuten; dort wird ein Krankenzimmer hergerichtet; in der Frühe sind die Bauern zusammen zu berufen, ich will mit ihnen reden. In allen Hütten, in denen sich Kranke befinden, muß mit Karbolsäure gespritzt werden; alle von Gestorbenen stammenden Kleidungsstücke werden gesammelt und verbrannt! Hört Ihr?

— Sehr wohl.

— Ich werde mich selbst davon überzeugen, werde in jede Hütte gehen. Nehmt Euch in Acht, wenn nicht alles genau, wie ich es angeordnet, ausgeführt ist . . . ich lasse nicht mit mir spaßen und mache der Kreispolizei sofort Anzeige, daß man Euer ganzes Dorf absperre; ich lasse Euch mit Schwefel einräuchern! Gebt Acht, daß Ihr Euch nicht selbst am meisten schadet! Die Obrigkeit kratzte sich hinterm Ohr und zog ab.

Wera schritt wieder auf und ab und blickte ungeduldig auf den Samowar, der endlich zu kochen anfing.

Sie nahm aus ihrer Reisetasche Thee, Zucker und Weißbrot um ihre Abendmahlzeit zu halten, als die Wirtin zuvorkommend fragte: Soll ich Dir nicht, meine Liebe, ein Hühnchen schlachten? Du bist gewiß den ganzen Tag schon unterwegs und hast noch nichts gegessen; Du mußt hungrig sein!

— Es ist schon spät, mein Täubchen, das wurde zu viel Umstände machen. Wenn Du aber Eier hast, so könntest Du mir schon ein Pärchen abkochen.

— Versteht sich, meine Beste, wie werde ich denn keine Eier haben? Soll ich Dir nicht auch etwas Milch aufkochen?

— Oh ja, das wäre mir schon recht.

Sie trank mit Behagen einige Glas heißen Thee und aß Brot dazu, dann verzehrte sie ihr einfaches Mahl und durchblätterte dabei ihre medizinische Zeitschrift, während die Wirtin ihr ein Bett zurecht machte.

— Eine Decke habe ich leider nicht, bemerkte die Wirtin.

— Thut nichts, mein Täubchen, ich decke mich mit dem Pelze zu.

— Aber er ist ja ganz naß. Der Schnee ist noch nicht einmal ganz aufgethaut!

Wera entkleidete sich, legte sich nieder und löschte das Licht aus. Im offenen Herd verglomm das Feuer nach und nach und erhellte mit seinem letzten Schein die mit Heiligenbildern geschmückte Wand. Von den Mühseligkeiten der Reise ermattet, schlief sie ein. Der Wind, welcher im Schornstein rumorte und durch die mit Papier notdürftig verklebten zerbrochenen Fensterscheiben hereinblies, sang ihr ein Schlummerlied.

Der nächste Tag brachte eine Reihe von Szenen der Armut, des Elends und der Leiden. Dort wälzte sich ein abgezehrter Typhuskranker im Todeskampfe auf seinem Lager, hier starb ein armes Weib im Wochenbett, an den Folgen der rohen Behandlung ihres Mannes, eines Trunkenbolds; dort lag ein Vater, die einzige Stütze seiner Familie, an der galoppierenden Schwindsucht, hoffnungslos darnieder, hier eine Schaar schmutziger, halbnackter, elender Kinder, — Opfer des Keuchhustens, Scharlachs, der Pocken und Diphterie! . . . Wie viel Arbeit, Geduld und Zeit gehörte dazu, um die Bedauernswerten zur Annahme der Arznei zu bewegen, insbesondere die Kinder!

Da war ein dreijähriger diphteriekranker Junge. Sein Gesicht ist blau, die Augen trübe, der Hals angeschwollen; er kann kaum noch atmen.

— Oeffne deinen Mund, mein Herzchen, spricht Wera und neigt sich über ihn.

Das Kind krümmt sich und fängt an zu wimmern. Sie steckt ihm ein Stückchen Zucker in den Mund und benützt die Gelegenheit ihm schnell mit einem Löffelchen die Zunge niederzudrücken und den Hals zu untersuchen. Der ganze Schlund ist mit brandigen und stinkenden Diphteriehäutchen bedeckt. Die Oeffnung der Luftröhre ist kaum noch zu erkennen, man spürt's schon wie Leichengeruch, das Zeichen der beginnenden Zersetzung. Nur noch wenige Stunden und der kleine Patient hat aufgehört zu leiden. Und dicht daneben sitzt die Mutter und nährt ihr Jüngstes an der schlaffen Brust; während auf dem Boden ein fünfjähriges Bübchen spielt.

So folgt ein Tag dem andern in ununterbrochenem Kampfe mit der Diphterie und — der Dummheit und Verkommenheit der Menschen.

Die Erkenntnis ihrer Ohnmacht brachte Wera häufig fast zur Verzweiflung, zuweilen sanken ihr die Hände mutlos in den Schoß, wenn sie die Unfruchtbarkeit ihres Kampfes gewahr wurde.

Seit einem Jahr schon war sie im Dienste. Bald nach ihrer Rückkunft in die Heimat erhielt sie die Stelle eines Landschaftsarztes und übersiedelte sofort in einen kleinen Ort, das Zentrum ihres Wirkungskreises. Ihre „Alten" und ihr Söhnchen zogen natürlich mit. Anfangs glaubte sie es kaum aushalten zu können, nach und nach aber gewöhnte sie sich an ihre Beschäftigung. Bald fing man an in der Umgegend von ihr zu sprechen. Sie hatte einige schwere Fälle glücklich behandelt.

„Sie fragen mich, lieber, guter Freund," — schrieb sie an Borissewitsch, — — „wie es mir geht? Ich arbeite viel, häufig bis zur Erschöpfung; meine einzige Genugthuung ist das Bewußtsein meiner Pflichterfüllung. Woche für Woche durchstreife ich meinen Kreis von einem Ende bis zum andern. Sonntags, an unserm Markttag — bleibe ich zu Hause. Dann drängt sich eine große Menge Kranker um meine Apotheke, welche mir gleichzeitig als Empfangszimmer dient; ich habe zuweilen fünfzig Patienten zu besichtigen. Drei Feldscherer und eine Heilgehilfin

befinden sich unter meinem Kommando. Das ist das ganze ärztliche Personal eines Bezirkes von sechzig Dörfern.

„Ich bewohne unweit des Hospitals ein kleines Haus und habe ein Zimmer mit besonderem Eingang, weil ich, wenn eine Epidemie herrscht, mir häufig eine strenge Quarantaine auferlege und wochenlang mein Paulchen nicht sehe. Ich zittere fortwährend für ihn und fürchte immer, daß ich ihm Ansteckungsstoffe zutragen könnte. In unserem Hause herrscht beständig der Geruch von Karbolsäure und anderer Desinfektionsmittel. Natürlich ist das etwas ganz anderes, als das Aroma, welches man in den Boudoirs meiner aristokratischen Patientinnen einatmet. Diese schneiden Grimassen, wenn ich mich ihnen nähere, ich kümmere mich aber nicht darum.

„Sie fragen mich, weshalb ich diese Kreise frequentiere? Erstens aus Menschenliebe, zweitens — aus Habsucht. Lachen Sie nicht, mein Freund, es ist die reinste Wahrheit. In unserer Landschaftsbehörde, welche anscheinend fortschrittlich-liberal ist, herrscht, im Grunde genommen, die Routine. Für Medikamente ist in ein Budget von vierhundert Rubel jährlich festgesetzt, das ist ein Tropfen im Meer. Anfangs kämpfte ich dagegen und bestand auf einer Erhöhung der angewiesenen Summe; ich bombardierte unsere Verwaltungsbehörde mit Bittschriften. Man nannte das aber mauvais genre und ich mußte aufhören. Jetzt begreifen Sie wohl den Grund meiner Habsucht!

„Die Atmosphäre, in der ich lebe, ist nichts weniger als heiter. Mir thut das Herz oft weh, wenn ich soviel Elend sehe.

„Sie schreiben, daß mein Aufsatz „Die Medizin auf dem Lande" Eindruck gemacht habe. Ich freue mich, wenn er die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, und hoffe, daß es Früchte tragen wird. Ich mache jetzt tagebuchartige Aufzeichnungen und notiere bemerkenswerte Formen physischer Verkrüppelungen, Abnormitäten verschiedenartiger Organismen, wie auch psychische Absonderlichkeiten und Entartungen. Mit der Zeit werden sich diese Aufzeichnungen als wertvolles Material für die Physiologie und Psychologie des Volkes verwenden lassen. Sie fragen, ob ich gesund bin? Ja, im Allgemeinen fühle ich mich wohl, nur zuweilen fühle ich bei den beständigen Fahrten meine Kräfte schwinden. Unlängst war ich eine ganze Woche lang leidend." —

„Mein Leben ist ziemlich einförmig," antwortete Borissewitsch — „seit ich Dozent an der Universität geworden bin. Die Jugend hat mich lieb gewonnen und mein Auditorium ist beständig voll. Im Sommer ziehe ich nach Odessa. Mütterchen ist jetzt bei mir; sie ist glückselig. Aber mein Glück wird mir fortwährend durch den Gedanken an Sie vergällt. Ich quäle mich beständig mit der Frage, was Sie wohl jetzt treiben mögen und meine Phantasie malt mir nur traurige Szenen Ihres Lebens, Szenen voller Entbehrungen und Widerwärtigkeiten. Das Herz thut mir weh und ich leide. Hören Sie auf meinen Rat, Wera Alexandrowna, verlassen Sie diesen Dienst; bei Ihrer Anlage sich die Leiden Anderer so zu Herzen zu nehmen, richten Sie sich zu Grunde. Es ist ja lobenswert, seine Pflicht gewissenhaft zu erfüllen, aber wozu denn alles auf's Aeußerste treiben, sich zu nutzlosem Märtyrertum verdammen?" —

Der Ruf der Danischew verbreitete sich in der Umgegend und drang auch bis zu Weligin. Er erfuhr, daß sie mit ihren Alten und ihrem Sohne sich im benachbartem Orte niedergelassen habe. Ueberall, wo er hinkam, sprach man von ihr, man rühmte sie als Arzt, als Menschenfreundin; man staunte über die Energie und Selbstlosigkeit ihrer Pflichterfüllung. Er ward unruhig, der Gedanke an sie verfolgte ihn ohne Unterlaß, und endlich erwachte in ihm ihr Bild in vollem Zauber. Viel trug die Gleichgiltigkeit dazu bei, welche zwischen ihm und seiner Frau eingetreten war. Die glühende Leidenschaft seiner ungestümen sinnlichen Natur war verraucht, eine Ernüchterung war eingetreten, und er erkannte, daß Zina mit ihrem schönen Aeußern inhaltsleer und einfältig sei. Er war enttäuscht, ein unwillkürlicher Vergleich zwischen den beiden Frauen folgte, — und plötzlich war seine erste Liebe mit unwiderstehlicher Gewalt auf's Neue in ihm erwacht. Zina war nicht imstande jenen guten, ergebenen Freund, der Wera für ihn gewesen war, zu ersetzen. Mit

ihr konnte er keine Gedanken austauschen, weil sie für nichts außerhalb ihres weltlichen Treibens Interesse hatte; und dieses oberflächliche, äußerlich glänzende und innerlich hohle Wesen fing an ihm lästig zu werden. Sein bewegliches Temperament verlangte nach Thätigkeit, seine brachliegenden Kräfte wollten beschäftigt sein. Er langweilte sich in der Gesellschaft seiner Frau, sie wurde ihm überdrüßig. Um sich zu zerstreuen, warf er sich auf die Landwirtschaft, er nahm teil an den Kämpfen der Parteien in der Landschaftsverwaltung, er fing an neue Ideen zu propagieren — als er aber keine moralische Unterstützung fand, keine Sympathie, die ihm stets ein Bedürfnis war, erkaltete sein Eifer. Beim Gedanken an Wera litt er; der Wunsch, sie wiederzusehen, steigerte sich bis zu einem krankhaften Bedürfnis, und nur die Eigenliebe, die Furcht, zurückgewiesen zu werden, hielt ihn ab von dem Versuch sich ihr zu nähern. Die Leerheit und Nutzlosigkeit seines Daseins peinigten ihn grenzenlos.

8.

— Nun, meine Lieben, jetzt stehe ich zu eurer Verfügung, sprach Wera, als sie aus dem Hospital zurückkehrte und ihren gewohnten Platz am runden Tisch einnahm, der von dem Lichte einer Hängelampe erleuchtet wurde. Tante, bitte, gieb mir Paulchen jetzt herüber.

Der Junge strampelte aber mit Händen und Füßen, schrie aus Leibeskräften und erklärte in seinem Kauderwälsch, daß er nicht Lust habe, seinen Platz zu vertauschen. Er umfing den Hals seiner Großmutter, schmiegte sich an sie und blickte die Mutter finster an.

Ganz das Ebenbild Feodors! dachte Wera. Plötzlich aber erschrack sie; — vor der Thüre stand ein unbekannter Mann, der ihr einen Brief mit den Worten: Von der Herrschaft in Oborino! — überreichte.

Oborino war das Gut von Weligins Frau.

Sie überlegte einige Augenblicke, dann öffnete sie das Kuvert, entfaltete ein parfümiertes Blatt und las: „Ich flehe Sie an im Namen aller Heiligen, kommen Sie zu uns, ohne eine Minute zu verlieren. Meine schwangere Tochter hatte heute einen Anfall, sie wird wahrscheinlich zu früh entbinden. Ich schickte bereits in die Stadt nach zwei Aerzten, die soeben angelangt sind. Sie meinen, es sei Gefahr vorhanden und rieten, nach Ihnen zu schicken. Es ist die erste Niederkunft meiner Tochter und was am schrecklichsten ist, sie geniert sich vor den Aerzten und will sie nicht an sich heranlassen. Um Gottes Willen kommen Sie, retten Sie mein Kind, ich werde Sie mit Gold überschütten. Au comble du malheur bin ich allein, mein Schwiegersohn ist nicht zu Hause. Mein Gott, je perds la tête, de grace, venez. Ich erwarte Sie; jede Minute scheint mir eine Ewigkeit zu sein. Ihre ergebene Sophie Barjatine."

Gold! Gold! Welch' ein Vertrauen auf die Macht des Reichtums! Und wie einfältig muß dieses Frauenzimmer sein, um in einer solchen kritischen Minute ihre Muttersprache noch mit französischen Phrasen spicken zu können. Soll ich hinfahren oder nicht? Das launenhafte Schicksal gab ihr jetzt Gelegenheit, sich an dem Mann zu rächen, der sie und ihr Kind so erbarmungslos verlassen hatte; Böses mit Gutem zu vergelten, ihn durch Großmut zu demütigen und durch Erfüllung ihrer Pflicht diesem Armseligen seine ganze Nichtswürdigkeit zu zeigen.

— Schnell Pelz und Tuch her, ich fahre! rief sie endlich entschlossen, kleidete sich rasch an, nahm Abschied von den Ihrigen und fuhr davon.

Eine Stunde später schritt sie die breite, steinerne Treppe des Oborin'schen Hauses hinauf. Langsam ging sie durch die lange Reihe kostbar geschmückter Gemächer und stand jetzt an der Thüre des Boudoirs. Das war also die Wohnung und Einrichtung des Mannes, der einst hochherzige Grundsätze bekannte, der da schwärmte, seinem Vaterlande, seinem Volke zu dienen, gegen Finsternis und Unrecht zu kämpfen!

— Frau Danischew! meldete der Diener.

Eine noch ziemlich jugendlich aussehende, stattliche Brünette in einem mit Spitzen besetzten Sammetkleide kam ihr eilig entgegen: Ah, ma chère, que vous êtes bonne, que je vous suis reconnaissante! rief Frau Barjatin und streckte ihr beide Hände entgegen. Zina ist jetzt etwas besser, mais ces messieurs disent, daß es nur vorübergehend sei.

Sie zeigte auf zwei Aerzte, welche auf einem Sopha saßen. Der jüngere zupfte fortwährend an seinem dünnen Bärtchen und kaute daran, der ältere trocknete beständig sein rotes, feuchtes Gesicht mit einem seidenen Taschentuche. Beide stellten sich vor und äußerten, daß sie viel Schmeichelhaftes über sie gehört hätten. Wera, etwas zerstreut und verlegen, reichte ihnen die Hand und trat mit ihnen abseits.

— Ein in unserer Praxis seltener Fall! begann der jüngere Kollege.

— Nun, selten kann man ihn gerade nicht nennen, erwiderte der ältere, — aber ziemlich kompliziert. Ein enges Becken, eine schwächliche Natur, zarte Nerven, — die Lage des Kindes scheint nicht ganz normal zu sein. Ich wollte zur Untersuchung schreiten, konnte aber nichts erreichen. Bin sehr froh, daß Sie gekommen sind, umsomehr, da weder mein Kollege noch ich Spezialisten in der Geburtshilfe sind. Eine Hebamme ist zwar auch da, aber man kann sich nicht auf sie verlassen.

Wera unterbrach das Gespräch und wandte sich an Frau Barjatin: — Ich wünsche die Kranke zu sehen!

Man führte sie ins Schlafzimmer, welches von Wohlgerüchen duftete. In einem großen Alkoven aus geschnitztem Eichenholz lag das junge Weib auf einem breiten, luxuriösen Bette.

— Ah, Frau Doktor, lispelte sie und versuchte zu lächeln, — ich habe Sie sehnlichst erwartet . . . bin Ihnen sehr dankbar. Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr ich mich vor den Männern scheue . . . Gewiß! In solchen kritischen Momenten ist ein weiblicher Arzt durchaus unentbehrlich . . . merci!

Sie streckte Wera die Hand entgegen mit einem matten Lächeln.

Einige Minuten später trat die Krisis ein. Zina stöhnte, warf sich hin und her und begann zuletzt laut zu schreien. Frau Barjatin lief davon, und die beiden Aerzte suchten sie zu beruhigen, versicherten, daß keine Gefahr vorhanden sei. Aber sie hörte nicht darauf, und als das Schmerzensgeschrei ärger wurde, rang sie die Hände und rief weinend: Oh, mon Dieu, elle est perdue, ma pauvre Zizi, elle va mourir!

Eine qualvolle Stunde verrann und Alles war glücklich vorüber.

Die Barjatin umarmte Wera unter Freudethränen und überhäufte sie mit Danksagungen.

— Ah, que je vous suis obligée! Mais c'est un vrai miracle; Sie sind ihre Retterin, sind der gute Genius unseres Hauses! Wie wird Théodore sich freuen, er muß gleich zurückkehren . . . .

Diese Worte waren für Wera ein Fingerzeig; sie hatte nicht die Absicht, mit ihm zusammen zu treffen. Ihre Pflicht war erfüllt, weiter hatte sie hier nichts zu thun, sie wollte fort.

— Eh bien, unterbrach Frau Barjatin ihre trübsinnigen Gedanken, Sie sind jetzt fertig, kommen und nehmen Sie einen Imbiß. Wir wollen un bon petit verre de Champagne auf das Wohl des Neugebornen und auf das Ihrige, ma chérie, trinken.

— Ich danke, sagte Wera, — ich habe keine Lust zu essen; überdies ist meine Gegenwart bei der Kranken noch notwendig.

Frau Barjatin verließ sie und begab sich mit den beiden Aerzten in den Speisesaal, um den Sieg zu feiern. Wera nahm ein Blatt Papier und schrieb einige Zeilen an das Postbureau, um Pferde zu bestellen. Diese Zeilen übergab sie der Amme und schärfte ihr ein, sie sofort auf die Poststation zu schicken. Zina war eingeschlafen, die Hebamme hinausgegangen und das Kind schrie. Aus Furcht, es möchte die Kranke erwecken, trug Wera es ins Nebenzimmer — es war Weligins Kabinet.

Aus dem Eßzimmer drang das Geräusch von Stimmen, Tellergeklapper und Gläsergeklirr herüber.

— Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, meine Herren, perorierte die Hausfrau, daß es für ein armes Mädchen nützlich ist, sich durch Arbeit das Recht der Existenz zu erkämpfen. Aber trotz alledem sollte das Weib doch immer Weib bleiben. L'attrait, der Magnet, durch welchen wir die Männer zu uns heranziehen, ist unsere Weiblichkeit und gewiß, messieurs, si j'étais un homme, ich würde unbedingt ein schönes Mädchen einer Doktorin, qui sent l'acide carbolique, vorziehen . . . So etwas wäre mir doch zu pikant! Eh bien, buvons!

Jetzt hörte man plötzlich das Geräusch von Schlitten und Schellengetön. Einige Augenblicke später trat der alte Barjatin mit den beiden Weligin, Vater und Sohn ein. Sie kamen von dem Gute des alten Weligin.

— Théodore ich gratuliere, Du hast einen Erben! Michaïl Grigorjewitsch, je vous félicite. Sie sind jetzt Großvater. Et toi aussi, mon vieux! rief Frau Barjatin.

— Wirklich? entgegnete Feodor, — seit wann?

— Seit einer Stunde . . . das ist nun zwar alles sehr schön, aber . . . me voilà grand' mère!

— Nun, Fedja, mein Lieber, erlaube, daß ich Dir gratuliere, wandte sich der alte Weligin an seinen Sohn. Sie küßten sich. Abermals knallten die Pfropfen und die Pokale erklangen.

— Aber Du weißt gar nicht, schwatzte die Barjatin weiter, quel quart d'heure ich durchgemacht habe! C'est affreux! Stelle Dir vor, . . . die Lage war hoffnungslos. Zizi will die Aerzte nicht heranlassen und die Krisis tritt immer näher . . . Ach, was ich da ausgestanden, was ich da durchgemacht habe, — es ist gar nicht zu beschreiben. Wäre nicht die Doktorin gekommen, ich weiß nicht, was daraus geworden wäre. Car, messieurs, soyons francs, sie ist es, die meine Zizi gerettet hat.

— Gewiß, das ist die reine Wahrheit! bestätigten die Aerzte.

— Was für eine Doktorin? fragte Feodor und blickte seine Schwiegermutter betroffen an.

— Unsere Landschafts-Doktorin, une Dalicheff, Danicheff, je n'en sais trop . . .

Beide Weligins erhoben sich gleichzeitig. Der Vater erblaßte, er ahnte Gefahr.

— Feodor, wohin? rief er dem Sohne nach, der schnell seinem Kabinet zuschritt; — Du darfst nicht dort hinein, mit Deiner Kälte von draußen! . . .

Weligin und Wera standen bleich und stumm vor Aufregung einander gegenüber.

— Ihr Sohn, sagte sie endlich, indem sie ihm das Kind überreichen und fortgehen wollte.

Er senkte die Augen und errötete. Die Amme trat ein.

— Tragen Sie das Kind fort! befahl Weligin.

Als sie wieder allein waren, trat er auf sie zu und sprach leise:

— Mein Sohn! . . . und das Schicksal wollte es, daß ich ihn aus den Händen derjenigen empfange, die ich betrogen, die ich, mit meinem Kinde verlassen habe. Das Schicksal wollte, daß dieses von mir betrogene Weib meine Frau und mein Kind retten, daß sie durch eine hochherzige That mir meine ganze Niedertracht vergelten sollte. Ich bin grausam bestraft, ich vergehe vor Scham bei dem Gedanken, daß Sie mich für einen Elenden halten . . . Doch, bei Gott, bin ich denn der Alleinschuldige? Fällt denn die ganze Verantwortlichkeit ausschließlich auf mich? Ich kämpfte ja, ich gab mir Mühe, mich selbst zu überwinden, und es würde mir vielleicht gelungen sein, wenn ich bei Ihnen moralische Unterstützung gefunden hätte!

— Ich verstehe nicht, was Sie meinen, unterbrach ihn Wera zurückhaltend und würdevoll.

Aber es folgte doch eine Erklärung. Sie erzählte ihm, was sie seit dem Tage seiner Abreise bis zu dem Tage, an dem sie den verhängnisvollen Brief des alten Weligin erhalten hatte, erduldet.

Hingerissen von ihren Worten, wollte er ihre Hand ergreifen, doch sie trat zurück und sagte:

— Sie glauben wohl, ich dächte Ihr Mitleid, Ihre Sympathie hervorzulocken? Nein, ich wollte Ihnen nur die ganze Verächtlichkeit Ihres Betragens vor Augen führen.

Weligin schwieg und überlegte. Dann fragte er:

— Wann empfingen Sie den Brief meines Vaters?

— In den ersten Tagen des September.

— Da war ich ja noch gar nicht verheiratet! Oh, jetzt ist mir alles klar! rief er aus, griff mit beiden Händen an den Kopf und stand, wie angewurzelt mit einem vor schmerzlicher Erregung entstelltem Gesichte da.

Wera entfernte sich. Aus Furcht, die Kranke zu erwecken, durchschritt sie sachte das Schlafzimmer und begab sich durch die Reihe der Prunkzimmer in's Vorgemach. Es war Niemand da. Sie nahm ihren Pelz, hing ihn um und ging hinaus. Ein elender, ungepolsterter Postschlitten mit ein Paar abgerackerten Gäulen bespannt, erwartete sie. Der Fuhrmann machte ihr einen Sitz zurecht, indem er einen Haufen frischen Strohs lockerte und einen alten, schäbigen Teppich darüber breitete. Dann rief er, an seinem Pfeifchen saugend: fertig! Wera setzte sich hinein und bedeckte die Füße mit ihrem Plaid.

— Um Gottes Willen, rief Feodor, der plötzlich von der Treppe herunter gelaufen kam, Sie werden doch nicht fort wollen? Verachten Sie mich denn so sehr, daß Sie die Gefahr, sich in so später Nacht auf den Weg zu begeben, vorziehen, blos um nicht hier übernachten zu müssen?

— Ich habe zu thun, antwortete sie.

— Das ist nur ein Vorwand! Erlauben Sie mir wenigstens, Sie mit meinen Pferden nach Hause bringen zu lassen. Wir sind Ihnen ja doch so sehr verpflichtet! Wenn Sie Ihre Schuldigkeit thun, so rauben Sie mir doch nicht die Möglichkeit, auch meine Pflicht zu erfüllen . . . wenigstens in diesem Falle . . . Das ist ja beleidigend. Ich bitte dringend, warten Sie nur zehn Minuten; ich lasse sofort anspannen!

— Das ist ganz überflüssig, erwiderte sie. Hier ist eine Poststraße und in einer Stunde bin ich daheim; der Unterschied liegt also nur im Schlitten, und ich versichere Sie, daß es für mich durchaus gleichgiltig ist, ob ich in einem eleganten und bequemen oder in einem ordinären Bauernschlitten fahre, — ich bin daran gewöhnt.

— Sie sind hartherzig! sagte er.

Wera antworte nicht mehr. Der Fuhrmann zog die Zügel, pfiff und die Pferde setzten sich in kurzen Trab. Feodor blieb stehen und blickte dem, von einem aus den Fenstern des Hauses kommenden Lichtstrom erleuchteten Schlitten nach, bis derselbe bei einer Biegung des Weges verschwand. „Woher schöpft sie nur diese Kraft, diese Selbstverleugnung!" dachte er. „Ich, dagegen, ich . . ."

Plötzlich übermannte ihn ein unwillkürlicher Impuls. Er lief die Treppe hinauf, zog seinen Jagdrock an, eilte in den Stall, ließ sein Pferd satteln und jagte, eifrig in die Ferne spähend, die Poststraße entlang.

Eine feierliche Ruhe, nur vom Getrappel der Pferdehufe auf der hartgefrorenen Erde unterbrochen, herrschte ringsum. In weiter Ferne, aus nächtlichem Dunkel heraus, hörte man Schellengeklingel, dessen melodisches Getön das Echo wiederholte. Von Zeit zu Zeit hielt Weligin sein Pferd an und lauschte. Es schien ihm, als ob er in ihrer Nähe sein müsse; der leise Wind trug schon das Knirschen des Schlittens bis zu ihm; — dann war wieder alles still, und er jagte weiter. Jetzt aber erschien fern am Horizont ein heller Streifen, der sich immer deutlicher und klarer am Sternenhimmel ausbreitete, und plötzlich erglänzte der junge Mond über der weißen Steppe, sie mit seinem blassen Lichte erhellend. Wie ein silberdurchwirkter Stoff erglänzte die Ebene. In der Ferne der weißen, festgestampften

Straße wurde ein schwarzer Fleck sichtbar. Feodor jagte immer schneller vorwärts, nur noch eine Minute und der Schlitten war erreicht.

Sie hielten an. Vom Pferde springend, trat er zu Wera, ergriff ihre Hand und flüsterte mit leidenschaftlicher, zärtlicher Stimme, voller Liebe und Verzweiflung: Nein, nein, so dürfen wir uns nicht trennen. Ohne ein Wort der Verzeihung, der Versöhnung von Dir gehört zu haben, kann ich den Gedanken an eine ewige Trennung nicht fassen. Ja, ich habe schlecht an Dir gehandelt, ich gestehe es . . . Vergieb mir, lindere meine Pein! Ich bin so elend.

Wera blickte in sein bleiches Antlitz. In seinen schmerzerfüllten Augen glänzten Thränen.

— Ich habe längst verziehen, sprach sie mit bebender Stimme.

— Danke, danke! Ja, ich bin hart bestraft . . . Mein Leben ist gebrochen! sprach er voller Gram. Wüßtest Du, wie ich mich selber hasse, wenn ich an meine Gemeinheit denke, wenn ich bedenke, daß ich mein Glück durch eigene Schuld verscherzt habe. Ja, es ist dahin, denn eine Existenz ohne Dich dünkt mich zwecklos. Tausendmal mehr liebe ich Dich jetzt als früher . . .

Sie antwortete nicht. In ihrem Schweigen erblickte Feodor einen Strahl der Hoffnung. Er neigte sich noch tiefer zu ihr herab, preßte ihre Hand in der seinigen und flüsterte leidenschaftlich: — Hörst Du, Wera, ich liebe Dich, liebe Dich grenzenlos. Gieb mir Deine Liebe wieder, erhebe mich durch Deinen Beistand und ich werde wieder Dein ehemaliger Fedja sein. Erinnere Dich jener süßen, wonnevollen Stunden, die wir mit einander verlebten, erinnere Dich, wie glücklich wir waren! Nimm mich hin, mein Leben ist in Deiner Gewalt; auf ewig will ich Dein Sklave sein. Willst Du, so fahre ich sofort mit Dir und kehre nie wieder dorthin zurück. Wir nehmen unseren Sohn und verschwinden, verstecken uns in irgend einen weltvergessenen Winkel und bereiten uns fern von den Menschen ein Nestchen voll stillem Glück. Willst Du? Ja? . . . Es ist das so leicht erreichbar! Und dann, wäre es nicht etwa unsinnig, sein ganzes Leben zu Grunde zu richten, sich gegenseitig zu verlieren, wenn doch das Glück nur von uns selber abhängt, wenn es so leicht zu erringen.

Einen Augenblick lang befand sich Wera unter dem Zauber einer neuerwachten Leidenschaft; jener Weligin, den sie einst so heiß geliebt, stand plötzlich wieder vor ihr. Oder war es nur ein Trugbild ihrer Phantasie? Sie ermannte sich und sprach, ihm ihre Hand entziehend, fest und bestimmt:

— Nein, jenes Glück ist unerreichbar, ich kann einen Mann nicht lieben, den ich nicht achten kann.

Er seufzte tief auf und senkte das Haupt. Wera fuhr fort: Einst hatten Sie die Wahl zwischen sinnlichem Verlangen und Pflicht, — und sie thaten einen Fehlgriff. Er ist nicht mehr gut zu machen; es ist Alles vorüber. Versuchen Sie also nicht ihren Fehler zu wiederholen. Sie haben Weib und Kind daheim, dort ist Ihre Pflicht . . .

Feodor schwieg und blickte sie durchdringend und mit hoffnungsloser Sehnsucht an, um wenigstens ihr liebes Bild in sein Gedächtnis einzuprägen; dann zog er ihre Hand an seine Lippen und küßte sie leidenschaftlich. Sie fühlte seine heißen Thränen und wandte sich ab. Schluchzend flüsterte er: „Vergieb!“ stieg dann auf sein Pferd und jagte davon . . . Wera blickte ihm erschüttert nach. Im endlosen Himmelsraum zog der bleiche Mond dahin, die unabsehbare schneeige Steppe glänzte in seinem Lichte. In der Ferne, auf weißer, funkelnder Straße jagte ein schwarzer Punkt dahin, er wurde immer kleiner und endlich war er ihrem Auge ganz entschwunden . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Oborino, April 1883.

„Ich höre, daß Sie unsere Gegend verlassen und nach Odessa übersiedeln wollen. Das macht mich noch unglücklicher, als ich schon bin. Es war, als ob es mir leichter sei, während ich Sie in meiner Nähe wußte. Nun ist alles unwiederbringlich dahin! . . . Aber ein Band verbindet uns doch noch — unser Kind.

Entfremden Sie es mir nicht, ich flehe darum, lehren Sie es seinen Vater lieben und sagen Sie ihm, wenn es größer wird, daß mein ganzes Hab und Gut ihm gehört, daß ich ihm mein Besitztum übertragen habe. Erzählen Sie unserm heißgeliebten Sohn unsere traurige Geschichte; mag er meinen Fehler kennen lernen, vielleicht, wenn ihm eine ähnliche Wahl im Leben bevorstehen sollte, wird er sich in Acht nehmen, und wie ein ehrlicher Mann handeln.

„Mein Vater ist gestorben; ich bin ganz vereinsamt. Meine Frau ist mir fremd. Jetzt erst begreife ich den ganzen Umfang meiner Verblendung; ich habe ein Weibchen (une femelle) gegen eine Lebensgefährtin eingetauscht. In fortwährender Thätigkeit vergesse ich zuweilen meinen Kummer. Die mit der Landschaftsverwaltung in Verbindung stehenden Angelegenheiten nehmen mich in Anspruch und ich will suchen der Gesellschaft nach Möglichkeit zu nützen, will der nämlichen Sache dienen, der Sie Ihre Thätigkeit widmen. Wie weit ich damit komme, weiß ich nicht, aber diese Thätigkeit hilft mir wenigstens die Leere meiner Existenz zu vergessen. Ich gebe mir Mühe „Glückliche zu machen". Es ist dies nicht, wie früher, eine vorübergehende Laune, sondern ein fester Entschluß. Der Gedanke an Sie, Wera, begeistert mich; ich thue Gutes in Ihrem Namen und hoffe dadurch meine Schuld abzubüßen. Vielleicht erlange ich auf diese Weise mit der Zeit Ihre Achtung wieder.

„Meine Strafe ist hart, ich leide schwer . . . Und all' mein Unglück bestand darin, daß das sinnliche Element in meinem unbeständigen Naturell stets das ideelle besiegte. Bedauern Sie mich! F. Weligin."

* * *

Die Naturforscher hatten sich in Odessa versammelt. An einem heißen Augustabend, als die Sonne hinter den glühenden Steinmassen der Stadt unterging, befand sich der Erzähler dieser Geschichte auf dem Boulevard und war im Anblick des prachtvollen Panoramas versunken. Auf dem ruhigen, majestätischen Meer, dessen glänzende Fläche in der Ferne mit dem Himmel zusammenfloß, zogen Dampfschiffe, Jachten und Segelboote hin und her; unten am Hafen wimmelten die Menschen wie Ameisen in voller Thätigkeit. Dem Ufer entlang zog eine lange Reihe von Eisenbahnwagen über eine Brücke, vom Bahnhof gingen Züge ab, andere kamen an, die Lokomotiven pfiffen und aus der Stadt scholl das Wagengerassel betäubend herüber.

Er saß oberhalb Forcati's Garten. Heute fand dort das Festessen der Naturforscher statt. Von allen Enden Rußlands waren Hunderte von Gelehrten zusammengeströmt und hatten sich jetzt zu einem Abschiedsmahl vereinigt. Begeisterte Reden, zündende Trinksprüche wurden gehalten. Ein Militär-Musikchor blies, wenn ein Hoch ausgebracht wurde, den obligaten Tusch. Plötzlich, nachdem ein wenig Ruhe eingetreten war, hörte man da unten eine weibliche Stimme, die dem Erzähler bekannt vorkam. Er erinnerte sich, daß es die der Danischew sein müsse. Ihrer Rede folgte ein intensives Händeklatschen und ein endloses Hurrah. Dann wurde ein Toast ausgebracht zu Ehren der russischen Frau, welche für das öffentliche Wohl wirkt, der lauten Beifall fand. Nach Beendigung des Mahls erhoben sich die Naturforscher und kamen im Gänsemarsch die Treppe nach dem Boulevard herauf. Der Erzähler beobachtete sie und erblickte die Danischew am Arme von Borissew tsch. Ihre Augen glänzten voll Hoffnung und Zuversicht, er strahlte. Beide trugen das Abzeichen von Mitgliedern der Naturforschergesellschaft.

Am nächsten Tage durchblätterte er die Lokalzeitungen um die von der Danischew gehaltene Rede aufzusuchen; sie war nicht abgedruckt. Dagegen fiel ihm auf der vierten Seite einer Zeitung folgende Anzeige in's Auge: Doktor W. A. Danischewa-Borissewitsch. Spezialität: Frauen- und Kinderkrankheiten. Empfang täglich, für Arme von acht bis zehn Uhr unentgeltlich.

Aus der Gruft.

Von Wilhelm Walloth.

(Darmstadt). (Nachdruck verboten.)

Der du vorbei an diesem Grabmal ziehst,
Hemm' deinen Fuß, o Wanderer; lies die Schrift
Des Steins, indeß dein Haupt der Ruh' genießt,

Und wenn dein Herz noch glüht und überschäumt,
Von süßer Thorheit, holdem Lebensgift,
Lies dieses Wort und wähne nicht, versäumt

Sei die Minute, die du ihm geweiht.
Vielleicht, daß du bei Seite legst den Stab,
Und wenn die Fichte rauscht in dunkelm Leid,

Dem eine Thräne widmest, der hier ruht,
Vielleicht ihm neidest sein verfrühtes Grab,
Vielleicht auch weiter wandelst wohlgemut. — —

Vernimm also, daß ich Tiberius war.
Der Cäsar lag in seines Prunksaals Schimmer;
Des Fiebers Glut durchnäßte mir das Haar.

Ich lag im Sterben! Meine Blicke suchten
Nach Freunden; doch ich fand Gesichter immer,
Die neugierheiß, ob ich auch tot sei, lugten.

Wem Gutes ich gethan, den fand ich nicht,
Die ich verwundet, zeigten mir ihr Hassen —
So litt ich Zorn, dem es an Macht gebricht

Zu zürnen, Furcht, die sich nicht fürchten mag,
Vor mir die Unterwelt mit ihren krassen
Umdämmerungen, die mir leis den Tag

Aus meinem Auge stahl! Und so im Zwang
Des Unerträglichen, das ich ertrug,
Durchlebte ich im Geiste, der sich bang

Erwehrte diesem läst'gen Sinnentrug,
Mein ganzes, wüstes Leben noch einmal!
Vor mir entwirrt sich's wie ein Schlangenknäuel,
Und plötzlich rief es dumpf: „Zu deiner Qual
Empfinde jeden deiner Thaten Gräuel
Nicht nur als Thäter — als der, der sie leidet!"

Und plötzlich fand ich mich auf Kapris Felsen,
Um den sich rauschend Meer und Himmel breitet.
Vor mir ein Greis, der bebend von den Klippen
Hinabstarrt, wo sich weiß die Wellen wälzen.
„Werft ihn hinunter!" tönt's mir von den Lippen.
Ich muß es sagen, ob ich's gleich nicht mag.
Und flugs ist mir, als wenn die Lüfte sausen
Scharf um mein Ohr, wie geller Schwerterschlag.
Den Tod, den ich dem Alten zugedacht,
Ich selbst muß fühlen ganz sein ödes Grausen,
Ich wimmere leise, doch der Henker lacht.
Zum Abhang seh' ich mich geschleift mit Stricken,
Er sendet gähnend mir sein hohles Brausen,
Der Henker stößt mir grinsend in den Rücken,

Und von den Felsenzinken, rauh geschliffen,
Prallt ab mein Haupt, die Brandung mich erlauert, —
Und höhnisch ruft sie zu den starren Riffen:
Mich fest zu fassen und mein Blut zu saugen.
Die Welle leckt, von Mordgier kühl durchschauert,
An Gliedern, die zu Brei zerschmettert, rauchen. —

Auf einmal ändert sich die Qual! Wir laben
Im Bade uns in jener blauen Grotte.
Ihr Azurglanz umdämmert meinen Knaben,
Berauscht von Bläue leuchten seine Glieder.
Er lächelt zu mir auf mit kind'schem Spotte
Und taucht ins feuchte, blaue Feuer nieder!
Ich liebte ihn, soweit Tyrannen lieben,
Die in dem Schönheitsrausch, den sie umarmen,
Nur ihrer Ichsucht Frevel heißen üben.
Sein Unschuldslächeln mußt' mein Laster schüren,
Von seinen Lippen drang ein süß Erwarmen
In meines Menschenhasses ödes Frieren;
Doch als ich krank lag, schwur dem Sonnengotte
Ich's zu, daß ich mein Liebstes ohn' Erbarmen
Einmauern lassen will in jene Grotte,
Sofern der Gott mir nur Genesung reiche!
Mein Knabe weint um mich, doch ich befehle,
Daß, mich zu retten, Markus Mund erbleiche.
Die Priester stimmen an die Weihgesänge,
Ihr Klang durchfröstelt seltsam mir die Seele,
Denn mir wie ihm gilt dieses Festgepränge.
Ich sehe, wie sein jammertrunk'ner Blick
Vor'm schwarzen Schlund, der vor ihm aufgähnt, schauert.
Zum heitern Tag den Arm ringt er zurück!
Und ich bin er! Des Hungers Mißgestalt,
Die aus der Grotte zähneknirschend lauert,
Harrt auch auf mich, die Faust zum Griff gekrallt.
Und mich jetzt lehrt dies dumpfe Hammerdröhnen,
Wie Stein auf Stein gefügt mir raubt den Tag
Und starre Felsen rings mein Wimmern höhnen.
Zu dick'rer Schwärze dichtet sich die Luft,
Fern schwebt im Finstern mit des Hammers Schlag
Der Priester Hochlied sterbend in die Gruft. —

Nun ändert sich die Qual! Am Kreuze schwebt
Hoch in der Luft des nackten Leibes Schwere!
Genüber mir am andern Kreuze bebt
Ein Dulderantlitz, dem der Todesschmerz
Das Haupt umspielt, daß er die Hoheit mehre,
Die aus dem Aug' ihm leuchtet himmelwärts.
Ihn, den ich festzunageln erst befohlen,
Fleh' jetzt ich an, daß er sich nicht erwehre
Der Nägel, die gebohrt durch Hand und Sohlen,
Den Leib in martervoller Schwebe tragen!
Denn sträubt er krümmend sich am Eisenhaken,
Fühl' ich zu meinem seines Schmerzes Nagen,
Und wenn er stöhnt mit ausgerenkten Armen,
Und auf die Brust ihm sinkt der müde Nacken,
Den Blut und bittren Schweißes Tropfen wärmen,
Thut er mir das an, was ihn selber quält!
Die Sonne leckt das Blut, das langsam tropft;
Und so dem Tod nah, dem's an Kräften fehlt,
Des Lebens letzte Wurzel auszujähten,
Da jede Ader uns am Leibe klopft,

Vernehm' ich jenen tief inbrünstig beten!
„Bitt' auch für mich, daß mich der Tod erlöse!"
Ruf' ich ihm zu, und er sieht mir in's Auge
Mit einem Mitleid, unter dessen Größe
Mich nagt der Reue nie gefühlter Zahn!
Er bat für mich mit seinem letzten Hauche!
Und so erwacht' ich aus der Nacht zum Leben! —
Verfluchend meines Traumes wüsten Wahn,
Erkenn' ich meiner Diener Antlitz wieder,
Die mich erwachen seh'n mit scheuem Beben.
Ich hauche matt: „Erkennt ihr den Gebieter?
Noch hielt's mich nicht! Geht! bringt mir Wein und Wasser!"
Doch mein Befehl schlägt matt an taube Ohren.
Mein Liebling Kajus starrt mich an mit grasser
Verwilderung und stützt sich auf mein Lager! —
Die Herrscherkraft, die jetzt mein Wink verloren,
Da mir die Hand erzittert todesbager,
Such' ich zu sammeln in des Auges Zürnen,
Doch ich begegne in der blassen Schaar
Nur finsterm Runzeln unbarmherz'ger Stirnen!
Und Kajus, der mein Freund und Liebling war,
Ergreift ein Kissen, preßt's dem Fiebermatten
Schwer auf den Mund, der krampfhaft sich erwehrt,
Und widerwillig, dumpfer ächzend fährt
Die bange Seele nach dem Reich der Schatten. — —

Berliner Lebens

Nur aus Mitleid.

Novelle von Georg Blume.

(Berlin.) (Nachdruck verboten.)

Der Zug hielt unter dem hochgewölbten Eisenbau der Empfangshalle. Unter der Schaar der Wartenden war eine Gestalt, der man den jungen Künstler von weitem schon ansehen mußte. Reich quillt unter dem Kalabreser das blonde wallende Haar hervor. Die feurigen braunen Augen blicken suchend umher. Elastischen Schrittes eilt die hohe, kräftige Gestalt an der langen Reihe der Wagen herab. Da entsteigt schon einem der letzten derselben sein aus den Universitätsferien heimkommender Freund Reinhold. Stürmisch eilen sie sich entgegen. „Mein Reinhold" — „Mein Ludwig". Und fest halten sie sich umschlungen.

„Nun aber, lieber Ludwig, die Kardinalfrage. Wie stehst Du mit ihr? Wo und wann kann ich sie sehen?"

„Begleite mich heute Abend, Du wirst selbst urteilen können."

„Wie hast Du sie eigentlich kennen gelernt?"

„Die Kneipe unter meiner Behausung ist Dir bekannt? Dort war sie Kellnerin."

„Wie? Mensch! Künstler! Wo bleiben Deine hochfahrenden Pläne? — Du und eine Kellnerin?"

„Ja, guter Reinhold, Luftschlösser bauen sich leicht, aber ich sage Dir, mach' Dir kein Bildnis noch Gleichnis von dem Weib, das Du lieben willst, denn — ohne Grübeln und Spintisieren verfällst Du Deinem Geschick."

„Wahrhaftig, die Maus sitzt in der Falle. — Du, zeig' mir mal Dein Gesicht!"

Und mitten auf der Bahnhofstreppe bleibt er stehen, legt dem Freund beide Arme auf die Schultern und dreht ihn so, daß er ihm gerade in die Augen sehen kann.

„So sieht also ein verliebter Künstlerjüngling aus.“ Ludwig sieht ihn lächelnd an, legt dem kleineren Freunde seinen Arm um die Taille und zieht ihn durch das Gewirr mit fort. Als sie zwischen Droschken, Omnibussen und Pferdebahnwagen sich durchgewunden und glücklich auf dem Trottoir der Leipzigerstraße gelandet waren, sagte Ludwig, ohne die geringste Verlegenheit zu zeigen: „Verliebter? — Mehr noch: Ehemann, wenn auch nicht in konventionellem Sinne“ — Reinhold, eben noch geneigt, seinen Freund zu necken, wird plötzlich ernst, schweigend schreitet er am Arme seines Freundes einher. Das Getöse der Weltstadt umbrauste sie.

Reinholds Gestalt sah neben der seines Künstlerfreundes fast unbedeutend aus. Nur eine hohe Stirn und klare, scharfe, blaue Augen verrieten den Denker in ihm. Jetzt, wo er das Haupt gesenkt hielt und auf dem sonst so beweglichen Antlitz völlige Ruhe lagerte, hatte sein Kopf einen edlen Ausdruck. Er unterbrach endlich das Schweigen. „Hast Du die Verantwortlichkeit, die Du auf Dich genommen, bedacht?“

„Bedacht? — Ich habe nur gefühlt. Ich beobachtete sie, wie sie die Gäste bediente und dabei ein übermütiges, selbstbewußtes Wesen zeigte. Ich war öfter dort Gast und verhielt mich ziemlich schweigend. Beim dritten oder vierten Mal setzte sie sich an meinen Tisch. Sie sah naiv und kindlich aus. Mich überkam ein Gefühl des Bedauerns mit ihrer Lage. Ich sah, wohin das führen mußte. Traurig blickte ich sie an. Ich fragte sie nach dem Schicksal, das sie dorthin verschlagen. Eine oft gehörte Geschichte. Der Vater ein deutscher Maler. Die Mutter Italienerin. Schlendrian in der Erziehung; nur Genußleben. Die Mutter stirbt, eine Stiefmutter kommt ins Haus. Olga — so heißt mein Weib — hält es nicht mehr aus im Hause. Zur Arbeit ist sie nicht erzogen, sie sucht leichten Gewinn, wird Kellnerin.“

„Und Du glaubst, daß Du eine Jungfrau in Deine Arme geschlossen?

„Höre weiter! Noch hat sie zu keinem Manne Neigung gefaßt. So leichtlebig sie auch ist, für Geld hätte sie sich nicht hingegeben. Aber der fortwährende Verkehr mit Männern reizt ihre Sinnlichkeit und sie steht nahe am Abgrund. Da lernt sie mich kennen. Ich bin der erste, der teilnehmend nach ihrem Schicksal fragt, ich bin der erste, der mit Offenheit und Ernst über ihre Lage spricht. Sie fühlt sich hingezogen zu mir, verspricht mir, sobald sie eine anständigere Beschäftigung gefunden, von dort fortzugehen. Aus ihrem ganzen Wesen merkte ich, welchen Einfluß ich auf sie hatte. Der Kontrast ihrer Umgebung und Lage mit ihrem wunderbar naiven, frischen Wesen fesselte mich. — Ich gewann wahre Zuneigung zu ihr. Sie mußte gerettet werden. Aber ihre Sinnlichkeit war zu sehr entfesselt. Sie suchte Schutz bei mir vor ihrer Sinnlichkeit. Sie fürchtet, den immer wieder an sie herantretenden Verlockungen — wie hasse ich diese Verführerbrut — zu unterliegen. Sie wurde mein Weib. Hätte ich sie nicht ganz mit mir vereinigt, wäre sie unterlegen. Sie ist gerettet — und ich — —“

„Was wird jetzt aus Euch beiden?“

„Meine pekuniäre Lage ist verteufelt schlecht. Sie hat noch keine anständigere Arbeit, dagegen viel Schulden. Ich bin mit meinen größeren Kompositionen noch nicht fertig — verdiene auch schwerlich Geld damit. Mit erschlaffendem Stundengeben habe ich meine Kraft nicht vernichten wollen. — Die Hälfte der Zinsen unseres kleinen Vermögens sind mein einziges Einkommen; meine Mutter verwaltet als Universalerbin die Gelder — sie ist in konventionellen Ansichten völlig befangen. Nie würde sie mich verstehen, fluchen würde sie mir, wenn sie alles wüßte, trotzdem sie gläubige Christin.“ —

„Ja, lieber Freund,“ unterbrach ihn Reinhold, „Du bist freilich in einer bedauernswerten Lage. Du hast aber recht unbesonnen gehandelt, wenn es auch Deinem Herzen alle Ehre macht. — Sie ist also noch Kellnerin, hat womöglich noch ihre eigene Wohnung?“ —

„Leider, aber nicht lange mehr, ich will meine Kraft teilen, und für sie arbeiten. Vielleicht finde ich eine Kapellmeisterstellung. — Trotzdem soll sie fürs erste selbst

ernste Arbeit suchen. Warum kann das Weib so leicht fallen und untergehen? Warum nimmt der Mann trotz der tausend Fehltritte immer wieder seinen Platz im Leben ein? Weil er eine Arbeit hat, die ihn ablenkt. Er darf nicht ganz in Gefühlen und Leidenschaften aufgehen — das wäre sein Unglück. Das darf aber auch das Weib nicht, vor allem Olga nicht. Sie muß den Ernst der Arbeit kennen lernen. Darum dringe ich darauf, — gerade weil sie so sinnlich ist — daß sie zu Haus bei mir, sowie es möglich, für irgend ein Geschäft arbeiten soll."

„Aber, lieber Ludwig, warum heiratest Du sie nicht, da ich doch weiß, daß Dir die Ehe nichts Lästiges, da Du sie doch als ein sittliches Institut anerkennst?"

Gerade, weil ich sie anerkenne, halte ich auch ohne die äußere Form das, was die Ehe auferlegt. Was bedarfs bei einem, der den Inhalt erfüllt, einer Form?"

„Und die Welt? Was wird sie sagen?"

„Die Welt? Das fragst Du mich! Würde ich mich als Künstler achten können, wenn ich bei meinen Schöpfungen auf den Geschmack und das Urteil der Welt Rücksicht nähme und nicht rein meinem Ideal folate? Soll ich als Mensch nicht derselbe sein? Soll ich den Künstler in mir vom Menschen trennen?" —

Reinhold schwieg. So sehr er auch Sozialist war, so sehr er an seinen künstlerischen Freunden die Triebe des Individualismus bekämpfte, die oft gegen die berechtigten Schranken der Gesellschaft sich zu richten drohten, so sehr er den künstlerischen Egoismus haßte, er wußte nichts zu entgegnen, weil er keine thatsächliche Sünde gegen das Recht der Gesellschaft hier sah. Er war zu zartfühlend und teilnehmend, um seines Freundes Handlungsweise nicht zu begreifen. Ja, er mußte sich sogar sagen: „Wäre es der Egoismus eines Künstlers, der im Verhältnis zum Weibe nur vorübergehende Anregung findet und wie ein Schmetterling an den Blumen nascht, wäre das nicht gerade von sozialistischem Standpunkt berechtigt? Will der Sozialismus nicht unter allen Umständen das Bestehen und die Entwicklung der Gesamtheit?" Hat der Dichter aber nicht höheren Wert für die Gesamtheit, als diese oder jene Mädchenblume, die er durch seinen Künstleregoismus vernichtet? Bringt nicht gerade oft eine überquellende Leidenschaft Verderben dem Einzelnen und Segen der Gesamtheit?" So mußte er denken, trotzdem ihm diese Gedanken sehr quälend waren. Aber nein, das paßte ja auf seinen Ludwig nicht. Wohl ist auch er, sagte sich Reinhold, eine stürmische, leidenschaftliche Natur, die sich das Künstlertum durch keine Fesseln einschnüren läßt. Aber hier, wo er mit ganzer Seele liebt, wo er aus der Glut seiner Gefühle heraushandelt, wird er nicht eine Fesselung, sondern eine Entfaltung seiner Natur empfinden. Schließlich würde sein lebhafter Instinkt für das Sozialnotwendige auch seine Entschlüsse stark beeinflußen.

„Uebrigens, alter Junge," fing Ludwig nach einer Pause wieder an, „vergißt Du über der Teilnahme an meinem Geschick das Nötigste. Die Vögel haben ihre Nester und die Füchse ihre Höhlen und Du Menschenkind, weißt noch nicht, wo Du heute Nacht Dein Haupt hinlegen wirst!" — — —

Bald war eine Wohnung gefunden. Die Freunde trennten sich mit dem Versprechen, sich am Abend bei Olga zu treffen. —

Nach langer Wanderung fand Reinhold das bezeichnete Lokal. In einem mäßig großen von drei Gasflammen erhellten Zimmer saß an einem großen runden Tisch eine Gesellschaft von sechs Personen, drei jüngere Männer, von denen zwei Studenten zu sein schienen, ein älterer, etwas verlebter, mit einem Glatzkopf. Zur Rechten und Linken des älteren saßen zwei Mädchen, beide in reicher Kleidung. Reinhold nahm an dem nächsten Tische Platz. Eines der Mädchen erhob sich, um ihn zu bedienen. Nach ihrem kecken, festen Auftreten, ihrem frischen, vollen, sinnlichen Gesicht, das er aber durchaus nicht besonders hübsch fand, mußte er schließen, daß es Olga war. Sie nahm weiter keine Rücksicht auf ihn und setzte sich wieder zu dem Alten.

„Na, kleine Nixe, Du willst mir doch nicht untreu werden," sagte der Alte und wollte den Arm um ihre Taille legen. Sie aber schlug ihn kräftig auf die Hand. „Bin ich überhaupt Ihnen je treu gewesen?" Dabei stand sie auf und kam zu

Reinhold. Ihre Gestalt war wunderbar ebenmäßig. Die moderne anschließende Kleidung ließ die Formen in voller Plastik hervortreten. Das Gesicht mußte Reinhold unwillkürlich mit der Hexe in der Nationalgallerie vergleichen. Derselbe rätselhaft sinnende Zug, die Brauen seitlich hochgeschwungen. —

Als sie jener Tischgesellschaft den Rücken kehrte, lachten die Gesellen und der Alte gackerte dabei wie ein Huhn. Reinhold hätte aufspringen mögen und die Gesellen ohrfeigen, aber welches Recht hatte er dazu, thaten jene nicht, was überall in solchen Fällen Sitte? —

„Fräulein Olga," begann Reinhold, nicht ohne Verlegenheit bei dem Worte Fräulein, seine wahrheitsliebende Natur sträubte sich unwillkürlich. Sie sah ihm aber fest und sicher in die Augen. Ihre Augen waren graublau. Sie schien gar nicht zu fühlen, wie zweideutig ihre Lage; war sie zu kurzsichtig dazu, oder erfüllte sie die Liebe zu Ludwig so, daß sie für das Alles keine Gedanken hatte?

„Sie kennen mich?"

„Ich bin Ludwigs Freund."

„Ach, das ist hübsch."

Ruhig lächelnd reicht sie Reinhold die Hand, nur einen Augenblick färbte eine Blutwelle ihr Gesicht dunkler.

„Ludwig sprach schon zu mir von Ihnen; gut, daß er noch nicht hier ist, er hätte sich sonst wieder geärgert."

„Sieht denn Ludwig dergleichen mit an, ohne seinem Aerger Luft zu machen?"

Indem öffnete sich die Thür und der Erwartete kam. Die Leute am Nachbartisch steckten die Köpfe zusammen. Wahrscheinlich Stammgäste, dachte Reinhold, die ein Einverständnis zwischen Olga und Ludwig bemerkt haben und es nach ihrer Weise auslegen.

Olga geht ihm entgegen, stumm drücken sie sich die Hände. Ludwig setzt sich Reinhold gegenüber an die andere Seite des Tisches und Olga an seine linke Seite. Sie unterhalten sich nur durch Blicke und Händedruck. Olga war diese Unterhaltung nicht interessant genug. „Bitte," sagte sie zu Reinhold, „sehen Sie sich doch die Sprüche an der Wand einmal an." Dabei lachte sie schelmisch. Reinhold begriff, was sie wollte und that, wie sie ihm geheißen. Das Geräusch von küssenden Lippen zwang ihn unwillkürlich wieder sein Gegenüber anzusehen. Olga hatte die Arme um Ludwigs Hals geschlungen und ihren Kopf an seine Schulter gelehnt.

Sie fingen Reinholds Blick auf und lachten neckisch, wie wenn sie ihm einen kleinen Schelmenstreich gespielt hätten. Dann aber ließen sie sich durch Reinholds Gegenwart nicht stören und setzten ihre eigentümliche Konversation fort. Nur ab und zu fing Reinhold Blicke von ihnen auf. Ludwig blickte immer gleichmäßig freundlich, wie wenn er recht von Herzen glücklich wäre, aber das Glück als etwas Selbstverständliches hinnähme. Sie blickte bald schelmisch, bald versuchte sie ein ernstes, abweisendes Gesicht zu machen, als ob sie Reinholds Blicken wehren wollte. Aber diese Miene mißglückte ihr regelmäßig und sah so unendlich drollig aus, daß Reinhold nichts überblieb, als selbst höchst vergnügt auszusehen. Die Leute vom Nachbartisch, denen Olga und Ludwig den Rücken zukehrten, blickten cynisch lächelnd auf die Beiden. Das Mädchen an ihrem Tisch sprang plötzlich kichernd auf und drehte zwei Gasflammen aus, so daß der Teil des Zimmers, in dem sich die Gäste befanden, plötzlich im Halbdunkel lag.

„So," rief die Dirne — der halb kindische, halb freche Ausdruck ihres Gesichts verriet, daß sie es war — „jetzt alter Knabe" — sie meint den Glatzkopf — „gieb mir auch mal einen Schmatz".

„Komm Mädel" — „Siehst Du, das knallt besser". —

Ludwig und Olga blickten sich nicht um, sie warfen sich nur verständnisinnige Blicke zu. Reinhold dagegen hätte die Gesellschaft am liebsten mit seinen Blicken aufgespießt, aber die Gesellen achteten nicht auf ihn, sie hatten besseres zu thun. Die Possen, die der Alte im Halbdunkel mit der Dirne trieb, nahmen ihre Aufmerksamkeit und Lachmuskeln völlig in Anspruch. —

Plötzlich fragt Olga Reinhold ganz unvermittelt: „Glauben Sie an Gott?“ Reinhold nahm es mit der Antwort zu ernst, der Begriff Gott war ihm zu weit, um einfach mit Ja oder Nein zu antworten. —

„Ich glaube an meinen Gott,“ fuhr sie fort und mit einem reizenden Lächeln blickte sie Ludwig in die Augen. —

Spät in der Nacht erst trennte sich Reinhold von den beiden. Eigentümliche Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Er selbst hatte öfter vorübergehend Neigung zu einem Weibe gefaßt, ohne zu wissen, ob sie erwidert werde. Jetzt, gerade in einem Stadium, wo sein ganzes Inneres zur vollen Männlichkeit ausgereift und er darum weniger fähig war, sich an andere schmiegsam anzulehnen, wo außerdem die trübe Glut der rein sinnlichen Leidenschaft schon verglommen, da war die Sehnsucht nach einem liebenden, sich hingebenden Weibe, das sein Wesen in sich aufzunehmen imstande wäre, in sein Herz gezogen. Hier sah er ein solches Verhältnis zwischen Mann und Weib. Düstere Schwermut überkam ihn, als er sich so ganz herzenseinsam fühlte. Der Freund, mit dem er so innig verwachsen, nahm gewiß Teil an seinem Herzensleben, aber zwischen Männern ist ein volles Hingeben unmöglich. Sie waren beide zu bewußte Naturen. Was sie sich über ihr Herzensleben mitteilten, ging oft erst durch das Medium des zersetzenden Verstandes. Sie waren sich treugeistige Arbeitsgenossen. — Oft freilich, wenn sie Arm in Arm durch das heilige Schweigen des Waldes gewandert oder in kleiner Gondel auf der weiten, glitzernden Fläche der Havelseen sich gewiegt, dann überkam sie urkräftig ein dunkles Gefühl, als spürten sie in ihrem Herzen die Lebensquellen rinnen, als fühlten sie einen geheimnisvollen Zusammenhang zwischen ihrem Wesen und der Natur ringsum. Sie fühlten sich als Kinder derselben Mutter, als Brüder, und ihr stummer Blick und Händedruck brachte sie einander näher als die geistige Arbeitsgemeinschaft. Und dann schmetterten sie auch wohl aus voller Kehle ein Lied in den Wald hinein; wenn ihnen der treibende Strom der Gefühle alle blassen Gedanken mit fortgenommen und sie sich wieder jung und kindlich fühlten, gerade dann war die Herzenseinheit da. Bei der Geistesarbeit fühlte sich jeder dem anderen gegenüber doch zu sehr als ausgeprägtes Individuum. Dem Weibe aber gegenüber durfte er sich so fühlen, als bewußter, willensstarker Mann, ohne daß die Herzenseinheit dadurch gestört wurde.

Er kam sich mitten in seiner schwermütigen Sehnsucht lächerlich vor. „Ich bin verliebt, ohne einen Gegenstand meiner Neigung zu haben.“ Wenn Neid seiner Natur nicht fern gelegen hätte, so würde er trotz der eigentümlichen Lage, in der sich Ludwig befand, ihn beneidet haben.

Am Tage darauf suchte er Ludwig auf. Tief in Gedanken versunken saß Ludwig am Schreibpult, den Kopf gestützt, das Haar zerwühlt. Blässe und Abspannung lagerten auf seinem Gesicht. Von der freudigen Zuversicht, in der ihn Reinhold am gestrigen Abend gesehen, war nicht eine Spur an ihn zu finden. Er schien Reinholds Eintritt nicht bemerkt zu haben.

„Ludwig, wach' auf aus Deinen düsteren Gedanken!“

Er sprang hastig auf und schüttelte dem Freund wehmütig lächelnd die Hand.

„Reinhold! ich ihr Gott! — mir wird vor meiner Göttlichkeit bange. Ja, wäre ich doch ein Gott! — — Diese böse Zeit der Prüfung, wäre sie nur erst vorüber! — Ich vertraue ihr ja, meine Liebe wäre ja unwahr, thät' ichs nicht — und dennoch, der Gedanke, sie in solcher Stellung zu wissen!

„Irgend ein Anlaß zwingt meinen Verstand zu mißtrauischen Kombinationen, während mein Herz doch glaubt. So bekommt sie einen Brief, sie will ihn erst lesen und mir dann zeigen. Indem sie liest, färbt Purpurglut ihre Wangen und in tausend Stücke zerreißt sie den Brief. Sie thut es, um mir einen Schmerz zu ersparen. Der Brief enthält natürlich irgend einen verruchten Antrag. Mein Herz begreift ihre Handlungsweise, dennoch quäle ich sie mit verstandesmäßigen Kombinationen, wie man das anders deuten könne. Das giebt Thränen — Lieben ist Leiden!“

„Aber, lieber Ludwig, wozu bist Du so grausam und sprichst jeden Gedanken aus, der Dir durch Dein Hirn fährt? Wenn Du auch Deinem Verstand nicht verbieten

kannst zu denken, so kannst Du doch Deine Zunge hindern zu reden, wo das Herz Dir Schweigen gebietet."

„Ach, guter Freund, liebe nur selbst erst von ganzem Herzen, dann wirst Du verstehen, warum man sich der Geliebten ganz und gar giebt. — Ein unwiderstehlicher dunkler Drang treibt mich, mein ganzes Wesen ihr zu erschließen und sie hat den Trieb, mich in meinem ganzen Wesen zu erfassen."

„Gerade daran, wie sie Deine Wesenseigenheiten aufnimmt, fühlst Du, wie ihr eigenes Innere beschaffen ist?"

„Gewiß, das ist's ja! Da habe ich auch erkannt, wie unendlich wenig der dünne Ueberzug auflackierter Bildung Wert hat. Sie kann kein Französisch parlieren, spielt nicht Klavier, spricht selbst, vielleicht weil ihre Mutter Italienerin, unsere Muttersprache nicht ganz richtig; und doch hat sie mehr Verständnis für mich, als ein Dutzend höhere Töchterschülerinnen zusammen. Gerade ihre eigentümliche Lage hat ihr die Augen geöffnet. Ihr naives, frisches Wesen hat nicht darunter gelitten, daß sie über die Welt denken gelernt hat. Sie denkt mit dem Herzen, wenn ich so sagen darf, aber überraschend richtig. Der Wert von Wesen und Form ist ihr klarer als den gebildeten Salondamen."

„Du hast tiefere Blicke gethan, Ludwig, und ich muß Deinen Erkenntnissen trauen; aber daß ich's offen gestehe, ich komme leicht in Versuchung, jemand, dem die äußere Bildung fehlt, auch die innere Herzensbildung abzusprechen. Wer die äußere Bildung so benützt, wie sie benützt werden sollte, würde daraus reichlichen Gewinn für sein Inneres haben."

„Das bestreite ich ja auch gar nicht. Ich als Musiker würde sicher das Klavierspiel z. B. nicht für etwas Wertloses halten. Wem es mehr ist als eine angenehme Unterhaltung, wenn es das Mittel wird, sein Gemüt zu trösten, zu kräftigen, zu erheben an den Schöpfungen unserer Meister, dessen Gefühlsleben wird unbedingt dadurch bedeutend vertieft."

„Wenn Du den Wert, den die äußere Bildung also haben kann, anerkennst, gestehe ich meinerseits gern ein, daß oft ein ereignisreiches Leben das Herz —"

„Besser bildet, als das Pensionat und seine Anstandsregeln", fiel Ludwig dem Freund heftig in die Rede, in merkwürdig grollendem Tone, als hätte er schon in dieser Beziehung bittere Enttäuschungen erlebt. „So", meinte Reinhold und blickte mit seinen ruhigen klaren Augen den Freund fragend an. Aber Ludwig ging jetzt erregt im Zimmer auf und ab und hielt die Blicke starr auf den Boden geheftet.

Nach längerer Wanderung sagte Ludwig: „Sei heute nachmittag um 2 Uhr in dem Kaffee der Börse gegenüber. Wir wollen dann eine Landpartie machen."

Reinhold durchzuckte es freudig. Er selbst, gewohnt sich streng zu beobachten, stutzt über sein Gefühl. Hängt die Stärke der Freude nicht vielleicht, fragte er sich, von dem Interesse ab, das ich an Olga nehme? Ja, ist es denn klug, daß Ludwig mich so oft mit Olga zusammenbringt? Für ihn hat's ja keine Gefahr. Sie sind sich ihrer Liebe gegenseitig sicher, — aber ich — — oder liegt der Reiz für mich in der Beobachtung des eigentümlichen Verhältnisses?

Die Landpartie fand wirklich statt. Ludwig war in Gegenwart Olgas wieder völlig umgewandelt. Unter beständigem Scherzen und Singen zogen sie durch den Grunewald. Die Freudigkeit vertrieb auch Reinhold alle Reflexionen; alle drei genossen in vollen Zügen die fröhliche Gegenwart. Als sie sich dann am Schilfhorn im Kahne schaukelten, da war es plötzlich, wie wenn der über dem weiten Spiegel lagernde Hauch der Ruhe alle Gedanken wieder in ihnen wecke. Diese Gedanken mußten wohl trauriger Art sein. Der eintönige Takt des Ruderschlages begünstigte das. Alle verfielen in ein sentimentales Schweigen. Am auffälligsten war die Veränderung jetzt an Olga. Reinhold hatte den schwermütigen Zug noch nicht an ihr bemerkt und mußte sie jetzt unwillkürlich beobachten. Ludwig fing die beobachtenden Blicke auf.

„Sphinx", raunte er Reinhold zu.

Erst spät traten sie den Rückweg an. Der rötliche Strahl der sinkenden Sonne wob einen zauberhaften Schleier über den im Abendwinde flüsternden Wald. Das Waldgeflüster löste ihnen die Zunge. Aber sie sprachen nichts von Liebe; nur heilige, dunkle Naturgefühle waren es, denen sie Worte zu leihen suchten. Und dann dachten sie an merkwürdige Ereignisse, bei denen das Herz wie betäubt steht und dunkle Rätsel ahnt. Heilige Schauer schüttelten ihr Herz; sie fühlten sich wunderbar dabei gehoben. Reinhold verglich den Zauber dieser Gefühle mit der reinen Lebensfreude, die sie beim Hinweg durch den Wald verspürt und er empfand, wie viel tiefer diese Gefühle sein Wesen berührten und weilte gern in den wunderbar heiligen Empfindungen. Wie fern lag ihnen jetzt die Weltstadt mit ihren Nöten!

Während dessen war der Mond aufgegangen und streute sein Silber reichlich durch die Lücken der laubigen Wölbung zu Häupten der Wandernden.

Zu Reinholds Schmerz kam die Stunde der Trennung nur allzuschnell herbei. Wieder überkam ihn ein wehmütiges Gefühl, als er die Beiden, Arm in Arm, eng aneinander geschmiegt, gehen sah. Er ging allein nach Haus und mußte beständig über seine Einsamkeit und Ludwigs Verhältnis nachdenken. Kam ihm dann der Gedanke, daß Ludwig handeln könne, wie so viele, und Olga verlassen — eine Kombination, die sein Verstand wider seinen Glauben an Ludwig machte — dann fühlte er, wie ein bitterer, stechender Schmerz sein Herz durchzuckte — — —

Am folgenden Tage sah er die Beiden nicht. Am Abende des dritten Tages suchte er das Lokal auf, wo er Olga zuerst gesehen. Als er eintrat, stand sie gerade der Thür gegenüber. Wie erschrak Reinhold, als er ihr verweintes und tieftrauriges Antlitz sah. Ohne sie zu begrüßen, setzt er sich schweigend in eine Ecke. Es dauerte längere Zeit, ehe Olga auf ihn Rücksicht nahm, da an jenem Tisch die andere Kellnerin bediente. Jene Dirne aber wich vor Reinholds finsteren Blicken scheu zurück und setzte sich zu anderen Gästen ihres Bezirkes. Endlich kam Olga auf ihn zu und reichte ihm mit einem unendlich traurigen Blick die Hand. Reinhold erriet sofort, daß irgend etwas zwischen Ludwig und Olga vorgefallen sein müsse. An einen Bruch konnte er nicht glauben. — Olga setzte sich ihm gegenüber, zog einen Brief aus der Tasche und gab ihm denselben mit bittendem Blick. Reinhold las: Meine geliebte Olga, — denn noch liebe ich Dich — Du kannst mein Weib nie sein, aber ich will versuchen, dein treuester Freund zu werden und Dich aus Deinem Unglück zu retten. Bleibe Deinen Entschlüssen, eine ernste Arbeit zu suchen, treu. Ich will für Dich alles thun, was in meiner Macht steht. Sehen kann ich Dich jetzt nicht; später. Ludwig."

Als Reinhold das gelesen hatte, saß er starr wie betäubt da. Dieser, Ludwigs früherem Verhalten gegenüber kalte, harte Brief war ihm absolut unverständlich. Sein Entschluß, wenn Mißverständnisse vorhanden waren, diese unter allen Umständen zu beseitigen, war sofort gefaßt.

„Können Sie mir den Schlüssel zu diesem Rätsel geben, Olga?"

„Ich fühle mich schuldlos," versicherte sie, indem sie Reinhold fest in die Augen sah. „Aber hören Sie. Gestern Abend kam Ludwig wie gewöhnlich. Absolut sollte ich die Nacht in meiner Wohnung sein. Er wollte mich bis nach Haus begleiten. Es war zwölf Uhr, ich sah, daß er müde war. Die Wirtin meinte, da es Sonnabend wäre, sollten noch neue Biermarken verteilt werden. Ich wollte nicht, daß er sich so um den Schlaf brächte. „Geh' Ludwig," sagte ich ihm, „es kann heute bis drei Uhr dauern. Geh', ich werde meinen Weg allein finden. Wenn ich entschlossen meinen Weg verfolge, wird mich Niemand belästigen." Nach längerem Zögern entschließt er sich meinem Rat zu folgen und geht. Nach einer halben Stunde war der Biervorrat plötzlich zu Ende. Es wurde nun natürlich geschlossen. Einer der Gäste, ein sehr anständiger Herr, bot mir sein Geleit an. Ich nahm es an. Wie ich eben von dem Herrn mich verabschieden will, nicht weit von meiner Wohnung, da geht Ludwig an uns vorbei. „Ludwig!" schrie ich auf, denn plötzlich wird mir klar, daß er die Lage mißdeuten könne. Aber er hört nicht, geht starr an mir vorbei. Ich lasse meinen Begleiter stehen und laufe weinend hinter ihm her. Er

aber bleibt ungerührt. Endlich, endlich mochte er Mitleid fühlen. Wir hatten uns inzwischen seiner Wohnung genähert. Ich hatte neben und hinter ihm herlaufend ihm alles gesagt. Er gab mir die Hand und gesenkten Hauptes, zuerst immer schweigend, zog er mich mit sich fort bis in seine Wohnung. Wir haben eine schreckliche Nacht durchlebt. Er glaubt mir nicht. Daß ich ihm habe die Treue brechen wollen, denkt er wohl nicht, aber er zweifelt, daß ich ihm künftig werde treu sein können."

Reinhold wurde bei dieser Erzählung immer trauriger zu Mute; da war ja der Konflikt, den notwendig ihre Stellung in Ludwigs Seele hervorrufen mußte, wieder in vollster Schärfe. Wie er nun sah, wie ihr langsam schwere Thränen vom Auge niedertropften, da quoll es in ihm auf, als spränge in seinem Herzen plötzlich ein heißer Strahl. Seinem Drange folgend, streckte er seine Hände aus und reichte sie ihr, und in ihrem Schmerz ließ sie das Haupt auf die ineinander ruhenden Hände sinken, daß ihre heiße, feuchte Wange Reinholds Hand berührte. „Ach, wäre ich ein Heiland, die Wunden zu schließen," stieß er qualvoll empor. — Hier sitze ich, im Herzen einsam, so dachte er, und das weinende Weib sucht Trost; bin ich nicht selbst trostbedürftig? An mein Herz möchte ich sie ziehen und mit ihren meine Thränen verrinnen lassen; umfangen möchte ich sie schützend mit meinem Arm und allen Schmerz von ihr fern halten. „Werde mein Weib," so schwebte es ihm auf der Zunge, — da plötzlich, wie er den Kopf erhebt um zu sprechen, ist es ihm, als sähe er an ihrer Seite mit blassen, verstörten Mienen den Freund sitzen. Er zuckt zurück und zieht seine Hände fort. Sie hebt ebenso schnell den Kopf hoch und blickt ihn durch die Thränen hindurch verwundert an.

Er kam sich plötzlich verächtlich vor, daß er bei Ludwigs und Olgas Schmerz an sich selbst denken konnte. Ja, hatte er nicht erst den Vorsatz gefaßt, die beiden wieder zu vereinen? Und wieder kam das bittere Gefühl der Einsamkeit über ihn. Und dann ein Gefühl schmerzlicher Befriedigung über den Sieg der Freundestreue. Nur im Hintergrund blieb der Entschluß, wenn alles scheiterte, wenn sein Freund bei seinem Vorsatz beharre, selbst Olga zu werden, was ihr Ludwig gewesen war. — Ja, aber sie liebt doch Ludwig? —

Aber war sie nicht zutraulich und freundlich gegen ihn, suchte sie nicht bei ihm Trost, würde sie ihn nicht wirklich lieben lernen, wenn er sie erhöbe aus ihrer Lage? Allein er war ja noch Student, ein bis zwei Jahre konnten vergehen, ehe er daran denken durfte sie zu heiraten, aber dennoch blieb im Hintergrund der Gedanke: „Wenn er sie verläßt, rette ich sie". — —

Er versuchte ihr Trost einzusprechen; alles würde sich wieder ändern, er selbst würde Ludwigs Bedenken zerstreuen helfen. Freilich müsse sie selbst möglichst schnell aus ihrer Stellung in eine anständigere zu kommen suchen, die zu keinem Argwohn Veranlassung gäbe.

Das wäre ja ihr heißester Wunsch, erwiderte sie; nur noch einige Tage und ihre Schulden wären getilgt.

Die Zeit des Zusammenseins mit Olga war Reinhold unendlich schnell vergangen. Er eilte aufgeregt nach Hause. Spät erst gönnten ihm seine quälenden Gefühle, die keinen klaren Gedanken aufkommen ließen, einen wohlthuenden Schlaf.

Am nächsten Vormittag war Reinholds erster Gang zu Ludwig. Beständig sah er im Geiste Olgas trauriges Gesicht vor sich. Warum, dachte er, fühle ich nur mit Olga Mitleid und nicht mit Ludwig? Warum quält mich sein Schmerz nicht? Sicher ist er doch ebenso unglücklich, wie sie. Liebe ich sie denn wirklich? Oder fühle ich gerade für sie, weil sie ein schwaches, verlassenes Weib ist? Er wurde sich selbst über seine Gefühle nicht klar, aber er gefiel sich in der Liebe zu ihr; denn, wie ernst auch seine Natur war, durch das viele Sezieren konnten ihm seine eigenen Gefühle zum Spielball werden. — Ja, vielleicht gerade weil er das Tragische liebte, lebte er sich in den Gedanken ein, den Kampf zwischen Freundesliebe und Liebe zum Weibe zu bestehen. Gerade weil er das Edle liebte, geriet er vielleicht in die Selbsttäuschung, seine Liebe zum Freunde sei so groß, daß er dem

Weib entsagen könne, um den Freund glücklich zu machen, und seine Liebe zum Weibe so wahr, daß er ihr entsage, damit sie in des Freundes Armen das heiß ersehnte Glück fände. — Und dennoch war es vielleicht keine Selbsttäuschung. Denn zu all den Gefühlen war ja die Anlage in ihm. Und schließlich war es von Ludwigs und Olgas Verhalten abhängig, welches Gefühl wirklich zum obsiegenden werden sollte.

„Ich selbst," meinte er, „versuche das Versöhnungswerk. Würde so handeln, wer wirklich leidenschaftlich liebt? Aber liebe ich nicht auch den Freund?" — Schließlich wurden ihm die Gedanken lästig; er verfluchte das ewige Grübeln. „Das ist fest und wahr, fort und fort habe ich eine quälende Unruhe beim Gedanken an Olgas Schmerz und ich werde sie trösten."

Aergerlich über sich selbst, suchte er jetzt das Grübeln zu bekämpfen. Er warf sich in Positur und trat kräftig auf, sah die ihm begegnenden Leute scharf an, als wollte er sich überzeugen, daß er noch Herr seiner selbst. Beim Hinschreiten klang es ihm im Marschtempo „Ich werde sie trösten — werde sie trösten — werde sie trösten." — So gelang es ihm eine Zeit lang, wirklich weiter nichts zu denken, bis es ihm plötzlich vorkam, als sei jeder Schritt ein Fingerdruck auf ein und dieselbe Taste und als schlage er hundertmal denselben Ton an. Das Mechanische dieses Vorgangs zwang ihn schließlich sich selbst zu belächeln, und die Vorstellung, als höre er hundertmal denselben Ton anschlagen, verursachte ihm Mißbehagen.

Unter diesen Gedanken und Gefühlen war er endlich vor Ludwigs Thür angelangt. Auf sein heftiges Klopfen folgte kein „Herein". Aus dem Nebenzimmer steckte die Wirtin neugierig den Kopf heraus. „Ah, Sie Herr Doktor! Der Herr Kapellmeister haben einen Brief für Sie hinterlassen." Ludwig riß hastig das Kuvert auf. „Lieber Reinhold! Ich bin zu ihr gegangen, jetzt weiß ich, daß ich's ohne sie nicht aushalte. Zum Teufel mit allem Zweifel! Sie wird mir verzeihen. Aeußere Lage jetzt anders. Habe endlich Kapellmeister-Stellung. Dein Ludwig."

„Wollen Sie Antwort hinterlassen?" fragt die Wirtin, die noch immer den Kopf zwischen Thür und Pfosten hat.

„Nein, meine Gratulation dem Herrn Kapellmeister!" stößt er heftig aus. Zum Verwundern der verblüfften Wirtin eilt er die Treppe hastig hinunter. Einige Augenblicke ist's ihm wirr im Kopf, als wäre er im Bade eben in's Wasser gesprungen und die Wellen stürzen über seinem Kopf zusammen. Dann wird ihm ganz leicht und klar, als schwimme er ruhig dahin. Er fühlt, daß er eine große Last abgeschüttelt. Er tritt aus dem Haus ins Freie, er stößt, wie befreit, ein kräftiges „Ah" aus, dann „nur aus Mitleid" und er lächelt still vor sich hin.

Wanderstudien.

Von Karl Bleibtreu.

(Berlin.) (Nachdruck verboten.)

1. Nacht und Morgen in London.

Nichts ist auffallender als der Kontrast der Nacht- und Morgenstunden Londons. Wer den gewaltigen Verkehr beobachten will, der lasse sich von zwölf Uhr Mittags bis sechs Uhr Abends von den Wogen dieses Menschenmeers umherschleudern. Aber wer das wahre Wesen der reichsten und ärmsten, sorglosesten und elendesten Bevölkerung der Welt verstehen will, der wandere in denselben Stunden des Abends und Morgens umher. Gürten wir unsere Lenden und schreiten von Dan bis Berseba.

Es ist sechs Uhr Morgens. Die Pensionate in Gowerstreet, Bernerstreet, Newmanstreet ꝛc. geben kein Lebenszeichen von sich. Ein einsames Cab trottet über Russel-Square, verschiedene Betrunkene taumeln über Grays-Inn und High Holborn oder werden vom Policeman wegen Ruhestörung in verschiedene Stations-Häuser befördert. Einige, in unschuldiger Frolic etwas erregte Gentlemen werden von Haymarket höflich nach Hause geleitet oder bezahlen halb im Traum geprügelten Sicherheitswächtern in Brompton Road Schmerzensgelder, aber der Lärm der Night-Houses ist verhallt, die Promenaden des geschminkten Elends sind leer; die Ruhe gesicherter Moralität und der noch dichtere Nebel lasten über den Dächern. — Die Winkel und Höfe in Bloomsbury Street, Soho, Seven Dials ꝛc. sind längst gefüllt von obdachlosen und hungernden Armen, umgaukelt von dem Traumgebilde eines Beefsteaks oder eines warmen Kamins und erweckt vielleicht von der Hand des Gesetzes.

Stille herrscht in Tottenham Court Road. Ein schläfriger Policeman lehnt an dem Corner von Oxfordstreet und überhört das Gezänk zweier in Hanwaystreet kampierenden Bummler, die sich jeder in seinem Platze beeinträchtigt glauben. — Sieben Uhr! In Pentonville, Islington und Cambden Town öffnen sich die Hausthüren und ein Kaffee- und Theegeruch verkündet das Erwachen der Mägen. Die Gehirne scheinen weniger „ready", denn diverse Ladendiener produzieren in der offenen Hausthüre die erstaunlichsten Gähnexperimente. Die Kampfbereitschaft für die heutige Straßenschlacht mit Fäusten, Ellenbogen, Umrennen, Ueberfahren u. s. w. beweisen hingegen die Straßenjungen bereits durch Abheulen anmutiger Volkslieder, Reißen an den Hausschellen, Umrennung eines Lahmen, der zu seinem mühseligen Tagewerk heranhinkt, Prügelei en masse und andere unschuldige Scherze, worauf sie ihre ungeteilte Aufmerksamkeit den Pastetenverkäufern, Austerhändlern und anderen Feilbietern eines Straßenfrühstücks zuwenden. Bald geben sie ihre Anerkennung der dargebotenen Eßwaaren so unzweideutig zu erkennen, daß die egoistischen Verkäufer ehrenrührige Strafen an ihnen vollziehen, ohne daß die ungerechten Hüter des Gesetzes intervenieren.

Piccadilly macht selbst jetzt einen angenehmen Eindruck. Wenn sie auch nicht im Glanze und Putze ihrer Läden strahlt und die harmonische Musik ihrer Wagenräder ertönen läßt, so atmet sie doch Frische und Lebendigkeit, wie eine junge Schöne in ihrer ersten Season. Der Duft des Green und Hyde park reinigt die Atmosphäre, die noch nicht von dem Dunst des Straßenverkehrs durchsättigt ist; rein, nett und glatt strahlen die frisch begossenen, noch nicht von hunderttausend Füßen befleckten Trottoire. Und frisch, lebendig, reinlich und nett zieht eine lange Karawane von Landmädchen von Knightsbridge her nach Coventgarden hinauf, um den Gemüse-, Blumen- und Fruchtmarkt mit seinen Attributen zu versehen. —

Acht Uhr! Haufen von Schuljungen rennen durch die Straßen und eine entschlossene Schaar derselben, die es auf „Zu spät kommen" und „Entschuldigungszettel" ankommen läßt, stürzt durch alle Thore des Hyde-Park, um sich zum Morgenbade in den Serpentine zu stürzen. Das Revier um das Brittische Museum ist wach. Auswärts Logierende stürmen in ihre Boarding Houses; Clerks, „junge Leute", Geschäftsmänner aller Art eilen in ihre Bureaus; Prozessionen „höherer Töchter" wallen in ihre Institute in Euston Square ꝛc. Ganze Massen besteigen die Tramways in Morgate Street und die Omnibusse nach Bank und Cheapside.

Die Fruchthändler beginnen ihr Geschrei in der City und Straßenhändler beweisen volle Energie. Reihen von Cabs eilen von Charing-Croß und Cannon-Street herbei, um Reisende in alle Weltgegenden abzusetzen. Eine muntere frische Thätigkeit entfaltet sich allenthalben. Neun Uhr! Der Markt in Coventgarden steht in vollem Flor. Ein unaussprechlicher Geruch verbreitet sich durch Long-Acre und Drurylane. Schimpfen und Stoßen in Fleetstreet und Grays-Inn zeugen von der neu erfrischten Thatkraft der Bevölkerung. Seven Dials und die ganze Wildnis um Soho- und Blomsbury-Square eröffnen ihre vielfältigen, aber alle übelriechenden Betriebszweige. Heere von Arbeitern ziehen über Blakfriars-Lambeth und Vaux-

hall-Bridge; Bummler, Messengers und Gauner lehnen in High-Holborn und Fenchurchstreet an den Thürpfosten. Die Deutschen in Whitechapel, die Franzosen in Leicesterſquare, die Juden in Monmouth- und Leadenhallstreet sind lebendig und ganz Lambeth, Pimlico, Chelsea, New-Brompton, ja ganz Southwark ist an der Arbeit, während unzählige Milch- und Fleischerkarren von Blakhath-Hill und Camberwell herabkommen und die Fischverkäufer von Greenwich, Gravensend, Margate die Dampfer füllen. Die Docks wimmeln von Roß und Wagen, schreienden Arbeitern, singenden Matrosen — die Häfen von abgehenden und kommenden Schiffen mit fluchender Besatzung. Zehn! Ganz London, von Hammersmith bis Mile End-Road, von Hampstead bis Kennington, ist wach. Nur das Zentrum des Westens verschmäht noch immer das gemeine Tageslicht. Fulham- und Bromptonroad zeigen schüchterne Anfänge, obwohl fast keine Lady zu erblicken ist. High-Street Kensington ist wohl auf, aber ernst und schweigend ruht Cromwellroad in unnahbarer affektierter Vornehmheit. Die Bewohner dieser Straße sind nur fashionable im dritten Grad. Die wirkliche Vornehmheit in Pall Mall und St. James-Street denkt nicht daran, irgend eine Mode ostentieren zu wollen. Wenn sie sich erheben könnten, sie würden mit Vergnügen den Sonnenaufgang begrüßen. Warum auch nicht? Aber jede Nacht drei Monate hindurch um drei resp. um fünf Uhr Morgens diese mühseligen Vergnügungen beendigen zu müssen und dann vor zwölf resp. ein oder zwei Uhr Mittag dem langweiligen Tage sich vorzustellen — es geht beim besten Willen nicht. Weshalb haben sie solch ein anstrengendes Leben! Und dann spazierenfahren und reiten zu müssen — schrecklich! Diese Ueberhäufung mit Arbeit! -- Bayswater ist so obenhin wach und mehrere Gentlemen machen einen Frühmorgenspaziergang nach Kensington-Gardens und Westbournepark. Gloucester und Uxbridgeroad entwickelt einige Equipagen, während ganz Paddington von Omnibussen und Fuhrwerken dröhnt. Marylebone wird überflutet von verspäteten Fußgängern, die „feuerrot vor Eile“ durch Regentspark herbeikommen. Tottenham Court Road hat alle Läden geöffnet und riecht nach Fischen und Fleisch wie — das ganze Jahr. Oxfordstreet reckt sich gleichsam und geht gähnend an's Tagewerk. Regentstreet giebt schwache Lebenszeichen. — Eilf Uhr! Der Strand, Charing Croß, Trafalgar Square steht in vollem Verkehr mit Parliamantstreet und diese ist in rastloser Verbindung mit Viktoria-Station. Portland-Place bedeckt sich mit Kutschen, Bakerstreet hat ihr gewöhnliches Kontingent von „Shopping“-Ladies; Regentstreet ist voll. Halb zwölf! Piccadilly und Bondstreet entfalten das gewöhnliche Treiben, Haymarket ist ein Getümmel, Park Lane und Grosvenorsquare steigen in die Karossen, um Visiten zu absolvieren, Schaaren klettern die Treppen der Klubs in St. James-Street auf und nieder, die gähnenden Porter in Pall-Mall werden diensteifrig, gegen zwölf rollen die Wagen vor die Mansions in Pall-Mall, in Belgravia rüstet man sich für den Mittagsritt in Hyde-Park — die Thätigkeit der City scheint nicht mehr energisch und frisch, sondern fieberhaft, — Dampfer schnauben, Züge pfeiffen, Wagen rollen, Millionen setzen sich in Bewegung — und es ist Mittag und London auf seiner Höhe!

Aber wie die aristokratische Beauty sich erst beim Kerzenlicht in voller Toilette zeigt, so strahlt London erst in der Nacht im Diadem seiner Gasflammen. Das ist die Zeit des West-End, wie der Mittag die Zeit der City. Und je trüber und rauher die Nacht, um so heller leuchten durch den Kontrast, um so netter und wohnlicher winken Häuser und Läden. Sechs Uhr!

Eine lange Karawane von Cabs und Fußgängern strömt von Holborn und Strand her nach dem Westen: Geschäftsleute, die von ihrem Tagewerk in die Wohnungen zurückkehren. Alle Trains überfüllen sich mit Passagieren, die in ihr Heim in Brixton oder Paddington zurückkehren. Die City wimmelt von Clerks, die eben ihre methodische Arbeit mit dem Glockenschlag geschlossen haben und nun in einer naheliegenden Inn ihr Glas Sherry nebst Fisch genießen wollen. Ueberall

sieht man eilfertige Fremde vorübereilen, die das Diner ihrer Boarding-Houses ruft. Durch Marble-Arch sprengen die Reiter und durch Albert-Gate rollen die Wagen, die aus dem Vordiner-Ritt im Hydepark nach Belgravia und Kensington zurückeilen. Vor den Theatern bummelt ein Haufe von Müssiggängern oder Leuten, die zum ersten Mal diese Tempel besuchen und mit höchster Aengstlichkeit sich ein Billet sichern wollen. —

Sieben Uhr! Die Dining-Parlours sind zum Brechen voll, lustig knistert das Feuer im Kamine: der göttliche Duft solider Diners verbreitet sich durch ganz Regent-Street und Piccadilly zum Aerger müder und hungriger Wanderer. Die Theater füllen sich und Austin's Ticket Office ist von Koulissengönnern belagert. Dandies marschieren nach Piccadilly East in das Criterion und einige Wagen des Adels zeigen sich vor dem Haymarket-Theater. Ganz Soho und Seven-Dials ist auf den Beinen und lehnt an den Hausthüren, unter stillem Genuß imaginärer Havannahs. Drury-Lane ist in Bewegung und die Leute von Coventgarden setzen jedem ein Textbuch auf die Brust. Die Klubs in Pall-Mall und St. James empfangen ihre vornehmen Besucher und viele Parlamentsmitglieder fahren nach Westminster.

Acht Uhr! Das feinere Publikum will London's Possart, Irving, der erst im zweiten Stück auftritt, hören und die Kolonnade vor der Italienischen Oper schiebt sich eine undurchdringliche Menschenmasse hinauf. Die Café's wimmeln von Fremden, die Parks von Abendspaziergängern. Die City ist leer.

Neun Uhr! In den Vorstädten geht man nachbaren. „Biere" und „Kuchen" wandeln durch Southwark, die Austernverkäufer in Euston-Road rüsten sich zum Abmarsch. Das anständige Publikum — das feine ist schon um halb sieben Uhr verschwunden — verläßt die Parks, einzelne Mondanseufzer und Liebende wandeln nur noch die Park Lanes entlang. Die Squares sind noch leer, aber ihre Häuser hell erleuchtet, um Gesellschaft zu empfangen, Cabs mit Herren in weißer Halsbinde, die zu irgend einem Thee wollen, fliegen nach der Gegend von Russel- und Bedford-Square, vor dem South-Kensington-Museum oder andern öffentlichen Lokalen drängen sich die Besucher irgend einer „Conversazione", und die Entvölkerung des Ostens wird schreckenerregend. — Die Policemen rücken in geschlossener Kolonne, in ihre Nachtmäntel und imponierende Ruhe gehüllt, nach der City ab, um die leeren Shops zu bewachen, und in Little-Russel-Street wird der erste betrunkene Kutscher aus seiner Inn geworfen.

Zehn Uhr! Jetzt ist London auf seiner Höhe. Die Illumination der Straßen, besonders in Mitte von Piccadilly, „ruft einen feenhaften Eindruck hervor", um eine traditionelle Phrase „hervorzurufen". Viele Gentlemen eilen aus dem Lyceum nach Simpson's Cigar-Divan, eine dichte Legion von Dandies zieht mit wehenden Schnurrbärten Regentstreet herauf. Die Kellner im Café Monico wissen nicht, wie sie diese Menschenmasse bedienen sollen; in den kleineren Café's sitzt ein Kreis von Gentlemen comfortabel vor'm Feuer und vierten Glase Sherry bei zugezogenen Fenstervorhängen. Die Kutscher auf Grosvenor-Square wundern sich, wie sie aus diesem Wagenknäuel hinauskommen werden; unzählige Kaleschen bringen ganze Klubs von Pall-Mall in die Soiréen; Cromwell-, Brompton-, Gloster-Road sind durch Wagenmassen abgesperrt, fortwährend rollen Wagen mit Ballschönen durch Belgravia. In Piccadilly ist babylonische Sprachverwirrung und kein „roter" Omnibuskondukteur versteht die Invektiven seines „blauen" Rivalen. Haymarket ist ein Tohuwabohu.

Eilf Uhr! Das ist die Stunde von Regent-Street. Die Töchter der Sünde lustwandeln vom Quadrant bis Regent-Zirkus, wie hungrige Löwinnen. In Queen's Theatre ist kein Stuhl auf der Gartenpromenade mehr zu erstehen, in den Argyle Rooms, ihrem Tempel, opfern die Priesterinnen der Venus die Börsen ihrer Anbeter, eine allgemeine Atmosphäre von Zigarren und Champagner liegt über dem ganzen Ost-West-End. Fluchende und berauschte fashionable Wüstlinge taumeln durch Tichborne-street und in jeder Inn in St. Andrewsstreet wird unentgeltlich geboxt. Cremorne-Gardens ist in voller Blüte — hier identisch mit Verwelkung! Eine hektische

Röte liegt auf jedem Gesicht. Die Luft scheint fieberhaft erhitzt. London gleicht einer vergnügungssüchtigen Schwindsüchtigen, die so lange tanzt, bis ihr eine Ader springt. Und Blut fließt sicher jede Nacht: Irgendwo in Lambeth oder Hampstead erschlägt ein Mann sein Weib, im Wapping ist Messerstechen à la Mode und in Blakheath halten glorreiche Wiedererwecker des Highwaymentums die Kutschen an. Alles comme il faut.

Zwölf Uhr! Das ist die Stunde von Haymarket. Ein scheußliches Zerrbild von dem täglichen Heiratsmarkt in Rotten-Row, obwohl die Tendenz dieselbe ist. Dort erreiten Ladies ihre Gatten und hier bietet elende Prostitution ihre Reize feil. Doch nicht diese Unglücklichen bilden das eigentlich Widerwärtige des Schauspiels, sondern die rohe und brutale Gemeinheit der sich dort, wie auf einem Sklavenmarkt oder wie Paschas im heimischen Serail, herumtreibenden „Gentlemen". Mit einem gewissen cynischen Humor ist die ganze Heerschau genau organisiert — wie auf der Börse, hat jede Nation ihren besonderen Stand. Rechts spricht man französisch, links englisch, an einem Corner deutsch, dort italienisch, dort spanisch. Das geübte Auge des Policeman überschaut mit ordnendem Scharfblick das Ganze, wirft hier einen „Gentleman" an die Mauer, arretiert dort einen ehrlichen Nachtwandler, der bei der Abführung fortwährend versichert, daß „viele Diebe in London sind" — eine Thatsache, die mehrere vermißte Portemonnaies in ein eigentümliches Licht setzen.

Mitternacht ist die Zeit der Geister und Gauner. In Leicester-Square, dem Quartier der Franzosen und ihrem Hauptquartier, sich sammelnd, zerstreuen sie sich in genialer Ungebundenheit durch die Straßen, teils als Gemeine, nämlich Taschendiebe, teils in dem höheren Styl des Schwindels wirkend. Unvergeßliche Nächte! —

Wie oft erzählte man uns mit gutmütiger Bereitwilligkeit in dieser poetischen Stunde das Feenmärchen von der „versetzten Uhr, die gleich nahebei zu haben ist und die der brave Besitzer uns für fünf Schilling überläßt, gegen sofortige Auszahlung, denn er selber muß gleich zu einer todkranken Mutter oder nach Viktoria-Station, da ihn eine geheimnisvolle Mission nach Paris ruft!" Ja, gesegnete und unvergeßliche Stunden, in denen die blühende Phantasie und die glühende Imagination menschlicher Gehirne sich uns bis in ihre Tiefen offenbarte. Man sage nicht, daß Poesie verschwunden sei und nüchterner Verstand die Herzen erfülle! Man höre Londoner Gauner in ihrer schwunghaften Erfindungsgabe und widme seine Verachtung nur den Anzudichtenden, welche leider keine Würdigung dieser Einbildungskraft beweisen. Besonders rührend wirkt ein solches Zusammentreffen, wenn derselbe Gauner einem dieselbe Geschichte zum zweitenmale erzählt und man, mit grausamer Geduld ihn zu Ende anhörend, ihm mit den wohlwollenden Worten auf die Schulter klopft: „Dear Sir, that is the regular old trick!" — — —

„Das Licht brennt blau, ist's nicht um Mitternacht?" — Es schlägt. Und ein Geschrei erhebt sich durch alle Kneipen des Westend: „Time is over, Gem'men, time is over!" — Die noch halbwegs anständigen Lokale verhüllen ihr Haupt, der Rest der Nacht ist Orgie und Elend und der fünfte Akt spielt in den Stationshäusern der Polizei.

---

2. Tagesanbruch im nordischen Hochland.

Droben zuckte Wetterleuchten, als führen Flammberge hin und her. Die Wolken jagten im Morgenwind durch den dämmernden Aether wie adlerbeschwingte Walküren. Noch mischte die Dunkelheit Berge und Himmel, so daß die Firnen, die sich langsam röteten, als rosige Wölkchen erschienen. Noch lag das Schneegebirge wie ein monderhelltes Eiland im Nebelmeer; noch wogten die Wolken wie Banner am Schaft der Riesenföhren hin. Aber nun flirrten Funken nach Funken wie indische Leuchtkäfer von einer Felszinke zur andern und schienen auf allen Gipfeln der Alpenkette ein Freudenfeuer zu entzünden. Die Perlenschnur der Bäche, den Nebelschleier umsäumend, der die höchsten Kuppen umflatterte, verwandelte sich im Morgenrot zu funkelnden Rubinen.

Die Wipfel schillerten bunt und bunter, von safrangelben und violetten Tinten überhaucht. Blutrot aber reckte sich aus dem ewigen Schnee die höchste Spitze hervor, wie aus weißem Festtalar die blutige Rechte des Opferpriesters. Purpurteppiche schien das Morgenrot vor dem Silbertron des Hochlandkaisers hinzubreiten, dessen Lehnenknäufe, die Pässe, aus bläulichem Dämmer jetzt wie Karfunkel aufblitzten.

Die letzten Nachtkapuzen fielen von den hohen Häuptern nieder. Die Pfeile, die er im Köcher der Dämmerung gesammelt, versendet der Sonnengott und spannt sein goldbefranztes Scharlachzelt über den Himmelsraum. Der Saum seines Strahlengewandes fegt über die Abhänge hin: ein langer Lichtschweif streift über die Almen.

Und weiter schreitet Sigurd über den Kamm der Berge. Wo seine Sandale den Boden färbt, da sprießen Alpenrosen. Wo sein flammender Kuß auf auserwählten Stirnen weilt, da flammt er im Herzen fort und gebiert die Gedanken, die Gesänge. Die Braut seines Bogens, die lächelnde Erde, errötet in seiner Umarmung, einst vielleicht in ihr vergehend wie die Sonnenblume der Sage. Er aber, der Geist des Lichts, wandelt in Majestät dahin über die Scheitel der Irdischen — und währet ewiglich.

So schreitet er westwärts durchs ganze Land, von Dovrefyeld nach Telemarken, zur Küste hin bis ins Bergensstift. Und jetzt schmilzt auch die Gletscherbrünne Brunhildens — der zackige Gürtel von Eisburgen, den Odin um ihren Felsbusen geschlungen hat. Ein Glutmeer überflutet das Eismeer. Das Zauberschloß, dessen Turmvogt der Falke; mit Portalen, aus denen sprudelnde Gießbäche in mutwillig polternden Kaskaden als Springbrunnen ihre zischenden Wassermassen hervorschleudern; dessen Quadern aus Edelsteinblöcken wie Mosaikplatten, halb Saphir halb Smaragd, zusammengefügt erscheinen; dessen spitze Zinnen als Mauerkranz die Wolken tragen, welche, in Farbenschmelz verschwimmend, dort oben wie eine Feeninsel dahingleiten — es strahlt jetzt gespenstisch-grell weithin übers Land. Das ist der Justedalsbrä, der größte Gletscher der Welt, der hier, wie ein kolossaler Polyp seine Fangarme ausstreckt — aus schwindelnder Höhe niederstürzend, wie ein gefrorener Katarakt in der Luft.

Und der Golfstrom, metallisch glitzernd, flimmert wie Bernstein auf, als schlummere in seinem Schooß ein versunkener Hort, wo der mystische Maëlstrom sein Nornenlied murmelt.

Ein graues Steinmeer, ein Trümmerchaos, spiegelt sich jetzt in traumhaftem Halblicht die Gebirgswüste von Jötunheim im schwarzen Hexentigel ihrer Fyorde ... Ein Steinadler schwang sich nahebei mit triumphierendem Schrei empor. Ein Lur (Alphorn) lud schmetternd die Heerden zur „Säter". Ein Renntierrudel trabte drüben die Schlucht hinab, deren Rachen, mit spitzen Zacken wie mit Raubtierzähnen besetzt, schier wie in höhnischem Grinsen gähnte. Die Wasserfälle, das sausende Webstuhlrad der Jötuninnen, dran Silberfädchen auf und nieder schnurren, wälzten sich qualmend dahin wie eine Wolke von Demanten, mit Perlen untermischt. Aber überall glitt über das steinerne Schwungrad der Abhänge in unaufhörlicher Drehung, wie ein buntes Seidenband, eine sanfte Iris oder wölbte sich zwischen den Strebepfeilern des Felskessels — ein Bild der Versöhnung über dem Strudel der Leidenschaft.

Stolz reckte sich jeder Halm, den Nachttau von sich schüttelnd. Ist doch jeder Morgen nach dem Grabe der Nacht eine Auferstehung der Welt! Wie frisch und leicht und klar grüßte die Luft von den „hohen Fjelden" herüber! Wie ein Schwan mit sterbefrohem Gesang schwimmt die Seele, mit Vögeln und Winden Grüße tauschend, durch der Alpenlüfte Wellen. Und in freudig hinschmelzendem Schwanenlied verblutet der alte Adam, das kleinlich unfreie Alltagswesen des Menschen, die alte verbitterte Kälte. Ein Sturzfall von Urmelodien scheint die Berge zu durchfluten, der Schöpfung ureigensten Tempel, durchweihraucht vom Tannenarom. Und der Morgenpsalm, der seine himmelhohen Hallen durchbraust — vernimmt ihn dein Ohr? Die stürzende Tanne, der springende Salm, der hüpfende Elv, sie alle singen nur das eine, das hohe Lied:

Kraft und Freiheit!

Eins und Alles in unabläſſig raſtloſer Bewegung verbunden zu einem Ziel! Ewige Zeugung, ewiges Vorwärtsdrängen! Tod der Ruhe und Leben dem frei entfeſſelten Kampf!

Ja, ihr Jötuns, die im Leid verſteinert, Felsrieſen, die ihr ewig ſeid — ſtumm ſeid ihr, kalt und tot. Doch der Geiſt, der kühn das All umfaßt, hebt den Menſchen aus der zwerghaften Not ſeines körperlichen Daſeins empor: er lebt, er denkt, er handelt, er iſt der Gott der Natur. Möge Jötunheim in Trümmer ſinken, des Menſchen innere Welt erſchafft ſich immer neu und die Jakobsleiter der Hoffnung ſenkt ſich gerade zu dem hernieder, der auf einem Steine ſchläft.

Durch dies Felſenchaos ſchwebt der Odem des Weltgeiſtes in doppelt belebender Kraft.

O Land der Freiheit, wo das Ich der modernen Kultur in ihrer freieſten Thätigkeit und der Natur in ihrer nackteſten Größe gegenübertritt — du Braut des Meeres, des atlantiſchen, das auch das Winland deiner Wikinger, die Neue Welt der freien Arbeit gebar — du panzerſt das Herz mit eiſigem Stolz. Nicht mehr ſchaudert es vor dem Schwungrad menſchlichen Treibens, freudig mitbewußt des unabläſſigen Weltenwirbels im Kreis der Schöpfung. Und für Liebe, Glaube Hoffnung, ſchenkſt du Arbeitsluſt und Lebensmut.

(Es folgen ſpäter: Maritimes, Schottiſch-Karriertes und Karrikiertes u. ſ. w.)

---

8. Winterſtimmungen.

Der Weihnachtsabend macht die Luft
Erſtarren, grau und dick.
Und aus dem Forſt es klagend ruft,
Wie um der Welt Geſchick.

Kein Wanderer da draußen heut
Kreuzt meinen Pfad gewiß.
Auf meiner Fährte einzig dräut
Sturmwind und Finſternis.

Und finſter meine Seele ſchleicht
Voran durch Nacht und Schnee,
Und nimmer mir ein Bild entweicht
Und nimmermehr ein Weh.

Nackt Eſche nun und Buche ward,
Das Dickicht kahl umher.
Du, Fichte, ſchmollſt mit greiſem Bart,
Vom Schnee belaſtet ſchwer.

Dein Grün Dir blieb. Drum ſeufze hohl,
Standhafter Baum, mit mir:
Vom Sommer ließen and're wohl,
Treu aber blieben wir.

Auf verlaſſene Gärten ich ſchaue:
War die Roſe dort, iſt's wahr?
Und des Gaisblatts duft'ge Blüte,
Hyazinthe mit bläulichem Haar?

Ich blick' in mein Herz und ſtaune:
Hat Liebe dort je geruht
Im Frühlingsglanz der Hoffnung
Und der Leidenſchaft Sommerglut?

Ob der welke Stamm des Glückes
Entwurzelt ſinkt in den Staub,
Oder ſchläft nur der Zukunft Samen
Unter der Vergangenheit Laub?

Ja, für tauſend Lenze wachſen
Die gefrorenen Keime, ich ſeh's,
Und der Tau von tauſend Sommern
Harret im Schoße des Schnees.

Es lugt der rote Mond durchs brauende Gewitter,
Wie ein Gefangener blickt voll Scham durch Kerkergitter.
Doch wie durch Weihrauchflor der Gottesmutter Bildnis,
Durch Nebel ſtrahlt der Mond verſöhnend auf die Wildnis.

Es ſtampft der Fuß, es kracht das Eis,
Das Waſſer drunten gurgelt leis!
Fern donnern einſame Lawinen,
Zerſtäubend über Felsruinen.
Wie Trauerflöre hängen nieder
Der ſchwarzen Fichtenäſte Glieder.
Kein Nebel ſich Kapuzen ballt,
Kein Nordlicht flammt durchs weiße Thal.
Nein, alles troſtlos klar und kahl.
Es iſt ſo bitter kalt.

Voran, voran!
Mit dem Orkan
Ueber die Felder!
Das Käuzchen klagt
Und die wilde Jagd
Tobt durch die Wälder.
Der Riese Sturm
An den Felsenturm
Pocht mit der Keule.
Der Falke krächzt.
Nach Beute lechzt
Die lauernde Eule.
Mit gesträubtem Haar,
Wie ein weißer Aar
Vorauf uns reitet
Die Windsbraut wild
Mit dem Wolkenschild,
Schneemantel sie breitet.
Hoiro, drauf
In vollem Lauf
Ueber Felsenstufen!
Der gefrorene See
In dumpfem Weh
Stöhnt unter den Hufen.
Um uns der Wind,
Nach uns der Schnee!
Weiter geschwind!
Hinab! In die Höh!

Die holde Grazie der Kunst
Der Liebe Glut, der Sinne Lust,
Der Leidenschaften tolle Brunst,
Die Wildnis jeder Menschenbrust —
Dies kannt' ich all. Doch höheren Rat
Bedarf ein Leben, das geweiht
Dem Wissen, angewandt durch That,
Ein Leben voller Thätigkeit.

Nie, wenn Begierde starb im Kuß
In der Verzückung Wonnepein,
Nie drang so seliger Genuß
Wie heut in meine Seele ein.
Mein ist Erkenntnis, die da bringt
Den Frieden nach Gedankenzwist,
Mein die Geduld, die leidend ringt,
Die Wahrheit mein, die ewig ist!

Was ist Größe?

Was hab' ich Dir gethan!
Urewiger Geist, der durch das All hinflutet
Und glorreich auch durch meine Pulse strömt,
Was hab ich Dir gethan!
Hinschleift im Staub der Fittich meiner Seele,
Und niederes Gewürm kroch frech empor
An meines Geistes Postament.
Was hab ich Dir gethan!
Nicht meine Schuld hat mich so tief verstrickt
In lächerlichen Wahn.
Das Schicksal einzig hat es so gefügt,
Das tief in mich gepflanzt
Den Keim der Leidenschaft, die selbstvernichtend
Zugleich vernichtet, was sie wild erstrebt.

Dem Ideale innerlichst geweiht,
Verdammte mich ein Dämon,
Nach Sinnlichem zu schmachten,
Riß mir das Ewige aus wundem Herzen.
Am Abgrund taumelnd ich mich selbst verlor.
Im Sterbeliede der Vergänglichkeit
Hör' ich den Seelenmord, den ich beging.
Gemein nun mit Gemeinem, schleppe ich
Die innre Kette meines Wahnsinns mit.
Ach, nach Genuß drängt jedes Menschenwesen
Und nur dem Dichter ist der Schmerz Genuß.
Mir, aller Gaben zum Genusse bar,
Blüht nur das Islandmoos am Kraterrande:
Entsagung.

Doch da ich also sinne,
Umspinnt mein Hirn ein wundersamer Traum.
Gewaltig seh ich mir vorüberwallen —
Wie Banquos Königsschatten,
In ihres Ruhmes Hermelin vermummt —
Die Schatten der vergangnen Thaten,
Die man als „Größe" pries.
Und Größe, wenn Genuß versagt,
Auch Größe ist ja Glück. Doch was ist Größe?
— — — — — — — — — —

Sieh' da, ich sehe Ihn!
Bleichfarbig, hager wie dem Grab entstiegen,
Von Wuchs weit unter dem gewohnten Maaß,
Von straffem Haar das Haupt umwallt,
Aus dem ein schicksalmächtiger Blick
Dolchscharf wie blauer Stahl dämonisch blitzt.
Er ist allein und hungert. Jener Name,
Der einst die Himmelswölbung
Selbst zu erschüttern scheint,
Ist ohne Echo noch im Sturm der Zeit.
Die bunte Menge rennt an Ihm vorüber,
Auf welchen die Aeonen schauen werden,
Verächtlich musternd nur die Knechtsgestalt
Des unbekannten Gottes.

Und dennoch ist er glücklich,
In dem Bewußtsein innrer Allmacht groß,
Der kleine Bonaparte!

Groß war er schon als Knabe,
Da er dem Windeswehn und Meeresrauschen
Der Heimatinsel lauschte, ein Poet —
Er, aller Träumer größter,
Shakespeare der That, dem all sein Leben ward
Zu einer Schicksalsdichtung.

Horch wie Posaunen schmettert's durch die Lüfte!
Der Weltgeschichte Adler rauscht herab,
Und wie der Aar des Zeus den Ganymed,
So reißt's aus ruhmloser Verborgenheit
Empor den großen Unbekannten,
Diogenes aus seiner Bettlertonne
Empor zum Sonnenfluge Alexanders.
Mit einem einzigen Sprunge schwingt er sich
Hoch auf des Sieges Donnerwagen
Und sein Triumph durchblitzt die schwüle Erde.

Die Brücke Lodis und die Brücke
Von Arkole, er zimmert sie zusammen
Zu einer einzigen Xerxesbrücke,
Auf der er weiter nun und weiter stürmt
Zum Orient-Ufer Alexandrias,
Wo sich sein Ahn, der Welteroberer,
An Jugend ähnlich ihm und an Gestalt,
Ein ewig Mal gesetzt.
Marengo! jauchzt die Erde siegestoll
Und dann, ununterbrochen, allbetäubend,
Gellt der Legionen Tuba: Heil dem Cäsar!
Austerlitz! Jena! Wagram! Borodino!
Ja, das ist Größe — doch ist dies das Glück?

Doch horch, welch neuer grauenvoller Ton!
Ein Trauermarsch von Millionen Trommeln,
Gerührt von florumwundenen Schlägeln
Auf eisumstarrter Steppe,
Geleitet nun zu Grab den Kaiseraar,
Den mit zerfetzter Trikolorenschwinge
Von seiner Sonnenhöhe niederwuchtet
Mit bleiern schwerem Druck dasselbe Schicksal,
Das ihm zum Riesenflug die Schwingen straffte.

Das ist der Trauermarsch,
Der einst entquoll Beethovens Seherseele,
Als ihm der allbewältigende Anblick
Des neugebornen korsischen Messias
Entpreßt die „Symphonie Heroika".
Doch da als Judas Jener sich entschleiert
Am Ideal der freien Menschlichkeit,
Auf dem allein die wahre Größe wurzelt,
Verbannte er den Namen Bonaparte
Aus seiner Götter Tempel.

Ob auch die Welt, die schnöd erbärmliche,
Die Sklavenheerde, die der Tag regiert,
Die früher Dich mit Füßen trat,
Den Fuß Dir feige leckt,
Als „groß" Dich anstaunt, eherner Koloß —
Hohl bist Du innen doch wie tönend Erz,
Du hast die Liebe nicht,
Die Liebe nicht zum ewig Liebenswerten —
Du bist verworfen
Von Schiller und Beethoven!
Abtrünniger, Du bist nicht groß!

Er ist nicht groß?
Blickt her, ihr großen Seher,
Auf's ferne menschenöde Eiland,
Wo einsam festgeschmiedet
Prometheus hier am Fels im Meer.
Was wogt durch diese Seele wohl,
Bis sie gesänftigt wie der Ocean
Der wrackbesäte, nach dem Sturme!
Doch dieses stolze, unruhvolle Herz,
Dies Meer, in das Vulkane sich gebettet,
Es sänftigt sich und dehnt sich weltenweit
Und ruhig wird's in ihm.
Aus dem Giganten, der gethürmt
Den Ossa auf den Pelion,
Wird nun ein Gott, ein ruhig stolzer Gott,
Der mit unsterblich hehrem Leiden
Auf das Vergängliche herniederschaut
In dem Bewußtsein seiner Ewigkeit.

Jetzt bist Du groß!
Wie einst der arme Unbekannte groß
Jetzt, jeder Macht entkleidet,
Allein dem Schöpfer gegenüberstehend,
Allein in Deiner Blöße, Mensch.
Und alles andre war nur Fiebertraum
Im Scheintraum dieses Lügenlebens.
Marengo, Austerlitz — das sind nur Namen,
Gelallt vom Weltgeist im Delirium, —
Kaisertum, Weltreich und Gloire,
Das Gift von Fontainebleau und Elbas Schmach,
Der Flug gen Notredame, der Donnerschlag von Waterloo —
Alles nur Schatten, die der Wahn erzeugte,
Leiden und Freuden eines Fiebertraums.
— — — — — — — — — — —

Und auch aus diesem Traum fahr ich empor,
Dem Traum der Wahrheit.
Nur eins ist wahr und bleibt: das große Ich,
Das sich als Mittelpunkt der Dinge fühlt,
Die kleine Welt im großen Hirn umfassend.

Urewiger Geist, der dieses All durchflutet
Und glorreich auch durch meine Pulse strömt,
O ich verstehe Dich und danke Dir!

An den Reichskanzler.

Nach seiner Rede vom 28. Januar 1886

Nie mengte ich mich jener Feigen Zahl,
Der Sklavenherde, die der Tag regiert,
Die, als Erfolg mit Lorber Dich geziert,
Dich angestaunt als ihren Götzen Baal!

Nicht Deine Macht gilt mir Unfehlbarkeit.
Nicht Du allein erschufest, was geschehn;
Auch Du warst nur erfaßt vom Sturmeswehn
Der allbeherrschend vorbestimmten Zeit.

Und doch, wie stehst Du hehr und riesenhaft,
Gewaltiger, vor diesem Zwerggeschlecht!
Ein Heiliges glüht unerlöschbar echt
Dir ewig durch den Rauch der Leidenschaft.

Es ist das Letzte, was dem Manne blieb,
Seit Säul' um Säule jeder Tempel fiel:
Der Vaterlandesgröße stolzes Ziel,
Zum eignen Volk der liebevolle Trieb.

Nicht Liebe war ja Deines Lebens Amt.
Dich hob zu Sternen ein erhabner Groll,
Da Dir das Löwenherz im Busen schwoll
Ob aller deutschen Schande insgesammt.

Nicht mitzulieben wie Antigone,
Nein, mitzuhassen, Grimmer, warst Du da.
Doch aus dem Hasse keimte Liebe ja,
Für uns geblutet hat Dein zorniges Weh.

Dein Volk, Dein Vaterland hast Du geliebt,
Des alten Reiches Schemen aufgenährt
Mit warmem Blut, wie's einst Ulyß gewährt
Dem Schattenheer, das durch den Hades stiebt.

Erz nietete den thönernen Koloß.
Noch jüngst — wie Freudenfeuer kreisend rann
Ein flammend Hochgefühl von Mann zu Mann,
Da Deiner Rede Flammenstrom sich schloß.

In Dir nur lebt der wahre Ahnenstolz
Des deutschen Namens, dessen Machtgebot
Einst sonnenhell die weite Welt durchloht' —
Geschnitten Du aus Nibelungenholz.

Den deutschen-Hundesinn tritt in den Kot!
Lehr Du den Stolz, ein deutscher Mann zu sein!
Wo solche Eichen wachsen, muß gedeih'n
Der deutsche Stolz in aller Wetternot.

Wo deutsche Zunge spricht, da bleibe stumm
Der Wälsche und der östliche Barbar!
Des Römers Erbe der Germane war —
Civis Romanus sum!

Zur Reform des Gymnasial-Unterrichts.

Von Professor Dr. Wilhelm Loewenthal.
(Lausanne.)

Der 25. Januar 1886 verdient rot angestrichen zu werden in den Annalen der Erziehungsreform auf zeitgemäßer und gleichzeitig vernünftiger Grundlage (was nicht immer gleichbedeutend ist); an diesem Tage haben sich nämlich die schweizerischen „Erziehungsdirektoren" (gleichwertig den Unterrichtsministern anderer Länder) der Kantone Genf, Waadt, Neuenburg, Freiburg und Bern in Genf versammelt, um gemeinsam über die im Gymnasial-Unterrichte einzuführenden Reformen zu beraten. Wie nun auch das unmittelbare Ergebnis dieser Beratungen in der Praxis ausfallen möge: von der Tagesordnung absetzen läßt sich die brennende Frage nirgends mehr, und direkt oder indirekt wird die Genfer Konferenz jedenfalls einen großen Schritt vorwärts bedeuten auf dem Gebiete der Erziehungs-Hygiene. Und da die Entwicklung dieses Teiles der Gesundheitswissenschaft allen Eltern aller Länder am Herzen liegen muß, so wird das in dem einen Lande erzielte Resultat nie ganz ohne Rückwirkung bleiben können auf das Vorgehen der anderen Länder; umsomehr wenn es sich, wie jetzt hier, um die Schweiz handelt, deren Erziehungswesen anerkanntermaßen einen der ersten Plätze in Europa einnimmt.

Das Verdienst, den ersten Anstoß zu der jetzt überall diskutierten und in Frankreich und Belgien bereits praktisch begonnenen Reform des Gymnasialunterrichts gegeben zu haben, gebührt unstreitig den Aerzten und vorzugsweise deutschen Aerzten. Zwar hatte schon Herder gewaltig gecifert gegen den geisttötenden Wort- und Formelkram in den humanistischen Gymnasien; so fragt er in seinen „Schulreden": „Was soll der Unrat dessen, was man zu ewiger Vergessenheit lernt? . . . Warum sollten wir die Jugend damit töten?" Jean Paul wird nicht müde, immer und immer wieder auf den gleichen Krebsschaden hinzuweisen; Goethe, Schiller und so ziemlich sämtliche Heroen deutschen Geisteslebens huldigten ähnlichen Ansichten; und Alexander v. Humboldt sagt kurzweg: „Wäre ich der heutigen Schulbildung in die Hände gefallen, so wäre ich geistig und leiblich zu Grunde gegangen."

Trotz dieser gewichtigen Stimmen blieb aber doch alles beim Alten; man ließ die Großen reden und paukte rüstig weiter. Eigentliches Leben bekam die Frage erst in der Mitte der siebziger Jahre, als Dr. Laehr in der Versammlung deutscher Irrenärzte zu Eisenach über die Geisteskrankheiten der Schüler sprach, denn das frühere Vorgehen von Dr. Güntz in derselben Sache (1859) war unbeachtet geblieben; auf Dr. Laehr dagegen folgten bald Dr. Finkelnburg (1877) und Dr. Hasse (1880), und die Debatten über diese Frage auf den Versammlungen deutscher Irrenärzte 1880 und 1881 fanden ihren Wiederhall weit außerhalb der Fachkreise bis in die gesetzgebenden Körperschaften.

Nun ist freilich die Frage: ob die Schuleinflüsse direkt Wahnsinn erzeugen, wissenschaftlich auch heute noch nicht entschieden; aber diese scheinbar über das Ziel hinausschießende Fragestellung hatte das Gute, die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Unterricht überhaupt und namentlich auf den Gymnasial-Unterricht zu lenken, und die bisher ungehört verhallten Klagen der Eltern durch die Autorität wissenschaftlicher Kapazitäten zu verstärken. Seitdem erst steht die Reform des Gymnasial-Unterrichts im Vordergrunde des Interesses, und nun erst ist ihr Zustandekommen in früherer oder späterer Zeit gesichert; während früher die pädagogischen Kreise sich meist kühl ablehnend verhielten, sind sie seither in die Diskussion eingetreten, und jetzt gewinnt auch in ihren Reihen die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Reform immer mehr Boden.

Als mehr oder weniger rasche, mittelbare und unmittelbare Erfolge des Aufnehmens der Frage seitens der Aerzte überhaupt sind zu verzeichnen:

Die vollständige Neuorganisation des klassischen Unterrichts 1880 in Frankreich, wo die Mängel am ärgsten waren und infolge dessen die Reform eher einem Umsturze ähnelte, was nicht ohne üble Folgen, für die Uebergangszeit namentlich, bleiben konnte.

In Belgien 1881 die Verlegung des Studiums der alten Sprachen in höhere Klassen, so daß der Unterricht im Lateinischen erst zu zwölf Jahren beginnt. (In Deutschland beginnt er zu neun Jahren, in Basel und Genf zu zehn, in Frankreich, in Bern und Zürich zu elf, in Aarau wie in Belgien zu zwölf Jahren; er dauert in Deutschland neun, in Basel und Genf acht, in Frankreich, Bern und Zürich sieben, in Aarau sechs und in Belgien fünf Jahre.)

In Preußen das ministerielle Rundschreiben vom 31. März 1882, nach welchem von Ostern 1883 ab Latein um neun Stunden und Griechisch um zwei Stunden gekürzt und der Beginn des Unterrichts im Griechischen von Quarta nach Untertertia verlegt wurde. Ferner das ministerielle Rundschreiben vom November 1884, betreffend die Ueberbürdung der Schüler höherer Lehranstalten mit häuslichen Arbeiten, welche Ueberbürdung fast ausschließlich auf die Verhältnisse im Unterricht der alten Sprachen zurückzuführen ist; und dieses Rundschreiben gewinnt für den Hygieniker eine hervorragend erfreuliche Bedeutung durch den Passus, welcher besagt: „Dieses Maß der Ansprüche an die häusliche Beschäftigung der Schüler sollen die höheren Schulen auch in dem Falle einhalten, wenn sich daraus ergiebt, daß in dem einen oder anderen Gegenstande der Umfang des Lehrstoffes beschränkt, die Höhe des Lehrzieles herabgesetzt werden müßte." Dieses prinzipielle

Zugeständnis an die Forderungen der Hygiene, diese Bereitwilligkeit, den Pflock nötigenfalls sogar ein Loch tiefer zu stecken, und dies von der höchsten Unterrichtsinstanz in Preußen ausgesprochen, — dafür schuldet die Erziehungshygiene Herrn v. Goßler einen ganz besonderen Dank.

Freilich bleibt überall noch sehr viel zu tun, um den minimalsten Ansprüchen der geistigen Hygiene auch nur einigermaßen gerecht zu werden; aber es darf auf der anderen Seite nicht verkannt werden, daß die wissenschaftliche Ausarbeitung dieses Teils der Gesundheitswissenschaft ebenfalls noch in den ersten Anfängen steckt, und daß die obersten Unterrichtsbehörden eines großen Landes nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet sind, von der Wissenschaft genügend begründete und praktische Vorschläge zu verlangen, bevor sie auf dem Boden der Reformen weitergehen. So lange aber die Seelenkunde auf der Grundlage philosophischer Spekulationen allein ruht, statt von der Beobachtung und namentlich der Beobachtung des sich entwickelnden Seelenlebens auszugehen, so lange ist auch an keinen wissenschaftlichen Ausbau der Hygiene des Unterrichts zu denken. Hic haeret aqua.

Aber die Mißstände sind inzwischen gar zu arg und gar zu augenfällig geworden. Das tägliche Leben verlangt gebieterisch von Jedem eine Erweiterung seines Wissens und Könnens, drängt Jedem die Notwendigkeit dieses erweiterten Wissens im Kampfe um's Dasein täglich klarer auf. Die Grundlage des Wissens sollen die Schulen liefern; deshalb stopft man immer mehr Wissenschaft in die Lehrpläne, will das Moderne nicht ganz vernachlässigen und von dem bisher Geübten nichts ablassen; und so kommt man zu der Ueberfüllung, die auch dem blödesten Auge als schädliche Ueberladung erscheint. Nun ist die offizielle Psychologie noch nicht so weit, um den einzuschlagenden Weg mit Sicherheit anzugeben? „Desto schlimmer für sie," sagen die Empiriker, „dann müssen wir uns ohne sie behelfen. Denn so geht's nicht weiter." Und schweizer Unterrichtsminister treten auf's neue zur Beratung zusammen.

Der schneidigste unter ihnen ist Herr Gobat, Erziehungsdirektor vom Kanton Bern. Für die öffentliche Meinung in der Schweiz jedesfalls auch einer der einflußreichsten, denn Bern ist Bundesstadt, Sitz der obersten Bundesbehörden, und derart, trotz alles Gegenzerrens der Kantönligeistler, moralisch der Mittelpunkt der Eidgenossenschaft. Freilich ist jeder Kanton in Unterrichtssachen so gut wie ganz sein eigener Herr; kein Kanton kann gezwungen werden, die in Bern beliebten Reformen ebenfalls einzuführen; aber eine Art von moralischem Einflusse übt das Vorgehen Berns immerhin aus, das liegt schon in der Natur der Verhältnisse. Außerdem ist jedem guten Schweizer seine Schule an's Herz gewachsen; sie ist — — wie es von Rechtswegen überall sein sollte, sein höchstes Kleinod, sein Stolz, die sicherste Gewähr für eine weitere gute Entwickelung des Vaterlandes, das ihm trotz alledem und alledem weit über allen Parteifragen, ja sogar über allen religiösen Streitigkeiten steht. So kommt es, daß das Schulwesen in allen Kantonen mit gleicher Vorliebe, fast möchte ich sagen: Zärtlichkeit, behandelt wird, gleichviel ob augenblicklich die liberale oder die konservative Partei an der Spitze der Kantonsgeschäfte steht, gerade so wie jedem Schweizer die Eidgenossenschaft als unantastbares Heiligtum gilt, er mag gleichviel welcher Partei oder Religion angehören, ja sogar anscheinend ganz vom Kantönligeist erfüllt sein; und so kommt es, daß im Unterrichtswesen jeder Kanton sein Aeußerstes thut, um sich hierin von den anderen Kantonen nicht überflügeln zu lassen, daß also vernünftige Reformen im Unterrichtswesen verhältnismäßig viel rascher sich verbreiten als die auf anderen Gebieten.

Die deutsche Schweiz nun ist mit der Reform des Gymnasialunterrichts in derjenigen Weise vorgegangen, die oben durch den verschiedenen Beginn und die verschiedene Dauer des Unterrichts im Lateinischen charakterisiert wird; und da will die romanische Schweiz nicht zurückbleiben, denn die Reform hat sich als gut bewährt, und in den romanischen Gymnasien steht der angebliche Klassizismus, in Wirklichkeit der Wort- und Formelkram, noch in vollster Blüte. Die vortreffliche Broschüre von Adolphe Tschumi (selbst Lehrer in Genf) „Routine et Progrès"

(Genf, 1883) giebt hierüber die schlagendste Auskunft. Nirgends wird so viel „Grammatik“ getrieben wie im Genfer College und Gymnase, da hier die Sprachen überhaupt 73,02 Prozent des gesamten Unterrichtsstoffes betragen, gegen 67,94 Prozent in Preußen und 63,36 Prozent in Aarau; trotzdem sind gerade die linguistischen Kenntnisse der Abiturienten die mindest hervorragenden, wie die wiederholten Rapporte des Staatsrats konstatieren. Der Muttersprache werden in Genf 26,07 Prozent, in der deutschen Schweiz dagegen nur 11 bis 12 Prozent, in Preußen gar nur 8,55 Prozent des Unterrichts gewidmet, — aber die Genfer Abiturienten sind trotzdem keine großen Sprachtalente, und der Staatsrats-Bericht von 1881 beklagt im Gegenteil ganz besonders „den Mangel an Spontaneität, Raschheit und Genauigkeit in den Antworten der Schüler.“ An der Quantität des dargebotenen Wissensstoffes kann das also nicht liegen, wohl aber an der Methode des Unterrichts, die ihrerseits mit dem früheren oder späteren Beginn des Sprachunterrichts auf das Innigste zusammenhängt; es ist klar, daß der Sekundaner keine besondere Vorliebe und auch kein Verständnis für Sprachstudien haben wird, wenn man ihn von Quinta an mit dem Auswendiglernen unbegriffener Worte und trockener grammatischer Regeln gepeinigt hat, und daß er im Gegenteil mit viel größerem Eifer und besserem Erfolg Sprachen und Litteratur treiben wird, wenn er mit klarem Kopfe und im vollen Besitze seiner Muttersprache, sowie der klassischen Werke derselben an diese, den höheren Klassen allein zukommende Aufgabe herangeführt wird. Und dieses Ziel ist das nächstliegende; der Gymnasialunterricht soll ein vorwiegend humanistischer bleiben, — oder vielmehr erst werden, denn jetzt ist er's wahrlich nicht, und dies mit Hilfe der eigenen Klassiker zuerst, sodann der antiken in guten Uebersetzungen; die so oft betonte „Gymnastik des Geistes“ kann dann, in den höheren Klassen, leichter und sicherer erreicht werden durch vergleichende Sprachstudien in Latein und Griechisch.

Im Grunde hat Herder schon dasselbe verlangt, wenn er in seinen „Schulreden“ einmal sagt: „Die Alten nicht kennen, heißt eine Ephemere sein, welche die Sonne nicht aufgehen sieht, nur untergehen, — aber die Schulherrn opfern einem reinen (??) Griechisch gern altgriechische Seelenreinigung.“

Der bernische Erziehungsdirektor nun will einen entscheidenden Schritt diesem Ziele entgegen thun, indem er frischweg Latein und Griechisch in die höheren Klassen zu verlegen und an Stelle des nur noch fakultativen Griechischen das Englische zu setzen vorschlägt. Darob sind etwelche Schulmänner baß ergrimmt, und ein Züricher namentlich hat all die alten und längst widerlegten Argumente in einem längeren Artikel der „N. Z. Z.“ wieder aufgewärmt; worauf der Berner „Bund“ in den letzten Tagen zwei geharnischte Artikel veröffentlicht hat, die allem Anschein nach aus der Feder des schneidigen Herrn Gobat selbst stammen, und in denen der Verfechter des bisherigen Schlendrians (der übrigens in Zürich selbst schon starke Einbußen erlitten hat, wie aus der obigen Lateintabelle erhellt) mit Glanz ad absurdum geführt wird. Gegen den im „Bund“ geführten Nachweis, daß die in Wirklichkeit klägliche Ausbeute aus den Klassikern mit der auf sie verwendeten Arbeit von Lehrern und Schülern (4500 Stunden für Latein allein!) in gar keinem Verhältnisse steht, läßt sich nichts einwenden; ebensowenig gegen die Gutachten der Straßburger und Greifswalder Universitäten, von denen die erstere sagt: „Wir können auf Grund unserer Erfahrungen versichern, daß nicht wenige der Medizin Studierenden trotz zehnjähriger Vorbereitung auf gelehrten Schulen unfähig sind, einfache Erscheinungen schnell und genau aufzufassen, das Beobachtete sprachlich richtig wiederzugeben, und mit der nötigen Sicherheit und Gewandtheit Urteile und Schlüsse zu bilden. Man erlebt es nur zu häufig, daß zwanzigjährige Jünglinge, deren Gehirne zehn Jahre lang mit humanistischem Wissen vollgepfropft worden sind, nicht im Stande sind, auf kurze und nicht mißzuverstehende Fragen, die jeder Mensch mit gesundem Verstande und guter Elementarbildung sofort begreift und beantwortet, eine treffende, kurze und bündige Antwort zu erteilen.“ Und die Greifswalder medizinische Fakultät meint noch bündiger: „Was heutigen Tages jeder

nur einigermaßen gebildete Mensch aus allen Ständen versteht, das ist dem jungen Manne, welcher ein Dezennium das Gymnasium besucht hat, in der Mehrzahl der Fälle vollkommen neu "

Mit solch guten Waffen ausgerüstet, geht der brave und, wie es auch heute noch im Schwyzerdütsch so trefflich heißt: „währschafte" Kämpe Gobat fröhlich auf den Plan; und er wird siegen, wenn nicht heut so doch morgen, so sicher, wie in der körperlichen Kinderpflege kräftige Nahrung über Lutschbeutel und Mehlbrei gesiegt haben. Der Streit selbst ist ja auf der ganzen Linie des Unterrichtswesens längst entbrannt; und wenn das Gerücht sich bewahrheitet, daß auch der ungarische Unterrichtsminister Trefort in die Bewegung eingetreten ist und nichts weniger beabsichtigt, als ein gemeinsames Vorgehen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands in der Umformung des Gymnasial-Unterrichts, dann wird bald in allen Kulturstaaten Europas die dumpfe Zwingburg klassikasternden Wortkrams niedergebrochen sein, und unsere Jugend wird froh aufatmen in der belebenden Atmosphäre wirklich begriffener Klassizität.

Und inzwischen wird auch die beobachtende Psychologie, die physiologische Seelenkunde als Besitztum der Medizin, rüstig an sich selbst weitergeschafft haben und im Stande sein, den Reformplänen eine wissenschaftliche Grundlage zu geben, dem heißspornigen Empfinden, das um jeden Preis helfen *will*, zur Seite zu treten als treuer Berater, der da zeigt, wie man am besten helfen *kann*. Auch in dieser Beziehung sind die hiesigen Mediziner nicht müssig. Ich selbst habe bereits im Winter 1884 bei den von der Genfer Unterrichtsbehörde alljährlich veranstalteten öffentlichen Aulavorträgen in meinem Cyklus über Hygiene der Erziehung die Gymnasialunterrichtsfrage vom medizinischen Standpunkte aus eigehend erörtert; vor kurzem hat die Genfer „Gesellschaft für Hygiene" eine außerordentliche Sitzung abgehalten zur Diskussion der einschlägigen Fragen, da in einigen Monaten die Reform aller Lehrpläne im Genfer Großrate zur Verhandlung steht, und an dieser Sitzung haben fast alle Professoren und Dozenten der Genfer medizinischen Fakultät teilgenommen und sich sämmtlich in derselben Weise ausgesprochen; endlich hat soeben Alexander Herzen, Professor der Physiologie an unserer hiesigen Akademie und ebenfalls begeisterter Vorkämpfer einer wissenschaftlich begründeten Gymnasialreform, die dringendsten Forderungen der physiologischen Pädagogik öffentlich zur Diskussion gestellt und mit seinem vortrefflichen Vortrage herzlichen Beifall bei den zahlreich erschienenen Zuhörern geerntet.

So rührt es sich lebensverheißend an allen Orten. Und wenn unser alter Hutten noch lebte, würde er wieder rufen können: „Es ist eine Lust zu leben", — notabene für diejenigen, die im Schaffen einer besseren Zukunft für die Nachkommenden nicht nur das eigene, vergangene und gegenwärtige Leid vergessen, sondern in diesem Ausblicke auf eine frohere Zukunft für Andere auch in der Gegenwart und für sich selbst das größte Glück finden.

Münchener Theater-Publikum.

Von Fritz Hammer.
(München.)

Nur der Massenbesuch kann in dieser bösen Zeit finanzieller Verlegenheiten die Theater über Wasser halten. Um die Massen anzulocken, muß für die Masse produziert werden. Theater, Litteratur, sonstige Kunst: alles hat ja Industrie werden müssen. Der Kapitalismus ist der Alleinherrscher, der irdische Allgott; wer sich nicht mit ihm zu stellen weiß, geht zu Grunde. Die edelsten, lautersten, idealsten Kunstübungen sind in der brutalen Maschinerie unseres modernen Industrielebens zu riesig kostspieligen Unternehmungen geworden. Sie krachen erbärmlich zusammen, wenn sie nicht von der Kapitalmacht getragen werden. Die Kapitalmacht für das Theater hat aber heute nicht mehr ein einzelner Mäcen, nicht der Fürst allein, nicht der Staat,

nicht die Stadt: die Kapitalmacht des Theaters läppert sich zusammen aus den Zuschüssen der Fürsten, der Staaten, der Gemeinden — und der Rest muß in den kleinen Geldbeuteln der Masse zusammengelesen werden. Drum sind die Theater auf den Massenbesuch, auf Zugstücke für die Masse und auf all' die spekulativen Kniffe angewiesen, welche jenes für das Unternehmen unbedingt notwendige Betriebskapital auf eine relativ anständige und andauernde Art beschaffen.

Bei diesem Theaterbetrieb, der durchaus nicht, wie blinde Idealisten und andere Wolkenkukuksheimer hartnäckig wollen, irgend einer ganz speziellen künstlerischen Entartung oder unsinnigen Verbohrtheit der Theaterleiter zur Last gelegt werden kann, da er ja aus dem ganzen Mechanismus unseres industrie- und kapitalstollen Wirtschaftslebens mit innerer Notwendigkeit hervorgeht, — bei diesem Theaterbetrieb spielt die litterarisch-dramatische Kritik eigentlich eine komisch überflüssige Rolle.

Ja, wenn die geehrteste Kritik zu ihren guten Lehren und Ratschlägen volle Geldbeutel legen, wenn sie ihr mit allerlei klugen Anregungen, mit Lobes- und Tadelssprüchen reichlich bedrucktes Papier in kursfähige Wertscheine für die armen Kunstkassen verwandeln könnte! „Der Worte sind genug gewechselt!"

Ohne der hochansehnlichen Gilde der weisen Kunstrezensenten irgendwie zu nahe treten zu wollen: so gescheidt und tiefsinnig und idealbegeistert wie sie sind im allgemeinen die dramatischen Schriftsteller, die dramatischen Institutsleiter und Künstler doch wohl auch. So unvorsichtig ist die Geberlaune des Himmels kaum zu denken, daß sie alle Schätze der Weisheit und profunden Einsicht allein auf die Häupter der kritischen Zunft ausgeschüttet und die Kunstveranstalter dafür mit aller erdenklichen Blödigkeit ausgestattet haben sollte! Mit Theorien läßt sich trefflich streiten — im tapfern Wortgefecht; allein die befreiende That kann heutzutage nur mit „Blut und Eisen", d. h. in unserm Falle mit den wuchtigen Waffen des Finanzgeistes in kapitalkräftigen Händen erfochten werden.

Die drei bekannten Dinge, die nach Montecuculi zum Kriegführen gehören, — Geld, Geld, Geld — sind ebenso unerläßliche Bedingungen zum Streiten und Siegen auf dem Schlachtfelde der Künste und Litteraturen. So ist die viel erörterte Theaterfrage auch nur ein Teil der ewigen sozialen Fragen — und als solche im letzten Grunde eine Frage der Machtmittel, d. i. wie die Dinge heute liegen, des Geldes.

Und das Theater — schreit Ach und Wehe, ihr idealen Reformer! — verkauft sein theatralisches Kunstvergnügen an die Meistgebenden und nimmt das Geld, wo es zu finden ist. Und wenn es kein zahlungsfähiges, ideales, künstlerisch und litterarisch durchgebildetes, nach den höchsten Genüssen begieriges und für deren Darbietung dankbares Publikum findet, je nun, dann wendet es sich an die Masse, an den großen Haufen, sucht ihn an das Kunsthaus zu gewöhnen und zu fesseln und innerhalb der gegebenen Möglichkeiten zu feineren Bedürfnissen zu erziehen. Ach, wie leicht redet es sich von dem idealen Zuge, dessen keine Volksbühne entraten dürfe, wie billig eifert es sich gegen theatralischen Flitterschein und dramatische Frivolität!

Schafft im deutschen Volke das ideale und zugleich zahlungsfähige Publikum und ihr habt sofort das ideale und leistungsfähige Theater! Mit den pathetischen Deklamationen gegen Mammonismus und Kunstverfall ist gar nichts ausgerichtet: hört doch endlich auf, von einem reinen, höheren Leben zu schwatzen, solange ihr des starken Armes ermangelt, uns aus gemeinen Sorgen und Nöten und finanziellen Verlegenheiten zu reißen!

Ohne die großen Summen, welche der König von Bayern den Münchener Theatern zugewendet hat, wären dieselben niemals auf die achtunggebietende Höhe gekommen, welche sie heute in der künstlerischen Welt einnehmen. Auch das Wagnertheater in Bayreuth, die Krönung des Lebenswerkes des größten musikdramatischen Genius der Deutschen, wäre ohne die großen Geldopfer des bayerischen Königs nicht zu Stande gekommen. Alle Welt weiß heute, daß die geniale Spendelust des kunstbegeisterten Monarchen infolge seines anderweitigen Kapitalaufwands für großartige Privatbauten fern von seiner Landeshauptstadt endlich eine Grenze gefunden. In Geldsachen hört bekanntlich nicht nur die Gemütlichkeit, sondern fatalerweise schließlich

auch die unumschränkteste Souveränität auf. Die Finanzwirtschaft des niedrigst wie des höchstgestellten Menschen hat ihre ehernen Gesetze.

Die edelmütigen Opfer, welche Bayerns König für die theatralische Ausstattung Münchens — sowohl für die Hoftheater wie seiner Zeit für das Gärtnertheater — gebracht hat, werden sich in nächster und fernerer Zukunft nicht leicht wiederholen lassen. Hat sich das Münchener Publikum dafür in vollem Maße dankbar erwiesen und auch seinerseits zu ausgiebigen Opfern für seine theatralischen Anstalten begeistern lassen? Keineswegs! Am wenigsten vielleicht die „oberen Zehntausend" der Landeshauptstadt! Und sie, die offiziellen Vertreter der Bildung, der Intelligenz, des Reichtums, der vornehmen gesellschaftlichen Stellung, sind doch wohl in erster Linie zur Rechenschaft zu ziehen, wenn es sich um Klagen wegen mangelnden Theaterbesuchs und finanzieller Fehlergebnisse handelt.

Analysieren wir ein wenig diese „oberen Zehntausend" der bayerischen Residenz: da sind zunächst die zahlreichen Prinzen und Herzöge, die der Dynastie nahestehenden hohen Aristokraten, die Hofbeamten, die Vertreter fremder Höfe und Regierungen, die Minister und Regierungspräsidenten mit ihrem ausgebreiteten Beamtenstab, die Spitzen der militärischen Behörden mit ihrer glänzenden Gefolgschaft, die zahlreichen Vertreter der Universität und Akademie — sie alle stehen in weithin leuchtenden Ehren und Würden mit dem entsprechenden Jahreseinkommen zu vornehmer Lebensführung, dann die Vertreter unserer immer reicher sich entfaltenden Großindustrie mit fürstlichem Einkommen, die Finanzgrößen, die kapitalkräftigen Privatiers mit großstädtischen Prätensionen — was leisten sie Alle für die Unterstützung der königlichen Theater? Liegt ihnen die Bedeutung und das Ansehen ihrer königlichen „Kunststadt" wirklich so am Herzen, daß sie in glänzenden Reihen zu den musischen Spielen ziehen, mit ihren Familien die Logen und Ränge der prächtigen Theatersäle füllen und dem Auge des Beobachters das erhebende Schauspiel nicht nur eines ausverkauften, sondern eines vornehm besetzten, kunstbegeisterten Hauses bieten? Giebt ihre Kunstliebe fröhlichen Anlaß, im Theater mit dem Goethe'schen Sänger auszurufen:

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit —

und so weiter? Vor der Welt, der so viel prahlende Märchen von der Kunststadt München aufgebunden werden, sei's geklagt: nein,! die herrlichen königlichen Theater sind kein regelmäßiges Stelldichein für die „oberen Zehntausend", es gehört vielmehr zu den seltensten Seltenheiten, die durch Rang, Reichtum und konventionelle Auszeichnungen gehobene höhere Gesellschaft, „le monde" wie die Franzosen sagen, in den Münchener Kunsthallen einigermaßen vollkommen vertreten zu sehen. In diesem Stücke wird es mit dem kunstsinnigen point d'honneur in der bayerischen Kunststadt flauer genommen, als sonst irgendwo, und das Wort „Noblesse oblige" wird nirgends gleichgiltiger behandelt, als gerade hier.

Man hat eine Reihe vorzüglicher Theaterabende gesehen und kann sie immer sehen — vorzüglich sowohl nach der Stückwahl als nach der Darstellung und Inszenierung —, wo die besten Sperrsitze, die vornehmsten Logen unbesetzt geblieben; man hat es erlebt und kann es noch erleben, daß zahlreiche vornehmere Bedienstete, welche durch die Munifizenz des Königs die Berechtigung freien Eintritts genießen, bei klassischen Aufführungen durch Abwesenheit glänzten oder inferiore Vertreter entsandten; man hat immer wieder Gelegenheit zu konstatieren, daß hervorragende Kunstmünchener aus den sogenannten „besten Ständen" von den theatralischen Ereignissen aus persönlicher Teilnahme gar nichts wissen, sondern nur durch Zeitungsnachrichten sich notdürftig auf dem Laufenden erhalten. Fürwahr, das sind trostlose Zeugnisse unseres vielgerühmten Kunstlebens — eines Kunstlebens, wie es etwa nur in Buxtehude oder Kuhschnappel begreiflich und saisongemäß wäre! Wenn das die

klassischen bayerischen Griechen von Isar-Athen sind, so möchten wir uns gelegentlich einmal — die anderen vorstellen lassen!

In anderen Städten, z. B. in Paris, hat die feine Welt sogar ihre „festen Tage" im Theater; der Montag gehört dem Schauspielhaus, der Freitag der Oper u. s. w. An diesen Tagen, gleichgiltig was das Repertoire und die Besetzung bieten mögen, ist alles, was in der höheren Gesellschaft als ein vollkommen gebildeter und wohlerzogener Mensch gelten und seine soziale Stellung behaupten will, im Theater auf seinem Platze. So verlangt's einfach der gute Ton, die aristokratische Sitte — selbst im demokratisierten Paris. Selbstverständlich erscheinen die Vertreter der guten Gesellschaft auch im Theater in der eleganten Kleidung der guten Gesellschaft. Welche Rücksichtslosigkeiten und Saloperien erlauben sich nicht selten die Theaterbesucher in der Kunststadt München hinsichtlich der Toilette! In Berlin, das gewiß eher auf spartanische denn auf üppige Traditionen weisen kann, würde man beim Publikum der Theater zweiter und dritter Güte oft umsonst nach den Geschmacklosigkeiten in der Kleidung suchen, denen sich das Publikum des Münchener Hoftheaters mit wenigen Ausnahmen gewohnheitsmäßig hingiebt.

Man sagt wohl: wäre München eine wirkliche Residenzstadt mit einem reich entfalteten Hofleben, erschiene der König bei den öffentlichen Theatervorstellungen u. s. w., so wäre Alles ganz anders, das Haus wäre dann von der besten Gesellschaft besetzt, die trübselige Aschfarbigkeit und Werktäglichkeit würde einer farbigeren Pracht, einem reicheren Glanze der Toilette weichen, ein ganz anderer vornehmer Geist würde das Haus beleben — — Gewiß hat diese Bemerkung etwas für sich, allein durchschlagende Beweiskraft ist ihr keineswegs zuzusprechen. London z. B. hat in seinen besseren Theatern das reichste, vornehmste, exklusivste Publikum auf seinen Plätzen, es waltet die aristokratischste Strenge in der Kleidung, der feinste Ton im Umgange, ohne daß das so überaus monarchisch gewöhnte Volk jemals auf das Vorbild des Hofes gewartet hätte. Allerdings ist der Engländer ein viel entwickelterer Kulturmensch als der Bayer, und hinsichtlich der Kraft der Initiative und der selbstbewußten, stolzen Strebsamkeit nach Höhe und Verfeinerung ist zwischen beiden überhaupt kein Vergleich zu ziehen.

Die bayerische Kunststadt besteht in dem Genie der dort wohnenden Künstler, in deren Schöpfungen, Sammlungen, Darbietungen, aber sie lebt nicht in den Köpfen und Herzen der Bevölkerung, sie ist nicht in die Sitten gedrungen, sie ist nicht lebendiges Fleisch und Blut der Gesellschaft. Die Kneipwirtschaft mit ihrem übermäßigen plebejischen Bierkultus, die unsinnige Vereinshuberei und andere süße Philisterherrlichkeiten haben die Entwickelung eines wahrhaften Kunstgeistes, der die Sitten und Gewohnheiten der Bevölkerung zu erneuern, veredeln und zu reinerer Höhe geistreicher Geselligkeit emporzuheben vermöchte, gehemmt. Und unter dieser Entwickelungshemmung leiden die Münchener Theater am meisten, deren Zuschnitt, Führung und Rentabilität eben jenen stark entwickelten gewissenhaften und zahlungsfähigen Kunstgeist voraussetzen, der bei den vielbelobten Isar-Athenern leider nur eine schöne Fabel ist.

Der flüchtige Leser — es gibt ja heutzutage kaum mehr einen anderen — wird nun schnellfertig im Urteile ausrufen: „Da seht her, wie er wieder das Kind mit dem Bade ausschüttet! Als ob's für das Münchener Theater, sowohl für das am Max-Josefs-, wie für das am Gärtnerplatz, nicht noch eine kleine fromme Kunstgemeinde gäbe, die allen Vorgängen der dramatischen undmusikalischen Kunst mit dem treuesten Interesse, ja mit Begeisterung folgt!"

Gewiß giebt es diese kleine fromme Kunstgemeinde in München: Studenten der verschiedenen Hochschulen, jugendliche Künstler und Gelehrte, brave Arbeiter, schöngeistige Handlungsbeflissene — alle Hochachtung! Dazu eine kleine Auslese von pensionierten Beamten und ehrbaren Bürgersleuten der mittleren Stände, die ihr Bischen Lebenspoesie pflegen, in guter Gesellschaft eine Thräne der Rührung weinen, einen Witz belachen, eine hübsche Schauspielerin, eine virtuose Sängerin, eine niedlich aufgeputzte Tanzpuppe bewundern wollen, und zu diesem Zwecke sich vielleicht gar zu

Dreien oder Vieren zu einem Abonnement zusammenthun; dazu endlich die Kunstliebhaber aus den zahlreichen Fremdenkolonien in München — ei freilich, das gibt zusammen eine aller Sympathien würdige kleine Kunstgemeinde, nur füllt sie das Haus und die Kasse nicht, nur ist sie nicht geistig bedeutend und gleichartig genug, um in bestimmender Weise auf die Entwicklung des Theatergeistes Einfluß zu gewinnen. Es sind dankbare Kostgänger der Bühnenkunst, die mit Behagen jedes Repertoir wie die Speisekarte eines angesehenen Auskochgeschäfts abessen. Es sind unverdorbene Naturen, die noch eine künstlerische Genußstrapatze vertragen, auf einem billigen Stehplatz eine ungekürzte Wagner-Oper, am Ende gar den ganzen Ring anhören können, ohne zu jammern. Der richtige Münchener, der Urkunststädter kann so etwas ja nicht. Der ganze Wagner macht ihn kaput; bei einer Schack'schen „Timandra" ist er am Schlusse eine halbe Leiche; er verdaut nur die Operette und kann nur nach einer Posse seinen rechten Schlaf finden. Daher seine triumphierende Miene, wenn er irgend einem hochberühmten Gaste zu Liebe — den man ja doch gesehen und gehört haben muß um der lieben Eitelkeit willen — eine ganze Wagner-Oper oder ein fünfaktiges Drama über sich ergehen ließ und nun auf die Frage nach seinem werten Befinden antworten kann: „Die Geschichte hat mich zwar sehr angegriffen, es ist die reine Schinderei, aber gottlob, ich hab's gut überstanden nnd wunderschön ist's g'wesen."

Nach einer Minute setzt er jedoch sicher bei: „Wirklich wunderschön — man kriegt mich aber sobald nicht wieder!"

Püsterich.

(Aus einem episch-lyrischen Gedicht „Wuotes Heer". Manuskript.)

Von Heinrich v. Reder.

(München.)

Der Püst'rich lief wie Feuerbrand,
Sobald er auf den Füßen stand,
Dem Winde nach in's Weite.
Wie ferner Wandervögel Sang
Ein Tönen durch die Lüfte klang
Und gab ihm das Geleite.

Wie flog sein rabenschwarzes Haar!
Sein Sehnen nach der Windsbraut war,
Die fuhr ihm durch die Strähnen.
Er kannte sie gleich am scharfen Griff,
Am Flügelschlag und grellen Pfiff,
Sie lachte ihm zu durch Thränen.

Mein Püsterich, komm' her geschwind,
Wir beide sind der Freiheit Kind,
Ich will dich brautlich küssen.
Sieh dort, wie sich die Tanne biegt!
Wenn dich mein Arm im Sturme wiegt,
Dein Herz wird brechen müssen.

Ich singe dazu dein Wiegenlied,
Ich sang's schon einmal fern im Ried
Bei wilder Nacht im Wetter.
Du lagst auf deiner Mutter Schooß,
Dein Bett war Farrenkraut und Moos,
Dein Kissen welke Blätter.

Dein erster Blick in diese Welt
Sah finst're Nacht vom Blitz erhellt,
Er flammt in deinen Augen.
Ein Donnerschlag hat dich geweckt,
Daß Nichts auf Erden dich erschreckt
Und wir zusammen taugen.

Der Regen wusch dein braun' Gesicht,
Doch eine Mutter weinte nicht,
Die Tochter Königs Zündel.
Sie küßte dich, vom Weh erwacht,
Und trug dich schweigend durch die Nacht
Im leichtgeschürzten Bündel.

Ich sang dir zu. Dein erster Schrei
Drang hell durch meine Melodei.
Ich hört' es mit Entzücken.
Ich sang dir Leidenschaft in's Blut
Und heiße Sehnsucht, stolzen Mut
Und Haß gen Menschen-Tücken.

Nun bist du wildschön, groß und stark,
Dir zittert keine Furcht im Mark,
Du bist ein Sohn der Haiden.
Ich sing' dir zu, komm her geschwind,
Doch wisse, wer die Windsbraut nimmt.
Darf nimmer von ihr scheiden.

Da sprang zu ihr der Düsterich:
Windflüchtig Weib, ich liebe dich,
Wo steht dein Zelt geschlagen?
Soweit dein pechschwarz' Auge schaut
Und weiter als der Himmel blaut,
Muß ich dahin dich tragen.

Vom Boden weg begann der Flug,
Mit Jauchzen um den Knaben schlug
Die Windsbraut ihre Schwingen.
Nicht lang, so schrie der Düsterich:
Du wildes Weib, wie drückst du mich,
Mir will das Herz zerspringen.

Sei still mein Lieb, bald ist's vorbei,
Nur manchmal fährt die Raserei
Mir stoßweis durch's Gefieder.
Und fort ging's über Berg und Thal
In Liebeslust und Todesqual,
Kein Auge sah ihn wieder. —

Wiener Kunst-Epistel.

Von Hans v. Berlepsch.

(München.)

Wien, Januar 1886.

Lieber Freund! Weit draußen bin ich über dem Ring und sehe den Stephansdom nur so zwischen Nebel und Schornsteinrauch über die Gärten und Häuser her von weitem winken. Wenn ich vom Ring spreche, so weißt Du auch, daß das etwas fundamental verschiedenes ist von jenem Ding, was man in München so zu bezeichnen pflegt. Hier stehen nämlich am Ring vielerlei großartige Dinge, z. B. Semper'sche Museen, die Universität von Ferstel und dergleichen Riesenwerke mehr, während unser Münchener „Ring" durchaus nicht aus lauter monumentalen Gliedern besteht, sondern recht oft an kleine Vorstadt-Häuschen von einem Stock mit beschränkter Aussicht erinnert, deren wenig weit gespannter Horizont es meistens mit künstlerischem Klatsch und weihevoller Selbstberäucherung zu thun hat. Dieweilen man hier die Granden bewundert, die den Kreuzritter umgekehrt spielen, die nämlich das Kreuz von Osten her über uns gebracht haben, oder zu bringen wenigstens bemüht sind, so staunen wir (in München) und darin sind wir entschieden bessere Menschen, jene an, die christlich getauftermaßen auf nachgemachten curulischen Sesseln sitzen und mit einem Winke des Zeigefingers — bewahre, eines Knochenstabes ihren getreuen Fascesträgern zuwinken: „Er sterbe". Nein, zum Teufel, wir leben noch, wir kämpfen noch, möchte ich da mit Turgéniew rufen, obgleich es eigentlich verpönt sein sollte, heute direkt beim ursprünglichen Namen zu nennen, was wir sagen oder reproduzieren. Da wir nun aber in Monacho Monachorum gar oft in den Fall gekommen sind, originelle Einfälle einmal da oder dort in älterer Ausgabe bereits zum Kochen fertig vorzufinden, so daß nur eine etwas kürzere oder längere Sauce komponiert zu werden brauchte, um die Sachen unserem Zeitgeiste einigermaßen anzupassen, so nimmst Du es mir auch nicht übel, wenn ich, da sich die Gelegenheit gerade bietet, den großen Russen einmal zitiere, den man ja doch, schon um des guten Rufes willen, auf dem Salontisch muß liegen haben, wie sich auch allerlei fremde Zeitungen ja stets gut ausnehmen, wenn sie, zufällig da und dort herumliegend, vom Besucher wahrgenommen werden; und ein Plutarch in altem Einband oder Kants Kritik der reinen Vernunft, lose darüber hingeschmissen, den Eindruck machen, als würde gerade in diesem Salon der Geist literweise verzapft. Gerade in diesem Punkt ist man übrigens hier in Wien sehr stark, und neben den Werkzeugen des Fecht-Sports, dem ja bekanntermassen hier die fashionable Damenwelt ein aufmerksames Auge widmet, mit und ohne Maske, findest Du — Lessing, Goethe, Schiller, Grillparzer, allenfalls auch Byron stehen, selbstverständlich im

Bücherschrank mit blauseidenem Vorhange, den man sonst nur nicht überall und in allen Verhältnissen anzuwenden pflegt — die neuesten Schriften von Marx und andern Autoritäten der sozialistischen Bewegung, hastig aufgeschnitten, bis auf Seite 25 oder noch um ein paar Seiten mehr, des Studiums halber natürlich, denn das Kokettieren mit dergleichen Sachen — Doch was spreche ich! Nein, das Capua der Geister existiert nicht mehr, und die Phäaken, von denen der geistreiche Italiener sprach, sind zum Teil Spartaner, zum andern Athener geworden, und die Eulen verdunkeln im schaarenweisen Flug allhier die Luft; glaub's oder glaub's nicht, es ist so, denn seitdem so stark der Wind aus Böhmerland bläst, darf man hier nimmer von böhmischen „Dalken" sprechen, und das war doch sonst ein Leibgericht der Wiener. Heute wäre das eine Beleidigung jener Leute, die, hätten nicht andere ihnen das Epitheton schon vorweggeschnappt, sich der Welt entschieden als die „grande nation" präsentieren würden, natürlich mit lauter Namen ächt czechischen Klanges an der Spitze wie Müller—czek, Meyer—czek, Huber—czek. Warum ein guter Mann sich nicht Rieger—czek nennt, das begreife ich nicht, aber hier begreift unser einer gar vieles nicht. Dabei fällt mir ein Spaß ein, für den ja schließlich die Sprache nichts kann, selbst wenn es in einer Tragödie vorkommt. Da wurde nämlich kürzlich einmal an einem czechischen Theater (es soll sogar in Prag gewesen sein) eine antike Tragödie, natürlich in czechischer Sprache gegeben. In einem effektvollen Moment weist die Hauptperson des Stückes eine andere entrüstet von sich mit dem Worte, was wir etwa mit „Fort" oder „Weiche von hinnen" geben würden. Auf böhmisch aber heißt das: Pritsch, pritsch — und da sollen selbst die Böhmen gelacht haben. Bei einer andern Tragödie, deren Urtext allerdings nicht im Heimatlande der Kuchelbader Helden gewachsen ist — es ist die Braut von Messina, ruft der Chor im vierten Aufzuge des dritten Aktes: Rache, Rache. Der Gemordete, um dessentwillen die Rache angerufen wird, soll sich allerdings in Gesellschaft Beatricens gewälzt haben, vor Lachen nämlich, als er den Ruf hörte: Pomsda, Pomsda, was im czechischen genau dem deutschen Urtexte entspricht. Das Publikum nahms als einen onomatopoetischen Laut für das Hinfallen des gemordeten Don Manuel und lachte aus Leibeskräften. Nun, das wird sich ja alles verbessern bis zu dem Zeitpunkte, wo im Burgtheater die czechische Muse ihren Einzug halten wird und die Parole lautet: Seht, wir Böhmen sind doch bessere Menschen.

Im übrigen ist man sonst hier sehr gut deutsch gesinnt und die Polizisten dürfen am Sonntag Pickelhauben tragen, aber wohlverstanden nur am Sonntag. Unter der Woche tragen sie die alten Kappen auf dem Kopf und die altwienerische Gemütlichkeit im Herzen, soweit es nicht ebenfalls böhmische Import-Beamte sind, die eines schönen Tags einmal den erstaunten Wienern vom St. Nepomuks-Dom sprechen werden, da Stephan doch eigentlich kein nationaler Heiliger ist, sondern von jenen gesteinigt wurde, die am Ring jetzt die Schlinge immer enger zusammen ziehen über den Hals von Alt-Wien. Lassen wir das. Es ist ein garstig Lied und reimt sich alles dabei auf „Prozent", wenn's auch manchmal ganz ungereimtes Zeug ist. In Hexenkesseln aber, und Bankstuben, Börsenhallen und ähnliche Institute sind ja unsere modernen Hexenkessel, werden Tränke gebraut aus Dingen, die in keines Alchymisten Zeichenbuch zu finden sein dürften und nur für den als gereimt sich anhören, dem das Geschrei und Gebrüll im weiten Börsensaal so erscheint, wie dem Komponisten eine wohlgesetzte Fuge.

Geh mit auf ein Atelier und schau mit mir ein paar Sachen an, die mit all dem politischen und materiellen Plunder nichts zu schaffen haben, sondern von einem ächt künstlerischen, poesievollen Odem durchzogen sind.

Willst Du wissen wer es ist, den wir aufsuchen?

Otto König, — und um gleich in medias res zu gehen, zitiere ich Dir wörtlich ein paar Sätze des verstorbenen genialen Eitelberger, des Schöpfers des österreichischen Museums und seiner vortrefflichen Schulen. Er schreibt u. A. in den „Mitteilungen des k. k. Museums": Bildhauer König ist seit seinem ersten Auftreten eine ausgezeichnete künstlerische Individualität, ohne alle Frage das erste Talent auf dem Ge-

biete der kleinen Figural-Plastik in der gesamten deutschen Kunst. Ausgestattet mit einem reichen Fonde schaffender Phantasie, zeichnen sich alle seine Arbeiten durch eine eigentümliche Poesie, einen feinen Schönheitssinn in den Linien, eine keusche und doch lebensvolle Behandlung des Nackten aus und durch eine bis ins Kleinste gehende vollendete Durchführung im Detail. — — Die Arbeiten von König gehören mit ihrer ganzen Weltanschauung der modernen deutschen Schule an und stehen mit jener eigentümlichen norddeutschen Romantik und Stilistik in Verbindung, die speziell in den Werken Sempers, Hähnels, Rietschels und Ludwig Richters in Dresden zum Durchbruche gekommen ist. Ein eminenter Zeichner, wie König es ist, (das können wir von den Münchener Bildhauern nicht durchweg sagen), fehlt es ihm auch nicht an Gewandtheit des Geistes, um den zartesten Gemüts- und Seelenstimmungen in seinen plastischen Werken einen sprechenden Ausdruck zu geben" u. s. w. König ist ein Schüler Hähnels und führt unter den Wiener Kollegen, da er eine Reihe von äußerst genial komponierten Brunnen geliefert hat, nach des geistreichen Falke leicht hingeworfenem Witz den Beinamen eines „Fontifex maximus". Schauen wir einmal so ein paar Brunnen-Modelle an. Das neueste unter ihnen ist als Monument für die Gebrüder Grimm gedacht. Innerhalb eines weiten, originell gegliederten Flachbeckens, das beinahe an den Grundriß einer romanischen Kirche erinnert, erhebt sich ein kräftiger romanischer Pfeiler mit Eckſäulchen. Auf der Vorderseite setzt eine derb gegliederte Muschel an, aus deren schäumender Schale in wunderbar graziöser Körperlinie sich eine Nixe emporwindet zu einem andern sich herabneigenden Figürchen, dem Mährchen, das dem Weibe des feuchten Elementes sein Geheimnis anvertraut, eine Komposition, die an die liebenswürdigsten Sachen von Moritz von Schwind erinnert. Neben dem sitzenden Mährchen hängt an knorrigem Eichenstumpf ein Schild, auf dessen Oberfläche in Relief die Porträts der beiden berühmten Germanisten angebracht sind. Rückwärts wird ein anderes Wasserbecken von der markigen Figur eines Gnomen getragen. Es sind also die Hauptelemente, die Erde, das Gestein und das Wasser, in deren Gebilden das Mährchen ja am meisten zu thun hat, hier als die dienenden Elemente verwendet. Kröten, Eidechsen und andere Amphibien, die auch oft mit in dieses Gebiet hereingezogen werden als verwunschene Prinzen und Prinzessinnen, geben jenes Spiel von sich durchkreuzenden Wasserstrahlen ab, das, zumal im Sonnenlicht, mit einem wahren Sprühregen von glänzenden und gleißenden Tropfen das Ganze übergießt. Ein anderes, als Komposition ebenso originelles als satyrisches Brunnenmodell ist für Pirabad in Rußland bestimmt. Die Wirkung der dortigen Quellen soll nämlich in Bezug auf Kinderlosigkeit in der Ehe eine sehr heilsame, für's schönere Geschlecht wenigstens, sein. Das hat unser Künstler mit seinem Humor erfaßt. Ueber dem Becken erhebt sich die Gruppe: Aus dem Quellenstrudel steigt eine prächtig muskulöse, jugendlich männliche Tritonen-Figur empor und reicht einem älteren Manne, der höher sitzt, einen zappelnden Bambino — sapienti sat. Noch ein solches Motiv: Brunnen für den Garten eines Astronomen. Auf der Weltkugel, der nach vier Seiten Wasser entspringen, die vier Jahreszeiten, auf der Mondsichel Venus. Ein reizender kleiner Amor lüftet am schönen Haupte der Göttin den Schleier, unter dem als Hauptzier des Diadems ein Stern hervorleuchtet. Das der Weltkugel entspringende Wasser sammelt sich in zwei kleineren Schalen, die über einer kräftigen wulstigen Mittelpartie auskragen. Um diese herum ist ein Nixentanz komponiert, der an Reiz der Erscheinung, an Schönheit der Linienführung keinen Wunsch übrig läßt. Die Weiber tauchen zum Teil mit ihren Fischleibern noch in das Wasser des untersten großen Beckens.

Noch viel könnt' ich Dir erzählen von den köstlichen Entwürfen, die in den beiden Ateliers aufgestellt sind — und sollt' ich Dir erst erzählen, was der Künstler selbst für ein liebenswürdiger Mensch ist, dann würd' ich heute nimmer fertig!

Korrespondenz der Redaktion.

Frau J. C. in W. Die Parodie auf das Heine-Rubinstein'sche Lied „Afra", welche bei dem Abschiedsfest des berühmten Tonmeisters und Klavierhelden Anton Rubinstein in Wien zum Vortrag gelangte, lautete so:

Täglich schlug der Wunderbare
Seine Hände auf und nieder
Um die Abendzeit am Flügel,
Wo die weißen Tasten glänzen.

Sieben Tage spielt der Meister,
So daß von der edlen Stirne
Ihm die weißen Wasser plätschern,
Täglich wird er bleich und bleicher.

Eines Abends kriegt ein Fräulein
Einen Anfall von Begeist'rung,
Und in Ohnmacht stürzt die Dame
Just dem Spielmann in die Arme.

Und der Meister sprach: Ich heiße
Rubinstein und bin aus Rußland,
Sehr zuwider sind mir Damen,
Welche sterben, wenn ich spiele.

Herrn J. H. in W. Also sprach Zarathustra: „Allzulange war im Weibe ein Sklave und ein Tyrann versteckt. Deshalb ist das Weib noch nicht der Freundschaft fähig: es kennt nur die Liebe.

„In der Liebe des Weibes ist Ungerechtigkeit und Blindheit gegen Alles, was es nicht liebt. Und auch in der wissenden Liebe des Weibes ist immer noch Ueberfall und Blitz und Nacht neben dem Lichte.

„Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig: Katzen sind noch immer die Weiber, und Vögel, oder bestenfalls Kühe.

„Noch ist das Weib nicht der Freundschaft fähig: Aber sagt mir, ihr Männer, wer von euch ist denn fähig der Freundschaft? —"

Herrn F. G. in M. Der Philosoph spricht: „Wer irdische Pfade wandelt, dem ist das Weib sicher eine liebevolle Begleiterin, wer aber ideale Ziele verfolgt, der soll es in Frieden ziehen lassen. Denn Frauen wollen wie die Kinder immer beschäftigt sein oder sie verfallen auf Thorheiten oder werden untreu. — Für Dichter und Denker großen Stils ist die Ehe heute geradezu ein Sprung aus dem Erhabenen ins Lächerliche, aus dem Himmel in — er weiß am Morgen selbst nicht wohin.

Herrn G. K. in F. Das ist eine Sache, die nur, voll und rund ausgesprochen, deutlich gemacht werden kann. Würde sie aber mit Worten wirklich deutlich gemacht, so würden Ew. Hochwürden zweifellos in dero Schlafzimmer sich wälzen vor Lachen, im Wohnzimmer und Salon aber, ich wette, höchlichst darüber empört — sein? nein — thun! Das ist der Lauf der frommen Welt; auch die „Diener der Wahrheit" haben zweierlei Meinung: eine, die sie aussprechen, und eine, die sie für sich behalten. Amen. Mit unserem Realismus stimmt dergleichen nicht.

Herrn A. St. in A. Ihr Spott über Zola's „wissenschaftlichen Experimental-Roman" ist billig — und erst Ihr kluger Hinweis auf die „ewigen Muster deutscher Klassik"! Wenn Sie unseren Goethe los hätten, müßten Sie ein wenig auch seinen Ausspruch kennen: „Nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seien. Man vergaß, daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß nach einem Umschwung von Zeiten beide sich wieder freundlich zu beiderseitigem Vorteil auf höherer Stelle gar wohl wieder begegnen könnten."

Alter Abonnement in G. (Böhmen). Die gewünschte Belehrung finden Sie in der Schrift: „Die Urteile heidnischer und jüdischer Schriftsteller der vier ersten christlichen Jahrhunderte über Jesus und die ersten Christen. Von Richard von der Alm. Leipzig, Otto Wigand, 1864.

Herrn H. K. in P. Wir empfehlen Ihnen das Reisewerk des jungen französischen Weltfahrers Raymond Comte de Dalmas „Les Japonais, leur pays et leurs moeurs". Paris. Plon 1885. Durch ihren großen Reichtum an sittengeschichtlichen Beobachtungen nicht allein, sondern auch durch die ungeschminkte, nichts vertuschende, fesselnde Darstellung zeichnet sich dieses Reisewerk vor ähnlichen deutschen und englischen Schriften vorteilhaft aus. — Bei ausreichender mathematischer Vorbildung greifen Sie zu dem eminenten „Lehrbuch der Geophysik und physikalischen Geographie" (2 Bände) des berühmten Ansbacher Professors Dr. Siegmund Günther.

Herrn Ch. H. in St. Dr. Robert Hirschfeld in Wien urteilte folgendermaßen: „Das Unglaublichste in absichtlicher oder aus Unverstand unabsichtlicher Entstellung der formalästhetischen Grundsätze hat jüngst Josef Sittard in zwei Vorträgen „Zur Einführung in die Aesthetik und Geschichte der Kunst" (Stuttgart 1885) geleistet. Da diese Schrift vorderhand in den Blättern noch eifrig gelobt wird u. s. w." Also wieder einmal statt einer Ein- eine Irreführung — aus Unverstand!

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, H. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), sämmtliche in München.

Johann Strauss

Die Gesellschaft.

Realistische Monatsschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. März 1886. Heft 3.

Sibylle.

Novelle von Mathilde Gräfin Lucknер.

(Altenburg.)

(Nachdruck verboten.)

Eine Rose gebrochen, ehe
der Sturm sie entblättert.
Lessing.

Im Atelier war es still geworden, nachdem die vielen Besucher, welche laut und stürmisch begeistertes Lob gespendet hatten, es endlich verlassen.

Nur der Freund des Meisters stand noch neben dem Maler vor dem Bilde, der neuesten Schöpfung des bewunderten Münchener Künstlers, wie gebannt von dem ergreifenden Zauber jener Frauengestalt auf der Leinwand.

Er allein fand kein Wort der Anerkennung, trotzdem er wußte, daß gerade nach der seinigen den Freund verlangte.

Und auch jetzt versagte ihm die Rede.

„Sprich ein Wort!“

Fast befehlend klang diese Bitte des Malers.

Der Angeredete wandte sich und reichte dem Fragenden stumm die Hand; doch die Art, wie er des Malers Finger leidenschaftlich preßte, und sein Blick, der tief und lange mit vollbefriedigtem Ausdruck in des Freundes Augen tauchte, — redeten eine verständliche Sprache und ein befreiender Atemzug entrang sich der Brust des Malers.

Abermals betrachtete der Freund das Bild.

„Wieder diese unheimlichen Augen, welche in eine andere Welt zu blicken scheinen, wieder diese blassen Lippen, deren Anblick den Beschauer glauben macht, daß sie der Tod geküßt! Ist es Dir denn gar nicht möglich meinem Wunsche, wie dem der ganzen kunstliebenden Welt nachzugeben und endlich einmal frisches, pulsierendes Leben zu schaffen? Weshalb bringt uns jedes Deiner wundervollen Werke — ein Gespenst — statt eines Weibes?“

Der Maler schwieg.

„Steh mir endlich Rede,“ fuhr der Andere fort, ihn zu einem Ruhebett führend, auf welchem Beide sich niederließen. „Alle fragen sie es, Deine Freunde, Deine Bewunderer, — Du hast für sie nur ein starres Schweigen! Wirst Du auch mir niemals einen Blick in Deine Seele vergönnen?“

Auf des Meisters sympathisches Antlitz trat ein so verzweifelnd-resignierter, bitter-entsagender Zug, daß es den Freund peinlich berührte und er seine Bitte bereute.

„Wenn etwa meinethalben Du schmerzliche Erinnerungen aus trüber Vergangenheit heraufbeschwören willst,“ begann er, „so verzichte ich auf Dein Willfahren meines Wunsches.“

Der Maler schüttelte das Haupt.

„Faß' es nicht so auf," sagte er, „es ist vielleicht gut, wenn ich mich Dir gegenüber endlich ausspreche. — Es war in Wien — mir jungem Burschen von damals schien die Welt zu meiner persönlichen Freude erschaffen zu sein. Ich besaß große Begriffe vom Idealen, bildete mir ein, mit dem Rezept meiner Freundschafts- und Liebes-Theorien Segen verbreiten zu können, und hatte, bei allem Glauben an meine Beglückungsmission, unglaublich wenig Menschenkenntnis.

So verachtete ich z. B. völlig den wilden, ungestümen Drang des Blutes, welcher Mann und Weib zu einander zwingt, auch ohne klügelnde Vernunft, ohne berechnende Ueberlegung: daß Geist und Gemüt dem des Anderen harmonisch seien.

Ich glaubte, stets Herr meiner Handlungen, meiner Leidenschaft bleiben zu können und braute mir einen weiblichen Homunkulus zusammen, der alle diejenigen Eigenschaften verkörperte, die ich erforderlich hielt für den Gegenstand meiner Liebe.

Mein phantastisches Unding war selbstverständlich vollendet schön an Körper und Geist, — ich nannte es „mein Ideal des Weibes".

In späteren Zeiten lächeln wir gewöhnlich über die Träume unserer unklaren — und sich ach! so unendlich weise und abgeklärt wähnenden Jugend, ich möchte jetzt auch über mein „Ideal" lächeln, wenn meine Fröhlichkeit nicht einen herben Beigeschmack hätte!

Du kannst Dir denken, daß mein lebhaftes Temperament dasjenige zum Ausdruck drängte, was meine Gedanken augenblicklich beschäftigte und ich mag meine Umgebung recht mit Gesprächen über diese Puppe meiner Phantasie geplagt haben.

Am meisten hatte meine arme Freundin, Sibylle von Hegern, darunter zu leiden. Sie war die Tochter eines, in Wien zurückgezogen lebenden pensionierten Offiziers, — gar nicht hübsch — aber das, was der Engländer well born and well bred nennt, — eine durch und durch vornehme Natur, und — — — sie war meine Freundin, so sehr Freundin wie sie es in ihren wahrhaft heroisch-selbstlosen Begriffen von Glauben und Treue als höchste Aufgabe erfaßt hatte.

Zu Ehren irgend eines mildthätigen Zweckes fand eine theatralische Aufführung statt; bei der Gelegenheit, — ich spielte den Odoardo, dessen herber Jugendstolz für meine damalige Stimmung prächtig paßte, sie die Emilia Galotti — hatten wir uns kennen gelernt.

Bekanntlich gehört wenig dazu, um jungen, unerfahrenen Mädchen einen hohen, — ja den höchsten Eindruck von Liebenswürdigkeit zu machen.

Mir gelang dies Sibyllen gegenüber erstens durch die mir zugefallene Rolle, deren Charakter sie sofort mit dem Darsteller identifizierte, zweitens durch meine höchst erhabenen Lebensansichten, welche ich ihr darlegte. Mit der Schilderung meines „Ideals" warf ich den letzten Rest von Widerstandskraft, den Sibylle ihrer aufkeimenden Neigung mädchenhaft entgegenstellte, zu Boden und riß ihre Seele gleichsam gewaltthätig an mich, obgleich ich selber genau wußte, wie wenig sie jenem Homunkulus ähnelte, — — — — sie war nicht einmal hübsch!

Sibylle mußte das ja ebenfalls empfinden; sie brauchte nur in den Spiegel zu blicken, um zu erkennen, daß sie einen bleichen Mund und aschblondes Haar besaß, während ich rabenschwarzen, glänzenden Scheitel und kirschrote Lippen von meiner beneidenswerten Auserwählten zu erwarten mich für berechtigt hielt! — Gesundheit ist Vorbedingung zur Schönheit: mein Normal-Weib mußte selbstverständlich ganz gesund sein. Auf Sybyllens bleichen Wangen aber lagerte oftmals, vorzüglich bei Erregungen, ein unheimlich hektisches Rot, das einem aufmerksamen Beobachter zu bedenklichen Sorgen Anlaß gab, und ihre Augen hatten einen krankhaften Ausdruck, ich möchte sagen: einen Blick in's Jenseits. Eigentlich verabscheute ich kranke Menschen. —

Beim Schlußakt des Stückes hatte ich neben der ermordeten Emilia niederzuknieen. Mich beherrschte die Aufregung des Spieles, und als ich Sibylle so bleich vor mir liegen sah, mit dem leidenden Gesichtsausdruck ihrer Rolle, erfaßte mich ein heißes Empfinden, so daß ich sie bei der vorgeschriebenen Umarmung wirklich küßte.

Ich dachte mir wenig oder nichts dabei, folgte nur meinem augenblicklichen Gefühl! Wie erstaunte ich aber, als ich Sibylle an meiner Brust heftig erbeben fühlte und auf ihrem Antlitz dunkle Röte mit erschreckender Blässe wechseln sah.

Verhängnisvoll klangen mir dann meine eigenen Worte: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert." —

Mahnend drangen sie an mein Gewissen, das sich aber keine Rechenschaft darüber geben wollte.

Auf dem Heimwege war Sibylle wortkarg. Erst nach vielem Bitten konnte ich sie bewegen, mir den Grund ihrer Verstimmung zu sagen. Sie konnte meinen Kuß nicht verwinden!

„Soll unsere Freundschaft wie bisher fortbestehen," sagte sie, „so darfst Du niemals wieder Dich so vergessen! Das ist gegen meine Mädchenehre, und die muß ich mir wahren, — auch Dir gegenüber."

Ich gelobte Besserung und erklärte feierlichst, daß ich sie nicht habe kränken wollen, nicht Mangel an Achtung für sie mich verleitet habe! —

Täglich verbrachte ich Stunden in Sibyllens Gesellschaft, ich war in ihrem Elternhause ein gern gesehener Gast, holte sie zu Spaziergängen ab, besuchte mit ihr Theater und Konzerte und führte sie dann abends nach Hause. Ach, welch' edle, hochherzige Lebenspläne beredeten wir da miteinander!

Wie schrankenlos ließ ich sie in mein Herz blicken, wie unbedingt konnte ich bei ihr auf Verständnis für jede, in mir erstehende Regung zählen!

So berichtete ich ihr eines Tages, — es war am Allerseelentag und wir schmückten gemeinsam die Gräber unsrer geschiedenen Lieben — von demjenigen Ereignis, welches ich als das Glück meines Lebens ansah. Ich sagte ihr, daß ich mein „Ideal" gefunden habe.

„Sie besitzt Alles, Alles, genau so, wie ich es geträumt, ersehnt" schwärmte ich. „Ich kenne sie schon seit Wochen, wollte ihr aber erst Zeit geben, mich lieben zu lernen."

„Mußte sie das erst lernen?" fragte Sibylle, — anscheinend mit ihrer gewohnten Ruhe, und doch fiel mir ihre eigentümlich scharfe Betonung der Worte auf.

„Morgen werde ich mit ihrem Vater sprechen," fuhr ich jubelnd fort, „der Mutter vertraute sie sich bereits, dieselbe ist mit Allem einverstanden. Oh, Sibylle, ich bin der glücklichste Mensch von der Welt, und Du sollst es mit mir sein, liebste, beste Freundin!"

Sie schwieg, wie dies häufig ihre Art war, wenn sie mit sich selbst nicht gleich in's Klare kommen konnte, während ich, in meiner unbekümmerten Selbstsucht, von der schönen Maria erzählte — Maria Marfi, meiner Liebe! Mit gesenktem Haupte saß Sibylle vor mir auf einer Steinbank der Familiengruft; ein Zweig wilder Rosen rankte sich um das Grabmal und Sibyllens schlanke Hände zerpflückten mechanisch eine der Blüten.

Ich sah dies, bemerkte auch die Röte, welche verräterisch jäh ihre Wangen färbte und — in die Sorglosigkeit meines Liebesglückes trat plötzlich ein Schatten: ich gedachte jenes Theaterabends, gedachte jener Worte: „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert;" schwer fielen sie mir in die Seele! — — —

„Sibylle, liebe Freundin," begann ich dringend, „es wird Zeit, daß wir nach Hause gehen, die feuchte Abendluft könnte Dir schädlich sein."

Da hob sie das bleiche Gesicht zu mir empor, ihre Augen trafen mich mit umschleiertem Blick, und ich sah große Thränen sich aus den Augen lösen und langsam über ihre Wangen rollen. Stumm reichte sie mir die Hand und nickte wortlos vor sich hin.

„Warum freut Dich denn nicht mein Glück?" fragte ich. „Was ist Dir? Fühlst Du Dich krank?"

„Mich friert," flüsterte sie und zog sich den Pelz fester um die Schultern. Sie erhob sich. Beim Vorwärtsschreiten berührte ihr Fuß die entblätterte Blume. Sibylle blieb stehen, ihr Blick ruhte schweigend auf der Rose am Boden.

„Wenn ich gestorben bin, begrabt mich hier, zu Füßen der wilden Rose", flüsterte sie. Dann verließ sie den Friedhof, stumm mit der Hand mir verbietend, sie zu geleiten.

Ich gehorchte.

Mir war beklommen und angstvoll zu Mute, — das Glücksgefühl von vorhin wollte sich nicht wiederfinden lassen!

Aber morgen — morgen sollte ich glücklich werden! Damit versuchte ich vergeblich, meine düstere Stimmung zu verscheuchen.

Der Morgen kam, ich eilte zu meinem Mädchen, wurde von den Ihren mit Freuden aufgenommen und schloß die schöne, kindliche Braut an mein sehnendes Herz. — —

Sibyllens trauriges Bild verblaßte in meinem Erinnern.

Doch nur für kurze Zeit, denn als ich heimkam, fand ich einen Brief von ihr vor.

Sie teilte mir in erschreckender Kürze mit, daß „wir auf immer scheiden müßten."

„Ich kann nicht teilen," hieß es in den wenigen Zeilen, „und bei Deiner gestrigen Mitteilung ist es mir klar geworden, daß ich mich in meinen Gefühlen für Dich geirrt habe. — Nicht Freundschaft empfand ich, — — — nur Liebe allein kann mit so heißer Qual ein armes Herz erfüllen, wenn es Abschied nehmen muß."

Sie flehte dann noch in rührender Weise, ich möchte mich ernst prüfen, ehe ich über mein ganzes Lebensglück entschiede. „Ich fürchte," so schrieb sie, „daß die leibliche Schönheit jenes Mädchens Deine Sinne gefangen nahm, Dir nicht die nötige Ruhe ließ, um über ihre geistigen Eigenschaften nachzudenken."

Ach, Sibylle hatte Recht!

Ich blinder, leidenschaftlicher Thor mußte das nur zu bald einsehen und lernte schmerzlich meinen unseligen Irrtum büßen! — — —

Sibylle hatte mich gebeten, sie nie wieder aufzusuchen, ich trotzte dem und eilte sogleich nach Empfang ihres Briefes zu ihr.

„Ich kann Dich nicht lassen, Du bist mir zu meinem Glücke ebenso unentbehrlich wie die Luft, die ich einatme und wie das Sonnenlicht, welches mir die ganze Natur in hellerem, freudigerem Glanze zeigt," so bat ich — und ich bat nicht vergebens.

Sibylle willigte in Alles, versprach, sich zu ruhigerem Empfinden zwingen zu wollen, — — — mir ihre Freundschaft zu bewahren!

Ein Jahr verfloß.

Sturm und Frieden lebten abwechselnd in meiner Brust. Maria Marfi beseligte mich heute durch ihre hingebende Liebe, um morgen durch ihre oberflächliche Gedankenrichtung, die sich meiner ernsten Lebensauffassung durchaus nicht anbequemen wollte, die qualvollsten Zweifel in mir zu erregen, — Zweifel an meinem zukünftigem Glück! —

Sibylle war ihrer Gesundheit wegen längere Zeit abwesend von Wien.

Wir suchten durch unsere Briefe die Wohlthat einer mündlichen Aussprache zu ersetzen. Fast täglich gab sie mir Nachricht und ebenso häufig antwortete ich, — unsere Freundschaft war inniger denn je!

Neujahr war gekommen.

Sibyllens Briefe lauteten so sehnsüchtig letzter Zeit, sie klagte ernster als gewöhnlich über ihren Zustand — und mich ergriff plötzlich auch mächtig die Sehnsucht nach ihr, meiner treuen Freundin.

Ich reiste zu ihr, langte am letzten Tage des Jahres in ihrem Aufenthaltsorte an.

In dichten Flocken wirbelte der Schnee auf die Erde und trieb mich hastig durch die Straßen zu Sibyllens Wohnung.

Ich zog die Glocke, schob die mir öffnende Pförtnersfrau bei Seite und betrat das Zimmer meiner Freundin. Sibylle schrie bei meinem unerwarteten Anblick laut

auf und ohne Ueberlegung, ohne Besinnen, warf sie sich, am ganzen Körper zitternd, in meine ausgebreiteten Arme.

Lachend und weinend zugleich, ruhte sie an meinem Herzen, so erregt — wie ich sie niemals gesehen!

„Ich habe Dich wieder, — ach, endlich habe ich Dich wieder," lachte und jubelte sie mit strahlenden Augen, mit brennenden Wangen.

Entzündet und hingerissen von ihrer Bewegung wollte ich sie küssen, doch meine Zärtlichkeit riß sie aus ihrem Freudenrausch, sie entwand sich mir und mit gewaltsamer Anstrengung zwang sie sich selbst in die gewohnten ruhigen Bahnen.

Wir verbrachten Stunden reizvollen, erregten Gefühls- und Gedanken-Austausches.

Die Zeit verging wie im Traum, und mit Erstaunen vernahmen wir die zwölf Schläge der Mitternacht

Sibylle öffnete das Fenster, nahm ein Tuch um die Schultern und wir lauschten hinaus.

Feierlich tönten die Glocken über der stillen Stadt. Wir lehnten an der Fensterbrüstung und blickten in den fallenden Schnee.

Da erhoben sich helle Töne, laut und klingend strömten sie zu uns herüber vom alten Rathausturm; stärker wuchsen sie an, sich endlich zu einem Chorale fügend.

Sibylle horchte schweigend, ihr nachdenkliches Sinnen teilte sich mir mit, und durch unsere Seelen zogen ernste Schatten vom Vergangenen und Zukünftigen.

Sibylle raffte sich plötzlich auf.

„Ernst, Du mußt fort," sagte sie hastig, „es ist spät geworden." —

„Du wirst mich doch nicht jetzt schon fortschicken wollen, Sibylle? — Kürze mir nicht grausam das langentbehrte Glück Deiner Nähe! Es bleibt noch so Manches zu sagen, wer weiß, wann wir uns wiedersehen?" drang ich in die Widerstrebende — „außerdem finde ich ja jetzt kein Quartier, so spät in der Nacht, in dieser kleinen Stadt."

Sie schwankte.

Mein Gewissen sprach mich frei von jedem unreinen Gedanken. Dieser Umstand ließ mich trotzig Sibyllens Einwand: „was werden die Leute sagen?" bekämpfen.

„Was gehen uns die Anderen an? Unser eigenes Bewußtsein von Recht und Unrecht sagt uns, daß es keine Sünde ist — warum also der Menschen wegen sich einen Zwang auferlegen! Zudem kann ich ja auch morgen früh unbemerkt das Haus verlassen!"

„Vielleicht wage ich weniger durch Dein Bleiben," sprach Sibylle, „als wenn ich jetzt, zu so später Stunde, die Hausbewohner riefe, Dir das Thor zu öffnen! Würden sie mich dann nicht auch falsch beurteilen?"

Ich blieb.

Sibylle räumte mir ein Zimmerchen ein, und beim „Gutenacht" schien sie jedwede Sorge verlassen zu haben, so heiter lächelte sie mich an. —

Am anderen Morgen begrüßten wir uns beim Frühstück. Sibylle war sorglich und frauenhaft, ihre anmutige, stille Weise beim Ab- und Zugehen erfüllte mich mit Ruhe und sanftem Behagen und bildete einen wohlthuenden Gegensatz zu der lärmenden Art, durch die sich sonst meine Morgenstunden auszeichneten.

Wir trennten uns.

Um Sibyllens Mund zuckte es verräterisch, als sie ihre Hand zum Abschied in die meine legte.

„Lebewohl!" sagte sie leise, „lebe wohl!"

Mir war weh um's Herz — denn mehr als mir bewußt war, hing meine Seele an ihr.

Rasch schritt ich dem Ausgange des Zimmers zu; als ich schon an der Thüre stand, rief ihre sanfte Stimme mich zu sich zurück.

„Du wolltest mich gestern küssen," flüsterte sie und ein tiefes Rot flog über ihre Züge.

„Ich meinte es nicht dulden zu dürfen — küsse mich jetzt — — — daß ich Dir nichts versage! Ist mir doch, als sollte ich Dich niemals wiedersehen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich nahm sie in meine Arme, preßte meine Lippen auf ihren weichen blassen Mund und küßte sie wiederholt, küßte auch ihr schimmerndes, lockiges Haar.

In ungestümen Schlägen pochte mein Herz und heiß stürmte das Blut durch meine Adern.

Nie werde ich den Ausdruck von Sibyllens Angesicht vergessen, als ich sie verließ: ein Hauch seliger Ergebung rang dort mit schmerzvollem Gram.

* * *

Mein Beruf führte mich nach Wien zurück; oh mein Gott! grausam begann mein neues Jahr!

Laß mich hinwegeilen über jenes Ereignis, das heute noch, — nach so vielen Jahren — mich mit Haß und Bitterkeit erfüllt.

Unerwartet traf ich im Hause Marfi ein, — — und fand meine schöne Braut in den Armen eines Andern!

Was half mir all' mein Schmerz, mein Zorn, meine Entrüstung? Hier war nichts mehr zu ändern, nichts zu bessern! Wie ein Wahnsinniger tobte ich, — mein beleidigter Stolz, mein gekränktes Selbstgefühl brachten mich um alle Vernunft, die mir etwa nach dem Verrat an meiner Zuneigung noch geblieben war. —

Es dauerte geraume Zeit, ehe ich mich genugsam erholen konnte, um den Anforderungen, welche mein Künstlerberuf an mich stellte, gerecht zu werden.

Da kam ein Brief von Sibylle. Derselbe rief mir erst in's Bewußtsein, daß sie mir seit meinem Besuche noch nicht geschrieben.

Ich öffnete den Brief und starrte die wenigen inhaltsschweren Zeilen an.

Ihr „Lebewohl" von damals glaubte ich in diesem Augenblick wieder zu hören, und ihre Worte: „ist mir doch, als sollte ich Dich niemals wiedersehen!"

Gewaltsam mußte ich mir Fassung erringen, um bis zum Ende zu lesen.

Sibylle schrieb, sie sei sterbend; der Arzt, ihrer dringenden Bitte gehorchend, hatte ihr diese Wahrheit nicht verheimlichen wollen!

Dieser letzte, tötliche Anfall ihres langen Leidens hatte sie ergriffen, als — gleich nach meiner Abreise — ihre Wirtin zu ihr gekommen mit der Weisung, Sibylle habe ihr Haus zu verlassen! Dieses Haus habe nur Platz für ehrbare Damen, — nicht aber für ein Mädchen, welches durch meinen Besuch in später Nacht der herkömmlichen Sitte zuwider gehandelt habe! — — —

* * *

O, mein Freund, was waren die seelischen Schmerzen der jüngst vergangenen Tage, im Vergleich mit dieser neuen Marter meines schuldbewußten Gewissens? —

Hatte ich über Maria Marfi's Treulosigkeit gezürnt gleich einem Rasenden, — versank ich jetzt bei diesem Schicksalsschlage in eine trostlose stumme Starrheit, welche lähmend meine Lebensgeister bedrohte.

Nur ein Wunsch brannte auf meiner Seele: „zu ihr, zu ihr, ehe es zu spät ist!"

* * *

Das Schicksal versagte mir die Erfüllung meines Wunsches.

Ich fand meine Freundin tot!

Mir blieb kein Trost! Der blaße Mund hatte sich auf immer geschlossen und das verzeihende Wort, nach dem mein Herz sehnsüchtig verlangte, — das Wort der Liebe — ich sollte es nicht hören!

Bei ihrem Anblick fluchte ich mir und meiner Selbstsucht! Ihre kalte Hand verzweifelnd an meine Lippen pressend und ihr einen Kuß des Mitleids und der Liebe auf die Stirne hauchend, stürmte ich hinaus, ihr Bild vor Augen und im Herzen!

Thor, der ich mein Glück in die Hände jener schönen Marfi legte, um Sibyllens treues Herz zu brechen! In meiner selbstsüchtigen Laune zwang ich ihre Seele an die meine — — und tötete ihre Seele!

* * *

Auf dem alten Kirchhofe am Stefansthor liegt meine arme Freundin begraben zu Füßen der wilden Rose!

Der schwarze Granitblock zeigt in goldenen Lettern die Worte:

„Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert!"

Ich aber bin ein einsamer Mann geworden, einsam für alle Zeit!

Und nun wirst Du auch begreifen, weshalb die Frauengestalten meiner Bilder jenen Blick in's Jenseits haben müssen, — weshalb meine Kunst den blassen Lippen kein rotes Leben einzuhauchen vermag!"

Ein einsames Sterben.

Von John Henry Mackay.

(Berlin.) (Nachdruck verboten.)

Der Mittagssonne Strahlen brennen glühend
Hernieder auf der Weltstadt Häusermeer,
Pestschwang're Hitze überall hin sendend . . .
In ihrem Bann liegt rings jedwedes Leben,
Jedweder Pulsschlag stockt und jeder Atem,
Und dumpfes Bangen liegt auf allen Menschen. —

Und immer drückender und schwüler brütet
Der Stille stumme, unheilvolle Angst — —
— — — — — — — — — — — —

Im vierten Stockwerk unter'm Dach ein Zimmer,
Und auf dem Bett einsam ein Sterbender . . .
Rings keine Menschenseele. Alles lautlos.
Nur Fliegensummen an den blinden Scheiben,
Durch die die Sonne qualvoll glühend brennt.

Des Mannes irre, tiefe Augen schweifen
Hin an den kahlen Wänden, auf der Stirn
Perlt kalter Schweiß, von Todesschauern wild
Geschüttelt wälzt der sieche Leib im Stroh
Des Lagers hin und her sich, krampfhaft greifen
Die mag'ren Hände in die leere Luft,
Der schwachen Brust entfährt ein mattes Stöhnen,
Das furchtbar-flehend ungehört verhallt . . .

Jetzt richtet er sich auf, und wilde Worte,
Sinnlos und angstvoll, murmeln seine Lippen.
Dann wieder packt ihn namenlose Angst:
Ihm naht der Tod, doch er *will* noch nicht sterben.
— Noch nicht! — Noch nicht!! — Nur eine Stunde gieb' mir —
Nur *eine* Stunde noch — und dann — — dann komm!" —

Erschöpft sinkt nun auf's Lager er zurück
Und atmet schwer und bang . . . Nun alles
Still wie vorher — nur an den Fensterscheiben
In hellster Sonnenglut der Fliegen Summen,
Und fern vom Kirchturm schlägt die Mittagstunde . . .
— — — — — — — — — — — —

Wer ist der Mann, der hier vereinsamt stirbt?
Einst lachten goldene Tage ihm. Ein froher,
Geliebter Knabe in der Eltern Armen,
Floß ihm die Jugend hin in heller Lust.
Doch mit dem ersten Schritt, den auf dem Boden,
Dem trügerischen, er des Lebens that,
Erfaßte ihn das Schicksal mitleidslos,
Wie neidisch, daß bisher es ferngehalten
Ihm war von seiner Jugend reinem Glück.
In die erwachende Seele legte es
Ein heißes Wollen, doch kein starkes Können,
Und dieses ward zum grausen Fluche ihm
Vom ersten Tag bis heute, der der letzte!
Nicht plötzlich, langsam nur erwachte in ihm,
Jedoch von Stund' zu Stunde brennender,
Die Ruhmessehnsucht, nach Unsterblichkeit
Der glühendheiße, niemals ruhende Wunsch,
Und keine Stunde schenkte ganz und voll
Ihm mehr Zufriedenheit und Seelenfrieden.
Er wollte — übermächtig trieb es ihn.
Da fühlte Kraft er in sich, doch die Stunde
Zerrann in Traumgebilden oder floß
In halbem Können ungenützt hinab . . .
Er wollte — und er fühlte Kraft in sich!
Da zuckte wohl ein Funken aus dem Feuer
Des Inneren, doch nie gelang es ihm
In eine Schöpfung alle Glut zu bannen — —
Und wenn die Stunde dann hinabgeschwunden,
Dann kam sein ganzes Elend über ihn,
Da fühlte er der eigenen Schwachheit Qual.
Dann packte wild ihn die Verzweiflung an,
Und in der nächsten Stunden tollem Rausch
Suchte Vergessenheit er, von der nichts
Die Seele wußte — — — immer, immer folgte
Ein grausiges Erwachen, und dann rang
In dumpfer Pein er mit der dunklen Macht,
Bis er ermattete . . . . . und er ward ruhig.
Dann sagte er zu sich: Du bist noch jung,
Du kannst noch warten, kannst Erfahrung sammeln,
Um dann auf einmal in ein einziges Lied
Des ganzen Daseins Tiefe auszuströmen!

In falscher Ruhe schwand so Stund' auf Stunde,
Schwand Woch' auf Woche, Jahr auf Jahr dahin:
Das Lied, das ihm Unsterblichkeit und Ruhm
Verleihen sollte, war noch nicht geschrieben. —

Die Jugend war dahin, sie war verloren,
Unwiederbringlich hin, in wildem Irren!
Nun war er Mann, jedoch in allem halb,
Und in nichts ganz: nicht ganz in seinem Wissen,
Nicht ganz in seinem Können, und da drang
Von seinen Lippen ein gequälter Fluch:
— „Schicksal, wozu? — wozu? — du zeigtest mir

In meiner Jugend einst ein gold'nes, reines,
Ein Paradies von unschuldsvollen Freuden —
Warum vertriebst du mich daraus und senktest
Tief in die Seele diese wilde Sehnsucht?
Du bist mein Schuldner nun, und nun, nun zahle
Mit Zinsen mir, was du mir nahmst, zurück:
Laß mich aus den verlorenen Jugendjahren
Erkenntnis ziehen für die nächste Frist —
Gieb' mir mein Lied — und ich will dir verzeihen!"
In dumpfes Grübeln sank er nun. Sich selbst
Wollt' er erkennen, um aus seines Innern
Bisherigem Zwiespalt Schöpferkraft zu saugen.
Er grübelte — und grübelte — und wußte nicht,
Daß es dieselbe, irre Sehnsucht war,
Die seines Lebens Fluch von je gewesen . . .
Wohl überkam es ihn wie dunkle Ahnung,
Daß dieser Fluch ihm immer folgen würde,
Daß vor sich selbst er nie sich retten würde,
Und doch zugleich der alte, dunkle Wahn,
Der immer tiefer seine Wurzeln schlug
In seiner Seele wildzerrüttetem Grund:
Ein Lied, ein einzig Lied — und dir wird Alles,
Befreiung — Friede — und Unsterblichkeit!
So schwand des Lebens Mittag langsam hin,
Zum Niedergange neigte sich die Sonne . . . .
Was war er nun? Die Einen sagten spöttisch:
„Ein Narr, der nach Phantomen rennt!" — „Ein Schwächling."
Die Anderen: „Ihm fehlt der Arbeit Segen."
Jedoch Verständnis fand er nie und nirgends.
Die Eltern waren lange tot — gestorben
In Trauer um den ungeratenen Sohn.
Die Liebe war an ihm vorbeigegangen,
Die Freundschaft hatte still sich losgesagt . . .
Nun kam die Not herbei und sah ihn an,
Jedoch er fühlte kaum den stieren Blick —
Er dachte nur an Eines — — immer noch!

Und Tag auf Tag entschwand, und Jahr auf Jahr,
Sein Lied — noch immer war es nicht begonnen.
Wohl kamen ruhevollere Stunden ihm,
Da füllte seine Seele leise Wehmut,
Da küßte wohl sein heißes Aug' die Thräne,
Da wünschte er das Ende nur herbei.
Jedoch die Stunden gingen auch vorüber
Und aus der Asche flogen immer wieder
Noch Funken, die wie Wahnsinnsblitze zuckten
Durch seines Daseins grauenvolle Nacht,
Und die sein Wahnbild grell beleuchteten,
Daß er die welken Hände strecken mußte
Nach ihm in letzter, todesbanger Angst! —
— — — — — — — — — — — —

Nun nahet ihm der Tod! Nach kurzem Schlummer
Erwacht er nun zum letzten wilden Kampf . . .
Er setzt im Bett sich auf. Die großen Augen
Durchfliegen starr den trostlos öden Raum,
Sie fliegen durch die flimmernden Sonnenstäubchen,
Und durch die Scheiben, weit und weit hinaus . . .
Ein seliges Lächeln liegt auf seinen Zügen,
Er schaut im Geist ein Paradies des Friedens,
Die Jugend — und sie lockt, — und winkt ihm: „Komm!"

Er öffnet sehnsuchtsvoll die matten Arme —
„Ach, endlich — endlich Frieden . . . ja, ich komme! " —
— Da wird er plötzlich jäh emporgerissen,
Wild springt er auf vom Lager, gellend dringt
Ein fürchterlicher Angstruf durch den Raum:
— „Nein, nein, ich darf nicht kommen! — nein, ich darf nicht! —
Ich darf nicht sterben — nein, ich will nicht, nein —
Mein Lied erst muß ich dichten, — erst mein Lied,
Es ist mein Leben, mein verlorenes Leben —
Noch ist es Zeit, noch kann ich mir zurück
Alles gewinnen — ja, noch ist es Zeit!" —
Er eilt zum Tisch und schreibt mit bebender Hand
Irrsinndurchzuckte Worte nieder, die die Lippen
In jähem Wirbelsturze formlos murmeln.
— „Nicht so! — nicht so —" und zerreißt das Blatt,
Und er beginnt von Neuem, bis die Kraft
Ihm mehr und mehr erlahmt und ihm der Tod
Die Feder aus der Hand reißt — da mit letzter,
Gewaltiger Stärke ringt aus seiner Brust
Ein Schrei sich los, vor dem der Tod erbebt:
„Ich kann nicht! — Fluch mir, ich hab' nie gekonnt!"
Und wimmernd stürzt er auf das Lager nieder
Und krallt die Hände in das Stroh und stirbt. —
— — — — — — — — — — — —

Die Sonnenhitze brütet schweigend weiter,
Rings alles tot und still, die Fliegen summen,
Und fern vom Kirchturm schlägt es zitternd Zwei . . .

Aufzeichnungen meiner Urgroßtante.

Von A. v. Sternberg.

(Wieliczka.) (Nachdruck verboten.)

Ich kenne ein Buch, das der Himmel selbst sich herabläßt zu schreiben, und zwar ist es ein Roman von ziemlich alltäglicher Erfindung, eine Liebesgeschichte, wie sie schon tausendmal dagewesen, eine durchaus abgenutzte und in keinem Dinge mehr pikante Intrigue. Die Sonne ist darin die Geliebte, und der Mond der sentimentale, bald begünstigte, bald unterdrückte und vernachlässigte Liebhaber, der, nachdem man ihn eilfmal aus dem Hause geworfen hat, zum zwölftenmale wiederkommt. Ich weiß in der Welt nichts Geistloseres als diese Komposition, und doch findet das Buch, in welchem dieser Liebeshandel Tag für Tag beschrieben steht, Absatz und Leser, und der Verleger steht sich gut dabei, und weder er, noch das Publikum klagt über die Fruchtbarkeit des himmlischen Schriftstellers, der nun bereits sechstausend Jahr alljährlich einen Band schreibt, immer dieselbe Geschichte, immer dieselbe magere Erfindung enthaltend. Ich wüßte nicht, was die Rezensenten und Verleger sagen würden, wenn Einer von uns irdischen Romanschreibern dies versuchen wollte! Wenn Unsereins sechs Jahre hintereinander alljährlich einen Roman herausgiebt, so schreit die Welt: „Wie fruchtbar! Das ist zu viel! Die ersten Werke waren vortrefflich, aber die letzteren — wie matt!" Bei den Romanen, die der Himmel schreibt, sagt man dieses nicht. Oder sagt man's doch? — Es könnte sein, daß die Geologen, die Astronomen, die Physiker, und wie die Kritiker unserer alten Erde und unseres Sonnensystems alle heißen, in der That finden, daß der Roman nach und nach schlechter wird, und daß die ersten

Teile mit ungleich mehr Feuer geschrieben worden, als die letztern und letzten. Ich sage, es könnte sein, offenkundig bewiesen ist aber nichts, und die Herren sind so klug, daß sie nicht früher von Fehlern sprechen, als bis sie deren Dasein recht gründlich beweisen können. Darin unterscheiden sie sich vorteilhaft von den Kritikern, mit denen wir irdischen Schriftsteller es zu thun haben.

Dieser besagte langweilige Roman findet nun überall eine große Anzahl von Lesern. Er ist so populär geschrieben, daß man ihn in der Hütte wie im Palast gleich gut versteht, das zeugt aber wiederum von der mageren Erfindung. Doch genug hiervon; ich will nur sagen, daß meine Urgroßtante ebenfalls eine sehr eifrige Leserin dieses Buches war. Sie, die nie einen Roman zur Hand nahm, konnte ohne diesen nicht existieren; sie, die gutmütigste Seele von der Welt, belustigte sich dennoch sorgfältig nachzuspüren, in welchen Nächten es dem armen blassen Liebhaber erlaubt war, auf den Fußspitzen schleichend den blauen Sternenteppich im Schlafgemach seiner übermütigen Schönen zu betreten, und dann in welchen Nächten er aus dem Hause geworfen wurde und nicht mit der Nasenspitze durch die Kammerthüre blicken durfte. Die Weiber bleiben immer Weiber! Meine alte Tante haßte recht gründlich alle schlechten Liebeshändel hier unten auf der Erde, aber dort oben ließ sie sich den Treubruch und die Schalkheit eines unverschämten Weibsbildes ganz wohl gefallen und sah lachend drein.

Der Leser weiß nun, daß dieses himmlische Buch schlechtweg der allbekannte Kalender ist, der in keiner Haushaltung fehlen darf. Meine Urgroßtante hatte sich einen angeschafft, der mit bunten Bildern verziert war, die beim Beginn jedes Monats angebracht waren. Diesem Kalender that sie die Ehre an, die Summe aller Erfahrungen der andern Kalender in ihn einzutragen, und da er einer der letzten war, den sie überhaupt kaufte, so war dieser Bilderkalender eine Art Tagebuch, und als er, unter andern Dingen ihres Vermächtnisses, in meinen Besitz überging, konnte ich mir das Vergnügen nicht versagen, die Monatsüberschriften, die unter jedem Bilde standen, zu sammeln, und somit meiner Urgroßtante Leben in einer sehr faßlichen Biographie vor mir auszubreiten. Ich will den Leser an diesem Genuß Teil nehmen lassen. Was die Bilder betrifft, so waren es Holzschnitte im alten Styl, und so grob geschnitzt, daß der Beschauer zufrieden sein mußte, wenn er einen Mann von einem Weibe unterscheiden konnte. Die Könige waren durch ihre Krone und ihre Zepter auf eine erfreuliche Art kenntlich gemacht. Die Gegenstände der Darstellung waren bekannte biblische Geschichten; meine Urgroßtante hatte sie sehr modern auf sich und ihre Schicksale gedeutet.

Diese Schicksale waren sehr einfach. Das Leben dieser Frau war wenig verschieden von dem so vieler Frauen. Es war arm an äußerlichen Vorgängen, aber reich an innerlichen. Der Bilderkalender gab hiervon Zeugnis. Wir wollen nun gleich das erste Monatsbild aufschlagen.

Zwei Männer tragen jene bekannte Riesenweintraube Kanaa's, und darunter hatte meine Urgroßtante geschrieben: „Siehe da das Leichenbegängnis meines teuren Vaters. So trugen ihn die Männer fort, eine reife Traube Kanaa's, voll süßen Saftes guter und gerechter Thaten. Ich sage euch, die Tage dieses Mannes glichen an Zahl und Trefflichkeit den Beeren dieser Riesentraube. Als die Traube noch unreif am Gitter hing, kam ein Sturm in's Land, der den Weinstöcken verderblich ward, (ein fremder Sieger und Ueberwinder knechtete das Land,) die Traube aber wußte sich tapfer zu halten, daß keine ihrer jungen, noch grünen Beeren abgeschüttelt wurde. Dann kamen später arger Thau und frostige Nächte, aber siehe da, die Traube ging auch durch diese Fährlichkeiten, und so gelangte sie an's Ziel. O ihr Männer, tragt sie vorsichtig in das Vorratshaus, der Herr des Weinbergs sieht auf euch und eure Last! — Ich aber stand und sah zu, wie sie den besten der Väter in Nacht und Dunkel versenkten. Es war im Januar, die Erde war hoch mit Schnee bedeckt. Es gingen Lichter über den Kirchhof und verschwanden an der Mauer; es waren die Männer, die heimkamen. Ich kam ihnen entgegen und hielt auf einem großen Teller Wein und Kuchen. Habe Ruhe, habe Ruhe, du Traube Kanaa's!"

Das Februarbild zeigt den starken Simson, wie er die beiden Säulen des Tempels faßt und sie zertrümmert. Meine Urgroßtante hatte darunter geschrieben: „Ich fasse meine beiden Gouvernanten, die französische und die englische, und zertrümmere sie, das heißt, ich schaffe sie aus dem Hause und entschließe mich, ein deutsches Mädchen zu sein, zu meinem Volke zu gehören und keine andere Sprache als die seine zu sprechen. Damit stürze ich das ganze Erziehungssystem, nach welchem man mich bisher geleitet hat. Es war ein Simsonsstreich, aber ich bereue ihn jetzt noch nicht. Es war damals eine Zeit, die mancherlei Geschicke in ihrem Schoße trug. Es war im Februar, als die beiden Gouvernanten unser Haus verließen: ich, der Simson, sah ihnen nach von der Schwelle unseres Hauses und belustigte mich, als der Schlitten über den Schneewall am Gittertor nicht hinüberkonnte und umwarf. Die englische Gouvernante lag unter der französischen, und diese fing an merkwürdiger Weise englisch zu schimpfen, während die Engländerin französisch fluchte. Simson lachte."

Das Märzbild zeigte die keusche Susanna im Bade nebst den zwei alten Richtern, die hinter den Bäumen lauschten, und meine Urgroßtante hatte Folgendes hinzu geschrieben: „Ich sitze im Bade zu Spaa, und zwei alte preußische Geheimräte werden auf mich aufmerksam. Das Badeleben in Spaa ist äußerst belustigend; ich bin jung, lebensfroh, man sagt mir, daß ich hübsch sei. Ich trage eine Robe von gestreiftem Mousseline mit einem rosenfarbenen Atlasjäckchen, ein weißes Hütchen sitzt mir schief auf einem Ohre, einen Bologneser trag ich auf dem Arm. O, Susanna ist recht artig, die alten Richter werden sie aber doch nicht bekommen. Susanna liebt alte Richter nicht, nein, wahrlich sie liebt sie nicht! Ach, das göttliche Bad von Spaa! Besonders ist da ein junger bannöver'scher Offizier! — Susanna, Susanna! nimm dich in Acht! Im Monat März ist's, wo die preußischen Geheimräte von mir einen Korb bekommen, Einer um den Andern. Es ist Frühlingsluft — ich öffne das Fenster und blicke hinaus auf die Dächer unserer Nachbarn. Es tropft der geschmolzene Schnee aus den Dachrinnen; Crocos und Hyazinthe duften an meinen Fenstern. Meine Mutter sitzt am Klavier und singt: „Mich fliehen alle Freuden, ich sterb' vor Ungeduld, an allen meinen Leiden, bist du, o Liebe, Schuld!" Susanna nickt mit dem Kopfe und trommelt den Takt auf den Fensterscheiben."

Das Aprilbild stellt die Auffindung Moses vor, und meine Urgroßtante sagt: „Meine gute Mutter ist die Prinzeß und erhascht einen Liebesbrief, den ich heimlich meinem Geliebten habe zukommen lassen wollen. Sie zieht das sauber gefaltete Papier aus der Gosse hervor, in die es gefallen war, als ich oben aus meinem Mansardenstübchen es hinunterschleuderte mit einem Steine beschwert, der sich leider ablöste, und so den Wurf über den Gartenzaun des Nachbarhauses mißlingen machte. Dort hatte Gustav eine Wache aufgestellt, die den Brief entgegennehmen sollte. Jetzt war er in den Händen meiner Mutter, und sie wütete. Die Tochter Pharaonis läßt mich vor sich kommen und hält mir eine lange Strafpredigt, die etwas von den ägyptischen Plagen an sich hat. Ich gestehe beschämt Alles ein, denn ich verstehe nicht zu lügen. Die Tochter Pharaonis sagt, daß sie im Leben nicht ihre Zustimmung geben wird zu meiner Heirat mit Gustav. Aber siehe da, der Brief war ein ächter Moses, er wuchs heran, nämlich meine darin ausgesprochene Liebe, und geleitete sein Volk aus der ägyptischen Knechtschaft. An einem schönen Morgen entfloh ich mit Gustav; mein treues Kammermädchen begleitete mich. Solches geschah im April. O April, Mond meiner Liebe! wirst du so wechselnd und launisch auch gegen mich sein, wie du es gegen alle Welt bist? Nein — nein! ich blicke in die treuen Augen meines Gustav, ich fühle den Druck seines meinen Leib umspannenden Armes und rufe: Nein! die Enkelin Pharaonis wird glücklich sein!"

Das Monatsbild für den Mai zeigt den frommen Sänger David, wie er vor dem zürnenden Saul die Harfe spielt, und darunter die Worte der Urgroßtante: „Ich gerate in eine Familie, die mich stolz und frostig aufnimmt; besonders ist die Mutter meines Gustav mit mir unzufrieden. Hier steh' ich nun und spiele vor der stolzen Frau die Harfe. Aber alles Harfenspiel der Welt kann unsere Feinde nicht

besänftigen, wenn sie ernstlich zürnen. So hebt denn auch meine Schwiegermutter den Speer gegen mich auf, um mich damit an die Wand zu spießen, wie Saul es mit David im Sinne hatte. Aber nein, ihre Hand führt keinen Speer, ihr Mund nur führt böse Worte, ihr Auge giftige Blicke. Ich thue, als sähe und hörte ich nicht, und spiele ein meisterhaftes Cappriccio, dann kommen Variationen nach Tosi. Ich spiele mir die Finger wund, aber Saul bleibt böse. Endlich stellt der arme David schweigend und betrübt seine Harfe an die Wand. Da plötzlich ruft Saul: „Die letzte Variation war nicht richtig, ich will sie Ihnen auf dem Piano vorspielen, so wie sie sein muß.“ Und Saul setzt sich hin und spielt. Ich stehe hinter dem Stuhl und lobe mit Bescheidenheit, aber immer an der rechten Stelle: Saul findet sich geschmeichelt, bleibt aber böse. Die Variation geht ihren Gang. Zuletzt kommt ein schönes Finale, das Saul im Augenblick improvisiert und das mich in Entzücken versetzt. Beifallsgeräusch von meiner Seite, feines Lächeln von Seite meiner Schwiegermutter! Triumph! Der Bund ist geschlossen. O Schmeichelkünste, wie seid ihr wichtig, wie geschieht nichts Großes und nichts Kleines ohne euch in der Welt! — Solches ereignete sich im Monat Mai, wo die Erde sich von der Sonne, die Blume vom Frühlingshauch, das Menschenherz von der Liebe schmeicheln läßt. Gustav vergilt mir die kleinen Künste durch erhöhte Liebe.“

Das Monatsbild für den Juni zeigt wiederum Simson, der mit dem Eselskinnbacken die Philister schlägt, und darunter die wenigen Worte: „Ich besiege die Schaaren meiner Feinde, einige Tanten, einen Oheim, sechs schwatzende und schnatternde Kousinen. Triumph! Der Monat Juni ist ein heißer Monat; jetzt aber hab' ich mich festgesetzt: meine Feinde bluten und bitten um Pardon, meine Freunde hängen mir fester als jemals an. Simson hat die Feinde bezwungen und wohnt fortan im Lande friedlich.“

Der Juli zeigt den jungen Tobias, wie er von seinen Eltern Abschied nimmt; meine Urgroßtante spricht: „Siehe da, mein Erstgeborner, der in die Fremde zieht! Ich kann ihm keinen Engel mitgeben, dagegen aber einen alten geprüften Freund unseres Hauses. Nun sitzen Tobias Eltern und harren der Wiederkehr ihres geliebten Kindes. Bald darauf öffnet sich die alte Arche nochmals, und ich laß als weißes Täubchen in die dunkle, sturm- und wasserumnachtete Welt meinen Zweitgebornen fliegen. Wie sie hinflattern, die jungen Vögel, mit kräftigem Flügelschlag die Luftwellen durchschneidend! Halt! jetzt kommt auch noch der Dritte, das Nestvögelein, mein hübscher, blonder Junge mit dem Taubenblick, und der sanften, weichen Glut auf den Wangen. O Welt, Welt, weißt du, wie's um's Herz einer Mutter bestellt ist? Welt, ich gebe dir mein teuerstes Gut; schone es! Fasse das Glück einer armen Frau mit weichen, zarten Händen an. Ich stehe mit dem Manne meiner Liebe an dem Fenster, und schaue hinab die Straße, die meine drei Knaben gezogen. Das Abendrot glänzt auf der fernen Kirchturmspitze; das kleine, friedliche Dorf, durch dessen Straße sie zogen, liegt wie in Träume gewiegt. Das Kornfeld wogt, Vögel ziehen, es singt ein Wanderer, der des Weges kommt, ein wehmütig Lied. Ich lege mein Haupt an die Schulter meines Gustav und rufe: „Herr, nimm uns das Glück und gieb es den Lieblingen! Wir wollen darben, nur sie laß glücklich sein! — Ich geh' am Abend in's Dorf und bringe den armen Taglöhnerfrauen, die Kinder in der Fremde haben, Almosen.“

Der Augustmonat zeigt die drei Männer im feurigen Ofen, und meine Urgroßtante ruft: „O Glut, o Schmerzensfeuer, o brennende Trübsal! Meine drei Söhne befinden sich im Kriege. Eine große Schlacht wird geschlagen, sie sind mitten drin; die drei Männer sind im Feuerofen! Ich stehe dabei, sehe das Feuer brennen, kann's nicht löschen. Ich sehe die Männer, wie sie sich in den Flammen bewegen, und kann nur stumm meine Arme gen Himmel strecken und Gott mein offenes Herz zeigen. Ich habe meinem Mann keine Ruhe gelassen, wir befinden uns in der Nähe des Orts, wo die große Schlacht geschlagen wird. Der Donner der Kanonen wirbelt meine arme Seele zu immer neuen Schrecken auf. Ich liege auf meinem Angesicht im Staub und bete; ich zerre und reiße am Mantel Gottes, und zeige mit furcht-

baren Winken auf meine drei Männer: Diese soll er retten! Da tobt es mir durch's Gehirn: Wahnsinnige, warum gerade diese drei? Sind nicht tausend und aber tausend Mütter, die ebenso ihr Teuerstes im feurigen Ofen sehen? — Lehre deine Magd Demut! rufe ich zerknirscht, und im nächsten Augenblick schreie ich wieder empor und will die ganze Welt verderben, wenn nur mein Eigentum gerettet wird. Die drei Männer werden nicht gerettet; sie gehen unter, aber lobsingend und den Herrn preisend. Die roten Wunden ihrer Brust sind die brennenden Rosen meines Passionskranzes. Ich geh' in mein Kämmerlein und demütige mich vor Gott; ich ziehe an die Gewänder herben Leids, ich hülle meinen Leib in das kalte Grabtuch der Muttertrauer. Hinfort rührt keine Freude an dies geweihete, der Ewigkeit erkaufte Herz. Ich sah sterben was ich liebte, soll ich noch lieben was sterben kann? — Ich habe meine Söhne begraben, ich komme von ihrem Totenhügel, wie ich einst von ihrer Wiege kam, wenn ich sie in den Schlaf gesungen. August, du heißer Monat, wo die Saaten reifen, erinnere mich, daß auch ich Korn gesäet, und daß auch ich auf eine fröhliche Ernte hoffe."

Das Septemberbild zeigt den weisen König Salomo, wie er von der Königin von Saba besucht wird, die ihm Geschenke bringt und ihm huldigt; die Urgroßtante sagt: „Mein Mann wird zu einer hohen Stelle im Staat berufen, das Volk sieht ihn an und staunt, die Fürsten lieben ihn, er erhält der Welt Ehrenzeichen in Fülle. Die Königin von Saba macht sich auf, erscheint vor seinem Antlitz und huldigt ihm: ich mache die Reise in die Residenz und besuche meinen Mann, den Minister, in den Prunkgemächern, die er bewohnt. Gustav eilt mir entgegen und drückt mich zärtlich an sein Herz, das immer noch das alte ist, oder vielmehr das junge, wie es einst war. Ich trete einen Schritt zurück und beuge mich voll Ehrfurcht, wie es der Königin von Saba geziemt, Angesichts des Weisesten und Erhabensten der Sterblichen. Ich bringe ihm Geschenke, das heißt, meine zwei Töchter, die ich in der Einsamkeit auf unserem Landsitze erzogen habe. Diese Geschenke werden angenommen, und die Königin von Saba wird belobt. Es folgen nun Festzüge in geschmückten Gemächern, dann ein Tanz bei Hofe. Der weise Salomo tanzt eine Polonaise mit einer kleinen verwachsenen Hofdame, während die Königin von Saba, ihm nachfolgend, von dem Kriegsminister geführt wird. Man spielt und tanzt und streitet witzig und anmutig. O du altes Mutterherz, willst du nicht mehr lernen froh zu sein? Hängst du immer nach dem hin, was du verloren? Ja, ja, so ist's; es will keine Freude mehr zu mir ins Haus kommen."

Das Bild, das dem Oktober vorangestellt ist, zeigt den armen Hiob, wie ihn mannigfache Plagen heimsuchen und er von Gott hart geprüft wird; darunter die Worte meiner Urgroßtante: „Wir verlieren durch den Treubruch eines Freundes einen großen Teil unseres Vermögens; mein Mann wird krank und muß sein Amt niederlegen. Trübsal im Hause, Trübsal außer dem Hause; das Glück und unsere Freunde wenden uns den Rücken. Hiob klagt und ich sitze an seinem Lager und tröste ihn. — Ich grüße euch ihr Tage mit dunklem Herbstflor umzogen, ich grüße euch ihr Nächte, die ihr mir Kummer und Wachen statt Schlummer und Wohlbehagen bringt. Als ich im Lichte des Reichtums und des Glücks weilte, schlug mein Herz unruhig; jetzt da ich im Schatten sitze, fühle ich Frieden. Unser kleiner Haushalt wird jetzt ausschließlich von mir und meinen Töchtern geführt. Ermüdet schlafen die Mädchen am Abend frühe ein, ich aber bringe dann einen Pack Zeitungen hervor, setze meine Brille auf, rücke mich auf dem alten Lehnstuhl zurecht und lese meinem Hiob vor. Die leichtsinnige Welt hat immer Händel, und diese Händel beschäftigen Hiobs Geist und rufen früherer Tage Gedächtnis in dem Greise wach. Wir disputieren oft weit über Mitternacht hinaus. Der Oktober ist der Monat der Weinlese: wir pflücken Beeren am Weinstock des ewigen Lebens. O Stille und Weltentfernung, wie seid ihr süß der Seele, die das Ewige sucht! Kommt ihr Nächte voll Dunkelheit, ich will Licht schaffen!"

Der November: David tanzt vor der Bundeslade. Meine Urgroßtante sagt hierüber: „Ich verheirate meine älteste Tochter an einen zwar nicht reichen, aber

rechtlichen Mann. Die Aussteuer fällt gering aus, es ist eine kleine Lade, gefüllt mit den Resten unserer früheren Herrlichkeit, ein wenig Schmuck, ein wenig Leinwand, eine alte Familienbibel und ein silbernes Besteck für zwei Personen, nicht für drei, denn das hieße einen Hausfreund begünstigen. Ich tanze vor dieser Lade her und eröffne den Hochzeitreigen an der Hand des Bräutigams. Auf einem Rollstuhle wird Hiob herbeigeschoben; er sieht unsere Heiterkeit, und Thränen glänzen in seinen Augen. Er zieht mich leise und unbemerkt bei Seite und flüstert mir zu: „Weißt Du noch, Alte, als wir —?“ Ich lasse ihn nicht aussprechen, drücke ihm eben so verstohlen die Hand wie er mir, und sage: ich weiß, ich weiß, Gustav! Beim Abschiedsstündlein schließe ich meine Tochter an's Herz und rufe ihr zu: Kind, geh und sieh zu, daß Du mit Gott und den Menschen Dich gut stellst. Es warten allerlei Beschwerden und Ungemach auf das Weib, das dem Manne folgt, aber es warten noch mehr dergleichen auf das Weib, das ohne Mann durchs Leben wandelt. Beide aber sind in Gottes Hut. So gehe denn und halte Maß für Liebe und Haß; für die Liebe, daß sie nicht emporwachse zu unerlaubter Größe und Macht und Dir das Ewige verdunkele, für den Haß, daß er nicht zu gering an Kräften sei, um dem Laster und der Thorheit kämpfend zu begegnen. Nun geh, Weib eines Mannes, nicht mehr meine Tochter, denn alles was Du bist, sei ganz, und so sei nun ganz und ungeteilt das Weib des Mannes. — Stürmender November, sei immerhin kalt und rauh; innen in der Hütte ist's doch lieblich: es sitzt ein altes Paar am Feuer und träumt sich die Jugend neu.“

Das Schlußbild, das Dezemberbild, zeigt den Mannaregen in der Wüste. Mit schon müder und zitternder Hand hatte die fast achtzigjährige Greisin unter dieses letzte Bild geschrieben: „Segen Gottes in der Wüste. Glückeslächeln im Alter. Wir sind arm, wir sind von der Welt verlassen, aber wir sind glücklich. Stürme und Sonnenschein der Welt sind abwechselnd über unsere Häupter dahingegangen, wir haben erprobt was die Welt Süßes und was sie Bitteres hat, aber es hat unseren Gaumen weder das Eine noch das Andere gemundet, wir hoffen auf eine Speise, die da auf immer sättigt. Demnach lesen wir das Manna begierig auf, denn wer hätte nicht gerne frohe Tage im Alter? Meine verheiratete Tochter kommt und besucht uns, sie bringt die Enkel mit, die unsere Knie umspielen, das andere Mädchen ist unverheiratet geblieben und der Trost unseres Alters. Sie ist vierzig Jahre alt, und ich sage oft scherzend: Wer weiß, vielleicht kommt doch noch ein Freier. Darauf antwortet stets mein gutes Kind, daß sie uns nie und nimmer verlassen wolle. Das ist auch Manna in der Wüste, denn ehe das liebe Mädchen vierzig Jahre alt wurde, hat sich mancher stattliche Freiersmann gemeldet, dem sie aber nicht gefolgt ist. O du letzter Dezember, Sylvesterabend des Lebens, wie wundersam und lieblich trittst du in mein Kämmerlein! Ich soll geh'n und Rechnung ablegen dem Wirte, der draußen wartet. Gut, laßt mir Zeit, daß ich meine Bücher zusammen suche und die kleinen Posten, die ich gut habe, summiere. Ach es sind ihrer gar so wenige — die Schuld ist groß. Das süßeste Glück, für das ich dem Himmel noch danke, ist, daß er mir meines Alten Leben noch erhalten hat, er möge mich vor ihm abrufen, denn ich verstände nicht ohne ihn zu leben.“

Dieser Wunsch meiner Urgroßtante wurde nicht erfüllt, sie starb als die Letzte des Hauses, denn vor ihrem eigenen Tode traf sie der des Mannes und der beiden Töchter. Als ein teures Vermächtnis bewahre ich den Bilderkalender meiner Urgroßtante.

Alfred.

Ein Idyll.

Von Wilhelm Walloth.
(Darmstadt.)

(Nachdruck verboten.)

1.

Die Abendglut verwelkt am müden Himmel
Und ihre letzten Rosen gießt sie träum'risch
In jenes Bächleins schilfumrauschte Ufer;
Die Wiese breitet weiße Nebelhüllen
Wie Leichenhemde über Busch und Wald,
Und im gesunk'nen Laube seufzt der Wind,
Als ob der Tod auf scheuen Sohlen leis
Hinschleiche durch die öden Waldespfade,
Die letzten Blumen tückisch zu zerstören.
Dort an der langen grauen Kirchhofmauer,
An die ein finst'rer Tannenforst sich lehnt,
Geht schlaffen Gangs, gesenkten Haupts ein Jüngling.
Und seine wortlos tiefen Sehnsuchtsblicke
Versteh'n die Schwermut der Natur! Der Wind
Umflüstert ihn mit süßen Trostesworten,
Die ferne Stimme eines kranken Vogels
Ruft ihm: Entsagen sei viel süßer, edler,
Als die Erfüllung seiner heißen Wünsche,
Und aus des Nebels blassen Traumgestalten,
Die ihm der schilfversteckte Weiher sendet,
Grüßt ihn vergang'ner Zeit entschwund'nes Glück.
Nun lauscht er andachtsvoll dem Uferschilfe
Und Trennungsweh durchfröstelt seine Brust.
Viel Unglück schon trug seine junge Schulter,
Das Glück mied ängstlich seine bleiche Stirne,
Denn er war Künstler, und den Künstlern hat
Verschworen sich des Schicksals Grimm von je.
Er kam vom Grabe seiner beiden Eltern.
Dort hinter jener Mauer schliefen sie
Den Schlaf, den Alle flieh'n, obwohl er schlimmer
Nicht ist als der, der jeden Abend naht.
Dort unter einer Fichte lagen sie,
Die frühe ihn verließen, als noch zart
Und unerfahren seine Kindeshand
In dieser dunkeln Welt umhergetastet.
Alfred verfluchte oft sein einsam Dasein:
„Sie haben rasch sich aus dem Staub gemacht,“
Sprach er mit bitter'm Hohn, „die guten Eltern,
Sie warfen mich in diese Welt hinaus
Und bargen sich verschämt drauf in der Gruft,
Damit sie nicht die Klagen könnten hören
Und ihres Sohnes stets erneuten Vorwurf,
Wie werden wir in diese Welt gestoßen!
Es lechzt des Mannes Lippe nach des Weibes
Lustglüh'ndem Mund — ein Wahn, ein Rausch
Schafft Wesen, die ihr Dasein d'rauf verfluchen.
Uns schafft ein Augenblick, das Leben ist

Ein Augenblick, der Tod zerstört uns wieder
Im Augenblick. Wie wenig sind wir wert!
So wenig, daß ein Zufall uns erschaffen,
Ein Zufall uns zerstören kann —“ So wälzten
Sich die Gedanken in dem Hirn des Wand'rers.
Nun blickt er auf; in grauer Wolkenhöhe
Krächzt dort ein Rabe, taumelnd nach dem Wald,
Der finster drohend schließt die blaue Ferne.
In Dämm'rungsschleiern glimmt der halbe Mond
Mit seinem blutlos matten Dulderblick.
So dünne glänzt er über'm Sumpfgestade,
Als schäm' er sich die Sonne abzulösen.
Jetzt steht der Jüngling vor dem kleinen Weiher,
Dess glatter Spiegel zeigt des Himmels Tiefe,
Den dünnen Mond, die schweren Wolkenberge,
Als sei er eine Lücke in der Erde,
Durch die man schaut in wundersel'ge Fernen.
Bei jenem tiefgeheimnisvollen Leben,
Das aus dem Rohre weht, haucht seiner Kindheit
Versunk'ne Märchenzeit die Brust ihm an,
Und längst verblaßte Rosenhallen glüh'n
Mit neuer Pracht, mit tief erneutem Duft
Aus weiter Ferne ihm entgegen; längst
Verscholl'ne Klänge schmeicheln seinem Ohre.
O Jugendzeit! da jeder Tag ein Fest,
Ein jeder Abend nur die Vorbereitung
Zu einem glanzvoll heitern Morgen war!
Dann wurden ernster stets die Kindheitsspiele,
Kaum Spiele mehr zu nennen! die Genossen
Verdross'ner, arbeitsamer und die kleinen,
Sonst leicht hinweg gelächelten Beschwerden,
Sie schnitten tiefer, weher in das Herz.
Schon zog ein Hauch zukünft'gen Herbst's einher. —
Der erste Trauerfall! Die gute Frau,
Die seiner Kindheit Schutz war, rief der Tod.
Sie war ihm Mutter, mehr als Mutter, alles
Was eines Kindes kleine Welt umschließt,
Und so sehr hatte sie in Sorge sich
Für ihn erschöpft, daß er ein vierzehnjähriger
Trotzkopf und Egoist geworden war.
Doch hatte sie ihm früh in's Herz geprägt,
Was ihr Herz über viele Herzen hob:
Die Liebe zur Natur, in welcher sie
Sah eine große, ewige Verwandtschaft,
Die Ehrfurcht vor der Menschheit Geistesfürsten
Und jene träum'risch hohe Weltbetrachtung,
Die Gott nicht braucht, weil Alles göttlich ihr.
Er sah sich hinter ihrem Sarge schwanken.
Ein öder Wintertag; die rauhen Winde
Umsausen höhnisch lachend Sarg und Grab
Und pfeifen die Komödie aus des Lebens.
Der Sarg, wie schmal, und in dem dumpfen Abgrund
Soll so viel unbelohnte Liebe schlummern!
Die Herren, befürchtend einen Schnupfen, nehmen
Den Hut nicht ab beim Vaterunser; Flocken

Umschweben den Herrn Pfarrer, und er klappert
Bedenklich beim Gebet mit seinen Zähnen
Und weiß nicht ander'n Rat als leere Hoffnung
Auf Wiedersehn, die uns kein Schwur verbürgt.
Die Fichten rauschen, die der Glaube pflanzte,
Der Schnee schwebt dichter in des Grabes Abgrund,
Die Erde dröhnt hinab, als künde sie
Ihr Anrecht auf den Leib, der ihr verfallen,
Und schwiel'ge Hände, tüchtig angespuckt,
Entrücken rasch den Leib dem Licht des Tags.
Das wäre abgemacht. Man geht nach Hause;
Alfred zerschmilzt in Weh! Und wie er jetzt
Dies Weh von neuem kostet — ach! er hat
Das Vorrecht, altes Weh mit neuer Stärke
Zurückzurufen — wie er so zurück
An jene Zeiten denkt, da lächelt plötzlich,
Durch des Vergang'nen Dämm'rung, ihm das Jetzt
Schalkhaft in's düst're Aug! So ganz allein
Ist er wohl nicht! Wie, oder wär er er's doch?
In der Familie, die ihn aufgenommen
War eine Tochter, ein verschloss'nes Kind.
Stets mürrisch ging's einher, für sich allein,
Schien zärtlich nur dem Vogel, der im Bauer
Sein Lebensloos besang. Ein seltsam Kind,
Von einer herben Schönheit war Emilie,
Von wenig Worten, die meist trotzig klangen.
Sie mied ihn stets, doch hat er das Gefühl,
Als sei sie wohl die Einzige, die mehr
Als oberflächlich Anteil an ihm nähme.
Warum? er wußt es nicht. Kein Zeichen
Bestätigte ihm dies Gefühl. Vielleicht
War's eben ein Gefühl, ein Traum, ein Hauch.
Nur daß, da er dem Bruder half beim Aufsatz,
Beim Rechnen, sie sich neben Beide setzte,
Den Lampenschirm ein wenig niederdrückte
Und an dem Strumpf vergaß zu stricken, welcher
Dem Fuß des kleinsten Brüderchens gehörte.
Vielleicht auch, daß er ihr ein gutes Buch
Einmal geliehen und sie ihm dafür
Aus Seide stickte einen Tintenwischer,
Der nicht zu brauchen. Einmal war es auch,
Daß sie in schwüler Sommernacht den Mond
Betrachteten; durch Blütenzweige stierte
Die kupferrote Scheibe kraß und kläglich,
Des Waldes dunkle Masse lag gespenstisch,
Ein trübes Schweigen drückt' die Welt. — Sie schloß
D'rauf traumberauscht die Augen, als ein Duft
Kühl aus den schwarzen Büschen schauerte,
Und über ihre Züge rieselte
Ein silberbleicher Glanz, als streiche leis
Die Schwermut drüber hin mit kaltem Atem.
So standen Beide lange still und stumm,
Und da er ganz begeistert frug: ob wohl
Da oben Menschen lebten, liebten, dachten —
Erklärte sie mit nüchterner Betonung:

Das sei ihr einerlei! Sie möge auch
Die Menschen nicht, die statt um Erdendinge
Sich zu bekümmern, Mondbewohner suchten.
Alfred empfand den Stich und damals ward
Er äußerst ungezogen, bis sie ihm
Entgegenhielt, daß sich für Mondscheinschwärmer
Doch wohl so grobe Worte gar nicht schickten.
Dann wieder war ihr Trotz so absichtsvoll,
Mit einem Hauch von Sinnlichkeit gewürzt,
Der unbewußt der siebzehnjähr'gen Brust
Entströmt, und der sich anschmiegt. abstößt, anschmiegt.
So oft an ihrem Schlafgemach vorüber
Er gehen mußte, schloß sie hörbar laut
Die Thüre zu und stellte sich erzürnt,
Als fordere sie eine That heraus — —
Und beim Spaziergang der Familie schritt
Sie stets voraus, verdrießlich, übelläunig . . . .
Doch blieb die süße Neugier, die sich schlich
Um das Verbot'ne, weiblich zart, unschuldig;
Sie sog den Trieb aus ihres Vaters Werkstatt,
Allwo dem jungfräulichen Auge sich
Der Griechenstatuen keusche Nacktheit bot;
Und wie das Schöne nur das Schöne weckt,
Versank sie in ein träumerisches Staunen,
So bald sie jener Schönheit Rätsel traf.
Als Alfred jetzt die Schritte heimwärts lenkte,
Gedacht' er dieses Mädchens inniger.
Der ganze Abend lud ihn dazu ein
Mit seiner Pracht, der sanft hinsterbenden,
Mit seinem Purpursaum, weit durch die Schwärze
Des finster ragenden Gehölzes glimmend,
Mit seinen Wagen, die nach Hause knärrten,
Und seinen müden Wand'rern, die ein Lied,
Schon schlafend fast, vom Feld herüber senden,
Indeß der Straße Staub sie bläulich einhüllt.

Und dann — Emilie war nicht hier! / Sie war,
Verwandte zu besuchen, fortgetragen
Vom Arm des Dampfs, weit über Berg und Thal.
Und noch ein Umstand — —
Er selber mußte reisen! Wenig Tage
Und jenes Haus, das Heimat ihm geboten,
Mußt' er verlassen. Wem die Eltern fehlen,
Ist heimatlos. Emiliens Eltern hatten
Wohl ihre Pflicht gethan, doch was ist Pflicht
Dem Mutterlosen? Für Bezahlung Sorgfalt,
Für Gold freundliche Blicke; Pflege, die
Mißmutig pflegt — und eines Tages gab
Alfred den Pflegeeltern zu verstehen,
Daß er sich einsam fühle. D'rauf befragt:
Ob sie denn ihre Pflicht versäumt, sprach er:
Es giebt auch eine Pflicht, die ohne Liebe.
Von da ab sah er ein, daß seines Bleibens
Bei den Beleidigten nicht länger sei.
Wie tief bereut' er seine heft'ge Art!

Jedoch das herbe Wort, es war gefallen
Und hatte in die Herzen sich gebohrt,
Sein Stolz verbot ihm es zurückzunehmen,
Und da er sich auf seinem Zimmer einschloß,
Allein aß, die Familie schweigend mied,
Vergrößerte sich täglich das Zerwürfnis.
Und sie — war fort! Sie wußte nichts von allem —
Ob man's ihr schrieb? Ob sie ihm Recht gegeben?
Ob Mitleid sie empfand mit dem Verlass'nen?
Und wie (wenn sie nach Hause kehrte) ihr
Begegnen, deren Haus er schwer beleidigt?
Wohl besser war's, sie sehen nimmermehr.
Sie konnt' ihm nicht verzeih'n und ihren Vorwurf
Ertrug er nicht. Und plötzlich stand
Sie vor ihm, mit den Fingern, die gekrümmt
Ein wenig waren, kätzchenhaft gekrümmt.
Er sah sie vor sich wie sie einst die Tassen
Des Frühstücks säuberte, die schmalen Arme
Entblößt, so rundlich, schlank, doch fest, nicht weichlich.
Er sah ihr Angesicht, deß Weiße fein
Von Sommersprossen golden überschleiert;
Bestrickend zog an seinem Sinn vorbei
Die rasche, fast nervöse Art, mit der
Sie ihm beim Thee die heiße Tasse reichte —
(Wobei sich ebenfalls der Aermel von
Dem schmalen Arme streifte) und erinnerte
Sich eines Abends, da sie in den Keller
Hinab gestiegen war und plötzlich tönte
Ein Schrei durch's Haus. Man lief herzu — sie weinte
Und schluchzte krampfhaft! Auf der Kellertreppe
Zerbrochen lag die Lampe. Aber nichts
Bedrohliches. Wohl ein nervöser Anfall,
Ein plötzliches, unaufgeklärtes Weh,
Das sie befiel. Damals betrachtete
Er sie verwundert und sie schämte sich
Ob ihrer Angst, die weder Grund noch Folge.
Und jetzt erschien ihm bei der Trotzigen
Die Schwäche plötzlich so mitleiderregend,
So ganz, als müßt er ihr zur Stütze dienen.
Was hatte Dich erschreckt? frug man sie damals.
„Ich weiß es nicht!" gab sie zur Antwort; und
Jetzt war es ihm, als wüßt' er was sie schreckte. —

2.

Als Alfred in das Haus trat, fiel die Stille,
Die Abgestorbenheit ihm schwer auf's Herz,
Die aus den trauten Winkeln fremd ihn ansah.
Das war das Haus, deß Ehre er gekränkt,
Und war es nicht so fremd, so kalt, so mürrisch?
In Dunkel hüllten seine Wände sich.
Gleich einem Fluch lag's schwarz auf Alfreds Brust,
Er sah mit Grau'n sich als den Mittelpunkt,
Um den sich diese tote Stille drehte,
Er, der Erzeuger dieser Schwermut, die

Von dieser Decke auf ihn niederdrohte.
Dumpf ächzte unter seinem Fuß die Treppe,
Als zürne sie und mahne ihn zur Umkehr.
Die Thüren waren sorgsam zugeschlossen,
Kein Schatten, der sich regte, kein lebend Wesen,
Nur Finsternis, und drinnen lag sie nun
Zu Bett die Hausfrau, die er so beleidigt
Mit jenem Wort, daß sie an jenem Abend
Der Ohnmacht nahe, blaß und stöhnend war
Der jüngsten Tochter in den Arm gesunken.
Jetzt noch erfüllte das Geschrei des Kindes,
Als es die Mutter sinken sah, sein Ohr
Und krampfte sich eiskalt ihm um die Stirne.
War's nun Komödie, die sie spielte, noch
Vernahm er seiner Pflegemutter Stimme:
„Was that ich Dir, daß Du mich tötest —". Rasch
War er zum Arzt gestürzt! Was half es ihm?
Der Schauder wich nicht, er durchfröstelte
Noch jetzt sein Blut und trübte sein Gewissen
Mit jenen Bildern, die einst Macbeths Schlaf
Verscheucht, und nur, da er die Pflegemutter
Als affektiert und theatralisch kannte,
Vermocht' er seines Herzens Selbstanklage
Mit Stolz und finst'rer Härte zu beschwicht'gen.
Er fand in seiner Kammer kalte Speisen
Und ohne Hunger mußt er' sie verzehren,
Die sonst in der Familie unter Lachen
Und Aufmunt'rung er zu sich nahm. Es griff
Die Einsamkeit und die Verlassenheit
Bei diesem Nachtmahl weh an seine Brust
Und saß zu ihm im trüben Glanz der Kerze.
Auch jenes bitt're Wort, es stieg empor
Verkörpert über seines Stuhles Lehne
Und starrt ihn an wie Macbeth Banquos Geist.
Wer meint es ehrlich mit uns in der Welt?
Die Frage rang in ihm! Sind wir nicht Alle
Trotz Allem ganz auf uns allein verwiesen?
Vor seinem Fenster flüsterte der Nachtwind
In der Platane, als bestätigten
Die Geister der Natur die bitter'n Zweifel,
Und manchmal blies ein solcher Geist durch's Fenster,
Der Kerze kurzes Dasein zu bedrohen.
Sie wehrte sich und klammerte sich ängstlich
Am Dochte fest und drückte sich zusammen
Und reckte lebensfreudig sich empor;
Und so gequält, ausweichend, nah am Sterben,
Ließ sie nicht ab zu leuchten. Alfred sann.
Es überfiel ihn eine tiefe Scham
Ob seinem harten Worte und er fühlte,
Daß er in überreizter Krankheitsstimmung
Der Pflegemutter jenen Brief geschrieben,
In dem er rücksichtslos die Schuld ihr gab:
Unmütterlich hab' sie an ihm gehandelt
Und ihrer Pflege Nachlaß sei der Grund,
Daß eine Kränklichkeit ihn überfallen,

Von der er nimmer mehr genesen werde — —
So hielt der schwarze Saft auf weißem Blatte
Es fest für Jahre. Ein gesproch'nes Wort
Ist bald vergessen! Warum ließ er sich
Verleiten, die Beschuldigung zu besest'gen?
Die nun Emilie mit der selben Schneide
Verwunden konnte, mit denselben Silben,
Die grausam in der Mutter Herz gedrungen?
Und selbst wenn ganz gerecht sein Vorwurf war,
Er wünschte ihm nie Wort verlieh'n zu haben.
Und war er denn gerecht? Was fehlte ihm?
War man nicht freundlich? Gab der Pflegevater
Ihm nicht im Zeichnen täglich Unterricht?
War man nicht sorgsam stets darauf bedacht,
Ihn seines Trübsinns Selbstqual zu entreißen?
Ihn zu zerstreuen? Mangelte ihm Etwas?
Und seine Kränklichkeit! War es denn nötig,
Daß Menschen sie verschuldet? Konnte nicht
Sein Geist an seines Körpers Ketten nagen?
Nicht sich im Blut der Eltern weiterschleichen
Ein Tropfen, dem das Schicksal Gift gemischt?
Entlud sich ihm der Groll, den er dem Leben
Entgegenbrachte, dem Geschick, und traf
Der Blitz die Nächsten ohne Wahl und Absicht?
In welches Licht war ihm die Welt getaucht,
Daß er fast gegen seine Absicht stieß
Das Messer in die Brust, die er geachtet?
So selbst sich folternd, das Bewußtsein hegend,
Daß er sein Glück mit frevler Hand zerstört,
Wie ein zerbrechlich Glas es hingeschmettert,
Sann er tief in die Nacht hinein, bis ihm
Der Hauch des offnen Fensters Schläfrigkeit
Um die erhitzte Stirne wehte. — „Wandern!"
Klang ihm das Blätterrauschen: „Wandern!" Wandern
Vom Liebsten das Du hast! Von Kindheitsspielen
Auf immer Abschiednehmen, nimmer sehen
Die Orte, die Dich freudig sah'n und traurig,
Nicht mehr des Echo's süß vertraute Stimme
Herüber wehen hören über's Wasser,
Und nicht des Waldhorn's Gruß am Waldessaume.
Verlass'ner sein noch als verlassen! Und
Einsamer sein als einsam. Gleich dem Grab,
Dem moosumkühlten, fichtenzweigumrauschten,
Entrückt die Ferne Dich dem Kreis der Freunde;
Nicht dringt ihr Zuspruch über Berg und Wald.
Und o mit welcher süßen Thorheit hängen
Wir an den Freundlichkeiten uns'rer Nächsten — —
„Wie geht es Dir," nicht mehr zu hören, oder
Die Miene des Bedauerns nicht zu sehen,
Selbst wenn man weiß, der And're würde sich
Ob unserm Tode allzu sehr nicht grämen,
Und mit Gemächlichkeit das End' erwarten.

3.

Der Morgen warf in Alfred's Zimmer grüne
Bewegte Schatten, als ein heft'ger Schritt
Ihn störte, da er an der Arbeit saß.
Er zeichnete und hatte überhört
Im heißen Arbeitsdrang, daß vor dem Thore
Ein Wagen angehalten, schwere Koffer
Die Treppen seufzen ließen und ein schlankes,
Gewandtes Mädchen in den Hausflur sprang.
Als er die Treppe knarren hörte, sank
Der Stift ihm von der Zeichnung, kalte Blässe
Bedeckte sein Gesicht und an die Thüre,
Die jeden Augenblick sich öffnen mußte,
War jede seiner Mienen starr gebannt.
Der Schritt! Dies Schlürfen jetzt! Ein Wirbel flog
Durch sein Bewußtsein, krampfhaft schlug sein Herz,
Es rauschte draußen wie von Frauenkleidern —
Nein! wäre sie's doch nicht! Jetzt nicht, nur jetzt nicht!
Soll er die Thüre rasch verriegeln —? Horch!
Schon ward geklopft — „Herein" — noch einmal klopft's —
Wenn er nun schwieg? Rauh klingt nun seine Stimme —
Die Thüre öffnet sich — ganz leis — dann rascher —
Wie Sonnenaufgang flutet's um ihn her!
Sie war's, doch wie verändert! Alfred stand
Vom Stuhle auf; die wenig Wochen hatten
Zur vollen Pracht erschlossen was kaum keimte — —
Er sah und sah doch nichts und fühlte nur
Wie diese Schönheit ihn mit Scham berauschte,
Und wünschte sich weit weg von hier, das Zimmer
War eine schlechte Vase für die Rose,
Die Wände stimmten nicht zu ihrem Glanz,
Und er? Er stimmte zu ihr noch weit schlimmer.
Ja, sie war hübsch. Nicht mehr gekrümmt die Finger,
Der Sommersprossen Gold kaum sichtbar mehr,
Die Arme nicht mehr schmal, gerundet alles,
Und Jungfrau'nstolz in jeglicher Bewegung.
So schritt sie auf ihn zu, des Auges Klarheit
Verschleiert, leis beschattet das Gesicht
Von einem Kummer, der nicht spricht und fragt.
So schritt sie auf ihn zu und faßte ruhig
Nach seiner Hand, die klammernd sie umspannte,
Fest, innig, wie zu ewigem Vertrauen.
Und er ließ stumpf sich diesen Druck gefallen;
Fast schien's, als ob sie das Geschlecht vertauscht:
So wußte sie, was ihr zu thun obliege,
So unbehülflich suchte er nach Worten.
Er schwieg, und mitleidvoll und vorwurfsvoll
Drang in sein Aug ihr Auge, fragend halb
Und doch nicht Antwort heischend, bis es sich
Im tiefsten Innern löste heiß und feucht.
Dann ließ sie langsam seine Finger los
Und schritt zum Fenster, halb den Mund geöffnet
Als wie im Schmerz. So stand sie lange schweigend.
Er setzte sich erschöpft. Er fühlte wohl,

Wie peinlich es ihr war, ihn als Gefang'nen
In dem Gemach zu sehen, abgeschieden,
Ihn, der von frühster Kindheit ihr ein Bruder,
Jetzt wie ein Fremder. Hatten sie sich doch
Als Kinder einst verlobt im Spiel und wohnten
Als Mann und Frau verträglich unter'm Tische!
Und mancher Wiese hatten sie die Blumen
Zertreten, sich zusammen abwärts kugelnd
Vom Hügel bis in's tiefste Korn am Bache:
Auf Wagen Heu's auch hatten sie gesessen,
Vergraben in das duftererfüllte, weiche,
Das von des Abends letzter Röte glomm;
Auch auf Ruinen hatten sie geträumt,
Vom Turm beschaut das frühlingstrunk'ne Thal,
Deß Schlummer Nachtigallensang beseelte —
Und jetzt, wie nüchtern gähnt die Gegenwart,
Und jetzt, wo waren jene Kindheitsspiele?!
Wie fern die Zeit, wie fern, und niemals sollte
Sie wiederkehren! Tief hob sich die Brust
Des Einsamen — Gewiß, sie wußte Alles
Und fand nicht Worte, ihn darum zu tadeln,
Kaum daß ihr Auge einen Vorwurf aussprach —
Entschuldigte sie sein Benehmen? Wagte
Sie ihrer Mutter Urteil umzudeuten?
Gab sie ihm Recht? O nimmer! Doch warum
Stand von ihm abgewandt sie dort am Fenster,
Die Scheibe mit der heißen Stirn berührend,
Und kämpfte mit den Thränen? Alfred wußte,
Daß sie mit ihrer Mutter über Manches
Verschieden dachte — Leontine war
Die Frau des Malers! Hielt auf schöne Zimmer,
Auf prächt'ge Kleidung, Tanz, Gesellschaft, Bälle —
(Sie mußte, wie sie sagte, ihrem Gatten
Für Arbeit sorgen, Konnexionen schaffen.)
Emilie mied die Abendzirkel meist —
Wie? sollte sie vielleicht im tiefsten Innern
Der Mutter Handlungsart mißbilligen? —
Alfred frug ohne Wahl bald Dies, bald Jenes
Von ihrer Reise, von Verwandten, von
Der langen Bahnfahrt, Müdigkeit und Hunger.
Sie gab ihm Antwort in derselben Weise
Zerstreut, kaum hörbar, kaum die Lippen öffnend.
Bekümmert wandte sie sich zu ihm hin,
Umklammerte noch einmal seine Hand
Und sagte ihm Lebwohl. — Lebwohl, sprach er,
Und da sie ging, stand er noch lange sinnend.

4.

Nicht lange war's, so reiste er! Der Abschied
War kurz! Sie gaben sich die Hände, ohne
Ein Wort zu sprechen. Und sie schritt darauf
Mit kaum errung'ner Fassung
Mehr taumelnd nach dem Zimmer — Niemand sah

Was dort sie that. — Aus seiner Phantasie
Entschwand allmählich in der fremden Stadt
Ihr Bild, und nur als zu Besuch er kam,
Fiel ihm ihr Ernst, ihr Tiefsinn auf die Seele
Und weckte langverscholl'ner Tage Schimmer.

5.

Sein wortkarg tiefverschloss'nes Wesen war's,
Was sie mit einem unbewußten Mitleid
Erfüllte und ihr Achtung eingeflößt.
Vor seiner inneren Gedankenwelt
Empfand sie Ehrfurcht; wenn sie mit ihm sprach,
War ihr's, als eilte sie durch einen Wald,
Deß stolze Wildnis tiefer in die finstern
Gebüsche lockt. Sein oft sarkastisch Lächeln
Erregte seltsam ihre niedern Sinne.
Doch immer trieb sie eine Scheu von ihm,
Als ob sein Inn'res allzu glühend lod're.
Ja, manchmal haßte sie die stolze Art,
Mit der er widersprach; dann widersprach
Sie ebenfalls mit Stolz und weinte, wenn
Sie unterlag im Wortgefecht und freute
Sich dennoch, daß er sie des Kampfs gewürdigt,
Daß sie zum Reden ihn gebracht, den Stillen.
So schwankte sie in Furcht, in Zorn, in Mitleid.

6.

Frau Leontine brauchte Geld. Uns Allen
Ist's nötiger als wie die Lebensluft;
Doch Leontinens Gatte hatte lange
Kein Bild zu malen, und es malte sich
Dafür Verzweiflung auf der Gattin Antlitz.
Der Maler war genügsam; ganz der Kunst
Sich widmend, schob er Geldgeschäfte auf
Die Schultern seiner Frau, und wenn ein Fest
Sein Atelier verwüsten sollte, war's
Wohl, daß er einmal bitter wurde, aber
Er fügte sich und dachte an die Kosten,
So wie man an den Tod denkt, achselzuckend.
Ein unbegrenzt' Vertrauen hegte er
In seiner Gattin Rechenkunst, weil er
Noch weniger davon verstand als sie,
Und sie verheimlichte ihm stets die Lücken
Der Kasse mit der zärtlichsten Besorgnis:
„Es könnte ihn in seiner Arbeit hindern,"
So meinte sie, „wüßt' er, um was sich's handelt".
Sie brauchte also Geld! Die Anverwandten,
Die guten, ließen sich von schönen Reden,
Trotz ihrer Christlichkeit, nicht mehr bezaubern
Und drückten auf den oft mißbrauchten Beutel
Unliebenswürdig ihre Hand. Was thun? —

Dies war ein Grund, mit Alfreds herben Worten
Sich zu versöhnen. Leontine wußte
Auf glatte, weiblich-glatte Art die Worte
Zu übersehen, und mit holdem Lächeln
An Alfred wandte sie sich eines Abends,
Da er zurückgekehrt von seiner Reise,
Und flüsterte von Schuld und Schulden rührend
Und bat ihn würdevoll um tausend Thaler.
Das Lächeln war so mütterlich, daß Alfred
Sich keinen Augenblick besann — er gab
Das Geld, als nähm er sich damit
Die Last, die ihn bisher gedrückt, vom Herzen.
So war die Freundschaft herrlicher denn je
Erblüht, gedüngt von ein'gen tausend Mark,
Begossen von den schönsten Dankesworten — —
Emilie wußte von dem Darlehn nichts.

7.

Alfred war was man einen Träumer nennt.
Das Leben war ihm ernst und doch ein Spiel,
Das man vertändelt an des Grabes Rand
Mit Phantasien, wenn dämm'rungstrunken rings
Die Welt entschläft. So floh er jeden Anhauch
Der winterlichen Wirklichkeit, so daß,
Getaucht in ew'gen Süden,
Sein Herz verweichlichte, obwohl es stark
Genug gewesen, fest in's Aug zu blicken
Der Wahrheit! Dennoch kränkelte es hin
Und sog sich süßes Gift aus allen Dingen,
Aus Wald und Flur, wenn sie der Lenz umleuchtet,
Wenn sie der Hauch des Herbstes grau umdämmert,
Aus dem Geschick, dem wechselnden, der Menschen,
Und aus den Geistesschätzen großer Toten.
Doch wenn ihn Kränklichkeit und Einsamkeit
Zum Egoisten schufen, war er mehr
Ein weicher Egoist. Der geist'ge Hochmut,
Der ihn verachten ließ die Menschen, schmolz
Zu jeder Zeit in thöricht Mitleid um.
Und herb in Worten, war er weich in Thaten,
Ein Uebermaß von Phantasie entstellte
Ihn nicht nur selbst — entstellte ihm die Welt.
Obgleich er voller Mißtrau'n war und Argwohn
Ihn ewig quälte, ward er stets betrogen;
Woher es kam, daß seine Pflegeeltern
Ihn leiteten, ihn und sein Thun, indeß
Er wähnte, sie zu leiten. —
Zuweilen, wenn er von der Reise kehrte,
Vernahm er Anspielungen auf Emiliens
Veränderten Gemütszustand. Er sah,
Daß sie dergleichen heit're Spöttereien
Mit sonderbarem, ernstem Gleichmut hinnahm,
Daß sie ein wenig stiller war, und einmal,
Als sie allein mit ihm hoch unter'm Dache

Des Hauses ein verlor'nes Bildnis suchte,
Da kniete er, von Uebermut getrieben,
Dicht neben sie als suche er voll Sorgfalt,
Und faßte plötzlich ihre schlanken Hüften.
Nicht Liebe war's, was ihn hierzu bewog,
Ein unbekannt' Gefühl, ein heit'res Wagen.
Sie zitterte wie eine Welle, die
Der Abendwind gestreift, und als er d'rauf,
Den Aermel von dem Handgelenke schiebend,
Die Schönheit ihres Armes lachend pries,
Versuchte sie zu lächeln, doch es war
Ein heißes, irres Lächeln. Dieses Lächeln
Verkündete dem jetzt Erglühenden,
Daß ihre Unschuld lag in seiner Hand.
Der Wind, der durch's Gebälk des Dachstuhls stöhnte,
Verwirrte ihm die Sinne, vor sich selbst
Erschreckt, erbebte er wie sie und zwang gewaltsam
Die rätselhafte, schauernde Erregung,
Die ihn erfaßt, zur Ruh. Doch unbekannt
Mit schnöden Künsten, unerfahren, mutlos,
Wagt er sich weiter nicht als bis zur wilden,
Erzitternden Berührung ihres Haares —
Sie kniete wie von einem Bann' gedrückt,
Und als sie sich erhob, da war der Zauber,
Der sie und ihn umstrickt, gebrochen. Taumelnd
Verließ er sie, wie trunken von dem Duft,
Den ihre Reize auf ihn ausgeströmt,
Berauscht von nie geahnten Leidenschaften.
Und viele Tage noch, wenn er sie sah,
Erstaunte er, als nahe ihm ein Wunder
Unheimlich, mit fast schlangenhaftem Zauber.
Das Feuer lag in seinem Blut! Bisher
Erfüllte ihre Schönheit mehr sein Denken,
Jetzt drang sie durch das Auge ihm in's Blut
Und wandelte die Jugendfreundschaft um
In lauernde Begier, die nicht zu sehr
Entfernt von einem süßen Hassen war.

8.

Und immer tiefer taucht sich Alfreds Herz
In jenen holden Wahn, der wähnt, ein Wesen
Vermöcht' uns das verlorne Paradies
Der Kindheit zu ersetzen, uns das Schimmern
Der schönsten Tage, da uns neu die Welt
Zurückzugeben; ganz versank sein Herz
In jenen Wahn, daß Blicke, milde Worte
Genügten, um hinwegzuhelfen über
Die Fährlichkeit des Daseins. Kam sie ihm
Denn nicht entgegen in dem holden Wähnen?
Sah er's denn nicht an tausend Andeutungen,
Ihr war das Leben auch durch ihn beschenkt
Mit einer neuen Sonne, deren Strahlen
Nicht Schatten dulden, nicht den Hauch der Trübung?

Sie forscht' mit weiblich-weicher Hingebung
Nach seinem Blick, nach seiner Stirn Erröten,
Nach jenem Frühlingszauber, den im Manne
Der Wahn hervorruft, daß ein Weib sein Alles,
Sein geistig-körperliches, in ihm suche.
Es schien ihm so. Sobald er mit ihr sprach,
Ward sie so still, so tief ihr Blick, so ganz
Als dräng' ihr Wesen schmerzlich zu ihm hin,
Wie eine Blume, die der Frühlingshauch
Herniederdrückt zur spiegelklaren Welle;
So fest und so beredt ward ihrer Hand
Geheimer Druck, kam er und nahm er Abschied.
Manchmal auch war sie bleich, gerötet
Ihr Augenlid, als habe sie geweint.
Einst saß er neben ihr, da sie den Tasten
Beethovens stürmisch Seelenweh entlockte.
Die Dämmerung durchschauerte das Zimmer,
Fahl sah der Winterabend durch das Fenster,
Und drüben auf der alten Pappel
Versammelten die Krähen krächzend sich
Und kreisten träum'risch um die hohen Wipfel.
Er machte sie ergriffen aufmerksam,
Wie aus des Trauermarsch's Erhabenheit
Die ganze Nichtigkeit des Daseins zittert.
Sie nickte, spielte manche Stelle mehrmals,
Und ihre Seelen küßten sich im Wirbel
Der Harmonie und flohen süß erschrocken
Und suchten zu verstehen jene Schwermut,
Die das Verständnis eines Andern weckt.
Und da er das Gespräch auf Shakespeare brachte,
Sprach sie mit tiefer Ruhe jene Stelle:
„Sein oder nicht sein" — Plötzlich brach sie ab,
Da er im überströmenden Empfinden
Ergriffen hatte ihre Hand — „Es wird
So dunkel," sprach sie, seufzte auf und eilte
Zur Lampe, rasch sie anzuzünden.

9.

Und liebte sie ihn denn? Gefallsucht
War stets ihr fremd geblieben! Eher war
Sie allzu ehrlich als versteckt und schlau.
Oftmals schon hatte sie ihm rund heraus
Erklärt, was sie an ihm zu tadeln fand —
Die Kleidung, die zu wenig Ordnung zeigte,
Die Haare, die zu wirr und flatterhaft,
Auch seine träum'risch-egoist'sche Art;
Das Kränkelnde der Weltbetrachtung warf
Sie ohne Härte doch bestimmt ihm vor.
Ja, sie war offen! Leidenschaftlich war sie,
Und Leidenschaftliche sind immer wahr!

10.

Und immer tiefer sann er der Empfindung,
Die ihn bewegte, nach. Sie liebt mich! klangs
Von Tag zu Tag siegreicher in ihm wieder,
Je mehr ihr Wesen ernster ward und stummer,
Und von des Nachts vergoss'nen Thränen sprach
Ihr wundes Aug. Ach, ihn beglückte es,
Sie weinend sich zu denken, tief das Antlitz
Gepreßt in's kühle Kissen, heiß sich sehnend
Nach seinem Kuß. Ach, er vergaß, daß sie
Um and're Dinge weinen konnte noch,
Als um den Jugendfreund! —
So liebt das Weib! rief es in ihm. Sie darf
Nicht zu erkennen geben, wie sie liebt,
Und birgt in schmerzlichem Verstummen
Die Tiefe ihres Innern. Nur ein Wort
Bedarf's von deiner Seite, und dir schließt
Die warme Knospe auf ihr tiefstes Leben
Und haucht dich an mit hellen Götterlüften.
Doch dieses Wort, wie, wo und wann es sprechen?
Sprichst du's zu früh, so darf sie dich nicht hören,
Sprichst du's zu spät — das Leben ist so kurz
Und voll Veränderung und raschem Wechsel!
Und wo den Mut hernehmen es zu sprechen?
Denn trotz der innigsten Verachtung, die
Alfred den Menschen zollte, war er schüchtern
Und unentschlossen trotz der Energie,
Die manchmal hart an Eigensinn ihm grenzte.

11.

Da hieß es plötzlich: in acht Tagen reist
Emilie, um sich zu erholen. — Alfred
Empfand mit angenehmem Mitleid sich
Als jenen Gegenstand, der diese Reise
Notwendig machte. —
Von nun an ward sie nur auf Augenblicke
Noch sichtbar, und ihr Antlitz schien entstellt
Von einem kaum zurückgekämpften Leiden.
O hätte er, statt in der Phantasie
Haltlosem Rausch zu schwärmen, schärfer das,
Was ihn umgab, geprüft; doch sah er nur,
Was ihm zu sehen schön und lieblich dünkte.
Bei Tisch fiel ihm die seltsame
Erschlaffung auf, die ihre Züge zeigten,
Sobald sie unbeobachtet sich wähnte.
So starr, so wächsernbleich sah sie in's Leere
Und zuckte, wenn sie angeredet ward,
Wie eine Leiche, die der Stoß der Bahre
Aus ihrer süßen Schlummerruhe weckt.
Im Uebrigen sah er sie kaum und nur
In Gegenwart der Mutter, die alsbald
Die Tochter in ein ander Zimmer schickt,

Woselbst die Reisekleidung der Vollendung
Durch Schneiderhände still entgegenreifte.
Und welche Kleidung! Auf Befehl der Mutter
War diese Kleidung so verführerisch
Als möglich, und vom Morgen bis zum Abend
Versank das Haus in Seide, Sammt und Blumen.
Und Alfreds Blindheit war so groß, daß er
Selbst dieser Pracht Bedeutung nicht erkannte!
Mit solcher Pracht erobert man sich Reichtum
Und Schwiegerväter, dieser Kleiderprunk
Ist wirksam, wenn die Eltern einig sind
Und nur noch des zukünft'gen Gatten Sinne
Der nötigen Bearbeitung bedürfen.
Alfred war so berauscht von ihren Thränen,
Daß auch kein Hauch von Argwohn ihn berührte —
Ihn, der so viel des Argwohns in sich nährte.
Ja, der Gedanke tauchte in ihm auf:
Sie reist, um dir die Worte zu erleichtern,
Die du nicht sprechen kannst, du sollst ihr schreiben!
So fein betrog sich seine Eitelkeit.

12.

So nahm er sich denn vor, in einem Briefe,
Was er für sie empfand, zu offenbaren.
Viel mut'ger sollte seine Feder sein,
Als seine Zunge je vermocht; er wollte
Ihr Herz bestürmen mit poet'schen Bildern,
Mit köstlichen Vergleichen, feiner Wendung,
Die er bereits ausklügelte! Besonders
Des Briefes Anfang mußte wohlgesetzt
Als Meisterstück der Redekunst gelingen;
Dann die geschickte Steigerung — der Schluß —
Wie gut, daß er dies alles nicht zu sprechen,
Nur dem Papiere zu vertrauen brauchte!

13.

Am Abend, ehe sie reiste, sucht' er sie
Im ganzen Haus vergebens. Als er d'rauf
Im Garten sich erging, begegnete
Die Mutter ihm und diesmal war sie off'ner
Als je, und jener affektierte Zug,
Der stets zum Lächeln ihr Gesicht verzog,
War fast gewichen einem Hauch von Kummer.
Ward ihr der Abschied von der Tochter schwer?
Bedauerte sie Alfred? Wußte sie
Welch' Schicksal diesen Beiden nahen sollte?
Kurz, sie sah scheu zuweilen auf, wie Jemand,
Der sein Gewissen nicht ganz frei mag fühlen.
Sie schien gedrückt, sprach — ihrer Art entgegen —
Sehr wenig, und sich bückend band
Ein Sträußchen sie Vergißmeinnicht zusammen.

Der Frühling wob die warmen Abendlüfte
Goldglänzend über die Natur, der Himmel
Schwamm wie in Hoffnungsfreude, rot durchbrach
Sein Wolkenteppich rings das Grün der Aeste.
Es lag ein stilles, feurig stilles Streben
Nach dem Genuß des Schaffens auf der Erde,
Ein Glühen, das von Strauch zu Strauch sich schlich,
Ein schwüles Zittern über allen Blumen,
Und Alfred fühlte eine dumpfe Ahnung
Die Brust beklemmen, da ein fernes Grollen
Den Himmel schütterte, als ränge
Die Hoffnung der Natur, die Kraft des Alls
Nach Worten, weil ihr Blumen, Farben, Sterne
Nicht deutlich, nicht eindringlich redeten.
Alfred war düster, ohne doch zu wissen
Warum, und als ihm Leontine jetzt
Den Strauß Vergißmeinnicht hinreichte, wußte
Er nicht weshalb er zitterte. Es soll
Ein Zeichen sein, so dachte unser Träumer,
Daß ich sie nicht vergesse! O, mein Brief
Soll es beweisen — soll der Ungewißheit
Ein Ende machen! — Als er trat in's Zimmer —
Und dort ein wenig harrte auf Emilie,
Sah er die schon gepackten Koffer stehen.
Und da er sich auf einen Koffer setzte,
Den Kopf voll Schwermut auf die Hand gestützt,
Sog er den Duft der Veilchen, während draußen
Im Garten eine Nachtigall die Seele
Verblutete in schluchzendem Getöne,
Daß alle Rosen glühender erglommen
Und früher, als er sollte, sich der Mond
Still lauschend an des Gartens Mauer zeigte.
Der Veilchenduft umflorte seine Sinne
Mit längst verblich'nen Bildern; jenes kecke
Umarmen, das er einst gewagt, als sie
Mit ihm allein geweilt, es schauerte
Ihm wonnig durch die Brust, und fast erzürnend
Warf er sich vor, daß er zu mutlos war.
Jetzt sah er neben sich die Reisekleidung.
Er strich mit zager Hand darüber hin,
Als ob Emilie es fühlen könnte,
Und wenn er nun des Abschieds dachte, weilte
Er bei des Wiedersehens Trunkenheit
Weit lieber, da er sich von seinem Briefe
Die Lösung alle dieses Weh's versprach.
So saß er noch, ein Raub haltloser Träume —
Da schritt Emilie auf ihn zu, so blaß,
So aufgeregt, so wirr den Blick und hielt
Ein Briefblatt in der Hand. „Du wirst," begann sie
Mit ungewisser thränenvoller Stimme —
„Den Brief, von dem ich keine Ahnung hatte,
Doch besser zu Dir nehmen." — Alfred starrte
Den Brief mit irren Blicken an, es hob
Schwer seine Brust sich und die Schläfen rauschten
Ihm dumpf, als sie nun fortfuhr: „Ja — Du wirst

Nicht wollen, daß ihn And're lesen.“ Alfred
Erkannte bebend jenen Brief, den er
An Leontine einst geschrieben, jenen
So bittern, vorwurfsvollen Brief! O Gott,
Er sah die Stelle, die den Vorwurf aussprach —
Genug — ein Vorwurf, kränkend und vernichtend. —
Wie kommt er in die Hände dieses Mädchens,
Der Brief, den er in böser Stunde schrieb?
Wer that mir Solches? dachte er — und sah,
Wie sich Emilie kaum aufrecht hielt,
Bewegt vom Schmerz, als zerrte sie ein Sturm.
Sie stammelte noch Einiges, als warte
Sie auf ein Wort, das um Verzeihung bäte —
Und sah ihn an, halb bittend und halb grollend,
Und vor Erwartung kaum der Sinne mächtig —
Er fühlte dumpf, daß die Entscheidung nahe,
Er fühlte, was an seinem Worte hänge —
Und dennoch — ihm erwuchs trotz seinem Mitleid,
Ein Grimm im Herzen, der der Liebesglut
Und der Verzweiflung sich entwand — er dachte
Zuerst an das gelieh'ne Geld,
Mit dem er die Familie rettete —
Doch brachte er's nicht über's Herz, der Tochter,
Was sie nicht wußte, jetzt zu offenbaren,
Zu tief bedauerte er sie! Er schwieg.
Dann raffte er sich auf: „Den Brief, Emilie,
Darf lesen wer da will — behalte ihn!“
Rief er in stolzester Empörung, sinnlos,
Erschrocken über seine Worte, mehr noch
Als er die Wirkung seiner Worte wahrnahm.
„So meinst Du es? O gut!“ kam es kaum hörbar
Aus ihren farblos festgepreßten Lippen.
Emilie ging. In Jammer aufgelöst,
Doch sich beherrschend, ging sie, und ihm drängte
Das Herz sich aus dem Busen — doch es fehlte
Der Mut ihm, sich ihr nachzustürzen, um
Verzeihung sie zu bitten. — Nein! er blieb,
Der Tisch, an dem er stand, erbebte, aber
Er blieb — wo, ach! vielleicht ein mildes Wort
Zwei starke Seelen hätte retten können.

14.

In dieser Nacht sah eine Unglückselige
Der Mond auf heißem, schlummerlosem Kissen
Die Hände ringen. „Meine Mutter!“ klang's
Zuweilen tonlos durch's Gemach. „Ist's möglich?
Hat so viel Macht das Geld auf's Menschenherz?
Wen soll ich nimmer lieben — meine Mutter?
Ihn? oder Beide nimmer?“ Und es gab
Die Nacht nicht Antwort auf so wilde Fragen.
Die Wanduhr knarrte, und das Mondlicht füllte
Mit keuschem Silberschauer das Gemach,
So weich zum Schlafen floß es hin
In's Bett des Mädchens. — Draußen vor dem Fenster

Hing die Platane träumend ihre Aeste
In all den stillen Silberduft der Nacht
Und rauschte nicht einmal, so ganz versunken
War sie. Das Mädchen schlich sich aus dem Bett
An's Fenster hin und schaute mit den Augen,
Den kummermüden, in die stumme Nacht.
Sie fröstelte und blickte weit hinaus,
Bis sie sich satt gesehen. Darauf eilte
Sie auf ihr Lager. „O, wenn doch der Wagen,"
So klagte sie, „der mich von hier entführt,
Zerschellte, in den Abgrund stürzte; doch
Er wird nicht stürzen! Und so ist's entschieden!
Es darf nicht sein, halt still, verlass'nes Herz!
Er achtet nichts, er liebt auf Erden nichts,
Sich selber kaum, vielleicht nur die Ideen,
Die er im Busen hegt." So flüstert sie.
Dann zogen noch einmal auf Blumenfüßen
Die ersten Mädchentage ihr vorüber
Mit ihrem lilienweißen Hoffnungsschimmer,
Und schaudernd dachte sie an jene Stunde,
Die balde nahen sollte, an die Stunde,
Da pflichtgemäß ein And'rer ihr die Rose
Der Unschuld rauben sollte, als der Einz'ge,
Dem gern und willig sie die tiefste Knospe
Erschlossen ihres Seins. —
Doch endlich feuchten Thränen ihre Wangen,
Wie Tropfen Thau's ein welkes Blatt benetzen,
Das sie vergeblich zu erfrischen trachten.

15.

Und Alfred? O, sein Brief war abgesandt!
Das Meisterstück erschütternder Rhetorik
Lag in der rauhen Hand des Postbefliss'nen,
Und manchmal ging im Geist die besten Stellen
Er durch und sprach sie vor sich hin die Sätze,
In welchen er sich selbst verkleinert hatte,
Damit sie ihn erhöhe! Welche Antwort
Er auf den Brief erhielt? Wir wissen's nicht.
Nur wissen wir, daß er sich nicht erschoß,
Selbst dann nicht, als er hörte, daß Emilie
In eine schwere Krankheit war verfallen,
Die langsam nur das arme Hirn verließ;
Selbst dann nicht, als er hörte, daß Emilie
Mit einem reichen Manne sich verlobt,
Und bald, sehr balde Hochzeit halten werde.
Doch kurz hierauf schrieb er an Leontine:
Er bäte um Rückgabe jenes Geld's,
Das einst er ihr geliehn! Und da sie um
Ein wenig Aufschub bat, schrieb er zurück:
„Du magst das Geld behalten, liebe Tante!
Ich schlage es zu Deiner Tochter Mitgift." —

Kakorthographie.

Ein Fastnachtsspiel für Schulmänner und andere Deutsche.

Von * * *

(München.) (Nachdruck verboten.)

Zeit: 1876. Ort: Unterwelt.*)

Motto: Wir Deutsche sind und bleiben pedantisch, in Kleinigkeiten schwierig und Großes fahren lassend. Meine Autorität in deutschen Dingen schlage ich gering an, seit Zopf samt Haarbeutel von allen fortgetragen wird."
(J. Grimm, über Orthographie.)

„Ich bin des trock'nen Tons nun satt."
(Goethe's Faust.)

Der Nachen Charons mit dem Fährmann am Steuer, Hermes Psychopompos und einer Fracht Seelen landet am Gestade der Unterwelt.

Hermes: Holla, Charon! nächstens fahr sanfter an; sieh, wie die Seelen durcheinander taumeln, die trauernd noch um den Verlust ihrer leiblichen Hülle nicht wissen, wie ein bloßer Schatten sich halten muß. — Und ihr, weiland Trinker des Lichts, zahlt euren Obolus und springt an's Gestade, wo euer Auge sich bald an das dämm'rige Düster gewöhne! — Hei, wie sie dem Kahne entflattern, traun Fledermäusen vergleichbar, wie der gute Homer wohl gesungen. — (Zu einem Schatten): Doch du, was schreitest du langsam, zögerst du auch jetzt noch, den Weg zu enden, den keiner der Sterblichen freiwillig betritt?

Der Schatten: Nicht also, Hermes! Aber gelassen zu thun, was gethan werden muß, scheint mir besser, als mit der Menge zu schwärmen.

Hermes: Wer bist du, oder — gewöhne dich nun an die Frage — wer warst du, daß du so stolz dich absonderst? Warst du ein szeptertragender König?

Der Schatten: O nicht, es herrschte der Fürst mit und unter dem Volke, ich aber lebte stiller; und doch war auch ich ein Fürst, wenn du so willst, und ich nicht erröten muß, so hoch mich zu schätzen. Doch war mein Reich nur ein stilles Gemach, und dienen mußten mir dort die Geister der edelsten und trefflichsten Männer, durch den Zauber der Schrift in dünne Blätter gebannt.

Hermes: So warst Du ein Gelehrter — ?

Der Schatten: Ich lernte und strebte zu lehren, so viel ich vermochte, mein Leben hindurch.

Hermes: Und bist von welchem Volke? Doch halt, daß ich selbst es dir sage! Sprächen wir um zweitausend Jahre früher, so sagt' ich: Du bist aus Platons Volk. Doch Hellas ging nieder seit langem. Du bist wohl ein Deutscher?

Der Schatten: Du sagst es.

Hermes: Sieh da, ich hab' mich gewöhnt an die Art der Völker, die alle ihre Söhne hier herab senden. Du sprachst und gabst dich, wie's so mancher schon that von deinem Volk, — rohe Barbaren einst, als der göttliche Perikles noch lebte und uns Göttern herrliche Tempel baute, jetzt durch die Summe der Jahrhunderte gereift und durch die Muster der Alten belehrt, vielleicht nicht unwert, mit den Hellenen zu wetteifern. — Doch bist du von solchem Volk und hast in Sprache und Schrift deine Siege gesucht, komm', daß ich dich führe, wo du Seelen findest, dir gleich und aus verwandtem Blut. — Sieh dort den sinnenden Schatten, er ist von deinem Volk, komm mit zu ihm!

---

*) Da das Jahr 1876 als Todesjahr des Germanisten R. v. Raumer nach der Fiktion, auf welcher nachstehendes Totengespräch ruht, nötig war, das Stück aber anderseits möglichst viel in Berührung zur jüngsten Gegenwart gesetzt werden sollte, werden einsichtige Leser die sich daraus ergebenden Anachronismen wohlmeinend entschuldigen.

Der Schatten: Ist es nicht Klopstock?

Hermes: Du kennst ihn? Und doch lebte er lange.

Der Schatten: Aus Denkmälern und Bildnissen sind sie uns alle vertraut, die teuern Toten.

Hermes: Sieh, das ist schön, daß ihr dankbar derer gedenket, die Dank verdienen. Doch komm! (zu Klopstock:) Heda, sinnender Wandler am Strand des Kokyth! aus Deutschland ein Neuling, ein Altbewährter in eurer Gelehrtenrepublik!

Klopstocks Schatten: Was hör' ich? Aus Deutschland? und ein Diener Thuiskonens, ein Freund der Musen? „Sei mir gegrüßet! Mir kommst du stets gewünscht, wo du auch herkommst, Sohn der Olympier!" — Doch wie heißest du, daß ich dich nenne?

Der Schatten: Gelten Namen auch hier unten? Nun denn, Raumer nannte man mich droben.

Klopstock: Wohlan, und was schufst du droben im Lichte, wandest du Teutonen neue Kränze, herrlichere, denn wir einst, in die goldenen Locken?

Raumer: Nicht doch, kein Dichter war ich, und Deutschlands Muse schläft zur Zeit, wie ermattet von zu heißem Ringen.

Klopstock: Weh, die ich sah, stürmend im Wettlauf einst, ringend mit Shakespeare's herrlicher Göttin, weh mir, sie wäre verstummt?

Raumer: Nicht das, sie lallt noch, matt zwar, im Traume; laß sie nur schlafen, jetzt ist sie arg ermüdet, daß sie neue Kraft im Schlummer sammle.

Klopstock: Wehe sie schläft, sie, einst unsre ganze, einzige Freude; sind wir doch ein ärmeres Volk an Glücksgütern gegen Britten, Franken und andere, und unser Reich, einst der Schrecken der Welt, nun — o ihr Spott! Sie allein, Deutschlands Muse, unser einziger, ganzer Stolz, und nun muß ich hören: sie schläft! So sprich, was läßt euch denn noch leben unter den Völkern, wenn auch das euch noch verloren ging, Griechen des neuen Alters zu sein?

Raumer: O Sänger Hermanns, Schatten bei Schatten! Wie hast du hier unten geträumt! Wisse, das Volk der Dichter ist zum Volk der Kämpfer geworden, in den Staub stürzte es den prahlenden Gallier, würdest du wohl sagen, weiland unser Barde, (verzeih', ich muß dich „Skalde" nennen), das Reich, das du noch geschaut, wahrlich der Spott der Völker, ist dir bald nachgestorben; aber im Kriegswetter haben „Hermann's Enkel" ein neues errichtet, ein Reich der Mitte unserem Erdteil, geachtet von allen, furchtbar in Waffen dem neidischen Nachbarn.

Klopstock: O sei gesegnet für diese Kunde, so habt ihr doch, was das Herz euch erhebt! Und dennoch mich schmerzt, wenn ihr die Pflege des Geistes —

Raumer: Vergessen? O nein, sie gilt uns mehr denn je. Doch wisse, wir träumen nicht mehr im Hain Bardales; seit das Volk der Dichter ein Volk der That geworden, vergaßen wir mehr und mehr des Gesanges und weihten uns ganz der Wissenschaft.

Klopstock: Und doch ist menschliches Wissen so klein!

Raumer: Wohl, doch was uns noch zu schauen nicht glückte, wir streben und streben es zu sehen. Und was du nie geglaubt, als du noch lebtest, gar vieles haben wir erkannt, durchschaut, erworben, und nichts giebt es, wonach nicht die Wissenschaft ihre kühnen Flüge gewagt.

Klopstock: Ich höre den Jünger seine Meisterin preisen; in welchem Reiche des Wissens warst du thätig?

Raumer: Die Sprache war's, der ich nachging bis in ihre geheimen Quellen.

Klopstock: So sind wir uns so fremd nicht; auch ich hab' sie im Alter studiert, die ich in der Jugend gesungen. Ihr habt da wohl vieles gefördert? Doch sag' mir, was ist dein letztes Werk, das du denen dort oben gelassen zur Erinnerung vor deinem Scheiden?

Raumer: Unseliger, daß du fragst nach redlicher, doch unnützester Mühe!

Klopstock: Wie sagst du, was war das?

Raumer: Mein letztes Werk, die unnützeste That!

Klopstock: Was grämt dich?

Raumer: Mit redlichem Willen so gar nichts erreicht zu haben!

Klopstock: So sprich, was war's?

Raumer: Hör' denn, da du doch danach fragen mußtest. Ich versuchte nach vielen anderen dankbaren Arbeiten noch die ewig undankbare, die deutsche Orthographie zu bessern!

Klopstock: Was ich selbst einst versucht? Freund denn, durch gleiche That mir verbunden! Und das beklagst du?

Raumer: Als verlorene Müh!

Klopstock: So sprich nur, erzähl', ich bin äußerst gespannt, was ich davon vernehmen kann. Du weißt, auch mir schien ja einst unsere Orthographie einem Augiasstall nicht unähnlich. Doch sprich, wie kamst du dazu, wie griffest du's an, was thatest du?

Raumer: Sei's denn, wenn du's hören mußt! Wisse, nicht ich begann; man berief aus dem ganzen Reich die man als befähigt und befugt hielt, in orthographicis Gesetze zu geben, in die Reichshauptstadt.

Klopstock: Nach Wien —

Raumer: O nicht, ich sagte Dir, viel hat sich bei uns geändert, seit Du von uns geschieden; nach Berlin —

Klopstock: Berlin? die Hauptstadt —

Raumer: Unf'res neuen Reiches; ich sagte dir, das alte ist dir bald nach —

Klopstock: Ich hört' es; doch Berlin? Als du sagtest, man berief euch in die Reichshauptstadt, weiß Gott, ich dachte, ein würdiger Sproße des edeln Josef des Zweiten —

Raumer: O nenn' ihn keck den Einzigen, wenn du sagen willst, er hatte Herz und Sinn und wollte wirken für unsere Nation.

Klopstock: Gewiß, das dacht' ich, an Josef den Deutschen dacht' ich; doch nach Berlin? Damals herrschte viel französischer Ton am Hof des großen Friedrich.

Raumer: Jetzt ist man deutsch dort, glaub' mir, dafür ist man in Wien jetzt mehr tschechisch und magyarisch —

Klopstock: Mehr tschech— ?

Raumer: Ja tschechisch.

Klopstock: Tschechisch — was ist das? Ist irgend ein neues Volk —?

Raumer: Ja wahrlich aufgefunden worden! Tschechen, der Name klingt dir fremd? Nun ja, man nennt sie auch wohl Böhmen, doch sind's die Deutschen nicht, die dort zu Land wohnen.

Klopstock: Mir, ist, — ja, ich entsinne mich, es gab ein Volk ein kleines —

Raumer: Ho, 's dünkt sich jetzt wundergroß!

Klopstock: Es sprach nicht deutsch —

Raumer: Nein, diese Sprache verachtet es!

Klopstock: Doch war's ein harmlos stilles Völklein.

Raumer: Um so lauter lärmt es uns jetzt in die Ohren, seit es entdeckt hat, daß es eine Nation von Weltbedeutung sei.

Klopstock: Laß' immer Hunde den Mond anbellen: der strahlende Wandler zieht unentwegt seine Pfade!

Raumer: Unentwegt? Sie haben uns schon halb aus dem Weg gedrängt. Wo ist doch, guter Klopstock, wenn du das noch weißt, die erste deutsche Universität gestiftet worden?

Klopstock: War's nicht in Prag, von einem deutschen Kaiser?

Raumer: Von Karl IV. ja, und ganz richtig in Prag. Und diese erste deutsche Hochschule —

Klopstock: Sie ist doch nicht — ?

Raumer: Was nicht?

Klopstock: Nicht aufgehoben?

Raumer: Das nicht, doch besser, sie wäre ehrlich hingerichtet und zu Grabe getragen worden, als das —

Klopstock: „Hinrichten" sagst du?

Raumer: Als daß man ihr den Leib zerschnitt —

Klopstock: Zerschnitt — den Leib?

Raumer: Und die eine Hälfte umstempelte und ihr befahl, als Tschechin weiter zu leben.

Klopstock: Versteh' ich dich recht, in Prag eine tschechische Hochschule, zu deren Gründung man die deutsche beraubte?

Raumer: O du verstehst mich!

Klopstock: Und das geschah, von wem, von wo aus?

Raumer: In Wien hat man's bestimmt.

Klopstock: In Wien, der Stadt des deutschen Josef, der für unsere Sprache ein zweiter Augustus werden wollte?

Raumer: In Wien, o ja; wisse, in Oesterreich ist jetzt alles möglich, d. h. soweit deutsches Wesen und dessen Unterdrückung in Frage kommt. Hat man doch schon in Wien, der deutschen Millionenstadt —

Klopstock: Ist es so reich?

Raumer: Schon auch, doch meint' ich jetzt an Einwohnern.

Klopstock: Ist's so gewachsen?

Raumer: O sehr und immer lustiger ist's dabei geworden; 's lebt ein fideles Volk dort, recht gemütlich: — Ja so, dort hat man nun schon auch und zwar für Wien eine tschechische Volksschule genehmigt.

Klopstock: Für's deutsche Wien?

Raumer: Na, wann hat es sich denn so deutsch gezeigt?

Klopstock: O Enkel Hermanns! Und was sagt nur da das übrige Deutschland, was sagt die Hauptstadt — wie? Berlin? — dazu?

Raumer: Das schweigt, wie immer, wo's nicht ordnungsgemäß aufgefordert wird zu reden.

Klopstock: Und giebt's da nicht Gesetze —?

Raumer: Du denkst wohl gar, Oesterreich sei noch beim Reich?

Klopstock: Natürlich doch —

Raumer: Sie sind für sich gestellt — und wir sind Stückwerk. — Doch davon ein andermal; du wunderst dich? Laß' dir's später, wenn wir bei Lethe sitzen, erzählen, wie alles so gekommen. Denn jetzt, ich bitte Dich wirklich, sprich nicht mehr von Politik und nenn' mir ja den Namen Tschechen nicht mehr: siehst du nicht den bleichen Schatten dort mit der aufgestülpten Nase? Er ist gewiß von diesem Volk und umschnüffelt uns schon lange. Wie ich seine Nation kenne, könnte er sich vergessen und als echter Hussitenenkel uns deutsche Schatten anfallen und noch im Totenreich totschlagen wollen.

Klopstock: Nun wohl, so lassen wir das für später! Aber jetzt, sag' mir doch —

Raumer: Ja, was wolltest du doch wissen?

Klopstock: Wie ihr die deutsche Orthographie —

Raumer: Um Gott, da kommt er doch!

Dritter Schatten (hinzutretend): Verzeiht, erlauchte Schatten, denn dich kenn' ich aus vielen Abbildungen: du mußt Klopstock sein. Und du, in einer illustrierten Zeitung sah ich droben einen Kopf, ganz dem deinen ähnlich, und darunter stand: Rudolf von Raumer.

Raumer: Der bin ich, wenn ich nicht sagen muß: der war ich. — Doch du, wer bist du und von welchem Volke?

Schatten: Von eurem bin ich.

Raumer: Und bist kein —?

Schatten: Ein Deutscher, wie ihr. Und wie ihr soeben, sprach ich viel von der deutschen Orthographie; sie war meine letzte Sorge!

Klopstock: Und warst du —?

Schatten: Schullehrer war ich dort oben, und der Tod rief mich ab, ehe im orthographischem Kampf die bessere Sache siegte. D'rum freu' ich mich, hier unten noch davon reden zu können und um so mehr, da ich meinen verehrten Meister, dich, Raumer, hier unten fand. Ach, daß man nicht die Regeln der Berliner Konferenz angenommen!

Klopstock: Nicht angenommen? Die Regeln, die ausgearbeitet wurden von den Befugtesten, wie du vorhin sagtest, Raumer, aus eurem Volk, und zusammenberufen von Reichswegen in die Reichshauptstadt — und nicht angenommen?

Raumer: Du hast's gehört!

Klopstock: Und wie kam das?

Raumer: Je nun, wir vereinbarten in langen Sitzungen Regeln, wie man zur Zeit am einfachsten unserer Orthographie aufhelfen könne, und stellten die in einem Büchlein zusammen; nun wohl, das höchste Ziel war damit noch nicht erreicht.

Schatten: Schmälere mir nicht sein Verdienst! Als ich das Büchlein durchgemacht, da wußte ich, jetzt könne ich in einem Monat meinen Schülern eine folgerichtige Schreibweise beibringen, was ich früher mit allen Strafmitteln nicht die ganze Schulzeit durch erzwingen konnte. Eure Orthographie war konsequenter als die alte, und das war alles wert!

Raumer: Nun ja, konsequenter haben wir die Grundregeln durchgeführt, dafür waren wir auch schonungsloser alten Mißbräuchen gegenüber, und gerade Konsequenz verträgt unser Volk am wenigsten.

Klopstock: Das ist's und darin liegt's; es ist nicht energisch genug und kann mit Altererbtem nie fertig werden, auch wenn dies noch so lästig geworden.

Raumer: Ja freilich, da waren wir bald pietätlos und revolutionär, und wie das tolle Geschrei nur immer klang.

Klopstock: Und so verwarf man die ganze Reform?

Raumer: D. h. die berliner Regeln wenigstens.

Klopstock: Um alles beim alten zu lassen?

Raumer: Das ließ mich die Parze nicht mehr schauen, was weiter geschah.

Schatten: Eines erlebt' ich noch droben. Nachdem für das Reich und die Nation nichts Einheitliches zu Stande kam, ließ Preußen wenigstens für sich ein neues Regelbuch ausarbeiten.

Raumer: Na, da sind sie auf dem rechten Wege. In politicis haben sie sich notdürftig zusammentreiben lassen, in orthographicis herrscht die alte Zerfahrenheit der „teutschen Libertät". Jeder Staat seine eigene Orthographie!

Klopstock: So traurig wird's ja doch nicht werden, daß man —

Schatten: Wer weiß, wenn wir jetzt noch einen Blick auf unser Vaterland werfen dürften, vielleicht haben sie schon ihre königliche preußische Orthographie, und daneben eine großherzoglich mecklenburgische, eine fürstlich reuß-greizische und andere mehr!

Raumer: Bei Gott, so müßte es kommen. Mich wandelte wahrlich die Lust an, nochmal zurückzukehren, wenn es ginge, nur um zu sehen, ob wir zu schwarz sehen oder unsern lieben Deutschen das Richtige zugetraut haben.

Klopstock: Hermes, wir bitten, kannst du uns nicht einen Blick zurück auf uns're Erde thun lassen? Du warst stets ein freundlicher Gott. —

Hermes: Nur nicht geschmeichelt hier unten, im Tod und darnach herrscht Wahrheit allein. Aber wenn ihr denn gar so heiß verlangt, kommt mit zu jenem Felsenzacken, dort will ich euer Gesicht schärfen, daß ihr sehet, was ihr wünscht. (Hermes entführt die drei Schatten zu einem Felsenvorsprung und hält ihnen seinen Schlangenstab vor die Augen, mit der andern Hand einen Segen erteilend.)

Hermes: Sehet denn, sterbliche Augen Gestorbener, wie ihr nie geschauet, als ihr lebtet!

Die drei Schatten zugleich: Ah!

Klopstock: Sieh da, mein Deutschland. —

Raumer: Gebreitet tief unten vor uns wie ein Teppich. —

Schatten; Wie eine Landkarte traun vom trefflichen Kiepert; und Wunder, Hermes, was machst du? Seht ihr nicht Buchstaben d'rüber gezogen, groß in Lapidarschrift?

Raumer: Wahrlich! Wie heißt's doch, was dort schier den ganzen Norden bedeckt?

Klopstock: (liest:) „Königlich preußische deutsche Rechtschreibung."

Raumer: Der herrlichste Titel, den man erfinden könnte!

Klopstock; Und dort weiter südwärts, von kleinerem Umfang!

Schatten: (lesend): „Königlich bayerische deutsche Rechtschreibung."

Raumer: O herrlich, o prächtig! — Dort aber, im Osten, taucht nicht eben eine Schrift auf, langsam erst werdend wie Bilder der Camera obscura?

Klopstock: Richtig und traun, sie gewinnt Umriß und Festigkeit!

Schatten: (liest): „Kaiserlich königlich österreichische deutsche Orthographie."

Raumer: O deutsche Einheit und alle neun Musen!

Schatten: Jetzt aber wieder im Westen, wird's nicht licht, als verzöge sich der Nebel über den Schweizer Bergen? Sieh, wie die Schrift sich verdichtet!

Klopstock: (liest): „Eidgenössisch schweizerische deutsche Rechtschreiblehre."

Raumer: O sinnreiche unübertreffliche Nation und so enthaltsam, mit vieren begnügst du dich, Volk, das nach Viertelhunderten seine Staaten mißt!

Hermes: O, 's wird nicht bei den vieren bleiben! Doch ihr habt davon genug gesehen.

Klopstock: Ja wohl, wir haben genug!

Hermes: Schwinde denn, magna charta Germaniae orthographica! Und ihr, Augen sterblich Geborener thut euch auf zu schärferem Schauen!

Die drei Schatten: O wunderbar!

Klopstock: Städte seh' ich und Dörfer, als wär' ich ein Vogel, der über den Dächern schwebt! —

Raumer: Und durch die Dächer und Wände dringt mein Blick, —

Klopstock: Als seien sie aus Glas und Kristall, und in die Zimmer und Gemächer schau' ich wie in die Zellen eines Bienenstockes!

Schatten: Und hier, und dort, und überall seht doch die hundert und hundert Schulen, im ganzen Reich, in Oesterreich und der Schweiz und die tausend und tausend Schulkinder, Mädchen und Knaben, die Latein- und Realschüler und die vornehmen Gymnasiasten, zu vierzig bis sechzig abgeteilt, und vor jeder Gruppe unermüdlich thätig meine einstigen Kinder in sau'rer Arbeit!

Hermes: (für sich): Freu' ich mich doch selbst über die Freude der großen Kinder wie ein Vater, der seinen Jungen den Guckkasten vorhält!

Schatten: O daß wir noch hören könnten, was sie d'runten reden! Hermes, freundlicher Gott, kannst du nicht —?

Hermes: Ei, was ihr begehrlich werdet! Erst schauen, dann auch noch hören! — (Einem dienenden Unterweltsgeist winkend:) Nun denn, du Teufelchen, flieg' und bitte Pluto um seinen Hördraht! (Der Geist ab.) — Seitdem Zeus sich das Feuer hat stehlen lassen, habt ihr Menschlein uns Götter fast überholt; so haben wir eure Erfindungen genutzt und uns schon ein Telephon in die Hölle richten lassen. (Der Geist zurück.) Sieh, da bringt er's schon! Nun eure Ohren her und horcht, was die dort unten verhandeln!

Schatten: Seht, dort die Schule! Eben hat eine Orthographiestunde begonnen. Laßt uns denn hören!

Lehrer: Also die Grundregel unserer ganzen Rechtschreiblehre lautet?

Schüler: Wir bezeichnen in Stammsilben die Kürze des Vokals durch Verdoppelung des darauffolgenden Konsonanten, wenn dieser am Ende des Wortes oder wieder vor einem Vokal steht.

Lehrer: Wenn aber auf den Konsonanten wieder ein Konsonant folgt, der unzertrennlich mit ihm verbunden ist?

Schüler: Dann genügt schon die unlösbare Konsonantenverbindung, um die Kürze des vorhergehenden Vokals auszudrücken.

Lehrer: Gut! z. B.?

Schüler: „Gespinst."

Lehrer: Obwohl es —

Schüler: Von „spinnen" kommt.

Lehrer: Gut! Oder?

Schüler: „Barsch, Brand" mit einem r und einem n.

Lehrer: Richtig! Na die Regel geht. Jetzt weist eure Hefte her, daß wir das Diktat von gestern durchnehmen. (Schlägt ein Heft auf.) Ja, Meier, da hast du herrschen mit einem r geschrieben? Was soll das sein?

Schüler: Ja, ich dachte, die Verbindung von r und sch deute schon genug an, daß das e kurz ist, weil das eine untrennbare Konsonantenverbindung sei.

Lehrer: Ja, freilich, aber was hab' ich euch gesagt? Drei Wörter — wie heißen sie? — Na, Müller!

Schüler: „Brantwein, Kentnis und herschen."

Lehrer: Richtig! Die fügen sich der Hauptregel nicht!

Raumer: „Sie fügen sich nicht!" Ausgezeichnet! Der weiß doch den Unsinn wenigstens mit Humor zu behandeln. Sie fügen sich nicht! Drei boshafte Wörter wollen sich nicht fügen, sie wollen nicht, und darum müssen über vierzig Millionen guter Deutscher wollen, wie die drei Wörter wollen und müssen sich ihnen fügen! O herrlich, prächtig, man darf den drei Wörtern doch ihr Reservatrecht nicht rauben

Klopstock: Ja wahrlich ausgezeichnet! Es scheint, man hat recht schön die Orthographie „gebessert"!

Schatten: Doch still! Schaut dorthin, eine andere Schule. Sie schreiben eben einzelne Wörter an die Tafel, es scheint, sie haben denselben Stoff. Horch!

Lehrer: Du zeig' mir dein Heft! — Warum steht da Kahn ohne h? Wie heißt die Regel? Das Dehnungs—h steht in Stammsilben vor? —

Schüler: In Stammsilben vor den Liquiden.

Lehrer: Und welche sind die Liquidae?

Schüler: l, m, n, r.

Lehrer: Gut, also Kahn: K—a—h—n! (ein anderes Heft einsehend) Du, was muß ich von dir sehen? Da steht „Schwan" a—h—n!

Schüler: Ja, ich hab' gemeint vor einem n —

Lehrer: Nichts da.

Schüler: Ja, weil das n eine Liquida —

Lehrer: Nichts, da gilt die Regel nicht! Das Wort „Schwan" schreibt man ohne h. Was, und da „schwer" e—h—r? Wart', ich will dir merken, wo das h nicht hingehört! (packt ihn bei den Ohren) — Weiter, der Nächste! (dessen Heft durchsehend:) Oho, bei „sehr" das h wieder herausgestrichen? Was soll das sein?

Schüler (weinend): Ja, ich hab's g'rad ausgestrichen, weil's auch in „schwer" —

Lehrer: Das geht da gar nicht her! Und da wieder „kahl" ohne h! (ihn am Ohr haltend:) Wie heißt die Hauptregel? Das Dehnungs—h steht?

Schüler (schluchzend): besonders vor l, m, n, r.

Lehrer: Gut, also gleich in „kahl" ein h hinein! (ergreift ein anderes Heft) Was, Hans, du auch? „Qual" mit h und hier „Schwur" u—h—r?! und da gar „empor" o—h—r!?! ei, ei, ei! und hier „Brot holen" — „holen" o—h—l? ei, ei, soll ich den Stock holen?

Schüler: Ja, ich hab' gemeint, vor l, r —

Lehrer: Du hast nichts zu meinen, Du hast bloß zu lernen! Das ist nur die Hauptregel: vor l, m, n, r steht ein Dehnungs—h. Aber die gilt jetzt nichts — d. h. bei „Qual" und den andern Wörtern! Die ausgenommen sind, die habt ihr alle eigens auswendig zu lernen; merkt's euch! (Ein anderes Heft besichtigend:) Oh — oh! „pur" mit h! und da gar noch „Natur" u—h—r! o — o, oh!

Schüler: Ja, damit man nicht auf „Nat" den Ton legt!

Lehrer: Ei, ei, ei! Ihr werdet mir durch lauter Regeln noch dümmer! „pur, Natur" das sind lateinische Wörter und die werden wie im Lateinischen geschrieben: das Dehnungs—h gehört nur in deutsche Wörter!

Schatten: Ja, nur wir Deutsche brauchen einen Zopf!

Klopstock: Ganz so war's schon zu meiner Zeit!

Raumer: Seht, er nimmt ein and'res Heft! Still, was wir hören!

Lehrer: Was, du schreibst „Nummer" mit einem m!?

Schüler: Ja, weil's im Lateinischen auch —

Lehrer: Was weißt du vom Lateinischen:

Schüler: Ja, ich war schon ein Jahr an der Lateinschul'!

Lehrer: Was geht das mich an? Nummer hat zwei m!

Schüler: Ja aber lateinische Wörter schreibt man wie im Lateinischen —

Lehrer: (ärgerlich): Das „Nummer" ist aber ausgenommen! Willst du jetzt —?

Schüler: Und die letzte Woche haben Sie mich eingesperrt, weil ich „numerieren" mit zwei m geschrieben hab'!

Lehrer (noch ärgerlicher): Das ist wieder eine Ausnahme! Nummer mit zwei m, numerieren mit einem m!

Schüler (nachleiernd): „Nummer mit zwei m, numerieren mit einem m, Nummer mit zwei m, numerieren mit einem m." (halblaut): Das kann der Kuckuck merken!

Lehrer: Was, du Schlingel, du dimittierter Lateiner? Ich will dir's aufschreiben, wo du's merken kannst! (zieht ihn über die Bank und giebt ihm die Rute.)

Raumer: Armer Tropf, muß dein junger Hintere entgelten, was die alten Köpfe für Subtilitäten ausgetiftelt!

Klopstock: 's ist unverantwortlich! Und die Kleinen scheinen nicht schlecht begabt und nicht unfleißig zu sein, jeder weiß seine Hauptregel und wendet sie ganz vernünftig an, nur daß es dann gewöhnlich nicht klappen will von wegen der extrafeinen Ausnahmen, die ihnen nicht in den Kopf wollen!

Raumer: Die bei Gott auch des Merkens nicht wert sind!

Schatten: Ja, aber gerade ohne Klauseln und Ausnahmen geht's bei unsern Landsleuten nie ab. Doch hören wir weiter, schaut dort, eine andere Schule, und dem Meister scheint die Sache schon heiß genug gemacht zu haben!

Lehrer (ein Heft hinwerfend): Jetzt sag' ich's aber zum letztenmal: „Schar" und „Ware" schreibt man nach den neuen Regeln mit einem a, Har und Par aber noch, wie bisher, mit zwei a! Wer mir das noch einmal —

Schatten: Und warum, Herr weiland Kollega?

Raumer: Laß ihn doch, er hat nach „Vorschrift" und „Befehl" zu lehren und nicht nach „Gründen" und „Logik". Wer wird auch immer nach „Gründen" verlangen? „So ist's," ist der beste Grund; doch hört weiter!

Lehrer (in ein Heft sehend): Warum steht da Thor ohne h? Wie heißt die neue Regel mit dem th?

Schüler: Th steht in deutschen Wörtern nur noch — nach einem — langen Vokal?

Lehrer: Was, was? Warum nach einem langen Vokal?

Schüler: Weil das th entstanden ist aus dem Dehnungs—h.

Lehrer: Ja, ja, das ist schon recht, aber das geht jetzt nicht hieher, das hab' ich auch nur gesagt, damit ihr wißt, was das h nach dem t will. Die neue Vorschrift heißt: th wird nur noch geschrieben —?

Schüler: Am Ende von Wörtern.

Lehrer: Gerad umgekehrt!

Schüler (hastig): Am Anfang.

Lehrer: Ja, und nur noch am Anfang eines Wortes, also „das Tor" t—h—o—r, und der Tor gerade so mit th! (zu einem andern hineinsehend): Du, was korrigierst du da? Herrgott, schreibt der jetzt noch ein h in Ton hinein!

Schüler (bestürzt): Ja weil's am Anfang —

Lehrer: Das ist ja wieder anders! Ton mit h ist ja die weiche Erde, aber ohne h ist's gleich Laut oder Schall. In dem Satz „Der Ton der Flöte" —

Raumer: Seht, solche Feinheiten sind echt deutsch: Der Ton des Töpfers muß mit h geschrieben werden, damit ihn niemand mit dem Ton einer Flöte verwechselt! Ja „wir sind klug und weise" und eine gar vorsichtige Nation!

Schatten: Nur wundert mich, daß man nicht „das Tor" und „der Tor" gleich subtil unterscheidet.

Raumer: Es scheint, man will halt „den Toren" doch nicht gar zu kenntlich machen, denn wir sind auch eine gar rücksichtsvolle Nation und besonders rücksichtsvoll gegen Wörter, die „sich nicht fügen wollen!"

Klopstock: Ei, ei, habt ihr noch alle die feinen Unterschiede, die mir schon zu meiner Zeit eine Krücke für Schwachköpfe zu sein schienen! Denn muß nicht jeder denkende Ausländer uns für eine Nation von Geistesblöden halten, wenn ein h uns am Schluß des Wortes erst belehren muß, daß die Hut, d. i. der Schutz und nicht der Hut, cioè cappello, gemeint sei?

Raumer: Na, den Unsinn haben wir aufgegeben!

Klopstock: Aber das jämmerliche Prinzip nicht, sonst unterscheidet ihr nicht mehr zwischen Ton und Thon!

Schatten: Ja leider das Prinzip ist geblieben, wenn auch eingeschränkt, und es ist wahrhaftig ein Scheuleder für Schwachsinnige, daß sie nicht abirren. Gott, mußt' ich doch selbst noch lehren, daß Rum ohne h ein Getränke, mit h aber der Ehrensold der Tapfern sei, damit ja nicht über die Charaktereigenschaften unserer ruhmliebenden Nachbarn jenseits der Vogesen empfindliche Mißverständnisse aufkämen!

Raumer: Ja, 's ist bei Gott mehr als kindisch, durch die Schreibart noch zu unterscheiden „das Moor" und der Mohr"!

Klopstock: Als ob ein einziges Wort an und für sich und außer jedem Zusammenhang überhaupt einen Wert habe.

Raumer: Bücher- und Schreibnarren sind sie immer noch, meine lieben Deutschen, statt Männer des Lebens und des lebendigen Wortes; sonst hätten sie längst entdeckt, daß, wenn ich bloß „Mor" schreie, kein Mensch weiß, was ich will. Und was das Ohr nicht dem denkenden Geist klar machen kann, das soll das Auge —

Klopstock: Pedanten immer noch — und wie!

Schatten: Hier glaub' ich doch auch einen andern Grund entdeckt zu haben, warum derlei alberne Unterscheidungen immer noch festgehalten werden. Hab' ich doch, als euer berliner Regelbuch, seliger Raumer, erschien und die beiden „Tor" wie die zwei „Mor" ganz gleich gemacht hatte, am Wirtshaustisch und sonst genug gekämpft gegen die — ja Pedanten sind's freilich, und Philister dazu, aber steckt nicht auch eine gewisse heimliche Bosheit darin: wenn ich so und so oft, nachdem sie sich an Scheingründen erschöpft ohne mich widerlegen zu können, hören mußte: „So haben wir's lernen müssen, so müssen's unsere Jungen auch lernen!" Oder was wollt ihr zu jenem Rat sagen, der sich für entratet hielt, wenn der Staat die Schreibweise ohne h akzeptiere, da sein Dekret auf Rat mit h ausgestellt war?

Raumer: Laßt ihm seinen Zopf, er ist ihm bis in's Herz gewachsen!

Schatten: Und unsere Jugend, die mit frischem Hirn aus Gottes Hand kommt, soll auch noch den alten Quark in ihren Schädel gepfropft bekommen, den man einst uns eingeprügelt?

Raumer: Ja, das ist freilich das traurigste daran. Doch werde mir nicht tragisch, Bester, in komischer Sache und jamm're nicht im Reiche des Thanatos, der alle Schmerzen stillt. Uns hier ziemt es, mit heiterer Ruhe zu betrachten, wie thöricht sich die da unten quälen. Laßt uns denn weiter schauen!

Schatten: Ja, sehen wir weiter und schaut, dort weiter links, ist's nicht die Schweiz? Mich verlangt, auch die bundesgenössische Orthographie etwas zu kosten. Seht ihr die Stadt und die Schule dort?

Klopstock: Bei Gott, ist's nicht Zürich? Seht ihr dort den Silberstreif?

Raumer: Du erkennst den See, den du einst besuchtest!

Klopstock: Ja wahrlich, und wieder geht mir das Herz auf! „Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht —“

Raumer: Pst, guter Klopstock, zitier' dich nicht selbst und laß uns lauschen, ob auch der Menschen Erfindung dort schön und prächtig ist!

Klopstock: Gut denn, ich höre!

Lehrer: Jo, was hoisch denn „Tal“ no mit me h g'schriebe, Büebli? Wo bisch her?

Schüler: Ich bin aus Wirteberg.

Lehrer: Us Wirtebergh! úsem Rich bisch! Jo waegerli! Aber wenn d' bi uns blibe willisch, so gäht's di nümme gar nix a, wie s'es in Dütschland mache. Nach de eidgenössisch Reglebuoch schribet mer khei th nümme in dütsche Wörtre!

Klopstock: Bisch guot, braver Schwizer! Die erste Regel in der ganzen Orthographie, die einmal Hand und Fuß hat und sich unbedenklich durchführen läßt. Und nicht im „Rich“ ist sie erfunden worden und nicht in Oesterreich, aber in der freien Schweiz!

Raumer: Ja 's sind praktische Leute, das muß man sagen, etwas grob — „'s gäht uns nix a, wie s'es in Dütschland mache“ — aber vernünftig.

Schatten: Na, Gott verzeih' ihnen ihre Franzosenliebelei und den Bauernstolz, mit dem sie auf uns „Förschteknächt“ herabsehen!

Raumer: Thut nichts, sind doch ein kernig Volk und gute Deutsche.

Schatten: Ja darin zumeist, daß sie keine sein wollen und sich ein eigen „Nationli“ dünken. Denn das ist, immer noch echt deutsch, auf seine Nation nichts geben.

Klopstock: Gott sei's geklagt, ist's immer noch so, wie zu meiner Zeit, wo in Deutschland alles was galt, wenn's nur nicht deutsch war?

Raumer: Na, 's ist schon viel besser darin worden.

Schatten: Mit Vorlaub, 's ist noch schlimm genug! Schaut nach Oesterreich, dort ist's tschechisch und slovenisch zu sein, jetzt vorteilhafter und ehrenvoller als deutsch; schaut nach Elsaß: die sprechen deutsch und schreien, sie wären Franzosen!

Raumer: Still, wir wollen jetzt nicht politisieren. Alles zu seiner Zeit. Laßt uns wiedermal „in's Rich schoue“!

Klopstock: Ja dort, seht dort die Schule!

Lehrer (ein Heft zurückgebend): Also das h am Schlusse von „Mut“ gleich wegstreichen, ebenso in „Blüte“ heraus! denn? —

Schüler: Th wird nicht mehr im Auslaut und Inlaut eines deutschen Wortes geschrieben.

Lehrer: Richtig! sondern nur noch —?

Schüler: Am Anfang von Wörtern.

Lehrer: Wenn nicht?

Schüler: Wenn nicht schon aus der Schreibart des Wurzelvokals dessen Länge ersichtlich ist.

Lehrer: Bravo! Also schreibt man „der Tau“?

Schüler: Ohne h.

Lehrer: Und „das Tau“?

Schüler: Auch ohne h.

Lehrer: Ganz gut! setz dich!

Klopstock: Trau ich meinen Ohren? Da haben sie nun doch auch einmal einen so feinen Unterschied preisgegeben! Aber welche Skrupeln muß es den Tiftlern gemacht haben, mit wie viel Herzeleid sahen — Gott wie viele! — dies h fallen!

Lehrer (bei einem andern Heft): Du, da steht „Panter“ ohne h!

Schüler: Ja, im Inlaut schreibt man kein th mehr.

Lehrer: Ja, in deutschen Wörtern; aber „Panter“?

Schüler: Klingt doch ganz gut deutsch!

Lehrer: Nichts, ist ein griechisches Wort!

Schüler: Herr Lehrer, ich will erst griechisch lernen, damit ich —

Raumer: Ausgezeichnet! Wenn der Kleine so boshaft wäre, als er naiv ist, er könnte es nicht besser machen. Wahrhaftig, unsere ganze Nation müßte erst griechisch und — weiß Gott, welche Sprachen erst alle lernen, ehe sie's wagen dürften, ein Wort in ihrer Muttersprache niederzuschreiben!

Klopstock: Ja meiner Treu, in ihrer pedantischen Gewissenhaftigkeit getrauen sie sich nicht, ein Wort, das man gar nicht mehr als Fremdwort fühlt, nach deutscher Weise zu schreiben.

Schatten: Es geht eben alles Fremde dem Deutschen immer noch vor.

Klopstock: Seht da die energischen Italiener: „Philosophie, Hygiene" und all' die Söhne von Hellas müssen sich den Kindern Italiens fügen.

Raumer: Während bei uns die fünfzig Millionen Deutsche sich einigen Dutzenden eigensinniger Wörter fügen müssen. Wir sind ja an's Gehorchen gewohnt! Doch horch, was es drunten wieder giebt!

Lehrer: Du, warum schreibst du hier Thee ohne h?

Schüler: Weil die zwei e schon genug die Länge des Wurzellautes ausdrücken.

Lehrer: Ja, in deutschen Wörtern gilt das, aber Tee ist —

Schüler (voreilig): Ein griechisches —

Lehrer: Ah, dummer Kerl, muß denn alles griechisch sein, und hat Sokrates je Tee getrunken? Ein chinesisches Wort ist's!

Raumer: Ah, auf die Söhne des himmlischen Reiches muß auch Rücksicht genommen werden!

Schatten: Obwohl keiner wird behaupten können, daß die Zopfträger in Asien das Wort mit einem h schreiben.

Klopstock: Und trotzdem die Engländer, die uns dies Getränke beigebracht, ihr „tea" recht gut ohne h schreiben, der entschiedenen Italiener gar nicht zu gedenken.

Schatten: Da muß halt Deutschland wieder etwas extra tiefsinniges haben. Doch hört!

Lehrer: Was schreibst du mir denn in „Teer" wieder ein h hinein?

Schüler: Ja, weil in „Tee" auch —

Lehrer: Aber „Teer" ist ein deutsches Wort und in denen braucht kein h zu stehen, wenn?

Schüler: Der Vokal schon als lang kenntlich ist.

Lehrer: Also gleich wieder heraus damit! Ihr müßt erst denken, ehe ihr die Wörter schreibt!

Klopstock: O ungeheuerlich! — aber doch, er hat Recht! So ist's deutsche Weise: willst du ein Wort schreiben, dann denke erst an die Hauptregel. Die wird aber in hundert Fällen nicht zutreffen, also simuliere, ob nicht in irgend einem Winkel eine Ausnahme lauern könnte; und dann frag' dich erst, ob nicht wieder dieser Oberausnahme Unterausnahmen wie Fußangeln und Fangeisen lauern. Dann erst, wenn du reiflich nachgedacht, schreibst getrost das Wort und du machst es — vielleicht erst recht falsch!

Schatten: Ja wahrlich, so ist's! Und glaubt mir, ihr Herrn, denn ich stand im Leben und hab' es täglich erfahren, den ganzen Jammer dieser Schulfuchserei. Hast du's nicht mehr erlebt, Raumer, die vielen Stimmen, die sich in Deutschland ohnlängst erhoben und alle zeterten: „Die Schüler sind überlastet, unsere Kinder werden erdrückt von all dem Schulstoff?" So schrien sie zu Dutzenden, doch da zu helfen, wo ein klarer Kopf und ein energischer Wille sofort helfen und bessern konnte, in dieser heillosen Orthographie — keiner hatte da Herz und Sinn dafür. Oder glaubt ihr, das sei eine Kleinigkeit, die Orthographie, und durch sie unsere Schüler nicht überlastet? Sie sind überlastet dadurch, denn Inkonsequenz, die dem jungen Geist mit Gewalt zur Gewohnheit aufgedrungen wird, ist eine Ueberlastung, und aller unnütze Quark im Hirn nimmt Besserem den Platz weg und lähmt dazu des Geistes Spannkraft. Und o die Zeit, die Zeit, die wir mit Einbläuen solcher Regeln verbrauchen, — was könnte in ihr Wertvolles, Herrliches in die jungen

Geister gepflanzt werden! Glaubt mir, der jugendliche Geist verlangt nach Kenntnissen und nach Regel, nur Inkonsequenz, Ausnahme über Ausnahme in kleinlichem Formenkram, das ist's, was ihn irr und wirr und stutzig macht und müd. Und wißt ihr denn, wie viele unnütz vergossene Kinderthränen an so willkürlichen Regeln hangen, wie viele jugendfrische Augen sich schwächen an so silbenstecherischer Marotte? Oder meint ihr, es seien wohl nicht so viele Inkonsequenzen, um sich so zu ereifern? Laßt uns weiter lauschen, was Alles noch herauskom—

Hermes (der inzwischen auf einer Felskante gesessen und mit den Beinen gebaumelt hat, aufspringend): Nein, nein und abermals nein! Ich habe genug gehört und entzieh' euch mein göttliches Fernrohr. Ihr — „Griechen des neuen Alters," ihr Deutsche? Ja, Chinesen, wenn ihr wollt, ihr Silbenstecher und zopfnachschleppende Pedanten ihr! Mein Volk von Hellas hatte einen freien Blick und Schulen, in denen seine Jugend hell im Kopf und kräftigen Leibes ward. Doch ihr? — darum kommt ihr alle mit Brillen herunter, weil ihr euch an Buchstaben die Augen ausgeguckt! Und meint nun gar, eueren Jammer von droben hier unten fortleiern zu dürfen? Marsch, fort, hinunter zu Pluto und den drei Totenrichtern, und ich will ihnen sagen, von welchem Volke ihr seid! Kein Wort mehr, vorwärts weiter! (Treibt sie mit seinem Stab davon).

Johann Strauß.

Biographische Skizze von F. J. Brakl.

(München.) (Nachdruck verboten.)

(Probe aus „Moderne Spieloper".)

Du nennst diesen Namen und gleich — als wäre er eine Zauberformel, die das Thor zum Tempel heiterer Musik öffnet, umschwirrt Dich ein Elfenreigen süßer, berauschender Melodien, die auch in das verbissenste Gemüt Eingang finden, einem Sonnenstrahl vergleichbar, der sich leuchtend und wärmend in ein finsteres Kämmerlein stiehlt! Johann Strauß, dieser Liebling der Grazien und Musen, ist unbestritten der populärste unter den Schöpfern der modernen Spieloper, der populärste, wenn auch nicht der bedeutendste vom musikkritischen Standpunkte; denn Suppé, Millöcker, Genée überragen als Opern-Komponisten Johann Strauß, während dieser als machtvollerer Genius jenen voranzustellen ist.

Seine zahlreichen Musikstücke, zumeist Walzer, mit denen er alle bisherigen Tanz-Komponisten überflügelte, sodann auch Ländler, Polkas, Mazurkas, Quadrillen, Märsche und Konzertwerke (im Ganzen mehr als vierhundert Nummern) atmen so unendlich viel Grazie und Melodie, daß nur ein, dem Menschen Strauß innewohnender Genius diese Fülle entzückender Weisen hervorzubringen vermochte.

Wenn wir aufrichtige Bewunderung für Johann Strauß gleich am Anfange unserer Skizze nachdrücklichst betonen, so wird man es uns sicher um so weniger verargen, wenn wir neben den Vorzügen die frappierenden Eigentümlichkeiten des berühmten Komponisten anführen. Der Sieger über alle Herzen, er, der nur den Taktstock zu heben braucht, um Tausende an sich zu locken — und wenn es auch in die Hölle ginge — ist ungemein ängstlicher Natur. Es bedingt das keinen Tadel für ihn, und man wird es hoffentlich nicht unzart finden, wenn wir dieser kleinen Schwäche gedenken, die ihm angeboren und anerzogen zu sein scheint.

Will er ausfahren und es scharrt eines von den an seine Equipage gespannten

Pferden unruhig mit dem Hufe, kehrt er sofort um und ist um keinen Preis zu bewegen, das elegante Gefährte an diesem Tage zu besteigen.

Als er seine erste Fahrt über den Semmering machte, mußte man die Waggonfenster verhängen, damit er die „Gefahren" nicht sah, die ihm drohen mochten.

Die größte Not aber hatte man mit ihm, als er im Jahre 1872 die große Kunstreise nach Amerika antreten sollte. Zu Schiff? Auf's Meer? Nicht um die Welt! — Nur durch das dringendste Zureden von allen Seiten, durch das angebotene, ganz enorme Honorar ließ er sich endlich bestimmen, den schaukelnden Dampfer zu besteigen.

Nun, es wird Niemand einfallen, unsern Walzerkönig weniger zu lieben und zu schätzen wegen seiner Aengstlichkeit. Es ist das neben seinen ungeheuren persönlichen Vorzügen eine kleine Schwäche, die kaum beachtenswert wäre, wenn sie nicht manchmal unangenehme Nebenblüten triebe.

Zum Beispiel!

Strauß steht auf der Bühne oder am Dirigentenpulte, es wird ein neues Werk seiner Muse einstudiert. Irgend eine Dame ist mit einer bedeutenderen Gesangspartie betraut; Strauß macht der Sängerin nach Schluß der Probe Komplimente über ihren Gesang, ihre Auffassungsweise, ihren pointierten Vortrag, ihr lebendiges Spiel u. s. w.; die Sängerin schwebt im siebenten Himmel. Nun kann es ihr doch unmöglich fehlen, wenn ihr der Maëstro selber solche Elogen macht? Aber — Herr Strauß spricht dann auch noch mit dem Direktor und — — schon in der Probe am nächsten Vormittag singt eine andere Künstlerin, während die Dame von gestern Zeit findet, sich zu Hause mit den Strauß'schen Komplimenten zu trösten.

Herr Strauß scheint also zu ängstlich, um Jemand die unangenehme Wahrheit in's Gesicht zu sagen, oder — zu zartfühlend, um eine strebsame Künstlerin, die zufällig *seinen* Intentionen nicht gerecht wurde, zu kränken durch seine Offenheit.

Werfen wir dieser Absonderlichkeit halber keinen Stein auf den Meister! Jeder Mensch hat seine Achillesferse, und wer weiß, wie Andere an seiner Stelle handeln würden. Wie schwer wird es oft im Leben, Jemand unangenehme Dinge in's Gesicht zu sagen, und wenn man sich mit einem glatten Worte, mit einer diplomatischen Phrase aus der Schlinge ziehen kann: warum soll man es nicht thun? Und welcher Mensch kann mit voller Wahrheit von sich behaupten, ganz und gar wetterhart zu sein gegen Schmeicheleien und Aufmerksamkeiten?

Trotz seiner Schwächen ist Johann Strauß einer der größten, bedeutendsten, interessantesten Künstler der Gegenwart!

Wir haben die obigen Thatsachen auch sicherlich nicht erwähnt, um Strauß einen Vorwurf zu machen, — nur Pflichtgefühl des gewissenhaften Biographen, der nicht einseitig loben will, hat uns dabei geleitet. Um so freudiger wollen wir uns mit innigstem Behagen daran machen, dem Komponisten Strauß unsere vollste Bewunderung zu zollen.

Wenn wir eingangs behaupteten, die Strauß'sche Musik sei eine Art Zauberformel, welche den Tempel der heiteren Kunst erschließe, so müssen wir den Walzer „An der schönen blauen Donau" die Formeln aller Formeln nennen.

So lange die Menschheit tanzt, Tanzmusik hört und komponiert, ist nichts geschaffen worden, was sich einer größeren Popularität zu erfreuen hätte, als gerade dieser Walzer. Auf dem Hofball, wie auf der ländlichen Kirchweih, vom vortrefflichsten Orchester exekutiert und auf dem verstimmtesten Klavier gestümpert, geht diese liebliche Walzermelodie in's Blut und reißt Alles mit sich fort. Schön wie die herrliche Donau selber sich in wechselndem Wellenspiel ergießt, so fließen diese Walzerrythmen daher, und wir sind überzeugt, daß selbst die Nixen im Strome froh ihren Reigen schlingen, wenn der „Donauwalzer" ertönt. Hätte Strauß nichts geschrieben als diesen entzückenden Walzer, sein Name würde gleichwohl mit Ehren bestehen für und für! Es ist nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, auch Strauß gehöre zu jenen Phänomenen, die höchstens alle Jahrhunderte einmal ihr Licht in die Welt senden, um die Menschen förmlich zu zwingen, den Blick vom

Boden des trüben Alltagslebens ab- und zu Höherem, Schönerem, Heiterem hinzulenken.

Wenn nun die hohen Eingebungen der musikalischen Erfindung unseres Altmeisters Strauß mit Recht bewundert werden, so kann man anderseits das Erstaunen nicht verhehlen, wie Strauß die Wahl der Operntexte, die er mit seiner reizenden Musik umkleidet, mitunter in geradezu unbegreiflicher Weise trifft. Es müßte doch doppelter Genuß sein, eine Oper von Meister Strauß zu hören, in welcher Text und Musik sich ebenbürtig oder doch fast ebenbürtig deckten! Wie erst müßten die lieblichen Melodien wirken, wenn sie nicht durch die unterlegten, mitunter unglaublich läppischen Textworte förmlich verunstaltet würden!

Will man Beweise für diese unsere etwas schroff klingende Behauptung? Gut! Wir erinnern einfach an den fatalen Erfolg der Première von „Nacht in Venedig" (Berlin, 3. Oktober 1883). Diese Oper ist musikalisch überaus reizend und nur eine Folge der Textsünden war der bedauerliche Skandal bei der Berliner Aufführung. Wir nennen die Textbücher zu „Indigo", Spitzentuch der Königin", „Methusalem" und schließlich den schrecklichsten der Schrecken: „Blinde Kuh"! Wir könnten noch mit mehr dienen. Wir würden sogar wörtliche Citate bringen — aber wer vermöchte es, so grausam zu sein? Genug der Qual am gesungenen Text obiger Opern — gelesen ist er vollends mittelalterliche Tortur.

Mozart soll einmal geäußert haben, er wolle sogar eine holländische Zeitung in Musik setzen, wenn man es von ihm verlange — vielleicht steckte in einer solchen holländischen Zeitung immer noch mehr Poesie und Esprit als in so manchem Strauß'schen Operntexte.

Besser sind die Bücher zu „Carneval in Rom", „Cagliostro", „Lustiger Krieg", und vor Allem zur reizvollen „Fledermaus". Freilich kann und darf nicht verschwiegen werden, daß um die Entstehungszeit der „Fledermaus" Richard Genée des Ritters Strauß getreuester Knappe war. Ohne Genée hätten wir vielleicht überhaupt erst viel später Strauß'sche Opern zu hören bekommen, denn der Walzerkönig hatte nicht gleich den Mut, sich an die Komposition einer Spieloper zu wagen. Wieder die Aengstlichkeit — hm — als ob sich die Strauß'schen Opernarien auf einem andern Gebiete bewegten, als auf den Rythmen der Walzer und Polkas, als ob Strauß'sche Musik nicht ein und dieselbe duftige, farbige Blüte bliebe, mag sie sich nun „schöne blaue Donau" oder „Fledermaus" betiteln!

Was gäbe so mancher Komponist, der sich auf seine dramatische Musik Wunder wie viel zu Gute thut, für eine einzige Melodie, wie sie Strauß zu hunderten auf kleine Zettelchen hinkritzelt und in einer Schreibtischlade „unsortiert stets auf Lager hält"! Ja, vielleicht könnte man selbst von den Noten, welche unachtsame Geiger beim Spielen Strauß'scher Musik „'runterfallen" lassen, noch manchem geschraubten Machwerke der einen oder der andern Tagesgröße aufhelfen. —

Dieser geniale Johann Strauß würde nun, wie gesagt, nicht den Mut gehabt haben, eine Spieloper zu schaffen, wenn nicht Genée Mittel und Wege gefunden hätte, anregend und anfeuernd auf Strauß zu wirken und ihn zu vermögen, sein Streben auf Höheres zu richten. Aber noch ein Mann ist zu nennen, der nimmer ruhte, die Strauß'sche Muse dem Theater zuzuführen. Es war dies der im Jahre 1880 verstorbene Direktor des Theaters an der Wien, Maximilian Steiner. Mit einem wahren Feldherrnblick für Theaterbedürfnisse legte er sich die Sache mit unbezwinglicher Logik zurecht und frug sich: hat die Theaterwelt das Bedürfnis und Verlangen nach heiterer Musik? Antwort: Ja! Kann Offenbach allein diesem Verlangen Genüge leisten? Nein! Mithin müssen neue Pfade eröffnet werden und — Johann Strauß muß in die Arena. Steiner machte sich an Genée und bat ihn dringendst, er möge doch all' seinen Einfluß geltend machen, um Strauß zum Komponieren einer Buffo-Oper zu veranlassen. Und nun wurde Strauß ordentlich, wie man zu sagen pflegt, in die Mitte genommen. Es sei seines Talentes, seiner Genialität unwürdig, hieß es, stets nur Tänze zu schreiben, statt sich zu Höherem aufzuschwingen. Das Beste ruhe noch in ihm verborgen, er sei es der

Welt schuldig, sein Pfund nicht zu vergraben, sondern damit zu wuchern. Strauß lieh dem Zureden der Freunde ein willig Ohr, Genée aber wurde Strauß Berater und Mitarbeiter, ja sozusagen seine rechte Hand.

Ist Strauß einmal fest bei der Arbeit, dann braucht er freilich keine Mithilfe mehr, denn die musikalischen Gedanken werden in ihm in solcher Ueberfülle wach, daß er stets zwei oder drei Operetten zu gleicher Zeit komponieren könnte.

Es ist anerkannt, daß Strauß, was graziöse Melodik anlangt, geradezu unerreicht und unerreichbar ist, aber bei dem Aufbau von großen Ensembles, Finales, da könnte er gar wohl eine leitende, ordnende, oder richtiger, vergrößernde Hand brauchen. Bei solchen Ensembles ist es eben mit der zierlichen Melodie wie sie Strauß bietet, noch nicht abgethan, da muß alles mächtig in einander greifen und wie aus einem Guße dastehen. In den größeren musikalischen Formen, wie sie die Bühne verlangt, war Meister Strauß, besonders in seinen ersten Operetten, noch ganz unbewandert. Wo bei solchen Anlässen der erfahrene Genée miteingriff, da klang es vollendet, und es ist auch kein Geheimnis geblieben, daß bei Strauß's reizendster Oper, der „Fledermaus", Genée am Erfolg mit teilnehmen darf. Nicht mißzuverstehen! Die musikalischen Gedanken rühren freilich von Strauß her, aber deren erfolgsichernde praktische Verwertung für die Bühne ist Genée's Verdienst. Nur eine kleine Illustration zu dem Gesagten:

Zu Beginn des dritten Aktes in „Fledermaus" kommt ein großes Melodram. Der Chevalier Chagrin, recte Gefängnisdirektor Frank, kommt berauscht vom Balle des Prinzen Orlofsky und — nun wird musikalisch meisterhaft der Zustand Frank's ausgedrückt, durch Walzer-Marsch-Polka-Reminiszenzen aus der Musik des zweiten Aktes, dazu kleine, abgehackt gesprochene Sätze, kurze Melodienabschnitte mitgelallt, gepfiffen — Thee-Arrangement, schwankender Tanz, ermüdetes Zusammensinken, halbschlummerndes Zeitunglesen und endlich Einschlafen des Nachtschwärmers . . . .

Die ganze Nummer ist genial entworfen und ausgeführt, szenisch, musikalisch und insbesondere orchestral ein Meisterwerk!

Strauß erscheint in der ersten Bühnenprobe: es kommt der dritte Akt und beginnt mit dieser Nummer, um welche sich der Komponist, da sich's nur um Aneinanderreihung der früher vorgekommenen Motive handelte, gar nicht gekümmert, sondern diese Arbeit seinem Librettisten und musikalischen Beirat vertrauungsvoll überlassen hatte. Strauß dirigiert die Szene schon mit Unlust und wahrscheinlich auch nicht nach den Intentionen des Verfassers Genée: der Darsteller oben (Herr Friese) ist auch noch nicht fest studiert, kurz das Melodram geht gar nicht. Frau Geistinger (Rosalinde) die auf der Bühne sitzt und zuhört, läßt das herbe Wort fallen: „Wenn so lang Nix g'redt wird, dös is fad". Strauß dies hörend, packt augenblicklich die Nummer zusammen und sagt: „Streichen wir's." — Nur mit großer Mühe gelang es Genée, Herrn Strauß eines Besseren zu belehren, das Melodram blieb — der Erfolg war ein glänzender. Allerorts wird diese Nummer ob ihrer feinfühligen Ausdrucksweise, der tiefsinnigen Detailmalerei, der natürlichen und doch streng ästhetischen Wiedergabe des trunkenen Zustandes beifälligst aufgenommen.

Genée war für Strauß nicht nur durch Theaterkenntnis und musikalisches Verständnis ein ganz besonders wertvoller Beistand, sondern wußte ihm auch (da er selbst Komponist] als Textdichter schon die musikalischen Formen in der textlichen Anlage der Musiknummern vorzuschreiben und wo es galt, bereits skizzierte Motive zu benutzen, dieselben charakteristisch zu textieren und einzufügen.

Wenn wir nun schon einmal von Mitarbeitern Strauß's reden, direkten oder indirekten, so müssen wir auch die Namen Adolf Müller junior und Kapellmeister Louis Roth nennen, die (wie man uns mitteilt) in gar mancher Hinsicht mit den Strauß'schen Bühnenarbeiten eng verknüpft sind. Immer und immer wieder muß aber betont werden, daß die Erfindung der Melodien, die uns in den Strauß'schen Werken so sehr entzücken, dessen ureigenstes Werk ist, während die genannten übrigen Kapellmeister hauptsächlich nur als Berater eingriffen.

Wie sehr man den genialen Meister zu schätzen und zu ehren weiß überall, wo man heitere Tanzweisen und heitere Musik überhaupt liebt, mag ihm ganz speziell auch der vierzigjährige Jubeltag seines ersten öffentlichen Auftretens bewiesen haben, den er im Oktober 1884 feierte. Es wäre wohl verlorene Liebesmühe, auch nur anzudeuten, welch' verschiedener Art und von welcher Ueberfülle die Anerkennungen und Huldigungen waren, die ihm an diesem Tage geworden.

Es ist das größte Kompliment für die ob ihrer Schönheit berühmten Frauen Wiens, daß eigentlich nur sie es sind, die er in Musik gesetzt. Johann Strauß war und ist aber auch der Abgott der Frauen und er darf auch heute noch, obwohl er den Sechziger auf dem ungebeugten Rücken trägt (er ist 1825 in Wien geboren), mit jedem jungen Mann, was körperliche Erscheinung und Rüstigkeit betrifft, kühn in die Schranken treten.

Wie Johann Strauß arbeitet, ist besonders interessant. Hat doch jeder große Geist und namentlich der Musiker seine eigene Art zu produzieren! Einige Beispiele aus dem Anekdotenschatze der Musikgeschichte mögen dies erweisen.

Mozart komponierte am liebsten im Bett.

Auber arbeitete zu Pferde. Erst wenn er im Sattel eines veritablen Pferdes saß, bestieg er eigentlich den musikalischen Pegasus, um in höhere Sphären zu entschweben und von dort aus die allerliebsten Melodien, die köstlichsten Blüten musikalischer Phantasie auf die prosaische Erde herniederflattern zu lassen.

Meyerbeer, dieser glänzende, mit einem außerordentlichen Kunstverständnis begabte Komponist, saß stundenlang am Piano, probierte, tastete und änderte hundertmal hinter einander, bis die gesuchte Melodie gefunden, welche er nun erst niederschrieb.

Spontini, der Schöpfer des „Ferdinanz Cortez", war beim Komponieren stets von einer großen Menge hochwissenschaftlicher Werke umgeben, aus denen er sich Rat holte.

Hektor Berlioz, der wildgeniale französische Komponist, schuf die herrlichsten seiner phantastischen Werke, wenn seine Frau (eine der berühmtesten Schauspielerinnen Englands) ihn durch die Rezitation der schönsten Stellen aus Shakespeare dazu begeistert hatte.

Bellini vermochte nur in schönen, mit Bildern und Statuen geschmückten, von Blumenduft erfüllten Räumen seine schmelzenden Melodien zu ersinnen. (Richard Wagner bekanntlich gleichfalls.)

Chopin, der tiefsinnige Poet auf dem Klavier, schuf bei blauem Himmel und strahlendem Sonnenschein seine glanzvollen, feurigen Tondichtungen; bei bedecktem Himmel dagegen, an stillen Herbsttagen, wo man nur das Geräusch der langsam von den Bäumen fallenden Blätter vernimmt, seine melancholischen Notturni.

Rossini, dieser heitere Epikuräer, der selbst auf den Markt ging, um sich dort das Feinste und Beste für seine Tafel einzukaufen, wurde einesteils durch ein lukullisches Diner, durch Leckereien und Champagner, andernteils durch schöne, geschmückte Frauen und heitere, witzige Unterhaltung inspiriert.

Halévy, der Komponist der „Jüdin", vermochte nur bei dem Gezische eines mit kochendem Wasser gefüllten Theekessels zu arbeiten. Mit dem Aufhören des einförmigen Getöses des brodelnden Wassers und des entweichenden Dampfes erlosch auch die Phantasie des Maëstro.

Ludwig Spohr, so erzählt er selbst in seiner hochinteressanten Selbstbiographie, hatte bei Feuersbrünsten und ähnlichen Vorfällen die besten Einfälle. Bei einer Ueberschwemmung in Wien, bei welcher das Wasser bereits in den zweiten Stock seines Hauses gedrungen war (er bewohnte den dritten), konnte man ihn nicht bewegen, seine Wohnung zu verlassen, da ihm beim Anblick der andringenden Wassermassen der Hauptgedanke zu einer seiner schönsten Symphonien gekommen war, den er erst niederschreiben mußte. Auch großer Schmerz regte seine Einbildungskraft mächtig an. Als seine Frau im Sterben lag und ihm das Herz vor Weh brechen

wollte, zogen ihm die süßesten, reinsten Melodien durch den Kopf, die er nicht umhin konnte, schnell zu fixieren.

Johann Strauß endlich, um mit ihm die Aufzählung der charakteristischen Eigentümlichkeiten großer Komponisten zu schließen, schreibt seine Eingebungen, wo er geht und steht, auf kleine Zettelchen und wirft sie sodann in eine für diesen Zweck reservierte Schreibtischlade. Geht es dann an's Zusammenfügen der einzelnen Nummern und es reicht das Material nicht, so sucht man eben einige dieser kostbaren Papierschnitzelchen heraus und die Sache geht vorzüglich. Aus dieser Art zu komponieren erklärt sich aber auch das mitunter zerfahrene, uneinheitliche, kunterbunte Aussehen der Ensemble-Nummern. Das macht eben die Zettelchen-Mosaik. Für die Sänger (die nicht immer gerne Strauß singen, weil er zuweilen unsanglich schreibt, mehr für die Geige, als für die menschliche Stimme) ist es keine angenehme Arbeit, sich z. B. das 1. Finale im „Spitzentuch der Königin" einzuprägen. Da sind die Melodien kein Ausfluß, keine notwendige Folge der vorhergehenden; unmotiviert und willkürlich sind nahezu alle aneinder gereiht.

Ein Haupt-Mitschuldiger ist in diesem Falle freilich der unmusikalische Textdichter, der dem Meister Strauß so Unvereinbares vorschrieb. Erst nach Vollendung des ersten Aktes wurde Genée als „Helfer" zugezogen, doch mußte er Vieles von dem bereits Fertigen respektieren.

Doch ein unglücklich aufgebautes Finale vermag die hohen Verdienste Strauß' um die moderne Spieloper nicht zu verringern, vermag den Ruhm des Walzerkönigs nicht zu schmälern, und wir sind überzeugt, daß in den nächsten neuen Arbeiten, die uns der Tonkünstler bieten wird, auch die Finales tadellos sein werden. Was uns die Hoffnung, die Aussicht auf neue Arbeiten eröffnet? Der Strauß'sche Melodienquell ist es, der in den letzten Arbeiten noch gerade so frisch und hell sprudelt und stürzt, wie in den ersten Ruhmestagen unseres Künstlers.

Strauß hat die Wiener Walzer auf die Bühne gebracht, er hat, ein zweiter Prometheus, seine Tanz-Geschöpfchen dramatisch belebt und sie als handelnde, liebende, frohsinnige Menschen bühnenfähig gemacht, zum Aerger der Komponisten-Aristokratie, die trotz aller à la Wagner-Leitmotive, die sie sich gleich Leibbinden umgürten, denn doch nicht lebensfähig ist.

Schon als sechsjähriges Kind schrieb Strauß junior, der kleine „Schani," eine Walzermelodie (Verlag von Gustav Levy's Hofmusikalienhandlung, Wien) und im Jahre 1844 trat er mit seinem ersten großen Walzer „Gunstwerber" vor das Wiener Publikum.

Nun, Strauß hat wahrhaftig nicht umsonst um Gunst geworben, sie ist ihm im allerreichsten Maße geworden. Er kam, geigte und siegte — kann man von seiner Künstlerlaufbahn sagen. Wie populär namentlich die Walzer Strauß's sind, geht auch daraus hervor, daß die heiteren Wiener so ziemlich jedem dieser Walzer einen launigen Text unterlegten, um die Melodien auch singen und sich auf diese Weise ganz in den Vollgenuß der lieblichen zündenden Tanzweisen setzen zu können. Der Strauß'sche Walzer wird mithin gegeigt, gesungen, getanzt und dramatisch dargestellt, mehr der Ehre kann man sicher einer Tanzkomposition nimmer anthun!

Ueber die Art, wie Strauß zu arbeiten pflegt, wird uns von hochgeschätzter Seite noch folgendes Nähere geschrieben: . . . „Strauß komponiert auf ganz eigentümliche Weise, nämlich selten nach vorhandenen oder gegebenen Texten, sondern er führt ein Skizzenbuch, in welches er sich jeden musikalischen Gedanken, manchmal nur in einzelnen Takten, notiert. Daraus stellt sich dann Strauß eine Melodie zusammen, und dieser fertigen Musik muß dann erst der Text angepaßt werden, was mitunter furchtbare Schwierigkeiten bereitet."

Ein Liedchen davon zu singen (ein wirkliches Liedchen, nämlich ein Entreeliedchen) weiß der seinerzeit hochberühmte Opernbuffo Albin Swoboda. Er hatte die Hauptpartie wie in allen Operetten, so auch in Strauß's Erstlingswerk „Indigo" übernommen und Strauß spielte ihm mehrere Melodien vor. Zwei davon wählte Swoboda und legte, so gut er es konnte, einen Text unter. Swoboda hatte sich

gute, dankbare Melodien gewählt und auch bühnenpraktisch „gedichtet" — denn das Entreelied gefiel außerordentlich.

Strauß steht mit dieser letzteren Eigentümlichkeit zu arbeiten nicht allein, auch andere berühmte Komponisten sollen ähnlich verfahren haben. Das Schwierigste dieser Art soll auch die Unterlegung des in's Französische übersetzten Wagner'schen Tannhäuser-Textes geboten haben, denn Wagner wollte nicht eine Nuance seines Urtextes opfern, oder durch ein triviales, nichtssagendes Wort verunstaltet sehen . . .

„Strauß," so wird uns ferner berichtet, „ist ein ungemein nervös aufgeregter, empfindlicher Mann. Seine erste Frau, die bekannte treffliche Sängerin Jetty Treffz, behandelte ihn wie ein weiches Ei, mit einer Sorgfalt und Liebe, die geradezu rührend war, und sie war auch die Triebfeder, die den Ehrgeiz des Walzerkönigs rege machte und ihn bewog, sich zu Größerem aufzuraffen, Opern zu schreiben."

Hier sei auch ein Wort über die Art und Weise, wie Strauß die Proben leitet, angefügt.

Die Aufregungen, die der Maëstro Strauß namentlich bei den Orchesterproben erleidet, sind geradezu beispiellos in ihrer Art. Dabei ist er trotzdem von einer Liebenswürdigkeit gegen die Musiker, die ihm Aller Herzen gewinnt. Strauß wendet kaum ein Auge von der Partitur, blickt nur dann und wann zu dem Sänger auf, um ihm ein Zeichen zu geben. Verändert aber der Darsteller bei der Aufführung den Platz, den er bei der Probe eingenommen, so giebt er dem Sänger, der nunmehr auf dem betreffenden Platze steht, das Zeichen, oder er sucht den Sänger, der seinen ursprünglichen Platz verlassen, wird dadurch beim Dirigieren konfus und gerät in Gefahr „umzuwerfen" — wie man zu sagen pflegt. Nach den Premièren seiner Opern ist Strauß stets so erhitzt, so exaltiert, so abgespannt, daß er in nasse Leintücher gehüllt und in's Bett gelegt werden muß. Man möge daraus ersehen, wie ernst es Strauß mit seiner Musik nimmt, die doch Vielen so leicht, so tändelnd klingt, daß sie meinen, Strauß mache das Alles nur, um sich ein Bischen zu zerstreuen und zu amüsieren. — Sehr bezeichnend für Strauß's Gebahren bei Proben und Aufführungen dürfte auch folgende Episode sein, die in Graz spielte. Als daselbst „Indigo" zum ersten Male aufgeführt wurde, war dort der jetzige sächsische Hofrat Schuch als junger Kapellmeister engagiert. Derselbe studierte „Indigo" mit aller Sorgfalt und Liebe ein. Strauß wurde eingeladen zu kommen und sein Werk selbst zu dirigieren. Er kam — aber zum Dirigieren der ersten Aufführung war er um keinen Preis zu bewegen, er war zu ängstlich und wollte erst den günstigen Erfolg seines Werkes abwarten. „Indigo" gefiel, und nun trat Strauß wenigstens soweit aus seiner Reserve hervor, daß er sich die dritte Vorstellung mitanhörte, die vierte endlich selber dirigierte. Bei der Probe nun fielen verschiedene Absonderlichkeiten vor. Strauß nahm eigentümlicher Weise fast alle Tempi anders als in Wien, auch gab er den Sängern und namentlich dem Chor nicht rechtzeitig das Zeichen zum Einsetzen, so daß bald Alles drunter und drüber ging. Bei der Aufführung selber nun wurde Kapellmeister Schuch der Rettungsengel. Er setzte sich nämlich an das Pult des ersten Geigers, gab hinter Strauß's Rücken die richtigen Zeichen und ging ab und zu sogar in den Souffleurkasten, um dem Chor zu souffliciren und die Einsatzzeichen zu geben. Schuch parierte auf diese Weise alle Fehler, die Strauß durch seine Aufregung hervorgerufen, die Vorstellung ging wie am Schnürchen und Strauß wurde mit Huldigungen aller Art erfreut!

Ergötzlich ist auch noch das folgende, ebenfalls in Graz spielende und auf „Carneval" bezügliche Histörchen.

Kapellmeister Schuch hatte bei den ersten Orchesterproben einen uralten Baßgeiger neben sich, der es als die wichtigste Aufgabe seines Instrumentes betrachtete, möglichst viel Spektakel zu machen. Der Wackere hatte bisher nur Tanzmusik gespielt, wobei allerdings die Baßgeige ein großes Wort zu reden hat. Kam nun in Strauß's feinfühligem Werke ein Tanzrythmus vor, so dachte sich der Baßgeiger: „Das ist mein Fall" und setzte zu einem überkräftigen Fortissimo an. Schuch korrigierte, bat und beschwor den alten Herrn, seinen Feuereifer zu zügeln, indem es

sich ja nicht um ein Kontrabaß-Solo handle, wie in Beethovens C-moll-Sinfonie. Alles umsonst! Abends bei der Vorstellung sah Kapellmeister Schuch bei einer der zartesten Stellen mit Entsetzen, wie sich sein Baßgeiger zu einem Fortissimo rüstete. Das Thema beginnt, der Bassist holt förmlich zum Todesstreiche mit seinem Bogen aus — und er hätte auch in der That die duftige Stelle totgegeigt — da fährt ihm der Kapellmeister vom Dirigentenpulte aus mit dem Taktstocke unter die Arme, fängt den Todesstreich auf, das Fortissimo mildert sich auf diese Weise zum Piano und die Stelle ist gerettet. Das war Hilfe zur rechten Zeit! . . . .

Strauß ist auch, was bekanntlich nicht bei allen Komponisten der Fall, ein ganz vorzüglicher Klavierspieler. Es dürfte wohl kaum Jemand im Stande sein, die Nuancen, den Rythmus, den Charakter seiner Kompositionen auf dem Klavier so wiederzugeben, wie eben nur er allein.

Wer in dem glücklichen Falle war, ein Walzermotiv von ihm selbst am Klavier vortragen zu hören, dem bleibt es unvergeßlich, welch' eigentümlich hinreißenden Pulsschlag er namentlich der Begleitung in der linken Hand zu verleihen weiß.

Unter solchen Umständen ist es auch erklärlich, daß der Walzerkönig nie zuhören mag, wenn Jemand Strauß'sche Kompositionen auf dem Klavier spielt. Nur einmal machte Strauß eine Ausnahme. Der berühmte Sänger Pischek war bei ihm auf Besuch und spielte Einiges von Strauß's Kompositionen. „Sie sind der Erste", bemerkte Strauß, als Pischek geendet, „von dem ich meine Walzer spielen hören kann."

Strauß hat ein fürstliches Einkommen. Ganz abgesehen von den enormen Tantièmenbezügen, soll Strauß auch von seiner Verlagsfirma ein festes, hohes jährliches Gehalt beziehen, das ihm die luxuriöseste Lebensweise in dem schönen, aber teueren Wien ermöglicht. Sein Haus ist reizend! Im Parterre ein sehr reiches Arbeitszimmer, Ebenholzmöbel mit blauem Atlasbezug, eine Menge Bilder, Widmungen, Diplome ꝛc. ꝛc., dann das Billardzimmer, von wo man direkt in den Garten gelangt. Im ersten Stock der Empfangssalon, türkisch-durchwirkte, sehr wertvolle Möbel aus der Wiener-Weltausstellung. Viele gold- und silbergestickte Kissen — herrlicher Flügel ꝛc. ꝛc. — noch viele Appartements, worunter besonders erwähnenswert ein gemütliches, herziges Speisezimmer.

Bald nach dem Ableben seiner ersten Frau ging Strauß eine zweite Ehe ein, welche nur wenige Jahre währte und 1883 auf gütlichem Wege gelöst wurde. Kurz darauf hat sich Strauß ein drittes Mal verheiratet und zwar mit einer ebenso liebevollen als geistreichen Wittwe, die zufälliger Weise auch Strauß hieß, nach ihrem ersten Gatten. Diese dritte Frau unseres Meisters soll, so erzählt man, alle Tugenden in sich vereinen. Eine der Familie Strauß nahestehende Person sendet uns unter anderen Beiträgen auch noch folgende charakteristische Skizze über die Art, wie diese musterhafte Gattin ihren Mann bei der Arbeit unterstützt: „Bei der hochgradigen Nervosität des Meisters Strauß wird es kaum Wunder nehmen, zu erfahren, daß sich die Tagesarbeit, der er rastlos obliegt, auch in seinen Träumen fortspinnt. Strauß träumt, seinen Aeußerungen nach, nicht selten herrliche Melodien, und seiner schönen Frau haben wir es zu danken, wenn diese Melodien nicht als flüchtige Traumgebilde ebenso rasch wieder verschwinden, als sie entstanden sind. Strauß wacht auf, sagt seiner Frau die Noten vor, die er geträumt und auf denen sich die Melodie aufbaut, und seine Frau schreibt die Noten nieder."

Ende September 1885 spielte sich in Berlin die Nachfeier zu dem im Vorjahre in Wien begangenen vierzigjährigen Strauß-Jubiläum ab. Die vierhundertste Aufführung der „Fledermaus", die dreihundertste des „Lustigen Krieg", die fünfzigste der „Nacht in Venedig" waren die drei Jubelvorstellungen, vom Direktor Fritzsche arrangiert, von Johann Strauß persönlich dirigiert. Der Enthusiasmus kannte keine Grenzen und mit Recht, denn Strauß hat es verstanden, die Berliner zu begeistern und zu entzünden! Das Auge des Meisters wird besonders gerne weilen auf den überreichen Kränzen, die ihm die Bewohner der Deutschen Reichshauptstadt gespendet. Hinter diesen Jubiläumsfeierlichkeiten aber, die dem Meister Johann Strauß Berlin bereitet, steht die ganze Welt, denn Strauß'sche Musik ist international! Wer sollte

seine liebreizenden Schöpfungen nicht verstehen, wer in aller Welt sollte sich nicht an denselben erfreuen und erfrischen! Mögen ihm nach dem köstlichen „Zigeunerbaron“ noch recht viele durch köstliche Ursprünglichkeit wie durch meisterhafte Reife entzückende Kunstwerke gelingen, Juwelen im Kleinodienschrein der modernen Spieloper!

Wir erlauben uns, diese flüchtige Skizze mit folgendem Absatz aus der geistvollen Besprechung des „Zigeunerbaron“ von Professor Hanslick zu beschließen:

. . . . . „Es ist ein Vorteil des „Zigeunerbaron“, daß das Interesse des Hörers sich zusehends steigert und im dritten Akt wie eine hochgestiegene Rakete in sprühender Heiterkeit platzt. Der glänzende Erfolg dürfte lange nachhalten und die Popularität unseres Strauß, sofern sie noch steigerungsfähig ist, neuerdings steigern. Wie seine Musik tief in's Volk gedrungen, den Wienern geradezu ein Lebenselement geworden ist, weiß Jedermann. Wenig oder gar nicht bekannt ist jedoch eine kleine Geschichte, die jene Popularität in ganz einziger Weise illustriert. Johann Strauß hat sie mir selbst erzählt, und so mag sie als Beitrag nicht nur zu seiner Biographie, sondern auch zur Psychologie des Wiener Volkscharakters hier stehen. In einer Vorstadt Wiens lebte eine wohlhabende, einfache Bürgersfrau, die kein größeres Vergnügen kannte als Strauß'sche Tanzmusik zu hören. Das hat sie in jeder Lage des Lebens heiter und zufrieden gestimmt, wie sie in ihrer letzten Krankheit oft noch ihrer Umgebung erzählte. Ihr Strauß-Kultus reichte aber noch über ihren Tod hinaus. Die Frau verfügte testamentarisch, daß bei ihrem Begräbnisse die Strauß'sche Kapelle ihre Lieblingswalzer spielen solle, und bestimmte dafür jedem Musiker einen Dukaten. Dieser letzte Auftrag war in so dringender, entschiedener Weise ausgesprochen, daß die Erben trotz einiger religiöser Skrupel sich ihm nicht entziehen konnten. Johann Strauß erschien mit seiner Kapelle pünktlich zur angesetzten Begräbnisstunde im Hause der Verstorbenen. Nachdem der Geistliche oben die Einsegnung der Leiche vollzogen hatte, wurde der Sarg hinabgetragen und in dem geräumigen Hausflur niedergestellt. Die Musiker bildeten einen Kreis darum und spielten eine Strauß'sche Walzerpartie von Anfang bis zu Ende. Hierauf erst wurde der Sarg in den Leichenwagen gehoben und zur letzten Ruhestatt geführt. Die gute Frau war ihrem Wunsche gemäß unter Strauß'schen Walzerklängen bestattet worden — eine fröhliche Auferstehung kann ihr nicht entgehen.“

Gedichte

von Charles Baudelaire.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Französischen übertragen von

Anton Englert.

Der Balkon.

O Quell der Erinn'rungen, einzig Verehrte,
Du all' meine Freude und all' meine Pflicht,
Gedenk'st du des Kosens am traulichen Herde,
Gedenk'st du der köstlichen Abende nicht,
O Quell der Erinn'rungen, einzig Verehrte?

Wie süß war es Abends beim lodernden Feuer,
Wie süß am Balkon in der Dämmerung Glut!
Wir sagten uns Worte, die ewig uns teuer.
Wie hold war dein Busen, dein Herz wie so gut!
Wie süß war es Abends beim lodernden Feuer!

Wie die Sonnen so herrlich am Abende blinken!
Wie der Raum sich vertieft! Wie der Busen sich dehnt!
Ich glaubte den Duft deines Blutes zu trinken,
Wenn ich ruhte, mein Herz an das deine gelehnt.
Wie die Sonnen so herrlich am Abende blinken!

Wie ein Vorhang verhüllte das Dunkel die Lüfte;
Doch ich sah deines Augenstern's leuchtenden Schein;
Dein Atem durchdrang mich mit wonnigem Gifte,
Dein Fuß schlief traut in den Händen mir ein.
Wie ein Vorhang verhüllte das Dunkel die Lüfte.

Ich weiß zu erneuern die glücklichen Stunden,
Zu Füßen dir ruhend, entzückendes Weib.
Denn was kann mir mehr deine Schönheit bekunden
Als dein inniges Herz und dein teuerer Leib?
Ich weiß zu erneuern die glücklichen Stunden.

Die Schwüre, die Düfte, die endlosen Wonnen,
Erstehn sie auf's neu aus verborgenem Schlund,
Wie verjüngt sich zum Himmel erheben die Sonnen,
Enttauchend des Meer's unermeßlichem Grund?
O Schwüre, o Düfte, o endlose Wonnen!

Der Springquell.

O laß dein müdes Aug' geschlossen
Und ruhe fort an meiner Brust
In dieser ungestörten Lage,
Worin dich überrascht' die Lust!
Der Springquell, der im Hofe plaudert
Bei Tag und Nacht und nimmer ruht,
Hält sanft mich fest im süßen Taumel
Der kaum gestillten Liebesglut.

Auch deine Seele, die die Wollust
Entfacht mit ihrem heißen Glüh'n,
Schwingt sich empor zum Zauberreiche
Der weiten Himmel rasch und kühn;
Doch sterbend sinkt sie dann in Fluten
Von banger Schlaffheit niederwärts,
Die sich auf unsichtbarem Wege
Hinabsenkt in mein eig'nes Herz.

Wie sich die Wassergarbe
In tausend Blüten erhebt,
Worein ihre lieblichen Farben
Die heit're Phöbe webt,
Und wie ein Thränenregen
Zur Erde niederbebt!

Wie sich die Wassergarbe
In tausend Blüten erhebt,
Worein ihre lieblichen Farben
Die heit're Phöbe webt,
Und wie ein Thränenregen
Zur Erde niederbebt!

O du, vom Reiz der Nacht verschönet,
Süß ist's, an deine Brust gelehnt,
Zu lauschen jener ew'gen Klage,
Die schluchzend aus den Wellen tönt!
O hehre Mondnacht, Wasserrauschen,
O zitternd Laub an Baum und Strauch,
Mein Lieben gleicht der reinen Wehmut,
Die euch umschwebt mit sanftem Hauch.

Wie sich die Wassergarbe
In tausend Blüten erhebt,
Worein ihre lieblichen Farben
Die heit're Phöbe webt,
Und wie ein Thränenregen
Zur Erde niederbebt!

Erstes Kapitel zu dem ungeschriebenen Buche von der Moral in der Liebe.

Von G. Cristaller.

(München.) (Nachdruck verboten.)

Wir haben im Vorwort der wunderlichen Wege gedacht, welche die Entwicklung der menschlichen Dinge durchläuft; unstreitig das Wunderlichste und Interessanteste ist die des Geschlechtstriebes. Kein anderes Gebiet des körperlichen Lebens hat so merkwürdige Erscheinungen hervorgebracht wie dieses. Man vergleiche z. B. die Ernährungsfunktion, die ihm ursprünglich parallel steht: sie hat weder etwas so Hohes wie die Liebe, die geistige Spitze des Geschlechtstriebs, noch etwas so Törichtes wie die gesellschaftlichen Satzungen über die Geschlechtsthätigkeit hervorgebracht. Wir werden die Gründe dieser Entwicklungsverschiedenheit kennen lernen.

Es ist eigentümlich reizend, nämlich zornreizend, zu sehen wie schlecht die Menschheit ihre vorzüglichste Glücksmöglichkeit ausgenützt hat; den Beobachter erfaßt ein gewisser Verstandeszorn, d. h. nicht der Wille, — der bleibt überhaupt in der Wissenschaft aus dem Spiel, — sondern die Logik ärgert sich, wie wenn ein ganz Unbeteiligter den dummen Streichen eines schlechten Spielers zusehen muß. Es wäre aber nicht ratsam für den Beobachter, diesem Gefühl Ausdruck zu geben. Nur dann ist es zweckmäßig zornig zu erscheinen, wenn man den Zuhörern die Ueberzeugung beibringen kann: tua res agitur, dich gehts an; in diesem Falle wirkt der Zorn ansteckend. Wo das aber nicht gelingt, da wird der Zornige wie ein pathologisches Schauspiel betrachtet, man fühlt sich ihm überlegen und er überzeugt nicht mehr. Das letztere wäre unser Fall. Die Menschheit zeigt nämlich im Großen und Ganzen eine gewisse stumpfsinnige Zufriedenheit mit den schlechten Geschäften, welche sie in sexualibus macht, mit dem offenkundigen Elend und Gestank, woran sie schon genügend gewöhnt ist; sie wünscht sich gar nichts Besseres. Wieviel ihr Herrliches und Großartiges entgeht, das stellt sie sich nicht vor, höchstens ganz platonisch in der Poesie, mit dem wohlweisen Bewußtsein, daß dergleichen himmlisch gewaltige Liebe eben nur Träume seien, die selbstverständlich nie wirklich werden können. Dagegen, was sie Elendes zu erdulden hat, das nimmt sie in fauler Ergebung als notwendiges Uebel; es ist trotzdem alles in bester Ordnung, man hat die besten Zustände und die beste Moral und die beste Schlafmütze.

In Anbetracht dessen also ist ein beständiges Schutzmittel gegen Zorn vonnöten. Der Philosoph hat eins, zum Glück: begreifen; energisch zu dem absurden Objekt die Ursache vorstellen; immer das Kausalgesetz vor Augen haben, wie der Christ in spukhafter Umgebung sein Kruzifix umklammert oder der Neger sein Amulet. Mit diesem Talisman werden wir kühl und ruhig bleiben, wenn wir nun den alten Geschlechtswahnsinn der Menschheit zergliedern und seine Notwendigkeit wie ein Rechenbeispiel nachkonstruieren.

Einen Wahnsinn müssen wir zuvörderst die feindselige Gegenströmung nennen, welche der einfache Naturtrieb bei der menschlichen Spezies erzeugt hat und zwar eben zu derselben Zeit, in welcher er sich zu diesem sublimsten seelischen Gebilde verherrlicht hat, das man die Liebe nennt.

Wir werden zuerst die Quellen dieser Gegenströmung aufzeigen, ehe wir sie selbst betrachten, die Vereinigung von Scham, Geheimnistuerei, geistigem Hochmut und Verachtung der Sinnlichkeit, was ich alles unter dem Namen Antisexualismus zusammenfasse.

Um das Wesen dieser Erscheinung zu verstehen, dürfen wir nicht nur die Ursachen betrachten, welche ihr heute zugrunde liegen, denn diese geben noch nicht die vollständige Erklärung. Wie es beim einzelnen Menschen sein kann, daß z. B. eine Liebe durch Schönheit erweckt, durch andere Eigenschaften aber forterhalten wird, auch wenn die Schönheit schon längst vergangen ist, so verhält es sich auch in der

Menschheit mit dem Antisexualismus: er hat im Lauf der Zeiten verschiedene zum Teil wechselnde, einander ablösende Grundlagen gehabt.

Seine erste Wurzel müssen wir zur Zeit des Uebergangs zum Menschentum im Selbsterhaltungstrieb erblicken. Die Wehrlosigkeit im Zustande der Begattung war gefährlich, und sobald die Intelligenz genugsam entwickelt war, dies zu bemerken, mußte der Trieb eine Neigung zur Heimlichkeit annehmen, — der erste Ansatz zum Schamgefühl.

Früh hat sich auch die Dämonenfurcht in das Geschlechtsleben gemischt, jene abergläubische Scheu des Urmenschen, der in Allem, was nicht er selbst war, Seinesgleichen erblickte und in Allem menschenähnliche unbekannte und daher furchtwürdige Kräfte wirksam dachte. Auch der Geschlechtstrieb kam über ihn als eine geheimnisvolle Macht, er mußte sich wie von einem fremden Willen überschattet fühlen; von einem fremden deshalb, weil dieser Trieb im Individuum immer erst dann auftrat, wenn dessen Selbstbewußtsein schon abgeschlossen war. Gefressen hatte es von jeher, so lang es denken konnte, darum war es auch gewohnt, dieses Verlangen zu seinem Ich zu rechnen; aber jener neue unerklärliche Zug, der sich erst seinem schon fertigen Bewußtsein aufdrängte, konnte ihm nicht anders, denn als eine Einwirkung einer jener fremden furchtwürdigen Mächte erscheinen. Auf diese Weise kam wieder ein starker Zusatz von Scheu in die Geschlechtsempfindung herein.

Dem Gesamtbewußtsein und -willen des Menschen ist dieser späte Trieb, eben seines späten Auftretens wegen, noch bis heute gewissermaßen fremd geblieben, ist nicht so recht mit der psychischen Zentralgewalt, dem Willen, zusammengewachsen, sondern verhält sich zu diesem wie ein allzu selbständiger Pascha zum Sultan. Da aber dem Ganzen eine solche Unbotmäßigkeit schädlich sein muß, so besteht für den menschlichen Typus die Aufgabe, den Pascha zu unterwerfen unter den vernünftigen Zentralwillen, eine Aufgabe, von welcher man nicht wird behaupten wollen, daß sie heute der Lösung näher wäre, (im allgemeinen betrachtet,) als zu irgend einer früheren Zeit; die herrschende Moral hat auch in diesem Punkt bewiesen, daß sie nur befehlen, aber nichts ausrichten kann. Der genannte Krieg zwischen Vernunft und Naturtrieb ist eine dritte Ursache des Antisexualismus.

Nahe verwandt mit diesem Interesse des unmittelbaren Egoismus ist das im eigentlichen Sinn moralische Motiv. Moral überhaupt sind alle die Tendenzen, welche im einzelnen Menschen zu Gunsten des Nebenmenschen, oder allgemein der Gesammtheit, entstehen. Sie entstehen, so bald die Intelligenz sich die Vorstellung der Gesammtheit gebildet hat und die Moralität ist nur ein aufgeklärterer weiterschauender Egoismus. Wie man das Gedeihen des Feldes wünscht, dessen Früchte man genießen wird, so wünscht man das Wohl des Ganzen, dem man angehört und von dessen Glück man abhängt. Die Bedingungen aber, unter welchen es dem Ganzen wohlgeht, erkennt man wenigstens in den allgemeinsten Zügen sehr leicht; sie sind in den Sätzen der Moral ausgesprochen. Diese Sätze muß also der Einzelne befolgt wünschen; die Uebrigen wünschen es aus demselben Grunde ebenfalls, und so entsteht die moralische öffentliche Meinung, welche nun jedem Einzelnen gegenüber auf Beobachtung jener Bedingungen dringt; wo es möglich ist, unter Androhung gesetzlicher Strafen; wo das nicht möglich ist, wenigstens unter Androhung der Verachtung. Ein sehr günstiger Naturmechanismus, durch welchen der Eine je beim Andern aus Egoismus den Egoismus bezwingt. Was muß nun in geschlechtlicher Hinsicht die öffentliche Meinung verlangen? Sie hat als solche kein Interesse an den Liebeleien des Einzelnen. Im Gegenteil, da dieses in Wahrheit „höchste Gut" leicht alles Uebrige in Schatten stellt, und den Menschen auch für die sozialen Pflichten untüchtiger und gleichgiltiger macht, — man denke besonders an die ewig kriegerischen Urzeiten, — so mußte die öffentliche Meinung eine Feindin des Geschlechtstriebes werden und durch geflissentliche Verachtung und Mißbilligung desselben ein künstliches Gegengewicht gegen die vollkommen richtige Hochschätzung bilden, die er von Natur genießt. Ueber Jeden wachten immer alle Uebrigen als Sittenrichter, damit er sich nicht zu

tief mit der Liebe einlasse und die Interessen des Ganzen darüber hintansetze. Unter günstigen d. h. gefährlichen kraftheischenden äußeren Verhältnissen bildet dieser Gemeingeist einen sehr vorteilhaften Zügel für die menschliche Triebnatur, wie an der römischen Republik, bei den alten Germanen u. s. w. zu sehen ist. Unter anderen Umständen schlägt die Sache in Heuchelei, Betrug und Klatsch um, wie vielfach heute.

Dieses eben erklärte moralische Antisexualmotiv wird noch verstärkt durch das religiöse Gefühl. Moral und Dämonenfurcht haben sich ja gleich vom Anfang der menschheitlichen Entwicklung an in der Weise mit einander verbunden, daß die Forderungen der Moral als Gebote der Götter aufgefaßt wurden und dadurch an Gewalt über den menschlichen Willen gewannen. Diese Verbindung von Moral und Götterglauben entstand zum Teil durch die kluge Absicht von Priestern und Tyrannen, welche als herrschende Elemente das soziale Zusammenleben besonders stark ausnützten und daher ein besonders großes Interesse an der überdies noch zu ihrem Vorteil gefärbten Moral hatten. Zum Teil aber mußte das Volk auch von selbst auf den Gedanken kommen, daß diese unerklärliche moralische Stimme im Innern von jenen Göttern herstammen müsse. Glauben doch selbst heute noch viele, das Gewissen nicht anders erklären zu können, und konstruiren aus der Thatsache des Gewissens heraus kühn eine ganze übernatürliche Welt. In Wirklichkeit aber ist die Gewissenstimme, gerade wie die ästhetische Stimme bei Beurteilung eines Kunstwerks, nur das fertige Ergebnis unbewußt gebliebener Reflexionen, welche mehr oder weniger bewußt zu machen das besondere Talent des Kritikers ist. Nun also durch die Religion wurde auch den geschlechtlichen Satzungen der Moral größerer Nachdruck verliehen, und ganz besonders ist es die jetzt herrschende Religion, welche die geschlechtstriebfeindliche Tendenz im Menschen ganz ungeheuer gesteigert hat. Denn diese Kultform ist nach einer Zeit des unsinnigsten naturwidrigsten Lebens bei der absolut katzenjämmerlichen Nachkommenschaft jener Schwelger ausgebildet worden und hat davon einen erschreckend welt- und sinnenfeindlichen Charakter erhalten, vermöge dessen es soviele Jahrhunderte lang einen bald mehr bald weniger siegreichen Krieg mit der menschlichen Natur geführt hat. Bis heute wirkt der Sauerteig noch fort, der damals in die Geschichte des Menschen kam; noch heute büßt man die Völlerei jener römischen Gesellschaft. Unzweifelhaft ist unter allen Quellen des Antisexualismus die ebengenannte am stärksten.

Zu den bisher angeführten Ursachen der Liebesscheu kommt für das weibliche Geschlecht noch dessen spezifisches Schamgefühl, welches wir nun zu erklären haben. Dem geistig höher entwickelten tierischen oder menschlichen Wesen erwacht bei jeder Handlung, vor die es gestellt ist, eine wenn auch noch so dunkle Erinnerung an die Folgen, von welchen die Handlung früher einmal begleitet war, und je nachdem dieselben angenehm oder unangenehm waren, fühlt sich das Wesen jetzt zu der Handlung hingezogen oder von ihr abgestoßen. Bei sehr starken oder oftmaligen Erregungen können sich die Eindrücke so tief im Gedächtnis festsetzen, daß sie noch auf die Nachkommen sich forterben, dergestalt, daß diese — man könnte fast sagen: sich der Erlebnisse ihrer Vorfahren erinnern, wenn auch nur in der dunklen Weise, daß sie sich von den entsprechenden Dingen angezogen oder abgestoßen fühlen. So entsteht bei den Jungen der Zug zur Liebe, ebenso aber auch eine Scheu vor der Liebe beim weiblichen Teil, welcher sich nicht nur an Annehmlichkeiten, sondern auch an Lasten und Schmerzen zu erinnern hat. In schwächerem Grade mag aus diesen Zusammenhängen auch für das männliche Geschlecht eine Unterstützung der Liebesscheu erwachsen, da die psychologischen Spezifika jedes Geschlechts in kleinerem Maßstabe auch auf das entgegengesetzte vererbt zu werden scheinen.

Neben dem naturnotwendigen weiblichen Ungemach, von dem eben die Rede war, wirkt gewiß auch noch all das einzelne Liebesunglück, das unsre Vorfahren unter dem herrschenden unvollkommenen Regime der Moral zu erdulden hatten, noch in uns nach und ist an dieser widerspruchsvollen Verwirrung schuld, in welche uns das Aufdämmern der Liebe verstrickt. Oft mag übergroße Schüchternheit eines

Liebhabers zum Teil darin ihren Grund haben, daß er von besonders liebesunglücklichen Vorfahren stammt. Habt also Mitleid, ihr Frauen, gleichet aus! Muß man es nicht von diesem Gesichtspunkt als Glück betrachten, daß unglücklichste Liebe zum freiwilligen Tode führt? Wie viel ernster und scheuer als schon heute würden wir dann die Liebe betrachten, wenn jeder Sterbensunglückliche nach Jahren sich erholt und anderweitig Kinder gezeugt hätte, um so seine Liebesmelancholie in der Menschheit weiter zirkulieren zu lassen? Jeder Selbstmord ist gut und wird vielleicht in späteren Zeiten für positiv moralisch gelten, sobald eine andauernde Neigung zu ihm vorhanden ist; er hilft der Menschheit, sich ein heitreres Blut zu erhalten, was sie wohl brauchen kann.

Auf den höheren Stufen der menschheitlichen Entwicklung wird die instinktive Scheu noch verstärkt durch *bewußte Einsicht* in die möglichen üblen *Folgen der Liebe*. Auch dies wiederum geschieht beim weiblichen Geschlecht in viel höherem Maße als beim männlichen, denn die Gesellschaft hat ebenso wie die Natur (wenn auch nicht so ausschließlich), das Schlimme in der Geschlechtsangelegenheit dem Weibe aufgebürdet. Wie die Natur dazu kam, weiß ich nicht zu sagen, dagegen ist es leicht zu verstehen, warum es sich in der Gesellschaft so verhält: weil sie von den Männern beherrscht und geordnet ist. So sehr auch im Laufe der Zeit durch Ausbildung der höheren Liebe und des Gerechtigkeitssinnes die ursprünglich rechtlose Sklavenstellung des Weibes gehoben worden ist, so sind wir doch noch weit von einer vollständig gerechten Verteilung der Lasten und Pflichten entfernt. Die Frauen sollten aber den Rest lieber von einer Veredlung des menschlichen Charakters und von der Ausbildung des Gerechtigkeitssinnes, wofür sie selbst nicht wenig wirken können, erwarten, als von politischem Stimmrecht und ähnlicher „Gleichstellung", für die sie nicht taugen.

Der eigentliche Kern, aus welchem die üblen sozialen Folgen der Liebe hervorgehen, ist die Bevölkerungsschwierigkeit, welche wir später in einem besonderen Abschnitt behandeln müssen, da sie ein eigenes Gebiet des Geschlechtswahnsinnes erzeugt hat, die Prostitution. Hier genügt es, die Ernährungsfrage als einen Faktor zu erkennen, der auch die Liebesscheu vermehrt.

Aus all' diesen Wurzeln ist im Lauf der Zeiten die antisexuale Tendenz zu ihrer heutigen Größe zusammengewachsen und hat den Geschlechtstrieb so sehr in Verachtung gebracht, daß man nicht einmal von ihm reden darf. Natürlich ist er nun nicht daran gestorben, nicht einmal gezähmt worden, allerdings aber krank gemacht. Er ist wie ein wildes Pferd, das sein ungeschickter Reiter zwar erfolglos quälen, aber nicht regieren, nicht nach seinem Willen lenken kann. Man hat dem Tier eine vermeintlich hochweise ausgedachte Rennbahn, vielmehr Schrittbahn gebaut, darinnen es ehrbarlich wandeln soll in Züchten und Sitten; aber rechts und links werden immer die heiligen Planken dermaßen zerschlagen und zertrümmert, daß sie bald nicht mehr zu erkennen wären, wenn nicht der unglückliche Reiter noch den Bauplan im Kopfe hätte, nach dem er die Flickarbeit besorgt. Und das gute Tier hat seine Würde und Noblesse verloren, ist störrisch geworden und erst recht unbotmäßig und duckmäuserig dazu.

Es bietet wirklich einen unvergleichlichen Anblick, die Menschheit, die unglückliche Besitzerin der glücklichsten Naturgabe, von den widersprechendsten Triebfedern hin- und hergezerrt und drangsaliert zu sehen. Soweit der offizielle Anstrich der Gesellschaft reicht, eine vornehme Zurückhaltung gegen den Paria der Triebe; nur wo er *Spekulationsobjekt* für „berechtigere" Interessen wird, Anregung der Heiratstendenz in Tanzsälen z. B. macht man ihm Konzessionen. Auch der übrige Handel profitiert von dem Hungerzustand, welchen die offizielle Prüderie erzeugt: der Tabakverkäufer hängt Bilder leichtverschleierter Weiber an's Fenster; oben und unten dekolletierte Figuren sind auf den Schachteln der Zündholzfabrikanten zu sehen; auch Zeitungsannoncen können ähnlich hervorgehoben werden. Der Zirkus- und Marktbudenbesitzer ersieht sich hier seinen Vorteil, gezügelt von der Polizei. Schriftsteller und Künstler belagern das Thema, besonders auch die Theater. Das Merkwürdigste bei diesen ist das

Ballet, dessen Haupteffekt und Lebensnerv in einer Reaktion gegen die offizielle Prüderie besteht. Sonst ist ja wenig am Ballet; dies Gehen auf den Zehenspitzen, die scheinbar unmöglichen Stellungen und die übrigen sinnlosen Kunststücke dieser degenerierten Kunstgattung zielen nur auf den Effekt hin, welcher dem geringeren Teil der Zirkusproduktionen zu Grunde liegt: nämlich Erstaunen über allerlei abenteuerliche Leistungen von Menschen oder Vieh. Aber dazu kommt nun die eigentliche Würze; man muß das selbst gesehen haben, diesen sinnreichen, feinausgearbeiten Kompromiß zwischen raffinierter Reizung und vorsichtiger Prüderie, diese unüberbietbar unanständigen Stellungen, die aber doch keinen andern Ausblick gewähren als den auf ein züchtiges Meer von Schleiern. Ein Balletabend ist ein Gedanke von weltsmäßiger Komik. Schade, daß die homerischen Götter nicht mehr leben, darauf herabzuschauen!

Der Invasion des geschlechtlichen Elementes in das öffentliche Leben entsprechen ähnliche Erscheinungen des privaten und persönlichen. Es giebt zweierlei Menschen; zwiespältig sind fast alle, aber bei den Einen herrscht dies, bei den Andern jenes Element vor. Bei den Einen, im Allgemeinen den Besseren, überwiegt die Scheu; doch bleibt sie nicht unbestritten, nur zu leicht wird der geistige Hochmut von der Natur überrumpelt: man schämt sich deß und bedauert, daß doch der Mensch so aus Gemeinem gemacht sei. Bei den Andern überwiegt die Natur; aber das Oppositionselement, das auch in ihnen steckt, wirft einen sehr häßlichen Schein darüber und wandelt das Naive in's Lüsterne und Freche. Ihr Thun wird einseitig niederträchtig und ihr Reden, sie lassen sich nämlich nicht verbieten, über geschlechtliche Dinge zu reden, — ihr Reden ist immer von Wiehern begleitet. Weshalb wohl? Sie machen zwar manchmal ganz gute Witze, die ein Lachen motivieren, und es ist nicht einzusehen, warum man gerade bei diesen Dingen keine Witze sollte machen dürfen; aber meist ist gar kein Witz oder Geist dabei; ein vernünftiger Mensch langweilt sich bei dem Geschwätz, wenn sie mit ihrer wahrhaft monomanen Virtuosität brillieren, in allem nur Vorstellbaren eine Beziehung auf geschlechtliche Dinge zu finden. Das bloße verblümte oder unverblümte Nennen dieser Natürlichkeiten dünkt ihnen lächerlich. Das ist eine ziemlich widerliche geistige Geschlechtskrankheit, in welcher sich die Zwiespältigkeit ihres Wesens offenbart: sie sind sich bewußt Verbotenes zu thun und fühlen sich als Mordskerle, daß sie so frei und ungeniert auf den verbotensten Geisteswegen gehen; ihr böses Gewissen kitzelt ihre auflehnungssüchtige Eitelkeit und deshalb müssen sie wiehern. Das treffend erfundene Wort: „Pfui, wie gemein! aber das liebe ich" ist sehr bezeichnend für diesen Widerspruch zwischen Neigung und Urteil, dieses Krankheitssymptom des Antisexualismus. Auch in sonst anständiger Gesellschaft werden oft kluge Zoten sehr gerne geduldet: (klug sind sie, wenn man sie nicht notwendig verstehen muß;) dagegen haben ernsthafte und zweckmäßige Erörterungen, wie die hier vorliegende, wohl mehr Aussicht auf eine entrüstete Aufnahme oder diplomatisches Schweigen.

Hamlet-Stimmungen.

Von Wilhelm Arent.
(Berlin.) (Nachdruck verboten.)

I.

Ich bin satt, übersatt
Vom Mahle des Lebens.
Vom Genuß des Lebendigen
Ward ich todtkrank!
Wohl lebt noch der Leib,
Des Fleisches Wille,
Der erbärmliche Spielball
Von Zeit und Raum,
Und tyrannisch wühlen
Der Tierheit Triebe
Im Blutstrom der Adern —
Doch der göttliche Kern
Im Wechsel des Stoffes,
Den des Weltgeists Atem
Zum Hort sich erkor:
Die Seele starb

In Rausch, Taumel, Glut,
In sinntoller Selbstqual,
Vom Aeonenschmerze
Der Menschheit gemordet!
Und niemals war
Der Liebe Glauben,
Der als ewiges Glück
Einst die Welt umfaßt . . .
Ein Gedanke nur webt noch
Im markloſen Hirne
Und täuscht mit aufdämmernden
Frieden Verheißung
Die unsterblichen Fibern:
Der Wahn, daß Erlösung
Im leidlosen Tod wird
Dem Ich, das sich selbst fremd
In's nichtstrunk'ne All träumt . . .
Und körperlos taucht oft
In's Sternmeer der Ewigkeit
Der Vernichtung Sehnsucht.
Fortwirbelt der Weltsturm
In den seligen Urschoß
Seinlosen Staub,
Ohne Ursprung und Zukunft . . .

2.

Nur eines frag' ich:
Weshalb schleppen wir ächzend
Jahraus, jahrein
Immer größere Lasten?
Warum sind wir? Wozu ist
Dies erbärmliche Sein?
Sind wir Menschen geboren,
Der Gottheit Traum
Noch einmal zu träumen,
Oder sind wir nur Milben,
Armselige Pünktchen
Im ungeheuren
Ring alles Daseins? . . . .
Sind unsere tausend Schmerzen
Tausend spätere Freuden?
Wo ist das Ende!? . . . .
Von unzähligen Lippen
Tönt seit Urbeginn
Zum ewig gleichgiltigen Himmel
Der Schrei: Was ist Wahrheit?
O Donnerton,
Den Jahrhunderte reden!
Vampyre saugten
Des Bruders Blut:
Sühnten sie je
Ihren schnöden Frevel?
Viele starben für fremde Schuld,
Bis zum letzten Hauch
Kämpften sie selbstlos
Im Dienst der Idee —
Wurden je sie belohnt?
Haben sie nicht alle
Umsonst sich geopfert? —
Für ein bloßes Phantom?!
Ist denn unsterblich die Großthat?
Zeugte sie etwa
Des Edlen Heilsfrucht?
Noch immer triumphiert
Gemeinheit und Bosheit,
Und der Weise weint
Auf einsamer Höhe,
Noch immer ward
Einigen Wenigen nur
Seliges Fleisch und Blut
Des großen Nazareners
Erhabene Lehre!
Noch blüht kein Paradies
Den Völkern der Erde!
Noch durchleuchtest Du nicht
All' die Millionen,
Hehrer Frieden der Liebe!
Ohnmächtig ringt ein Jeder
Mit seinen Dämonen.
Der blinde Zufall
Wird zum ehernen Schicksal,
Und das Glück, wenn es hoch kommt,
Lächelt ihm flüchtig
Wie Rosenduft;
Ewig hinauf, hinab
Geht der Zeit Wogenspiel.
Jeder gräbt
Des Anderen Grab,
Spurlos verweh'n wir
In's große All . . . .

3.

Matt schleicht die Zeit;
Und doch schlägt
Fieberhaft erregt
Des siechen Jahrhunderts
Tiefkranker Puls!
Hohläugig, blaß,
Ohne Herzblut und Mark:
Ein thatlos Geschlecht,
Der Tierheit Sklaven,
Frivole Zigeuner
Ohne Heimat und Ziel,
Stehlen wir ruhmlos
Dem Herrgott den Tag!
Oed' und bleiern
Gähnt uns das Nichts an,
Zu Boden drückt uns
Die Höllenkreuzlast
Weltsatter Verzweiflung!
Nicht aus noch ein
Weiß der Wahrheitssucher
Aus verruchter Sünde
Gottlosem Pfuhl!

Die Wenigsten hören
Den Angstruf der Not,
Den Schrei wilder Mordgier.
Durch all den Taumel
Die bunte Lüge
Bachantischer Lust.
In gemachter Tollheit
Betäuben die Thoren
Die innere Stimme.
An brechenden Tafeln
Prassen sie viehisch,
Und lechzend faßt
Nach gekaufter Dirnen
Brünstigem Fleisch
Die gepeitschte Wollust.
Doch selten nur findet sich
Nach dem Ewigen der Hunger.

Zu zählen sind
Der Wahrheit Propheten,
Die Priester des Schönen,
Und nur vereinzelt
Umglüht stolze Häupter
Die Flammenschönheit
Des Ideals!
Seit Urbeginn
Lohnte herbster Undank
Die Buddha und Christus.
Auch heut' mehr denn je
Schilt man Narren und Träumer
Die Denker und Dichter,
Und namenlos ist
Das hehre Martyrium
Des Genius . . . . . .

Litterarische Kritik.

Schlechte Gesellschaft. — Realistische Novellen von Karl Bleibtreu. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Was der Verfasser will, sagt er im Eingang seiner Vorrede mit den Worten: „Grade durch den Gegensatz höchster Sentimentalität zu der völlig ungeschminkt dargestellten Rohheit des realen Lebens kann jener unheimliche Eindruck künstlerisch erzeugt werden, den das Wesen des Menschen bei jedem denkenden Wesen wachruft", und seine Absicht hat er in vollstem Maaße erreicht, es ist wirkliches pulsirendes Leben, was er uns zeigt, und wenn wir auch an manchen Stellen abscheuerfüllt uns wegwenden möchten, so müssen wir doch immer wieder zugeben, daß so die Welt ist und nicht wie sie in seichten Moderomanen zu Nutz und Frommen bildungsbedürftiger höherer Töchter und männlicher Weiber gemacht zu werden pflegt. Wir sehen ab von der Einleitungsszene „Der junge Brutus", deren Nichthierhergehörigkeit der Verfasser selbst in seiner Vorrede bemerkt, auch der litterarische Essay „Die Wechselbeziehung von Kunst und Leben", gehört nur mittelbar dazu, insoferne als er unsere Vermutung bekräftigt, daß auch die Bleibtreu'schen Novellen gleich den Musset'schen Poesien auf Selbsterlebtem basieren, wenn auch der Verfasser im Vorwort glauben machen möchte, seine Figuren seien sammt und sonders „erfunden."

Was nun die Tendenz der eigentlichen drei Novellen anbelangt, so soll gezeigt werden, wie die Liebe zum Weibe eine der Hauptursachen des modernen Marasmus sei und wie an einen Aufschwung zu idealer Höhe nicht eher gedacht werden könne, als bis man sich frei gemacht habe von diesem Gewichte, das auch den Edelsten, Idealsten unten im Schmutze zurückhalte. „Das Ewig-Männliche zieht uns hinan", mit diesen Worten schließt die wirklich erhebende Pfingstkantate Fritz Erdmann's, des einzigen aus dem geschilderten Freundeskreise, der aus härterem Holze als die anderen geschnitzt, nicht untergegangen ist in dem Strudel des Lebens. Man kann mit der Tendenz nicht einverstanden sein, man kann vor allen Dingen die Ansicht hegen, daß die Beispiele, die der Dichter gewählt hat, keineswegs typisch für das ganze weibliche Geschlecht sind, und daß eine solche generelle Idee entweder auf gründlicher Verbissenheit oder auf mangelnder Erfahrung beruht, — aber man wird zugeben müssen, daß Bleibtreu seinen Zweck erreicht hat und daß die Form, abgesehen von einigen Kleinigkeiten, trotz ihrer brutalen Derbheit, ja sogar um dieser ihrer

brutalen Derbheit willen wirklich künstlerisch ist. Man kann gewisse Dinge nicht behandeln, ohne seinem Stoffe auch den Ausdruck anzupassen; ob es allerdings rätlich erscheint, den gemeinen Ausdruck vorzuziehen, wenn ein minder ordinärer die Situation ebenso drastisch gekennzeichnet haben würde, will uns zweifelhaft bedünken. In dieser Beziehung hat sich Bleibtreu leider manchmal etwas stark gehen lassen. Die eingestreuten Gedichte vereinigen Tiefe der Gedanken mit Wärme der Empfindung und schöner Form.

Um nun auf den Inhalt der einzelnen Novellen einzugehen, treffen wir in der ersten „Die Prostitution des Herzens. — Aus dem Tagebuche eines Ueberflüssigen", einen jungen Studiosen und Poeten, einen von jenen Vertretern Jung-Deutschlands, die mit einer allzu großen Dosis Größenwahn wirklich in der Mehrzahl der Fälle eine über das Maaß der Alltäglichkeit hinausreichende Begabung vereinen. Gottlieb Ritter hat sich in eine Dänin, die Koriphae eines Tingeltangels sterblich verliebt. Er fühlt, daß er seine Liebe an eine Unwürdige vergeudet, er möchte sie aus dem Schlamme, in welchen sie immer tiefer einzusinken droht, retten, und muß einsehen, daß das Weib sich gar nicht retten lassen will. Trotzdem kann er nicht von ihr lassen, seine Aufopferung geht so weit, daß er auf Alles verzichten will, nur um sie wieder emporzuheben — aber es ist umsonst, und verzweifelt jagt er sich eine Kugel durch den Kopf. Und doch hat ihn Karola in ihrer Art geliebt, wenn sie auch seinen stürmischen Bewerbungen stets ein spöttisches „Mehlsuppe" oder ein ungläubiges „ach Kuchen" entgegengesetzt hatte. Als sie erfährt, daß er seine Drohung sich zu erschießen, falls sie nicht binnen drei Tagen ihr verrufenes Lokal verlassen würde, ausgeführt habe, springt sie in die Spree. Die Zeichnung der Charaktere ist Bleibtreu trefflich gelungen. Sowohl Karola als Ritter sind greifbare Gestalten, auch ist die Schilderung der umgebenden Verhältnisse so naturgetreu, daß man nur bedauern kann, daß der Verfasser sein Beobachtung- und Darstellungstalent nicht auf weniger schmutzige Sphären angewandt hat.

Die zweite Novelle „Eine feine Familie" schildert in Briefform ein höchst verquicktes Familienzusammenleben. Ein junger Maler wird von der Tochter eines verabschiedeten Militärs angebetet. Als ihm die Mutter dies zu verstehen giebt, kommt es zu einer stürmischen Szene, in welcher Sommersdorf gesteht, daß er nicht die Tochter, sondern die Mutter liebe. Doch wolle er sich mit der Tochter vermählen, wenn die Mutter ihn vorher erhören wolle. Diese, teils aus Drang des Herzens, teils aus Liebe für ihr Kind, giebt nach. Die Hochzeit findet statt, aber das schreckliche Verhältnis bleibt fortbestehen. Eines schönen Tages überrascht die Tochter ihre Mutter und ihren Mann. Sie fühlt, daß sie nicht leben könne, aber wie soll sie sterben, ohne die Familie zu kompromittieren? Sie findet ein Mittel; sie ist schwindsüchtig; der Arzt hat ihr die größte Vorsicht geboten, aber sie täuscht die Wärterin und setzt sich in leichtem Gewande der schneidenden Nachtluft aus. Zu spät kommt der Gatte dahinter — sie stirbt und durch Zufälligkeit erfährt er den ganzen Zusammenhang. Nun erst schaut er die Abgrundtiefe seiner Handlungsweise. Er reißt sich los von dem unwürdigen Verhältnis und liebt, die er im Leben nicht lieben konnte, die Verlorne, Todte. Er hält sich für unwürdig, länger ein Jünger der Kunst zu sein und und wandert nach Guinea aus. Auch hier bewundern wir die Schilderung Sommerdorfs und seiner sanften Frau — den Charakter der Mutter allerdings kann nun Bleibtreu bei aller Kunst, die er darauf verwendet, nicht recht plausibel machen. Eine Mutter, die sich aus Liebe zu ihrer Tochter prostituiert, mag vorkommen, aber typisch ist sie nicht. Man merkt hier ganz deutlich die Absicht: Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen. Aber spannend in hohem Grade ist auch diese Novelle. Die dritte Geschichte führt uns wieder in den Qualm und Brodem des Berliner Kneiplebens zurück. Auch hier ein ideal angelegter Jüngling, der sich in eine Bierhebe verliebt, die aber ihrerseits ein Verhältnis mit einem nichts sagenden Ladenschwengel hat. Doch zeigt sie dem Bullrich gegenüber ein anderes Betragen als im Verkehr mit gleichgiltigen Gästen und es entspinnt sich zwischen beiden eine Art platonischer Freundschaft, welche erst in Folge einer auf-

regenden Szene in der Kneipe einen Riß bekommt. Nach einiger Zeit wird Toni, das „Raubvögelchen", von dem gestrengen Bierwirt Driesel an die Luft gesetzt und beschließt, noch am selben Abend abzufahren. Durch ein Billet benachrichtigt sie Bullrich davon, mit der Bitte um Verzeihung, derselbe erscheint am Bahnhof und fährt mit nach Wien. Er ist überglücklich in ihrem Besitze, da tritt ein alter Geliebter Toni's, ein schmucker ungarischer Offizier auf, das kokette Mädel weist seine erneuten Bewerbungen nicht energisch ab. Bullrich kommt dazu. Ein Rencontre, in welchen er erschossen wird, ist die Folge. Ihr hat man glauben gemacht, die Sache sei beigelegt. Sie vermißt ihren Geliebten, schmollt ihm, wird ihm untreu und erfährt, des Morgens zum Hotel zurückkehrend, seinen Tod. Da macht ein Blutsturz auch ihrem Leben ein Ende. Was dieser letzten Erzählung ein erhöhtes Interesse verleiht, ist die intime Beziehung, in welcher sie zum Leben der jungen Berliner Künstlerschaft steht.

Uebrigens bildet der letzte Teil dieser Novelle (zugleich der Schluß des innerlich zusammenhängenden Buches) weitaus die Krone des Ganzen. Es finden sich da Naturstimmungen und Seelenschilderungen, die ineinander verflochten einander bestimmen, von einer Schönheit und Kraft sondergleichen. Der Stil ist hier von einer ganz eigenartigen Gegenständlichkeit und runden Fülle des Ausdrucks, die man als Muster eines realistischen Stils bezeichnen kann. — Das Buch ist in mehr als einer Beziehung als revolutionär zu bezeichnen. Es ist ein elementarer Aufschrei des Schmerzes und Zornes, welchen der zertretene Idealismus (natürlich im wahren Sinne des Wortes: „Der heilige Geist der Ideologie", wie Bleibtreu dies zu nennen pflegt) allem Bestehenden, der verlogenen materialistischen Gesellschaft und der ganzen „sittlichen Weltordnung" entgegenschleudert. Es darf behauptet werden, daß „Schlechte Gesellschaft" in vieler Hinsicht die Bedeutung Werther's im vorigen Jahrhundert für uns repräsentiert. Künstlerisch abgerundeter ist Goethe's Weltschmerzbeichte gewiß, was bei dem engen Horizont des Stoffes ja auch viel leichter war. Mit der Tiefe der Psychologie, der mutvollen Energie der Wahrheitsliebe, der überwältigenden Kraft des Schmerzes und der Größe der Anschauung, wie sie Bleibtreu's Buch uns bietet, kann sich aber „Werther" kaum messen. Ein abschließendes Werk des deutschen Realismus ist das Buch nicht. Aber es wird stets als gewaltiger Torso in Mitte der später sich entwickelnden neudeutschen Litteratur stehen bleiben. Es ist eins jener Werke, welche eine Epoche abschließen oder eröffnen helfen. Mag man wie Wolfgang Kirchbach in seinem „Lebensbuch" mit Wärme „Die Prostitution des Herzens" feiern, mag man der letzten Novelle den Vorrang zugestehen, — überall wird man gepackt und erschüttert von einer Wahrheit der Empfindung und Darstellung, die einen unheimlichen Zauber ausübt.

Ignotus.

Krieg im Frieden. Humoristischer Roman aus dem modernen Garnisonsleben von Crome-Schwiening. Mit 20 Zeichnungen von Sundblad. Verlag von Licht und Mayer, Leipzig. Neue ergötzliche Variationen über ein altes, aber beliebtes Thema. Die schöne Eintracht zwischen der kleinen Infanterie- und Artilleriebesatzung der Festung Xstadt ist dahin: das „zweierlei Tuch" eines storchbeinigen Leutenants hat zwei Regimentstöchterherzen zugleich in Brand gesetzt und dadurch einen Eroberungskrieg entflammt, der mit der größten Erbitterung und allen Waffen, die nur erregter Weiberſinn ausfindig machen kann, geführt wird. Mit frischem Humor zeichnet der Verfasser komische Gestalten, Charaktere und Situationen, die auf den Lachapparat des Lesers die kräftigste Wirkung üben. Es sei hier nur auf den lederfarbigen, schwachköpfigen Edlen Jobst von Jobsthausen und auf die dolchspitznäsige, männerbegehrende Tante Fräulein Amanda von Stockbein hingewiesen. Knappe Ausdrucksweise, beweglicher Dialog, geschickte Kombinationen verleihen dem Ganzen oft dramatische Lebendigkeit. Kein Zweifel, das Buch gewährt für einige Stunden erheiternde Unterhaltung.

Junker.

Sprüche.

Ein Geist ohne Leidenschaft ist wie ein Gewitter ohne Sturm.

A. Bertram.

Nur wer eine gemeinsame Not fühlt, gehört zum Volke.

Richard Wagner.

Je höher wir uns erheben, um so kleiner erscheinen wir denen, welche nicht fliegen können. Friedrich Nietzsche.

Es giebt einen Haß, welcher der höchsten Liebe verwandt ist.

Wolfgang Kirchbach.

Religion ist die Poesie der unpoetischen Menschen.

Grillparzer.

Dem nichts für schlecht gilt, dem gilt auch nichts für gut: wer das Mißlungene lobt oder nur milde behandelt, den nenne ich einen Schurken oder einen Dummkopf.

Schopenhauer.

Die Völker lieben wie die Weiber weder das Wahre noch das Einfache: sie lieben die Legende und den Charlatan.

Goncourt.

Jene Mädchen, welche allein ihrem Jugendreize die Versorgung für's ganze Leben verdanken wollen und deren Schlauheit die gewitzigten Mütter noch soufflieren, wollen ganz dasselbe wie die Hetären, nur daß sie klüger und unehrlicher sind als diese.

Friedrich Nietzsche.

Die Fähigkeit zu lieben und zu bewundern muß als Zeichen und Maaß hochstehender Seelen betrachtet werden; wird sie nicht von der Weisheit geleitet, so führt sie zu manchem Uebel, aber ohne sie kann nichts Gutes bestehen.

Carlyle.

Es gibt Leute, die nicht eher hören, als bis man ihnen die Ohren abschneidet.

Lichtenberg.

Liebesglück.

Sie waren sich so innig gut,
Sie konnten's nicht verhehlen;
Es küßten in ihrer Augen Glut
Sich ihre flammenden Seelen.

Und wer es sah und zu deuten verstand,
Was diese Blicke sprühten,
Der drückt wohl eines Freundes Hand:
Laß uns der Liebe hüten!

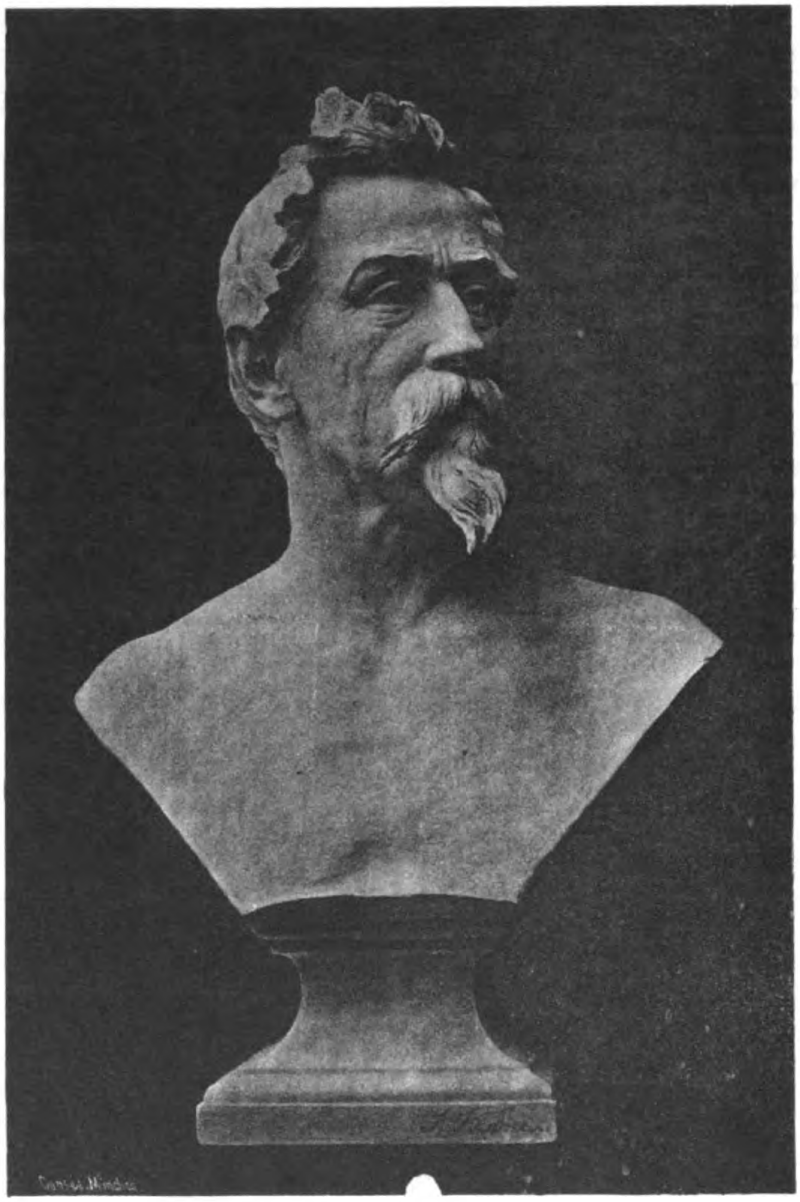
Sie ist so jung und nesteswarm,
So grausenhaft verwegen,
Sie ist so reich — o Gott, wie arm
Ist uns're Klugheit dagegen!

Xanthippus.

Druckfehler-Verbesserung.

Seite 158, Vers 15 v. u. statt ehe = eh', Seite 160, Vers 1 v. u. statt An's = Um's.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, k. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer) sämmtliche in München.



Mr Reder.

Die Gesellschaft.

Realistische Monatsschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. April 1886. Heft 4.

Bertalda's Ritter.

Dänische Novelle von Rudolf Schmidt.

Autorisierte Uebersetzung von J. Langfeldt.

(Flensburg.) (Nachdruck verboten.)

Jedermann nannte die leichtfertige Schauspielerin bei ihrem Vornamen, und der blasse, brustschwache Prokurator, von dem alle Welt wußte, daß er mit unbegreiflicher Beständigkeit zehn Jahre hindurch für sie geschwärmt hatte, war in ganz Kopenhagen unter dem Namen „Bertalda's Ritter" bekannt.

Im übrigen war er ein trockener Verstandesmensch, der sich auf jedes Geschäft einließ, vorausgesetzt, daß es sich mit der Würde eines ehrenhaften Mannes vertrug — denn ein solcher war er bis in die Fingerspitzen hinein! — und der sich niemals Sentimentalitäts-Ausschreitungen irgend welcher Art zu schulden kommen ließ. Und mit seiner trockenen Verstandesrichtung verband sich eine abgedämpfte sarkastische Laune, welche seine schriftlichen Eingaben zu einer beliebten Lektüre für die Mitglieder des Gerichtes machte, während seine Standesgenossen diesen milden Witz, dessen unvermutete Stacheln dieselbe Wirkung hervorriefen wie die in einem gepolsterten Stuhle verborgene Spitze einer Stecknadel, zu gleicher Zeit wie die Pest fürchteten. Trotzdem hatte jene seltsame Leidenschaft für die Komödiantin nicht bloß seinen Verstand gefangen genommen, sondern auch seinen Sinn für das Komische abgestumpft, so daß er alle Vorsichtsmaßregeln beiseite setzte und bald der Kopenhagener Satire anheim fiel. So mußte er in Café's und unter Kollegen mit jenem erwähnten Spitznamen lebenslänglich umherwandeln.

Er kannte ihn und war innerlich stolz darauf.

Erblickte man die hohe, schlanke Gestalt, welche stets einen langen schwarzen Rock aus feinstem Kammgarn trug, der ihm, in Verbindung mit dem weißen Battistvorhemd, dem glänzenden Cylinder und den gesteppten hellbraunen Handschuhen, ein sehr distinguiertes Aussehen gab, dann hatte man die Verkörperung eines so ritterlichen Anstandes, wie er hier zulande sicherlich ungewöhnlich ist. Sein stolzer Gang, seine ernsten blauen Augen, der matte Teint des von langen rotbraunen Whiskers eingerahmten Gesichtes, dessen übrige, bartbewachsene Partien stets sorgfältig rasiert waren: das alles weckte die Vorstellung von einem englischen Gentleman. Mit dem Spottnamen verband sich denn auch eine unwillkürliche Ehrerbietung, was die meisten sich nicht recht klar machten.

Und mehr als die Feinheit, welche Gesichtszüge, Haltung und Kleidung ihm verliehen, war es die Leidenschaft seiner Liebe selbst, die ihn in unverkennbarer Weise

mit ihrem stillen Gepräge auszeichnete. Ueber diese blasse Stirn, die nur ein wohlgestalteter Behälter für zusammengeschnürte juridische Gedanken schien, ergoß sie einen Strahl hoher Poesie und erhob ihn über die Menge der Alltagsmenschen. Bewegte er sich bei Gerichtssitzungen durch die getünchten Korridore des Rats- und Gerichtsgebäudes, so blickten ihm die anderen Herren Juristen — Protokollführer und Prokuratore — mit einer gewissen Beklommenheit nach. Es waren unter ihnen Leute verschiedenen Kalibers: steife, dünkelhafte Gesichter, lauernde Fuchs-Physiognomien, runde und rote Vollmondsgesichter mit der einzigen Inschrift: Diners und einträgliche Erbschaftsangelegenheiten! Aller Augen folgten dem hagern, einsamen Manne, der nie mehr Worte machte, als unumgänglich notwendig war, mit rücksichtsvoller Neugierde. Sie mußten sich immer wieder darüber wundern, daß er ihresgleichen war und mit Gesetzen und Verordnungen ebenso gut umzuspringen verstand wie sie, und dann jene scharfe Feder besaß, die so ungelegen stach, wenn man es am wenigsten erwartete. Daß doch jemand, der die Lacher stets auf seiner Seite hatte, sich selbst so lächerlich machen konnte durch die Liebe zu einer leichtfertigen Komödiantin!

Es hatte ungefähr an demselben Tage seinen Anfang genommen, da er als neugebackener Kandidat aus dem Examen gekommen war. Bis dahin war er den geraden Weg gegangen, ohne Seitensprünge zu machen, eine korrekte Laufbahn als ausschließliches Ziel vor Augen. Das Einzige, was ihn vor den übrigen Mitstrebern ausgezeichnet hatte, war der Umstand gewesen, daß das Studium mit seinen scharfen Verstandesoperationen wirklich sein innerstes Interesse erregte. Und da die Fakultät gerade einen neuen Dozenten brauchen konnte und ihn am liebsten ganz frisch, mit der ganzen soeben verdauten Wissenschaft haben wollte, so gab man ihm sogar unter der Hand einen Wink, daß ein fortgesetztes wissenschaftliches Studium alle Aussicht habe, in Bälde seinen Lohn zu finden. So sonderbaren Zwiespalt bietet das Leben: wäre er nicht ein verliebter Narr geworden, so hätte er es aller Wahrscheinlichkeit nach bald zum berühmten juridischen Professor gebracht.

Aber unerfahren und unerprobt in Gemütsbewegungen, wie er war, überfiel ihn die Leidenschaft wie ein tropisches Unwetter.

Ganz Kopenhagen sprach von dem blutjungen Mädchen mit der halbschwedischen Aussprache und der abenteuerlichen Herkunft, das sich auf eine so eigentümliche Weise den Zugang zum Debütieren erzwungen hatte. Wegen des Dialektes hatte der Regisseur sie abgewiesen. Dann war sie aber spornstreichs zur alten, mürrischen Exzellenz gegangen, die in letzter Instanz die entscheidende Stimme hatte; und da sich seine hypochondrische Verdrießlichkeit wesentlich daher schrieb, daß er ein Weiberhasser war, so hatte sie sich, um den Zutritt zu erlangen, in männliche Kleidung gesteckt und durch diese List den bärbeißigen, alten Herrn gewonnen, sowie die Erlaubnis, die gefährlichen Bretter, welche die Welt bedeuten, zu betreten.

Für sie galten die bekannten Worte in ganz besonderem Sinne! Was sie dazu getrieben, sich aus ihrer Unbemerktheit den Weg als Bühnenkünstlerin zu bahnen, war keine dämmernde künstlerische Anlage gewesen, es war ein wilder, unbändiger Trieb, sich aller Welt zu zeigen, von allen gesehen zu werden, irgend etwas mit Gewalt zu erfassen. Das Vorhandensein dieses Triebes war erklärlich durch ihre Geburt. Sie war die Tochter eines Grafen in Schonen und einer Kopenhagener Putzmacherin, die sich, in der Hoffnung, hier ihr Glück zu machen, in Malmö niedergelassen hatte. Das Glück bestand darin, daß der Graf sie zu seiner Geliebten machte, zu einem Kätzchen, mit dem er spielte, zu einem Inventarstück, dem er, ohne irgend welchen verpflichtenden Gedanken damit zu verbinden, übermütig seinen Eigentumsstempel aufdrückte. Das zeigte sich, als die böse Stunde kam: er ließ sie sitzen, und nur durch seinen Verwalter wurde ihr zur bestimmten Zeit eine nicht besonders reichliche Summe für die Erziehung des Kindes ausgezahlt. Wenn sie auch den Verlockungen des Reichtums und seiner hohen Stellung gegenüber keineswegs die Augen verschloß, so hatte sie sich doch dem hübschen und eleganten Manne in einem übermächtigen, unwiderstehlichen heißen Drange hingegeben, den sie als Liebe auf-

faßte. Als sie sich dann gemäß der tausendmal wiederholten Regel behandelt sah, erhob sich, was an Weiblichkeit in ihr war, zu einem trotzigen Kampfe um die Wiedererlangung der Selbstachtung und Würde. Die Pension nahm sie an, aber jeder Heller wurde auf die Erziehung der Tochter verwendet, und zu gleicher Zeit that sie das Gelübde, ihr Kind bis zum letzten Blutstropfen zu schützen und zu schirmen.

Sie entdeckte indessen bald, daß Bertalda nicht allein ihr Kind, sondern auch das ihres Vaters war. Sie war ihm nicht bloß körperlich ähnlich, sondern auch seelisch ein ausgeprägtes Abbild seiner Vorliebe für ein ostentatives, prunkendes Auftreten. Und so sorgfältig die Mutter es ihr auch verborgen gehalten, so entdeckte Bertalda in einem Alter von dreizehn Jahren plötzlich selber, wessen Tochter sie sei. Das hatte zur Folge, daß sie bei Gelegenheit einer Schonen'schen Landesversammlung dem Grafen resolut unter die Augen trat.

Dieser fühlte sich betroffen über dies treue Abbild seiner selbst; er faßte den Entschluß, sie wie eine Dame erziehen zu lassen und schickte sie mit Einwilligung der Mutter in eine kostspielige Genfer Pension. Wahrscheinlich würde er auch in glänzender Weise für ihre fernere Zukunft gesorgt haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, länger zu leben. Aber testamentarische Bestimmungen waren nicht des Grafen Sache, dazu liebte er das Leben zu sehr. Er war ja außerdem ein kräftiger Mann, und wer hätte ahnen können, daß ein „außergewöhnliches" Diner seinem Leben mittels eines plötzlichen Schlaganfalles ein Ende machen würde, hatte er doch an so vielen Diners teilgenommen, die nicht weniger „außergewöhnlich" gewesen waren als dieses!

Mit seinem Tode kam die ganze Unterstützung in Wegfall, und das eingezogene Leben im Hinterstübchen der Mutter wollte der blondhaarigen Grafentochter, die in der Pension die Bekanntschaft diverser Töchter englischer Squires und großer französischer Bankiers gemacht hatte, nicht recht schmecken. So riß sie sich denn los von der strengen mütterlichen Zucht, dampfte nach Kopenhagen hinüber und gelangte auf die erwähnte, ihrem eigentlichen Wesen so vollkommen entsprechende Weise zum Debütieren auf der Bühne.

Wie ein Wetter kam sie auf die Szene gestürmt, mit eckiger Plastik und unruhigen Gesten, und mit ihrem schwedischen Schnurren der Wörter hatte sie, wenn nicht Bewunderung, so doch in hohem Grade Verwunderung erregt. Weder Kritik noch Publikum wußten wohin mit ihr, und so registrierte man sie vorläufig als eine barocke, viel versprechende Kraft.

Aber im Herzen des neugebackenen juridischen Kandidaten wurde sie als etwas weit Höheres registriert. Sie wurde die Inkarnation der Poesie, welcher er, ohne es zu wissen, in seiner arbeitsamen Jugend bedurft hatte; sie wurde der Sonnenstrahl, der zwischen plötzlich zerrissenen Wolken in blendendem Glanze über die dunkeln Wasser des Daseins tanzend dahinglitt. Nach ihrem ersten Anblick war er derart bestrickt und gefangen, wie es ein Mensch mit hellem, selbstbewußtem Verstande stets wird, wenn es sich mit einemmale in einer Region seines Innern, wo sein Verstand niemals hineinleuchtete, zu regen beginnt. Als er schwankenden Schrittes das Theater verließ, hatte der ihm innewohnende Drang nach Liebe und Glauben und Hingebung seinen bleibenden Gegenstand gefunden, und mit der scheuen Furcht eines wahren Gefühls hob er ihn in eine ferne Höhe empor, weit erhaben über seinen und anderer Sterblichen sinnlichen Begehr.

Das letzte war nun nicht durchwegs der Fall. Es fügte sich, daß dieses Sturmwetter im Unterrock einem andern, noch stärker segenden Sturmwetter in männlicher Gestalt begegnete, und das eine Sturmwetter begehrte auf der Stelle das andere.

Er war wieder zu uns gekommen, der nordische Tondichter, dessen urfrische Begabung vor etlichen Jahren in aller Stille in dem traulichen Schwanennest am Sund ausgebrütet worden war, nur gekannt und gewürdigt von einem engen Kreise

Getreuer; er war wieder zu uns gekommen, berühmt und gefeiert, mit einem Namen, der weit über die Grenzen Skandinaviens hinausdrang und in Deutschland und England Widerhall zu finden begann. Und die Getreuen freuten sich so ungemein, mit dabei gewesen zu sein bei der Entdeckung eines wirklichen Genies, dessen Ruhm nun auch auf sie zurückstrahlte! Selber waren sie matte und unfruchtbare Individuen, die sich sämtlich mit entschiedenem Mißerfolge in Kunst und Dichtung versucht hatten, und gegen jede einheimische Begabung würden sie sich in sittlichem Unwillen wie eine geschlossene Phalanx erhoben haben. Er war aber ein Norweger! Sie verziehen ihm edelmütig, knieten um das neuentzündete Licht gleich Feueranbetern und gingen in dem verdutzten Kopenhagen, das nicht wußte, wo ihm der Kopf stand, mit rauchenden Feuerbränden umher.

Ein politischer Einfluß trat noch hinzu. Die tonangebende Presse war skandinavisch bis zum Aeußersten und meinte wirklich, wenn sie nur das gehörig herausstreiche, was Schweden und Norwegen auf geistigem Gebiete leisteten, so würden uns diese beiden Völker in der Stunde der Not schon beistehen; — das war, was man „Großpolitik treiben" heißt! Hier war nun wirklich etwas herauszustreichen. Hier war ein Schwall von Liedern, wo die Hochlandsluft in Melodien gezaubert war; hier war eine Reihe von Berg-Idyllen, wohl durchdacht in kunstvoller Gestaltung und doch schimmernd in der taufrischen Anmut der Improvisation; und dann war hinter diesem allen der Durchbruch einer selbständigen Volkspersönlichkeit, die zum erstenmale in eigener Zunge redete, verheißungsvoll und sonor. Als nun ein Kritiker, einer der Matten und Unfruchtbaren, aber im Besitze eines feinen Kopfes, dem verwunderten Dänenvolke die Meldung brachte, daß dies das Anzeichen eines Beethoven'schen Ideenreichtums sei, geschmolzen in dem vulkanischen Feuer eines großen Herzens, der Vorbote eines Mozart'schen Könnens, große, typische, den ganzen Inhalt der Menschheit in sich schließende Gestalten zu formen, da hielt das verblüffte Kopenhagen den viel versprechenden Norweger vorderhand für Mozart und Beethoven in einer Person.

Und hat jemals ein Mensch das Talent gehabt, eine aufgeblasene Situation mit seiner bloßen Erscheinung zu erfüllen, so war er es; hat ein Mensch jemals das Entgegengesetzte jener Scham besessen, die ein Hund gegenüber dem ganzen dargebotenen Braten empfindet, so war er es; ist ein Mensch jemals ein bis zum Uebermaß verunstalteter Aladdin gewesen, der die Karikatur des Kommandostabes des Wunsches und der Tüchtigkeit des Begehrungsvermögens zur Schau trägt, so war er es.*) Mit dieser schrägen Stirn, die gleich einer Granitwand ragte, über welcher das dichte, hellblonde Haar wie ein widerspenstiges Gesträuch emporstrebte, während darunter in ihren Höhlen die Augen mit sprühenden Blitzen brannten, als lecke droben an der Versteinerung unablässig, aber hoffnungslos ein inneres Feuer; mit diesem Lächeln, das so sonnenhell offen und zugleich doch so spielend arglistig war; mit dieser hohen, breitschulterigen Figur; mit dieser singenden, schreienden Stimme, welche die K's zu Jots abstumpfte und Jots anbrachte, wo sie sich im Dänischen nicht finden — war er so ganz dazu angethan, einen skandinavisch präparierten, in den Nachwirkungen einer langen ästhetischen Tradition faulig gewordenen Kreis konfuser Menschen zu betören, auf welchen er mit der Anziehungskraft des Rohen auf das Verrottete wirkte. Trotz seiner Schulterbreite und Höhe übte er im Grunde den Zauber eines weiblichen Wesens auf sie aus. Sie fanden ihn berückend wie die Huldren des Fjelds; aber der Kuhschwanz, der eine barocke Zugabe zur weiblichen Schönheit der Huldre bildet, schlug ihnen allerdings nicht selten als kürzeste Warnung um die Ohren.

So ging er denn unter ihnen umher, und geschah es einmal, daß ihre Rede

*) Oehlenschlägers Aladdin ist trotz seines morgenländischen Themas die eigentlich nationale Dichtung der Dänen, ein Repräsentant der genialen Begehrenstüchtigkeit mit „der Kommandostimme des Wunsches", wie es bei Sören Kierkegaard heißt; der Dichter hat hier mit vorsätzlicher Abweichung Kommandostab geschrieben.

sein Mißfallen erregte, so sagte er einfach: „Halt's Maul!", stellte den Matten und Unfruchtbaren auch gelegentlich „Eins auf die Schnauze" in Aussicht und geberdete sich überhaupt wie einer, der sich wohl oder übel mit dem Ehrenplatz an der Gasttafel des Lebens begnügen muß, sintemalen es eben gerade einen höheren nicht giebt! Jeder seiner flüchtigsten Wünsche war ein Ausdruck dessen, was er mit einem heiligen Begehren haben mußte, und das, wonach er ein Bedürfnis hatte, forderte er stets — und erhielt es unbegreiflich oft.

Man sprach von einer großen Komposition mit Rezitativen, die er, um die Einheit im Tone zu bewahren, selbst zu dichten begonnen hatte. Das schien damals eine nagelneue Schaffensform in Tönen und Worten zugleich — in kolossaler Weise alles übertreffend, was früher geleistet worden, namentlich in dänischer Musik! — Die Feueranbeter waren im voraus betäubt und überwältigt!

Aber wer sollte diese Rezitative sprechen mit des Kuhhorns Klang in der Stimme, mit des Regenbogens Glanz in den stiebenden Massen des Wasserfalls über seiner Erscheinung, mit der Himbeere Duft im ganzen Vortrage? Man machte ihn auf sie aufmerksam. Auf einer Soirée sah er sie dann mit den blaugrünen, flimmernden Augen, den blonden Locken, die sich um den weißen Nacken ringelten, mit der fortwährenden Unruhe über ihrer ganzen ausgelassenen Person. Und sofort hatte er ein heißes Verlangen nach dieser Jugend in halb entfalteter Knospe, sofort hatte er ein stürmisches Bedürfnis nach dieser unbewußten jungfräulichen Sinnlichkeit, um die Feueradern seiner künstlerischen Begeisterung besser in flammenden Fluß zu bringen! Nach seiner Gewohnheit forderte er in brutaler Weise und ohne Umschweif — und erhielt Gewähr!

Während der verliebte juridische Schäfer, wenn er im stande gewesen wäre, Verse zu schreiben, gern einen Sonettenkranz auf ihre Augenbrauen gedichtet und sich stolz und erhaben gefühlt hätte, sofern sie mit ihren mutwilligen Fingern darin blättern gewollt, schwelgte der Werber und Erkorene im Genusse seiner befriedigten Forderung .... Wie hätte es auch anders sein können? Das närrische, unbändige Dasein, in welchem die Augen der ganzen Welt auf ihre Person sich richteten, und zu dem die Bühne nur eine Eingangspforte bilden sollte, reichte ihr ja hier, wie auf Bestellung, die Hand!

Die Erinnerung an ihre uneheliche Geburt in Verbindung mit dem sinnlichen Trieb des väterlichen Blutes hatte sie zur Courtisane vorherbestimmt. Hier gelang es ihr, den Glanz aller erlogenen Ideale gleich zu anfang auf ihren Weg geworfen zu sehen, und ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr, daß das, wenn auch falscher, so doch immerhin Reichtum wäre, von dem sich in Zukunft so angenehm zehren ließe. So gab sie sich denn hin mit dem stillen Bewußtsein, daß das Ganze vielleicht nicht von langem Bestande sein werde.

Das war es natürlich auch nicht! Ein reicher norwegischer Holzgroßhändler, auf der Reise nach Rom begriffen, kam mit Frau und Tochter nach Kopenhagen. Der Ruhm ihres Landsmannes stieg ihnen zu Kopfe; beim Abschiede nahmen sie ihm das feste Versprechen ab, sich in der ewigen Stadt mit ihnen vereinigen zu wollen, sobald das große erwartete Reisestipendium zur Auszahlung fällig sein würde. Während ihres Aufenthaltes in der dänischen Hauptstadt hatte er das galante Verhältnis ganz ruhig fortgesetzt und in aller Stille zwischen der blondgelockten Wildkatze vom Theater und der mit hunderttausend Speziesthalern fundierten, stilvollen Schönheit der Großhändlertochter Vergleichungen angestellt. Vierzehn Tage nach Abreise der Familie „bedurfte" er nicht mehr, oder richtiger, sein Bedürfnis verlangte den Gegenstand zu wechseln. Nun bedurfte er der blauen italienischen Luft über großen, reinen Formgedanken in Marmor mit dem schwermütigen Hintergrund der Cypressen, nun bedurfte er der Sonne Romas, der blitzenden Wasser der Fontana Trevi, des Gewimmels eines schönheitbegabten Volkes nach der andachtsvollen Ruhe der Museen. Dort, im Anblick unsterblicher Kunstwerke, würden seine großen, genialen Gedanken sich einstellen! Dorthin sehnte er sich mit dem ganzen Ungestüm seiner Seele; es schrie in ihm förmlich danach, sich auf und davon zu machen!

Als dann das Stipendium kurz darauf zur Auszahlung kam, machte er sich eines Morgens mit einem Dampfer nach Stettin wirklich auf und davon!

Die verlassene Kopenhagener Ariadne wußte, daß es jetzt zum erstenmal zu Ende sei, daß sie zu einem an Abwechselung reichen Leben die Weihe empfangen habe. Obgleich sie die Logik des Schicksals zu deutlich verspürte, um eigentlich betrübt zu sein, so war sie doch der Meinung, daß sie es sich selber schulde, die tiefste Niedergeschlagenheit zur Schau zu tragen. Erst jetzt erreichte es der juridische Kandidat, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Wie die ganze Stadt, so hatte auch er die Geschichte mit dem norwegischen Genius gehört; aber seine eigene demütige Verliebtheit hob dieselbe in die sternenhelle Region der idealen Verhältnisse empor. Durch die skandinavische Brille betrachtet, welche er, wie die Mehrzahl der studierenden Jugend, trug, war der Komponist in Wahrheit mit all' den Verheißungen ausgestattet, die ihm eine ohnmächtige Kritik auf Borg gespendet, und sie, die Tochter des „alten, frischen, fjeldhohen Nord", war ein werdendes Kunsttalent von selbigem Range. Zwei Ewigkeitsgestalten hatten sich in einer vom Schicksal bestimmten genialen Begegnis getroffen — nichts weiter!

Mit ihrem weiblichen Spürsinn durchschaute sie seinen Zustand, sah, daß das Geschehene sein Urteil über sie in keiner Weise beeinflußt habe. Dann führte sie die Situation herbei, die jedes Weib herbeizuführen versteht, wenn sie selber will, und sorgte dafür, daß es von seiner Seite zu einer Erklärung kam. Zu seiner eigenen Verwunderung platzte er damit heraus: das, was geschehen wäre, sehe er als eine Sache an, die ihn nicht anginge. — Was wirklich geschehen, das ahnte er nicht, der arme, verrückte Professorembryo! — Aber wolle sie sein werden, so solle sein Leben, sein Wirken, jeder Schlag seines Herzens ihr geweiht sein immerdar. — Als die Worte heraus waren, machte ihn seine eigene Verwegenheit selbst ganz verlegen.

Das war das Einzige, worauf sie nicht vorbereitet gewesen; eine derartige rein bürgerliche Werbung hatte sie gar nicht in ihre Berechnung gezogen. Einen Augenblick durchzuckte es sie, zuerst mit Trauer, dann mit einer plötzlichen Eingebung, diese Möglichkeit, in ein ehrenhaftes, geregeltes Leben hineinzukommen, doch schleunigst zu ergreifen. Aber sofort erhob sich die Tigerkatze mit Protest in ihr und belehrte sie, daß sie nicht dazu bestimmt sei, die Gattin eines ruhigen, noch dazu wenig begüterten Kandidaten zu werden. Anderseits flüsterte ihr zu gleicher Zeit der weibliche Instinkt zu, daß sich hier eine treffliche Stütze, eine bei mancher Gelegenheit brauchbare Schirmwand biete, deren Besitz bei einem zukünftigen bewegten Leben angenehm und nützlich sein möchte.

Danach richtete sie sich ein und traf ihre Entscheidung mit einer Umsicht, die im Verhältnis zu ihrer noch unbedeutenden Erfahrung die größte Anerkennung verdiente. Sie erschloß dem juridischen Kandidaten ihr Herz und ließ ihn in die Tiefen ihrer Seele blicken, heißt das: dahin, wovon sie annahm, daß es sich in seiner Phantasie als solche ausnehmen werde. — Sie sei betäubt, überwältigt, mit sich selber zerfallen, sei, wie jenes junge Weib bei Goethe, „aus ihrer Bahn herausgerissen"; sie hatte dies Zitat zufällig aufgeschnappt und verwandte es nun mit glänzendem Erfolge; und doch war mit ihr sicherlich das Entgegengesetzte geschehen, da man vielmehr sagen mußte, daß sie infolge der kürzlich überstandenen Episode just auf die richtige Bahn gebracht worden war.

Das offene Geständnis weckte alle edlen Empfindungen einer fein angelegten Mannes-Natur. Hatte sich der juridische Kandidat im Augenblick des Bekenntnisses selbst zu gering gefühlt, den Gegenstand seines Begehrens zu erfassen, so fühlte er dasselbe jetzt in einem weit höheren Grade. Und als sie ihre Hand ausstreckte und ihn bat, ihn als einen Bruder betrachten zu dürfen, da preßte er einen ehrerbietigen

Kuß auf dieselbe, und die Stütze, die Schirmwand für künftige Fälle war ihr sicher, so lange dies reine und vertrauensvolle Herz noch schlug.

Sein Arzt hatte ihm offen erklärt, daß seine Brust nur schwach sei. Schon dieser Umstand machte eine angestrengte wissenschaftliche Wirksamkeit bedenklich. Unter dem Drucke jener plötzlichen Leidenschaft erschien ihm außerdem alle Theorie grau — auch die des römischen Rechts, deren scharfsinnige Beweisführung ihn seither so höchlich interessiert hatte — und er suchte von des Lebens gold'nem Baum frische, grüne Blätter zu pflücken, indem er eine Stellung als Bevollmächtigter bei einem bekannten Rechtsanwalt annahm.

In dieser Eigenschaft überraschte ihn der Auftrag eines Manufakturhändlers, von Fräulein Bertalda Petersen -- sie hieß Petersen nach ihrer Mutter — auf gesetzlichem Wege eine Summe von dreihundert Thalern einzuziehen! Er that, als ob er die Kommission ausführe und nahm am folgenden Tage aus der Sparkassa von seinem Eigenen dreihundert Thaler, die er dem Kaufmann auszahlte. — Das Auffällige bei der Sache war ihm der Umstand, daß der Kaufmann gerade i h n gesucht; er machte sich indes keine weiteren Gedanken darüber. Und als er sie wiedersah, war in ihren Augen und Mienen nichts zu lesen, das sie selber als diejenige verraten gekonnt hätte, welche den Kaufmann an ihn gewiesen.

Jedoch als es ihr gelungen war, auf solche Weise ihre Schulden zu tilgen, fingen ihre Flügel unwillkürlich an, sich zum Fluge zu heben. Zur Probe gehen, bei einem mürrischen Tanzmeister Unterricht in der Plastik empfangen, keine Aussicht, in naher Zukunft einen durchschlagenden Erfolg und einen unantastbaren Künstlernamen zu erringen, das war etwas, das ihr allmählich langweilig zu werden begann. Sie war ja halb eine Schwedin! Der galante Ort am Mälar mit seiner leichtgeweckten ritterlichen Begeisterung würde für sie ein besserer Tummelplatz sein als das bedächtige Kopenhagen, das, wenn es nicht gerade einen Raptus hat, so kalt und kritisch ist!

Aber den Juristen wollte sie nicht fahren lassen! Sie gab ihm einen schwesterlichen Abschiedskuß und nahm ihm das Versprechen ab, ihr fleißig zu schreiben.

Und sie sorgte dafür, daß er sein Versprechen hielt; sie schickte ihm regelmäßig Briefe zu. In dem Grade, als das Gewebe ihres Schicksals mit immer bunteren Fäden sich durchwirkte, fühlte sie in sich den Trieb, sich diese Verbindung als eine geweihte Stätte zu bewahren, wo sie reine Luft atmen könnte und sich in verlassenen Stunden an dem Vertrauen emporrichten, das der treue Verehrer so unveränderlich zu ihr nährte. Trotz ihrer ungeheueren Elastizität bedurfte sie in der That zuweilen eines solchen Stärkemittels.

Die verlassene mythologische Ariadne wurde auf Naxos vom Gotte Bacchus getröstet, der den Kranz ihres Haares unter die ewigen Sterne emporschleuderte. Stockholm ward für die tragisch gebeugte Künstlerin zu einem Naxos, wo ein hochgestellter Bewohner des königlichen Schlosses die Rolle des Gottes übernahm und in der Abschiedsstunde nicht unterließ, ihren Namen an den Himmel der Berühmtheit als ein dem ganzen schwedischen Adel bekanntes Sternenbild emporzuschleudern. Väterlicherseits war sie ja mit einem großen Teile desselben verwandt — er erkannte die Verwandtschaft in seiner Weise an. In langen Zwischenräumen trat sie als Deklamatrice an einem und dem andern kleineren Theater auf, bei welcher Gelegenheit die Presse ihre Leistungen stets mit einer eigentümlichen kalten Kourtoisie besprach; bisweilen gab sie auch in einer schwedischen Provinzstadt eine Soirée. Aber sie wirkte in ihrem Künstlerberufe nicht mit Ausdauer, uno irgendwelche feste künstlerische Position gewann sie keineswegs. Trotzdem erstreckte sich ihre artistische Bahn in langen, unregelmäßigen Kurven von Stockholm bis nach Haparanda hinauf — von wo sie ihrem Kopenhagener Freunde schrieb, daß ein kunstliebender, unverheirateter Kreishauptmann ihr Talent stark bewundere — und von dem bottnischen Meerbusen durch Wermeland nach Christiania hinüber, wo sie ebenfalls als galantes Sternbild bekannt war, und in dieser Eigenschaft eine Anziehungskraft ausübte, nicht allein

auf trockene, juridisch gebildete Staatsräte, die in der Union das Heil Norwegens erblickten, sondern auch auf hochnasige Plankenfürsten, die über die unbeschnittene Selbständigkeit des alten, meerumkränzten Vaterlandes hochtrabende Worte redeten.

Natürlich mußte sie eine so raffiniert pikante Anziehungskraft ausüben, daß ihre Wirkung sich auch bei solchen äußerte, von denen sie keinen Gebrauch machen konnte. Sie besaß aber eine wunderbare Virtuosität im Wählen. Wie die Löwin alle Annäherungen seitens zehnjähriger Löwenburschen, bei denen die Mähne eben erst zu wachsen beginnt, mit scharfen Zähnen fernzuhalten versteht, während sie mit sanfter Unterwürfigkeit einem vierzigjährigen Löwen entgegenkommt, dessen Gebrüll das Echo der Felsen und Wälder emporschreckt: so ließen sie alle Huldigungen kalt, die einen Anstrich jugendlicher mittelloser Erotik hatten, und sie reflektierte nur auf diejenigen, welche von einer angesehenen Stellung und einem wirklich soliden Vermögen gestützt wurden. Auf diese Weise wußte sie sich eine gewisse Achtung zu wahren und — sich im Preise zu halten. Aber als einst der Kellner eines norwegischen Provinz-Hotels als ein hoher, strammer, breitschultriger Bursche mit hellem Gesicht und dichtem, rotgelben Haar sich erwies, loderte die Erinnerung unversehens in ihr empor, und ohne den geringsten Anlaß von seiner Seite machte sie ihn so glücklich, wie er es sich niemals hatte träumen lassen . . . .

Selbst der rationellste Lebensplan kann von unstäten, unregelmäßigen Einfällen durchkreuzt werden. Plötzlich kam ihr der Gedanke, wieder in Kopenhagen aufzutreten. Vielleicht war es auch eine unbewußte heimliche Sehnsucht, welche sie trieb, sich auf ihrer Karawanenreise durch die Wüste der Abenteuer eine Weile unter die Palme der Freundschaft zu setzen und der sprudelnden Quelle in einer hochsinnigen männlichen Seele zu lauschen, die ihr unveränderlich ergeben war. Dem sei nun, wie ihm wolle, genug, sie kehrte nach Kopenhagen zurück, und unser Jurist empfing sie gerührt am Molo.

Er war Prokurator bei den Obergerichten geworden und hatte eine ausgedehnte Praxis. Rechtschaffene Leute wandten sich mit Vorliebe an ihn, er war in allen Stücken zuverlässig ein ehrlich denkender Mann. Der scharfe, klare Kopf, dem es nicht vergönnt war, im Dienste der reinen Wissenschaft zu wirken, machte sich mit unverkennbarer Ueberlegenheit in der Praxis geltend. Von seinen Eingaben sprach man als von wahren Meisterstücken juridischer Argumentation, und nun wurde auch sein beißender, stechender Witz rege. Die feurigen Rosen, nach denen er im Leben vergebens gehascht, schienen ihm ihren ganzen Vorrat an Dornen zur Verfügung gestellt zu haben! Er ward in seiner Art eine Berühmtheit; aber auf der Straße ließ er sich selten ohne Respirator blicken, und seine matte Gesichtsfarbe nahm mehr und mehr das eigentümliche Merkmal der ausgeprägten Lungenschwindsucht an.

Sie fühlte sich über sein Aussehen beinahe ergriffen, während ihr Aeußeres, das er noch immer mit den Augen der treuesten Liebe betrachtete, ihn geradezu bezauberte.

Wie jedes leibliche Auge seinen blinden Punkt hat — was die Physik durch ein einfaches Experiment darthut, — so war auch diese klarschauende, sichere Intelligenz dem unwürdigen Gegenstand ihrer Leidenschaft gegenüber blind. Gerüchte waren ihm natürlich zu Ohren gekommen; sie hatten einen gewissen inneren Zusammenhang gehabt, den man in der Regel an losem Gerede vermißt, und waren durch die Episteln, mit denen sie ihn Woche auf Woche warm hielt, meistens in höchst auffallender Weise indirekt bekräftigt worden. Jeder andere würde es verstanden haben, sich dieselben zu deuten und zurechtzulegen und aus den in verschiedener Weise gesammelten Einzelheiten ein überzeugendes Ganze zu kombinieren. Hier war er blind oder richtiger: hatte ja sein Verstand sich die Umstände auf die einzig vernünftige Weise unwillkürlich zurechtgelegt, so regte sich mit einenmal ein ganz anderer Verstand in ihm, dem ersten an Gewandtheit und Scharfsinn vollkommen ebenbürtig,

und machte einen Zusammenhang ausfindig, der mit seinem Herzenswunsche in Einklang stand und alle Thatsachen in einem ganz andern Lichte zeigte. Licht wider Licht erzeugt Finsternis, was wiederum durch ein einfaches Experiment bewiesen wird: Logik wider Logik erzeugte in diesem klaren Verstande Blindheit und Dummheit.

Er betrachtete sie also mit den Augen ewig gleicher Liebe, und wie sehr die Veränderungen, welche fünf oder sechs Jahre in ihrem Aeußern bewirkt hatten, auch zu einer ganz entgegengesetzten Deutung den Anlaß gaben, so legte er sich dieselben in Uebereinstimmung mit seinem eigenen umschleierten Blicke aus. Das verwischte Gepräge ihres Gesichtes, die verdächtige Lockenfülle ihrer Haare, welche jenen kurzen Kranz geringelter Locken abgelöst hatte, die fleischigen Arme, der übermäßig hervortretende Busen — das alles war für ihn nichts als ein Zeichen der Verwandlung Psychens in ein gereiftes Weib, das im späten Lenze der jungfräulichen Schönheit steht. Sie hatte ihm ihre Photographie geschenkt: in weißem Kleide, mit entblößten Schultern, über welche das Haar wie eine Kaskade herabstürzte, saß sie da, in einer vornübergebeugten Stellung, die ihr Aehnlichkeit mit einer lauernden Katze gab; — er huldigte derselben wie einer Madonna.

Es war während dieses neuen Aufenthaltes in Kopenhagen, daß er sich den Namen „Bertalda's Ritter" erwarb.

Sie hatte ihre kurzen Besuche bei Kritikern und Rezensenten gemacht. Obgleich sie ihn sonst getreulich zu allem brauchte, darüber erhielt sie ihn in Unwissenheit. Sie hatte ihnen Ausschnitte aus schwedischen Zeitungen zugestellt und sich nachher mit dem Anerbieten näherer persönlicher Erklärungen eingefunden. Das war eine Handlungsweise, die sicherlich nicht geeignet war, qualifizierte Achtung einzuflößen. Ein Kritiker, dessen Gemüt einen Ueberschuß von Arsenik beherbergte, und der dafür leibte und lebte, in seinen Artikeln andern Leuten möglichst viele gehässige Unannehmlichkeiten zu sagen, ließ in sein herabsetzendes Urteil über ihre Kunstleistung auch ein paar Andeutungen einfließen, die mit unnötiger Plumpheit ihr Privatleben streiften.

Das hatte zur Folge, daß sich der Prokurator am nächsten Vormittage in der Konditorei einfand, wo es dem Arsenikhaltigen einen heimlichen Genuß bereitete, am liebsten ungekannt, die Wirkungen seiner kleinen Vergiftungsversuche zu beobachten. Einen Augenblick überlegte er, ob er, um den eigentlichen Grund zu verheimlichen, nicht irgend einen andern vorgeben sollte, um Streit mit ihm anzufangen; aber dann sah er den widerlichen Zwerg mit dem unförmlichen Kopf auf dem schiefen Halse in ein Gespräch mit einigen journalistischen Bekannten vertieft. Es kam ihm vor, als spiele in dem düstern Gesichte ein triumphierendes Lächeln. Das gab den Ausschlag! Mit festen, geraden Schritten trat er an den Tisch heran, zog seinen Handschuh von der Linken, schwenkte denselben einen Augenblick mit der Spitze des Mittelfingers der rechten Hand und ließ ihn dann auf die schmutzig blasse, von einem häßlichen rostbraunen Barte bedeckte Wange des Kritikers niederfallen.

„Sie wissen, weshalb Sie diese Züchtigung erhalten!" sagte er ruhig. „Hier ist meine Adresse, falls Sie mir etwas zu sagen haben."

Er warf seine Karte auf den Tisch.

Es war ein prächtiger Anblick, den hohen, eleganten Mann mit den feinen, reingeformten Gesichtszügen und den schmerzlich roten Flecken auf den bleichen Wangen vor der kurzhalsigen kritischen Mißgestalt stehen zu sehen, die sich erfolglos bemühte, sich in's Sopha hineinzudrücken, als ihr einmal das Unerhörte geschah, für ihre Worte zur Verantwortung gezogen zu werden. Die Pracht des Anblicks benahm demselben gänzlich den Anstrich von Komik, den er sonst gehabt haben würde. Es waren lauter bewundernde Blicke, die dem Prokurator beim Fortgehen nachgeschickt wurden, und der elende Wechselbalg fand nur ein skeptisches und wenig teilnahmvolles Publikum, als er mit bebender Stimme und Schweißperlen auf der knotigen Stirn zu erklären begann, daß es ihm wahrhaftig nicht einfalle, deswegen Leben und Gesundheit auf's Spiel zu setzen, daß er sich so völlig erhaben fühle über eine rohe Beleidigung, die ihr einziges passendes Forum vor dem Kriminal- und

Polizeigericht finden werde. — Er belangte den Prokurator übrigens nicht gerichtlich und verhielt sich seitdem ruhig. Aber ein Anwalts-Bevollmächtigter, der zugegen gewesen war, erfand die Benennung „Bertalda's Ritter", und dieselbe verbreitete sich innerhalb zweier Tage durch die ganze Stadt.

Seine ritterliche That trug ihm einen neuen schwesterlichen Kuß ein, und er wiederholte sein Anerbieten, sie zu seiner Gattin zu machen.

Ihre blaugrünen Augen hefteten sich auf ihn mit dem Ausdruck lauernder Ueberraschung; es war aber wirklich schlechthin seine Meinung.

„Du bist gut!" sagte sie und drückte ihm die Hand; ihr Gesicht nahm einen Ausdruck der Rührung an, der eigentlich erzwungen war, aber unversehens echt und natürlich wurde. „Du bist edelmütig und herzensgut; aber Du weißt ja, Freund, ich bin aus meiner Bahn herausgerissen!"

Seitdem sie jenen Ausdruck vor sechs Jahren gebraucht hatte, war er ihr nicht wieder eingefallen. Nun kam er wie eine glückliche Improvisation, die ihn besser als alles and're in der Stimmung erhielt, die sie wünschte. Und wie sie allmählich die alten Saiten anschlug, phantasierte sie sich selber in eine entsprechende Stimmung hinein und schwelgte auf's neue in der Erinnerung an jene erste frühe Zeit, da eine wilde, zügellose Umarmung sie zu dem aufgeschürzten Flattern von Arm zu Arm weihte, zu welchem sie geboren war. Der Ueberrest von Weiblichkeit, der noch in ihr war, wiegte sich mit Behagen in der Vorstellung an jenes erste Berauschen in jungem, ungegohrenem Wein; da besagter Ueberrest aber nur äußerst klein war, so wiegte sie sich zu gleicher Zeit in der herbsüßen Erinnerung an den — rotblonden Kellner.

Aber der Prokurator nahm diesen Rückblick für vollen Ernst, und jener erste Anlaß ward seinem bewundernswerten Advokatentalent bei fortgesetzter Ueberlegung zu einer schwer in's Gewicht fallenden Entschuldigung für ihr ganzes späteres Thun — so wie er dasselbe jetzt auffaßte. Er legte sich das Lebensbild folgendermaßen zurecht:

Die Entwickelung des nordischen Tondichters habe den kritischen Prophezeiungen nicht so ganz entsprochen, sondern sich in einer unregelrechten, kometenähnlichen Bahn fortbewegt, mit einem langen, faserigen Nebelschweif, und im Verhältnis zu diesem sei der Lichtkern im ganzen genommen ziemlich unbedeutend. Und dieser barocke Entwickelungsgang mit seiner Unzahl von Krümmungen und Seitensprüngen wäre es, der seinen Schattenriß auf fatalistische Weise in dem Bertalda's abgesetzt und diesen unregelmäßig und krumm gemacht habe; — das läge so unglaublich nahe, seltsam, daß ihm das nicht früher eingefallen sei!

Es stand nämlich zur genüge fest, daß das gefeierte Ur-Genie keineswegs ein Mozart oder Beethoven geworden war, geschweige denn beides zusammen. Die bezaubernde Frische, die seine früheren Kompositionen auszeichnete, hatte er im wesentlichen eingebüßt, ohne daß es ihm gelungen wäre, tiefere, gründlichere, mächtigere Schöpfungen zu liefern, die ihn innerhalb der Grenzen seiner Kunst zum Organe der Zeitideen gemacht hätten. Die tote Granitmasse hatte das Feuer seiner Seele nie zu schmelzen vermocht! Da er aber nicht im stande war, die Ideen in sich aufzunehmen, um sie in seiner Kunst wieder auszustrahlen, so war es jene selbstische Brunst, der sein leichterworbener Ruhm früh Nahrung gegeben, die ihn trieb, sich über alle brennenden Zeitfragen herzumachen und mit der Unzahl von Stichwörtern, welche die fieberheiße Luft der Gegenwart durchschwirrten, Ball zu spielen, um solcherweise Schritt zu halten und eine leitende Stellung einzunehmen. Das hatte er zum Teil erreicht; es gab nämlich allzu viele Interessen, die sich mit Begierde an einen berühmten, allen bekannten Namen hefteten, und in Folge dessen wurde sogar Schwarz auf Weiß ausposaunt, daß ihn diese Kraft der Assimilierung, welche außerhalb seiner eigentlichen schöpferischen Berufssphäre lag, erst „modern" gemacht und ihm zum künstlerischen Dolmetscher der Zeit die Weihe gegeben habe. Trotzdem war es allen unter der Hand bekannt, daß es eine dürftige Verdolmetschung sei, aus deren ver-

worrenen Tonmassen nur ab und zu ein Blitz der früheren Anmut wie ein plötzlicher Sonnenstrahl aus dunklen, chaotischen Wolkengebilden hervorbrach, und daß dies der einzige Ueberrest aus jener goldigen Zeit der Versprechungen sei, da ein paar Apfelsinen im Turban ihn sofort zum Helden der neuen Zeit, zum vollendeten Aladdin gemacht hatten.

Wie trefflich erkläre es sich, daß diese weitschweifige, aber mit gewaltigen Kräften ausgestattete Persönlichkeit ihren Abdruck in einer weichen, weiblichen Seele hinterlassen, daß sie diese mit ihrer rastlosen Unruhe erfüllt, aus dem wärmenden Mittelpunkte der Kunst herausgerissen und sie wie einen Komet kleineren Formats in langgestreckten Kreisen vorwärts geschleudert habe, die niemals rechte Einheit und Harmonie erhalten!

Während er ihr das in einem wohlgeordneten Vortrage auseinandersetzte, regte sich in seinem Innern etwas von der fachlichen Freude, mit der er seine bewunderten Aktenstücke für das Gericht ausarbeitete; aber zu gleicher Zeit ruhte über den klugen Zügen eine so unbegreifliche Treuherzigkeit, daß die Komödiantin ihn mit der größten Verwunderung anstarrte.

Diese grenzenlose Naivetät bei einem so klaren und wohlgeordneten Kopfe ließ den Katzeninstinkt in ihr ein neues Spiel versuchen. Sie wußte, daß dieses Uebermaß von Arglosigkeit seinen Ursprung in einem großen Herzen habe, und die Empfindung, daß sie doch wohl im Grunde nach Kopenhagen gekommen sei, um eine Weile in einem reinen Verhältnisse auszuruhen, wurde für einen Augenblick sehr lebendig in ihr. Trotzdem gewann die falsche Katzennatur die Oberhand; sie war in ihrer nichtsnutzigen Entwicklung so weit vorgeschritten, daß sein unbegrenztes Vertrauen sie nur zu neuem Betruge reizte.

Er ging regelmäßig mit ihr spazieren. Stolz und blaß zeigte er sich an ihrer Seite in den Hauptstraßen, wenn sie in herausfordernder Toilette nach allerneuester Mode die für ein Weib von ihrer Beschaffenheit so eigentümliche Lust in sich fühlte, Aufsehen zu machen, zu trotzen und Aergernis zu geben. Er ging treuherzigen Gemüts neben ihr her, und sie gab diese edle Erscheinung schamlos den Blicken preis, deren Sinn sie sehr wohl zu deuten verstand. Aber nach jener eigentümlichen Deutung kam eine unbändige Lust über sie, diesem Amüsement ein funkelnagelneues raffiniertes Ingredienz beizusetzen: sie bat ihn, sie nach Nörrebro hinaus zu begleiten.

Als sie beim Assistenz-Friedhofe angelangt waren, blieb sie vor einem etwas ärmlich aussehenden Hause stehen.

„Hier muß ich einen Augenblick vor," sagte sie. „Du warteſt wohl so lange?"

Sie blieb etwa eine Viertelstunde fort.

„Das ist wohl eine arme Familie, die Du unterstützest?" sagte er.

„Ja, jawohl! Eine Familie, die ich — — unterstütze," versetzte sie.

Ihre blaugrünen Augen leuchteten, sie schwelgte im Genuß des Doppelsinns dieser Worte. Seine Gutmütigkeit lieh der Situation, die sie durch ihre Bitte herbeigeführt hatte, deren eigentliche kitzelnde Spannung. Es fuhr ihr durch den Kopf, daß jeder andere sich mit Leichtigkeit die Auskunft verschafft haben würde, daß sich droben im dritten Stock bei der ärmlichen Schneiderfamilie ein kleines, eigensinniges Ding mit blonden Locken und grünlichen Katzenaugen befinde, und daß die Unterstützung, welche die Familie vierteljährlich erhob, das Kostgeld für sie war, und deren Größe in Verbindung mit den daneben geleisteten Geschenken genugsam bezeugte, daß das kleine Mädchen einen sehr reichen Vater haben müsse. Es fuhr ihr durch den Kopf, daß eher des Himmels Einsturz zu erwarten sei, als daß ein Verdacht nach dieser Richtung hin in *ihm* aufsteigen werde, und daß sie ihn an die Quelle der Entdeckung geführt habe, nur um einen neuen sprechenden Beweis von seinem vertrauensvollen, edelmütigen Glauben zu erhalten. Gleicherweise fuhr es ihr durch den Kopf, daß, um einen so klugen und ausgezeichneten Mann in solch' unerhörtem Grade mit Blindheit zu schlagen und zu beschwindeln, ein geradezu überwältigender Einfluß ihn behext und bezaubert haben müsse.

Und das war es besonders, worin ihre buhlerische Eitelkeit schwelgte!

„Du bist gut!“ sagte er und küßte ihr die behandschuhten Finger.

„Bah, von dergleichen macht man nicht viel Wesens!“ antwortete sie mit einem wohlgelungenen Ausdruck flüchtiger Verschämtheit.

Sie betrachtete das männlich stolze, geistvolle Profil ihres Freundes von der Seite und genoß auf's neue die Wollust ihres Betruges.

Aber dann fiel ihr ein, daß er von einer neuen Seite irre geleitet und hinters Licht geführt werden könne.

„Ich wollte Dich eigentlich bitten, etwas Geld für mich anzulegen,“ sagte sie. „Leider sind es nur einige tausend Kronen.“

Er sah sie überrascht an.

„Du hast Dir also durch Deine Kunst ein kleines Vermögen erworben?“

„Ja — durch meine Kunst!“ versetzte sie mit einem Anflug von Lächeln.

Und der scharfe Rechenmeister, der jedes Lügengewebe im Nu zu durchschauen pflegte, ging trotz des kürzlich erlebten Fiasko auf den Gedanken ein, daß ein dramatisches Auftreten mit beliebigen Unterbrechungen ein Vermögen zuwege bringen könne. Mit seinen reinen Händen empfing er das auf unreine Weise erworbene Geld und verwandte seine ganze Geschäftstüchtigkeit darauf, dasselbe fruchtbringend zu machen. — Im übrigen hatte aber dieser Vertrauensauftrag eine glückliche Folge: von dem Augenblick an, da sie erfuhr, daß sie Vermögen habe, wiederholte er aus Zartgefühl seinen Heiratsantrag nie wieder.

Die Abschiedsstunde schlug.

„Ich habe bemerkt, daß Du mein Haar leiden magst,“ sagte sie. „Da hast Du eine Locke zum Andenken.“

Er barg die blonde seidenweiche Haarlocke in einem gestickten Saffianetui an seiner Brust.

So wiederholte es sich die zwei oder drei Male, da sie später mit längeren oder kürzeren Zwischenräumen nach Kopenhagen kam, um ihre Toilette zur Schau zu stellen und auf Nörrebro einen Besuch zu machen, bei welcher Gelegenheit der Prokurator stets ihren Begleiter abgab. Während eines Aufenthaltes trat sie wieder an einem kleinern Theater auf, aber mit demselben geringen Erfolg wie früher, obgleich die Kritiker — der Ohrfeige eingedenk — sie diesmal mit einer gewissen kalten Rücksicht behandelten, die eher zu viel als zu wenig Wesens daraus machte.

Der Umstand, daß der Prokurator ihr Geschäftsführer war — die Unterstützungsgelder für die Schneiderfamilie gingen jedoch nicht durch seine Hände — hatte zur Folge, daß das seltsame platonische Verhältnis eines braven Mannes mit einer berüchtigten Komödiantin in immer weiteren Kreisen bekannt wurde, und daß der bei der erwähnten Gelegenheit erworbene Spitzname sich in demselben Grade verbreitete, als der Gesundheits-Zustand des „Ritters“ sich verschlechterte. Nun erst kam die Zeit heran, da er in den getünchten Gängen des Rats- und Gerichtshauses bei den juridischen Zunftgenossen neben Grinsen und Zischeln einen geheimen Stolz weckte, ein solch unglaublich edles Mitglied in ihrer Mitte zu haben.

Von seinem seltsamen Ruhme umstrahlt, wanderte er mit Respirator und einer stets bläßern Stirn stattlich und fein in den Straßen der Hauptstadt umher. Er wurde jetzt so bald müde! Eines Tages war er in ein Café getreten, um auszuruhen und eine Erfrischung einzunehmen. Da hörte er in der Nähe eine Stimme in schreiendem Norwegisch:

„Du hast mich so früh mit herausgelockt. Nun bedarf ich einer Stärkung, und die fordere ich von Dir!“

Es war der Norweger Tonkünstler, der in demselben Augenblick in Begleitung zweier Herren durch die andere Thür des Lokals hereingekommen war. Das Geld, das er sich erheiratet, setzte ihn in den stand zu reisen, so oft sein unruhiges Temperament ihm einen Wechsel des Ortes zum Bedürfnis machte. Auf der Reise nach Deutschland begriffen, befand er sich auf der Durchfahrt in Kopenhagen, wo

er sich nur selten und dann nur für kurze Zeit aufhielt. Es war ihm nämlich wohl bewußt, daß dann hunderte von kritischen Operngucken auf den Gegenstand ihrer frühern kurzen Vergötterung gerichtet waren. Seinen weichen, schwarzen Hut, dessen Rand eine unnatürliche Breite hatte, auf dem Kopfe, in seinem geöffneten, weit aufstehenden Pelzrock, der eine Brustnadel mit dem Kopfe Beethovens in Kamee frei ließ, sah er sich in dem dichtgefüllten Raume herausfordernd um. Seine Begleiter übernahmen pflichtschuldigst die Rolle einer Leibwache. Einer derselben raunte dem Norweger zu, wer der blasse Herr drüben beim Fenster sei.

Im Gesichte des Komponisten zeigte sich ein Ausdruck plötzlicher neugieriger Ueberraschung. Er fühlte, daß er seinen absolulen Gegensatz vor sich habe, und es kam förmlich das Gefühl über ihn, daß dieses Zusammentreffen vom Schicksal bestimmt sei. Selbst hatte er seine Hände in so unendlich verschiedenen Dingen gehabt, an Aufgaben, Personen und Verhältnissen gerührt, und hier war nun ein Mann, der das Todeszeichen an der Stirne trug, der mit unverbrüchlicher Hingebung in diesem Einen wurzelte. Und dieses Eine, worin dieser sein absoluter, dem Tode geweihter Gegensatz wurzelte, war das nämliche, womit er selber vor langen Jahren den Anfang gemacht hatte! Ihre Augen begegneten einander. Der Blick des berühmten Mannes verriet ein unwillkürliches achtungsvolles Staunen. Wäre es nicht eine seiner Lieblingsphrasen gewesen, daß Dänemark kein echt nordisches Land sei, und hätte er Oehlenschläger nicht mit so geringschätzigen Augen betrachtet, er wäre möglicherweise in den Ausruf ausgebrochen:

„O Treue, Treue, du bist groß im Nord!"

Der Arzt des Prokurators sollte beim Abschluß des Lebensdramas seines Patienten eine eingreifende Rolle spielen. Er war ein Jugendfreund des Juristen. Nach einer kurzen Vernunftehe, in der auf keiner Seite von Liebe die Rede sein konnte, war er Wittwer geworden und hatte trotz aller konventionellen Trauer schon am offenen Grabe etwas wie Erleichterung und Befreiung gefühlt. Die Ehe war zudem kinderlos gewesen. Nach dem Tode seiner Gattin schlossen beide Freunde mit unwillkürlicher Eingebung sich mehr und mehr einander an.

Was den Arzt betraf, so war es derselbe bewundernde Respekt, den der Norweger Tonkünstler urplötzlich gefühlt, der ihn zu seinem juridischen Freunde hinzog, ein Respekt, der aber in dieser wenig beweglichen Natur zu einer durch die Jahre beständig festgehaltenen Stimmung ward. Anfangs war es schlecht und recht Neugier gewesen, die er gegenüber einer niemals gekannten Leidenschaft gefühlt hatte. Und die Neugier war mit einem Fachinteresse für ein selten vorkommendes pathologisches Phänomen untermischt. Es dauerte indes nicht lange, da hatte dieses Interesse seinen Charakter geändert und er fühlte sich überwältigt von einer dunklen Ehrfurcht vor dem unbekannten Etwas, das jenes Gemüt erfüllte und wofür seiner eigenen groben Natur jedes Organ gefehlt hatte, was er aber jetzt erst als einen Mangel empfand. Gleich einem, der sich in seinem Zimmer mit der Sonne an der Mauer seines Gegenübers begnügen muß, so erwärmte und erquickte er sich an dem reinen, durch die Krankheit geläuterten Wiederschein, welchen die Persönlichkeit des Juristen ausstrahlte.

Und wie stolz, kaustisch und verschlossen dieser auch umherging, einem mußte er sein Herz ausschütten! Die Vertraulichkeit, die er seines anhaltenden schlechten Gesundheitszustandes wegen gegen den Arzt herauskehrte, nahm unter der Einwirkung gemeinsamer Jugenderinnerungen allmählich einen mehr persönlichen Charakter an. Als er aber erst angefangen hatte, dem Luft zu geben, was sein Herz erfüllte, da konnte er nicht mehr innehalten, und der Arzt seinerseits wurde immer begieriger zu hören. Ganze Abende hindurch saß er da mit seinem plumpen, unbeweglichen Gesichte und lauschte den Bekenntnissen des Freundes, während dieser mit schwacher, klarer Stimme gleichsam in die Luft hinein redete, ohne sich eigentlich an jenen zu

wenden. — Es war das Verhältnis zwischen König Eisten und Ivar Ingemundsen, zugeschnitten nach einem neuen Muster und fortgesetzt, bis der Tod der Vertraulichkeit ein Ende machte.*)

Zuerst hatte es der Arzt als seine Pflicht betrachtet, seinem angegriffenen Patienten zu berichten, was sich die Leute von der „Künstlerin" erzählten, und zwar mit solcher Bestimmtheit, daß es schwerlich aus der Luft gegriffen sein konnte. Als er aber merkte, daß dem Prokurator alles bekannt war, und dann jenen eigentümlichen Wettkampf gewahrte zwischen dem sichern, kombinierenden Verstande, mit welchem er alles andere im Leben beurteilte, und dem erfinderischen, in seiner Art noch einmal so fein kombinierenden Verstande, der im Dienste jener seltsamen Leidenschaft eine so unglaubliche Fertigkeit im Abbeweisen und Umschreiben an den Tag legte, da begann er die aufreibende Wirkung desselben zu fürchten und beschränkte sich von nun an auf die Rolle eines Zuhörers.

Seltsam! Es war der Wiederschein von jenem überwältigenden, unbekannten Etwas, der ihn so unwiderstehlich zu dem Jugendfreunde hinzog; aber wider den Gegenstand der Leidenschaft, deren Lauterkeit und Schöne ihn erquickte und erwärmte, nährte er die unauslöschlichste Bitterkeit. Er wollte den Juristen nämlich ganz und ausschließlich besitzen. Allerdings, ihr dankte er es, das geworden zu sein, was er ihm war; aber nichtsdestoweniger stand sie zwischen ihm und dem vollen, sicheren Besitze. Während eines Aufenthaltes der Künstlerin in Kopenhagen war er mit ihr in Berührung gekommen und hatte sich bei dieser Gelegenheit wie ein wahrer Büffel betragen, wofür andere ihn übrigens auch ansahen. Und als der Prokurator nach ihrem letzten Besuche abends in einem Uebermaß von Schwäche die Haarlocke hervorzog, schwebte ihm eine beißende Bemerkung auf der Zunge über die Starblindheit, die jenen zu sehen verhinderte, daß die ganze Haarfülle falsch sei. Aber ein Blick auf die beiden roten länglichen Flecken auf den Wangen des Freundes ließ ihn verstummen.

Indem er aber so alle Geringschätzung und allen Unwillen in sich würgte, gestaltete sich in ihm ein Problem: Wie war es möglich, daß eine aufrichtige, treue Hingebung einen so unwürdigen, verlogenen Gegenstand haben konnte? Und an das Problem knüpfte sich die Frage, ob die Dinge sich doch nicht schließlich so fügen würden, daß dem Freunde vor seinem Hinscheiden die Schuppen von den Augen fielen.

Der brave Jünger Aeskulaps stand auf der gewöhnlichen philosophischen Entwicklungsstufe der gebildeten Dänen: er hatte keine Ahnung, daß dasselbe Problem, allerdings in mehr allgemeiner Form, von mächtigen Denkern nach allen Seiten hin erwogen worden war, und obendrein in seinem eigenen Vaterlande. Was dagegen die Frage angeht, so sollte es sich wirklich so fügen, daß er auf dieselbe eine Antwort erhielt.

Mit dem Prokurator ging es zu Ende. Er war äußerst schwach und hütete ununterbrochen das Bett. Mit weißen, müden Fingern besorgte er noch den Briefwechsel mit der Schauspielerin; es war das einzige, womit er sich beschäftigte. Da schrieb sie ihm, daß sie sich, um frische Kräfte für neue Aufgaben zu sammeln, etliche Monate in Malmö bei einer Frau, die eine Freundin ihrer Mutter gewesen, zur Ruhe setzen wolle, — dasselbe hatte sie übrigens vor drei oder vier Jahren gethan. Der Prokurator fragte seinen ärztlichen Freund, wie lange er noch zu leben habe, und dieser hielt es für seine Pflicht, ihm die Wahrheit zu sagen. Das hatte zur Folge, daß er mit Aufbietung seiner letzten Kräfte an sie schrieb und sie bat, herüberzukommen, um Abschied von ihm zu nehmen.

Die Reise von Malmö nach Kopenhagen nimmt nur anderthalb Stunden in anspruch; trotzdem kam eine ausweichende Antwort. Der Kranke fiel in einen

*) In Snorres Chronik läßt König Eisten Ivar J., welcher die Gattin seines Bruders liebt, täglich zu sich kommen und redet etwa eine Stunde mit ihm über sie.

Zustand fieberhafter Aufregung. Nun geriet der Doktor aber in Wut und er telegraphierte heimlich, wenn sie nicht komme, so werde er sich selber auf den Weg machen, sie zu holen.

Das half! Nach einer Stunde lief die Antwort ein, daß sie kommen werde.

Vor dem Hause hielt eine Droschke. In einem langen, weit herabhängenden, künstlerisch drapierten Ueberwurf kam Bertalda angestiegen und ging schnellen Schrittes gerade auf den Kranken zu, der ihre Hand ergriff und ihr mit schwacher, bewegter Stimme für ihr freundliches Kommen dankte und für das, was sie ihm in einem dunkeln, einsamen Leben gewesen war. Sie drückte einen letzten schwesterlichen Kuß auf seinen blassen Mund; dann erhob sie sich mit wohlstilisierter Gemütsbewegung und wanderte mit kurzen, tragischen Schritten auf die Thür zu. Bis dahin war alles über die Maßen gut gegangen; aber an der Thür streckte sie zum letzten Abschiedsgruß den linken Arm aus, und dabei glitt der Ueberwurf zur Seite.

Die Augen des Kranken hefteten sich auf ihre Gestalt, zuerst mit einem ungläubigen, unsichern Blicke, dann mit einer Gewißheit voll tötlichen Entsetzens. Ein schwacher Schrei entschlüpfte seinem Munde, dann sank er zurück, weißen Antlitzes wie das Laken, auf welchem er ruhte.

Der Arzt war der Richtung des Blickes gefolgt. — Die Frage war beantwortet: ihr Kleid war nach vorn auffallend zu kurz!

Aber nun wurde die verirrte Frauensperson endlich einmal von wirklichem Schmerze erfüllt. Sie stürzte an's Bett zurück, ergriff die kalte, herabhängende Hand und bedeckte sie mit Küssen.

Der Arzt war gespannt, was nun geschehen werde — und es geschah, was er am wenigsten erwartet hatte!

Der Kranke richtete sich plötzlich auf und strich liebkosend über ihr Haar, das unter dem runden, befederten Hut hervorquoll. Der Arzt traute seinen Augen nicht; aber in dem langen Blicke des sterbenden Mannes leuchtete Vergeben und Verstehen — Verstehen dieses ganzen schon in seinem Ursprunge verunstalteten Frauen-Lebens. Es war in der Mannesseele jenes Uebermaß menschlicher Schwäche, die, wenn sie ihren höchsten Grad erreicht, sich plötzlich verwandelt und ein Abbild der göttlichen Liebe wird. — Mit einem tiefen Seufzer sank er ohnmächtig in die Kissen zurück.

Der Arzt legte sein Ohr an das Herz.

„Noch ist er nicht tot," sagte er, „er stirbt aber bald. Nun ersuche ich Sie, mein Fräulein, ihn mir zu überlassen!"

Sie machte mit beiden Armen ein paar wilde Gesten in der Luft.

„Reißen Sie sich, bitte, nur nicht Ihre Haare aus!" bemerkte der Doktor höhnisch.

Sie maß ihn mit einem schneidenden Blicke, und der, welcher dem ihren begegnete, war keineswegs sanfter. Es war, als wenn zwei Rappiere in einem einzigen blauen Blitze sich kreuzen.

Dann entfernte sich die Komödiantin, ohne zu grüßen.

Aber in der Droschke vergoß sie doch ein paar vollkommen natürliche Thränen. Dann fiel ihr ein, daß sich jetzt die beste Gelegenheit biete, ein effektvolles Trauerkostüm anzulegen. Es war ihr noch niemals vergönnt gewesen, sich in einem solchen auf der Straße zu zeigen und es würde sie unzweifelhaft ganz unvergleichlich kleiden. Sie gab also dem Kutscher Befehl, nach der Osterstraße zu fahren, um gleich die nötigen Einkäufe zu besorgen, da sie nun doch einmal den Weg in die Stadt gemacht hatte . . .

Ein Liebesmärchen.

Novelle von Paul Andow.

(Graz.) (Nachdruck verboten.)

Sie waren einander in der großen Welt begegnet, in der kalten, konventionellen Gesellschaft. Ein lebhafter stundenlanger Streit über die Liebe nach Schopenhauer, den sie zu idealisieren bemüht war, was er heftig verneinte, war ihr erster Meinungsaustausch. Er behauptete, die Liebe habe nur den Zweck einen neuen Menschen zu schaffen; sie hingegen stellte auf, daß die Liebe vor allem die Gatten zu erlösen und zu veredeln habe. Sie schieden mit einer Ansichtsdissonanz.

Sie war weder jung noch schön, und doch mehr als beides. Ihre Hautfarbe war dunkel, aber rosig, ihr Haar im Sonnenlicht dunkelblond, im Schatten fast schwarz, ihre Augen dunkelbraun und groß, erinnerten an das Bild „Das Märchen". Von Körper war sie mittelgroß, kräftig, dabei schlank und schmiegsam. Schwieg sie, so hatte ihr Gesicht etwas Düsteres, Geisterhaftes; wenn sie aber sprach, belebten sich ihre ernsten Züge bis zur kindlichen Naivetät und ihre Zähne blitzten zwischen den feinen vollen Lippen von mäßigem Rot. Sie war eine originelle Frau, geschieden, tugendhaft, häuslich, hochgebildet, charakterfest und — sie war Schwester vom roten Kreuz für ihre Tante, der sie das Leben dankte, da dieselbe sie aufgenommen hatte, als sie eines Tags verwaist in der Wiege lag.

Es war schon lange her. Diese gute, treue Tante war nun alt, siech, unzurechnungsfähig. Sie fragte in einer Viertelstunde zehnmal um dieselbe Sache, ohne die gegebene Antwort zu hören. Sie weckte ihre Nichte oft Nachts schreiend auf und wenn diese vor Schrecken atemlos an ihr Bett eilte, fragte sie, ob der Leuchter auf der rechten oder auf der linken Seite des Tisches stehe, oder bemerkte sonst etwas Unbedeutendes. Diese Tante führte ein erbärmliches Leben, vom Bett zum Rollstuhl, vom Rollstuhl zum Bett. Getragen, gefüttert, gewaschen, gekämmt, gereinigt und angekleidet wurde sie wie ein Kind. Dabei war sie oft ungeduldig über ihr Gebreste, kratzte und biß die Hand, die sie wusch und kämmte. Das Leben der blödsinnigen Greisin war ein mitleiderregendes. Aber auch der Leichnam, wenn er noch lebt, scheut die Gruft, und so lebte denn die Tante und genaß täglich vom Tode wieder zum Leben durch die sorgsame Pflege ihrer treuen Nichte. Vom frühen Morgen bis zur Abenddämmerung war Oetha bei der altersschwachen Greisin. Unter Herzleid, Grauen und Ekel verbrachte sie den Tag, sie vegetierte im Joch ihrer Pflicht. Wenn der Abend kam, und das arme gelbe Skelett sicher geborgen im Bett ruhte und schlief, da schmückte sich das blühende Weib zum Feste, sie suchte Menschen, (immer vergeblich) unter Leuten im geselligen Kreise.

Und eines Tages hatte sie bei guten Bekannten *ihn* gefunden.

Er war Poet. Ein Werk zu schaffen, das die Welt in Erstaunen setzt, das war sein Ziel. Ein Schüler Platens, war ihm die Form Alles. Nie mit seinen Leistungen zufrieden, so sehr ihm schon der Beifall seiner Zeitgenossen wurde, arbeitete er rastlos jeden Tag, bis spät in die Nacht hinein. Wie die jedes ungewöhnlichen Menschen, war die Einsamkeit seine liebste Genossin. Er lebte nur der Kunst, das Leben galt ihm nur so viel, als er es als den Boden erkannte, auf welchem er sein Kunstideal aufstellen mußte. Hätte sein Magen nicht geknurrt, wenn er auf's Essen vergaß, er hätte keiner Speise bedurft. Wäre sein Leib Tags über nicht müde geworden, er hätte sich Nachts kaum niedergelegt, er hätte bis zum Morgen gearbeitet. Er wußte nie recht, wie viel Geld er in seiner Kassette hatte und litt oft Mangel, obzwar er genug an Honorar für seine kleineren Arbeiten verdiente, die er in Zeitschriften veröffentlichen ließ. Wäsche und Kleidungsstücke kamen ihm oft abhanden — seine Haushälterin hatte an ihm keinen Kritiker zu fürchten.

„Nello", sagte sein Freund Bor, der Theaterkritiker, eines Tages zu ihm: „Du bist zwar noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, Du bist jung, aber Du dauerst mich, denn Du beginnst einseitig zu werden, Du bist schon fast ein Sonderling. Du

brauchst ein Weib, das Dich liebt, auf Deine Schrullen eingeht, das Dir den Alltag besorgt und Dich in freien Stunden erheitert. Sieh Oetha — das ist eine Frau für Dich. Freie sie — sie ist eine Ausnahmsnatur gleich Dir. Ihr werdet miteinander glücklich werden."

Hohnlächeln umspielte den üppigen Purpurmund Nello's. „Ich werde die sogenannte Liebe nur so nebenher abthun," sagte er. „Ich habe keine Zeit mich mit Weibern aufzuhalten." Ein häßliches Lächeln flog über die klassischen Züge seines antiken Kopfes.

Oetha erblaßte, da Box, der gute Box, ihr diese Botschaft hinterbrachte. Sie mied seither Putz, Schmuck und Gesellschaft, hob, trug, reinigte und fütterte den Leib ihrer alten Tante, an die sie Gewissen, Mitleid und Dankbarkeit wiesen und — lebte still für sich hin.

Eine maßlose, unerhörte Leidenschaft für Nello hatte ihr großes, starkes Herz ergriffen. Sie war nicht geliebt, aber sie liebte. Ihr Leben wurde ihr zum Traum, da ihm alle Wirklichkeit fehlte. Tag und Nacht dachte, sah, hörte, fühlte sie nur ihn. Wenn sie morgens erwachte, erschien ihr das Zimmer voll blauen Lichts. Sie hatte ja die ganze Nacht in seine strahlenden Saphiraugen geblickt. Tags zuckte sie oft zusammen, denn sie hörte seine Stimme, er sprach zu ihr, er rief ihren Namen. Oft streckte sie ihre Hand in die Luft aus, denn er war ja da, er reichte ihr seine kleine, feste, rosige Hand zum biederen Freundschaftsdruck! . . .

Sie war nicht unglücklich, so lange sie so lebte und träumte. Aber manchmal, da kam das furchtbare Element der Liebe, die Sehnsucht, über sie und beraubte sie aller Kraft. Der Mangel an Glück wurde zum fressenden Schmerz, sie stürzte wie sinnlos zu Boden, sie raufte sich das Haar, sie riß sich die Kleider vom Leibe, sie schluchzte bis der Krampf ihr die Daumen in die Handflächen hineinzog, bis die Sehnen ihrer Arme krachten und die Starrsucht ihren Körper zum Scheintod vorzubereiten begann.

Da riß sie sich, durch den wilden Körperschmerz zum Bewußtsein gebracht, empor, bemühte sich ruhig und langsam zu atmen, dehnte und reckte gewaltsam ihre Glieder zurecht und trat an's Fenster, öffnete es, um die frische Luft in ihre Lungen zu ziehen. Die bloßen, marmorfesten, kleinen Brüste der Märzluft preisgebend, in die weite freie Landschaft ihres Hofzimmers blickend, konnte sich ihre gesunde Natur wieder erholen. Sie konnte wieder lächeln! Es war ja dieselbe Atmosphäre, wie sie die Erde umkreist, die auch er atmete, dieselbe Sonne schien ja auch ihm. „Sonne, Sonne!" jubelte sie, sie preßte die Hände auf das pochende Herz, sie war wieder glücklich, denn noch pulste Blut und Leben in ihr, noch kann sie ihn ja wiedersehen . . . . . Seligkeit, Hoffnung, retteten sie immer wieder.

Der Alltag ging seine Wege. Tag um Tag, Woche um Woche verflossen.

Oetha spähte in den Zeitungen, denn bisweilen fand sie eine Notiz über sein Schaffen. Eines Tages las sie: „Nello, der hoffnungsvolle junge Dichter, ist schwer erkrankt. Man fürchtet für sein Leben."

Just desselben Tags war der verschrumpfte Körper der alten Tante eiskalt im Bette gefunden worden, starr — todt.

Oetha schickte um ihren Freund Box, steckte Geld und Wertsachen zu sich, nahm die Kleidung eines Dienstmädchens auf ihren Leib und fuhr mit dem nächsten Zuge zu Nello, der in einer kleinen Landstadt wohnte. Sie trug ein Kopftuch von brauner Farbe, tief in die Stirne gezogen und unter dem Kinn in einen Knoten gebunden, damit man ihr Gesicht nicht erkenne.

Sie bestach Nello's Dienerin mittels einer bedeutenden Geldsumme, daß sie ihren Dienst augenblicklich kündige und ihr den Platz überlasse.

Der Kranke, der in leichter Fieberhitze im Bette lag, griff soeben nach dem Wasserglas, welches neben ihm auf dem Nachtkästchen stand, als Oetha eintrat. Sie sprang herzu, hob ihn in seinen Kissen auf und setzte den kühlenden Trank an seine Lippen.

Ihr Herz pochte zum Zerspringen, als sein blondlockiges Haupt an ihrer

Brust lag. Sein Blick ruhte einen Augenblick auf ihrem Gesichte. „Sie sind nicht Rosa?“ fragte er.

„Nein, Rosa ist fort, ich bin Betty,“ antwortete sie halblaut. „So?“ machte er und warf sich zurück. Dann schlummerte er.

Mit gefalteten Händen stand Oetha vor ihm und betrachtete mit schmerzlichem Entzücken sein schönes Gesicht. Er lag ruhig und schlummerte bei tiefen, ungleichen Atemzügen. Oetha trat näher zum Bette hin. Sie beugte sich über ihn, sie atmete die Luft ein, die er ausatmete. Plötzlich stürzten Thränen aus ihren Augen auf sein Gesicht. Er bewegte sanft den Kopf und lächelte im Schlafe. Raserei des Glückes für Oetha! „Im Traume fühlt er meine Nähe als gut, als heilend,“ dachte sie, „denn er lächelt — o!“

Endlich mußte sie sich von dem teueren Anblick losreißen. Sie ging mit leisen Schritten, um ihn nicht zu wecken, hinaus in die Küche. „Er ist nicht schwer krank, er muß gesunde nahrhafte Kost haben,“ dachte sie und ging an die Arbeit.

Es war am Morgen. Der Fleischer brachte etwas Bratenfleisch, die Milchfrau Sahne; Gemüse, Eier, Mehl, Zucker fand sie im kleinen Wandschrank. Sie setzte zu, sott eine Kraftbrühe, briet Koteletts und buk ein zierliches Bisquit.

Er speiste Mittags auf seiner Bettdecke, über welche Oetha eine Serviette gelegt hatte.

Der Arzt war dagewesen und hatte gefunden, daß alle Gefahr vorüber sei. „Es war eine Lungenentzündung zu fürchten,“ meinte er, „aber heute Morgens hat sich die Krankheit gebrochen.“ Nello lächelte bei den Worten des Arztes, wies auf Oetha und sprach scherzend: „Vielleicht hat die Neue da den guten Wechsel gebracht.“ Oetha zog ihr Kopftuch noch tiefer in's blutrote Gesicht und ging hinaus.

Nachmittags, als sie Geschirr wusch, klingelte ihr Herr. Sie trocknete rasch die Hände und eilte zum Kranken. „Sonderbar,“ sprach dieser, „Sie haben ja gar nicht gefragt, wie viel Lohn Sie bekommen?“ Oetha schwieg. „Wissen Sie was,“ sagte Nello rasch, „mir ist alles was Geldangelegenheiten betrifft, ekel. Dort im Kasten steht die Kassette mit Geld. Sehen Sie nach. Was Sie vorfinden, damit wirtschaften Sie wie Sie wollen. Ich muß meine Kost haben, reine Wäsche, der Zins muß gezahlt werden — für sich nehmen Sie was bleibt. Wenn Geldbriefe kommen, werde ich die Kassette wieder von Ihnen füllen lassen. Sie sind doch eine ehrliche Person?“

„Gewiß,“ hauchte Oetha und ging zum Schrank, öffnete die Kassette — sie war leer.

„Rosa muß hübsch gewirtschaftet haben,“ dachte sie. „Darf ich den Schlüssel von der Kassette behalten?“ fragte sie.

„Ohne Zweifel,“ antwortete Nello und verlangte Papier und Bleistift von seinem Schreibtische. Oetha brachte beides und noch ein großes hartes Buch als Unterlage.

Er begann zu schreiben, zu entwerfen. Seine Finger tanzten im rythmischen Versfall auf der roten Atlasdecke herum. „Betty!“ rief er. „Sie heißen doch Betty?“

„Zu dienen.“

„Schlafrock her, meine Pantoffel — ich werde aufstehen. Ich fühle mich ja ganz wohl.“ Oetha suchte im ganzen großen Zimmer, dem einzigen, welches Nello besaß. Sie suchte in den Schränken, hinter dem Sopha, sie suchte sogar in einem Reisekoffer, der in einer Ecke stand, sie fand weder Schlafrock noch Pantoffel. Nello lachte, als Oetha meldete, es wäre nichts von dem Verlangten da. „Das muß Rosa gethan haben. Gut, daß sie fort ist. Sie werden so etwas nicht thun, Betty, nicht wahr?“

„Gewiß nicht,“ antwortete sie leise.

„Aber,“ sagte er, „wie werde ich denn jetzt aufstehen? Ich muß doch einen Schlafrock und Pantoffel haben.“

Oetha brachte ihren bordeauroten Schlafrock und ihre Hausschuhe, die ihr etwas zu groß waren. Nello lachte, daß es schallte. „Morgen kaufen Sie aber alles was

ich brauche," rief er. Oetha nickte und kniete zum Bett hin, wo er ihr schon seine kleinen, zierlich kräftigen Füße entgegenstreckte.

Welch' eine Bemeisterung war hier für Oetha nötig, diese rosig weißen Füße, nackt und warm, nicht zu küssen! O, nur jetzt frei sein, frei vom Fluche der Konvenienz! Wie Magdalena hätte sie seine Füße mit ihren Thränen gewaschen, mit ihren Lippen getrocknet. Aber die grausame Wirklichkeit fordert ein Heldentum. Sie zog die roten Wollstrümpfe über seine Knöchel. Sie bückte sich so tief beim Anziehen der für ihn etwas engen Schuhe, daß ihre Wange seinen Rist wenigstens streifen konnte.

Sie steht auf und hält ihm ihren Flanellschlafrock entgegen. Seine zarte, kaum mittelgroße Gestalt, nur vom leichten Unterkleid verhüllt, schlüpft hinein. Sie darf seinen Arm fassen und ihn in den Aermel zwängen. Den zweiten auch. Die Taille ist doch etwas zu eng, obzwar Oetha ein Weib von kräftigem Wuchs ist. Rückwärts sitzt der Schlafrock noch nicht. Sie hebt den Halskragen mit starkem Griff im Nacken und zieht ihn in die Höhe. Dabei faßt sie eine seiner reichen Locken mit den Lippen. Ein Haar bleibt ihr am Munde haften. Sie nimmt es mit hinaus, in ihre Residenz, die Küche. Welche Freude! Sein Haar, ein Haar von seinem geliebten Kopf in ihrem Besitz! Morgen wird sie seine Kleider ausklopfen und bürsten, da wird sie noch Goldgespinnst finden. Sie wird es sammeln, aufbewahren und in stillen Stunden ihre Augen daran weiden . . .

Im Zimmer drinnen sitzt Nello bereits im Fauteuil an seinem Schreibtisch und arbeitet. Die Aprilluft ist noch kalt, Oetha hat im Zimmer eingeheizt, im Ofen flammt und knallt es und auf der kleinen Platte desselben brodelt Wasser in eisernen Töpfen. Oetha kommt mit der Kaffeekanne, aromatischer Bohnenduft füllt das Zimmer, wie sie das Wasser über das Kaffeemehl gießt. „Ei," bemerkt sich umsehend Nello, „Sie kochen im Zimmer Kaffee?"

„Um Holz zu sparen, es brennt ja hier so schön, wozu soll ich in der Küche heizen?"

Nello lachte. „Diese Frauen — Lebenskünstlerinnen. Sie werden mich noch reich machen, Betty. Ist aber Ihnen nicht in der Küche kalt?"

„O mir ist immer warm," antwortete Oetha erglühend, stellt die große Porzellanschale mit dem dampfenden Mokka auf den Schreibtisch, nachdem sie vorher eine kleine Serviette untergebreitet hatte, frisches Wasser dazu, ein winziges Töpfchen mit Sahne, ein Väschen mit Zucker, den Löffel, die Brödchen. „Rosa hat das nie so hübsch hergerichtet," bemerkt Nello. Oetha ist stumm vor Freude. Sie reicht ihm eine Zigarre und Zündholz.

„Köstlich," sagt er, indem er anfaugt und vertieft sich wieder in sein Manuskript. Nello genaß in ein paar Tagen vollständig.

Oetha fühlte sich unbeschreiblich glücklich. Box hatte die Tante begraben, er war Oetha's Vertrauter geworden. Er hatte ihr ein Dienstbuch verschafft — sie stand ja allein in der Welt und konnte thun was sie wollte. Nello fragte nicht nach Zeugnissen und für die Behörde genügten ihre Papiere. Sie war wunschlos — sie glaubte sich von allem Leid erlöst. Ein Tag floß dahin wie der andere. Sie berauschte sich jeden Tag an dem Duft seines jungfräulichen Bettes, dessen Tücher und Decken sie ausbreiten und glätten, dessen Polster sie aufrütteln und an sich pressen durfte. Sie bereitete seine Speisen, sie wusch und plättete seine Wäsche, sie stopfte und strickte seine Strümpfe, sie stickte seinen teueren Namenszug in jedes Stück. Ihr Leben floß dahin in Arbeit und zarter Sorge für ihn.

Wenn es regnete und er war fort, so eilte sie mit dem Schirm ihn zu suchen. Erhob sich ein Wind und er hatte seinen Ueberzieher nicht mitgenommen, so trug sie ihm denselben nach, wenn er auch oft unwirsch bemerkte, es wäre nicht nötig gewesen.

Er ging wenig aus, bisweilen nur in's Kaffeehaus, um viele Zeitungen auf einmal durchzusehen; bisweilen in's Theater, wenn es just eins im Städtchen gab; manchmal Abends in's Gasthaus, um in bescheidenem Maße mit einigen Bekannten zu zechen. Nello hatte vorsätzlich den Aufenthalt in einer kleinen Stadt gewählt, um

den geselligen Verführungen einer Großstadt zu entgehen. Er wollte sich nicht zerstreuen, er wollte arbeiten, sonst nichts. Er war sehr zart von Natur, wenngleich vollendet schön im Bau und im Ausdruck von Geberde und Mienen.

Letzterer Zeit sah er fast leidend aus. Er war etwas überreizt von allzu vieler Anstrengung in seinem Berufe. Er hatte kein eigenes Vermögen und nebst seinen hochgefaßten Arbeitsplänen galt es für den Alltag zu erwerben. Er war ein gewissenhafter stolzer Mann, der von niemand abhängen mochte. Jede Gönnerschaft, die sich ihm bot, wies er zurück. Er verschmähte Vereinsbeiträge und Pensionen. „Das ist für die Alten und Kranken," sagte er. „Arbeit und Stolz" war sein Wahlspruch. Trotz seiner Unbehilflichkeit in praktischen Dingen, hatte sein Wesen einen Anflug von Pedanterie. Er sprach wenig und langsam und jedes seiner Worte war das Resultat einer kritischen Betrachtung und Selbstmaßregelung. Er stand regelmäßig um 6 Uhr morgens auf und ging gern zeitlich zu Bette. Selten kam er spät abends nach Hause.

Wie pochte Oetha's Herz, wenn der Zeiger der Uhr gegen Mitternacht vorrückte und er kam noch immer nicht. Sie saß dann fiebernd über ihrer Arbeit oder über einem Buche und wartete. Sie horchte, sie lauschte seinem Tritte. Sie glaubte, das Blut müsse ihr aus dem Herzen fließen, wenn sie die Hand auf dasselbe preßte, denkend, daß er — nein, nein! Er, der Stolze, Unnahbare, er verwirft sich nicht an ein gewöhnliches Weib. Welches Weib wäre denn seiner wert!

Und sie gedachte der Worte, die sein Arzt zu ihm gesprochen hatte und die sie erlauscht: „Herr Nello, Sie richten sich zu Grunde durch Ihre verteufelte Askese. Ist nicht ein prächtiges Weibsbild in Ihrer Küche? Das Frauenzimmer scheint Ihnen zugethan. Greifen Sie zu. Es kann bis zur Schwindsucht bei Ihnen kommen, wenn Sie es der Natur gestatten, sie so gegen Ihren Willen abzuschwächen wie bisher. Auch die sogenannte Tugend ist eine Sünde gegen die Natur, welche letztere streng zu rächen pflegt."

Furchtbar hatte Oetha's Herz damals in ihrer Brust aufgerast. Ein wütendes Weh faßte sie, daß sie nur die Maschine zu sein habe, den Geliebten heilbringend zu elektrisieren; aber rasch dämpfte die Liebe, rein und selbstlos, dieses egoistische Empfinden. Das Gedicht Goethe's: „Der Gott und die Bajadere," fiel ihr ein und wie die Jungfrau von Bethlehem senkte sie das Haupt, die Einkehr der Gottheit zu erwarten. Seither hatte sie nur den einen Wunsch, ihm zu dienen — in allem zu dienen.

„Aber meine häßliche Verkleidung!" dachte sie zusammenschauernd. Wohl schnürte sie ihre jugendliche Brust so hoch es ging in's Mieder, aber ein offenes Kleid ziemt keiner Magd. Auch war er ihr zu heilig, als daß sie es über sich gebracht hätte, ihn mit niederen Reizmitteln zu ködern. Demut war ihr ganzes Wesen ihm gegenüber, auch bei glühender Sehnsucht und Leidenschaft.

So wartete sie denn, so oft er Nachts heimkam und hoffte auf ein kühnes Wort von ihm, auf einen Blick, auf einen Händedruck, der ihr sagte: Du darfst mir nahen.

Aber wie ein Priester dem Altar zuschreitet, darauf das Allerheiligste seiner harrt, so schritt der Heißgeliebte jedesmal herein, mit freundlichem, kurzem Gruß an ihr vorbei, und ging einsam zu Bette. Sie lauschte dann an der Thür, die er jedesmal verschloß, und bestieg weinend ihr Lager. Nachts träumte sie ihn und seine Liebe. In Thränen erwachte sie am Morgen und machte sich Vorwürfe, daß sie, undankbar gegen das Geschick, nicht zufrieden sei mit dem Glück, bei ihm weilen, eine Luft mit ihm atmen zu dürfen. „Ach, der Mensch ist nur ein Mensch," sagte sie zu sich und hielt gewaltsam, mit ungeheuerer Seelenkraft die Flammen nieder, die unter der Asche freiwilliger Maßregelung, in ihrer Seele brannten.

Eines Abends, es war im Hochsommer und die Levkojen und Nelken im Garten dufteten berauschend zu den offenen Fenstern herein, bemerkte Oetha mit Entzücken, daß Nello, der spät von einem Sängerfeste nach Hause gekommen war, den Schlüssel im Schlosse der Zimmerthür, die zur Küche führte, nicht umgedreht hatte. Ja, die Thür blieb heute nur angelehnt, sie war gar nicht in's Schloß gefallen.

Die Fenster waren alle offen, trotzdem war es drückend heiß. Der süße Wahnsinn des Lebens faßte plötzlich Oetha's Hirn. Sie sprang vom Lager, ließ ihr Hemd vom Leibe gleiten, hüllte sich in das Bettlinnen und schlich leise in's Zimmer.

„Sind Sie es, Betty?" fragte seine Stimme.

Sie antwortete nicht. Mondstrahlen drangen durch die Nachtwolken und ließen ihre Gestalt im Dunkel erschimmern. Er wiederholte seine Frage. Sie schwieg.

„Wasser!" schrie er heiser. „Mir ist so heiß," sagte er darauf, fast tonlos. „Ich bitte — Betty — bringen Sie mir Wasser."

Sie eilte hinaus zum Brunnen und holte ein Glas frisches Wasser. Er trank es auf einen Zug aus und stellte es derb auf das Nachtkästchen. „Sie werden sich erkälten —" sagte er sanft und tappte nach ihrem Leibe.

Sinnlos glitt sie an seiner Seite nieder und er sank in ihre Arme.

* * *

Die Erfüllung hatte nichts im Leben Oetha's geändert. Sie war am frühen Morgen nach der seligen Nacht in ihre Küche geschlichen, kleidete sich an und wusch ihr glühendes Gesicht beim Brunnen im Hofe. Dann kochte sie Kaffee, trug ihn auf — sie war in Nello's Zimmer getreten, eine Szene erwartend — nichts davon.

Er war wie sonst, freundlich, unbefangen. Er sprach hie und da ein Wort über gleichgiltige Dinge — das war alles. Nur aß er zwei Brödchen statt eines.

Oetha ging hinaus wie im Traume. Sie war nicht unglücklich, aber sie wurde eiskalt von den Füßen bis zum Kopfe, sie zitterte, der Starrkrampf schien sie fassen zu wollen. „Freilich, wer bin ich?" dachte sie. „Seine Magd". Sie seufzte schmerzlich. „Immer das häßliche Kopftuch über meinem Gesichte, sieht er nie den Adel meiner Züge, nie das Licht meiner Augen, selbst die Stimme muß ich verschleiern. Soll er mich als Oetha erblicken, die er verschmäht hat?" Ihr Stolz sträubte sich gegen diese Annahme, aber sie hatte Furcht, das Vertrauen des unverbesserlichen Sonderlings zu verlieren. „Wenn er Oetha sieht und sie fortschickt? Was will ich?" fragte sie sich. „Er ist doch mein. Er hat kein Weib außer mir. In's Reich seiner Dichtung kann ich ihm ja nicht mitschaffend folgen und bewundern wird ihn die Welt. Was kann ich ihm sein? — Sein Geist weilt immer in höheren Regionen. Er sieht nicht wohin er tritt, er weiß nicht was er ißt oder trinkt. Wenn ich ihm nicht die Wäsche reiche, wechselt er sie nicht; wenn man ihn bestiehlt, weiß er nichts davon und leidet Mangel. Gäbe man ihm Gift, er tränke es vertrauensvoll aus, glaubend, man habe ihm Heiltrank oder Speise gereicht." — Tiefes Mitleid mit dem armen Manne, der nach dem höchsten Lorber ringend, sein Leben als Mensch verfehlt, faßte Oetha's starkes Herz an. Sie barg ihr weinendes Antlitz in den Händen.

So fand sie Nello, der von einem Ausgange heim kam. „Ich glaube gar, Sie weinen, Betty?" fragte er.

„Es ist nichts —" antwortete sie und ging an die Arbeit. Er in sein Zimmer.

Der Tag verging wie jeder andere. Die Nacht kam, die Sommerlüfte dufteten zu den Fenstern herein und brachten auf ihren Schwingen dasselbe Liebesmärchen. Oetha's schwellender Leib war seither jede Nacht sein Traumkissen und er merkte es nicht, wie sein stummes Weib mit den Monaten immer üppiger und voller an ihrem Körper wurde. Blieb sie einmal Nachts bei ihm aus, so hörte sie, wie er sich unruhig im Bette hin und her warf und sie kam immer wieder, ihn zu beruhigen, denn er konnte nicht einschlafen, wenn sie ihm fehlte.

Aber einmal mußte sie doch ganz ausbleiben. Sie hörte seine heftigen, abgerissenen Atemzüge, sie hörte sein Bett in den Fugen krachen, wie er sich warf und wälzte. Sie dachte, er müsse jeden Augenblick aufstehen und zu ihr hereintreten, wenigstens nach ihr rufen. Aber er kam nicht, er rief auch nicht.

Er kam nicht und sie verbiß ihre fürchterlichen Schmerzen, sie hielt sich mit ihren kräftigen Händen an der Bettlehne fest, sie gab keinen Laut von sich, trotzdem es wie mit Messern in ihrem Leibe schnitt und brennendes Feuer sie im Schoße zu sengen schien. Der Schweiß perlte von ihrer Stirne und alle Muskeln ihres Körpers zitterten. Nur ein Seufzer entrang sich ihrer Brust, da ihr der volle Leib plötzlich einsank und ein lautes, klägliches Geschrei die Luft erfüllte. Schrillendgrell, kräftig und gesund zeterte die Stimme des Neugeborenen.

Wonniges Entzücken durchflutete Oetha's Herz. Sie tappte mit ihren Händen nach unten, das geliebte kleine Menschenwesen zu greifen, zu faßen, und sie hob es zu sich empor.

„Was ist los?" rief Nello aufgeregt und stand in der Thür. Da erblickte er im Morgengrauen sein Weib im Bette, wie es ihm den frischzappelnden, noch blutbefleckten, wimmernden Knaben entgegenhielt. Wie eine Madonna lag Oetha vor ihm, Verklärung in dem bleichen, vom reichen offenen Haar umrahmten Gesichte. Ihm schwindelte. „Oetha!" stieß er heraus und griff an seine Stirne. „Wo ist Betty?" fragte er und blickte verstört um sich.

„Ich bin Betty — verzeihe!" lispelte die junge Mutter. Er schien noch nicht alles zu begreifen.

„Verzeihe," flehte Oetha, „ich kam als Magd zu Dir, weil Du mich als Gattin verschmäht hattest und ich ohne Dich nicht leben konnte —"

Da ging ein Zucken und ein Schüttern durch den Körper des jungen Mannes, seine Augen füllten sich mit Thränen, vulkanisch brachen seine Gefühle hervor. „Mein Weib, mein Kind!" rief er außer sich und stürzte in Oetha's offene Arme. Er bedeckte sie und seinen Sohn mit Küssen. Seine Freude, seine Rührung, sein Entzücken, seine Reue, seine Liebe fanden keine Grenzen. Der vertrocknete Born seines Herzens war zersprungen und der Strom menschlichen Empfindens drohte ihn zu ersticken. Er schluchzte, er lachte, er konnte sich nicht fassen, er preßte sein Weib wie wahnsinnig an sich, er war dem Verrücktwerden nahe.

„Zu viel, zu viel — Glück" — jammerte Oetha leise und wehrte die Bürde seines Körpers von ihrem wunden Leibe. Sie war zu Tod erschüttert von dem plötzlichen Wechsel vom Elend zu grenzenlosem Glück. Sie sank erbleichend in die Kissen zurück, als er sie losließ.

Er erschrak furchtbar, wie er sah, daß sie die Besinnung verliert. „Oetha!" schrie er wie rasend, „was ist Dir? — Du stirbst?! — Oetha, Oetha, stirb nicht, stirb mir nicht jetzt, da ich Dich kaum gefunden! O, es ist zu gräßlich, zu gräßlich, Dich jetzt zu verlieren! — Oetha — meine Oetha!" schluchzte er.

Sie bewegte sich nicht — ihr Leib begann zu erkalten. Noch einmal stürzte er auf sie los und suchte ihr in den halbgeöffneten Mund Atem einzublasen. Er rieb ihre Hände, er sog und biß an ihren Brüsten — vergebens.

Oetha blieb kalt und still.

Da richtete er sich empor, hob beide Arme in die Höhe, schrie auf wie ein wildes Tier und stürzte zu Boden.

* * *

Als die Milchfrau eintrat, welch ein Bild! Sie machte Lärm und lief um den Arzt, der einen Herzschlag an Oetha konstatierte und eine schwere Ohnmacht an Nello. Ein Nervenfieber folgte.

Er genas, aber er blieb ein Greis an Haupt und Gemüt. Seine einzige Freude ist sein Sohn Oetho, den er sorgfältig erzieht und für den er arbeitet.

Sein hochgeplantes Kunstwerk vollendete er nicht. Er hat alle auf dasselbe bezüglichen Manuskripte vernichtet.

Die Wahrheit im modernen Roman.

1. (Nachdruck verboten.)

Der französische Naturalismus.

Von Irma v. Troll-Borostyani.

(Salzburg.)

Leute, welche ihre seichte philosophische Bildung hinter einigen dem Arsenal der Aesthetik entnommenen Phrasen zu verbergen suchen, haben dahin gewirkt, die Begriffe zu verwirren und gedankenlos die Gegensätze von Idealismus und Realismus anzuwenden, anstatt ihren Wert und ihre Bedeutung erst kritisch, je nach dem Wesen der verschiedenen Künste, zu untersuchen und festzustellen. Würde Jemand an die mit diesen beiden Schlagwörtern um sich werfenden Kannegießer die Frage stellen, was sie denn eigentlich darunter verstehen, so würden sie kaum imstande sein, eine genaue Erklärung zu geben. So sie sich aber doch genötigt sähen, ihre Ansicht in Worte zu kleiden, so würden diese etwa folgenderweise lauten: derjenige Romancier, der in seinen dichterischen Gestalten die menschlichen Charaktere *so* zeichnet, wie sie *sein sollten*, wird zu der *idealistischen* Richtung gezählt; denjenigen hingegen, der in seinen Werken die Menschen *so* darstellt, wie sie *wirklich sind*, nennt man einen *Realisten*. Andere glauben, der Realismus bestehe in einem möglichst getreuen Abklatsch der banalsten Alltäglichkeiten oder in der besonderen Vorliebe für Darstellung des Häßlichen.

Das Kriterium des Idealismus und derjenigen Strebenssphäre, welche heute vorzugsweise die realistische genannt wird, liegt ganz anderswo. Wir wollen versuchen, dasselbe festzustellen und den Realismus auf seinen eigentlichen Kern und seine Bedeutung für die soziale Entwickelung prüfen. —

Es giebt eine ästhetische Schule, welche die Aufgabe des Dichters darin erblickt, in seinen Werken nicht die wirkliche Erscheinungswelt, sondern eine ideale Welt darzustellen, in welcher alle nüchterne Lebenswahrheit, wie sie sich der gewöhnlichen Erfahrung im Einzelschicksal und äußern Weltlauf aufdrängt, in die Harmonie einer absoluten Weltordnung, in welcher durch alle Einzelbrüche hindurch die Idee sich vollzieht, aufgelöst erscheine. Diese Aesthetiker behaupten, die grelle Beleuchtung der Kehrseiten des Lebens, das Ankämpfen gegen die Krebsschäden der Zeit und der Gesellschaft sei Sache des Kritikers und nicht des Dichters, und über Tendenzpoesie brechen sie einfach den Stab. Sie gestatten dem Dichter, der künstlerischen Schönheit seines Werkes die objektive Wahrheit zu opfern, und erlauben ihm die Darstellung des Schrecklichen und Traurigen nur als Anbringung von Schlagschatten, damit das Licht der poetischen Verklärung seines Weltbildes zu lebhafterer Wirkung gelange.

Solch abstrakter Idealismus des Dichters mag die Bewunderung eines ästhetischen Thee schlürfenden litterarischen Altjungferntums erregen, aber von Nutz und Frommen für die Menschheit ist er nicht. Eine Dichtung, deren ideale Schönheit auf Kosten der realen Wahrheit errungen ist, läßt immer kalt. Zu rühren, zu ergötzen, zu erschüttern vermag nur diejenige, in welcher der Mensch sich selbst wiederfindet mit seinen Freuden und seinen Schmerzen. Die Dichtung wird zu einem anmutigen Spiel herabgewürdigt, wenn sie sich von der Bewegung ihrer Zeit scheidet und nicht bemüht ist, die bestehenden Gebrechen zu heilen und die Empfindungen zu veredeln. Und wer, statt sein Talent für das Wohl seiner Mitmenschen zu benützen, sich in artistische Formen vergräbt; wer vom Helikon herab in den Leiden seiner Zeit nur Stoff zu wissenschaftlichen Studien erblickt, und während die Erde in Blut schwimmt und die Menschheit in ihren Wehen nach einem neuen Leben ringt, von der Vollkommenheit der best-möglichen Welt singt: der mag den Beifall verschrobener Kunstkritiker erwerben, — unsere Liebe und Verehrung wird nur gewinnen, wer

ein Herz hat, die wirklichen Empfindungen seiner Mitmenschen zu verstehen, und die Kraft, sie künstlerisch auszugestalten.

Unsere moderne Romanlitteratur fängt an sich von diesem hohlen Idealismus energisch zu befreien. Ein gesunder Realismus hat den Romanschriftsteller vom Isolierschemel jener idealistischen, für die Interessen seiner Zeit verständnis- und teilnamslosen Sonderstellung hinweg in die Arme seines Volkes geführt, hat ihn dessen Bedürfnisse, Bestrebungen und Leiden verstehen und mitfühlen gelehrt und ihn dadurch befähigt, dasselbe auf allen seinen Wegen und in allen Entwicklungsphasen seines Lebens zu begleiten oder ihm voranzuschreiten. Im Gegensatz zu jenem Idealismus, der poetische Chimären an Stelle der empirischen Wahrheit setzte, tritt in der heutigen Belletristik immer bestimmter die Tendenz zur getreuen Wiedergabe nüchterner Lebenswirklichkeit.

Die schwärzesten Schattenseiten der sozialen Zustände, die düstersten Kapitel aus der Tragikomödie des menschlichen Daseins bilden den Lieblingsgegenstand des realistischen Romans. Der Idealist ist bestrebt, uns mit dem Leben zu versöhnen, dessen verletzende Dissonanzen harmonisch ausklingen zu lassen. Der Realist verschmäht die befriedigende Lösung mit der Begründung, daß das Leben selbst sie auch selten oder niemals biete. Er führt uns in die Höhlen des Lasters, des Verbrechens, des Wahnsinns; er zerlegt mit anatomischer Schärfe die Schwächen der menschlichen Natur und der sozialen Verhältnisse.

Nun machen sich aber in der modernen Romanlitteratur hauptsächlich zwei Richtungen bemerkbar. Zwar haben beide das gemein, daß ihre Erzeugnisse jene scharfe Luft durchweht, welche wir realistisch zu nennen pflegen. Zugleich bildet aber gerade diese getreue Nachbildung der Lebenswirklichkeit die Wasserscheide zwischen den beiden litterarischen Strömungen.

Während der die eine Richtung verfolgende Dichter in seinen Werken der Sphäre des Wirklichen nur den Stoff entlehnt, um diesen zum Träger eines idealen Gedankens zu gestalten, sehen wir das Streben der andern Gattung nur ausschließlich auf die der Wirklichkeit entsprechende Nachbildung der realen Erscheinungswelt in ihren banalsten und trivialsten Details gerichtet. Den erstern — im Gegensatz zu den andern ideell zu nennenden — Dichtern ist die Realistik nur Mittel zur Erreichung idealer Zwecke; den Schriftstellern der letztern Kategorie ist sie Selbstzweck. Alle weitere, die beiden Gattungen dichterischen Schaffens charakterisierende Verschiedenheit ist nur die natürliche und notwendige Folge dieser Verschiedenheit ihres Ausgangspunktes.

Gewiß ist der Dichter berechtigt, mit kühner Hand den Schleier von den abscheulichsten Wunden der Gesellschaft zu reißen, so er dies als Arzt thut, der zugleich auf die Ursache der Krankheit hinweist und dadurch anregt, auf die Mittel zu deren Heilung zu sinnen. Gewiß ist es ihm gestattet, den Menschen in seiner tiefsten Gesunkenheit, in seinen furchtbarsten Verirrungen dem schaudernden Blicke seiner Leser zu enthüllen, um in ihren Herzen das Mitleid und das Streben wachzurufen, die Verlorenen aus ihrem Elend emporzuheben, statt sich mit Abscheu und Haß oder egoistischer Prüderie von ihnen abzuwenden. Wenn aber die nackte Darstellung der wiederwärtigsten Seiten des Lebens durch die Absicht zum Wohle der Menschheit beizutragen, gerechtfertigt wird: was soll man dann von jenen Sudlern sagen, die ohne idealen Zweck Kot und Fäulnis aufwühlen, weil ihnen selbst die Beschäftigung mit der Niederträchtigkeit Vergnügen gewährt; die Gefallen daran finden, im Verbrechen nicht die immer übrigbleibenden Reste der Menschheit, sondern auch in den Tugenden jene niederen Empfindungen zu suchen, welche nach ihrer Behauptung die einzige Triebfeder unserer Handlungen bilden?

Die realistische Richtung, welche darauf ausgeht, in den Dichtungen die nackte Lebenswirklichkeit in möglichster Naturtreue nachzubilden, wird durch ein in neuerer Zeit in Mode gekommenes Wort bezeichnet: Naturalismus. Ein hochbegabter französischer Schriftsteller — Emil Zola — ist als Bahnbrecher dieser neuen Romandichtung aufgetreten.

Wie das große Weltbild und das des menschlichen Lebens dem Auge des denkenden Beobachters sich als ein Wechsel von Licht und Schatten, von Schönem und Häßlichem darstellt, wie jedes selbstbewußte Einzelwesen, als ethisches Objekt beurteilt, eine Mischung von relativ Gutem und Schlechtem, von Edlem und Gemeinem darbietet, so wird derjenige Künstler der echteste und eigentlichste Naturalist genannt werden müssen, der in seinen Bildwerken dieser Doppelnatur allen individuellen Lebens am meisten gerecht wird, der für die beiden Seiten der Erscheinungswelt, Licht und Dunkel, die schärfste Beobachtung und die packendste, lebenswahrste Darstellungskraft besitzt.

In dieser der objektiven Wirklichkeit entsprechenden Auffassung des Lebens und seiner Phänomene und der naturtreuen Nachbildung derselben liegt die materielle Seite der Aufgabe des Künstlers und Dichters. In der in seinem Werke zum Ausdruck zu bringenden Idee und in der Form des Darzustellenden liegt die immaterielle, die ideale Seite seines Schaffens.

Von diesem Grundsatze ausgehend, müssen wir den beiden Dichtern Turgenjeff und Alfons Daudet sowohl hinsichtlich naturalistischer Lebenswahrheit als künstlerischer Beherrschung der Form den ersten Rang einräumen. Wohl überragt der südfranzösische Romancier den nordischen Poeten an Glut und Kraft der Fantasie, an Reichtum der Erfindung und dramatischer Gestaltung, aber er wird von jenem übertroffen in scharfer psychologischer Analytik der Charaktere und Situationen, in süßestem Zauber der Naturschilderung und in der hohen Kunst, mit den einfachsten Mitteln die größten Wirkungen zu erzielen. Beiden Schriftstellern gebührt mit gleichem Recht die Palme. „Ihre eminente dichterische Begabung mit selbstloser Unterwerfung unter die eisernen Schranken objektiver Naturtreue und unverhülltester Lebenswahrheit zur künstlerischen Verkörperung eines idealen Gedankens zu benützen und über die rohe Nacktheit der Wirklichkeit das goldene Licht poetischer Verklärung zu gießen, wodurch sie — statt wie ein hohler Idealismus mit dem Lügenschleier der Illusion über die Wahrheit des Lebens hinwegzutäuschen und statt mit mechanischer Nachbildung der rohen Realität abzustoßen und zu verletzen — das einzig wahre, unverrückbare Ziel aller Kunst erreichen: durch den künstlerisch zum Ausdruck gebrachten Gedanken geistig zu erheben und zu erquicken und durch die schöne Form der Darstellung mit des Lebens öder Wirklichkeit poetisch zu versöhnen.

Wenn aber auch die Anschauung, daß des Dichters erste Pflicht Wahrhaftigkeit sei, immer allgemeiner zur Geltung kommt, so ist hiemit noch keineswegs ein Heilmittel gegen die Mangelhaftigkeit des individuellen Auffassungsvermögens gegeben. Es gibt Leute, die ein schärferes Auge für die Fehler und Lächerlichkeiten der Menschen haben, andere, die deren Vorzüge und Tugenden rascher und sicherer beobachten. Die wenigsten verfügen über einen so feinen, vollständig ausgebildeten und in seiner natürlichen Anlage schon gerechten Beobachtungssinn, daß sie alle Qualitäten, die guten und schlechten, gleich richtig wahrzunehmen vermögen. Warum sollte dies bei den Dichtern anders sein? In dem Auge des Einen spiegelt sich das Weltbild heller, in dem des Andern dunkler. Allerdings besitzen die beiden vorgenannten Dichter eine in seltener Vollkommenheit entwickelte Beobachtungsgabe, welcher sich selbst die verborgenste Charakterseite nicht entzieht. Aber dies ist eine der Eigenschaften ihres Talentes, und das Talent eines Turgenjeff und eines Daudet ist eben nicht jedermanns Sache.

Außerordentlichen Scharfblick für die Schattenseiten des Lebens und markante Vorliebe, dieselben als den herrschenden Charakter des Menschenlebens darzustellen, kennzeichnet Emil Zola. Seine vorherrschende Darstellung des Häßlichen hat dadurch, daß er gleichzeitig mit der Verbreitung seiner ersten berühmt gewordenen Romane Artikel und litterar-polemische Essays schrieb, in welchen er die moderne naturalistische Richtung in ein wissenschaftliches System zu bringen suchte, den allgemein verbreiteten Irrtum hervorgerufen, daß der Naturalismus gerade in dieser ausschließlichen Darstellung von Häßlichem und Banalem bestehe. Diese durch Zolas Eigenart hervorgerufene Begriffsverwirrung könnte überraschen, wenn man nicht wüßte, wie leicht

eine große, von Bildungsdünkel geblähte, aber im Grunde unwissende und urteilslose Menge sich durch ein neu auftauchendes, gelehrt klingendes Schlagwort irreführen läßt und mit demselben, weil es modern geworden, herumflunkert, ohne über dessen wirkliche Bedeutung nachzudenken.

Zolas Nachahmer schießen wie Pilze aus dem Boden. Jeder französische Ekribent, der sich die Fähigkeit beimißt, die Brutalitäten und Zoten eines Schnapsbruders, das gleißende oder auch stinkende Elend einer Dirne recht drastisch zu schildern, fühlt sich von einem unwiderstehlichen Bedürfnisse gedrängt, ein Blatt von Zolas Ruhmeslorbeeren für seinen eigenen hohlen Kopf, einige tausend Franks von Zolas glänzenden Einnahmen für seine leere Brieftasche zu ergattern. Er setzt sich hin, reiht einige grob gearbeitete Szenen aus den schmutzigsten Tiefen der menschlichen Gesellschaft oder aus dem langweiligsten Getriebe des Alltagslebens, ohne jedwede geistige Bedeutung, ohne jeden inneren Zusammenhang aneinander und flugs ist ein sogenannter „naturalistischer" Roman fertig. Es hieße diesen Sudlern und ihren Erzeugnissen zu viel Ehre erweisen, wollten wir ihre Namen nennen und sie kritisch Revue passieren lassen. Nur einen wollen wir beispielsweise herausgreifen, um durch Vorführung dieses Exemplars die Spezies etwas näher zu charakterisieren.

Févre-Desprez heißt der Autor und sein Machwerk „Autor d'un clocher" (Brüssel, Kistemaecker). Die Geschichte, deren Sujet „Schilderung der ländlichen Sitten" bildet, beginnt mit dem Amtsantritt einer jungen und hübschen Dorfschullehrerin und schließt mit ihrer und des Pfarrers desselben Dorfes Amtsentsetzung infolge des von ihnen dadurch verursachten Riesenskandals, daß sie im Glockenturm der Kirche vom Küster in einer jede Steigerung zärtlicher Intimität ausschließenden Situation überrascht wurden. Neben der Erzählung der Beziehungen zwischen Pfarrer und Lehrerin fließen Schilderungen verschiedenster Szenen aus dem Dorfleben, z. B. der Hochzeit eines sechzigjährigen Wittwers mit einer dreiundfünfzigjährigen Wittwe.

Das Festmahl beschreibt Févre-Desprez in unglaublich cynischer Weise, ebenso die Brautnacht. Der Verfasser berichtet unter anderm: „Ils se deshabillèrent, le vieux, un peu emoustillé, regardant son épouse pardessous, à mesure qu'elle se pelait de ses habits, la mine peu réjouie par cette peau de tambour et ces choses flasques qui retombaient en andouilles, lui même raboteux et étriqué dans sa chemise rude."

„Quand elle se fut plongée dans le lit, le drap au menton, il s'enfonça à son tour sous la chaleur de l'édredon, et ils restèrent quelque temps à se sourire, frottant niaisement l'un contre l'autre leurs bouts de nez en glaçons Le père Gasteboy somnolait, coiffé d'un bonnet de coton à mèche mélancolique."

„Puis, comme leur peau ne les tentait guère, ils ne songèrent pas à s'entrebaiser ni à se peloter, mais voulurent en finir d'un coup et aussitôt se mirent en position." . . . . . .

Ein andermal erzählt Févre-Desprez, wie einer der Dorfbewohner, der um einen früh am Tage erworbenen Rausch auszuschlafen, sich auf dem Dachboden seiner Stallung in das Heu gelegt hatte, durch ein eigentümliches Geräusch geweckt wird. Er erhebt sich und durch eine der Dachlucken ins Freie blickend, gewahrt er als Ursache dieses Geräusches einen sehr sonderbaren Racheakt der Frau seines Grundnachbars, mit dem er kurz vorher einen heftigen Streit gehabt. Die Rache besteht darin, daß die gute Frau eben damit beschäftigt ist, die Stelle unmittelbar unter den Fenstern seiner Wohnung zu dekorieren und zu parfümieren, nämlich als Stoffwechsels-Ablagerungsplatz zu benützen. Und nun wird dieser ganze Vorgang haarklein beschrieben, Situation und Thätigkeit der Frau Nachbarin mit allen optischen und akustischen Details dargestellt.

Und so geht es fort ohne Grazie durch die ganze Reihe von Sudeleien des Herrn Févre-Desprez.

Und dabei hat er die Stirne, in einer Verteidigung seines Geschmieres diese Schilderungen vom „künstlerischen Gesichtspunkt" aus, dessen „höchstes und einziges

Ziel die Darstellung der Wahrheit" sei, rechtfertigen und eine Verurteilung solch litterarischen Schmutzes als „falschen Idealismus" hinstellen zu wollen!*)

Mit welchem Rechte nennt man gerade die Darstellung des Häßlichen, des Platten und Ordinären Naturalismus? Ist etwa nur jener Dichter Naturalist, der blind ist für alles Edle, Schöne und Gute, das in der Menschenseele wohnt? Ist der Genius der Menschheit, der sie nach erhabenen, idealen Zielen ringen, im Leben der Völker wie der einzelnen Individuen herrliche Thaten der Selbstbefreiung aus den Ketten niedriger Leidenschaften vollziehen läßt, tod oder von der Erde verbannt, weil es einigen Romanciers gefällt, den idealen Gehalt der Menschenseele zu leugnen und den einzigen Grund ihres Handelns in dem Trieb nach Befriedigung tierischer Begierden zu suchen?

Die Gleichstellung dieser litterarischen Richtung mit dem Realismus ist ein schmachvoller und gefährlicher Irrtum, dessen Umsichgreifen die Litteratur auf der schiefen Ebene eines verdorbenen Geschmacks in den Sumpf bodenloser Gemeinheit und ödester Banalität drängen würde. So wenig als der Mensch blos aus Bauch und Magen besteht, sondern auch Kopf und Herz besitzt, ebensowenig ist diese einseitige Auffassung des Menschlichen echter Naturalismus. Die einzig richtige Bezeichnung für litterarische Erzeugnisse dieser Art wäre Trivialismus.

Die Muse der französischen Romandichtung hat sich zwar stets mit Vorliebe in hochgeschürzten und tiefdekolletierten Kostümen präsentiert, manchmal hielt sie es auch nicht unter ihrer Würde, in einem recht ausgelassenen Kankan dahinzuwirbeln. Aber wenn sie auch jenen Kunstrichtern oft zu strenger Rüge Veranlassung gab, die der Kunst die Aufgabe stellen, sich den Sittengesetzen unterzuordnen, so wtrd sie doch den Gesetzen der Aesthetik meist gerecht. Anmut und Reiz konnte man ihrer Erscheinung nicht absprechen.

Bannerträger in dieser beklagenswerten Richtung dichterischen Schaffens und Großmeister in der Kunst, die sittliche Verkommenheit zu beschönigen, sind einige französische Romanciers, deren glänzende Begabung den Leser unwillkürlich in freier Benützung Molière's ausrufen läßt: „Où tant de talent va-t-il se nicher!" Ihr gebildeter Geschmack, ihr Sinn für das Schöne ließ sie erkennen, daß die moralische Häßlichkeit ihren dichterischen Gestalten das ästhetische Gefühl des Lesers widerwärtig und abstoßend berühren müsse. Statt nun aber darauf hinzuweisen, wie in der dunkelsten Seelennacht des Verlorenen unter der Asche seiner Gesunkenheit noch der Funke edlerer Menschlichkeit glimmt; statt durch die Umkehr des Verirrten oder durch seine ihn von den Schlacken der Schuld läuternde Sühne das ästhetische und sittliche Gefühl zu versöhnen, zogen sie es vor, das Laster mit den zarten, halbdurchsichtigen Florgewändern einer salongerecht verblümenden Darstellungsweise elegant zu drapieren, es mit süß betäubenden Aromen einer bequemen Trugmoral zu parfümieren und mit dem Feuerschein funkensprühender Witzesraketen zu überstrahlen.

Wenn man diese dichterischen Werke mit jenen der vorhererwähnten Sorte vergleicht, so ergiebt sich als schärfstes Unterscheidungsmerkmal, daß erstere uns die

*) Anmerkung der Redaktion. Es ist nicht unsere Gewohnheit, unsern Mitarbeitern ins Wort zu fallen, auch wenn sie gelegentlich, zum Schrecken aller Pedanten, ein wenig über die Schnur hauen. Doch möchten wir im vorliegenden Fall, da es sich um einen in Deutschland wenig bekannten Schriftsteller handelt, nicht unausgesprochen lassen, daß wir das Urteil der geschätzten Verfasserin zu streng finden. Wir fühlen uns umsomehr gedrungen dazu, als die französischen Sittenrichter sich für verpflichtet erachtet haben, den armen, jungen, aber zweifelsohne hochbegabten Autor wegen einiger allzu krasser Schilderungen in seinem „Autor d'un clocher" zu einem Monat Gefängnis zu verurteilen. Der körperlich schwer leidende Schriftsteller hat die Strafe richtig auch in Gemeinschaft mit Gaunern und Verbrechern abgesessen. Ein Märtyrer seiner litterarischen Ueberzeugung, wollte Desprez nicht um Erleichterung seiner Haft betteln, obwohl er wußte, daß diese vier Wochen Zuchthaus sein Tod sein würden. Die beiden Meister des französischen Naturalismus, Zola und Daudet, haben ihren unglücklichen Kameraden im Gefängnis besucht — das einzige Labsal, das dem Sterbenden geworden. Es war in den letzten Tagen des verflossenen Jahres. Heilig ist uns der Kranz, den hohes Talent und tiefes Leid um die bleichen Schläfe unseres jugendlichen französischen Werkgenossen gelegt, dessen Fehler doch auch nur die Kehrseite seiner Tugenden waren!

menschlichen Verirrungen geschminkt, gepudert und schön gekleidet vorführen, die letztern hingegen Niedertracht, Schmutz und Gemeinheit in ihrer ganzen Nacktheit schildern.

Wenn der Dichter uns nichts darzustellen weiß als des Lebens alltäglichste Banalitäten, die roheste Animalität des Menschen mit absichtlicher Verleugnung seiner geistigen Seite; wenn wir in seinen Werken weder Geschmack, noch Geist, noch Poesie begegnen, wozu bedürfen wir dann seiner?

Ist etwa die Poesie keine Kunst oder gelten die Gesetze der Schönheit nur für die bildende und nicht auch für die dichtende Kunst? Emil Zola sagt: Nein! — Die Romandichtung dürfe nicht zu den Künsten, sondern müsse zu den Wissenschaften gezählt, als solche betrachtet und behandelt werden. Zola irrt. Und in diesem Irrtum liegt die Wurzel zu jener litterarischen Abart und jenem Abhub der Romandichtung, die sich ohne Berechtigung die Bezeichnung Naturalismus anmaßt, wir hingegen Trivialismus nannten, zu jener Abart, in deren Sumpf die talentlosen Nachbeter und Nachtreter Zola's bis an die Schädeldecke versinken, welchen auch der Fuß Zola's, des Führers selbst, gestreift, über den er sich aber kraft seines eminenten Talentes wieder hoch emporgeschwungen.

Um uns nicht dem Verdachte auszusetzen, Zola Behauptungen unterzuschieben, die er nie und nirgends gethan, wollen wir seine eigenen Worte hier wiedergeben. In der unter dem Titel „Le roman expérimental" erschienenen Sammlung von Essays, in welchen er seine litterarischen Prinzipien zu rechtfertigen versucht, stellt er die oben zitierte Behauptung auf und fährt fort: . . . . „Die Medizin wird noch von vielen Personen als eine Kunst betrachtet. Claude Bernard beweist, daß sie eine Wissenschaft sein soll . . . . Da die Medizin, welche eine Kunst war, eine Wissenschaft wird, warum sollte die Litteratur nicht, Dank der Erfahrungsmethode, (grâce à la méthode expérimentale) eine Wissenschaft werden? Wenn das Gebiet der Experimental-Medizin der menschliche Körper in den Erscheinungen im normalen und pathologischen Zustande seiner Organe bildet, so bildet unser Gebiet ebenfalls der menschliche Körper in seiner Sinnes- und Gehirnthätigkeit im kranken und gesunden Zustand. Wenn wir uns nicht an den metaphysischen Menschen der Klassiker halten wollen, so müssen wir wohl den neuen Ideen unserer Zeit über die Natur und das Leben gerecht werden. Sobald wir das thun, treten wir auf den Boden der Wissenschaft . . . . Wir naturalistischen Schriftsteller unterwerfen jeden Fall der Beobachtung und der Erfahrung, während die Idealisten geheimnisvolle Einflüsse annehmen, die sich der Analyse entziehen und sich deshalb in einem Gebiet des Unbekannten bewegen, außerhalb der Naturgesetze. Ich nenne Idealisten diejenigen, welche sich in das Unbekannte flüchten, aus Vergnügen darin zu sein, welche nur an den gewagtesten Hypothesen Geschmack finden und es verschmähen, dieselben der Kontrolle der Erfahrung zu unterwerfen unter dem Vorwande, daß die Wahrheit in ihnen selbst und nicht in den Dingen sei . . . . Der Naturalismus besteht einzig in der Erfahrungsmethode, in der auf die Litteratur angewendeten Beobachtung und Erfahrung. Der experimentierende Romancier ist nichts als ein Spezialgelehrter, welcher das Werkzeug anderer Gelehrter künstlerisch anwendet: die Beobachtung und Analyse. Unsere Domäne ist dieselbe wie die des Physiologen, nur ist sie weiter. Wie er, beschäftigen wir uns mit dem Menschen, denn es ist wahrscheinlich, was Claude Bernard ebenfalls vermutet, daß sich die Erscheinungen der Gehirnthätigkeit ebenso bestimmen lassen wie andere Erscheinungen. Der Experimental-Romanschriftsteller (le romancier expérimentateur) ist derjenige, der bewiesene Thatsachen annimmt, der im Menschen und in der Gesellschaft den Mechanismus der Erscheinungen zeigt, dessen Herrin die Wissenschaft ist . . . . . Hier spreche ich nur vom Experimental-Roman, aber ich bin überzeugt, daß diese Methode, nachdem sie in der Geschichte und in der Kritik gesiegt haben wird, überall siegen wird, im Theater und selbst in der Poesie. Der metaphysische Mensch ist tot, unser Gebiet ist der physiologische Mensch . . . . Kurz, alles gipfelt in der großen Thatsache, daß die Experimentalmethode, sowohl in den Wissenschaften wie in der schönen Litteratur, auf dem Wege ist, die Erscheinungen in der Natur, im Individuum und in der

Gesellschaft zu bestimmen, von welchen die Metaphysik bis jetzt nur irrationelle und übernatürliche Erklärungen gegeben hatte."

Nach aufmerksamer Prüfung der Prinzipien Zola's über die Aufgabe der Romandichtung kann man zu keinem andern Schlusse gelangen als zu dem: „Das Gute ist nicht neu und das Neue ist nicht gut."

Unbedingt gut ist seine Forderung, daß der Romancier sich an die Wahrheit der Erscheinungen halten, dieselben mit objektiver Treue wiedergeben müsse und nicht seine subjektive Auffassung von Welt und Leben an Stelle der Daseinswirklichkeit setzen dürfe. Die Erkenntnis dieser Aufgabe des epischen Dichters ist aber nichts weniger als neu. Ein gewisser uralter Homer scheint dies Gesetz der epischen Dichtung schon gekannt zu haben, da er seine Helden mit so packender „naturalistischer" Treue zeichnete.

Neu hingegen ist Zola's Auffassung, daß die Romandichtung schlechterdings keine andere Aufgabe habe, als die Erscheinungen des Lebens in ihrer nackten Wirklichkeit nachzubilden, den „Mechanismus des Menschen und der Gesellschaft" darzustellen, und daß sie — wie die Medizin — nicht in das Reich der Kunst, sondern in jenes der Wissenschaft gehöre. Weil der Schriftsteller, um die Charaktere seiner dichterischen Gestalten richtig zu schildern und durchzuführen, psychologische und — sei es d'rum! — auch physiologische Kenntnisse besitzen muß, darum soll die Romandichtung eine Wissenschaft sein? Mit demselben Rechte müßte man die Skulptur und Malerei Wissenschaften nennen, da Bildhauer und Maler — Anatomie studieren. Aber so wenig als die aus Marmor oder Erz geformte menschliche Figur ein physiologisches Präparat ist; so wenig als die anatomische und physiologische Kenntnis des menschlichen Organismus den bildenden Künstler ausmacht: eben so wenig ist die Romandichtung eine Wissenschaft und wird derjenige Romancier seiner Aufgabe gerecht, der sich damit begnügt, in seinen Werken die Erscheinungen des sozialen und individuellen Lebens — unbekümmert um die in der Kunst waltenden Gesetze der Schönheit — mit der trockenen, ideenlosen Naturtreue eines Kopisten nachzubilden.

Zola's Irrtum liegt in der ästhetischen Anschauung, daß die Idealität der Gegensatz des an der Wahrheit der Erscheinungswelt festhaltenden Realismus und mit diesem unvereinbar sei. Weil er — und mit vollem Recht — die realistische Treue als Hauptgebot des Schriftstellers ansieht, so will er den Idealismus, den er für deren unversöhnlichen Feind hält, bekämpft und beseitigt sehen. „Wir naturalistische Schriftsteller haben nur mit dem physiologischen Menschen zu thun, der metaphysische Mensch ist für uns tot!"

Den Idealismus in Kunst und Poesie mit einer religiös-philosophischen Auffassung des Menschen als einem „Ebenbild Gottes" mit einer unsterblichen Seele, welche in der zeitweisen Behausung des sterblichen Körpers einem bessern Jenseits entgegenreift, zu identifizieren — wie Zola thut — ist grundirrig. Der künstlerische Idealismus hat auf Sternenweite nichts zu schaffen mit den Dogmen der Religion und den Thesen der Philosophie. Sein Gott ist das Schöne — und die Wahrheit, künstlerisch schön dargestellt. Seine Mission ist, Werke zu schaffen, welche durch ihre künstlerische Vollkommenheit, durch die sanft siegende Macht der Schönheit erhebend, veredelnd und begeisternd wirken und so ein herrliches Erziehungsmittel der Menschheit bilden.

Dieser Idealismus thut der realistischen Wahrheitstreue keineswegs Abbruch. Im Gegenteil sind das reale und ideale Moment in der dichterischen Produktion höchster Ordnung von einander untrennbar und vereinen sich in versöhnender Harmonie. Die Dichtkunst ist einem Baume vergleichbar, der mit seinen Wurzeln im Boden nüchterner Lebenswirklichkeit haftet, aus dem er seine Nahrung saugt, mit seinem Wipfel aber frei und stolz der Sonne der Idealität entgegenragt. In dem Weltbilde des echten Dichters werden auch die dunkelsten Tiefen des Lebens von den Strahlen der Poesie verklärend berührt. Das Subjektive und veranlassend Gelegentliche dient nur dem Ganzen zur realen Grund- und Vorlage, zum sichern Halt der

idealen Stimmung, um sie vor einer Steigerung zu fantastischer Fiktion, zu süßlicher Träumerei eines überirdischen idealen Zustandes zu bewahren.

Das Objekt der Kunst- und Dichtungswerke dieser Gattung ist nicht der „metaphysische" Mensch, mit welchem Zola mit Recht nichts zu thun haben will, sondern der psychologische Mensch in seiner Totalität. Und wenn Zola die Romandichtung auch mit diesem psychologischen Menschen nichts will zu thun haben lassen, weil die Wissenschaft im homme-machine die Existenz dessen, was man Gemüt nennt, nicht nachweisen kann, sondern als würdiges Objekt des Experimental-Romans nur den aus Sauerstoff, Stickstoff, Kohlensäure, Eisen, Phosphor und Kalk zusammengesetzten „physiologischen" Menschen anerkennen will, der als solcher zu seinen Handlungen nur vom Stachel animalischer Bedürfnisse angespornt wird; so antworte ich ihm, daß er seinem eigenen Prinzip, sich nur an wirkliche Thatsachen halten zu wollen, untreu wird. Denn daß das Menschenherz noch anderer Regungen fähig ist, als der im tierischen Organismus des Menschen begründeten sinnlichen Impulse; daß die Ideen des Guten und Schönen, des Edlen und Erhabenen — trotzdem Anatomie und Physiologie ihnen kein Ursprungszeugnis auszustellen vermögen — der Menschenseele tief innewohnen: das lehrt zweifellos die tägliche Erfahrung. Und derjenige Romancier, der diese Thatsache außer Acht läßt, ist in der Darstellung der Erscheinungswelt einseitig und unwahr. Vor lauter Eifer, die Metaphysiker und Dogmenreiter zu widerlegen, welche behaupteten, der Mensch sei ein übersinnliches Geschöpf, das „einen Gott im Busen" trägt, geht er einen Schritt zu weit und lehrt: der Mensch ist nichts als eine rohe, boshafte Bestie; und verfällt dadurch in den entgegengesetzten Irrtum Jener, indem *sie* Dinge sahen, die nicht vorhanden sind, und *er* Dinge, die da sind, nicht sieht.

Zola's eigene Romane sind besser als seine Kunst-Prinzipien. Allerdings haftet einigen derselben der Fehler an, daß sie die Menschen — in der ängstlichen Besorgnis, sie ja nicht zu idealisieren — moralisch karrikieren. Andere sind kapitelweise von trostlosester Langweile, als ob die Aufgabe des naturalistischen Romanciers darin bestünde, des Lebens Langweiligkeiten auch langweilig zu schildern. Dagegen erhebt Zola in seinen beiden Werken „La joie de vivre" und „Germinal" sich zur ganzen Höhe seiner genialen Darstellungskunst, getragen von der Kraft eines den ganzen Mechanismus des sozialen Baues umfassenden und durchdringenden Scharfblicks. Während er früher Welt und Menschen fast nur von ihren häßlichsten Seiten sah und schilderte, weitet sich in diesen Werken sein geistiges Auge und erblickt das Vollbild der menschlichen Gesellschaft und ihres Lebens.

Einige Litterarkritiker der Gegenwart sehen in der aller Idealität feindlichen, praktisch nüchternen Tendenz unserer Zeit eine Ursache des stets mehr und mehr zunehmenden Vorwiegens des realistischen Moments in der Dichtkunst. Der pessimistischen Philosophie des Frankfurter Grämlings Arthur Schopenhauer, der in der „totalen Verneinung des Willens zum Leben" den einzigen Weg „zur wirklichen Erlösung der Welt" erblickte, und der materialistischen Richtung der Naturwissenschaft der Welt mit Behagen verkündet, daß der Mensch nichts sei als eine sich selbst heizende Lokomotive, das Herz ein Pumpwerk u. s. w. wollen sie Schuld geben, daß auch die Romandichtung es aufgab, Ideale zu schaffen, d. h. Gestalten, an denen der Mensch seine Freude hat, und sich mit immer wachsender Vorliebe in die geheimen Abgründe des Lasters und Elends versenkt und die zerstreuten Greuel der Wirklichkeit zusammenfassend, sie als das allgemeine Symbol der Weltordnung darstellt.

Der Einfluß der aus dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft sich ergebenden Lebens- und Weltauffassung auf jene der Dichter ist unverkennbar. Während die Philosophie uns lehrt, daß es „nur einen angebornen Irrtum gebe, daß sei der Glaube, daß wir da sind, um glücklich zu sein" und daß das Menschenleben nichts sei „als eine unnützerweise störende Episode in der seligen Ruhe des Nichts"; während die Naturwissenschaft dem Menschen nachweist, daß er vom Affen abstamme, und die moderne National-Oekonomie im Menschen nichts erblickt als „ein Thier,

das zeugen will und ernährt werden muß", sehen wir gleichzeitig, wie die Dichtkunst, indem sie den Boden des Ideals, in dem sie bis jetzt gewurzelt, sich unter den Füßen entzogen und die illusorischen Sterne, die bisher dem Pfad der Menschheit geleuchtet, erblassen sieht. mit ihren bisherigen Traditionen bricht. Nun geht sie von dem Bewußtsein der Ohnmacht und Hohlheit alles Glaubens aus. Das Leben ist ihr nicht mehr Harmonie und Genuß, sondern ein schmerzlicher, unausgleichbarer Kontrast, eine ewig unstillbare Leidenschaft. Die sittliche und physische Mißgestalt wird ihr Lieblingsobjekt. Weil der allgemein einbrechende Materialismus mit der Leugnung des Uebersinnlichen in der Erscheinungswelt auch die Leugnung der übersinnlichen Ideen in der moralischen Welt verbindet, und die Naturwissenschaft erweist, daß die Lehren der Religion und die einer auf deren Dogmen gebauten Moral nur auf Einbildungen beruhen, wird in unanalitischen Geistern, welche die Spreu vom Korn nicht zu sondern wissen, der Glaube an jedes Sittengesetz als solches erschüttert, und die Dichtungen beschränkter Talente, welche, der Kraft ermangelnd, der Menschheit in ihren moralischen Evolutionen voranzuschreiten, allen momentanen Abirrungen derselben nachgeben, gehen von demselben Standpunkte aus und bemühen sich den Menschen in seiner Gebundenheit in animalischen Instinken darzustellen, der sich vom Tiere selbst durch nichts unterscheidet als durch sein Vermögen, die Triebe und Gelüste, die er mit demselben teilt, in raffinierterer Weise zu befriedigen.

Dieser Bruch der Romandichtung mit dem Idealismus könnte, wenn verallgemeinert, verhängnisschwer werden, denn groß ist der Einfluß, den der Dichter auf seine Leser übt. Und gerade jetzt, da die Welt immer mehr eine „entgötterte" wird, da aller religiöse Wunderglaube, der das fromme Gemüt mit dem irdischen Schicksal, das den guten Menschen so oft unglücklich und den Verworfenen in den Besitz der Güter dieses Lebens gelangen läßt, durch die Zusicherung einer waltenden göttlichen Gerechtigkeit aussöhnte, nach und nach auf die Vertrauenswürdigkeit harmloser Ammenmärchen reduziert wird; da die Wissenschaft den Glauben an einen von der Materie unabhängigen und daher unsterblichen Geist des Menschen als ein theologisches Hirngespinnst demaskiert, indem sie nachweist, daß es keine Gedanken, keine Bethätigung des Geistes ohne Gehirn, Blut und Nerven giebt, und da für die große Menge der religiöse Glaube mit jenem an die Nothwendigkeit der Sittengesetze in einen Begriff zusammenfällt und die Vernichtung des Einen — bis für den verlornen Boden ein neuer gefunden — eine bedenkliche Erschütterung des Andern mit sich bringt: jetzt tritt an die Kunst und Poesie das Gebot mit doppeltem Gewicht heran — festzuhalten an ihrem hehren Beruf, das Feuer der Liebe zum Guten und Schönen im Herzen der Menschheit zu hüten. Wenn sie ihrer erhabenen Mission eingedenk bleiben, birgt die Verödung der Altäre und Kanzeln keine Gefahr in sich für den ethischen Fortschritt der Gesellschaft. Der Priester tritt sein Lehr- und Führeramt dem Künstler, Dichter und Schriftsteller ab, und von ihnen geleitet, ringt sich die Menschheit aus den Nebeln theologischer Phantasmagorien zu jener Erleuchtung des Geistes empor, welche sie erkennen läßt: daß alles seelische, wie vieles physische Elend nur in Verkennung der Mittel zu dessen Beseitigung begründet ist; daß zur Erreichung des Glücks nur Ein Weg führt, die Befolgung der Gebote der Humanität, welche zugleich Gebote der Vernunft sind; daß die Ausübung dieser Gesetze für das Individuum wie für die ganze Menschheit die Grundlage des Glückes, des Friedens und der Freiheit bildet.

„Idealistische Schwärmerei!" rufen die Trivialisten; „der Romanschriftsteller ist kein Pädagoge und Morallehrer": wie die Wissenschaft in der Analyse des menschlichen Organismus und seiner Funktionen sich nicht durch ethische und ästhetische Skrupeln stören lassen darf, so besteht die Aufgabe des Romanciers darin, unbekümmert um die Eindrücke seiner Darstellungen auf das Gemüt des Lesers, die Erscheinungen im individuellen und sozialen Leben zu beobachten und wahrheitsgetreu nachzubilden.

Und dabei bedenken sie nicht, daß ein Werk, welches nichts bietet als den dürren, ideenlosen Abklatsch der nüchternen Wirklichkeit zum mindesten wertlos und

überflüssig ist, in den meisten Fällen aber — statt „die Kraft und das Glück des Menschen zu fördern," wie Zola behauptet — direkt schädlich wirkt. Nämlich in dem Falle, wenn der Romancier aus Furcht, die Menschen für besser darzustellen als sie sind, sie als schlechter schildert. Die Anbeter des Experimental-Romans werden dagegen einwenden, daß ein Schriftsteller, der dies thue, dadurch schon von der objektiv wahrheitsgetreuen Wiedergabe der Wirklichkeit und somit vom Grundprinzip des Naturalismus abweiche. Dies ist jedoch nicht richtig, denn der Romancier kann die menschliche Gesellschaft sowohl besser als auch schlechter darstellen, als sie in Wirklichkeit ist, ohne in der Zeichnung der einzelnen Charaktere, Situationen, ja im ganzen Lauf seiner Erzählung von den von ihm gemachten Erfahrungen, mithin von der objektiven Treue der Darstellung abzuweichen. Die Auswahl des Stoffes macht hier alles aus. Wer in seinem Romane durchaus korrumpierte, lasterhafte Menschen oder umgekehrt eine Welt voll edel angelegter, von guten Neigungen beherrschter Seelen zeichnet, deren jede einzelne Gestalt mit packendster Naturtreue geschildert ist, der ist in seinen Werken zu gleicher Zeit wahr und unwahr. Wahr in den Details, indem alles Erzählte und Geschilderte der Wirklichkeit nachgebildet ist; unwahr im Ganzen, da das Gesamtbild der im Romane dargestellten Welt der Totalität der wirklichen Welt nicht entspricht, in welcher es weder durchwegs Schurken noch durchwegs Biedermänner giebt.

Wie der Mensch immer wieder von Natureindrücken und sinnlichen Trieben beeinflußt wird, so wird er auch immer wieder vom Bedürfnis nach reiner Geistigkeit erfaßt und zum Streben nach Bekämpfung der sinnlichen Naturgebundenheit, nach der Erringung der idealen Freiheit des Geistes gedrängt. Die harmonische Versöhnung dieser einander widerstreitenden Elementargewalten der menschlichen Natur darzustellen, ist höchste Aufgabe der Kunst.

Wer einem empfänglichen Gemüt beständig von der Verdorbenheit der Menschen vorredet; wer es immer auf die bösen und nie auf die guten Neigungen der menschlichen Natur aufmerksam macht; wer in dessen eigenen Regungen und Handlungen immer schlechte Motive sucht und voraussetzt: der wird endlich dazu gelangen, dieses Gemüt zu verderben und alle edleren Anlagen darin zu ersticken. Eine Litteratur, welche dergleichen thut, muß einen demoralisierenden Einfluß ausüben und ist daher zu verwerfen.

In dem Gesagten berühren wir zugleich die von einigen Kritikern verneinte Frage, ob Zola ein moralischer Schriftsteller sei.

Wenn in einigen seiner früheren Romanen die moralische Tendenz weniger entschieden zutage trat, so drückt sie seinen letzten ihren unverkennbaren Stempel auf. Wie Juvenal in seinen Satiren hält er den korrumpierten Gesellschaftsklassen mit kühner Hand einen Spiegel vor, in welchem sie ihre Verderbtheit in voller Nacktheit erblicken. Und durch den hohen Ernst, der seine Feder führt, wirkt er erschütternd, ruft er das Gewissen dieser in träger Versumpfung und leichtfertiger Sorglosigkeit dahinlebenden Schichten auf.

Nicht dasselbe läßt sich von den fälschlich naturalistisch genannten Machwerken vieler seiner Nachahmer sagen. Auch sie fordern, daß man ihre Romane „moralisch" nenne, indem sie behaupten, der Schmutz, die Gemeinheit, die sie ohne falsche Scham, ohne prüde Ziererei zeichnen, wirke abschreckend.

Nun freilich, ein Säufer, ein Dieb, ein in Schenken und Verbrecherhöhlen herumlungernder Vagabund, eine feile Straßendirne zu werden, dazu reizen diese Romane nicht an. Das thun aber auch jene in der Litteraturgeschichte nicht genannten litterarischen Erzeugnisse nicht, deren Verkauf ihrer Unsittlichkeit wegen verboten ist und deren Titel bei manchen Antiquaren unter der Rubrik „pikante erotische Lektüre" zu finden sind. Die Verfasser wenden auch hier den sattsam bekannten „moralischen Ausgang" an, in welchem die Bösen entweder sterben müssen oder durch sonst irgend ein Unglück für ihre begangenen Missethaten bestraft werden.

Diese schablonenmäßigen „moralischen Ausgänge" erwerben jedoch dem Verfasser noch keineswegs gerechten Anspruch auf den Namen eines moralischen Schrift-

stellers. Um ein solcher genannt werden zu dürfen, müssen seine Werke mindestens eine augenblicklich gehobene, dem Guten geneigtere Stimmung erwecken. Diese Wirkung erzielen diese Romane nicht; können sie nicht erzielen, da sie jeder ethischen leitenden Idee entbehren.

Oder ist es etwa von moralischer Wirkung, wenn wir die Lebensgewohnheiten der darin geschilderten, bis in's Mark verkommenen Lotterbuben im Arbeits-Kittel oder im Salonrock vor Augen geführt, oder Dirnen, Proletarier u. s. w. fluchen, raufen, sich betrinken oder sonstige Zuchtlosigkeiten treiben sehen? Einem naiven Gemüte, das sich darüber wundern sollte, daß derartiger litterarischer Schund ein Lesepublikum zu finden vermag, würde ich den Ausspruch des ersten Napoleon in's Gedächtnis rufen, welcher auf den Vorwurf, daß seine Regierungsmaximen das Volk verschlechtere, hohnlächelnd erwiderte: „Sie wissen also nicht, daß man die Menschen weit leichter durch ihre Laster beherrscht als durch ihre Tugenden."

In der Litteratur ist es leider nicht anders. Ein Schriftsteller, der auf die Schwächen der Menschen spekuliert, der in seinen Werken Töne anschlägt, die in den sinnlichen Neigungen der menschlichen Natur ihr Echo finden, wird, wenn auch nicht höher geachtet, so doch immer mehr gelesen werden als ein Schriftsteller von gleichem Talent, dessen dichterische Schöpfungen statt des heißen Odems der Lüsternheit die frische, herbe Luft der Idealität durchweht. Und zwar deshalb, weil die große Menge mehr Gefallen daran findet, in ihrer Lektüre, in der sie nur Unterhaltung sucht, sinnliche Anregung zu finden als geistige.

Der Gründe, welche diesen Werken so viele Leser gewinnen, sind jedoch noch mehr. Ein Hauptreiz liegt in der Verblüffung, in welche der Leser durch die rücksichtslose Unverfrorenheit, mit welcher Dinge erzählt und beschrieben werden, welche der kühnste Romancier bis jetzt kaum andeutungsweise zu erwähnen wagte, versetzt wird. Seite um Seite, Blatt um Blatt bringt der Leser weiter, die oft recht langweiligen Plattheiten seufzend mit in den Kauf nehmend, gespannt darauf, zu sehen, bis zu welcher Grenze in der ungenierten Schilderung verfänglicher Situationen der Verfasser wohl gehen werde, der in der Beschreibung der intimsten Details gewisser pikanter Szenen für die naturalistisch treue Wiedergabe der Wirklichkeit so viel thut, daß ihm zu thun fast nichts mehr übrig bleibt.

Ein weiterer Grund ist in dem in manchen Gesellschaftsschichten, namentlich der pariser Frauenwelt, herrschenden Gelüste zu suchen, die Lebensweise, Manieren, kurz das ganze Gehaben der Halbwelt (welche in Paris eine viel wichtigere Rolle spielt als in irgend einer andern Stadt Europa's) kennen zu lernen. Man weiß, daß es keine Seltenheit ist, daß Frauen aus der besten Gesellschaft, um diese Neugierde zu befriedigen, verkleidet und in sicherer Begleitung solche Vergnügungslokale aufsuchen, welche ausschließlich von Damen der Halbwelt frequentiert werden. Nun giebt es aber eine große Menge Frauen, welche entweder nicht den Mut oder nicht die Gelegenheit haben, auf diesem Wege ihren Wissensdurst zu sättigen. Und nun wird plötzlich ein Roman mitten in die Gesellschaft hineingeschleudert, in welchem der Autor dieser verruchten Welt den Schleier mit einem kecken Griff abreißt und sie in ihrer völligen Nacktheit vor das Auge des Lesers hinstellt. Wie sollte da nicht der „anständigen" Gesellschaft unbefriedigte Neugierde nach den Mysterien des Lasters dem Erzähler Dank wissen? So lesen die Frauen — weil sie Töchter Eva's und deshalb neugierig sind; die Jünglinge mit dem ersten Flaum auf den Lippen — weil die Schilderung der schönen Weiber und ihrer käuflichen Reize ihrer lechzenden Phantasie einen Vorgeschmack der Genüsse bietet, die ihrer harren; die Lebemänner, — weil sie dabei ein ähnliches Vergnügen empfinden, als wenn man in einem Album blättert, das vortreffliche Porträte von uns selbst und von unsern Freunden und „Freundinnen" enthält; die satten Greise, — weil diese Lektüre in ihrer Einbildungskraft angenehme Erinnerungen wachruft.

Diese traurige Geschmacksrichtung verdirbt den Dichter, wenn er ausschließlich auf den Erfolg arbeitet, und er selbst wiederum wirkt schädlich auf den ethischen Fortschritt der Menschheit, indem er nicht die Selbstlosigkeit besitzt, deren krankhaften

Neigungen zu opponieren, sondern ihnen in seinen Werken neue Nahrung zuführt und sie dadurch verstärkt.

Glücklicherweise aber repräsentieren die Pseudo-Naturalisten nicht die ganze moderne Romanlitteratur. Noch giebt es Dichter, welche lebensfrische Realistik der Schilderung mit Idealität eines leitenden Grundgedankens zu vereinen wissen; welche in ihren Schöpfungen ihren Zeitgenossen nicht das bieten, was ihren Launen schmeichelt und ihrem verfaulten Geschmacke fröhnt, sondern was sie durch die Macht einer hohen Idee über den Sumpf menschlicher Gesunkenheit emporhebt.

Auch Zola hat, seinen theoretischen Irrtum praktisch verbessernd, durch Schaffung seiner letzten vortrefflichen Werke sich auf diese Stufe des echten, wahren Naturalismus emporgeschwungen und sich nicht nur als „großer Mechaniker", sondern als ein Romanschriftsteller bewährt, an dem jeder starke, vorurteilsfreie Geist seine Freude haben muß.

2.

Der Anfang vom Ende des Romans.

Von Franziska v. Kapff-Essenther.

(Wien.)

Klingt es nicht paradox, ja närrisch, von dem Ende des Romans zu sprechen? Eben jetzt herrscht und blüht ja der Roman wie niemals vorher! Sein dehnbares Gefüge umfaßt heute alle möglichen Gebiete des geistigen Lebens, alle erdenklichen Stoffe und Style. Der Roman *allein* ist seiner Art nach imstande, der unendlichen Mannigfaltigkeit modernen Lebens gerecht zu werden. Er hat alle andern dichterischen Formen beinahe verschlungen: er ist lyrisch in seinen Schilderungen, episch in seiner Entwicklung, dramatisch in der Ausgestaltung der Konflikte, und es giebt kaum mehr einen Dichter, sei er Lyriker oder Dramatiker, der nicht schließlich seinen Roman schriebe. Denn er ist dann sicher, sein Publikum zu finden, was ihm vorher nicht immer gelungen ist, und auch Alles sagen zu können, was er auf dem Herzen hat und doch in die strenge Form der Lyrik und des Dramas nicht hinein bringen konnte. Der Roman ist das Epos der Gegenwart — heißt das Schlagwort. So universell, so umfassend, als die Odyssee und das Nibelungenlied für *ihre* Zeit waren, so ist es der Roman als solcher für unsere Zeit. —

Dies Alles ist unbestreitbare Thatsache. Nur ist der Roman eben kein „Roman" mehr, hat wenig oder nichts mehr gemein mit dem dichterischen Produkt, das einst diesen Namen trug. Der Name blieb, weil man keinen bessern hatte, obgleich der Begriff sich im Laufe der Zeiten zur Unkenntlichkeit verändert hat.

Auf die poetische Urgeschichte zurückgehend, finden wir einerseits das nationale Heldengedicht, wie die Ilias und Odyssee, das Nibelungenlied, anderseits den Sagenkreis der Tafelrunde und die verwandten romantischen Sagen, welche die erste litterarische Blütezeit repräsentieren. Im XIV. und XV. Jahrhundert stockt nicht nur die poetische Produktion, die poetische Sprache gerät in raschen Verfall. Jetzt beobachten wir, daß man beginnt, einzelne *romantische* Sagen *in Prosa* zu erzählen (Sagenkreis der Tafelrunde, Tristan, Wigalois u. a.). Dies ist der erste und eigentliche Anfang des Romans — d. h. die *Durchdringung des romantischen Inhaltes mit der epischen Prosaform*. Dem Gebiete der *Romantik* entnimmt die neue Darstellungsgattung durch Jahrhunderte nahezu ausschließlich ihre Stoffe. Es ist hier nicht der Ort, die ganze Entwicklung zu verfolgen. Wir heben nur hervor: je näher der Roman seinem Ursprung, desto reicher ist er an romantischen Begebenheiten. In früheren Jahrhunderten strotzt er förmlich von Abenteuern und wunderlichen Dingen aller Art. In diesem Sinne macht er die verschiedensten Phasen durch, welche die Litteraturgeschichte unter den Namen Ritter-, Schelmen- und Räuberroman kennt, wozu dann die Robinsonaden, die romantisch aufgeputzten

historischen und endlich die Schauer- und Kriminalromane kommen. — Immer ist es jedoch die Buntheit, Wunderlichkeit, Phantastik und überraschende Abwechslung des Inhaltes, worauf Wert gelegt wird. Bekanntlich entstand „Don Quixote" dadurch, daß sein genialer Autor die abgeschmackte Phantastik der zeitgenössischen Ritterromane verspotten wollte. Zugleich ist dieses klassische Buch das Urbild der humoristischen Romane, welchen schon die subjektive Auffassung des Dichters das eigenartige Gepräge giebt und die darum schon eine höhere Entwicklungsstufe bezeichnen. Dasselbe gilt von den „empfindsamen" Romanen, welche zu dem modernen Liebesroman herüberleiten, jenem Roman par excellence, wobei es sich ausschließlich darum handelt, ob die Zwei „sich kriegen" oder nicht. Der Romantiker Walter Scott nimmt z. B. nur gleich ein Stück Weltgeschichte und macht es diesem edlen Zweck dienstbar. Nach wie vor ist der Roman der Schauplatz der seltsamsten, fremdartigsten, zum Teil höchst unwahrscheinlichen Begebenheiten. Menschen, die nirgends auf Erden existieren, Zufälle, die mit der Pünktlichkeit einer Maschinerie ihre Schuldigkeit thun, Katastrophen, welche alle schwierigen Verhältnisse lösen und mit unvergleichlicher Gerechtigkeit den Schuldigen treffen, Geheimnisse, Verwicklungen, wunderbare Vorstellungen und wie der ganze Apparat heißt — das macht den „Roman" aus, der mit dem wirklichen Leben grundsätzlich nichts gemein hat. Man liest ihn, um dieses zu vergessen, und Alles, was dem Wirklichen und Möglichen entrückt — was ganz und gar unwahrscheinlich ist, bezeichnet man, sofern es einen gewissen phantastischen Reiz hat, als „romantisch". Ebenso wenig wie die früheren, können wir hier die letzte Wandlung des Romans darlegen, durch welche er nach verschiedenen Richtungen den Zauberkreis der Romantik durchbrach. — Jedenfalls folgte er dem allgemeinen Zuge der Zeit nach dem Positiven, rein Aktuellen und wandte sich hinsichtlich seiner Stoffe und seiner Darstellungsweise der wirklichen Welt zu. — Was wir in den Romanen von heute lesen, ist nicht im mindesten mehr ein „Roman" — mindestens nicht in den, für unsere Epoche charakteristischen Werken.

Der realistische oder naturalistische Zeitroman geht von der Beobachtung der wirklichen Welt aus; er schildert Menschen und Dinge grundsätzlich wie sie sind. — Wenn er seine Personen und Verhältnisse auch erfindet, so sind sie doch so, daß man ihnen täglich begegnen kann. Der realistische Dichter verfährt nach jener Methode, welche in der Wissenschaft unter dem Namen der induktiven bekannt ist: er nimmt das Konkrete zum Ausgangspunkt und nicht seine Idee — ein Vorgang, der aller modernen Forschung zu Grunde liegt. Auf diese Weise sind die Meisterwerke Turgenjew's, Gogol's, Pisomski's, Zola's, Daudet's, Bret Harte's, Thakeray's, die der neuern italienischen, spanischen und skandinavischen Novellisten entstanden — Turgenjew hat uns auf diese Weise die Gesellschaft seines Vaterlandes geschildert, Sacher-Masoch die westslavische Welt, Franzos die polnischen Juden und ruthenischen Bauern. Die realistische Dichtung erscheint, der Fülle und Mannichfaltigkeit ihres Stoffes entsprechend, in einer langen Reihe von Arten und Schattierungen. Nach verschiedenen Richtungen hin hat sie sich entwickelt und dabei die Grenze der Dichtung als solche überhaupt erreicht.

Wie gewöhnlich hat die französische Litteratur die Führung. Der Löwenanteil an der Vernichtung des „Romanes", an der Eroberung der Wirklichkeit für die Form dieses Namens gebührt natürlich Zola, welcher den Realismus zum Naturalismus steigert, die Nachtseiten des menschlichen Lebens mit unbarmherziger Treue, mit hinreißender Wahrhaftigkeit schildert — weil sie wirklich sind. Mit einer allumfassenden, alldurchdringenden Kraft, wie sie nur dem wirklichen Genius eigen ist, legt er jene dunklen Gewalten bloß, die aus unerforschter Tiefe quellend, ihr Spiel mit dem Menschen treiben, gegen alle Vorkehrungen und Palliative der Zivilisation einen heimlichen, aber unerbittlichen Kampf kämpfend. Dieser Kampf ist so schrecklich, so widerlich, so tragikomisch bisweilen, daß bis heute die Dichter sich redlich Mühe gegeben haben, ihn uns vergessen zu machen. Zola ruft: „Das ist wirkliches Leben, das ist Natur, und darum ist es mein Stoff." Er hat Recht, zu behaupten, daß sein „Assommoir" der erste wirkliche Volksroman sei. — Und

dennoch ist es nichts weniger als ein „Roman", — denn da ist eben kein einziges gemildertes Wort, kein einziger geschminkter Zug, keine einzige gemachte Wendung; es ist ein Stück typischen Lebens aus dem großstädtischen Arbeiterstand und dem Proletariat herausgegriffen, mit einer Klarheit und Tiefe nachempfunden und wiedergegeben, wie sie eben nur dem ganzen, großen Dichter eigen ist. „Nana" ist geradezu eine Monographie des Pariser Dirnentums und „Au bonheur des Dames" ist eine solche der Pariser Modemagazine. In „La joie de vivre", welches pathologische Prozesse und in „Germinal", welcher das Leben der Arbeiter in einem Kohlenwerk schildert, entwickelt der Dichter seine Eigenart fort zugleich mit der absoluten Negation des „Romanes". Da ist keine Rede mehr von „Helden", oder von „Handlung" im alten Sinne: es sind dichterisch angeschaute Kultur- und Sittenbilder, wobei die Menschen manchmal zur Staffage herabsinken, ganz so wie es im wirklichen Leben der Fall ist, wo die Institution so oft an die Stelle der Individualität tritt.

Wieder auf einer andern Seite hat Daudet die Schranke des Romans durchbrochen, um sich auf den Boden konkreter Wirklichkeit zu begeben. — Er, der unvergleichliche Charakterschilderer, schuf eine Art von photo-biographischem Zeitroman, dem authentische zeitgenössische Charaktere in treuer Wiedergabe zu Grunde liegen. So im „Nabob", „Nouma Roumestau", „die Könige im Exil", „die Evangelistin". Es sind stadtbekannte Pariser Persönlichkeiten und ihre Schicksale, die der Dichter zum Modell wählt, und oft hat er, unbeschadet seiner dichterischen Freiheit, die Grenze erreicht, wo Dichtung und Biographie sich berühren. — Ueber die unübertreffliche, ergreifende, unmittelbar empfundene Lebenswahrheit seiner Schilderungen aus dem Pariser Leben ist kein Wort mehr zu verlieren.

Noch eine andere Spezies, welche die Durchdringung von Wirklichkeit und Dichtung erzeugte, ist der ethnographische Realismus, der ethnographische, kulturhistorische Stoffe belletristisch ausbeutet, wobei es sich jedoch um das Wirkliche handelt, nicht um das Erdichtete. Das Land, die Sitte, das Kostüm sind es, welche man dem Leser vorführen will, nicht der Mensch als solcher. Aus den entlegensten Winkeln der kultivierten Welt hat man uns schon derlei Geschichten erzählt; wir haben meist wenig Grund, uns für jene Länder und Völker zu interessieren und das letzte Argument, mit dem uns solch' ein Buch in die Hand gedrückt wird, ist immer dieses: Die Schilderungen sind *wirklich*, nicht *erdichtet*! Denn die Herren schämen sich beinahe zu dichten, und ein begabter Dichter und beliebter Erzähler rühmt sich mit seiner Mission, durch die Schilderungen seiner polnischen Juden und ruthenischen Bauern „die Kultur nach Osten zu tragen".

Wenn wir bisher Spezialitäten erwähnten, die zwar bezeichnend sind, gewissermaßen Schule gemacht haben und den Untergang des Romanes dokumentieren, so knüpften sich dieselben doch mehr an einzelne, illustre Namen. — Die letzte und für seine Entwicklung wichtigste Phase hat der Roman dadurch erreicht, daß er sich auf die *psychologische Analyse* beschränkt. Personen und Verhältnisse der uns umgebenden Welt werden uns, mit Verzicht auf jede Komplikation, auf jedes außergewöhnliche Moment, auf jede äußerlich reizende Zuthat gleichsam von innen geschildert, die Charaktere analysiert, ihre Beziehungen zu einander bloßgelegt. Jede Erfindung ist ausgeschlossen — es handelt sich um die dichterische Nachempfindung und Nachbildung des immanenten Lebens, welches den Erscheinungen inne wohnt. Das Wort des einen Goncourt, der Roman werde in Zukunft nur noch Analyse sein, dünkt uns vor allen andern prophetisch. — Wie bereits erwähnt, müssen wir auch bei diesem Anlaß nach Frankreich blicken. Dumas fils hat zum teil in seinen Romanen, vor Allem in der „Affaire Clemenceau", das bezeichnete Genre begründet, auch Flaubert's „Madame Bovary" gehört hierher.

Die Gegner des Naturalismus, wie Duruy, Halévy, Gréville, schreiben analytisch in diesem Sinne, und die jüngere naturalistische Schule hat sich dieser Methode ebenfalls bemächtigt, wenn sie auch eine Art von litterarischem Nihilismus

damit verbindet, denn was diese Herren gewöhnlich schildern und analysieren, ist natürlich das Nichtssagendste und Banalste, was in Paris vorgeht.

Der psychologisch-analytische Roman setzt jedenfalls die Menschen- und Charakterschilderung, welche von den Naturalisten und Kulturhistorikern oft etwas vernachlässigt wurde, wieder in ihre Rechte ein. Aber er wird seinen künstlerischen Zweck darin sehen, die Menschen und Dinge möglichst ohne Absichtlichkeit darzustellen; der Dichter tritt an die Stelle jener alldurchdringenden Naturmacht, welche keine Partei, keine Tendenz und auch keinen Respekt vor der Tradition kennt. —

Wir kommen zu dem Schlusse: das Ende des „Romans" als solcher ist gekommen. Litterarisch hat er aufgehört zu existieren, wenn er auch in Familienblättern, Zeitungsfeuilletons, Leihbibliotheken und Kolportagespekulationen noch sein Wesen forttreibt, wenn wir auch — faute de mieux — seinen Namen beibehalten müssen, obgleich längst jede Spur von Romantik aus den analytischen Schilderungen geschwunden ist, welche diesen Namen noch tragen. —

Das Auge des Dichters sieht heute nicht mehr in's Blaue hinein; es sieht dieselben Dinge wie wir — es sieht nur tiefer in sie hinein, es sieht das Ineinander, wo wir nur das Nach- und Nebeneinander sehen. Wir sehen das Einzelne als solches, der Dichter sieht das Ganze im Einzelnen und stellt es aus den zergliederten Teilen neu schöpferisch zusammen. Mit einem Wort: er folgt heute eben jener Methode, welche längst die Wissenschaft beherrscht — der analytisch-induktiven — sein Resultat aber ist die poetische Wahrheit, welche sich der Spekulation entzieht.

3.

Ein italienisches Urteil über den deutschen Roman und seine Leser.

Mitgeteilt von Konrad Alberti.

(Berlin.)

Die in Turin erscheinende „Gazzetta Letteraria" brachte in Nummer 23 vorigen Jahres einen merkwürdigen Artikel von A. Cantalupi. Der Verfasser, ein Mitglied der jüngeren italienischen Litteraturschule, entwickelt darin seine Ansichten über den deutschen Roman und das deutsche Lesepublikum und zieht Vergleiche mit den litterarischen Verhältnissen anderer Nationen. Obgleich es in der Natur der Sache liegt, daß wir dem Verfasser nicht in jedem Punkte beistimmen können, so müssen wir doch bekennen, noch selten bei einem Ausländer so viele tüchtige, von eingehenden Studien zeugende Ansichten über gewisse Mißstände in der deutschen Litteratur gefunden zu haben.

Cantalupi knüpft an Spielhagen's „Beiträge zur Theorie und Technik des Romans" an, um seine zumeist gegenteiligen Ansichten auseinanderzusetzen. Cantalupi findet die Gründe des Ueberwucherns der französischen Romanlitteratur in Deutschland nicht wie Spielhagen in der dem Deutschen eigentümlichen Hinneigung zum Auslande, sondern in der ungenügenden Quantität und Qualität des deutschen Romans.

„So umfangreich die deutsche Romanlitteratur auch ist, reicht sie doch noch nicht für das Bedürfnis des deutschen Lesepublikums hin. Eine Frau in Deutschland hat Zeit für Alles: sie sorgt für ihren Mann, für die Kinder, überwacht den Gang der häuslichen Geschäfte und findet doch noch Zeit genug, um den Eigentümer der umfangreichsten Leihbibliothek in ein paar Monaten zur Verzweiflung zu bringen. Wenn die Köchin des Morgens auf den Markt geht, um die Einkäufe zu besorgen, führt sie in der Tasche immer ein paar Bände zum Tauschen für Madame mit sich. Während des Landaufenthalts im Sommer herrscht ein fortwährendes Gehen und Kommen der Bücher zwischen Dorf und Stadt, ein ununterbrochenes Ein- und Auspacken. Einer italienischen Frau dünkt es Wunder was, wenn sie in einer Woche einen Band Daudet zu Ende bringt, und ist dies geschehen, so beginnt sie ihn von

Neuem, um noch einmal die Einzelheiten genau zu genießen . . . . . eine deutsche Frau liest wie sie ißt, oft mehr als sie verträgt und von allem Möglichen . . . . Und so wird schließlich noch die litterarische Produktion von ganz Europa nicht für sie hinreichen."

Das ist vielleicht übertrieben, wahr aber ist, was der Italiener über die kritiklose Art sagt, mit der deutsche Frauen ihre Lektüre zu wählen pflegen. „Die Lesewut schadet den künstlerischen Eindrücken, einer jagt den andern und schwächt ihn ab. Solch eine Dame kann drei Mal denselben Roman lesen, ohne ihn wiederzuerkennen, in ihrem Kopfe vermischen sich alle möglichen Schriftsteller, Gestalten, Situationen . . . . Ein richtiges Urteil über das Gelesene weiß sie nie zu fällen, sie vermag nur zu sagen, ob der Roman spannend oder nicht gewesen sei und beurteilt Alles von diesem Gesichtspunkt. Die deutsche Frau ist wohl im Allgemeinen gebildet, aber es zeigt nicht von litterarischem Geschmack, wenn sie in ihrer Lektüre unvermittelt von Freytag zu Elliot, von Spielhagen zu Miß Beardon, von Dahn zu Ohnet, von Zola zu Heyse, von der Marlitt zu Farina, von Sacher Masoch zu de Amicis hinüberspringt, d. h. von einer Individualität, von einer Erzählungsweise, Tendenz u. s. w. zu ihrem geraden Gegenteil. Ich sah einmal in den Anlagen eines oberösterreichischen Bades eine elegante Dame gerade die letzten Seiten von Ebers „Homo sum" überfliegen und dann sofort, ohne nur einmal zur Seite zu blicken, nach Thackerays „Vanity fair" greifen! Und diesen Riesensprung machte die Dame, während sie ganz ruhig an ihrer Stickerei fortarbeitete . . . Was kümmerte sie sich um die Verschiedenheiten der Geschehnisse und der Charaktere in beiden Romanen, was um die künstlerische Darstellung, den philosophischen Gehalt oder das fein verborgene Gift der Satyre, sie suchte nur die Zerstreuung in ihrer einfachsten und rohesten Form!"

Nun untersucht Cantalupi in seiner Weise die Frage, warum es der deutschen Romanlitteratur nicht gelingt, außerhalb ihres Vaterlandes sich Ansehen zu verschaffen. Einen Grund für die Unbedeutendheit des deutschen Romans sieht er in dem Mangel eines einzigen deutschen Zentralpunktes des öffentlichen und geistigen Lebens. Dem Franzosen ist Paris, dem Engländer London eine unerschöpfliche Fundgrube dichterisch verwertbarer Stoffe, Handlungen, Situationen, Charaktere. Man kann noch nicht sagen, daß in Deutschland Berlin eine solche Rolle spielt. „Ein Franzose, der in Paris lebt, braucht nur ein wenig natürlichen Verstand, etwas Lebenskenntnis, einige Beherrschung der Sprache zu besitzen, um ein Buch zu Stande zu bringen, das höchstwahrscheinlich einen Monat, eine Woche nach seinem Erscheinen vergessen sein wird, das man aber doch lesen wird, ohne sich zu langweilen. Es giebt wenige französische Romane, bei denen Einen ein Gähnen überfällt . . . Die französischen Schriftsteller arbeiten ungestüm darauf los, sie machen sich sozusagen Motion, indem sie erzählen, sie schaffen alle Teile ihres Romans wie ein Naturschauspieler seine Rollen darstellt, und die Kenntnis des Lebens hält sie unbewußt, wenn nicht beim Entwurf ihrer Geschichte, so doch bei der Durchführung von allen Verstößen gegen die Natürlichkeit zurück. So gelingt es ihnen schließlich auch, beim Leser selbst für das Unmögliche den Eindruck des Wahrhaften, wenigstens des Möglichen hervorzurufen. . . . . Was uns bei den deutschen Romanen abstößt, ist das zu häufige Hervortreten der „Konstruktion" . . . . Es kann in ihnen Alles vom ersten bis zum letzten Kapitel lebenswahr sein, und das Ganze, die Vereinigung aller jener Einzelzüge erscheint doch unwahr. Es schwebt eben Alles in der Luft; der Autor, so empfindet man, hat sich seine Welt erst mühsam konstruieren müssen, die einzelnen Teile von hier und da zusammenholen, einander anpassen und zu diesem Zweck hier etwas fortschneiden, da etwas ankleben müssen: er hat es in ganz logischer Weise gethan, und doch steht diese im Widerspruch mit der Wirklichkeit, welche er „verbessert" und „idealisiert" hat . . . . So entstehen zuweilen sehr schöne Bücher, aber nur keine lebensvollen Romane; sie enthalten Geist, Feinheit, erhabene Gedanken — fehlt leider nur die fortreißende Ursprünglichkeit. Der Autor steht nicht wie bei den Franzosen unter der Herrschaft seines Werkes, sondern er beherrscht das letztere und

drängt, ohne es zu wollen und zu wissen, überall die eigene Person in den Vordergrund . . . ."

Der deutsche Roman ist demnach im Grunde ein subjektiver Roman, und wenn Spielhagen, so behauptet Herr Cantalupi, sich für den „objektiven Roman" entscheidet (vergl. seine „Theorie des Romans") und der Ansicht ist, selbst objektive Romane geschrieben zu haben, so sei dies ein neuer Beweis für die verschiedene Auffassung und Anwendung gewisser technischer Schlagworte bei den einzelnen Nationen. Denn wie könne man im Ernst von objektivem Schaffen reden, wenn, wie Spielhagen behauptet, die Wirklichkeit erst durch den Hochofen der Phantasie gehen müsse, um als geläutertes Kunstwerk herauszukommen, wenn es das unumgängliche Erfordernis für einen Roman wäre, daß er eine „Idee" enthalte. Denn was ist diese Idee nach Spielhagen? Nichts anderes als „das Bild, welches der Dichter von der Welt in seiner Seele trägt, und welches er in seinem Werke wiederzugeben versucht". Wie könne man da noch von Objektivität, von Naturwahrheit reden, wenn es, wie Spielhagen behauptet, sich überall da, wo die epische Phantasie waltet, gar nicht um den Menschen oder das Individuum handelt, sondern um die Menschheit, um die Auffassung des Dichters von der Welt, um ein Weltbild! Nun hat, fährt Herr Cantalupi fort, jeder Deutsche beinahe seine eigene Weltanschauung: wenn er kann, bringt er sie in ein System oder stellt sie in einem poetischen Kunstwerk dar, wenn er die Fähigkeit dazu nicht besitzt, so macht er in der Kneipe oder beim Spazierengehen wenigstens für dieselbe Propaganda . . . . Spielhagen hält darum seine Theorie vom Roman für die einzig richtige, ein Roman ohne Weltanschauung erscheint ihm ein Werk ohne Saft und Kraft. Und das hält Spielhagen für einen „objektiven" Roman, und bekämpft den subjektiven mit allen Mitteln, welche ihm zu Gebote stehen! Die „Objektivität" besteht nach seiner Ansicht nur darin, daß der Autor nicht selbst das Wort ergreift und seine Weltanschauung auseinandersetzt, sondern dieselbe aus der Charakteristik seiner Personen, zumal des Helden, und aus dem Gange der Handlung hervorgehen läßt . . . . . Wie ist es möglich, daß die Wirklichkeit, die Natürlichkeit nicht darunter leidet . . . . wenn der Autor sich seine Welt so konstruieren muß, daß Situationen, Gestalten, Charaktere, Reden, Schilderungen, alles das einem Dinge dienen muß, welches völlig außerhalb der Handlung und ihrer natürlichen Motive steht, der „Idee"?

„Da nun Spielhagens Theorie in Deutschland als allgemeingiltig angenommen wird und die Praxis ihr gewissenhaft entspricht, begreift man, daß die deutsche Romanlitteratur nicht nur außerhalb Deutschlands keine Verbreitung findet, sondern daß auch ein Teil des deutschen Publikums selbst an derselben keinen Geschmack mehr zu finden beginnt . . . . Der deutsche Roman gehört einer Zeit an, welche in ganz Europa bereits eine überwundene ist und die in Deutschland selbst zu Ende geht . . . . Indessen entbehrt die deutsche Litteratur schon heute nicht mehr völlig solcher Romane, die der Wirklichkeit entsprechen, denn nicht jeder deutsche Schriftsteller hat sich zuerst eine Anschauung von der Welt, dieser und jener Gesellschaftsklasse und der Menschheit gebildet und sucht andern die Wirklichkeit derselben anzupassen, um so seine Ideen in Romanform der Welt zu verkündigen, sondern arbeitet ohne philosophische und ethische Voreingenommenheit und stellt die Wirklichkeit dar, wie er sie sieht und empfindet . . . . ."

„Zweifelsohne hat jeder von uns, ohne es selbst zu bemerken, seine eigene Art, den Gang des Lebens zu betrachten und zu beurteilen, jeder trägt seine eigene moralische Atmosphäre um sich, die er sich aus seinen Erfahrungen gebildet hat, auf die noch die Umstände des Ortes und der Zeit einwirken, unter denen wir leben. Aber es ist nicht nötig dieselbe auszukramen, wenn man eine Thatsache oder eine Reihe von Geschehnissen erzählt, wo eines sich aus dem andern ergiebt. Jene wird sich schon von selbst, auch gegen unsern Willen äußern, sie wird sich, wenn wir uns auf uns selbst verlassen, in der Wahl der Themen, der Typen, der Oertlichkeiten offenbaren, überhaupt das Ganze von selbst durchdringen, ohne daß sie auch nur an einer Stelle offen ausgesprochen wird. Wenn die Deutschen, — worauf sie ja

immer schneller hinsteuern, — ein Zentrum ihres gesamten Lebens besitzen oder wenn die Bedingungen des letzteren allenthalben gleich sein werden, so werden sie das reichste Material für eine Romanlitteratur besitzen. Wer weiß, ob sie dann das Bedürfnis noch fühlen werden, die Stoffe derselben durch die Gläser oder Zauberlaternen einer beliebigen Weltanschauung zu betrachten!"

Soweit Herr Cantalupi.

Wir wollen nicht achselzuckend über die Ansichten des Italieners zur Tagesordnung des alten idealistischen Schlendrians übergehen, sondern uns das Wahre und Richtige, welches dieselben enthalten, ein wenig zu Herzen nehmen, damit man endlich im Auslande aufhört, über unsere Belletristik die Nase zu rümpfen und wir uns endlich die Stellung im litterarischen Weltleben erobern, die wir uns bereits im politischen erkämpft haben. —

4.

Naturalismus schlechtweg!

Von Julius Hillebrand.

(München.)

Jeden Unbefangenen, der nur die Litteratur selbst und nicht die Litteratur *über* die Litteratur kennt, muß es befremden, daß überhaupt noch ein Streit bestehen kann über die Berechtigung des *realistischen* Kunststils.

Ist doch Realismus nichts anderes als die künstlerische *Zurückspiegelung* des Seienden, was ja die echten, großen Dichter von jeher bewußt oder unbewußt als ihre Aufgabe anerkannten.

Hierauf nun lautet der stereotype Einwand: Der Dichter hat nicht die Natur einfach abzuschreiben, er soll nicht Photograph sein, sondern *Maler* der Wirklichkeit. Das ist nichts als ein leeres Sophisma. Kann denn der radikalste Realist — nennen wir gleich Zola, diesen Schrecken aller Litteraturspießbürger und solcher die es werden wollen — die Wirklichkeit anders abspiegeln, als sie sich in seiner Individualität reflektiert? Ist denn die künstlerische Arbeit des Realisten ihrer *innern* Natur nach eine andere als die des Idealisten? Wie unzutreffend ist daher dieser ewige Vergleich mit der Photographie! Diese wird hergestellt mit mechanischen Mitteln; an Stelle der geistigen Konzeption tritt die *Technik*. Die Photographie ist lediglich aus diesem Grunde kein Kunstwerk und nicht darum, weil sie die wirkliche Wirklichkeit darstellt.

Jede Volksdichtung (allerdings nicht immer die gedruckte, dafür desto öfter die gesungene) ist realistisch. Allerdings hat sie auch ihre idealistischen Seiten, diese treten aber weniger hervor, weil das Volk selten in der Lage ist, „die höheren Regionen, wo die reinen Formen wohnen," zu besuchen.

Homer und Hesiod, die Nibelungen, die schottische Ballade wie das slavische Volkslied, sie alle wurzeln in dem fruchtbaren Boden der Wirklichkeit und darum (weniger um ihrer formellen Vollendung wegen) ist ihr Ruhm ein unverwelklicher. Homer, um das nächstbeste Beispiel herauszugreifen, scheut sich nicht die geheimen Wünsche der Freier beim Eintritt Penelopeias also wiederzugeben (Odyssee I, 366):

„Aber nun lärmten die Freier umher in dem schattigen Saale;
Denn sie wünschten sich Alle mit ihr das Bette zu teilen."

Da höre ich meinen braven Bildungsphilister und Moralpächter: „Shocking! Wie kann man so unsittlich sein! Cela se fait, mais cela ne se dit pas. Der Dichter soll uns über das Gemeine des Alltagslebens erheben, nicht in demselben wohlgefällig herumwühlen. Nehmen Sie sich an Paul Heyse ein Muster, in welch' sittliche Atmosphäre der sogar den alten Sünder Don Juan erhoben hat (u. s. w. nach bekannter Melodie)!"

Daher die frommen Ratschläge für einen heutigen Epiker, wenn er es wagen wollte, so homerisch naturwahr zu schildern; aber den Alten verzeiht man Vieles „auf Kosten des damaligen Zeitgeschmacks."

Ueberhaupt, wenn unsere Rhadamantusse keinen andern Ausweg mehr wissen, dann muß die Zeitrichtung des Dichters herhalten, „die solche Ausschreitungen zur Genüge entschuldigt." Daß der Dichter Sohn seines Jahrhunderts ist (und gerade der größte Dichter seinem Jahrhundert am ähnlichsten), das wissen wir so gut wie Ihr; daß es aber nur der Vergangenheit gestattet sein soll, wahrhaftig die Wahrheit zu sagen, das freilich ist uns neu.

Armer Aristophanes, ärmster Shakespeare, wenn Ihr Titanen durch die Kraft Euerer Poesie die heutigen Pygmäen erschreckt, dann machen sie dafür — Euere Zeit verantwortlich und glauben damit ihre eigene Jämmerlichkeit genugsam entschuldigt! Der Hauptirrtum der Gegner der neuen realistischen Kunstrichtung liegt aber noch tiefer. Sie verkennen nämlich ganz den untrennbaren Grund und Zusammenhang der Poesie mit dem sozialen Leben und der Wissenschaft. Die Kunst ist ebenso ein Produkt der jeweiligen Gesellschaftszustände wie etwa Ethik oder Politik. Es giebt daher auch keine absolute Aesthetik. Ist z. B. der Gesellschaftszustand ein religiös-feudaler, so ist auch die Poesie (infolge ihrer notwendigen Beziehung zum geistigen und materiellen Leben) religiös-feudal. Daher heißen die beiden Heroen der mittelalterlichen Poesie Dante und Calderon. Und während der letztere noch einmal die katholisch-feudale Weltanschauung in ihrem Brennpunkte Spanien poetisch verklärte, stellte schon Cervantes in Don Quixote die erhabene Dummheit des historischen Rittertums dar. Mag sein, daß der Held von Lepanto nur eine Satire auf die schlechten Rittergeschichten schreiben wollte, in Wirklichkeit schrieb er eine Satire auf die Geschichte der Ritter. Durch den Mund des sterbenden Don Quixote spricht das an sich selbst verzweifelnde, dem Tode geweihte Mittelalter. Mit Shakespeare aber offenbarte die neue Weltanschauung des Humanismus ihre welterobernde Kraft auch in der Poesie, wie sie solche schon früher in der Wissenschaft bewiesen. Aber dieser Humanismus ist noch in den Fesseln nationaler, religiöser und sozialer Beschränktheit. Daraus erklärt sich wohl zur Genüge die manchmal bis zur Widersinnigkeit getriebene Phantastik in der Fabel seiner Stücke neben dem nackt-schönen Realismus der Charaktere. Der Unsterbliche hat selbst dieser Doppelnatur seines Dichtens Ausdruck gegeben in seiner unerreichten Bildersprache:

Des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollend
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab."

Shakespeare war ein, auch in wissenschaftlicher Beziehung auf der Höhe seiner Zeit stehender, aber zum Glück kein akademisch gelehrter Dichter; darum galt ihm das Leben allzeit mehr als die antiquarische Studie. Zugegeben, daß sein Troilus oder Timon keine Griechen sind (indeß wer von uns weiß, wie es so einem alten Griechen wirklich zu leben und zu sprechen beliebte?) jedenfalls sind es vollblütige Menschen, was man von berühmteren, vielleicht sogar griechischer empfundenen Gestalten Schiller's oder Goethe's sicherlich nicht behaupten kann. Macht doch Goethe selbst in seinen spätern Jahren das Geständnis, daß ihm das Griechentum mehr galt als seine frühere Göttin — die Natur!

Im vorigen Jahrhundert nun gelangte der Rationalismus, die Weltanschauung des dritten Stands, gegenüber der Kirche zur Herrschaft über die Geister. Voltaire und Lessing sind die Bannerträger des modernen Gedankens. Der dritte Stand erobert sich mit der Weltbühne auch die Schaubühne. Das erste lebensfähige deutsche Drama war zugleich ein Drama des dritten Standes. Lessings Werk führen die Stürmer und Dränger in ihrer Weise fort. Schiller schreibt das republikanische Trauerspiel Fiesko und setzt die Menschenrechte in Jamben um. Goethe dichtet den Prometheus.

Zwar folgte der politischen Reaktion eine poetische, aber die eine war so gemacht wie die andere.

Niemanden liegt es ferner als uns die Schönheit und Erhabenheit der mittelalterlichen Poesie zu läugnen; aber was im 17. Jahrhundert noch, weil dem Volksgeist entsprungen, tiefe Berechtigung hatte, das kann im 19. Jahrhunderte leicht dem Fluche der Lächerlichkeit oder Vergessenheit verfallen. Aber es gab neben dieser Litteratur der Vergangenheit noch eine andere, die gleichen Schritt hielt mit der gesellschaftlichen Entwicklung. Wie Auflösung der Solidarität, Bruch mit der Tradition das soziale Leben seit der französischen Revolution kennzeichnet, so zerbrach auf litterarischem Gebiete der Subjektivismus alle ihm seither gesetzten Schranken. Die alten Dichter vermenschlichten die Gottheit, die neuern vergöttlichen den Menschen, d. h. zumeist sich selbst. Byron ist ihr Prophet. In ihm wie in Leopardi und Lenau offenbart sich vorwiegend die philosophische, in Heine, Alfred de Musset, Giusti und Puschkin mehr die soziale Dissonanz, natürlich in verschiedenster nationaler Färbung.

Seit Darwin ist nun eine neue Gedankenwende eingetreten: der Evolutionismus. Wenn sich diese Neuerung noch nicht in dem Maße geltend macht, als zu erwarten wäre, so liegt der Hauptgrund darin, daß die Bildung des größten Teils der tonangebenden Männer eine antinaturwissenschaftliche (sogenannte humanistische, besser: grammatikalisch-scholastische) ist. Daß auch in sozialer Beziehung neue Probleme ihrer Lösung harren, braucht nicht ausgeführt zu werden. Das Gegenteil könnte nur Jemand behaupten, der noch keine Großstadt betreten, keine Fabrik gesehen, keine Zeitung gelesen hätte.

Diese beiden Strömungen, die philosophisch-materialistische und die soziale andererseits haben in der Litteratur auch ein neues Kunstprinzip erzeugt — den Naturalismus. Während der Realismus so alt ist wie die Kunst, ist der Naturalismus etwas Neues, so wenig schon dageweſenes, wie etwa die Darwin'sche Abstammungslehre oder die moderne Industrie.

Skizzieren wir ihn kurz nach seiner sozial-philosophischen Doppelnatur. Zunächst erklärt sich schon aus dem oben gegebenen Begriff des Wortes, daß der Naturalismus international ist; ebenso international wie die moderne Weltanschauung und Kulturbewegung, deren Ausdruck auf litterarischem Gebiete er darstellt. In der That bricht sich das neue Kunstprinzip ja nicht bloß in Frankreich, sondern in der ganzen übrigen zivilisierten Welt Bahn, besonders in den germanischen und slavischen Sprachgebieten. Indessen die Beschränktheit will ihr Schlagwort haben; darum nennen die „mit der Nase lesenden" Kritiker die deutschen Naturalisten — „Zola-Affen".

Nun mag zugegeben werden, daß vielfach zu weit gegangen wird in der Verherrlichung Zolas; allein der Personenkultus hat in der Kunst jedenfalls noch die meiste Berechtigung, weil diese in jedem ihrer Jünger sich neu gebiert, mit andern Worten: weil sie nicht wie die Wissenschaft oder Gesetzgebung Kollektiv- sondern Individualarbeit ist. Im Uebrigen bitte ich die betreffenden Kritiker, mir den französischen Schriftsteller zu nennen, aus welchem z. B. Conrad's urbajuwarische Typen im „Totentanz der Liebe" oder die echt berlinerischen „Verkommenen" in Kretzer's gleichnamigem Romane „abgeschrieben" sind! Diese antizolaistischen Kritiker sind von so enormer Geistesimpotenz, daß ihre einzige Ausflucht darin besteht, die Weisheit der von Heine gegeißelten politischen Krähwinkler auch auf das litterarische Gebiet zu übertragen:

„Ausländer, Fremde sind es meist,
Die unter uns gesät den Geist
Der Rebellion. Dergleichen Sünder
Gottlob! sind selten Landeskinder."

Wenn unsere sozialen Verhältnisse denen Frankreichs gleichen, ist denn das die Schuld der Darsteller?

„Nicht den Spiegel klage an, die Fratze rührt von dir selbst her."

Schleicht nicht auch durch unsere Straßen allabendlich „Nana", die Verworfene und — Begehrte, die Rächerin ihres Geschlechtes? Braucht man sie erst von Zola

abzuschreiben? Die Beispiele ließen sich mit Leichtigkeit vermehren, das eine möge genügen. —

Der Naturalismus stellt Typen dar; aber er stellt nicht Durchschnittstypen dar, noch hat er das je beabsichtigt, Nordaus Angriffe treffen ihn daher nicht. Der Naturalismus will darstellen, *was* ist und *wie* es geworden ist. Aber um ein richtiges Bild des Seienden geben zu können, muß er es in seinen *charakteristischen* Momenten auffassen und nicht im Durchschnitte. Diesen stellt die Wissenschaft (z. B. die Statistik) viel besser dar als die individualisirende Kunst. Weder in „Assommoir" noch in „Nana", weder in „Pot-bouille" noch in „Abbé Mouret", noch in „Germinal" sind Durchschnittsbegebenheiten. Auch die Protagonisten in diesen Romanen sind keine Dutzendmenschen; es mögen zum Teil geistig und körperlich herabgekommene Menschen sein, aber es sind streng *individualisierte Typen*. Der Dichter suchte eben immer das Packende im Leben, die Katastrophe herauszugreifen, gerade wie in den Akten eines Kriminalprozesses oder in einem ärztlichen Krankheitsbericht nur das berücksichtigt wird, was auf den Fall oder auf die Krankheit Bezug hat, sie von andern unterscheidet.

Zola giebt in der Vorrede zum dramatisierten „Totschläger" folgendes mustergiltige Programm des Naturalismus:

„Das Uebernatürliche und Vernunftwidrige zu vernichten, unerbittlich alle Metaphysik zu verbannen, die Rhetorik nur als Hilfswerkzeug zuzulassen, einzig und allein die physiologische Betrachtung des Menschen festzuhalten und alle sinnlichen und sittlichen Erfahrungen auf den erfahrungsgemäß richtigen Beweggrund zurückzuführen in der hochmoralischen Absicht, dieser Erscheinungen Herr zu werden — danach strebe ich und aus diesem Grunde verstehen wir, die landläufige Kritik und ich, uns nie und nimmer." —

Am bewundernswertesten schien mir immer Zolas Objektivismus. Hierin ist er wirklich Shakespeare vergleichbar. Er ist einer der wenigen Autoren, die nicht sich selbst, sondern den Menschen darstellen. Daher seine plastische Kraft; er braucht nicht immer denselben Charakter in verschiedene Masken zu stecken, wie es Byron gethan (um gleich den Bedeutendsten von allen — den Gegenpol Shakespeares zu nennen), der einen Kain, Sardanapal, Childe Harold, Don Juan u. s. w., im Grunde aber immer sich selbst beschrieben hat. Wir haben aber seit dem Heiden Mark Aurel und dem alten Christen Augustin bis herein auf Rosseau und Stilling genug mehr oder minder moralische Selbstbekenntnisse, aber sehr wenig Dokumente des großen Lebensprozesses der Menschheit. Während nun in der Romanlitteratur das sozialphysiologische Prinzip Sieg auf Sieg erringt, ist das Bühnendrama (das deutsche noch mehr als das französische) ganz in den Banden des Konventionalismus, besonders des sexuellen und sozialen. Indessen nur das Bühnendrama; denn zum Glück giebt es in Deutschland auch ein — von den Erfolgsanbetern selbstverständlich sehr verachtetes Buchdrama, welches sich seit Goethe und Lenz bis auf unsere Zeit erhalten hat. Wie meist die Praxis der Theorie, so hinkt auch die Bühne langsam der Produktion nach; sie ist abhängig von der Laune des Tags oder des Intendanten oder des — Kassiers, abhängig vor allen vom — „verehrlichen Publikum." Daher steht in der Regel der dramatische Dichter vor dem Dilemma, entweder auf die Bühne zu verzichten, oder aber „sich möglich zu machen durch Anpassung" an den Geschmack der Logenabonnenten. Dem scheint zu widersprechen, daß noch an den Repertoires der Hofbühnen der Riese Shakespeare dominiert. Aber verdankt er diesen Erfolg seinem Genie? Nur sehr mittelbar. Zunächst verdankt er ihn der vielgeschmähten Reklame, der tausendzüngigen Fama, die einem berittenen Herolde gleich ausruft: „Platz da! Shakespeare kommt. Hamlet-Possart! Aufgepaßt!" Ich will dem Leser eine Illustration zu meiner oben aufgestellten Behauptung geben. Während Grabbe (den Heine mit Shakespeare vergleicht) sich aufrieb im Bemühen, die gewaltigsten Probleme der Sage und Geschichte dramatisch zu bewältigen, beherrschte Raupach, Ernst Benjamin Salomo Raupach, der Verfasser von „Der Müller und sein Kind" die weltbedeutenden Bretter!

Infolge der eigentümlichen Beschaffenheit unseres Theaterwesens — ist es so weit gekommen, daß das, an die mächtiger arbeitende Phantasie des Lesers sich wendende Buchdrama mehr den Forderungen der realistischen Kunst entspricht als das Bühnendrama. Aber den Vertretern des erstern fehlte der Erfolg. Isoliert kämpfend, müde, umsonst stets „Nesseln zu schwingen und Disteln zu köpfen" fielen die meisten einem frühen Tode, wenn nicht gar baldiger Vergessenheit anheim, so Lenz, Grabbe, Kleist, Georg Büchner u. A.

Einer drang durch — der stahlharte Dietmarsche Hebbel. Seine „Maria Magdalene" scheint mir in der dramatischen Litteratur unserer Zeit, was „Miß Sara Sampson" im vorigen Jahrhundert war. Wie nämlich mit diesem Drama das bürgerliche Trauerspiel begründet wurde, so ist „Marie Magdalene" als der erste Versuch des sozialen Dramas zu betrachten, welchem die nächste Zukunft gehört.

Dieses nun unterscheidet sich vom herkömmlichen bürgerlichen Trauerspiel vor allem dadurch, daß es nicht blos Honoratioren, also Pfarrer, Kommerzienräte, Sekretärs oder Lieutnants, sondern auch den vierten Stand auf die Bühne bringt, zweitens dadurch, daß es in tieferm Erfassen der Motive auch die physiologische und pathologische Seite des Charakters zu beleuchten und an Stelle der abgedroschenen Spießbürgerkonflikte die großen Geisteskämpfe der Wirklichkeit auf die Bühne zu bringen sucht, endlich dadurch, daß es den konventionellen Theaterjargon durch die Sprache des Lebens ersetzt.

Die Kunst des modernen Dramatikers besteht mithin weder in Idealisierung, noch in der bald bei allen Denkenden wahrhaft berüchtigten „schönen Sprache", sondern einzig in der richtigen Charakterisierung der Handelnden und Konzentrierung der Idee.

Was das Leben zerstückt,, durch Räume und Zeit getrennt bietet, das muß des Dichters nachschaffende Phantasie, verbündet mit der Technik des Regisseurs, in wenig Stunden zusammendrängen, etwa wie ein Maler, der mittels seiner Kunst ähnliche Affekte in uns hervorzurufen versucht wie die Natur mit ungleich gewaltigern Mitteln. Was ist uns Hekuba? Oder Klytämnestra? Warum sollen wir uns ewig in griechische oder römische Masken stecken? Aber freilich, der Fluch des Epigonentums ist die — Reminiszenz.

Zum Dichten gehört eben nicht nur Talent, sondern auch Mut. Aude sapere. Wunderbar bewährt sich die Wahrheit dieses Wortes bei dem bedeutendsten der jetzt lebenden Dramatiker, bei Henrik Ibsen. Das ist keiner von den Dichtern, die ein paar aus der dramatischen Kostümschneiderei geborgte Drahtpuppen und etliche Dutzend gebrochene Herzen verbrauchen, bei deren tragischem Weh und Ach man gemütlich verdauen und — einschlafen kann, das ist ein Dichter generis masculini, eine nordische Eiche inmitten von Zwerggestrüpp! —

Gerade in Deutschland, dessen größter Dichter die Verherrlichung der Weiblichkeit soweit trieb, daß er die meisten seiner Männer an den Weibern zu Grunde gehen läßt, gerade hier könnte Ibsen der Leitstern sein für die neue Generation.

Sei es, daß Ibsen unbarmherzig die scheinbar glücklichste Ehe als lasterhaften Konkubinat entlarvt, oder daß er schildert, wie das Ansehen des hochgeachteten Kaufmanns, einer Hauptstütze der Gesellschaft, auf der Lüge beruht, oder daß er unerschrocken nachweist, wie der Sohn seines Vaters Sünden und seiner Mutter konventionelle Moral zu büßen hat, oder daß er den Festredner, der in Begeisterung und Schwindel macht, an den wohlverdienten Pranger stellt, stets ist er der Todfeind der Lüge und des Scheins. Er kämpft die Konflikte durch, die er begonnen, er löst die Zweifelfragen, die er aufgeworfen hat — deshalb ist er dem ästhetischen Philister so zuwider, der immer einen „versöhnenden" Abschluß haben will; wenigstens bei allen Stücken, welche die moderne Gesellschaft darstellt. In der historischen Tragödie ist er Dank der vereinten Arbeit einiger Genies und vieler Stümper derart an Gift, Dolch und Revolver gewöhnt, „daß ihn nichts mehr angreift."

Aber daß z. B. Nora ihre lieben Kinderchen verläßt, ist doch zu „peinlich",

zu herzlos; wie schön wäre es, wenn sie diesen zu Liebe das „Opfer" brächte, sich wieder mit ihrem Manne auszusöhnen! Ibsen verzichtet auf solche Taschentücher-effekte, er schließt disharmonisch ab, gerade so disharmonisch, wie die Wirklichkeit. Aber auch Ibsen in seiner nordischen Kraft und Herbheit ist erst der Marlow, bestimmt, dem künftigen Shakespeare die Wege zu bereiten. Wird er kommen? Oder ist er eine Unmöglichkeit in unserer sozial zerklüfteten, geistig blasierten, physisch degenerierten Zeit? Gehört vielleicht unsere Epoche zu jenen, in welchen der Genius der Geschichte die so oft mißbrauchte Lyra zürnend zu Boden wirft und sich ein Schwert umgürtet, ein blankes, ehrliches Schwert? —

5.

Der Naturalismus und die Gesellschaft von heute.

Von Ferdinand Avenarius.

(Dresden.)

Den Maßstab für die Beurteilung des dichterischen Könnens darf nur die Behandlung eines Gegenstandes durch den Dichter geben. Ein Kritiker, der diesen Satz nicht beherzigt und beim Urteil über die künstlerische Begabung eines Poeten Lust oder Unlust am Stofflichen selber bewußt oder unbewußt mitsprechen läßt, wird niemals ganz gerecht sein. „Wie ist der Gehalt gestaltet? Ist er dem Hörer so vermittelt, daß dessen nachschaffende Phantasie und nachfühlende Empfindung ihn voll wieder aufbaut?" — Das allein darf der Kunstrichter fragen, will er auch bei einem Dichter, der ihm menschlich fern steht — bei einem Ultramontanen oder Sozialdemokraten meinetwegen — trotz aller Gegnerschaft gegen den Inhalt seines Werkes die Gestaltung desselben und damit die Kunst seines Schöpfers unvoreingenommen prüfen.

Nach ganz Anderem aber hat er zu fragen, will er die Wirkung eines poetischen Werkes auf's Volk beurteilen. Der großen Mehrheit ist der ästhetische Genuß am Formalen ein Unerreichtes und vorläufig Unerreichbares. Um einer dichterischen Phantasie folgen zu können, ist auch seitens des Lesers oder Hörers kräftige Phantasiethätigkeit nötig — bei der fast einseitigen Pflege des Wissens auf unseren Schulen wird aber die Ausbildung jener Kraft des inneren Schauens vernachlässigt, die doch bei äußerst Wenigen stark genug ist, um auch ohne Schulung zum Genuß von Dichterwerken zu befähigen. Täuschen wir uns nicht darüber: selbst die eigentlichen „litterarischen Kreise" verwechseln bei uns aller Enden die Kunst wirkungsvoller Rede — die Rhetorik, zumal wenn sie eine Rhetorik in Versen — mit der von der Phantasie des Dichters durch das anregende Wort in die unsrige übertragenen Bildnerei durch geistige Vorstellungen, der Poesie.

Es ist zu anderen Zeiten wohl besser gewesen, bei den Griechen zum Beispiel, die harmonische und also nicht nur Denk-, sondern auch Phantasie-Menschen waren und solche erzogen. Auf die breiten Massen hat dennoch stets und überall die Poesie nur durch das Stoffliche gewirkt. Und wenn ein großer Dichter schon der ist, der einen nur ganz Wenigen naheliegenden Stoff vollendet gestaltet, so ist doch erst der ein großer Dichter und großer Schriftsteller zugleich, der nicht nur auf wenige Gebildete, der vielmehr auf Alle zu wirken versteht, indem er Jene durch die Darstellung, Alle aber durch den Gehalt seiner Schöpfungen zu erregen, zu belehren, zu leiten weiß.

Um dem zu genügen, muß er freilich ein moderner Mensch sein, der sich nicht scheu in sein Poetenstübchen vor der Berührung mit dem rauhen Leben zurückzieht, sondern voll hineingreift und es interessant findet, wo er's packt, am interessantesten aber da, wo seiner Zeit Herzschlag geht, mit dem sein eigener Herzschlag gleichen Takt hält. Sein eigenes Bild, das Bild seines Denkens und Trachtens, seines

Lebens und Leidens, seines Handelns und Wollens: das ist es, was ein Volk vor Allem vom Poeten verlangt. Aber so, daß es aus dem Spiegelbilde sich selber besser kennen lernt.

Klaus Hermann, dessen Broschüre „Der Naturalismus und die Gesellschaft von heute“*) meine Zeilen anregte, spricht über das Verhältnis unseres Geisteslebens zu Emil Zola. Zola — wir dürfen ja kaum den Namen nennen, ohne bespottet oder angegriffen zu werden, Zola — man sieht ja in ihm nur den Schilderer der Gosse! Klaus Hermann fällt es nicht ein, ihn vom Vorwurf zu großer Beachtung des Schmutzes freisprechen zu wollen, aber er findet zur Charakteristik Zola's das richtige Bild: „ein etwas cynischer Arzt gegenüber einer verstellten Ohnmächtigen.“ Die Empörung über verlogene Schönfärberei treibt Zola zu weit. Aber es ist ungerecht, über seinen Bildern der Nacht die des Tages zu vergessen. Hermann erinnert an die Pauline in „La joie de vivre“, an Denise in „Au bonheur des dames“, an den Doktor in „L'Assommoir“, an hochedle Charaktere, die uns doppelt erfreuen, weil sie als Menschen von Leib und Blut, nicht als wesenlose Bilder aus der poetischen Laterna magica an uns vorüberschreiten.

Und man vergesse vor Widerwillen an dem und jenem Einzelnen Zola's tiefsittliche Tendenz nicht: die Nächstenliebe, die den in sicherem Behagen Genießenden zuruft „Es giebt noch andere Menschen!“ und mit entrüstetem Zorn die Satire ihres Treibens zeichnet. Ja, die Satire — Zola ist der vielersehnte Juvenal unserer Zeit, und wenn wir das nicht sehen wollen, so geschieht's, weil uns das „De te fabula narratur“ fatal ist. Auf der einen Seite den grenzenlosen Egoismus, der sich unter Masken der Konvenienz selber ein Theaterstück von Sitte und Milde vorspielt, auf der andern das hungernde Elend —

„Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein:
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.“

— Das ist es, was Zola uns zeigt. „Die wahre Aufgabe des Menschen, des Christen“, sagt Hermann, „ist, mit der Kraft seiner Liebe die ganze Schöpfung zu durchdringen, in Liebe alles zu verklären und zu der großen Harmonie aller Kreatur heranzuziehen, denn wenn alles, was groß auf Erden, vergeht in Staub und Moder, so bleibt ewig die Liebe. Und du willst behaupten, du wärst ein edler, hochgebildeter Mensch, wenn du dich naserümpfend von dem stinkenden Rock des Arbeiters abwendest und zu der Not noch die Verachtung fügst? Und den Dichter schiltst du, der diese Not schildert und deiner blasierten Seele neue Aufgaben, wahre Aufgaben des unsterblichen Menschengeistes zeigt?“

Uebrigens hütet sich Hermann, Zola auch als den Dichter der Zukunft hinzustellen, er ist ihm nur der Dichter der Gegenwart; er vertritt ihm nur etwas, das wir in uns aufnehmen müssen, um es in uns zu verarbeiten, weil es ist, um dann, mit unverfälschter Kenntnis des Seienden, weiterzuschreiten: „Zum Naturalismus und von da zu neuen Idealen! Wirklich neue Ideale und hohe Poesie werden erst nach voller Verdauung der modernen Kultur wieder sich einstellen. Einmal sprach man von dem namenlosen Sehnen des Jünglings, heute fragt man nach den physiologischen Grundlagen. Beide Richtungen sind einseitig und Zola gehört noch der letzteren Einseitigkeit etwas an. Aber die Verbindung beider Anschauungsweisen wird wieder die richtige Anschauung liefern.“ Doch: „Wie Bismarck erst einmal die Grundmauer gezogen hat und sie verteidigt zum deutschen Reiche, den innern Ausbau aber andern und kommenden Geschlechtern überläßt, so ist schon viel gewonnen, daß der Naturalismus erst einmal den richtigen Standpunkt auf modernem Boden gefunden hat: das andere, bessere, kommt nach. Wollt ihr mit Eurer Litteratur denn nie der thatkräftigen Politik des Kanzlers folgen, immer hinterdrein hinken und schelten? Der erste Naturalist Deutschlands ist er doch,

*) Briefe eines Modernen an Jungdeutschland. Hamburg, Verlag von Hermann Grüning, 1886.

ureigen aus sich herausgewachsen. Das aber ist eben die wahre Verschulung und Verschultheit, mit Vergnügen im abgefallenen Laub vom verflossenen Jahr herumzutreten und die jungen Keime der neueren Weltanschauung, die emporstrebenden, zu erdrücken."

Noch der Hinweis auf eine vollberechtigte Warnung aus Hermann's Schrift. Er will dem Geschlechtsleben den seiner Wichtigkeit entsprechenden Platz auch in der Litteratur gewahrt wissen, er will auch eine Beleuchtung der Winkel, „aus denen der Pesthauch in die Paläste dringt," „wie eine gute Hausfrau nicht bloß die weite Fläche ihres Zimmers säubert, sondern namentlich auch darauf hält, daß in den Winkeln und Ecken sich nicht Staub und Unreinlichkeit ansammeln" — aber er warnt vor der „Verherrlichung sinnlicher Liebe", vor der „Ausmalung geschlechtlicher Freuden", die leider Gottes bei uns in Deutschland als untrennbar vom Naturalismus betrachtet werden. „Ich meine, daß zu allen Zeiten die höchste, edelste, erhabenste Kunst die Darstellung des Kampfes des Menschen mit dem Schicksale und mit den Kräften der Natur sich zur Aufgabe gemacht hat."

Zum Schluß bekenne ich meine Freude, in Hermann's Schrift endlich wieder einmal einer gänzlich unbefangenen Beurteilung des Naturalismus begegnet zu sein: einer viel unbefangeneren auch, als sie die meisten der deutschen Naturalisten ihrem Meister entgegenbringen. Indem er den Hauptton seiner Würdigung zuerst auf die Pflicht der Nächstenliebe gelegt, sodann darauf, daß die Litteratur der Zukunft nach ihrer Schulung und Bildung durch den Naturalismus und auf Grundlage desselben wieder emporbauen müsse in's Reich der Idee — hat Hermann meiner Ueberzeugung nach das rechte Wort gesagt. Ich wünsche seinem Schriftlein zahlreiche Leser: sie werden sich außer am Inhalt auch an der Form desselben erfreuen, die keine künstlerisch tadellose, aber eine nach so vielem reinen aber dünnen litterarischen Aufguß durch ihre charaktervolle Ursprünglichkeit erfreuende ist. Die Schrift strahlt etwas von der Wärme der Begeisterung auch auf den Leser wieder, der sie mit dem Wunsch aus der Hand legt, mehr von ihrem Verfasser zu hören.

Gedichte

von Heinrich v. Reder.

(München.) (Nachdruck verboten.)

Ultima Thule.

O Thule, du wunderbares Land,
Geboren aus Meeres Fluten,
Von Flammen erzeugt, die fest gebannt
Im Schooß der Erde ruhten!
Uralter Sagen Zauber webt
Um deiner Berge Zinnen,
In Runenschrift verkündend der Welt
Der Menschheit schmerzliches Sinnen.

Dort waltet noch Odhin. Den Helm von Eis
Auf lavaharter Stirne,
Des Herzens heißes Blut umwölbt
Vom Panzerstahl der Firne:

So ragt er aus dem nordischen Meer
Auf felsengethürmtem Throne,
Das Haupt gewandt gen Mitternacht
Zur frosterstarrten Zone.
Von Gerda träumt er, der schönsten der Frauen,
Von Frigg, der holden Gemahlin,
Dieweil langlockig Haar und Bart
Zum Silberglanz ergrauten.

Er träumt. Doch manchmal wacht er auf
Und reckt die Riesenglieder,
Als führen ihm plötzlich durch den Sinn
Wöluspa's Ymirlieder.
Dann stampft sein Fuß die Gründe des Meers,
Zerspaltend der Erde Mitte
Und wieder flammt die Loh empor
Vor seinem Thursentritte.
In Dampf und Rauch gehüllt das Haupt,
Erhebt er die Donnerstimme,
Daß Hel und Himmel weithin bebt
Vor seinem göttlichen Grimme.
Die Flammenaugen schleudern den Blitz
Zerschmetternd auf Zinnen und Zacken,
Die Locken, aus Schwefeldunst geballt,
Umflattern im Sturm den Nacken.

Jetzt reißt er im Wüten auf die Brust,
Rot brechen hervor die Fluten,
Als wollt' er in wilder Todeslust
Sein glühendes Herz verbluten.
Die Ströme stürzen hinab in's Meer,
Die Wogen branden und zischen,
Bis heißes Blut und eisige Flut
In Einen Strom sich mischen.
Sein Mantel, schwarz und dunkelrot,
Fliegt lodernd durch die Lüfte
Und füllt mit glühem Aschenstaub
Die Thale, Spalten und Klüfte.

Sobald sein kochend Blut versprüht,
Dann wird er still im Innern
Und nur noch leise zuckt sein Herz
Von schmerzlichem Erinnern:
An jene Zeit der Macht und Pracht,
Wo er ein Gott, ein ächter,
Bis ihn von seinem Thron gestürzt
Der Menschen Hohngelächter.

Der Hekla blieb sein letzter Hort,
Er hört den Weltbrei kochen
Und harrt, bis ihm der Grimm und Gram
Das stolze Herz gebrochen.
Wird's ihm zu lang, so rafft er auf
Die Waffen, die Schlachtgewande
Und fährt in Sturm und Wetternacht
Weit über Meer und Lande. —

O Thule, du wunderbares Land,
Wir beide tangen zusammen,
So lange noch in uns'rer Brust
Erloschen nicht die Flammen. —

Im Hammer.

Der Eisenhammer pocht im Thal,
Vom Schlote sprüh'n die Funken.
Der Gießbach rauscht und ferneher
Vom Rohrsee schrei'n die Unken.

Am Wirtshaus hält der Cavalier
Auf ungeduldigem Rosse,
Er streicht der Kellnerin das Kinn
Und spricht von seinem Schlosse.

Ein Schmiedgeselle hört ihm zu
Vom laubendunkeln Sitze,
Sein Herzschlag hebt das Lodenhemd,
Die Augen schleudern Blitze.

Verstohlen raunt die Kellnerin:
Herr, reitet heute nimmer,
Schon droht des Wetters finst're Nacht
Und traut sind uns're Zimmer.

Ich bliebe gern, doch muß ich fort,
Mich ruft die kranke Muhme,
Bewahre bis zur Wiederkehr
Mir diese duft'ge Blume . . . .

Wo bäumend stürzten Roß und Mann
Zerschmettert in's Gewelle,
Da lag am Morgen halbverkohlt
Ein Kienspahn an der Stelle.

Die Funken sprüh'n, der Hammer pocht,
Das Mädchen spricht mit Bangen:
Wer nächtlich diesen Spahn geschwenkt,
Der soll den Lohn empfangen.

Und meinst Du mich, so sollst Du nicht
Den Leuten davon sprechen —
Er drängt sie in das Räderwerk,
Die Glieder krachen und brechen.

Dann wirft er Feuer in's Gebälk
Und steigt zu höchst zur Spitze.
Sein Herzschlag hebt das Lodenhemd,
Die Augen schleudern Blitze.

Aufrecht noch lange steht er dort
Und flucht herab vom Dache,
Bis endlich in der Glut versinkt
Die Lieb', der Haß, die Rache.

Husarenlied.

Drei Hurrah unser'm General,
Hans Joachim von Zieten,
Der achtet nicht der Feinde Zahl,
Soviel ihm Gott beschieden.
Er reitet lustig auf sie ein
Und haut mit scharfem Säbel drein,
Wie Wetter kommt gefahren
Der Zieten mit seinen Husaren,
Hu, hussa, Husaren!

Die Dollmanns fliegen lang im Wind,
Die Zöpfe g'rad im Nacken,
Und eh' der Feind sich noch besinnt,
Wir Front und Flanken packen.
„Marsch, marsch ihr Schwarzen, d'rauf und d'ran!"
Und ob auch stürzen Roß und Mann,
Den Feind, den treibt zu Paaren
Der Zieten mit seinen Husaren,
Hu, hussa, Husaren!

Bei Hennersdorf den Sturmesritt,
Geteilt in drei Kolonnen,
Den ritt der kühne Zieten mit,
Da war der Sieg gewonnen.
Bevor die Feldwacht sich's versah,
Von allen Seiten waren wir da,
Trompeter blast Fanfaren
Dem Zieten mit seinen Husaren!
Hu, hussa, Husaren!

So oft ein deutscher Säbel blitzt
Am Schlachtfeld aus der Scheide,
Des Zietens Geist zu Pferde sitzt
Und fliegt voraus im Streite.
Wir stürmen nach, ob alt ob jung,
Dem Tod entgegen in Satz und Sprung,
Da zittern des Feindes Schaaren
Vor Zieten mit seinen Husaren,
Hu, hussa, Husaren!

Der Landsknecht.

Man heißt mich „Hans Klaus Stürz den Becher“,
Dieweil ich ein erprobter Zecher.
Ich leer' die Humpen und die Kanne
Und küß die Gretel und Susanne.
Die Faust am Schwert und off'nen Spund,
So fürcht' ich nit die letzte Stund.
Kein Feuer mir den Bart versengt,
Ich hab' ihn baß mit Wein besprengt
Und treib' mit meinen Spießgesellen
Den Teufel selber aus der Höllen.

Morgengruß.

Wach' auf, mein Lieb! Der Morgen graut,
Die Sonne lugt in's Thal.
Das Gras und Moos, vom Duft betaut,
Erglänzt im gold'nen Strahl.
Wach' auf, mein Lieb! Das Hifthorn schallt,
Es zieht der Jäger in den Wald,
Wach' auf!

Die Hasen laufen bald vor Tag,
Zu Holze zieht das Reh.
Schon lockt im Wald der Amselschlag,
Die Wachtel schlägt im Klee.
Wach' auf, schlag auf die Aeuglein blau,
Daß ich zuvor hinein noch schau,
Wach' auf!

Wach' auf, mach' auf dein Fensterlein
Und blick' herab zu mir.
Ich sollt' schon lang zum Haag hinein
Und steh' noch zögernd hier.
Doch eh' ich sah dein lieb' Gesicht,
Verlaß ich deine Schwelle nicht,
Wach' auf!

Schlummerlied.

Schlumm're Kind, es weht der Wind,
Welke Blätter weht der Wind.
Wie sie fliegen, wie sie schweben,
All mein Lieben, all mein Leben
Welke Blätter, weht der Wind.

Schlumm're Kind, es rinnt der Bach,
Trüb und traurig rinnt der Bach.
Wie die Wellen rieselnd rinnen,
All mein Sehnen, all mein Sinnen
Rinnt in Thränen, mit dem Bach.

Schlumm're Kind, es singt ein Schwan.
Sterbend singt im Schilf ein Schwan.
Von der Täuschung Pfeil getroffen
All mein Glauben, all mein Hoffen
Sterbend, sterbend singt ein Schwan.

Abschied.

Manchmal wird mein Herz so stille,
Mählich stocken seine Schläge
Und mir ist, als wenn ich träumend
Lange schon im Grabe läge.

Wem das Leben ward zum Träumen,
Wird das Träumen bald zum Sterben.
Geht zuletzt doch jeder Schädel
Wie ein alter Topf in Scherben.

Von Montecasino nach Rom.

Eine Reisestudie aus frommer Zeit von M. G. Conrad.

(München.)

Geschrieben in Rom, 28. Sept. 1877.

Mit schrillem Pfiff brauste der Schnellzug von Neapel an die Station San Germano heran. Von dem Kloster Montecasino auf hochragendem Fels klang das Vesperglöckchen in die stille Thallandschaft hernieder.

Die Dämmerung eines regnerischen Herbstabends wob ihre melancholischen Schleier um die nahen Höhenzüge, die wie verschlafene Schutzheilige das Bett des grünen Liris umstanden. Das letzte Mal sah ich das Thal im herrlichsten Sonnengolde prangen. In seiner nebelgrauen Armseligkeit erkannte ich es kaum wieder. Die sonnige Sirene Parthenope hatte mein Auge verwöhnt. Sechs Jahre in Neapel!

Mit einem Ruck hielt der Bahnzug. Mein Nebenmann, ein fuchsbärtiger Kapuziner, wäre schier von der Bank herabgekollert. Es war ein träger, schwerfälliger Gesell. In Caserta war er eingestiegen und hatte den ganzen Weg her im dicksten Schlafe gelegen. Seiner Physiognomie nach gehörte er zu dem Schlage jener welschen Klosterbrüder, die man nur in eine Kneipe zu locken und zu berauschen braucht — und sie heben an, die schönsten Schelmenlieder zu singen. Mittelalterliche Päpste züchteten aus dieser fromm-fidelen Brut ihre Hanswurste und Hofnarren.

Sintemal ich aber kein Papst, sondern ein christlich-germanischer Europäer bin, so erfaßte mich Mitgefühl für den fuchsbärtigen Mönch, und ich benutzte den flüchtigen Moment seines Wachens, um das Wort an ihn zu richten:

— Ehrwürdiger Vater, wie befindet sich Eure römisch-katholische Seele nach dem langen Schlafe?

— Sehr trocken! lautete die gähnende Antwort, während seine fettige, sommersprossige Hand die Augen rieb.

Der Mann Gottes hatte offenbar die Seele mit der Leber verwechselt. Aber ich verstand ihn und reichte ihm meine wohlgefüllte Foglietta . . .

— Ist wohl kein alter Klosterwein, setzte ich sein vergnügtes Schlucken und Gluckfen accompagnierend hinzu.

— Jedoch er trinkt sich, meinte der Mönch und gab mir mit einem schmunzelnden Tante grazie! die Flasche zurück . . .

— Was gibt es Neues zur größeren Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau? fragte ich teilnahmsvoll weiter.

— Kritische Zeiten, ächzte der Kapuziner, faltete die Hände über dem vorquellenden Leibe und drückte die Augen zu.

Noch immer hielt der Zug.

Ein eigentümlich stimmungsvolles Zwielicht umspielte die Burg der Benediktiner auf der Höhe. Vom Thale aus gesehen, hat sie nichts von einem Kloster, keine ragenden Thürme, die mit ihrer Spitze auf ein Himmlisches, Ewiges, Unendliches weisen, keine vom Scheine der Kerzen und glimmenden Lampen wiederstrahlenden und weithin glänzenden Bogenfenster, keine jener äußeren Kennzeichen, welche auf den ersten Blick den Grundunterschied zwischen kirchlicher und profaner Architektur markieren.

Fest in sich geschlossen, kalt, trutzig, wie eine streng stilisierte Festung, wie eine riesige Siedlung des brutalen Kriegsgottes ruht sie da oben auf dem Scheitel eines breitnackigen Berges, die Stammburg der Benediktiner.

Zur Heidenzeit stand ein lichter Apollotempel an der Stelle. Auch er wurde heilig und unverletzlich geglaubt und für verehrungswert gehalten, so lange in der Menschenbrust noch ein Fünkchen von Begeisterung für Licht, Schönheit und Harmonie glühen würde. O, es war gewiß ein Tröstliches und Befeuerndes um den herrlichen Gott Apoll und seinen strahlenden Marmortempel!

Da kam Benedikt von dem benachbarten Nursia herüber und schlug mit seinen frommen Gesellen den prächtigen Säulenbau in Trümmer, trieb die heidnischen Teufel aus und nahm den geheiligten Berg für den neuen Christengott in Besitz. Der Nazarener besiegte den Hellenen, die bluttriefende Dornenkrone den goldig leuchtenden Strahlenkranz.

Welch' eine Wendung!

Doch wozu die schweren Gedanken? Ein und ein halbes Jahrtausend später wurde auch Benedikt's Stiftung vom Schicksal erreicht. Unser Geschlecht erlebte den neuen Umschwung. Apollo ist gerächt.

Du sollst dem Christengotte keine Mönchsburgen mehr bauen und hinfür keine Klöster mehr halten! dekretierte die moderne italienische Staatsweisheit.

Ein Bekenntnis: im Grunde mißfällt mir das mittelalterliche Mönchsleben keineswegs. Die Klöster lagen meist in heit'rer, gesunder Gegend; der Komfort, die Verköstigung ließen sicher — einige Ordenskapricen abgerechnet — nichts zu wünschen übrig. Was die famosen Gelübde betrifft, so waren sie in der That meist nur dekorative Feigenblätter. Der Mönch gelobte Keuschheit — und küßte die schönsten Weiber, wenn er Lust dazu hatte und einnehmend und stattlich war. Der Mönch gelobte Armut — und labte sich an den köstlichsten Gaben der Erde. Der Mönch gelobte Gehorsam — um dem Christenvolke ein desto härteres Joch auflegen zu können. Der Mönch des Mittelalters war eigentlich der Lebemann comme il faut. Der Klosteraufenthalt war sozusagen eine Villeggiatur ad vitam. Des Weltlaufs Elend und Sorgen, die den Bürger und Bauern, den Handwerker und Familienvater so hart bedrängten, sie hatten keine Macht über die Junggesellen im Klosterfrieden. Hatten die Mönche nur einigermaßen Grütze im Kopf, dann lebten sie, wie Julius Grosse es so treffend schildert,

„hier wie Götter schon im Himmelreich,
Als Geisterkönige. Glücklich und beneidenswert,
Im grauen Rock zu wohnen hier im Leidasyl,
Von allem Wirrsal und der Qual des Wandels fern,
Nach Lust zu malen, frühe, wenn die Sonne kommt,
Zu bilden und zu singen noch in stiller Nacht,
In alten Büchern suchen heil'ge Weisheitsspur
Und still den Tag verbrütend über dunklem Spruch."

Freilich, nicht in allen Klöstern hatte man's gleich gut. Ein Mann von Temperament, Geist und Herz z. B. mußte sich vermaledeit unbehaglich fühlen in jenen Mönchshäusern, wo man nichts betrieb als Gebet, Singsang, Bettel, Abfütterung und Auspeitschung. Da gehörte Prädisposition dazu, um an sothaner Lebenspraxis Geschmack zu finden.

Montecasino dagegen muß zu allen Zeiten ein Paradies gewesen sein, ein Asyl im schönsten Sinn. Der Reiz der Lage auf luftiger, sonnenbestrahlter Bergeshöhe mit zauberhaften Ausblicken auf Gebirg und Thal; das milde Klima des Südens; die reiche Füllung von Küche und Keller in Verbindung mit den sich stets häufenden Schätzen der Litteratur und Kunst; die gedeihliche Ruhe im Schirme bombenfester Mauern, an denen sich die profanen Leidenschaften machtlos brachen: fürwahr, die Montecasinesen waren begnadete Leute! Dann die goldene Unabhängigkeit! Ein dankbarer Blick nach oben —

Deus nobis haec otia fecit!

und leichten Gewissens konnte man wieder das Menschengewimmel da unten ausbeuten und beherrschen.

Es ist wahr, einigemal gab's auch in Montecasino Krawall und die feierlichen Marmorhallen waren Zeugen grausiger Blutszenen. Das ging vorüber, und das Kloster florierte weiter. Da kamen die italienischen Revolutionsjahre und brachten ein einiges Königreich, und der junge Staat hielt Abrechnung mit dem Mönchstum. Mit dem übrigen, das ganze Land schmarotzerhaft bedeckenden Klosterwesen wurde auch die vornehme Benediktiner-Abtei Montecasino unter das Fallbeil des Klosteraufhebungsgesetzes geschoben. In Anbetracht des Ruhmes jedoch, den sie sich im

Verlauf des christlichen Weltalters durch Arbeit und scholastische Anstrengungen erworben, fühlten die radikalen Italiener ein menschliches Rühren und sie ersannen einen Kompromiß zu Gunsten der einst so mächtigen Benediktiner-Abtei. Die Klostergüter wurden allerdings bis auf den letzten Centesimo eingezogen, das Mönchskollegium aber in ein Domkapitel metamorphosiert und die architektonischen, künstlerischen und sonstigen Herrlichkeiten als unantastbares Nationaldenkmal, als kostbare Reliquie im italienischen Schatzkästlein der treuen Hut der Benediktiner überlassen.

Der Staatshaushalt läßt sich die Konservierung Montecasinos jährlich bedeutende Summen kosten.

Und die Mönche? Als zeitverständige, gebildete Leute fanden sie sich bald in die neue Situation und als gewissenhafte Männer leben sie nach Entzug der fetten Klostergüter vom Erträgnisse ihrer Arbeit und ihrer neuen geistlichen Würde. Sie haben noch guten Appetit und leben wahrlich nicht vom Brot allein. Auch ihrer weltbekannten Gastfreundschaft haben sie keinen allzufühlbaren Abbruch gethan. Sie leben und lassen freudig leben alle, die zu ihnen kommen. Ich kann's rühmen.

Nun haben sie eine von mehr als zweihundert Laienzöglingen besuchte Schule mit Elementar- und Gymnasialkursen eingerichtet, eine umfassende Druckerei und eine lithographische Anstalt etabliert und beuten emsig die litterarische und künstlerische Erbschaft aus, die das Mittelalter in den Büchereien und Handschriftensammlungen angehäuft hat. Da ist der gelehrte Geschichtsforscher Padre Tosti, der die Druckerei mit seinen Werken beschäftigt, da ist der feinsinnige Don Oderisio Piscicelli, der die prachtvolle „Paleografia artistica" ediert, da ist noch dieser und jener, der die klösterliche Muße mit nützlichen Thaten ausfüllt. Wo die profane Hantierung eine Lücke im Geldbeutel läßt, da springt die religiöse Funktion, die selbst in diesen armen Gebirgsgegenden noch gut honoriert wird, helfend ein.

Charakteristisch erscheint noch der Umstand, daß der derzeitige Abt ein ehemaliger Protestant deutscher Herkunft ist — der ehrwürdige Pater Bonifacius Krug. Er ist kein Schwärmer. Ein nach seiner Art erleuchteter, scharf spekulierender Kopf, zäh und energisch, kann er's noch, da er jung ist, weitbringen in den Wettspielen der römischen Hierarchie. —

Auf dem Bahnhofe der sonst so stillen, am Fuße des Klosterberges gelegenen Station San Germano herrschte reges Leben. Landleute mit hungrigen Gesichtern und notdürftiger Kleidung, elegante Touristen und behäbige Pilger, die von einem Abstecher nach dem Kloster zurückkamen, hasteten am Bahnzug auf und ab, um noch einen guten Platz für die Romfahrt zu gewinnen.

In unserem Koupee waren noch drei Plätze frei. Zwei Provinzler stürmten herein, prallten aber zurück, als sie in der Ecke den Kapuziner gewahrten.

Die armen Kapuziner stehen nämlich im Rufe des bösen Blicks und gelten beim abergläubischen Volke als unheilvolle „Jettatori".

— Da gibt's gewiß ein Unglück auf der Fahrt, murmelten die biederen Gebirgssöhne und segneten sich als vorsichtige Katholiken mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes.

— Keine Angst! rief ich hinaus; auch Pio Nono ist ein berüchtigter Jettatore, wie Ihr wißt, und die ganze Christenheit sitzt wohlgemut bei ihm im Schifflein Petri. Bei allen Heiligen, die Eisenbahn ist eines Kapuziners wegen kein riskanteres Fahrzeug als jenes Schifflein!

Umsonst mein Zuruf. Die ängstlichen Gläubigen waren bereits in einem kapuzinerfreien Waggon untergekrochen.

Dafür stieg eine frische, einen kräftigen Feldgeruch ausströmende Landblume bei uns ein. Dann folgte noch ein Pilger und ein hochaufgeschossener, grauleinener Tourist — beide Franzosen. Von Pilgern und Kapuzinern flankiert, bekam ich den Touristen zum Gegenüber. Soll ich's sagen? Die Landblume wäre mir lieber gewesen. Ich liebe den gesunden Feldgeruch — und hasse Welschlands Weiber nicht, selbst wenn sie ein wenig stinken.

Und es dunkelte gewaltig ringsum. Es stank auch ein wenig. Der Zug dampfte ab.

Nachdem ich mit meinem Gegenüber die Pedalfrage erledigt hatte und unsere langen unteren Gliedmaßen in friedsamer Kreuzung in eine angenehme Lage gebracht waren — die italienischen Wagen zweiter Klasse sind von einer kümmerlichen Enge — bot mir der grauleinene Tourist eine Prise an, ich ihm eine Zigarre. Nach gegenseitiger Ablehnung, die in den besten Formeu internationaler Verständigung sich vollzog, hoffte ich mich wieder in die stillen Träumereien zurückzuziehen, aus denen ich in San Germano durch das Geräusch des Aufenthalts und das Abendgeläute der Klosterglocken aufgescheucht worden war.

Es war eine phantastische Stunde, die mich reizte. Bilder aus der Apokalypse tauchten aus dem Grunde meiner Seele auf. Pilger und Kapuziner begannen alsbald die Formen jener wunderlich grotesken Thiergestalten anzunehmen, die uns der Seher auf Patmos in seinen zoologischen Inspirationen so hinreißend schilderte und die von den Redakteuren der Bibel mit soviel Scharfsinn als „Offenbarung St. Johannis des Theologen" an den Schluß des neuen Testaments gestellt worden sind. Die Apokalypse schlug das Evangelium, der Theologe den Apostel.

Ich träumte und hatte merkwürdige Gesichte. Die Sonne hing wie ein „härener Sack" am Himmel und Düsterniß breitete sich über die Lande. Da sah ich die „Schalen des Zorns", und sie verwandelten sich in riesige Badewannen die vom Anfange bis zum Niedergang reichten und in der grauen Atmosphäre schwammen Und in den Badewannen plätscherte allerlei tonsuriertes Volk, Pilger und Pilgerinnen; sie umschlangen sich und schnitten die tollsten Grimassen. Dazwischen sangen sie im Litaneienton wüste Lieder und als Refrain verstand ich deutlich den Vers aus dem fünften Kapitel der „Offenbarung": „Und wir werden Könige sein auf Erden, ja Könige!" Während die Einen auf- und niedertauchten oder purzelnd dahinschossen wie Delphine, kletterten die Andern auf den Rand, klatschten auf die nassen Bäuche und spritzten den Schaum der Menschheit in's Antlitz. Da spannte ich meinen Entoutcas auf, drückte meinen Kalabreser tiefer in's Gesicht und spuckte herzhaft aus, mit Respekt zu melden.

Ich träumte — —

Ich fühle, wie mir jemand beharrlich auf's Knie klopft. Wie ich die Augen aufreisse, grinst mir der Franzose auf's freundlichste entgegen, räuspert sich wie Einer, der eine lange Rede vorhat, und spricht lächelnd:

— Excusez, Monsieur! Wir fahren da durch eine sehr interessante Gegend, nur schade, daß man nichts davon sieht. Ich kenne fast ganz Europa, bin in Aegypten gewesen, habe Palästina durchwandert und sah am Euphrat die Sonne untergehen. Vieltausend Meilen habe ich auf meinen Touren schon zu Fuß zurückgelegt, um die Eindrücke der fremden Oertlichkeiten unmittelbar und anhaltender zu empfangen; aber glauben Sie mir, nichts gleicht der Umgebung Rom's . . . . .

Diese weisheitsvollen Worte rüttelten mich auf und befreiten mich von dem Alp der biblischen Offenbarung. Voilà un homme, der die wirkliche Welt kennt und nicht wie sie sich in verzwickten Theologenschädeln spiegelt; voilà un homme, der freudig erzählt und mit dem sich sprechen läßt.

Da ward auch das Band meiner Zunge wieder gelöst. Ich mußte sehr laut sprechen; denn der Regen schlug mit Macht an die Fenster, und groß war das Geräusch des wild dahinjagenden Schnellzugs, verstärkt noch durch das schallende Schnarchen der im Herrn entschlafenen Kapuziner und Pilger, deren großkugelige Rosenkränze monoton aneinander klapperten. Je lauter man aber sprechen muß, desto wuchtiger gestalten sich die Gedanken; die rhetorischen Uebergänge fallen aus, der verschleiernde, von der modernen Konversation so gehätschelte Schnickschnack bleibt fort, die Idee erscheint nackt, sans gêne.

— Wo befinden wir uns jetzt? frage ich.

— Station Ferentino vorüber!

— O, da sieht man doch mancherlei, trotz der dichten Nacht, die heute dunkler

zu sein scheint, als der dunkelste Weg der Vorsehung. Da rechts im Gebirge liegt Veroli, das antike Verulae, da sehe ich eine Lohe aufsteigen — es ist der blutrote Schatten eines Ortskindes. Armer Antonio della Paglia! Du schriebst ein Büchlein über die Wohlthaten Christi und leugnetest das Fegefeuer. Dafür mußtest Du drei Jahre im Kerker schmachten und wurdest dann vom Stellvertreter Christi auf dem Holzstoße gebraten. Das hat man davon, wenn man die Wohlthaten Christi herausstreicht und das Fegefeuer leugnet, frommer Pechvogel von Veroli!

Und dort zur Linken, sehen Sie das Felsennest Anagni? Merkwürdige Trümmer des alten Gaetanipalastes, wo der achte Bonifaz im vollen papstkönigl ichen Schmuck beohrfeigt wurde. Ein beohrfeigter Papst, das sieht man nicht alle Tage. Jawohl, die Wege nach Rom sind belehrsam. Was meinen Sie?

— Ich kenne die Szene; sie füllt eines der traurigsten Blätter in der Papstgeschichte, antwortete der Franzose, während sich sein intelligentes Gesicht in nachdenkliche, fast schmerzliche Falten legte. Dann wurde er plötzlich still. Auf seiner Stirn jagten sich die Gedankenschatten.

Das ist sicher kein oberflächlicher Weltbummler, sagte ich mir, keiner der Dutzend-Touristen, die sich mit dem Scheine der Thatsachen, mit der nüchternen Konstatierung der Begebenheiten abfinden lassen, ohne nachwirkendes inneres Interesse. Der Mann hat ein Herz für die Welt.

— Ein denkwürdiger Tag ist auch der heutige, hob er nach einer Pause wieder an. (Es war ein etwas spitziger Baryton, der nur hie und da sonor anschlug). Heute ist der unglückselige 20. September. Wahrlich, schlimmer als jener Faustschlag des rebellischen Feudalabels wirkten auf den Niedergang des Papsttums jene unzähligen moralischen Backenstreiche, die sich die Statthalter Gottes durch eigene Unwürdigkeit und schlimmen Weltsinn selbst erteilt haben im Angesichte der richtenden Menschheit. Der 20. September 1870 vollzog auf rechtskräftigem Wege eine Sentenz, welche die Weltgeschichte längst gefällt hatte. Ich glaube nicht, daß sie je rückgängig gemacht werden kann, so sehr ich auch im Innersten meines Herzens die Einbuße der weltlichen Papstmacht beklage. O, der Glanz der katholischen Religion verlangt die Folie weltlicher Macht. Ich würdige vollauf das Gefühl, das Pio Nono in einer Enzyklika das merkwürdige Wort eingab, die Gläubigen sollten mit ihren Gebeten Gott zwingen, Rache zu nehmen an seinen Feinden und ihnen das römische Königstum wieder zu entreißen.

— Ach, lieber Herr, entgegnete ich, an Gebeten hat es die Christenheit seither nicht fehlen lassen, und die göttliche Rache läßt noch immer auf sich warten. Darum probiert's jetzt die klerikale Aktionspartei auf eigene Faust; arrangiert Wundererscheinungen, Wallfahrten im großen Maßstab, schürt und hetzt und plant einen entscheidenden Kreuzzug.

— Das wird schlimm enden, meinte der Franzose, wenn nicht aus der Masse des italienischen Volkes selbst dem beraubten Papste rettende Schaaren erstehen, die sich mit Begeisterung dem Restaurationswerke opfern.

— Mit Begeisterung opfern? Wofür? Für den Unglückspapst Pio Nono? Um sich wieder ein Tyrännchen aufzuladen, wie das frühere, zerstückelte Italien an allen Ecken und Enden der Halbinsel hatte, deren nichtsnutzige Existenz noch im Gedächnis aller braven Köpfe lebt? Und selbst wenn es die Anführer im Vatikane verständen, die religiösen Interessen, dieses bekannte Trugbild, effektvoll vor den Augen der gläubigen Heerde in Frankreich, Belgien, Deutschland u. s. w. spielen zu lassen, um den kirchlich gedrillten Volksverstand noch mehr zu verwirren und im Verein mit den sozialistischen Wühlern die allgemeine Unzufriedenheit noch zu steigern; so würde sich doch in ganz Italien kein Finger rühren zu Gunsten des Papstkönigs. Italien ist elend daran, aber vom Vatikan hofft es keine Erlösung. Für angebliche religiöse Interessen wird sich Italien nie in dem Grade erhitzen, daß es zu Gunsten des Papsttums eine Donquixoterie begeht. Nie! Italien ist katholisch und wird katholisch bleiben, obschon sich's im Grunde weder um den Katholizismus, noch um die Religion überhaupt große Stücke kümmert. So enthusiastisch und leicht ent-

zündlich dieses Volk in anderen Dingen ist, so indifferent ist es in religiösen Materien. Eine neue Oper von Verdi z. B. regt es hundertmal mehr auf und fesselt hundertmal stärker sein innerstes Interesse, als etwa ein neuer Glaubensartikel von Pio Nono. Die Theater sind überfüllt, die Kirchen stehen leer, obwohl die ersteren teuere Eintrittspreise erheben, während die letzteren ihre Vorstellungen gratis geben. Wenn der Zufall, erlauben Sie dieses Wort an dieser Stelle, die Italiener statt katholisch etwa buddhistisch oder muselmanisch gemacht hätte, so würden sie mit derselben nachlässigen Grazie die buddhistische oder muselmanische Religionspraxis betreiben — und dieses kraft der Eigentümlichkeit der italienischen Volksnatur, die in religiöser Beziehung von einer merkwürdigen Anspruchslosigkeit ist. Italien wird seinen bequemen Katholizismus behalten; es wird ihn leben lassen, wenn er leben soll, und sterben lassen, wenn er sterben soll, ohne dabei eine Miene zu verziehen.

Das wollte mein grauleinener Tourist nicht gelten lassen. Er entwickelte seine Gegengründe in einer Weise, welche sehr tüchtige Kenntnis der Verhältnisse des Landes und der religiösen Bewegung in der Gegenwart verriet. Wer mochte dieser ebenso geschulte als liebenswürdige Gegner sein? Jemehr auch unsere Meinungen bei'm Fortgang des Gespräches über religiöse und kirchliche Dinge auseinander und gegeneinander liefen, der Mann wurde immer herzlicher und wärmer. Im Eifer der Unterhaltung acceptirte er meine Zigarren und dampfte — wie er versicherte, gegen seine Gewohnheit — wie ein alter Husar, während ich in seine Dose griff und ebenfalls ganz gegen meine bessere Gewohnheit eine Prise um die andere zur Nase führte.

Sein Schnupftabak erwies sich schließlich stärker, als seine Gegengründe. Das Niesen rührte mich bis zu Thränen, und ich verspürte eine Erleichterung des Kopfes. Seine Einwände zu Gunsten der von mir in Zweifel gezogenen moralisierenden Kraft des römischen Katholizismus trafen nur die Außenseite, aber nicht den Kern meiner Behauptung, legten mir aber zugleich den Verdacht nahe, dieser Mann müsse irgendwie an die Interessenpolitik der römischen Kirche auf's festeste gebunden sein.

Unter anderem gab mir folgender Erguß Stoff zu diesbezüglichen Erwägungen:

Das religiöse Gefühl, sagte er, mag es seinen Ursprung haben in der Furcht oder Schwäche oder Eitelkeit der Menschen, ist heute noch unerschöpft und vielleicht für alle Zeiten unerschöpflich. Mit einem wahren Heißhunger sucht es Befriedigung, und es mag sein, daß es nach den Begriffen der Freidenker nicht immer glücklich ist in der Wahl der Mittel und Wege zu seiner Befriedigung. Je größer die Verwirrung einer Epoche, je greller die Kontraste einer gegebenen Gesellschaft, desto ungestümer regt sich das religiöse Gefühl in den Massen. Nun gehört aber gerade unsere Zeit zu den verworrensten. Im Geistes- und Herzensleben hat sie das wildeste Chaos erzeugt. Aus allen Klassen der Gesellschaft ist die Zufriedenheit geflohen. Eine schreckliche Kluft gähnt zwischen der Realität und der Idealität des Lebensbegriffs, alle edlen Herzen bluten; die Geister sind des Skeptizismus müde. Alles drängt nach einem Halt, nach Ruhe und Ausgleich. Das unerträglich gewordene Natürliche drängt wieder zum Uebernatürlichen — zu den Tröstungen der Religion, zu den Verheißungen des Jenseits. Diesem Drange kommt aber kein Religionssystem besser entgegen, als das katholische. Der Katholizismus allein erfüllt alle Bedingungen, um das religiöse Gefühl an seine Dogmen, Riten, Offenbarungen und Versicherungen zu fesseln und ihm Befriedigung zu gewähren. Die Kritik mag sagen was sie will. Sie müht sich vergeblich an den Außenwerken des großartigen katholischen Religionssystems ab. Das Innere vermag sie nicht anzutasten. Und hier liegt der Unterschied zwischen dem Katholizismus und allen übrigen nichtkatholischen Religionsgenossenschaften: diese haben die Kritik im eigenen Leib, im Zentrum des Lebens, und sie saugt ihnen das Herzblut aus. Daraus erklärt sich das ungeheure Uebergewicht des Katholizismus über den Protestantismus — und die Lehre von der Unfehlbarkeit des sichtbaren Kirchenoberhaupts hat dieses Uebergewicht nicht erschüttert, sondern vielmehr gefestigt und gestärkt.

Dazu eine Persönlichkeit wie Pio Nono an der Spitze! fuhr er enthusiastisch

fort. Einer der verehrungswürdigsten und ältesten Männer, die heute eine Autorität auf Erden ausüben, übt er einen Zauber auf die Christenheit, der nicht seines Gleichen hat in der Geschichte. Sehen Sie diesen Papst: seiner weltlichen Macht beraubt, von den meisten Regierungen angefeindet, von den Altkatholiken, diesen lächerlich impotenten Religionsstümpern, verhöhnt, einsam in einem labyrinthartigen Palaste hausend, besitzt er eine solche Gewalt über die Seelen, daß aus aller Herren Länder die Gläubigen zu Hunderttausenden herbeiströmen, um zu seinem Jubiläum ihm die Versicherung ihrer Treue und reiche Geschenke darzubringen und ihn knieend um ein Wort des Segens anzuflehen!

Frisch und kräftig noch trotz der Last der fünfundachtzig Jahre und der Bitternisse und Unglücksfälle, die sie in so reichem Maße für ihn bargen, scheint es, als wage es nicht einmal der Tod, diese erhabene Figur des göttlichen Stellvertreters mit seiner vernichtenden Hand zu berühren. In der Zeit schon wächst dieser ehrwürdige Greis in die Ewigkeit hinein und einst, wenn er hinübergeschlummert sein wird in das Land ewigen Friedens, wird sein Name und sein Bild wie eine heilige Legende durch das Gedächtnis der Nachwelt ziehen . . .

So mein grauleinener Tourist.

Ich hörte ihm geduldig zu. Er sprach wirklich gut. Sein Auge flammte, seine schlanke Nase hob und senkte die sinnlich ansprechenden Nüstern, der Mund bewegte sich in schönen Linien, in der Stimme lag etwas Ueberzeugendes. Mein Kapuziner nebenan, der indessen aufgewacht war, und der Pilger waren gewiß überzeugt. Ich nicht. Mich gewinnt keine Prunkrede. Ich bemerkte einfach, daß hier leider die Beleuchtung eine zu unzulängliche sei, um die Figur des Papstes im richtigen Lichte zu schauen, sonst würde auch ich mir die Freiheit nehmen, dem verehrten Koupeepublikum den alten Herrn Pio Nono nach meiner Auffassung zu zeichnen. Meine Auffassung sei aber nicht die poetische der Halbdämmerung, sondern die realistische des vollen Mittagslichtes, wie sich's für historische Figuren gezieme.

Nun mischte sich auch der Kapuziner in's Gespräch und zwar als — Statistiker. Er berichtetete, daß der Papst zu seiner Jubelfeier allein mehr als zweitausendfünfhundert Kelche aus verschiedenem kostbaren Metall empfangen habe.

— Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen und gezählt in der vatikanischen Ausstellung, setzte er mit Emphase hinzu und blies beide Backen auf wie ein Posaunenengel aus der Rokokozeit.

Dann, fuhr er triumphierend fort mit listigem Augenzwinkern, weiß ich ganz bestimmt, daß der heilige Vater aus seinem Jubiläum einen Nutzen von vierzehn Millionen Franken in klingender Münze gezogen hat. Eben so gewiß ist es, daß Seine Heiligkeit am 3. Juli in einer einzigen Stunde dreihundert Glückwunsch-Telegramme und am ganzen Tage nicht weniger als einmalhunderttausend Gratulationsbriefe erhalten hat. So groß ist die Sympathie der Christenheit für Pio Nono!

— Es ist erstaunlich. Wo solche Zahlen sprechen, da muß die Ketzerei schweigen, fügte ich demütig bei. Der Kapuziner erbat sich nach dieser riesigen statistischen Leistung einen Schluck aus meiner Foglietta.

— Ist dieses Jubelphänomen nicht zum Verwundern? fragte lächelnd der Grauleinene.

— Weniger zum Verwundern, denn das kann man sich durch kirchengeschichtliche Studien abgewöhnen, als vielmehr zum Nachdenken. Vielleicht finde ich morgen im Schatten des Vatikans Muße, dann will ich über dieses Phänomen rechtschaffen nachsinnen.

— Ach was, knurrte plötzlich ein italienischer Mitreisender, der seither stumm in sich versunken zwischen zwei Pilgern gesessen, jetzt aufstehend und sich reckend, — die alten, dummen Kirchengeschichten! Was geht das uns an? Mönchspossen zum lachen! Kapital, das ist die Frage. Und Kapital ist Menschenfleisch. Die Kirche teilt's mit der Bourgeoisie — das ist die fromme Schlaumeierei, und die armen Teufel haben das Nachsehen, in Italien wie anderwärts.

— Was ist Kapital, was ist irdischer Reichtum?! stieß der fette, fuchsbärtige Kapuziner begütigend hervor.

— Kapital ist Menschenfleisch, sage ich, und Reichtum ist Vorrat an Werkzeug, per Dio! Das faßt so ein heiliger Doctor ignorantiae freilich nicht.

Der Mönch schaute verblüfft darein und griff mechanisch nach seinem Rosenkranz. Der knurrende Mitreisende, mager wie ein Zahnstocher, fiel auf seinen Sitz zurück und schob den Hut tiefer in sein vergrämtes Gesicht.

— Offenbar ein Sozialist! flüsterte mir der Grauleinene zu.

Das Gespräch stockte. Bald wich es ganz dem Bann des Schweigens. Die Feldblume läßt den Kopf hängen und träumt. Ihr rotes Busentuch bläht sich im Takt. Der Mönch schielt darüber hin und leckt sich die Lippen. Ich wette, er hat schon wieder Durst und Hunger.

Wir näherten uns Rom. Der Regen hatte nachgelassen. Am Himmel dämmerte ein weiter Lichtschein auf mitten in der Dunkelheit der sternlosen Nacht. Das war der Widerschein der ewigen Stadt am Tiberstrand. Uns jubelte das Herz, die teuren sieben Hügel wiederzusehen.

Aber was ist das? Kurz vor der Einfahrt in den römischen Bahnhof öffnet mein grauleinener Tourist seinen Nachtsack und zieht daraus einen breitkrämpigen schwarzen Filzhut und ein langes dunkles Priesterkleid. Im Nu war er in die schwarze Hülle geschlüpft. Ich hatte es geahnt. Mein Erstaunen würdigend, reichte er mir seine Karte und setzte erklärend im Flüstertone bei:

— Die Ferien sind zu Ende; bis zum nächsten Jahre wird der bürgerliche Tourist in den Schrank gestellt. Werden wir uns wieder begegnen und wo?

Auf der Karte aber stand geschrieben . . . . . Abbé Kilomètre, professeur au collége * * *

— Gewiß werden wir uns wiedersehen. Man weicht sich schwer aus auf unserer kleinen, windigen Erdkugel.

— Bei Gott und seinen Dienern ist kein Ding unmöglich.

— Ah, cela soulage, monsieur l'Abbé, cela soulage!

Mit einem „Buona notte!“ humpelte der dicke Kapuziner davon und verschwand mit der Feldblume im Gedränge des römischen Bahnhofs. Der Wolkenschleier zerriß und vorwitzige Sternlein spotteten funkelnd hernieder auf die „ewige Stadt“!

Neue dramatische Werke.

Besprochen von G. Cristaller.

(München.)

Nirgends im ganzen Gebiete der Kunst ist ein neuer frischer Zug notwendiger als beim ernsten Genre der Bühne, dessen entsetzliche, wahrhaft erbitternde Unnatur ja endlich einmal brechen muß. Wenn auch die Regisseure und Schauspieler entschieden die Hauptschuld tragen, so geben ihnen doch die Dichter schon einen recht erklecklichen Untergrund: weder Shakespeare noch Schiller, welche beide für den heutigen Bühnenstil maßgebend sind, haben eine natürlich wahre Diktion, und die Nachahmer, wie das so geht, kopieren getreulich die Unnatur; das Große aber, das jene erträglich macht, darf man nicht bei diesen suchen. Da gehören selbstständig schöpferische Geister auf den Plan, die zwar lernen können, aber nicht nachahmen. Und große Werke müssen es sein, die den Geschmack für einen reineren Stil verbreiten sollen; denn nur unwiderstehlich hinreißende Größe kann die Masse des Publikums von seinem geliebten Schlendrian entwöhnen, an dem es mit der ganzen Kraft seiner geistigen Trägheit hängt. Ein machtvoller Bahnbrecher der Richtung, die ich meine, ist Bleibtreu's „Schicksal“.*) Ohne irgendwo unbedeutend zu sein,

*) Als Manuskript gedruckt, Felix Bloch in Berlin.

enthält es sogar Szenen, die an Kraft über die besten Werke der letzten Jahrzehnte, soweit ich sie kenne, — und diese Beschränkung wegzulassen, scheint mir wenig gewagt, — bei weitem hinausreicht. Wie das kümmerlich im Innern qualmende Feuer dieses napoleonischen Ehrgeizes endlich vom günstigen Schicksalswind erfaßt wird, daß es prasselnd aufflammt; wie der abgedankte Artilleriegeneral im schäbigen Rock mit einem Schlag, während alles in der Gefahr den Kopf verliert, sich als der geborene Imperator entpuppt, — wer ein Fünkchen Ehrgeiz hat, (ich meine im großen Stil, nicht den Kravattenehrgeiz des Modehengstes) dem jagt es Schauer über den Leib und Thränen in die Augen. Und der Mann, dessen fremdes Geschick unser bloßes Mitfühlen in solchem Maße erregt, bleibt selbst schier ruhig und kühl, er ist nur endlich in seinem Element. So bewirkt man den Eindruck des Erhabenen. Nie habe ich, meines Erinnerns, den Ehrgeiz und die Herrschnatur mit solcher, fast pathologisch ansteckender Kraft geschildert gefunden. Macbeth, der weniger in der Darstellung des Ehrgeizes als in der des Gewissens seinen höchsten Gipfel erreicht, — Macbeth und Wallenstein, die hervorragendsten wohl unter den Dramen des Ehrgeizes, scheinen mir stärker unser betrachtendes als unser leidenschaftliches Teil zu erregen; wovon nichts anderes die Ursache ist als eben die unrealistische Diktion: sie ist für den Funken des Genies, was die Feuchtigkeit der Luft für den elektrischen, sie stiehlt ihm, eh' er an sein Ziel zum Zünden kommt, einen großen Teil seiner ursprünglichen Kraft. Wollte man Shakespeare nur modernisieren, die euphuistischen Schnörkel ihm abkratzen und seinen Darstellern den Kothurn ausziehen, dann sollte man doch sehen, ob er noch im Stande wäre, mit seinen größten Werken so matte „Beifallsstürme" zu erregen, als heute oft genug geschieht!

Uebrigens ist der wahre Stil noch lange nicht gefunden, wenn man nur die Sprache unjambisch uno sonst natürlich gemacht hat; sie muß dennoch poetisch sein, und damit komme ich zu den Ausstellungen an Bleibtreu's dramatischem Stil. Das Stimmungsleben hat in sich ein Analogon zu dem was im Verstandesleben die Logik ist, eine bestimmte Gesetzmäßigkeit, die sich (wie die Musik am deutlichsten zeigt) auf die feinsten Kleinigkeiten erstreckt, und deren Forderungen um so entschiedener auftreten, je klarer und reiner im Dichter, beziehungsweise Leser oder Zuschauer die Stimmung ausgeprägt ist. Gegen diese undefinierbare, aber mächtig fühlbare Gesetzmäßigkeit der Stimmung verstößt z. B. die Liebeserklärung Bonapartes (S. 60); bei aller Lebhaftigkeit und rhetorischen Färbung ist sie dennoch kalt, ohne den charakteristischen Zug, den spezifischen Rhythmus der Leidenschaft. Der konventionelle Dichter hätte dies Manko in dem wohlfeilen Jambentrott versteckt; Prosa ist freilich schwerer, aber wenn sie gut ist, wirksamer. Es verrät ferner immer eine Schwäche oder leichtfertige Arbeit des Dramatikers, wenn er seine Personen Dinge sagen läßt, deren Aeußerung nur den einen Sinn hat, daß die Zuschauer etwelche vom Dichter gewünschte Aufschlüsse erhalten. Vor allem sind für solchen unerlaubten Schmuggel unwahre, erkünstelte Monologe beliebt, deren Bonaparte gleich bei seinem ersten Auftreten einen zum Besten giebt. An sich ist es recht gut gedacht, daß dieser Mann der unterdrückten Thatkraft unter lebhaftem Gestikulieren mit sich selbst spricht, aber ein förmliches Kompendium seines taktischen „Systems", ein Mosaik von vermutlich großenteils echten historischen Bonmots, das geht nicht, das ist unrealistisch! Ein ganz ähnliches Selbstgespräch kehrt später wieder (S. 70 u. 71), hier aber wohl motivirt: eben sieht er sich unerwartet den wertvollen Oberbefehl über die italienische Armee übertragen, — welch wirksames Ferment für ein ehrgeiziges Phantasiespiel! Und wie großartig charakteristisch ist es für den Mann, daß er die Anwesenheit der angebeteten Frau, die ihn seit gestern erst wiederliebt, so völlig vergißt, im Geiste schon siegt und über die Alpen dringt, ja laut wie vor anwesender Heeresfront eine Feldherrnrede hält! (In der übrigens auch wieder der notwendige Rhytmus seiner erregten Stimmung vermißt wird.) Ein zweiter beliebter Schmuggelweg der Dramatiker ist das schreckliche Beiseitsprechen; spricht da Talleyrand im Dialog mit Bonaparte eine über fünf Zeilen lange Randglosse „der Mensch entwaffnet mich, schüchtert mich ein, wahrhaftig" u. s. w. Das ist zu primi-

tive Technik! Auch im eigentlichen Dialog verrät eine Anzahl von Stellen, daß die Phantasie des Dichters nicht dramatisch genug geschaut hat: Dinge, welche der Erzähler recht wohl von sich aus erzählen könnte, sind ohne Weiteres den Personen des Dramas in den Mund geschoben. Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß der Verfasser des „Schicksal" mit all dem nur einen allgemeinen Schlendrian mitmacht; aber quod licet bovi — vor dem Kritiker hat mehr diese Umkehrung des bekannten Wortes Geltung. Jedenfalls ändern diese Fehler, die, wenn anerkannt, leicht zu beseitigen sind, nichts an der Thatsache, daß wir da ein hochbedeutendes Werk vor uns haben. Durch die unbedingte Abweisung desselben von Seiten der Münchner Hofbühne ist, so weit ich die Sache verstehe, jemand beleidigt worden, entweder die Gewaltigen, welche es abgewiesen haben, oder das Publikum, wenn man es diesem nicht zu bieten wagte.

Weit besser eignet sich allerdings zur Aufführung ein ebenfalls jüngst im Druck erschienenes Werk, das wir denn auch bald auf den Brettern erblicken werden, Molbech's „Dante".*) Gebildetes Mittelgut traditionellen Stils, ohne Größe, aber nicht ohne Trivialitäten, welche der Jambus mit dem Mantel der Liebe bedeckt. Besonders die Humorversuche sind sehr schwach (z. B. S. 6 u. 7, 49 u. ff.), dagegen enthält das Stück in den Liebesszenen zwischen Dante und Beatrice hervorragende lyrische Schönheiten; diese und das Ergötzen, welches ein patriotisches Herz bei Dantes nationalen (dabei deutschkaiserfreundlichen) Einigungsversuchen empfindet, mögen die Ursache sein, daß Buchholz die deutsche Bearbeitung unternommen hat. Ich möchte nicht gerne das brave Drama beleidigen, es scheint mir aber doch von jener unkräftigen Sorte zu sein, deren ausschließliche Verfütterung dem höheren Bühnenleben die Schwindsucht gebracht hat.

Reifer und reiner in der Form als das obige Stück von Bleibtreu ist Kirchbachs „Waiblinger",**) ein Trauerspiel unserer Zeit, wie es der Verfasser nennt. Ja, unserer Zeit — ich kenne kein Bühnenwerk, das so gründlich modern wäre. Wobei ich natürlich nicht sowohl an die Telegrafenstangen und Dynamitpatronen, die hier vielleicht zum erstenmal auf die Bühne kommen, (wenn sie kommen!) als an den Nerv des Stückes denke. Der weist auf einen der fragwürdigsten Punkte der Zeit. Waiblinger ist der gebildete Paria, ausgestoßen, weil er überzählig ist, „ein Lump", weil er nichts hat. Da steht er mit seinem Genie und kulturbegeisterten Arbeitsdrang und hat nichts, und die brave Beschränktheit, der Glasbauer hat! Viele Säcke Thaler hat er in der Truhe rosten, hat aber nichts für den besitzlosen „Lump" als Hunde, ihn, wenn er nicht willig geht, vom Hofe zu hetzen. Diese Unlogik der Thatsachen zerschellt dem ohnehin etwas wolkenwandlerischen Mann seinen Verstand, die sozial geheiligte Immoralität macht ihn zum Verbrecher, in einem verbrecherisch überschäumenden Moralitätsanfall sticht er dem Bauern das Messer ins Herz. O, es ist eine tiefe psychologische Wahrheit, eine gründliche Logik und Moral in der verrückten Geschichte, aber ich fürchte, Wenige werden's herausfühlen; es werden Viele nicht weiter kommen als sich am Sonderbaren und Pathologischen zu stoßen und dann sich beleidigt zurückzuziehen. Am Sonderbaren; muß nicht der Dichter sonderbar sein, von gesonderter Art sein? Ist nicht jeder, dessen Werke nicht überlaut nach ihm und nur nach ihm, dem Urheber, riechen, ein bloßer Fabrikant? — wie freilich die Mehrzahl der Heutigen ist. Stünde kein Name auf dem Titel, man könnte sie nur nach der Sparte erraten, auf der sie einseitig herumreiten; ist's egyptisch? so wird's der Ebers sein, altnordisch? so wird's der Dahn sein, Butzenscheiben? so wird's der Wolf sein u. s. f. Danken wir Gott, wenn einer ein „sonderbares" Gesicht hat! Aber zu weit treibt es Kirchbach im „Waiblinger" allerdings; seine Subjektivität drängt sich auf Kosten der Wahrheit vor, sofern eine ganze Anzahl von Personen von der penetranten Originalität des Helden etwas wegbekommen hat. Das mag noch angehen bei der Heldin Adeline, denn sie war als

*) München, Callwey.

**) München, Otto Heinrichs.

Kind sein Spielkamerad; entschieden verstößt es aber gegen die Wahrscheinlichkeit, wenn auch der Untersuchungsrichter Erhardt (bes. S. 56), ja selbst der Glasbauer (S. 14 u. f.) und der Handwerksbursch Piening dem Dichter gelegentlich in das wunderlich Kirchbachische Schauen verfallen, das er sehr treffend einmal „traumreden" nennt. Es scheint sich in diesem Fehler die mangelhafte Objektivität eines Mannes auszusprechen, der verhältnismäßig zu wenig in die Welt und zu viel in sich selbst hineinschaut, dergestalt, daß das Material, aus dem sich seine dichterischen Gebilde zusammenweben, sozusagen übermäßig stark mit dem spezifischen Anthropin des dichtenden Subjektes durchwittert ist, ganz ähnlich wie z. B. bei Schiller, dessen Anthropin selbst freilich weit sich vom Kirchbachischen unterscheidet. Würde nun dies unbefugt Seltsame ausgemerzt und reinlich dahin zurückgedämmt, wo es am Platze ist, in die wahnsinnige Hauptperson und in die Handlung, soweit sie von Waiblinger gemacht wird, so würde ich nicht anstehen, Kirchbachs Trauerspiel auch den vollkommensten poetischen Werken der Gegenwart beizuzählen; zu den bedeutendsten gehört es ohnedies.

Münchener Novitäten-Abende.

Von Fritz Hammer.

Das erste Viertel dieses Jahres hat uns sowohl im k. Hof- und Residenz- wie im Gärtnertheater eine Reihe lehrreicher Neuaufführungen gebracht. Wir wollen die bemerkenswertesten herausgreifen und mit einigen kritischen Glossen begleiten.

Gounod's Oper „Romeo und Julia", eine zwanzigjährige Schöne und doch eine sentimentale alte Schachtel! Die hübsche Ausstattung und treffliche Besetzung lockten das Münchener Publikum, das von dem Pariser Faustkomponisten zum Glück nicht übermäßig mit Novitäten behelligt wird. Mikorey, der erst seit Kurzem mit größeren Rollen sein Glück versuchen darf, war ein entzückender Romeo. Frau Schöller triumphierte als Julie. Die lieblichen Koloraturspielereien klangen aus ihrer virtuosen Kehle allerliebst. Und Frau Meysenheim als Page — das war Augen- und Ohrenschmaus für die Feinschmecker! Für unsern braven Fuchs, dem nicht leicht eine pikante Traube zu hoch hängt, war die Ballade von der Königin Mab gerade recht, um die ganze Frische und Freudigkeit seines edlen Organs zu entfalten. Für die übrigen Mitwirkenden, u. a. den feurigen Tenoristen Seidel und den gewaltigen Bassisten Siehr, war nicht viel Bedeutendes übrig geblieben. Gounod ist kein Verschwender. Nur ein Schelm giebt mehr als er hat — und Gounod ist ein frommer Mann! Aber brauchen wir diesen Geber überhaupt in seiner Dürftigkeit? Wenn es gerade ein Franzose sein muß, der unserem vaterländischen Opern-Repertoire von Zeit zu Zeit etwas exotisches Relief zu geben hat, warum nicht statt Gounods Schwächlichkeiten die originellen Kraftstücke des genialen Hektor Berlioz?

Gleichzeitig erschien im Gärtnertheater der flotte „Zigeunerbaron" von Meister Strauß. Der hat eine ganz andere Musikfülle im Leibe als der Monsieur Gounod. Eine Operette, die das Brackl'sche Ideal der „modernen Spieloper" fast verwirklicht! Die Titelrolle sang Herr Diettrich mit Feuer und Geschmack; er hatte in der vorzüglichen Saffi der Frau Ermath, in der Zigeunermama Noris und der übermütigen Schweinefürstentochter Frau Verra famose Partnerinnen. Wie anderwärts war auch hier der Erfolg der Novität ein großer. Direktor Lang mußte sich sofort eine geräumigere Kasse anschaffen. Die Kunst geht nach — Millionen. Dideldumdei! Warum auch nicht? Gott Mammon herrscht!

Fast den Reiz einer Novität entwickelten Laube's neueingeübte „Böse Zungen" im Hoftheater. Das Hauptinteresse fesselte sich an Klara Zieglers Frau v. d. Straße und Possarts Rath Fischer. Ihnen reihte sich zunächst der prächtige Klatschdilettant Rentier Soda in der Person des Herrn Häussler würdigst

an. Alle übrigen größeren und kleineren Rollen waren zum Gelingen eines wirksamen Ensembles sehr glücklich besetzt. Das verehrliche Publikum amüsirte sich königlich. Es war guter Theaterspaß. Der selige Laube verstand sich darauf.

Weniger lustig stimmte im Gärtnertheater Berla's Possennovität „Der Jubilar", obwohl die ausgezeichneten Komiker Dreher und Hofpauer im Bunde mit den Damen Hartl-Mitius und Schönchen forsch in's Zeug giengen. Die Anzüglichkeiten und Witzeleien, die im Stück rumoren, sind zu spezifisch österreichisch, um anderwärts die Lachmuskeln hinlänglich zu kitzeln. Und kitzeln heißt die Losung unserer blasierten Zeit! Verdammte Possenfabrikanten, so kitzelt doch besser!

Das k. Residenztheater brachte zwei einaktige Novitäten, „Frau Lukrezia" und „Ehrenschulden" — Ursprungsmarke: Paul Heyse, der dramatisierende Novellist — in sehr stimmungsvoller Inszenierung. Der erste Einakter ist spaßhaft tragische Wortmusik für Fagottsolo, der zweite, einige Unwahrscheinlichkeiten und Geschmacklosigkeiten abgerechnet, eine dramatisch gute Arbeit, die durch das meisterhafte Spiel der Herren Keppler, Richter und Schneider zu tiefer Wirkung gelangte.

Viel weniger glücklich als Paul Heyse mit seinen dramatischen Nippes war Gustav zu Putlitz mit seinem umfangreichen Schauspiel „Waldemar". Das Hoftheater stellte dem würdigen Herrn seine vornehmsten Kräfte zur Verfügung, der geistreiche Regisseur Savits ließ alle seine Künste los — umsonst; über einen kühlen Achtungserfolg brachte es die Neuheit doch nicht hinaus. Der falsche Waldemar war trotz aller Putlitz'schen Rhetorik nicht echt, und so mußte der Todte nach einem kurzen Scheinleben wieder zu den Todten fahren. Er ruhe sanft bis zum jüngsten Tag der Litteraturgeschichte!

Ein ähnliches Schicksal wurde der Posse „Die beiden Wenzel" von Manstädt im Gärtnertheater zu teil. Die alte Novität fiel hier vielleicht mit mehr Glanz durch, als seiner Zeit in Graz und anderwärts, aber sie fiel durch. Fräulein Bürger hatte sich den beiden Wenzeln zulieb umsonst zur Opernsängerin aufgeschwungen. Grausamer Lohn für so viel Liebe, wäre Fräulein Bürger nicht so unerschöpflich liebreich!

„Feramors!" Rubinstein! In diesem Zeichen wirst du siegen, dachte das Hoftheater, das früher mit dem nämlichen indischen Liebesspäßchen in David's Musikgarnitur und mit der poetischen Stehle als Lalla Rookh so viel Glück hatte — und rüstete die Première dieser „lyrischen Oper" des russischen Meisters mit Eifer und Geschick. Fräulein Dreßler war eine herzige Märchenprinzessin und sang ihren Part mit dem ganzen Zauber ihrer wohlgeschulten Stimme. Auch Herr Mikorey in der Titelrolle hielt sich wacker. Trotzdem war die musikalische Wirkung des Ganzen herzlich gering. Den meisten Beifall errang an diesem langweiligen Abend — die süperbe Ausstattung und das Balletkorps in den vom Professor Flüggen entworfenen wunderschönen Kostümen. Und während der berühmte russische Meister an einem halben Dutzend leistungsfähiger deutscher Bühnen gelinde durchfällt, dürfen die deutschen Komponisten mit ihren Opernpartituren vor der Thür stehen und Atem und neue Hoffnungen schöpfen. Nur nicht drängeln! Erst müssen die alten internationalen Berühmtheiten der Reihe nach durchfallen, bis für die einheimischen Jungen Platz wird. Vielleicht erleben wir Kienzl mit seiner „Urvasi", Dräseke mit seiner „Gudrun" doch noch, wie wir ja auch Kornelius' genialen „Barbier von Bagdad" erlebt haben.

Herr Neuert am Gärtnertheater ist nicht bloß ein vorzüglicher Schauspieler, sondern auch ein litterarisch begabter, scharfsinniger Bühnentechniker. Durch seine Mitarbeit ist schon manchem Dichter der rauhe Weg zum heißersehnten Bühnenerfolg geebnet worden. Neuert's Talent für glückliche Bearbeitungen hat sich an der Dramatisierung der bekannten Schmid'schen Erzählung „Almenrausch und Edelweiß" auf's neue erprobt. Unter seiner Hand hat sich die Erzählung zu einem ergreifenden dramatischen Charaktergemälde bayerischen Volkslebens gestaltet. Da giebt's packende Szenen und dankbare Rollen in Hülle und Fülle, und das gute Publikum kann

lachen und weinen bis zur Bewußtlosigkeit. Herr Albert und Frau Hartl-Mitius, denen die Hauptrollen zugefallen, spielten einfach großartig. Fräulein Nordheim war für Fräulein Schönchen eingesprungen und entledigte sich ihrer Aufgabe mit überraschendem Talent — in der Abschiedsszene entfaltete sie eine Kraft der Empfindung und natürlichen Spiels, die vollste Anerkennung verdient. Und da giebt es kritische Raben, die vom Niedergang des bayerischen Volksstückes zu krächzen nicht müde werden! Jedem Tierchen sein Pläsirchen!

„Hie Welf — hie Waiblingen!" ein bekanntes Schlagwort und für ein Stück gewiß ein schöner und billiger Titel. Herr Eduard Tempeltey hat vor 27 Jahren richtig ein breitspuriges historisches Schauspiel dazu geschrieben. Es hat nirgends durchgegriffen und den Münchenern ist es bis zum Karneval 1886 überhaupt unbekannt geblieben. Doch mit des Geschickes Mächten u. s. w. — nun haben wir auch diese Première erlebt. Ein stilvoller Mischmasch, gewürzt mit prätentiösem Blödsinn. Die wichtigste und einigermaßen genießbare Rolle ist die der unglückseligen Agnes; sie gab Fräulein Dandler Gelegenheit, nicht nur die ganze Schönheit ihrer Gestalt und ihres süßen Liebreizes, sondern auch ihre achtunggebietenden Fortschritte in der Kunst der Darstellung zu entwickeln.

Mit der Oelschlegel'schen Operette „Prinz und Maurer" hat das Gärtnertheater zum Glück — kein Glück gehabt. An dieser Neuheit ist alles alt und abgelebt. Impotente Kapellmeistermusik. Selbst die vorzüglichsten Sänger des Gärtnertheaters Brackl, Dittrich und Genossinnen waren außer Stande, sie genießbar zu machen.

An der nämlichen Bühne kam noch vor Quartalschluß ein neues Volksstück von Grube und Koppel-Ellfeldt „Hans im Glück" zur Aufführung. Das vieraktige Stück hat das Originelle, daß es erst mit dem dritten Akt beginnt und vor dem letzten Akt schließt. Mit vollendeter Meisterschaft spielte Albert die Titelrolle, die, zu einem Monodram verkürzt, dem Dichterpaar gewiß den Dank des Publikums sichern würde — für den Wegfall des Uebrigen. Statt der Singerei könnte der Schuhplattler dazu getanzt werden.

Vom k. Residenztheater sind noch als unbestrittene Erfolge zu melden: „Dame Kobold" von Calderon, Wilbrandt und Fräulein Heese — „Ein Tropfen Gift" von einem verschollenen Vorarbeiter und Oskar Blumenthal — und der neu einstudierte „Attaché" von Meilhac, worin sich der Franzose über einen gehirnerweichten Esel von deutschem Diplomaten aus der Zeit der herrlichen Kleinstaaterei weidlich lustig macht. Eine pariser Schnurre, die einige dankbare Rollen und viel kindische Geistreichelei enthält. Vielleicht werden die berüchtigten Tissotiaden auch noch dramatisiert — und von deutschen Bühnen als zugkräftige „Lustspiele" aufgeführt. Ach, wir sind ein edles Volk, triefend von Charakter und Kunstverstand!

Zum Schluß sei noch der neu eingeübte „Macbeth" achtungsvoll erwähnt. Drach und Ziegler als Herr und Frau Macbeth teilten sich mit Herrn Macduff-Schneider in den Erfolg des Abends. Daß die Dämonie des Weiblichen von Frau Ziegler bewundernswürdig dargestellt wurde, darauf braucht kein Berichterstatter, er mag sonst noch so gediegen lügen, einen Eid abzulegen. Ein solches Weib könnte den sattelfestesten Heiligen in die Hölle bringen. Gerade deshalb hätte Herr Macbeth-Drach vielleicht etwas mehr Trutz und Energie und eheherrliche Bockbeinigkeit entwickeln sollen, um wenigstens dem verdammten Ewigweiblichen, das uns schließlich ja so wie so kaput macht, die Wage zu halten. Macbeth selbst ist freilich ein bodenlos schlechter und hirnverbrannter Kerl, aber muß er auch noch ein empfindsamer Schwächling sein, da er doch spürt, daß ihn nach des Weibes und Schicksals Beschluß zuletzt der Teufel holt? Ein Macbeth mit Ohnmachtsanfällen schlägt zu sehr in's gemeine christgläubige Schurkentum, das zuletzt nach dem Beichtvater schreit und bußfertig flennt, wenn's der Scharfrichter beim Kragen nimmt. Steif im Nacken und Knie, so muß sich der preiswürdige Shakespeare'sche Bluthund aufspielen — das sieht sich dann zu seinem schlotterigen Herzen um so schöner an. —

Einer Bettlerin.

Von Karl August Hückinghaus.

(Remscheid).

Schön bist, bettelndes Kind, blühendes Mädchen Du,
Mit dem segnenden Kuß hat Dich der Gott geweiht,
Hold umfließet die Anmut
Deinen lieblichen, schlanken Leib.

Ach! ein köstlich Geschenk zwar ist die Schönheit, Kind;
Stets die Reiche sie schmückt; ihr an die Sohle bannt
Glück sie, aber der Armen
Wird zum Fluch auch das Gottgeschenk.

Weh' Dir, säh' ich Dich einst, eine Verlorene
Und ein sündiges Weib qualvollen Herzens steh'n,
Und den zitternden Busen
Netzen bittere Thränenflut!

Wärest reich Du dann auch — Rosen im dunklen Haar —
Mit Demanten geschmückt, seidenem Prachtgewand,
Aermer wärest Du dennoch,
Ach, weit ärmer denn heut' Du bist!

Rokoko.

Von Wilhelm Walloth.

(Darmstadt).

Der Mond gar schelmisch am Himmel lacht.
Was hört er für seltsame Töne?
Es fing sich in der stillsten Nacht
Der Faun die nackte Schöne.

Er wiegt sie träum'risch auf struppigem Knie,
Er lehrt sie blasen die Flöten.
Die gute Nymphe, sie gibt sich Müh'
Und lacht mit dummem Erröten —

Und sie begreift die Griffe nie!
Er klopft ihr mit zärtlichen Blicken
Und plumpen Fingern die Melodie
Auf ihren weißen Rücken.

Centenarfeier für König Ludwig I.

Der **Münchener Journalisten- und Schriftsteller-Verein** beabsichtigt zur Centenarfeier eine Festzeitung herauszugeben und ladet zur Mitwirkung die vaterländischen Schriftsteller ein.

Mit der Redaktion wurden betraut die Herren Vereinsmitglieder Dr. Hermann Lingg, Martin Greif, Wolfgang Kirchbach, Georges Morin, Hofrat Maximilian Schmidt, Adolf v. Vangerow.

Manuskripte sind an einen dieser Herren bis 1. Mai d. J. einzusenden.

Das Präsidium des Münchener Journalisten- und Schriftsteller-Vereins.

Dr. **M. G. Conrad**, I. Präsident. **H. Leher**, I. Schriftführer.

Zur Nachricht!

Das Maiheft wird außer bedeutenden novellistischen und lyrischen Beiträgen u. a. folgende Aufsätze enthalten: Die soziale Frage in den Vereinigten Staaten von **Michael Klürscheim.** Ueber die Verbindung der Malerei mit Poesie und Musik von **Robert Hößle.** — Münchener Atelierbesuche (bei Hans Bartels, H. Hartwich u. a.) von **Fritz Hammer.** — Wagneriana. Probehefte stehen jederzeit zur Verfügung.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, H. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), sämmtliche in München.

Die Gesellschaft.

Realistische Monatsschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. Mai 1886. Heft 5.

Es Löwos.

Eine Ehestands-Geschichte.

Von S. Gulot.

(Tiflis.) (Uebersetzung unmöglich.)

Erster Teil.

Meine Frau und ich haben einander insgeheim geheiratet.

Wir hatten uns drei Jahre lang unaussprechlich lieb gehabt . . . besaßen kein Vermögen; die Eltern mochten von einer Heirat nichts wissen — wollten uns trennen; da haben wir den Streich ausgeführt, uns in aller Stille aufbieten und trauen zu lassen — und mit Hinterlassung eines Briefes an die Eltern segelten wir direkt nach Amerika.

Tausend Gulden in der Tasche, Talente, Kenntnisse, angenehme äußere Persönlichkeit, Arbeitslust: damit wollten wir uns durch die Welt schlagen — womöglich uns ein Vermögen machen und triumphierend in die Heimat zurückkehren. Und sollte uns Letzteres auch nicht gelingen — einander haben, war schon Lebenslohn genug.

Das Durchkämpfen haben wir redlich ausgeführt. Lektionen, Konzerte, Buchführung in Handlungshäusern, Bauleitungen, journalistische Arbeiten — was haben wir nicht alles geleistet, um uns das bischen Leben zu fristen! Aber zum Vermögenmachen wollte es nicht kommen. Das Ding steht nur in den Büchern — mitunter erleben es auch andere Leute, nur man selbst nicht.

Wir blieben kinderlos und waren recht froh darüber; denn für eine Schaar hungernder Kleinen sorgen zu müssen, das hätte uns vielleicht die gute Laune doch verdorben, die uns in unserm Lebensduett nie verlassen hat.

Nein — nie verlassen. Es hat Tage gegeben — nicht viele, aber einige — wo wir nichts zum Mittagessen hatten; aber Tage, wo wir miteinander nicht gescherzt, gekost und gelacht hätten, die sind nicht vorgekommen. Und was ferner niemals zwischen uns vorgekommen, das ist: ein bitteres Wort, ein Vorwurf, ein Streit — ein liebloser Gedanke. So etwas haben wir nicht kennen gelernt. Wir staunten selber darüber, denn beinahe bei allen Paaren, denen wir begegnet sind, fanden mitunter kleine Auftritte statt — oder doch streitend vorgebrachte Meinungsdifferenzen, — nur bei uns nie. Freilich hatten wir auch keine verschiedenen Meinungen. In allem stimmten wir überein: in unsern Wünschen, unsern Urteilen, unsern Sympathien und Antipathien. Bei fast allen Paaren bemerkten wir auch, daß immer der eine Teil den andern tyrannisierte; entweder war es der Wille des Mannes, oder der der Frau, welcher vorherrschte; entweder war es er, oder war

es sie, die immer recht haben mußte. Bei uns fügte sich Eines dem Willen des Andern und der Streit um „recht“ oder „unrecht“ kam bei uns überhaupt nicht vor, da wir ja, wie gesagt, in unsern Meinungen uns immer begegneten. Nörgeleien zwischen Eheleuten, denen wir zufällig beiwohnten, waren uns ein Hauptvergnügen. Wenn wir nachher allein waren, fielen wir uns gewöhnlich in die Arme und riefen: „Da ist der Meine anders!“ „Da lob' ich mir die Meine!“ — und waren furchtbar froh, nicht mit den betreffenden Anderen verheiratet zu sein. Wir waren arm wie die Kirchenmäuse, besaßen selten mehr, als was aus der Hand in den Mund reichte; dabei kamen wir viel mit reichen und glänzenden Leuten zusammen, aber es geschah nicht ein einzigesmal, daß wir den Wunsch empfunden hätten, mit N. oder X. zu tauschen, denn die beklagenswerten Leute hatten wohl Millionen, Paläste, Macht, Ruhm — aber sie hatten die Meine — oder beziehungsweise den Ihren nicht.

Wir nannten uns nie bei unsern Taufnamen, sondern „Meiner“, „Meine“ — aus euphonistischen Gründen in „Meuner—Meune—Meunes“ umgewandelt und schließlich beiderseitig kurzweg „Meuns“. Das hatten unsere intimern Bekannten abgelauscht und dieselben frugen mich z. B. nicht, „wo ist Ihre Frau?“ sondern „wo ist Meuns?“

Dennoch hatte kein Mensch eine Ahnung davon, wie lieb wir uns hatten — wie Eins wir waren. Denn wir gehörten nicht zu den langweiligen Paaren, die ihre Zärtlichkeit vor den Leuten ausstellen. Die Harmonie unsrer Seelen benützten wir nur zu frommer Hausmusik und ließen sie nicht öffentlich Posaune blasen. Wie sehr wir miteinander im Umgang kindisch waren, was für tausend kleine Späßchen zwischen uns getrieben wurden, davon konnte sich auch niemand, der uns in der Welt sah, einen Begriff machen, denn wir waren eher ernste als lustige Leute; weder ausgelassen noch besonders gesprächig — durchaus nicht brillant. Unsere knappen Verhältnisse waren auch männiglich bekannt — es vermuteten daher die Leute nichts weniger, als Lustigkeit hinter uns; wahrscheinlich stellte man sich uns in unsrer Häuslichkeit als nachdenklich, brummig und gelangweilt vor — und gerade das Gegenteil waren wir von alledem. Von einer Langenweile nie die Rede; wir hatten uns stets so viel zu sagen — und brummig — da könnte ich mir eher einen Bären vorstellen, der Lerchentriller schlägt, als ein brummendes Meuns! Gerade so unbelauscht wie die vorerwähnte Hausmusik, blieb das Schellengeklingel unsrer frohen Narrenkappen. Die Andern hätten uns nur ausgelacht, denn wir hatten für unsre kleinen Privatdummheiten nicht einmal die Entschuldigung großer Jugend — wir waren beide um die dreißig herum — und am allerwenigsten die Entschuldigung der Sorgenfreiheit, denn alle Welt wußte, daß wir einen harten Kampf um unsre Existenz zu bestehen hatten. Wahrhaftig Grund genug zum grämen, murren, vorwerfen, klagen, ungeduldigwerden hätte uns das Schicksal geboten; aber je schlechter es uns ging, desto näher schmiegten wir uns aneinander, Eins das Andere tröstend, aufrichtend, erheiternd — obwohl wir eigentlich nicht trostbedürftig waren, denn wir hatten zwar viel Unglück — waren aber bei Gott nie unglücklich.

Schwärmerische Leser und Leserinnen sollen nicht glauben, daß wir etwa ein verliebtes Paar waren, das in der Wonneverzückung seines Zusammenseins, in Flitter-, Rausch- und Schäferstunden sich in den Himmel versetzt fühlte — nein, nichts davon. Solcher Taumel gehört der ersten Epoche der leidenschaftlichen Liebe an; aber bei ältern Eheleuten — bei uns wenigstens — ist von alledem nichts mehr da. Unser Liebhaben war ein ganz nüchternes, ruhiges, sicheres. Die Sinne spielten gar keine Rolle dabei. Auch konnte uns das Haar nach und nach grau werden, ohne daß dies den geringsten Unterschied in unserm gegenseitigen Gefallen verursacht hätte. Meuns mochte immerhin häßlich, blatternarbig, krüppelhaft werden — ich würde es gar nicht bemerkt haben. Und ebenso war ich beruhigt, daß ich nicht weniger geliebt wäre — ja vielleicht wäre ich's noch mehr — wenn ich mich in ein armes Monstrum verwandelte. Blindheit, Taubheit, Lahmheit: wenn so etwas Eins von uns ereilen würde, wie müßte das Andere an Zärtlichkeit zunehmen, um das Verhängnis aufzuwiegen!

Wir haben es nie jemandem erzählen können, wie glücklich wir miteinander waren; denn einmal hört sich eheliche Glücksprahlerei so protzenhaft an. Nur gute Menschen können wahrhaft gute Eheleute sein und darum klingt die Versicherung, daß man in der Ehe ganz glücklich ist, wie die Anmaßung einer Unzahl von Tugenden; zweitens hätte uns niemand geglaubt und niemand verstanden.

Dennoch wollte ich nicht, daß unser frohes Geheimnis mit uns spurlos von der Erde verschwinde. Darum zeichne ich es in diesen Blättern auf. Was man *keinem* Menschen anvertrauen wollte, das kann man getrost von Tausenden lesen lassen: denn wenn man etwas Unwahrscheinliches geschrieben hat, so bleibt dem Leser der Ausweg offen, die Sache nicht zu glauben — ein Ausweg, der dem persönlichen Lauscher — wenn er höflich ist — verschlossen bleibt; er muß wenigstens bei allem innern Zweifel so ein Gesicht machen, als ob er glaubte, und diesem Gesichte sieht der Angezweifelte die Falschheit an. Hat man etwas Lächerliches geschrieben, so sieht man wenigstens nicht, daß man ausgelacht wird, und schrieb man etwas Unverständliches, so bleibt Einem doch die Illusion, daß man verstanden worden. Mein Leser kennt mich nicht und kennt die Meine nicht; es ist also nicht zu befürchten, daß in meiner Erzählung etwas nicht im Einklang mit unserer äußeren Person sei. Schließlich, wenn die Leute meine Mitteilungen einen Unsinn nennen sollten, kann ich behaupten, daß es alles eitel Erfindung war. Aber ich hege die stille Hoffnung, daß sich unter den tausend Lesern vielleicht doch einer findet, der uns ganz versteht, der Aehnliches durchgelebt, der sich in die folgenden Absonderlichkeiten hineindenken kann, der mir und der Meinen einen sympathischen Herzschlag schenkt, und für diesen Einen (du lieber, angenehmer Einer, sei mir handgeschüttelt) schreibe ich.

* * *

Es gäbe einen Roman, wenn ich erzählen wollte, wie wir uns durchgeschlagen, wie es uns bald gut, bald schlecht gegangen, wie wir uns Freunde erworben, die furchtbar lieb mit uns waren, wenn sie uns zu etwas brauchen konnten, die aber in schwierigen Stunden plötzlich kalt und gleichgiltig wurden; wenn ich unsere Erlebnisse, unsere Unternehmungen, unsere immer wieder scheiternden und immer wieder erwachenden Hoffnungen schildern wollte und die Länder, Sitten und Leute, in deren Mitte wir gelebt. Aber diesen Roman zu schreiben, liegt nicht in meiner Absicht. Ein einziges Moment will ich aus unserem Leben herausgreifen und daraus ein Miniaturbild machen: das Moment unserer kindischen Zusammengehörigkeit.

Um dieses eine Motiv herauszuheben, werde ich freilich einige Szenen aus unserem Leben vorbringen müssen; aber diese Szenen sollen nur als Staffage und Hintergrund betrachtet werden, sie sollen durchaus nicht in planmäßiger Ordnung zu irgend einer Lösung führen. Ich beginne.

Wir sind seit drei Jahren verheiratet. (Dieser Präsens bezieht sich nicht auf den Augenblick, in dem ich schreibe, sondern auf jede mehr oder minder entrückte Situation, die mir mein Gedächtnis vorspiegelt.) Ich verbringe vier Stunden täglich in einem Großhandlungshaus, wo ich die französische und englische Korrespondenz führe; die übrige Zeit schreibe ich zu Hause Journalartikel. Meuns gibt einige Musikstunden. Von dem Ertrage dieser verschiedenen Beschäftigungen zahlen wir unsere laufenden Auslagen, als da sind: Wohnung, Kost (dieselbe wird uns aus dem Gasthaus gebracht) Bedienung, Heizung, Kleidung — wir halten viel auf tadellose Toilette — Wäsche, Tabak, Abonnements u. s. w.

Wir kommen aber nicht regelmäßig aus. Die Lektionen sind zu gering; manche Schüler zahlen unexakt; die Zeitungsartikel werden nicht alle angenommen und meine fixe Einnahme im Handlungshaus genügt gerade für den Zins. Aus alledem ergibt sich häufiges Defizit und an die Erreichung des Vermögens, mit welchem wir programmmäßig triumphierend in die Heimat kehren sollten, ist vorderhand nicht zu denken.

Das Essen, das man uns aus dem Gasthaus schickt, ist ziemlich miserabel;

wir haben aber die Eigenschaft, uns immer zu Tisch zu setzen, wie zu einem Fest. Irgend eine Speise, die wir uns auf einem kleinen Petroleumkochherd selbst zubereitet haben, bereichert das Menu und gibt uns Gelegenheit, unsere Kochkunst und unseren Appetit zu bewundern. Was uns besonders schmeckt, das ist der Morgenkaffee und der Abendthee. Zum ersteren nehmen wir weiche Eier und Butter, zum letzteren irgend etwas kalt „Aufgeschnittenes" und Backwerk — was ich gewöhnlich selbst nach Hause bringe. Die Hauseinkäufe besorge zumeist ich; wenn ich vom Kontor zurückkomme, nehme ich im Vorübergehen, bei Kaufmann, Konditor und Wursthändler was wir brauchen. Das Paket wird zu Hause gewöhnlich mit Enthusiasmus begrüßt. Die „Fressalien" werden ausgepackt, auf die Schüsseln gelegt und immer aufgetragen, als ob es sich um ein Jubiläumsfestbankett handelte; wir haben es uns so angewöhnt, wenn wir uns en tête-à-tête zum Essen setzen, stets gehobener Stimmung zu sein.

Wenn sich Menschen von den Uebrigen isolieren, so unterzieht sich ihre Sprache einer Wandlung. Das ist so Naturgesetz. Dasselbe läßt sich leicht an Auswanderern konstatieren. Diese sprechen nach einigen Generationen ein von der Sprache ihres Mutterlandes deutlich sich unterscheidendes Idiom. Man denke sich zwei Kolonisten auf einer unbewohnten Insel; dieselben werden gewiß für die umgebenden neuen Verhältnisse neue Worte erfinden, und da der übrigen Welt diese Verhältnisse unbekannt blieben, hätte sie auch für jene Worte kein Verständnis. Etwas ähnliches geschah in unserer Umgangssprache. Wir waren ja, was unser Gemütsineinanderleben anbelangt, auch auf einer Art Insel, ein hübsches, blühendes, heiteres Liebesinselchen, von dessen Existenz die großen Ozeanfahrer draußen gar keine Ahnung hatten.

Ich denke, jedes Liebespaar verinselt sich mehr oder weniger und in dem kleinen duokratisch regierten Reiche entstehen Sprach- und andere Gebräuche, Statuten u. s. w. die nicht hinausdringen und die durch Wiederholung sich zu Institutionen erheben; die neuen Ausdrücke — der Herzensdialekt nämlich — entstehen meist in der Kosesprache; aus dieser hinaus verbreiten sie sich in die gewöhnliche Rede. — Aber ich will mich nicht in Vermutungen darüber einlassen, wie es anderen Paaren ergeht; ich photographiere hier nur einige Erscheinungen aus dem Eheleben von Meuns und mir — von den Andern weiß ich nichts — wie ja auch die Andern von uns nichts wissen. Wenn hie und da Jemand in den hier fixierten Bildern einige der eigenen Züge erkennen sollte — desto besser.

Es haben sich denn in unserer Umgangssprache Worte und Satzwendungen eingebürgert, die ich manchmal werde anwenden müssen, wenn ich ein treuer Monograph sein will. Ist in „lokalfarben" geschriebenen Romanen das „Berlinerische" und „Wienerische" litteraturfähig, warum sollte ich zu meinem Zwecke mich nicht des „Meunerischen" bedienen dürfen?

Jeder unserer neuen Ausdrücke hatte sicherlich seine Etymologie, aber diese werde ich nicht jedesmal nachweisen — in vielen Fällen habe ich dieselbe auch vergessen. Die Entstehung alles Gewordenen geht nach bestimmten Entwicklungsgesetzen vor sich, aber letztere entgehen zumeist unserer Beobachtung. Wie das Wort „Meuns" sich gebildet, habe ich erklärt; aber ich verpflichte mich durchaus nicht, den Werdeprozeß aller etwa noch folgenden Fremdwörter zu berichten. Dieselben werden dem Leser im Lauf meiner Erzählung geläufig werden — wie ja der Student einer neuen Wissenschaft, die auf letztere bezughabende technischen Worte während des Lernens aufnimmt. Und wahrlich, es ist beinahe auch eine neue Wissenschaft — etwas bisher ganz verborgen Gebliebenes — was ich hier meinem Leserkreis, oder vielmehr dem gewissen handgeschüttelten sympathischen Einen enthüllen will: das intime Zusammenspiel zweier kindlicher Herzen.

Die Benennung „mein Schatz" hat einmal Einer von uns, ich weiß nicht mehr wann und warum (Zufälligkeiten spielen bei Neubildungen eine große Rolle) „mein Schatzos" ausgesprochen. Diese Endsilbe gefiel uns, wiederholte sich und bürgerte sich ein. (Alles Gesagte, Gedachte und Gethane hat die Tendenz sich zu wiederholen.

Diese Tendenz ist das Lebensprinzip jener Dinge, kraft dessen sie zu Organismen gedeihen — wiederholte Worte formen sich zu Sprachen, wiederholte Thaten zu Sitten, wiederholte Gedanken zu Systemen.) Ueberall hingen wir ein „os" an. Der Kopf verwandelte sich in Schädos, die Ohren wurden Ohros. — Und so entstand auch Es Löwos, dieser Geschichte Heldos. Aber davon später. Die Verkleinerungssilben „chen" und „lein" waren in unserer Mundart durch die Silbe „nill" ersetzt — ein kleiner Koffer und eine kleine Pistole in unserem Besitze hießen „das Koffernill" und das „Revolvernill"; und öfters nannten wir uns statt Schatzos oder Meuns Schatzinill oder Meuninill. Wir sagten nicht „Du" zu einander sondern „Ihr": „Gebt mir acht auf Euch," sagte ich zur Meune, wenn sie ohne mich ausging, und meine Briefe an sie unterzeichnete ich „der Eure". Die zusammengesetzten Zeitwörter drehten wir bisweilen auf eine eigene Weise um, z. B. statt „einbohren", „ausblasen", „bohreinen", „blasausen". Das Ja sprechen wir „ja" — mit sehr weichem j — aber ich kann hier keine vollständige Grammatik unserer Sprache geben und werde letztere auch in der Folge so viel als möglich in's Deutsche übertragen.

* * *

Wir sind also drei Jahre verheiratet und haben einander so lieb wie am ersten Tag.

Da habe ich mir übrigens einen falschen Satz zu schulden kommen lassen: wir haben einander ganz anders lieb, als am ersten Tage. Die Leidenschaft ist davongeflogen und wir haben uns um drei Jahre lieber, drei Jahre der geteilten Freuden und Leiden, der ausgetauschten Ideen, der einander gezollten Anerkennung für die Eigenschaften und der geübten Nachsicht für die Fehler, der stets freundlichen Behandlung — solche Zeit kann unmöglich an den Herzen vorübergerauscht sein, ohne die darin enthaltene Liebe um ihren Gehalt zu vermehren.

Wir haben uns unser Tischchen zum Ofen geschoben; die Theemaschine summt melodisch und wir rauchen schweigend unsere Zigaretten zum Thee.

„Langweilt Ihr Euch?" fragt die Meune.

Eine müßige Frage. Sie weiß ganz gut, daß das Gespenst Langeweile bei uns nie Einkehr hält.

„Nein, mein Schatzos" antworte ich.

„Also an was denkt Ihr so vertieft?"

„An unsere Dienerschaft. Ich gehe mit der Idee um, den Troß zu wechseln. Unser heutiger valet de pied war ungefähr vier Jahre alt und nächstens erwarte ich mir ein Wickelkind."

Die Sache verhielt sich nämlich so. Wir hatten keinen eigenen Dienstboten im Haus, sondern eine arme Wittwe, die unweit von uns wohnte, fungierte als unsere Bedienerin. Sie kam des Morgens, machte Feuer an, räumte die Wohnung auf und holte uns das Frühstücksbrod. Zu Mittag brachte uns eines ihrer Kinder das Essen aus dem Gasthof und Abends kam sie wieder, Geschirr waschen, Betten machen u. s. w. Nun geschah es aber häufig, daß sie in ihrem eigenen Haushalt zu beschäftigt, oder unwohl, oder einfach unaufgelegt war, und da stellte sich statt ihrer eine zwölfjährige Tochter bei uns ein, die verschiedenen Arbeiten zu verrichten. Das ließen wir uns gefallen. Ein andermal kam ein achtjähriges Mädchen daher — das war uns schon weniger angenehm, heute aber war unser Dienstpersonal gar auf die Knirpsfigur eines vier- bis fünfjährigen Buben reduziert gewesen — und das hatte in mir die große Idee erweckt, unseren Haushalt einer Reorganisation zu unterziehen, denn ich befürchtete, wie gesagt, daß nächstens ein Säugling dazu angestellt würde, unsere Zimmer zu fegen.

Die Meune erwiderte auf meine Eröffnung:

„Ihr sprecht mir aus der Seele, Liebinill. Brechen wir mit der Familie Richter. Aber die Frau ist ein furchtbar armer Narr, und wenn sie unsere monatlichen sechs Dollars nicht hätte, müßte sie verhungern . . . ."

„Also versuchen wir's noch eine Zeit lang — aber erklären wir fest, daß wir es ohne mindestens zwölfjährigen Ersatz nicht thun. Mir ist eigentlich auch leid um das arme Ding."

„Ihr seid ein Gutinill," sagt Meuns mir die Hand streichelnd.

„Wie man sich doch an alles gewöhnt," philosophiere ich. „Wenn ich denke, im Elternhause, da war ich von einer Schaar von Dienern umgeben; vom Portier an bis zum Leibjäger meines Vaters — alle gehorchten meinem Winke und ich fand das ganz natürlich. Heute hat mir der Knirps nicht folgen wollen, als ich begehrte, daß er mir den Waschkrug fülle — und ich fand das wieder natürlich, denn der Krug ist zu schwer — und so trug ich ihn selbst zum Brunnen. Klopft nicht jemand draußen?"

„Sa — mir scheint auch. Wie unangenehm, wenn uns Besuch käme . . ."

Wir brachten unsere Abende immer am liebsten allein zu. Da konnten wir plaudern, lesen, schreiben; auch der Thee mundete uns ganz anders, wenn uns niemand dabei zusah, und so erschien uns jeder abendliche Klopfer an der Vorzimmerthüre als ein Störenfried und Freudenbrecher.

Ich ging öffnen. Richtig kam uns Besuch daher. Eine Landsmännin — die ebenfalls, wie wir, aus besseren Verhältnissen in den Lebenskampf geworfen worden und hier von Lektionengeben lebte.

Diese Landsmännin ist unser Tyrann. Sie ist eine sehr energische und lebhafte alte Jungfer, bildet sich furchtbar viel auf ihre praktische Weisheit ein und überflutet uns mit Ratschlägen. Sie hat der Meunen zwei Lektionen verschafft — das ist ganz schön — aber sie unterdrückt uns. Sie betrachtet uns als ein paar hilflose Halbidioten. Sie mischt sich in alle unsere Hausangelegenheiten, will überall einteilen und reformieren, überschüttet uns mit Ermahnungen. Das geschieht alles aus wirklicher Gutmütigkeit und Dienstwilligkeit, was wir dankbar anerkennen und uns den Mut benimmt, das Joch abzuschütteln, unter das uns ihre Freundschaft gespannt hat.

Später ward uns erst klar, daß sie gar nicht so „praktisch" war wie wir glaubten; denn es erwies sich, daß wir unser Leben billiger und angenehmer hätten einteilen können, als wir in Befolgung ihrer Ratschläge gethan. Sie war es gewesen, die uns unsere Dienerfamilie verschafft; die uns das elende Gasthaus rekommandiert; die uns Holzvorräte einzukaufen zwang, von denen uns die Hälfte gestohlen worden; die uns Möbel mieten half, welche man um denselben Preis auf Abzahlung hätte kaufen können. Aber Fräulein Klementine war das Bild der stets für Andere sorgenden Vorsehung — und, gerührt, gedrückt, dankbar und resigniert ließen wir uns protegieren.

„Guten Abend, Kinder" —

„Ah Klementine," ruft die heuchlerische Meune mit dem Ausdruck unbändiger Freude, „das ist eine liebe Ueberraschung!"

„Aber heiß ist es bei Euch! Das ist nicht gesund. Ihr brennt Oel? Welche Verschwendung! . . ."

„Wir haben keine Petroleumlampe," bemerke ich kleinlaut.

„Da muß morgen eine gekauft werden. Ich komme Dich um eilf Uhr abholen, Lori (Meuns heißt Eleonore) und wir gehen zusammen eine Lampe besorgen — ich muß ohnedies mehrere Einkäufe machen."

„Eine Tasse Thee gefällig?"

„Mit Vergnügen. Aber wo nehmt Ihr Euern Thee? Der hat ja gar keinen Geschmack. Und diese Wurst! Ja — habt Ihr denn gar keinen Respekt vor den Trichinen? Morgen, wenn wir unsere Empletten machen, werden wir einen Vorrat Bisquits nehmen. Man braucht weiter nichts zum Thee."

„Ich hoffe, nicht den gewissen englischen Zwieback?" frage ich, da ich das Zeug hasse.

„Gerade den — der ist am besten und ökonomischesten. Nun — wie seid Ihr zufrieden mit der Familie Richter?"

„So. Die Mutter geht an, aber die Kinder werden immer kleiner . . .“

Fräulein Klementine sieht mich verdutzt an. Offenbar haben ihre bisherigen Erfahrungen ergeben, daß Kinder immer größer werden; aber sie hält sich bei meiner Bemerkung nicht auf, dieselbe meinem Halbidiotismus zuschreibend, und fährt vergnügt fort:

„Ihr werdet die Richter übrigens nicht mehr brauchen. Es soll jetzt alles anders und besser werden. Ich bringe Euch heute ein Projekt, eine Kombination, die ungeheuer vorteilhaft ist. In dem Hause, das ich bewohne, wird das große Quartier im ersten Stock frei. Das nehmen wir und ziehen uns zusammen. Was Ihr hier, und was ich dort Zins zahle, das beträgt genau den Preis der großen Wohnung und diese ist viel schöner als unsere jetzigen Behausungen. — Ihr müßt sie morgen anschauen kommen. Wir führen dann auch nur Eine Menage — was eine große Ersparnis ist. Weil Ihr so unpraktisch seid, so übernehme ich den ganzen Haushalt. Am Klavier ersparen wir gleichfalls, denn wir brauchen nur eines zu mieten, für unseren gemeinschaftlichen Salon . . . Die Abende bringen wir dann schön vereint zu; — jetzt können wir wegen der Entfernung nur so selten zusammenkommen und Ihr wißt, wie gern ich in Eurer Gesellschaft bin — Ihr seid ja eine wahre Himmelssendung für mich — so liebe und angenehme Landsleute — und Ihr könnt auch ein bischen von Glück sagen, daß Ihr mich kennen gelernt habt und ich Euch so mit meiner Erfahrung beistehen konnte — denn was die Lebenspraxis anbelangt, seid Ihr die reinen aus dem Ei gekrochenen Küchlein — nehmt mir's nicht übel. Nun, ist mein Plan mit dem Zusammenwohnen nicht herrlich?“

Die Meune und ich stimmten etwas matt aber höflich bei und es ward verabredet, daß die Wohnung am folgenden Tage besichtigt werde.

Nachdem uns Fräulein Klementine verlassen, sind wir ein Bild des Jammers. Was? wir sollen unser Heim, unser bischen Selbständigkeit, unser trauliches Beisammensein aufgeben, um von unserer Vorsehung den ganzen Tag beobachtet, bewacht und geleitet zu werden? Eine große Energie erfaßte mich.

„Da wird nichts daraus,“ erkläre ich fest.

Meuns ist über diese Proklamation sehr froh. Zur Gewissensberuhigung sagt sie ja.

„Billiger käme es zwar . . und Klementine meint es sehr gut — aber ich bin ganz Eurer Ansicht: es geht nichts über unser Alleinsein.“

„Wir dürften ja nicht atmen wie wir wollen,“ fahre ich fort, um uns im Widerstand zu bestärken. „Unsere Wurst ist ihr nicht recht, unser Lampenöl ist ihr nicht recht, gestern mußten wir unsere Betten anders stellen, weil sie angeblich in der Zugluft waren; Euer Kleid findet sie zu lang, meinen Oberrock zu kurz — Kreuzdonner . . . mir geht die Geduld aus.“

„Bomben und Kartätschen,“ stimmt Meuns bei, „mir ist sie schon längst ausgegangen. Wir werden morgen einfach erklären: wir wollen nicht — voilà tout. Aber klopft nicht wieder jemand?“

Ich gehe nachsehen. Richtig: man klopft. Ich öffne die Thür.

„Sie, Fräulein Klementine?“

„Ja, Kinder — ich habe mein Notizbuch bei Euch vergessen — ah — da ist es schon. Ich klopfe seit zehn Minuten. Ihr müßt Euch durchaus eine Glocke anschaffen — übrigens ist dies nicht der Mühe wert, da Ihr ja nächstens auszieht. Ich glaube gar Lori — Du bist heute ohne Mieder? Aber, Kind — das darf man sich nicht angewöhnen . . . Heiß ist's hier in dem Zimmer! Ihr müßt schon erlauben, daß ich ein wenig Luft hereinlasse“ — und sie reißt das Fenster auf — „nach zehn Minuten könnt Ihr wieder zuschließen. Aber ich gehe jetzt. Es bleibt also dabei — morgen um elf Uhr hole ich Euch ab und wir sehen uns die Wohnung an. Gute Nacht, Kinder.“

„Gute Nacht, liebe Klementine.“

„Auf morgen denn!“ — Jetzt ist sie richtig fort.

„Warum habt Ihr nicht Kourage gehabt,“ werfe ich der Meunen vor, „ihr zu

sagen, daß wir von der gemeinsamen Wohnung nichts wissen wollen. Feig seid Ihr!"

„Und Ihr? — Ihr seid der Herr vom Hause — und hättet sollen ein Veto einlegen — aber Ihr seid von einer Feigheit!"

„Sehen wir morgen die Wohnung einfach an, und sagen wir, daß sie uns nicht gefällt."

„Wenn sie aber tadellos ist, diese Unglückswohnung?"

„Dann heißt es, unsere Kourage mit beiden Händen fassen und erklären, daß wir unser selbständiges Heim behalten wollen."

„Ausgemacht."

„Den ganzen Abend hat uns diese zuwidere Schachtel verdorben; mir fängt sie an, die Nerven anzugreifen. Ich hätte heute noch den Artikel für die „Kölnische Zeitung" fertig geschrieben."

„Und ich hätte „Adam Bede" ausgelesen."

„Jetzt ist es aber Zeit in's Nest zu gehen."

„Geht Ihr allein in's Nest?"

„Nein, ich nehme jemanden mit in's Nest."

„Wen nehmt Ihr mit in's Nest?"

„Die Meune nehme ich mit in's Nest."

Die obigen fünf Sätze wurden allabendlich gesprochen. So gab es zwischen uns immer eine Menge kleiner Dialoge, die sich regelmäßig und wörtlich wiederholten. Wenn sich so eine Phrase, ein Scherz, ein Gespräch bei uns eingenistet hatte, so hörten wir nie absichtlich damit auf; aber es traf sich, daß durch die Umstände eine Unterbrechung eintrat, oder daß sich ein neuer Dialog, eine unerwartete zufällige Replik einstellte, durch welche der alte Spaß verdrängt wurde und dieser starb dann eines natürlichen Todes. — Das geht schon so auf der Welt; ein ewiges Verschieben, ein beinahe unmerkliches Verändern bewirkt, daß alte Gewohnheiten gerade so gut sterben müssen, wie andere alte Dinge; immer muß dem Neuen, Jungen, allmählich Aufgewachsenen Platz gemacht werden. So schwanden auch bei uns viele der alten Gewohnheitsscherze und neue hatten sich inzwischen herangebildet, wir wußten gar nicht wie; die alten waren vergessen, und wenn doch durch irgend einen Anlaß die Erinnerung daran auftauchte — und ein Stichwort gesagt wurde, so wechselten wir wieder, so gut es ging, die Repliken und riefen dann lachend: „Ein Gespenst!"

* * *

Am andern Morgen ein großer Glücksfall: Klementine schreibt uns, daß sie gehindert sei, die Meune zur projektierten Einkaufsturnée abzuholen und die Nachricht — die uns ein Balsam ist — daß die betreffende Wohnung ohne ihr Wissen gestern schon vermietet worden.

„Das ist mir ein Stein vom Herzen," ruft Meuns.

„Und mir ein Fels."

„Mir ein Granitgebirge."

„Mir ein Planet."

„Mir ein Sonnensystem."

„Mir ein Weltall — und damit ist das Crescendo einstweilen abgeschlossen," sage ich triumphierend.

„O nein — für mich gäbe es noch etwas, das mir mehr gilt, als das Weltall, nämlich Meuns — nur kann mir dieses nie vom Herzen fallen."

„Schatzos, gut's!"

Die Meune steht vor dem Spiegel und kämmt ihr schwarzes Haar, das lang und dicht ihr Gesicht umrahmt wie eine Mähne.

„Das schöne Mähnos," rufe ich aus, „wie ein Löwos!"

Meuns kommt herbei und legt ihren lieben Kopf an meine Brust.

„Das Löwos bittet um ein Kussos," sagt sie.

„Löwos, Du königliches Wüstenvieh," und willfahrend küsse ich das mähnige Haupt.

Von diesem Tag an allmorgendlich, wenn sich die Meune zum Frisieren das Haar löst, kommt sie, von mir sich umarmen lassen, was ich thue, indem ich dazu singe:

Kohlschwarzes Löwos,
Hab' dich gar so gern
Traderata ratatarata
Traderata rata—tä.

Die letzte Silbe furchtbar lang, wie ein ersterbender cornet-à-piston-Ton.

„Der Vortrag!" sagt Es darauf bewundernd. Wer „Es"? — Nun, Es Löwos. Es wird dann zum Frühstück aufgefordert. „Komm zum Kaffee, Löwos." Das läßt sich Es nicht zweimal sagen. „Kaffee" wird zum Leibgericht des Königs der Wüste erhoben. Aber auch die weichen Eier und Butterbrod verschwinden rasch im Löwenmaul.

Nach dem Frühstück gehe ich an meine Geschäfte, Meuns an die ihren. Zu Mittag finden wir uns wieder. Wir kommen und gehen nie ohne Gruß. Immer häufiger geschieht es, daß ich statt: 'Tag Meuns — B'hüt' Dich Gott, Meuns — 'Tag Löwos — B'hüt' Dich Gott, Löwos, sage. Es körpert sich immer mehr und mehr ein in unserer Existenz. Es erzählt Geschichten aus der Wüste. Es wächst mir an's Herz.

„Wie heißt Es eigentlich?" fragt die Meune.

„Es heißt Es Löwos."

„Man sagt also nicht der Löwos oder das Löwos?"

„Nein," dekretiere ich entschieden, „man sagt Es Löwos".

Und dabei blieb es. Wenn die Meune manchmal noch irrtümlich „das" Löwos sagte, so korrigierte ich in strengem Tone: Esssss Löwos.

So ward ein neuer Artikel geschaffen. Die notwendig gewordenen Biegungen ergeben sich von selbst:

Nominativ: Es.
Genitiv: Ems.
Dativ: Em.
Akkusativ: En.

Z. B. Es kommt. Ems Mähnos. Das gehört Em. Ich liebe En.

Anfänglich erschien Es Löwos nur zur Frisierstunde, blieb beim „Kaffee" und ward den übrigen Tag vergessen; später stellte Es sich auch zum Speisen ein und schließlich blieb es ganz und gar bei uns. Sogar unser Abenddialog ward also modifiziert:

„Ich gehe in's Nest."

„Geht Ihr allein in's Nest?"

„Nein, ich nehme jemanden mit in's Nest."

„Wen nehmt Ihr mit in's Nest?"

„En Löwos nehme ich mit in's Nest."

So ward Es unser Lebensgenosse. Nach und nach erhielt Es Vornamen, Charakter und Biographie. Letztere eine ganze Legende. Es hieß nämlich, daß Es, — der Fürchtegott Löwos — Sproß der regierenden Königsfamilie der Wüste, geraubt worden sei, nach Amerika gebracht — seinen Räubern entlaufen, sich zu mir gerettet und von mir bei „Kaffee" aufgezogen. Es war mir bald furchtbar attachiert. Und wie ich En liebgewann, das treuherzige, gehorsame, kindliche Wüstengeschöpf — ich kann's gar nicht sagen. Ems Porträt habe ich gezeichnet: Eine Gestalt, halb Löwe, halb Frau, mit gelockter Mähne und naiv-gemütlichem Katzengesicht; das Kostüm bestehend aus einem Ordensband, mehreren Großkreuzen und ein paar Sporen. Diese Orden und Sporen gehörten zu Ems unschuldigen Liebhabereien.

Das allmähliche Heranbilden dieser Löwenfigur in unserem Geiste hat mich über die Entstehung von Mythen und Legenden belehrt. Ein unscheinbares Phantasie-

bildchen giebt den Kern ab und derselbe umgiebt sich mit allerlei Hüllen, die daran haften bleiben. Ein Name, eine Vorstellung, eine Traumvision genügt als Mittelpunkt. Die Phantasie thut dann das ihrige, um diesen Mittelpunkt immer reicher zu bekleiden. Da werden Geschichtchen ersonnen, Charakterzüge erdichtet; aus den Geschichtchen folgen andere, aus dem Charakter ergeben sich Konsequenzen. Vieles wird erzählt, was nach und nach wieder vergessen wird, vieles wiederholt sich aber so oft, daß es sich dem Mythus einverleibt.

Das alles habe ich an En Löwos erfahren. Für uns ist diese Gestalt mit so vielen Eigentümlichkeiten, mit so charakteristischen Zügen ausgestattet, daß sie lebt — obwohl sie außerhalb unserer Beider Einbildungskraft keinerlei Existenz hat. Auch habe ich daran den Prozeß beobachten können, durch welchen andere Wahngestalten mit detaillierten Vergangenheitsgeschichten ausgestattet werden, denn ich habe an En Löwos zugleich gesehen, wie Es wirklich entstanden ist und wie sich nachträglich eine ganz andere Entstehungschronik gebildet hat. Wie unsere Legende geboren worden, habe ich erzählt: durch einen Ausruf, den mir der Anblick von Meuns aufgelöstem Haar abgezwungen hat; später aber, als Es Löwos schon lebenskräftig bei uns hauste, ersannen wir die andern oberwähnten Geschichten vom Raub und der Wüste u. s. w. Da die ganze Löwenlegende von ihrem ersten Ursprung bis zu völliger Entwicklung in der kurzen Epoche meiner persönlichen Erfahrung liegt, so konnte ich diese doppelte Entstehungsgeschichte — die wirkliche und die fiktive — an ihr beobachten; anders verhält es sich jedoch mit den Mythen, welche die verschiedenen Völker besitzen. Diese ziehen sich durch mehrere Generationen durch, und da geht die Kenntnis vom wahren Ursprung verloren. Ich setze den Fall, die Geschichte von En Löwos, wie sie heute bei uns feststeht, ginge auf unsere Kinder und Kindeskinder über. Diese würden das Märchen mit allen seinen jetzigen Ausschmückungen — zu denen sie wohl noch neue hinzugefügt hätten — weiter erzählen, aber die Szene vor dem Frisierspiegel — die doch den Keim des ganzen enthielt — wäre vergessen, in das schwarze Reich des ewig Ungewußten versunken. Diese tiefsinnigen Betrachtungen widme ich allen gelehrten Religions- und Mythenforschern, Keilschriftentzifferern, Mumienwühlern und sonstigen archäologischen und pantheologischen Fossilarbeitern.

* * *

Meuns ist krank. Fräulein Klementine lebt nicht mehr in unserer Stadt; sie ist in ihre Heimat zurückgekehrt, um dort unter die „Barmherzigen Schwestern" zu gehen. Ich bin also allein, mein krankes Löwos zu pflegen.

Der Mensch, den ich auf dieser Welt — nach der Meunen — am liebsten habe, ist der Doktor. Er spricht mir Trost zu, versichert, daß keinerlei Gefahr vorhanden und giebt der Kranken Mittel, die ihren Zustand lindern. Wenigstens kann sie schlafen, wenn sie die opiumhältige Arznei genommen hat.

Eine geduldigere, sanftere, freundlichere, ja vergnügtere Patientin als die Meune, kann man sich nicht denken; dafür giebt sie mir Zeugenschaft, daß ich der angenehmste und liebevollste Pfleger war, und so kommt es, daß wir an jene Leidenszeit nicht ohne Wohlgefallen zurückdenken. Es ist überhaupt ein merkwürdiges Phänomen, daß uns unsere Vergangenheitsbilder alle freundlich im Gedächtnis blieben; wir wissen zwar, daß Sorge darin enthalten war und Krankheit und Entbehrung — daneben aber auch Heiterkeit, Liebe und allerlei kleine Freuden. Auf alle kleinen Freuden, die uns das Leben bietet, fallen wir mit wahrer Gier her und genießen sie aus: — ein gutes Buch, eine gute Speise — ein guter Schlaf — das Ofensummen im Winter, das Bienensummen im Mai, was weiß ich — wir freuen uns alles dessen intensiv. Im Prunken sind wir viel zurückhaltender, Aerger und Sorge wird so viel als möglich bei Seite geschoben und alle Aufmerksamkeit auf die Lichtseiten der Existenz konzentriert. Mit Uebung haben wir's darin weit gebracht. Zu Zweien geht es auch leichter, denn sowie etwas Unangenehmes geschieht, so giebt sich jeder von uns Mühe, den Andern davon abzulenken, ihn zu zerstreuen; während

die angenehmen Dinge von allen Seiten beleuchtet, unter ein Mikroskop gelegt und scharf beobachtet werden.

Ich sollte meinen, wenn ich an jene Krankheitsepoche zurückdenke, daß die Erinnerung daran eine sehr traurige sein müsse, denn zu dem Unglück, welches an und für sich jede Krankheit ist, gesellte sich noch Geldmangel. Die Lektionen waren ausgefallen; meine Zeitung hatte eine Serie Artikel, als ihrer politischen Tendenz zuwiderlaufend, zurückgeschickt — aber trotz alledem — es sind auch schöne Erinnerungen.

Ich bin, wie gesagt, allein da, das kranke Wüstengeschöpf zu pflegen und verlass' es Tag und Nacht nicht — (die Kontorarbeiten verrichte ich zu Hause), außer um Besorgungsgänge zu machen. Abends schiebe ich meinen Arbeitstisch zu Ems Bett und schreibe da, während Es schlummert. Wird Es wach, so lese ich Em vor, oder mache ein paar Patiencen, um En zu zerstreuen. Dann bereite ich die Limonade, oder die Mandelmilch, die Em ungeheuer schmeckt. Und dieser dankbare Blick, den mir die guten Löwenaugen senden, wenn ich Em etwas reiche, oder Ems Polster aufgeschüttelt habe!

Mein Arbeitstisch steht wieder wie allabendlich an das Bett gerückt. Meuns liegt mit geschlossenen Augen da. Ich habe eben einen Artikel fertig geschrieben. Ein Lichtschirm schützt die Kranke vor dem Schein der Lampe.

„Schläfst Du, Löwos?" frage ich leise. Dem Löwos sage ich „Du" nicht „Ihr". Die Meune öffnet lächelnd die Augen.

„Nein," sagt sie; „Es denkt".

„Woran? An die Wüste — hat Es etwa Heimweh?"

„Heimweh hat es nicht — denn es ist bei Euch so gut daran."

„Armes, bescheidenes Geschöpf!"

„Aber schön ist es in der Wüste allerdings . . . Es besitzt dort eine Pracht-Oase — alles voller Palmen."

„So? Und das ist jetzt alles verlassen?"

„Nein — Es hat einen Verwalter dort."

„Und wer ist Ems Verwalter?"

„Ein Krokodill."

„Ach ja, ich habe davon gehört — aber es soll En Löwos gehörig beschummeln."

„Das kann schon sein."

„Ich sehe auch niemals Geldbriefe aus der Wüste ankommen — und wir könnten jetzt gerade so gut den Ertrag einer Palmenfechsung brauchen. Es Löwos wird seinem Verwalter schreiben müssen . . ."

Die Meune richtet sich ein wenig auf.

„Willst Du etwas, mein alter Fürchter?" (Abkürzung von Fürchtegott.)

„Sa — einen Schluck Limonade."

„Da hast Du. — Gut, Du Löwos?"

„O so gut — besser wie Palmenwein."

„Ja, die Löwossos (Plural von Löwos) sollen sich manchmal arg besaufossen."

„Woher wißt Ihr das?"

„Es steht im Wüstenbuch."

„Seite?"

„Seite 340,508."

„Unter welcher Rubrik?"

„Unter der Rubrik Saufossen."

„Ihr kennt also das ganze Wüstenbuch auswendig?"

„Natürlich kann ich's auswendig — ich mußte darüber Examen bestehen."

„Das muß ein anstrengendes Studium gewesen sein."

„Ziemlich; es hat eine Million Seiten und es steht alles darin was die Geschichte der Löwossos betrifft."

„Auch daß Es jetzt krank ist?"

„Versteht sich. Täglich muß an die Redaktion des Wüstenbuchs ein Bulletin geschickt werden. Es ist ja als Kronprätendent die wichtigste Persönlichkeit der Wüste."

„Es bleibt aber bei Euch — nicht um alle Kronen und Throne der Welt wird es Euch verlassen."

„Du mein guter Fürchterich, Du!"

Mehrere Monate lang blieb die Meune krank. Dazwischen Perioden scheinbarer Genesung, gefolgt von Rückfällen. Zum Glück hat mich während der ganzen Dauer der Krankheit nicht eine Minute die Angst erfaßt, daß dieselbe einen tötlichen Ausgang nehmen könnte. Darüber hatte mich der Arzt zu gründlich beruhigt — überhaupt glaube ich, daß ein solcher Gedanke über meiner Fassungskraft gelegen wäre.

Und so ward Es Löwos wieder gesund. Der Legende blieb das Faktum einverleibt, daß es „als a kleiner" sehr elend war und von mir mühsam aufgepflegt worden ist.

* * *

Wir sitzen auf dem Holzbalkon vor unserm Bauernhäuschen.

Wir haben nämlich die Stadt verlassen und befinden uns in einem Dorfe, einer Art Wildnis. Weit und breit niemand, mit dem Umgang zu pflegen wäre. Mein Prinzipal — der Großhändler nämlich, für dessen Haus ich die Korrespondenzen führe, läßt ein Schlößchen restaurieren, das er hier in der Nähe besitzt, und ich ward beauftragt, die Arbeiten zu überwachen.

Unweit von besagtem Schlößchen haben wir ein nettes kleines Bauernhaus gemietet, das wir uns ziemlich gemütlich eingerichtet. Die weißgetünchten Wände bekleideten wir mit buntem Stoff; Vorhänge, Teppiche — unsere Bücher und Bilder, der wohlgarnierte Schreibtisch, ein paar Fauteuils, ein Paravent und ein Pianino geben unserem „Salon" einen komfortablen Anstrich. Vor der Thüre, auf die Dorfstraße hinaus, war eine Holzterrasse und auf dieser saßen wir gewöhnlich des Nachmittags. Morgens früh ging ich an meine Beschäftigungen, kam um elf Uhr zum Gabelfrühstück nach Hause, hierauf zu der Arbeit zurück, bis zu unserer Dinerstunde: sechs Uhr. Dann bleibe ich schon ganz zu Hause. Die Meune hatte jetzt keine Lektionen zu geben — sie beschäftigte sich mit Musik und Novellenschreiben. Ich meinerseits benützte auch jede freie Stunde zu schriftstellerischen Arbeiten.

Der Gehalt, den ich für meine Bauüberwachung bezog — an und für sich recht unbedeutend — genügte beinahe für unseren Unterhalt, da das Leben in unserem Dorfe wahrhaft nicht kostspielig war. Der Zins nicht der Rede wert, die Lebensmittel spottbillig, unsere größten Auslagen waren eigentlich die Abonnements auf verschiedene Journale und Revuen und die Raten für ein Pianino, das wir auf Abzahlung genommen. Die Hausarbeiten besorgte uns die Tochter unseres Wirtes, ein deutscher Ansiedler, der ein zweites Häuschen hinter dem unseren bewohnte. Dieses Mädchen kochte gut und hielt unsere Wohnung rein wie ein Schächtelchen. Es war eine recht angenehme Existenz.

Wir sitzen also auf dem Balkon und erwarten den Briefträger. Heute ist Posttag. Die Post kommt nämlich nur zweimal wöchentlich in unserem Dorfe an, das ist uns nicht unangenehm, weil auf diese Art jede Woche zwei ereignisreiche Tage enthält, auf die wir uns in der Zwischenzeit schon immer freuen. Wenn man sich sagen kann „morgen ist Posttag", so giebt das am Vorabend ein befriedigtes Schlafengehen. Käme die Post täglich, oder gar, wie in großen Städten, täglich mehrmal, so müßten wir oft die Enttäuschung erleben, daß der Briefträger vorüberginge, ohne uns etwas zu bringen; so konnten wir aber sicher sein, daß er jedesmal ein starkes Paket für uns hatte: Zeitungen, Postkarten, Briefe — mitunter Wertsendungen von seiten der Redaktionen. Diese kamen meist in dem Momente an, wo wir sie am notwendigsten brauchten (oder scheint mir das nachträglich so, weil wir eben immer etwas notwendig brauchten?) und das war dann eine große Freude. Denn wie gesagt, mein Gehalt genügte beinahe aber nicht vollkommen, um unsere

Auslagen zu decken — dadurch kamen wir in die angenehme Lage, das Geld, das uns von außen zufloß, auch wirklich notwendig zu brauchen.

Um sieben Uhr, regelmäßig, sieht man von weitem die Postbotengestalt um die Ecke biegen. Es ist dreiviertel auf sieben — wir sind daher schon in gespannter Erwartung. Neben uns auf einem Tischchen stehen die halbgeleerten Tassen schwarzen Kaffees; wir sitzen einander in bequemen rocking-chairs gegenüber und rauchen unsere Zigaretten.

Zwei Jahre sind seit der Entstehung Em's Löwos vergangen und dasselbe blüht und gedeiht in unserer Mitte; eine Menge neuer Geschichten bereichern dessen Biographie; neue Charakterzüge haben sich entwickelt und das Wüstenbuch ist immer dicker geworden. Es ist ganz gesund, Gott sei Dank, aber oft sprechen wir von der Zeit, wo Es ganz klein und elend dahergelaufen und ich En bei „Kaffee" aufgepäppelt habe. „Kaffee" ist zwar noch immer ein Lieblingsgericht von Em; Es hat aber nach und nach alles übrige Eßbare verschlingen gelernt und Ems Devise heißt „Immer bei Appetit" abgekürzt „Appir".

„Gut war unser Fressen heute . . ." sage ich in schwärmerischer Reminiszenz der eben verflossenen Stunde — „die Ente war delikat — offenbar eine Wildente, frisch von der Wüste geschickt".

„Auch der Aprikosenkuchen war nicht ohne," spricht die Meune träumend.

„Das Ganze war löwisch". Dieses Adjektivum drückt uns den Superlativ aller guten Eigenschaften aus. „Wir leben überhaupt nicht schlecht." „Das will ich meinen! Es ist doch am angenehmsten, wenn wir so allein sind, Ihr, Es und ich — wenn Einem niemand Ratschläge und Ermahnungen oktroyiert. Erinnert Ihr Euch an Klementine?"

„Ach ja, was nur aus ihr geworden sein mag? Seit einem Jahre haben wir keine Nachricht mehr von ihr. Aber auf unsere einsam angenehme Existenz zurückzukommen: schade, daß sie nicht dauern kann. Eure Arbeiten im Schlößchen sind bald beendet — was dann?"

„Das wird sich schon finden. Wir brauchten eigentlich so wenig, um ganz glücklich zu sein . . ."

„Es Löwos ist ganz glücklich."

„Weil Es so eine gute, bescheidene, alte Wüstenbestie ist. Aber ich wollt Em doch ein sicheres Heim bereiten können, wo alles nach Löwengeschmack eingerichtet wäre —"

„Ach ja: unsere langgeträumte Villa. Von der haben wir noch immer nicht den ersten Stein — geben aber die Hoffnung darauf nicht auf."

„Es ist doch merkwürdig, daß der Mensch ein fast ebenso starkes Nestbedürfnis empfindet, wie der Vogel. Die meisten irdischen Glücksträume gehen darauf hinaus ein eigenes warmes Nest zu haben."

„Wo wir Zwei beisammen sind, ist eigentlich das warme Nest-Gefühl schon befriedigt — wenn auch das Dach, das uns schützt, uns nicht gehört — vielleicht auch, wenn wir gar kein Dach hätten . . ."

„In diesem Fall gingen wir in Ems Oase — und wären auch daheim. Was uns wohl die Post heut' bringen mag?"

„Die zwei vorigen Posttage waren so miserabel, daß ich heute eine ganze Ladung erwarte."

„Können die Doktors schon Antwort haben auf ihren Roman?"

(Wir haben dem großen und dem kleinen Gehirn dem Namen „großer Doktor" und „kleiner Doktor" gegeben. Darunter denken wir uns nämlich den Verfasser unserer litterarischen Arbeiten. Zum Unterschied von den schreibenden Hemisphären der Meunen, welche den Doktortitel führen, heißen meine beiden Gehirne die Magisters — nicht ich — nicht die Meune — am allerwenigsten Es Löwos schriftstellert; das ist das Amt des Doktors und des Magisters, welche sich nach und nach in unserer Vorstellung auch zu personifizieren beginnen.)

„Freilich," antwortet Meuns; „schon seit vierzehn Tagen könnte Antwort da

sein. Uebrigens bin ich auf eine abschlägige Antwort vollkommen gefaßt. Unter den hundert Manuskripten, die bei der Redaktion einlaufen, wird doch nicht den Doktors ihres gewählt worden sein. Und die Magisters, was erwarten die?"

„Die Magisters haben jetzt, wie Ihr wißt, sehr wenig Zeit zum schreiben."

„Von zu Hause könnte auch wieder Nachricht kommen . . . Wenn nur dort einmal ein Glücksfall einschlagen wollte!"

(Wir sind nämlich längst nicht mehr mit unserer Familie gespannt. Aber inzwischen haben meine Eltern bedeutende Vermögensverluste erlitten; wir sind daher, zur Fristung unserer Existenz, ganz auf eigene Kräfte angewiesen.)

„Das wäre ein Fest, wenn wir an einem schönen Morgen in die Heimat zurückkehrten! Wie Es Löwos alle dortigen Dinge anstaunen und bewundern würde! — Es kennt ja unser Wien nicht!"

„Natürlich nicht — da es aus der Wüste direkt zu Euch gekommen."

„Erwartet Es keinen Brief von seinem Güterdirektor, dem Herrn Krokodilos?"

„Ach, der schreibt immer so schlimme Berichte — und schickt niemals Revenüen."

„Mir kommt Es sehr verdächtig vor — vielleicht ist die ganze Geschichte von der Oasenherrschaft nur eine Löwengroßsprecherei . . ."

„Es läßt fragen, ob das dort am Horizont der Abendstern ist?"

„Aha — jetzt lenkt Es wieder das Gespräch ab, wie immer, wenn von Ems Besitzungen die Rede ist — o Löwos, Löwos, Du furchtbar schlauer Wüsterich — Du bist mir sehr verdächtig!"

„Der Briefträger!"

Richtig. Der mit Spannung Erwartete kommt quer über den Weg auf unser Häuschen zu und hält ein großes Packet Briefschaften in der Hand.

Dieser Pack sieht schon von weitem ungeheuer sympathisch aus. Ich nehme ihn froh in Empfang und gebe dem Boten das für ihn bereit gehaltene Trinkgeld.

„Von wem? Von wem? Laßt sehen!" ruft die Meune gierig.

„Langsam — langsam — Eins nach dem andern. „Revue des deux mondes" und ein Heft „Nord und Süd," „Ueber Land und Meer," „das Echo," „Magazin" — da sind zwei Preiskourants."

„O, mit Eueren langweiligen Preiskourants!"

„Eine Postkarte aus Deutschland — Gartenlaube-Redaktion — das ist für die Doktors — o, Ihr armen Doktors: „Wir bedauern, für Ihr Manuskript keine Verwendung zu haben. Die Arbeit paßt nicht in unseren Rahmen. Erfreuen Sie uns mit anderen Einsendungen." — Ein Brief von zu Hause — Ein Brief von meinem Schloßbesitzer — und hier zu guter letzt wieder für die Doktors von der Verlagsanstalt, Stuttgart."

„O weh — das ist sicher auch eine Ablehnung — Sehen wir! „Geehrte Frau! Wir akzeptieren Ihre uns freundlichst übersandte Erzählung *** zum Abdruck in eines unserer Journale und expedieren gleichzeitig mittels Geldbriefes ein Honorar von 800 Mark."

Ich stehe auf und verbeuge mich grüßend: „Doktors, meine devotesten Glückwünsche." —

„Qua, qua, qua," entgegnet die Meune freudig.

Ich weiß nicht wie es gekommen, aber die Sprache der Hirndoktoren ergeht sich nur in der Silbe „qua", welche verschiedenartig intoniert wird — etwas tiefer, wenn der große Doktor spricht — und ganz hoch vom kleinen Doktor. Das hat nach sich gebracht, daß wir uns die würdigen Doktoren in Gestalt von Fröschen vorstellen. Aber Frösche, welche hinterm Ohr eine Feder und im Arm eine Laute tragen; als Kostüm — für große Gelegenheiten — einen palmengestickten Frack, gleich den Mitgliedern der französischen Akademie.

Das war ein Vergnügen! Erstens die Ehre: es ist keine Kleinigkeit, unter hundert Mitbewerbern gewählt worden zu sein; keine Kleinigkeit das Bewußtsein, von hunderttausend Lesern gelesen zu werden . . . Ich freue mich gerade so lebhaft wie die Meune selbst. Wir haben unsere Existenzen so verschmolzen, daß es, was die

Empfindung anbelangt, ganz gleichgiltig ist, ob eine Freude oder ein Leid sie oder mich trifft. Wie oft hat mir ein Glas Wasser geschmeckt, das ich die Meine trinken sah, wenn sie recht durstig war, wie oft geriet die Meine in Zorn, wenn mir jemand etwas Aergerliches zufügte!"

Neben der Ehre ist aber auch keine geringe Freude das Geld. Solche, die niemals Entbehrungen gelitten haben, die niemals in die Lage kamen, daß sie nicht wußten, wovon sie am kommenden Tage leben, wovon sie eine dringende Schuld zahlen würden, solche Leute wissen nichts von der Wonne, die in solchen Fällen eine hereingeschneite Summe bringt, eine so ehrenvoll verdiente noch dazu! Wir haben diese Wonnen oft erlebt; gewöhnlich wenn wir, was die Engländer hard up nennen — waren, schlug etwas Unerwartetes ein. Dieser Fall muß übrigens auch bei anderen Leuten öfters eintreffen, da sich daraus das Sprichwort gebildet hat: „Wo die Not am höchsten, ist die Hilfe am nächsten". Es ist demnach allen in der höchsten Not Befindlichen dringend abzuraten, sich umzubringen. Ich kann den Fall von einem armen Teufel nicht vergessen, der sich in arger Geldbedrängnis erschossen hatte und dem am Tage seines Begräbnisses die Nachricht von einer unerwarteten reichen Erbschaft in's Haus gebracht worden ist. Wir haben es in unserem Lebenslauf so oft erfahren, die Meine und ich, daß in kritischen Augenblicken uns Hilfe kam, daß wir darauf fast schon zu rechnen begannen. In Jules Verne's „Ile mystérieuse" hatten wir von einigen Schiffbrüchigen gelesen, die auf eine unbewohnte Insel verschlagen waren; sobald sie eines Gegenstandes sehr notwendig bedurften, fanden sie denselben plötzlich in ihrer Mitte vor — Eßvorräte bei Hungerfällen — Chinin bei Fieberfällen u. s. w., ohne sich erklären zu können, auf welche Weise es herbeigeschafft worden. Zum Schluß stellt sich heraus, daß der in seinem unterseeischen Schiffe „Nautilus" verborgene Kapitän Nemo es war, der den Bedrängten zu Hilfe kam. In Hinblick auf diese Geschichte pflegten wir bei solchen unerwarteten Sendungen zu sagen: „Das hat der Kapitän Nemo geschickt," und wenn uns die Zukunft irgendwie drohend aussah, meinten wir tröstend: „Das ist dem Nemo seine Sache, er wird schon sorgen." Und er hat seine Sache gewöhnlich immer gut gemacht, unser Kapitän Nemo.

Diesmal waren uns die betreffenden achthundert Mark wieder außerordentlich zurecht gekommen. Wir wußten nicht, womit unsere nächste Klavierabzahlung bestreiten, brauchten eine Menge Kleinigkeiten in unseren Haushalt, und so fühlen wir uns jetzt ganz reich.

„Dieser Nemo ist doch herrlich," bemerkt die Meine.

„Ja, er verläßt En Löwos nie — weil Es gar so ein braves unschuldiges Wüstenvieh ist — Nemo kann es nicht vertragen, daß Es Kummer habe. Uebrigens kommt diesmal das Verdienst den wackern Doktors. Ich habe es ihnen immer prophezeit, daß sie für ihren Fleiß wieder einmal belohnt werden — die beiden Haderlumpen." (Die Doktors sind nämlich als sehr geizig bekannt.) „Ich gratuliere Euch nochmals, Ihr Doktors — das ist jetzt ein Anlaß, Eure Palmenfracks anzuziehen und Euch generalzuversammeln. Hört Ihr dort über dem Weg den Froschchor? Das ist eine Sitzung, wo über den Triumph der Doktors deliberiert wird. Was werden denn die beiden Haderer für ein Fest geben?"

„Sie werden die Magisters zum Souper einladen — auf einen Fingerhutvoll gezuckerten Thau und zwei gebackene Linsen!"

„Nein — ein paar solche Schmutziane!!"

Es fängt an finster zu werden; wir verlassen die Terrasse und ziehen uns für den Abend in's Haus zurück. Kaum haben wir das Zimmer betreten, so umarmen wir uns — wie jedesmal, wenn etwas Besonderes vorgefallen. Das ist so unsere Art, uns unser Beileid und unsere Beifreude auszudrücken.

Da der heutige Anlaß ein besonders freudiger ist, so folgt auf die Umarmung die Löwenpolka — von Em selbst komponiert.*)

*) Anmerkung des Setzers: Hier steht im Manuskript eine nicht reproduzierbare Notenschrift; wir verlassen uns auf die musikalische Phantasie unserer Gedanken-Leser!

„Schön ist Ems Löwenpolka!“ sage ich, wie jedesmal, wenn Es diese Komposition vorgetragen hat. „Und schön muß das sein, wenn zehntausend Löwossos in der Wüste — auf einem Hinterprankos — diese Polka hüpfen.“

Jetzt wollen wir eine Liste aufsetzen und es uns einteilen, wie wir das Geld verwenden. — Ich zünde unsere Lampe an und wir setzen uns zum Schreibtisch. Das ist unser gewöhnlicher Platz. Der Tisch ist sehr groß und mit zwei Mappen und zwei Tintenfässern versehen. Ich sitze in der Mitte; die eine Flanke des Tisches ist an die Wand gerückt, an der anderen Flanke sitzt die Meune. Hier bringen wir die Abende in gemeinsamer Arbeit zu.

Ich öffne die Mappe und bereite ein Blatt Papier, um die angenehme Liste aufzusetzen.

„Vor Allem,“ frage ich, „was braucht Es Löwos?“

„Vor Allem,“ erwidert die Meune — „hundert gehören für's Klavier . . .“

„Steht schon da.“

„Zweihundert für unsere Schulden — zweihundert en réserve behalten.“

„Bleiben uns dreihundert zu unseren Einkäufen. Ich frage noch einmal — vor Allem, was braucht Es Löwos?“

„Ihr braucht auch Verschiedenes, Meuns.“

„Das kommt später — fangen wir bei Em an — das ist das Wichtigste!“

„Em sind Eure Bedürfnisse das Wichtigste . .“

„Guter alter Wüsterich — gieb mir Dein Prankos . . .“

„Wir müssen eine neue Theekanne und etwas Tischwäsche haben.“

„Gut; und ich brauche neue Socken!“

„Es Löwos auch — für En auch Hinterprankosschläuche!“

„Gut — und vielleicht einen Hüllerer?“

„Ach, in dieser Dorfeinsamkeit sind neue Kleider überflüssig — Hüllerer hat Es genug. Wie gesagt, nur ein Dutzend schöne Fil d'Ecosse-Strümpfe und Chevreau-Schuhe. Es will immer schön chaussiert sein — Es bildet sich etwas ein auf seine Hinterprankossos.“

„Meine Herrschaften!“

„Ferner wollten sich die Doktors vom Buchhändler Einiges bestellen.“

„Die Magisters auch.“

Nachdem die Liste aufgestellt ist, ergiebt sich, daß der Reservefond herhalten muß. Wozu auch einen Reservefond? Für schwierige Lagen? Für die war ja Kapitän Nemo da!

* * *

Wir sitzen wieder auf unserem Balkon. Diesmal ist nicht Posttag. Vor uns liegt die Dorfstraße. Manchmal fährt ein großer Fuhrwagen vorbei, dem ein Füllen nachläuft; Bauern und Arbeiter kehren von ihrem Tagewerk heim; ein Trupp schnatternder Gänse wackelt vorbei. Es ist Herbst; am Himmel sieht man Rabengruppen, die alle nach einer Richtung über unser Dach hinweg fliegen — wir bemerken dazu: „Sie begeben sich in den Rabenklub.“ Nach einer Viertelstunde fliegen sie wieder alle in der entgegengesetzten Richtung zurück. „Das Klubfest ist heute abgesagt worden,“ erklären wir dieses Phänomen.

Wir langweilen uns nicht. In dieser unserer Dämmerungsplauderstunde haben wir uns immer sehr viel zu sagen; und wenn wir auch schweigend dasitzen, den Rauchringen nachsehend, die unseren Zigaretten entsteigen, wir haben doch das gesellig-behagliche Gefühl beisammen zu sein, ein ziemlich großer Freundeskreis: die Meune, ich, die Magisters, die Doktors und an der Spitze Es — und rittlings am Balkongitter „die Herrschaften“.

(Mit Letzteren hatte es folgende Bewandtnis: wir sind nämlich gewohnt, wenn uns etwas in Erstaunen setzte, auszurufen „Meine Herrschaften!“ Es impliziert das eine Art Kritik. Es ist als riefe man die Herrschaften zu Zeugen auf, daß so etwas Absurdes gesagt worden oder geschehen ist. Nachdem sich diese Apostrophe

sehr oft wiederholt hatte, frugen wir einmal: „Wer sind denn eigentlich diese Herrschaften und wo sind sie?“ Aus unseren verschiedenen Antworten auf diese Frage ergab sich, daß die Herrschaften ein Halbdutzend gnomenartiger Hausgeister seien, die uns immer vis-à-vis sitzen. Wir ersannen für sie die halsbrecherischesten und unbequemsten Stellungen: entweder waren sie auf den Karnißen postiert, oder an der Hängelampenkette aufgehängt, oder auf der Eisenstange des Alkovenvorhangs reitend. Zudem dachten wir sie uns ziemlich schmutzig und hundsmager, da sie sich weder wuschen noch nährten, sondern immer in Bereitschaft harrten, apostrophiert zu werden. Eine klägliche Existenz!)

Wenn wir schwiegen, so fehlte es uns nicht an Stoff zu angenehmen Gedanken, und wenn wir sprachen, fehlte uns auch der Stoff zu anregender Unterhaltung nicht. Entweder es waren Erinnerungsbilder aus schöner Zeit, Szenen aus den Honigstunden unserer Liebe, die wir vor dem Gedächtnis Revue passieren ließen; oder es waren spanische Schlösser, die wir in die Zukunft bauten, oder Wüstengeschichten und sonstiges närrisches Zeug; oder ganz objektive Gespräche über die Ereignisse der Zeit, (unsere Journallektüre hielt uns stets auf dem Laufenden) endlich Betrachtungen über allerlei konkrete und abstrakte Fragen. (Wenn mitten in unseren Gesprächen von weitem das Hi—ah eines Esels erscholl, was in unserer Dorfwohnung häufig vorkam, so frägt der Eine — der gerade zuerst kommt — den Andern teilnahmsvoll: „Was ist Euch Meuns, warum schreit Ihr?“ — worauf der Andere ganz traurig antwortet: „Das bin nicht ich, Meuns“ — „Wer denn, Meuns?“ — Ein anderer Esel, Meuns.“ „Ah so!“)

Wir philosophieren oft stundenlang miteinander: Ueber Gott und Ewigkeit; über die Wunder der Schöpfung, die Unendlichkeit der Sternenwelt, die Geschichte der Menschenheit — allerlei religiöse, soziale und politische Probleme. Wir haben zum Glück in allen Dingen Einen Glauben, sonst brächten uns derlei Gespräche eher Bitterkeit als Genuß. Unser Losungswort in Sachen des Gedankens und überall hin ist: Freiheit. Aller Chauvinismus ist uns verhaßt — Liebe, Fortschritt und Glück sind unsere Dogmen. Den Weltmysterien gegenüber sind wir sehr demütig. Wir nehmen keines der Weisheitssysteme an, welche uns von verschiedenen Universumserklärern als Lösung aller Rätsel oktroyiert werden wollen, und versuchen am allerwenigsten, eine eigene Lösung zu erfinden. Wir betrachten uns als Ameisen — sowohl in unserer körperlichen Nichtigkeit als in unserer geistigen Schwäche. Daß der Mensch gewissen Problemen gegenüber staunen und fragen darf, betrachten wir schon als eines seiner besten Vorrechte — aber das Antworten und Erklären liegt weit über seinem Horizont. Folgende Hypothese haben wir in unseren Gesprächen öfters aufgestellt und entwickelt: Vielleicht verhalten wir uns zur Welt, deren winzige Bestandteile wir ja sind, wie sich die einzelnen Blutkörperchen, die einzelnen Nervenzellen zu einem ganzen menschlichen Organismus verhalten: was weiß so ein Zellchen von den Gedanken, Absichten und Handlungen des großen Wesens, in dessen Dienst es steht, was fühlt es von der Bewußtseinssumme, in welcher es doch auch als Posten enthalten ist? Vielleicht ist auch die Erde ein Lebewesen — vielleicht wenn an ihrem Körper eine große Revolution vorgeht — ein Erdbeben oder so etwas — vielleicht fühlt sie an der betreffenden Stelle einen stechenden Rheumatismus; und wenn eine Epidemie oder ein Krieg oder eine Hungersnot ihre Parasiten verheert, vielleicht hat sie da, eines lästigen Juckens müde, an jener Stelle Schwamm und Bürste gebraucht . . .

Es macht uns Spaß, solche und ähnliche „Vielleicht“ uns auszumalen. Die Kleinheit, die wir dabei der menschlichen Wichtigkeit zumessen, erfüllt uns nicht mit betrübter Beschämung. Im Gegenteil; je geringer wir uns die Rolle denken, die uns im Universumskonzert zugeteilt ist, desto strahlender gestaltet sich unsere Vorstellung von Schöpfung und Schöpfer. Wer so wie die hergebrachte religiöse und metaphysische Orthodoxie es fordert, den Menschen als den Glanz- und Mittelpunkt der Welt, als den Hauptgegenstand göttlicher Sorgen hinstellt, der kennt — obwohl er das Wort so oft im Munde führt — der kennt die Demut nicht.

Heute sind wir wieder einmal daran, unser Luftschloß — oder vielmehr unsere Luftvilla zu bauen. Von Palästen, Parks, Gestüten, glänzenden Festen, Pracht und Aufwand wollen wir nichts wissen. Solche Glücksideale haben wir uns wohl in unserer frühen Jugend gemacht; aber jetzt, nach allem was wir vom Leben erfahren und gekostet, ist unser Wünscheziel ein ganz anderes geworden. Wir haben zwei Freuden kennen gelernt, die wir nicht mehr missen wollten: die Freude des traulichen Beisammenseins und die Freude der geistigen Arbeit. Und im Strudel des großen Weltlebens gehen diese Dinge notwendig unter — da giebt es keine studiumgefüllte Abende mehr, die man zusammen über geliebten Büchern zubringt; kein rundes Tischchen mit zwei Gedecken, daß man sich zur Kaminflamme geschoben, um en tête-à-tête zu schwelgen . . .

Ferner haben wir kennen gelernt, was entbehren heißt, und dadurch auch die Freuden zu schätzen gelernt, die im mäßigen Besitze liegen. Wenn wir Millionen und wieder Millionen hätten, würde da Es Löwos noch seine Freudenpolka über ein Dutzend Paar Hinterprankosschläuche aufführen, würden wir uns noch dazu gratulieren, daß wir eine gute Matratze im Nest, ein blankes Christoflesilber am Tisch und frische Blumen in den kleinen Vasen haben?

Unsere Villa müßte zwar mit großem Komfort, mit viel Geschmack eingerichtet sein. Eine große Bibliothek wollten wir haben — alle interessanten Erscheinungen ließen wir uns kommen. Wir sind zwar gern allein, aber Wilde sind wir darum nicht, und wir wollten unsere Villa gern in der Nähe einer bedeutenden europäischen Stadt haben, damit wir öfters hineinfahren könnten, uns an Theatern und Kunstausstellungen zu erfreuen, und damit öfters Gäste zu uns herauskämen. Aber Gäste nach unserem Herzen: bedeutende Menschen, liebe Menschen, gescheidte Menschen, mit denen sich ein vernünftiges Gespräch führen, oder gute Musik oder ein gemütlicher Plausch machen läßt. Nicht jene steifen Weltpuppen, mit welchen die ganze Unterhaltung nur über Sport, über high-life-Heiraten und über die Verderbtheit des Jahrhunderts geführt werden soll. Uns freut im Gegenteil an unserem Jahrhundert das, was Jene Verderbtheit nennen, während uns daran noch kränkt, was Jene erhalten wollten: die feudalen, kriegerischen und abergläubischen Reste aus alter Zeit . . . Ein hübscher Garten müßte unsere Villa umgeben, woraus das frischgepflückte Obst und die thaunassen Blumen uns Tafel und Zimmer schmückten. Viel Blumen hätten wir um uns, Winter und Sommer, — aber besonders das Frühjahr mit seinen Veilchen- und Fliedergaben, mit seinen rankenden Gaisblattblüten und Schlingrosen würde unser Heim in einen Lenztempel verwandeln; und wären wir auch schon alte Leute — Es nicht mehr ein kohlschwarzes, sondern ein silberweißes Löwos — in unseren beiden frohen Herzen lachte doch noch ein Mai. — Einen besonderen Möbelluxus hätten wir nicht — keine Damasttapeten, Lüstres und Goldrahmspiegel; aber unser Arbeitszimmer — das Heiligtum der Doktors und Magisters — wäre in strengem Geschmacke reich und behaglich eingerichtet — der Tisch, groß wie ein Monument, denn es bliebe wohl immer dabei, daß wir neben einander arbeiten würden, beim Schein derselben Lampe.

Hier waren wir in der Ausstattung unserer Luftvilla angelangt, und freuten uns, als ob wir sie schon hätten.

„Und wie wird unser Heim heißen?" fragt die Meine.

„Löwennest, natürlich!"

„Was würden Ems Verwandte in der Wüste — die ja in Höhlossos wohnen, dazu sagen, wenn sie Ems zivilisierte Residenz zu sehen bekämen? Uebrigens ist es in der Wüste bekannt, daß Es zivilisiert ist. Wenn Es einmal nach Hause reist und auf der Pyramidenspitze sein großes Klavierkonzert giebt . . ."

„Da werden fünfzigtausend Löwossos applaudieren. Diese Prankossos, die nur geschaffen waren, Beute untereinanderzuhauen, Chopin'sche Nokturnes spielend — das ist kein geringes Wunder!"

„Neulich war eine Deputation aus der Wüste da, um Em anzutragen, den Thron seiner Ahnen wieder zu besteigen."

„So? Und hat Es angenommen?"

„O nein; Es hat erklärt, daß Es bei Euch bleibt."

„Treuer, alter Fürchter!"

„Es ist ja sehr glücklich bei Euch — Ihr seid so gut mit Em; Ihr habt En so mühsam und aufopfernd aufgezogen, wie Es ganz klein und elend war."

„Arm's Löwos!"

„Erinnert Ihr Euch, wie Es nicht schlafen — will sagen tunkerln — konnte und nichts fressen?"

„Während es jetzt, Gott sei Dank, die ganze Nacht ununterbrochen tunkerlt und sich tüchtig anwampoßt (anwampoffen — Zeitwort für essen — sich die Wampe füllen)."

„Ihr wißt ja, Ems Devise lautet: Immer bei Appa."

„Ein Zeichen, daß es ein reines und ruhiges Löwengewissen hat, das gute Wüstenvieh!"

„Habt Ihr En lieb?"

„Und wie! Das ist doch bekannt. Es steht im Wüstenbuch."

„Seite?"

„Seite 340,201."

„Unter welcher Rubrik?"

„Unter der Rubrik „Löwenliebe". Es soll aber auch mir gewogen sein, habe ich mir sagen lassen."

„Dadrahaha."

(Der Leser — der gewisse Eine, denn auf mehr rechne ich nicht — wird bemerkt haben, daß die Meune, wenn sie für En das Wort führt, immer in dritter Person spricht. Wenn Es Löwos selber spricht, so gebraucht Es nicht die deutsche Sprache, sondern die Silben da—dra—ha. Je nach der Intonation verstehe ich, ob Es ja oder nein, ob Es Freude oder Leid ausdrückt, ob Zorn oder Liebe — und viele kleinere, durch Gesten erläuterte Phrasen. Zu komplizierteren Mitteilungen benützt Es die Meune als Dolmetsch, welche dann, wie gesagt, Ems Meinungen in dritter Person vorbringt.)

„Wirklich, Löbs?"

„Dadrahadradradrahaha" (accellerando).

„Danke, Du Gut's."

„Ihr seid ja das Einzige, was Es auf dieser Welt hat — und der Einzige, der En überhaupt kennt und schätzt. Wenn es Euch nicht hätte, Es müßte sich in's Wasser stürzen. Erinnert Ihr Euch noch — als Es einmal glaubte, daß Ihr böse auf En seid, wie es da seine Reisetasche mit seinen armen sieben Löwensachen nahm und ganz zerknirscht fortprankossen wollte?"

„Rührt mich nicht! Ich könnte jetzt noch weinen, wenn ich an dieses traurige Bild denke."

„Was hatte Es eigentlich in seiner Reisetasche?"

„Vermutlich seine Orden und Sporen — das arme Vieh!"

„Weit wäre es ohnedies nicht gekommen — an der nächsten Straßenecke hätte es sich niedergesetzt — hätte Pranks gerungen und wäre vor Kränkung gestorben."

„Rührt mich nicht! Der arme Wüsterich! Aber jetzt komm, Löwos, es wird schon kühl und finster — gehen wir in's Zimmer."

„Dadraha."

„Es ist doch immer bei Allem dabei — das ist so angenehm von Em."

Wir begeben uns in's Zimmer.

„'N Abend, Meuns," sagt die Meune, mich küssend.

„'N Abend, Du Löbs."

Ich zünde die Lampe an.

„Habt Ihr noch etwas zu lesen?"

„O ja — die letzte Revue des deux mondes. Da ist ein Artikel über die spiritualistische Schule in Frankreich, die mich sehr interessiert."

„Ja — die Magisters wollen auch einen Essay über dieses Thema schreiben. Und was gedenken die Doktors noch heute zu leisten, wenn man fragen darf?"

„Eine Abhandlung über die Evolutionstheorie."

Draußen hört man einen Esel schreien.

„Was fehlt Euch, Meuns?" frage ich besorgt.

„Das bin ja nicht ich, Meuns."

„Wer denn, Meuns?"

„Ein anderer Esel —"

„Ah so — Und diese Abhandlung soll natürlich im zustimmenden Geiste sein?"

„Versteht sich."

„Jetzt wollen wir also arbeiten — dann den Thee nehmen — dann unser Patience machen — morgen kommt die Post — um zu erfahren, ob uns die Post etwas Gutes bringt; dann wird das „gefällige Maul" mir noch ein Kapitel aus unserer Kosmogonie vorlesen — wir waren bei den Kometen geblieben. Und dann — wird es Zeit sein, in's Nest zu gehen."

„Werdet Ihr allein in's Nest gehen?"

„Nein, ich werde nicht allein . . ."

„So heißt es nicht; es heißt, ich werde jemanden mitnehmen."

„Richtig — ich habe das schon ganz vergessen."

„Wen werdet Ihr mitnehmen?"

„Ihr hättet dazu setzen sollen „in's Nest" — Ihr habt es auch vergessen. En Löwos werde ich mitnehmen."

„O weh, welches Gespenst!" sagen wir gleichzeitig.

Zum Jahrestag der Stieler-Feier

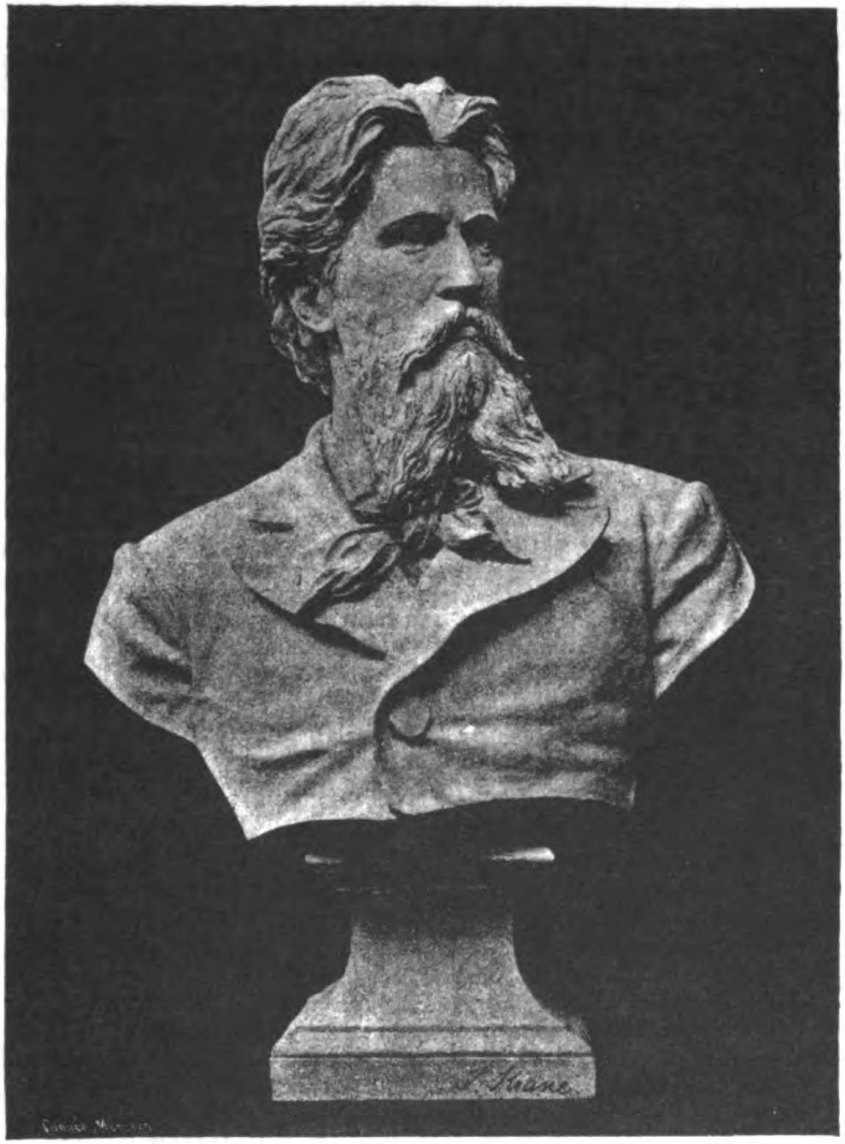
veranstaltet vom Münchener Journalisten- und Schriftsteller-Verein im Gärtnerplatztheater am 28. Mai 1885.

Im Dialekt.

(Aus Karl Stieler's Nachlaß-Dichtung „Ein Winter-Idyll", Verlag von Adolf Bonz & Komp. Stuttgart)

Es ist um Sonnwendzeit; auf allen Wiesen
Steht noch der erste hohe Blumenflor;
Die Glocken lugen aus dem Gras hervor,
Die Heckenrosen überm Wege sprießen,
Und fröhlich zieht die Heerde mit Geläut
Zur Alm in blaue stumme Einsamkeit.
Das ist die Wanderzeit in Bergeshöh',
Und tagelang zog ich dahin im Walde
Durchs Felsgestein und durch die duft'ge Halde
Und lagerte am klaren Alpensee.
Am Berghang aber, unterm Felsenkahr,
Da lagen traut die braunen kleinen Hütten,
Und wenn ich Abends müd vom Wandern war,
Bin ich so gern durch ihre Thür' geschritten.
Es saß am Herd die blonde Sennerin;
Ich aber setzte mich daneben hin,
Auf ihre Wangen fiel der Feuerschein,
Das knisterte so leis; hell klang darein
Ihr Silberlachen, wenn ich dann sie neckte
Und Almenrosen ihr ans Mieder steckte.

Bald ſchien von allen Bergen in der Rund
Mir der der ſchönſte, wo ihr Hüttlein ſtund.
So ſchien zur Forſchung keiner ſich zu eignen:
Ich maß den Weg und prüfte das Geſtein,



(Karl Stieler.)

Und ſchließlich trat ich in die Hütte ein . . .
Ich war verliebt — das war nicht mehr zu leugnen.

Und was Poeten, die verliebt ſind, thun,
Das weiß man. Ach, es ließ mich nimmer ruhn!
Faſt jeden Tag bracht' ich ihr ein Gedicht

Und las es vor, voll Pathos das Gesicht,
Wo ich „Elisabeth“ mein Lisei nannte
Und Tropen brauchte, die sie nie erkannte.
Im Anfang saß sie ganz verdutzt zur Stelle,
Dann warf sie ihren Goldzopf ins Genick
Und lachte schallend — niemals klang Kritik
So überzeugend mir und silberhelle!

Stumm' ging ich weg — dann kam's mir wie ein Licht —
(Man sagt ja, daß die Liebe findig macht)
Drum dacht' ich: Fort mit dieser Tropenpracht!
Sprich doch zu ihr, so wie sie selber spricht!
Da stellt ich in den Stall den Pegasus,
Noch angeschirrt à la Virgilius,
Und fing mir flugs in meinem Herzeleide
Ein schmuckes Bauernrößlein von der Weide.
Mit einem Juhschrei hab ich's angetrieben
Und's erste Lied — im Dialekt geschrieben. —

Als ich zur Alm kam und vom steilen Grat
Ins Felskahr stieg, den alten kühnen Pfad,
Da stand die Sennerin im Wiesengrunde
Und jauchzt' empor, die Hand am roten Munde.
Und wieder trat ich in die Hütte ein;
Mir war zu Sinn, als wär' sie doppelt mein:
Dies ruß'ge Dach und dies Gerät, das blanke,
Dazu das Mägdlein, das gelockte, schlanke,
Der Hausaltar mit den geweihten Zweigen . . .
Als wär' dies Leben nun erst ganz mein eigen.
Durch das Gebälk floß feines Sonnenlicht,
Am Herde lehnend horcht' auf mein Gedicht
Die blonde Sennerin — mir erschien es schlecht,
Sie aber jauchzte: „Jetzt, ja jetzt ist's recht!“
Das war die Mundart, die ihr Herz gewohnt,
Und in der Mundart ward ich auch belohnt.
Um meine Schulter schlang sie ihren Arm —
Das war ein Kuß, so herzig und so warm,
Wie Walderdbeeren hat der Kuß geschmeckt;
Ich spür' ihn noch. — So lernt man Dialekt

Bauer Ruprecht.

Dramatische Szene von Julius Kiffert.

(Leipzig.) (Nachdruck verboten.)

Vorbemerkung. Was wir in Folgendem dem Leser bieten, ist aus dem zweiten Akte des gleichnamigen noch ungedruckten Schauspiels. Ruprecht ist ein junger Bauer, dem es in der Abgeschlossenheit seines heimischen Hofes zu eng wird, und der sich nach höherer und edlerer Bethätigung sehnt, als sie ihm Beruf und Umgebung bieten. Aber noch „weiß er nicht, was er will“, d. h. er findet kein Wirken, das er an Stelle seines bisherigen setzen könnte. Da sieht er, wie das Ritterheer Kaiser Friedrichs des Zweiten, des Hohenstaufen (das Stück spielt im Sommer 1235 in Süd- und Westdeutschland), der auf einem Kriegszuge gegen seinen

aufrührerischen Sohn Heinrich begriffen ist, an seinem Dorfe vorbeizieht; jetzt „weiß er was er will“ und was seinem Drange nach Oben Genüge leisten kann: ein Ritter will er werden und Held wie jene, die in voller Pracht vor seinem Auge vorüberwallten. Eine infolge eines Anliegens an den Kaiser unter dem Schutze des Zuges reisende Frau, die junge, verwittwete Gräfin Mathilde von Heitstein, erregt Ruprechts besondere Aufmerksamkeit. Der Vater, ein starrer, bäurischer Mann, der für des Sohnes Streben kein Verständnis besitzt, verweigert kurz und bündig seine Zustimmung zu dem überkühnen Unternehmen, das ihm eine Thorheit dünkt; die Mutter, die Mittlerin zwischen Vater und Sohn, hilft Ruprecht jedoch bei Nacht aus dem Haus. Die hier folgende Szene zeigt, wie der Knabe in das Lager des Kaisers gelangt, und wie es ihm dort ergeht. Die Ritterwelt, wie Ruprecht sie sich geträumt, stimmt wenig mit der überein, wie sie sich seinen Blicken darbietet. Erst im letzten Akte, als der völlig Verzweifelnde Hand an sich selbst legen will, erfolgt die Erfüllung des Wunsches; der edle Walter von der Vogelweide weiß die Welt, wie sie der Jüngling sich gedacht, mit der realen in Einklang zu bringen, und der durch das Fegefeuer des Lebens Geläuterte erreicht sein Ziel, den weißen Gurt des Ritters und die Hand der schönen Gräfin von Heitstein.

Personen:

Kaiser Friedrich. — Omar, ein Sarazene. — Der Hofmarschall. — Zwei Ritter. — Ruprecht. — Mathilde.

Friedrich. — — — Was ist das?

Omar (in die Szene blickend). Holla! Der Bauer aus dem Dorf.

Friedrich. Was? Wahrhaftig! Nun, da soll man den Teufel noch an die Wand malen. Mathilde! Mathilde! Komm, treten wir zurück.

(Sie treten zurück.)

(Hofmarschall, Ruprecht von zwei Knechten gefaßt, treten auf.)

Ruprecht. Was wollt ihr von mir? Laßt mich los!

Hofmarschall. Wie kamst du hierher? Hast du nicht gesehen, daß hier Niemand Zutritt hat? Hier ist das Lager des Kaisers.

Ruprecht. Hier? (Sich von den Knechten losreißend, die sich während des Folgenden zurückziehen.) Triumph! Man wollte mich ihm aus dem Wege schicken und ich hab' ihn doch gefunden. Ja, da kommen sie auch schon, seine Ritter. Wie stolz sie einherschreiten! Gott zum Gruße, ihr Herrn, Gott zum Gruße!

(Die beiden Ritter kommen.)

Erster Ritter. Ein Vilan!

Zweiter Ritter. Ist das nicht der Vilan aus dem Dorf?

Erster Ritter. Den ich beinahe überritt? Richtig, der. Guten Tag, Herr Kei.

Hofmarschall. Wenn ihr mich Kei nennt, ihr Herrn, so ist mir das eine hohe Ehre, denn Herr Kei am Hofe des Königs Artus war ein musterhafter Mann.

Zweiter Ritter. Was will der Bursche, Herr Kei?

Hofmarschall. Ja, was willst du denn hier? He!

Ruprecht. Was ich will? Ein Ritter will ich werden, wie ihr, und daß ich es werden kann, bitt ich um eure Hilfe, ihr Herrn.

Erster Ritter (den zweiten anschauend). Hast du verstanden, Frank?

Zweiter Ritter (den ersten anschauend). Ein Ritter will er werden!

Erster Ritter (ausbrechend). Wahrhaftig! Hahaha!

Zweiter Ritter. Hahaha!

(Beide lachen unmäßig.)

Hofmarschall. Es muß nicht ganz richtig bei ihm sein.

Ruprecht (zurückfahrend). Was ist das?

Erster Ritter. Werde doch lieber gleich Herzog! Ritter ist viel zu wenig.

Zweiter Ritter. Kaiser, Papst, Herrgott! Hahaha!

Erster Ritter. Und trage die Rittersporen hinter dem Pfluge und nagle dein Wappen über's Scheunenthor!

Zweiter Ritter. Heutzutage ist alles möglich. Seitdem Einer einmal den weißen Gurt ergattert, denken alle — ich ersticke fast. Hahaha!

Erster Ritter. Hahaha!

Ruprecht (ihnen näher tretend). Seid ihr Ritter?

Erster Ritter. Na, was anders? Ist das etwa kein Ritterschwert?

Ruprecht. Und lacht über mich?

Zweiter Ritter. Bist du etwa zu gut dazu, daß wir uns über dich lustig machen?

Ruprecht. Ihr seid keine Ritter, denn ihr höhnt mich und das ist gemein!

Friedrich (im Hintergrunde). Sieh! sieh!

Erster Ritter. Willst du uns etwa eine Predigt halten?

Zweiter Ritter. Laß ihn, Eberhard. Wir haben eben Wein getrunken und da ist eine kleine Lustbarkeit zum Nachtisch sehr angebracht.

Erster Ritter. Als ein Spaßmacher — recht!

Ruprecht. Sag das nicht noch einmal oder ich schlage dich zu Boden.

Zweiter Ritter. Oho!

Erster Ritter. Hinaus mit dem Lümmel!

Ruprecht. Hinaus du, der du nicht weißt, wie ein Ritter sich zu betragen hat. Wage es nicht mich anzutasten — wag es!

Erster Ritter. Das will ich — da!

(Er will ihn schlagen, Ruprecht weicht aus.)

Ruprecht (dringend). Nicht, Herr, nicht! Ich schlage nicht gern einen Ritter.

Erster Ritter. Ich aber gerne Laffen.

Ruprecht. Ich wehre mich.

Erster Ritter. (Ruprecht eins versetzend.) Du Hund!

Zweiter Ritter. Der saß!

Ruprecht. Den Schlag sollst du mir —

Hofmarschall. Um Gottes Willen! Der Kaiser!

Friedrich (mit Omar vortretend). Genug. Was geht hier vor?

Ruprecht. Deine Ritter hier haben mich geschlagen, Herr — dieser hier war's. Und mit eigener Faust hole ich mir Genugthuung — so.

(Er will auf den ersten Ritter eindringen.)

Friedrich. Halt! Kannst du es nicht auf dir sitzen lassen, wenn ein Ritter dich schlägt.

Ruprecht. Herr, auch ein Bauer hat Ehre in der Brust und wenn Einer mich antastet, sei es auch nur am Haar des Hauptes, so hat er meine Ehre angetastet und ich hole mir Genugthuung — (mit einer Armbewegung,) so.

Omar (halblaut.) Seht Eure Ritter an, Herr.

Friedrich (zu den Rittern). Nun, was sagt ihr dazu, ihr Herrn?

Erster Ritter. Lächerlich, Majestät!

Ruprecht. Lächerlich? Und wenn es sei, wer es wolle, und (einen Schritt gegen den Kaiser zu) wenn es der Kaiser selbst wäre, Ehre gegen Ehre, Hieb gegen Hieb!

Friedrich. Nun, nun! Wie heißest du, Knabe?

Ruprecht. Ruprecht, Herr.

Hofmarschall (für sich). Diese Kühnheit! (Laut.) Die Gräfin von Heitstein.

(Mathilde tritt auf.)

Friedrich. Seht Ihr, daß ich Recht hatte, gnädige Frau? Der Bauer aus dem Dorfe ist da — Bauer Ruprecht. Ein Ritter will er werden und irre ich nicht, so wird er keinem Geringeren die Ehre anthun bei ihm zu dienen als dem Kaiser.

Mathilde. Der?

Friedrich. Ihr traut ihm das wohl nicht zu? O, Ihr hättet ihn eben reden hören sollen! Meinen Rittern ward nicht wohl dabei zu Mute. (Zu den Rittern.) Wie?

Erster Ritter. Gnädige Frau befehlt über unsere Dienste.

Zweiter Ritter. Sei es mit Speer und Schwert, oder mit Wort und Lied.

Friedrich. Nun, genügen sie dir noch nicht Bursch?

Ruprecht. Nein! Anders hab ich sie mir gedacht, ritterlicher, weil ritterlich, edler, weil adlig, besser, weil die Besseren. Sind aber alle so, wie diese hier, dann waren es Lügen an die ich geglaubt, dann wehe mir! wehe mir!

(Er bedeckt die Augen mit den Händen.)

Mathilde. Er weint!

Ruprecht (die Hände sinken lassend). Dann wehe aber auch euch, euch allen, denn dann weiß ich nicht, was ich thue!

Mathilde. Hast du dir die Welt so vollkommen geträumt?

Ruprecht. Ist sie anders etwas wert, wenn sie nicht vollkommen ist? Vertrocknet saß ich auf meinem Dorf, weil mir die Alltäglichkeit nicht zusagte, die mich umgab, und die Gemeinheit, in der alle meine Genossen breit und behaglich einhersegelten, wie in einem uferlosen See. Nirgends sah ich Land und sie wollten auch mich mit dem Maultier der Gewohnheit zusammenschirren, als welches schon meine Vorfahren gezogen hatten, die allerdings glücklich, weil sie nicht wußten, was ein Roß war. Aber das Geschlecht wächst heran wie der Mensch, und die Kleider, die für das Kind eine reichliche Hülle waren, sind für den Jüngling Fesseln, die er zersprengen muß.

Mathilde (für sich). Wie er redet! (Laut.) Und da flohst du fort?

Ruprecht. Da sah ich euch und mir wars, als öffnete sich mir plötzlich eine Kerkerthür und ich stürzte hinaus aus dem Gefängnis. Freiheit! Freiheit! jubelte es in mir und fort! fort! schrie es und gehe es, wie es wolle, nur fort! fort! und wenn dich Not und Entbehrung drängen, du bist doch glücklich, glücklicher als hier! Und hätte mir die Mutter mitleidig nicht aus dem Hof geholfen, wahrhaftig! ich wäre wie ein Dieb bei Nacht und Nebel davon gegangen.

Omar (zu Friedrich). Wie gefällt Euch der Knabe?

Ruprecht. Nacht war's, da sie mir das Thor öffnete, die Mutter, doch der Mond ging auf und erhellte mir den Pfad durch den dunkeln Wald. Dann legten sich Wolken über ihn und ich konnte nicht sehen wo ich war. Und mächtig senkte sich auf einmal die Sorge auf mich herab, wie ein Raubvogel auf die Beute, daß ich in's Knie brach und mich kaum halten konnte. Da zog alles vor meinem Innern vorüber, was golden in der Erinnerung strahlt, Kindheit und süße Jugend, Vater, Mutter, Schwester, Freund, das heimische Haus, das trauliche Dorf, der Wald, wo ich gespielt, das Feld und ich kam mir recht wie ein Verworfener vor, daß ich alles verlassen. Mühsam keuchte mir darob der Atem. Mir war's als ob ich im Boden Wurzel geschlagen hätte, ich konnte mich nicht aufrichten und wäre ein Räuber auf mich zugesprungen ich hätte mich nicht wehren können. So im starren Krampfe verharrte ich lange, dann quollen langsam die Thränen hervor, die Brust lösend, daß sie sich wieder heben konnte. Ich schnellte empor und stand. Ein Bild stieg mir vor Augen auf, das mich tröstete, meine Mutter war's nicht, eine andere war's, du warst's, Herrin, und wie Milde von deinem Antlitze ausstrahlte, strömte Mut mir auf's Neue durch die Glieder wie feuriger Wein, die Rechte wand sich fest um den Stab, ich schaute g'radaus in die Nacht, sah den Pfad und schritt weiter. So ging's Stunden weit, ohne daß ich ermüdete, ohne daß ein Bissen, ein Trunk mich erquickte, vorwärts! vorwärts! bis der Wald sich lichtete und weiß das Licht durch die Wipfel tropfte, der Morgen wie ein feuchter Strom über den Erdboden strich und die Sonne mit einmal über den Himmel dahinstürmte wie ein Sieger nach der Schlacht und der Welt ihre Gaben überreich in den Schooß warf, die freundliche Wärme, den herrlichen Strahl. O helft mir, helft mir nun, daß ich weiter kann!

Friedrich (für sich). Ein ganzer Kerl!

Mathilde (für sich). Wie er mich bewegt! (Laut.) Und wenn nun die Welt anders aussieht, als du sie dir geträumt, armer Knabe?

Ruprecht. Nein! nein!

Mathilde. O Kind, der du erst am Anfange stehst des Lebens und bald mit gebrochenen Flügeln heimwärts kriechen wirst, wenn du sie kennen gelernt hast, die Welt. So wie deine Träume sie dir aufgebaut haben, so ist sie nicht, die Welt. Sie ist nicht edel, sondern gemein, selbstisch, und das Schmerzlichste für den Edlen besteht darin, daß alles Große, was geschehen, auch nur geworden ist durch die Triebfeder der Selbstsucht. O, wie fröhlich flatterte ich einst in das Leben und glaubte nur an Liebe und Hingebung, aber rauh und hart faßte man mich an, daß ich froh war, nur verwundet davon gekommen zu sein und ein kleines Plätzchen gefunden zu haben, wo ich geschützt war wenigstens gegen die tiefste Rohheit. Aber der Schmelz war doch weg von dem Schmetterlinge, und wenn er jetzt ein junges Menschenkind sieht, wie es singend auswandert in den Morgen des Lebens hinein, muß er unwillkürlich denken: Armes Wesen! Mit welch' müdem Herzen und verweinten Augen wirst du einst am Abend in deine Ruhestätte schleichen!

Ruprecht. Doch die Ritter?

Mathilde. Sollten sie anders sein als alle Welt? Du hast ja selbst erfahren, was sie sind, willst du deinen eigenen Augen nicht trauen?

Ruprecht. Sind sie alle so?

Mathilde. Wohl möglich, daß du auf einem anderen Sterne Ritter finden wirst, gepanzert nur mit Tugenden. Hier unten wirst du sie alle gebrechlich sehen.

Ruprecht (furchtbar). O Vater! Vater!

Mathilde. Riet der dir ab, davonzugehen? Ein weiser Mann! Befolge seinen Rat jetzt noch und kehre zurück zu deinem Herd.

Ruprecht. Zurück in meine Krankheit? Niemals! Eher in den Tod, denn der ist dann Erlösung. Aber es ist nicht wahr, was Ihr mir gesagt, es ist nicht wahr!

Mathilde. Kind du, der du dich gegen das Wasser sträubst, das dich baden soll! Willst du es nicht glauben, was ich sprach, so laß es bleiben. Wohlgemeint war's. Majestät —

Friedrich. Ich weiß was Ihr wollt, das Schreiben! (Zum Hofmarschall ein paar Worte sprechend) Herr Marschall —

Hofmarschall (im Abgehen). Dieser Vilan! Der Tag bringt mich noch um meinen Ruhm!

(Ab.)

Friedrich. Wie herb Ihr aber auch gesprochen! Was müßt Ihr schon erlebt haben, Frau Gräfin! Ich zürne Eurem verstorbenen Gemahl, daß er Euch das gelehrt. Und wie Ihr meine Ritter vorgenommen habt — wartet! wartet! Da käme ich am Ende auch noch schlecht bei Euch weg.

Omar. Wollt Ihr Euch seiner nicht annehmen, Herr? Seht ihn nur an!

Friedrich. Abwarten! — Mach nun ein Ende, Bursche. Du hast eben gehört, was du zu erwarten hast. Was willst du noch mehr?

Ruprecht (in Verzweiflung). Ist das wirklich wahr?

Erster Ritter. Nun, bist du noch nicht überzeugt, da du einer so langen Rede gewürdigt wardst und aus so schönem Munde?

Ruprecht. Seh ich dich an und deinesgleichen, so möcht ich's glauben — aber ihr seid nicht die Welt. Und wenn mir's noch hundert Andere zuschwüren — ihr seid nicht die Welt. Ihr müßt getäuscht worden sein, Herrin, oder das Unglück sieht nur mit umflortem Blick. So lange halte ich mich noch fest an meinem Glauben, wie der Gescheiterte an einem Brett und wenn ich denn schon einmal mit erstarrten Fingern ablassen muß von dem rettenden Holz, dann hinunter in die Tiefe, hinab, und je schneller desto besser. Lebt wohl!

Mathilde. Wo willst du hin?

Ruprecht. In die Ferne, bis ich finde was ich gesucht. Und dann, wenn ich es erreicht, komme ich zurück und lege alle Schätze dir zu Füßen, der Holden, Einzigen, und sie sollen ihren Wert erst dadurch erhalten, daß du zu ihnen sagst: Sie sind mein.

Friedrich. Was ist das?

Erster Ritter. Eine Liebeserklärung.

Ruprecht. Ja, ich liebe dich, Herrin, von dem Augenblicke an, da du an mir vorüberstobst, und dein Stern war es, der mich dir nachgeführt, daß ich es dir sagen und zusammenfassen kann in den einen Laut: Mathilde!

(Er kniet nieder.)

Friedrich. Ein Kniefall?

Mathilde. Auf! empor!

Friedrich (für sich). Ich durfte kaum ihre Hand berühren und dieser Fant wagt es — (Laut.) Reißt ihn empor!

Erster Ritter. Empor, Schurke!

(Die Ritter reißen ihn empor.)

Ruprecht. Rührt mich nicht an oder ich weiß nicht was ich thue. Zu mir hat sie gesprochen und aus ihren Augen sprach Mitleid wie ein himmlisches Licht. Ihr aber standet dabei und haschtet vergebens nach einem Blick von ihr. Ja sucht es nur wieder wett zu machen und umdrängt sie jetzt und umschmeichelt sie, nehmen könnt ihr mir doch nicht wieder was mir gehört.

Friedrich. Ist er toll?

Ruprecht. Auch du, Herr, umgarne sie nicht! Ich hab es wohl gesehen, wie du ihr gesinnt bist. Rühr sie nicht an, Kaiser! Denn in meinem Schutze steht sie und wer sie auch nur anhaucht, hat es mit mir zu thun.

Friedrich (drohend). Knabe!

Mathilde. Erlaubt, Majestät. Ihr wollt ein Ritter werden und das Schicksal zwingen und versteht euch selbst nicht einmal zu bändigen? Schöner Held das! Lernt erst Sitte von einem Knappen und fragt dann wieder nach, was man zu euch sagen wird — Bauer!

Ruprecht. Dann ein Ritter! Ich komme wieder. Es muß noch Würdigere geben, die ihren Schild mit Recht tragen, es muß! Ihr seid die wahren Ritter nicht. Und was dich angeht, du Holde, Einzige — rührt sie nicht an, sag ich euch, rührt sie nicht an!

(Er ist während der letzten Reden mit einem Satze nach oben gesprungen und eilt jetzt schnell ab.)

Erster Ritter. Unverschämter!

Zweiter Ritter. Sollen wir ihm nach, Herr, und ihm den Kopf vor die Füße legen?

Friedrich. Laßt ihn, er entläuft uns nicht. Ihr seid verstimmt, Frau Gräfin?

Mathilde. Sollte ich nicht? Kaum einer Hand glücklich entronnen, und schon wagt ein Anderer sich herrisch in mein Geschick zu drängen. O diese Männer!

Friedrich. Und noch dazu ein Bauer!

Mathilde. Laßt ihn, Majestät. Kommt dort nicht der Herr Hofmarschall zurück?

(Der Hofmarschall tritt auf mit einem Schreiben.)

Friedrich. Gebt her. So meine Unterschrift, Frau Gräfin. Das Schreiben ist nun giltig.

(Hat das Schreiben kurz unterzeichnet und giebt es ihr.)

Mathilde. Nochmals meinen Dank, Majestät. Gestattet, daß ich mich beurlaube,

Friedrich. Und was den Jüngling anbelangt —

Mathilde. Das Leben wird ihn in seine Mühle nehmen. Sprechen wir nicht mehr von ihm.

(Ab.)

Omar. Was gedenkt Ihr mit ihm zu thun, Herr?

Friedrich. Ja, was soll ich mit ihm thun? Kann man ihn noch sehen?

Hofmarschall. Dahinten stürmt er hin.

Friedrich. So eilt ihm nach und seht, welchen Weg er nimmt.

Hofmarschall. Ich soll ihm nachlaufen, Herr?

Friedrich. Er darf doch seiner Strafe nicht entgehen?
Hofmarschall. Freilich nicht, Majestät.
(Ab.)
Friedrich. Wenn diese Blasen sich ausgekocht haben, kommt vielleicht doch noch das rechte Eisen zu Tag. (Zu den Rittern.) Ihr Herren, daß ihr mir nichts gegen den Burschen unternehmt auf eigene Faust!
Zweiter Ritter (zum ersten). Die Majestät scheint für den Bengel noch Partei zu ergreifen.
Erster Ritter (ingrimmig in seinen Bart). Wenn ich ihn zwischen Himmel und Erde antreffe, ich halte meine Ritterehre für nicht zu gut, ihn hinterrücks niederzuschlagen wie einen tollen Hund, trotz Kaisers Verbot!

Berliner Lebensbilder.

Dämmerstunde.

Von Franz Herzfeld.

(Düsseldorf.)

Ein Berliner Lokal „für Wein und ächte Biere". Winternachmittag.

Grete
(Kellnerin, sitzt neben dem Ofen, den Kopf gestützt.)

Wenn's ruhig ist, das Zimmer leer von Leuten,
Dann wird's mir sonderbar.
Dann muß ich immer denken an die schönen Zeiten,
Wo's anders war.
Ein Dörfchen — durch die Pfütze mit den Gänsen sprang ich
Und tollt' ich froh
Und mit den Buben schlug ich mich und rang ich — —
O Gott, es friert mich so!

Ikarus
(verkommener Student, jetzt Klavierspieler, auf der andern Seite des Lokals vor der Cognacflasche.)

Wenn's ruhig ist, ich brauch' nicht mehr zu spielen — —
Ei, Karchen, Schwerebrett!
Giebt's richtig, Alter, noch bei Dir was von „Gefühlen"?
's ist wirklich nett!
Mir wird's — fast könnt' ich wieder faule Verse machen,
Wie damals: Harm auf Darm —
Ei, gießen wir 'nen Cognac in den Rachen!
Hinunter! das macht warm!

Grete.

Dann bei der großen Stadt ein Sommergarten,
Musik und Karussell.
Auf Blick' und Küsse brauchte Fritz nicht lang zu warten,
Ich gab sie schnell.
Wir gingen in den Wald. Er war galant, entzückend,
Verliebt und froh.
Im Grase saßen wir, die Luft war drückend —
O Gott, es friert mich so!

Ikarus.

Dann so ein gottverlass'nes Hinterstübchen —
Ach was! Hinunter flink!
Das Jus zum Henker! Bring' mir noch 'nen Ganzen, Liebchen,
Die Blume trink!
Fahr wohl, Minerva! Fleisch und Blut, das ist das Beste!
— Bald nahm mich in den Arm
Ein hartes Hospitalbett kalt und feste — —
Hinunter! Das macht warm!

Grete.

Nun, weil's mich friert, so will ich tüchtig heizen.
(Sie wirft eine Schaufel Kohlen in die Ofenthür.)
Da, Schätzchen, hast du was!
Na, will's nicht, muß ich dich erst mit dem Eisen reizen?
(Sie stochert.) Nun macht's dir Spaß.
Noch 'ne Portion! Noch eine! Hast 'nen guten Magen,
Brennst lichterloh —
O könnt' ich mit der Schaufel dich zerschlagen!
(Sie schmettert die Schaufel gegen den Ofen und wirft sich dann schluchzend in einen Stuhl.)
O Gott, es friert mich so!

Ikarus.

Was treibt die Grete? Schürt sie noch? Ich habe
Genügend Hitze schon.
Der Rock ist schuld daran! Hinunter, alter Knabe!
(Er zerrt an den Aermeln.)
Na, flink, Kujon!
Zwangsjacke du! Will ich dich endlich von mir schmeißen,
Winkt der Gendarm —
In tausend Fetzen muß ich dich zerreißen!
(Er bearbeitet den Rock mit Nägeln und Zähnen.)
Potz Cognac, das macht warm!
(Beide beruhigen sich wieder.)

Grete.

Die Kohle sprüht — und wird am End' zu Asche,
Wie hell die Flamm' auch schlug —
Solang ich Trinkgeld ziehe aus der Gäste Tasche,
Geht's flott genug.
Ist's aus, kann ich den Sprung in's Wasser auch noch wagen,
's ist wohl nicht schwer.
Man wird mich warm in woll'ne Tücher schlagen.
Dann friert es mich nicht mehr.

Ikarus.

Na, Karchen, 's ist mal so. Kopf hoch! Courage!
Was? Bist du denn nicht klug?
Solang ich Stellung finde, thu ich aus der Flasche
Noch manchen Zug.
Und später sorgt das Zuchthaus wohl für meinen Magen,
Ei Potz Liqueur!
Am End' zu all den Andern 'rausgetragen —
Dann brennt es mich nicht mehr.

Die soziale Frage in den vereinigten Staaten von Amerika.

Von Michael Flürscheim.

(Gaggenau in Baden.) (Nachdruck erwünscht.)

Vorbemerkung der Redaktion. Wir haben im Januarheft unter dem Titel „Wo die Ursachen der Geschäftsnot nicht liegen" bereits eine ganz kurze Inhaltsübersicht des bedeutenden Aufsatzes gegeben, welchen wir hiemit unverkürzt unserm Leserkreise bieten. Die Arbeiten des Herrn Michael Flürscheim, der durch Studien, Reisen und Lebensstellung wie wenige berufen, an der großen sozialen und volkswirtschaftlichen Debatte teilzunehmen, seien auch an dieser Stelle der öffentlichen Aufmerksamkeit angelegentlich empfohlen. Unser verehrter Mitarbeiter hat uns eine Reihe interessanter Beiträge für die nächsten Hefte zugesagt.

Die Amerikaner haben ein Sprüchwort:

„The early bird catches the worm." (Der frühe Vogel fängt den Wurm) unserem „Morgenstund' hat Gold im Mund" entsprechend. Ein Lehrer rief dies einst in einer amerikanischen Schule einem spät kommenden Schüler zu, worauf der Junge frischweg erwiderte: „Serves the worm right, why did it get up so early!" (Es geschieht dem Wurm recht, warum stand er so früh auf!) Hiermit gab der Kleine unbewußt einer großen nationalökonomischen Wahrheit Ausdruck, daß nämlich jede Behandlung der gesellschaftlichen Fragen zwei Seiten hat, die des Fressenden und die des Gefressenen. Es giebt sogar Leute, die überhaupt behaupten, daß dies ein Naturgesetz sei, gegen das sich nichts machen ließe. In wirtschaftlicher Beziehung, das heißt in Bezug auf die Existenzfrage sei nämlich der Mensch eben nur ein höheres Tier und teile das Geschick der Tiere, die sich in Fressende und Gefressene teilen.

So lange die Menschheit auf einer niederen Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung stand, in der das volle durchschnittliche Arbeitsprodukt eines Menschen ihm kaum mehr als die notwendigsten Bedürfnisse verschaffen konnte, mochte eine solche Anschauung Geltung haben. Luxusbefriedigung war dem Einzelnen damals nur unter der Voraussetzung möglich, daß Andere dafür darbten. Er konnte nur mehr fressen, wenn sich Andere dafür fressen ließen.

Es kam jedoch eine Zeit, in der durch jene Aladinwunderlampe, menschlicher Erfindungsgeist genannt, die menschliche Leistungskraft im Durchschnitte mindestens versechsfacht wurde, in der bei richtiger Verteilung des Produktionsertrages Wohlhabenheit für Alle hätte herrschen müssen.

Als nun aber diese herrliche Zeit ihr Versprechen nicht hielt, sondern sogar das merkwürdige Schauspiel des steigenden Hungers nicht nur trotz, sondern wegen des überhandnehmenden Ueberflusses darbot, das heißt der Arbeitslosigkeit durch „Ueberproduktion", da konnte das alte Gesetz kaum Anwendung mehr finden. Der Arme wurde jetzt gefressen, weil die Reichen nicht genug fressen wollten, das heißt, weil sie durch den Verbrauch des überflüssigen Gütervorrats keine Arbeit für ihn schufen.

Die Ursachen einer so abnormen Erscheinung wurden den Wenigsten klar. Man machte es wie immer in solchen Fällen; man suchte alle möglichen Gründe, nur nicht die, welche auf der Hand lagen. Zum Glücke beschränkte sich die Notlage nicht auf einzelne Länder, sondern ergriff die ganze Welt, besonders auch die vereinigten Staaten von Nordamerika.

Ich sage zum Glück, denn hierdurch wurde viel nationalökonomischer Mist bei Seite geschafft, der den Weg zu einer näheren Untersuchung der großen Frage bei uns versperrt, drüben aber nicht vorhanden ist.

Der beste Weg zur Lösung derselben ist daher eine Untersuchung der Ursachen, welche der wirtschaftlichen Notlage in den vereinigten Staaten zu Grunde liegen. Ein langjähriger Aufenthalt daselbst hat mich veranlaßt, mich eingehend mit dieser Aufgabe zu befassen und eine Reise, die ich im vorletzten Jahr während der schlimmsten Geschäftskrisis wieder dahin machte, hat mir die Gelegenheit gegeben, die Frage in so greller Beleuchtung vor mir zu sehen, daß endlich jede Spur von

Zweifel, die noch gewaltet haben mochte, verschwand, Problem und Lösung in ihrer ganzen Klarheit vor mir erstanden.

Eine wesentliche Hilfe hierzu gab mir das berühmte Werk von Henry George „Fortschritt und Armut", insoweit dessen Beleuchtung der gegenwärtigen Zustände in seinem Vaterlande und deren Grundursache in Betracht kommen, wenn ich auch in Bezug auf Erklärung und Begründung weit von ihm abweiche.

Der geniale Amerikaner hatte es, wie schon angedeutet, leichter als seine europäischen Kollegen, wenn er versuchte, der wirklichen Ursache der wirtschaftlichen Notlage näher zu treten. Eine Menge von Scheinursachen, die den Blick des Nationalökonomen der alten Welt verschleiern, existieren nicht in seinem Lande.

Von Uebervölkerung, die von kurzsichtigen Malthusianern bei uns oft als die Hauptursache des Uebels angesehen wird, konnte in einem Lande, das noch mehr als die zehnfache Bevölkerungszahl in Wohlhabenheit erhalten konnte, keine Rede sein.

Auch der Moloch Militarismus, der im alten Europa Hekatomben von Blut und Geld verschlingt und dem Viele Alles in die Schuhe schieben, existiert drüben nicht.

Der fanatischste Schutzzöllner kann dem Mangel an Zollschutz drüben nicht die Schuld geben, während der Freihändler schweigen muß, wenn man ihm die noch schlimmeren Zustände im Paradiese des Freihandels, in England, vorführt.

Wenigen kommt drüben auch nur der Gedanke, der verhältnismäßig geringen Zahl von Juden Schuld zu geben, was auch bei Yankees, die an Gerissenheit die schlauesten Juden übertreffen, nicht leicht verfangen würde.

Finanzpolitiker, die in der Goldwährung die Ursache zu finden meinen, giebt es zwar drüben auch, aber sie haben keinen nennenswerten Anhang mehr, seit sich gezeigt hat, daß die Bland'schen Silberausprägungen ebenso wenig helfen konnten, wie die frühere Papierwährung.

Und vollends die politischen Ursachen, auf welchen manche europäische Wirtschaftspolitiker herumreiten, haben im freisten, unabhängigsten Lande der Welt keine Geltung. Und doch! Woher kommt also die merkwürdige Erscheinung?

Die am meisten gegebene Antwort „Ueberproduktion" zu diskutieren, wäre eine Beleidigung für den Leser. Ich würde ihn auf den Standpunkt der guten Bürger von Rahnstädt herunterdrücken, als sie Onkel Bräsig's Definition, daß die Armut aus der großen Povertät herkäme, mit großem Enthusiasmus aufnahmen.

Das ist ja gerade das ganze Problem, woher es kommt, daß das Volk hungert, gerade weil die Speicher mit Getreide überfüllt sind, daß es in Lumpen friert, weil zu viele Kleider angefertigt werden, und ohne Obdach ist, weil zu viele Häuser leer stehen.

Weil zu viel Getreide da ist, kann der landwirtschaftliche Arbeiter kein Brot finden, weil zu viele Kleider am Weltmarkt vorrätig sind, kann der Schneider keine Arbeit finden, mit deren Lohn er sich Kleider kaufen kann; weil zu viel Häuser leer stehen, kann der Bauarbeiter das Geld nicht erschwingen, um seine Miete zu bezahlen. Woher kommt diese paradoxe Erscheinung?

Wie kann grausiger Mangel neben grenzenlosem Ueberfluß und neben dem Willen und der Macht, das Mangelnde durch eigene Arbeit zu erzeugen, bestehen? Was verbietet dem willigen, fleißigen Arbeiter die Erzeugung dessen, was er bedarf, oder mit dem er sich die Erzeugnisse anderer ebenso williger Arbeiter und Bedürftiger erkaufen möchte?

Die Erscheinung ist nicht so unerklärlich, wie man auf den ersten Blick glauben sollte. Wenn dem Arbeiter das Produkt seiner Arbeit gehörte, wenn der Lohn dem ganzen Produktionsertrag entspräche, wäre sie unmöglich. Nicht nur, daß Jeder Arbeit genug hätte, sondern in Folge der enormen Produktivität der Arbeit, welche dieselbe mit Hilfe der Technik erlangt hat, würde allgemeine Wohlhabenheit herrschen. Wenn dem Arbeiter, wie thatsächlich der Fall und wie überhaupt nicht anders möglich in einem zivilisierten Gemeinwesen, nur ein Teil des von ihm geschaffenen Produktes zu Eigentum gehört, so hängt zwar der Grad seiner Wohlhabenheit von

dem mehr oder minder großen Anteil ab, den Dritte von dem Produkt seiner Arbeit erhalten, aber es kann weder Arbeitslosigkeit noch Ueberproduktion eintreten, wenn jene Dritte ihren Anteil wenigstens konsumieren. Diese Erscheinungen treten erst dann ein, wenn Letzteres nicht mehr der Fall ist, d. h. wenn der Anteil am Produktionsertrag, den eine kleine Minorität monopolisiert hat, so bedeutend geworden ist, daß selbe ihn nicht mehr konsumieren kann und will und ihn ständig weiter kapitalisiert, d. h. produktiv anlegt und damit das Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsum stets wachsend vergrößert. Dieses ist nun aber, was sich tagtäglich in zunehmendem Maaße vor unseren Augen vollzieht. Die Erscheinung ist eine so auffällige geworden, daß es zum Gemeinplatz wurde, zu sagen, wie es ein Zeichen der Zeit sei, daß die Güter sich immer mehr in einzelne Hände konzentrieren, daß die Massen relativ immer ärmer, die Reichen immer reicher werden. Und wie Alles, was durch seine Alltäglichkeit die Macht verliert, einen Eindruck auf uns zu machen, geht auch diese furchtbare, verhängnisvolle Erscheinung an uns vorüber, ohne daß wir sie in ihrer unheilvollen Bedeutung auch nur annähernd würdigen.

„Es hat stets Arme und Reiche gegeben und es wird sie geben, so lange die Welt besteht," ist die philosophische Betrachtung, mit der man allenfalls das unerquickliche Thema bei Seite schiebt, wenn man ihm überhaupt eine Betrachtung schenkt.

Beides ist wahr, letzteres wenigstens insofern relative Armut Armut zu nennen ist; denn immer werden in einem gesunden Gemeinwesen die Anteile an Glücksgütern von der Thätigkeit, den Fähigkeiten des Einzelnen und von mehr oder weniger zufälligen Verhältnissen abhängen. Aber ein großer Unterschied zwischen heut und früher wird von den Wenigsten richtig erfaßt. Wo für Alle nur spärlich gesorgt ist, kann der Einzelne nur dann Ueberfluß haben, wenn Andere darben. In Zeiten, in denen bei dem niedrigen Wert der Technik und Wissenschaft ein Mensch unter durchschnittlichen Verhältnissen seine volle Arbeitskraft einzusetzen hatte, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, konnten die Begünstigteren nur dann dem Luxus fröhnen, wenn Andere dafür sich Entbehrungen auferlegten.

Diese Zeiten sind jedoch für immer hinter uns. Heute ist die Durchschnittsleistung des Arbeiters in Gewerbe, Industrie und Ackerbau mit Hilfe moderner Produktions-Werkzeuge und Methoden auf mindestens das Sechsfache gestiegen. Er könnte die Hälfte abgeben und würde noch gegen früher mit dreifacher Leichtigkeit seine Bedürfnisse befriedigen.

Er könnte fünf Sechstel abgeben — (wie auch faktisch ziemlich annähernd der Fall. Der Lohn beträgt heute nach verschiedenen statistischen Rechnungen siebenzehn bis zweiundzwanzig Prozent des Produktionsertrages. In England z. B. ist das gesamte Lohnquantum heute zirka zwanzig Prozent des Wertes der Nationalproduktion, während es 1867 noch vierzig Prozent war) — und hätte immer noch ein zur Existenz genügendes Auskommen; er könnte immer noch die dringendsten Bedürfnisse befriedigen. Aber eine Grundbedingung ist hierzu nötig, absolut unumgänglich, nämlich, daß Diejenigen, denen die fünf Sechstel zugutkommen, sie auch aufbrauchen, natürlich nicht nur essen, trinken, wohnen, Luxus treiben ꝛc., sondern irgend eine Form der Geldverwendung, insofern sie nicht eigentliche Kapitalisierung ist, d. h. zur Produktion Verwendung findet. Es mögen Museen, Waisenhäuser damit gegründet, Armeen damit unterhalten, Kanäle, Eisenbahnen geschaffen werden, aber es dürfen keine Fabriken damit gebaut, keine neuen Güter produzierenden Unternehmungen geschaffen werden; es sei denn, daß der Betreffende die hierdurch geschaffene Einkommenerhöhung aufbraucht. Sowie diese Bedingung nicht erfüllt wird, tritt die entsetzliche Erscheinung auf, deren Abnormität uns durch die Gewohnheit nicht mehr in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit vor Augen tritt, daß die Armen, denen nur ein Sechstel ihres Arbeitsproduktes zum eigenen Konsum gelassen wurde, auch dieses nicht mehr erlangen können, weil Diejenigen, denen sie die fünf Sechstel abtreten mußten, diese nicht aufbrauchen können und wollen und die Armen daher nötigen, mit der Produktion einzuhalten, bis die betreffenden Monopolisten ihren Löwenanteil in einer oder der anderen Weise verbraucht haben. So lange können die Elenden nicht ein-

mal mehr Arbeit finden, trotzdem sie bereit wären, sich mit einem noch geringeren Anteil am Produktionsertrage derselben zu begnügen.

Dies nennt man dann „Ueberproduktion“ und erklärt damit die Krisis. Letztere ist längst latent, ehe sie zum akuten, deutlichen Ausdruck, zum Krach kommt. Dieser zerstört viele Güter und schafft hierdurch nach und nach wieder Arbeitsgelegenheit. Das die Nachfrage überwiegende Arbeitsangebot, die durch den Stachel der Not verbesserten Arbeitswerkzeuge und Methoden haben aber inzwischen den relativen Anteil des Arbeiters wieder weiter reduziert. (Siehe oben die Reduktion in England um zwanzig Prozent in achtzehn Jahren.)

Die Minorität, welcher der gestiegene Löwenanteil zufällt und die schon ihr früheres Einkommen nicht aufbrauchen konnte, kann mit dem vermehrten noch weniger fertig werden, und die Krisis beginnt bald mit größerer Schärfe.

Thatsächlich werden auch die Industrie- und Geschäftskrisen immer länger und die Zwischenräume immer kürzer. Auch in letzteren ist von einem eigentlichen guten Geschäft kaum mehr die Rede. Der Nutzen ist auf ein Minimum reduziert, denn aus Mangel an produktiver Arbeit haben sich Tausende und aber Tausende auf den Zwischenhandel geworfen, die sonst produktiv gearbeitet hätten, und die Konkurrenz darin auf's äußerste krankhaft angespannt, so daß Einer den Andern zu unterbieten sucht und die Kosten für Reklame und Geschäftsspesen stets größer werden, eine immer wachsende Quote des Nutzens absorbieren.

Wie ist hier zu helfen, wie ist diesen unheilvollen Vermögensverschiebungen Einhalt zu gebieten, wie eine allmähliche Nivellierung der drohenden kapitalistischen Felstitane zu erreichen, damit sie nicht in ihrem Zusammensturze unsere ganze Zivilisation zerschmettern?

Amerika giebt auch hier die beste Antwort, indem es uns zeigt, wie die Not entstanden ist und wie sie beständig wächst.

Ohne eine einzige Ausnahme verdanken die Astor, Vanderbilt, Gould, Mackey, Huntingdon, Scott und wie die Herren Billionäre alle heißen, die auf unsere armseligen deutschen Millionäre wie auf Hungerleider herabblicken, ihre riesigen Reichtümer nur einem einzigen Faktor und dieser nennt sich „Grundbesitz.“

Mag die Quelle ihres Vermögens anfangs in industrieller oder Handelsthätigkeit liegen, wie z. B. bei den Astor's im Pelzhandel, bei Vanderbilt, Gould, Huntingdon und Scott im Eisenbahnbau, bei Mackey im Bergwerkbetrieb, die kolossale Vergrößerung der erworbenen Kapitalien, sowie ihre Sicherung war nur durch Grundbesitz möglich.

Nehmen wir den Fall an, zur Zeit, als die Mayflower die ersten Pilgrims auf Plymouthrock landete, hätte in Europa noch das in der Urzeit bestandene Recht des Gemeinbesitzes für den Grund und Boden bestanden, anstatt des vom römischen Recht eingeführten Privatbesitzrechtes, so wäre es jenen Gründern der späteren vereinigten Staaten nicht eingefallen, das in Besitz genommene Land als Privatbesitz zu verteilen. Sie hätten einfach das Land in Besitz genommen und dann parzellenweise den Einzelnen vermietet. Ob sie das heute noch in Rußland und Java bestehende System des Gemeindebesitzes mit Verloosung der Parzellen an die Gemeindemitglieder je auf eine Anzahl Jahre adoptiert hätten oder Verpachtungen an die Meistbietenden, ist unerheblich. Wir wollen annehmen, sie hätten die vernünftigere letztere Methode angenommen, so würde das spätere amerikanische Heimstättengesetz statt jedem Einwanderer 160 Morgen von ihm zuerst in Besitz genommenen Landes als absolutes Eigentum (freehold) zu garantieren, ihm 160 Morgen auf, sagen wir z. B. 50 Jahre, pachtfrei zur Miete (als leasehold) gegeben haben. Nach Ablauf dieser Zeit würde er seine Okkupation des betreffenden Grundstückes nur unter der Bedingung haben fortsetzen können, daß er dem Staat oder der Kommune, welcher vom Staat die Verwaltung übertragen worden, eine dem Marktwert entsprechende Pacht gezahlt hätte. Es hätte ein solches System für die Pilgrims nicht einmal etwas Ungewohntes gehabt; denn schon damals war der Boden Englands und Irlands zum großen Teil im Besitze einer verhältnis-

mäßig geringen Anzahl großer Besitzer und sowohl der Ackerbau auf dem Lande, wie Handel und Gewerbe in den Städten wurde auf leasehold betrieben, das heißt auf gepachtetem Grund und Boden. Der Begriff, daß der Besitz des Bodens unumgänglich nötig sei, um eine richtige Ausnutzung einerseits und die völlige Befriedigung des Bewirtschafters andererseits zu erzielen, existierte nicht bei den Männern, die mit der Mayflower hinüberkamen. In ihrem Heimatlande hätte es ihnen genügt, Boden zu gerechtem Pachtzins auf längere Pachtzeit zu erhalten und die Garantie zu erlangen, bei Aufgabe der Pacht Entschädigung für von ihnen geschaffene Meliorationen zu erhalten, um sie in wirtschaftlicher Beziehung zufrieden und glücklich zu machen.

Auch heute würde, wenn statt 160 Morgen freehold nur 160 Morgen leasehold mit 50jähriger Pachtfreiheit erlangbar wäre, die Einwanderung nicht abnehmen, sondern im Gegenteil sich bedeutend vermehren. Trotzdem noch Millionen und aber Millionen Morgen der fruchtbarsten und bestgelegensten Ländereien unbebaut sind, muß der Einwanderer, der heute vom Heimstättengesetz Gebrauch machen will, an diesen vorbei in abgelegenere Distrikte ziehen, wo geringere Fruchtbarkeit, größere Schwierigkeit der Urbarmachung oder weitere Entfernung zum Markt den Besitz unvorteilhafter und weniger begehrenswert machen; denn jene besser gelegenen wertvolleren Landstriche sind in festen Händen, die sich mit der eisernen Faust des Bodenwucherers um jede Scholle spannen, und sie erst dann loslassen, wenn sie ihren Wucherpreis dafür erlangen können.

Der Einwanderer findet es trotzdem in den meisten Fällen heute vorteilhafter, diesen Preis zu zahlen, als hinaus in die ferne Wildnis zu ziehen. Das Kapital, das er dringend für Baulichkeiten, Wirtschaftsgeräte, Vieh, Saatfrucht und die bis zur Ernte benötigten Lebensbedürfnisse gebraucht hätte, hat er zum Teil oder ganz als Anzahlung für den Landkauf auszugeben und in tausend Fällen ist der Ruin die unausbleibliche Folge. Er verliert seine Farm oder wird im günstigsten Fall Pächter darauf.

Nehmen wir aber den Fall an, es existiere überhaupt für niemand die Möglichkeit, Land als Eigentum zu erwerben, indem der Staat dem ersten Ansiedler — und zwar nur dem wirklichen, nicht dem nominellen Ansiedler — ein freies 50jähriges Pachtrecht für ihn und seine Familie (nicht für fremde Käufer seiner Rechte) gäbe, so wäre damit dem Bodenwucher von vornherein ein Ziel gesetzt, denn da das freie Pachtrecht nur für den ersten Ansiedler und seine Familie gälte, so lange sie selbst das betreffende Grundstück bebauen, und beim Abtreten desselben an Dritte der Staat sofort eine dem Marktwert entsprechende und ständig mit diesem sich steigende Pacht erheben würde, so wäre überhaupt nur ein Kaufpreis für die geschaffenen Meliorationen zu erlangen (eine Auslage, die der Ansiedler auch in der Wildnis machen müßte). An der Pacht dagegen wäre kein Profit zu erzielen, da eine vom Verkäufer erzielte höhere, die Staatspacht übersteigende Pacht, erstere entsprechend steigern müßte, indem sie den Marktwert und damit die Staatspacht erhöhen würde.

Eine jährlich vom Nutzen zu zahlende Pacht, deren Höhe dem Wert der Grundrente entsprechen würde, kann aber niemand ruinieren, denn wenn ein Stück Land dem Bebauer nicht mindestens den Wert seiner darauf verwendeten Arbeit und die Zinsen seines Betriebskapitales einbringt, dann erzielt es überhaupt keine Grundrente. Diese fängt erst an, nachdem diese beiden Faktoren befriedigt sind, d. h. in einem Lande, in dem noch nicht die sogenannte Uebervölkerung (nur ein Ausdruck für die Existenz falscher wirtschaftlicher Verhältnisse) die Pachten unnatürlich geschraubt hat. Ricardo's Rententheorie, wonach die Rente der Ueberschuß des Ertrags ist, welchen ein Stück Land über den bei gleichem Aufwand von Mitteln von dem geringsten Land, welches noch in Anbau genommen wird, erzielten, einbringt, besagt unter solcher Voraussetzung das Gleiche; denn unter dieser muß das geringste in Anbau genommene Land mindestens den Wert der Arbeit und den Zins des Kapitals abwerfen, sonst würde die Bebauung eben unterbleiben!

Die Pachtauslage wird, wie wir sehen werden, noch obendrein dem Ansiedler auf andere Weise mehr wie ersetzt und da 50jährige Besitzsicherheit so gut wie lebenslänglicher Besitz ist (auch der wirkliche Besitz ist nur ein lebenslänglicher), so ist kein Grund zu ersehen, warum eine derartige Pachtmöglichkeit nicht mindestens ebenso viel Ansiedler anziehen sollte, wie der wirkliche Besitztitel.

Uebrigens ist es eine traurige Thatsache, daß auch in den vereinigten Staaten der Kleinbauer, der auf unverschuldetem Eigenbesitz wirtschaftet, immer seltener wird und daß die Zustände immer mehr den englischen ähneln mit ihren abwesenden Großgrundbesitzern und den auf's Blut ausgesaugten Pächtern. Schon im Census von 1880 waren 1'024,601 Farms verpachtet und jetzt sollen es 25 Prozent mehr sein, während ganz Großbrittanien und Irland nur 1'069,127 Pächter haben. Von 7'670,493 Menschen, die 1880 in den vereinigten Staaten im Ackerbau beschäftigt waren, sind nur 2'984,306 dem Namen nach Eigentümer ihres Grund und Bodens, die andern Pächter und Arbeiter. Wenn jedoch die Farms, welche in Wirklichkeit dem Hypothekenbesitzer gehören, abgingen, würde sich die Anzahl der Besitzer bedeutend verringern.

Auch werden die einzelnen Grundkomplexe, die bonanza farms, immer größer und wenn dieser Prozeß so weiter ginge, würde man bald von Amerika sagen können, was Plinius über Italien schrieb:

„Latifundia perdidere Italiam et provincias."

Dieselben Erscheinungen, die sich in den schlimmsten Tagen Roms zeigten, treten auch hier schon deutlich hervor. Gekaufte Volksvertreter, mittelst deren Stimme Koterien gewissenloser Korporationen und habgieriger Krösuse die Gesetze machen und das Land regieren mit allen Folgen, welche dieses System für das römische Weltreich hatte. Wer dachte nicht an die Feste der Crassus und Lucullus, als er von dem Feste Vanderbilt's las, das über eine halbe Million Mark kostete?

Fassen wir nun aber die Folgen ins Auge, welche das Staatsbesitz-System gegenüber dem gegenwärtigen auf alle Verhältnisse haben müßte und sehen wir dann, wie es die Prosperität und das Glück der Ansiedler vermehren würde, so wird uns kein Zweifel bleiben, daß statt die Einwanderung zu vermindern, dasselbe sie unendlich vermehren müßte; daß also das Besitzrecht gewiß nicht nötig war, um Amerika zu bevölkern.

Die erste Wirkung würde eine riesige Staatseinnahme sein, welche im Verhältnis zur wachsenden Einwohnerzahl und zur steigenden Produktionskraft zunehmen müßte; denn im Verhältnis dieser beiden Faktoren steigt der Bodenwert. Heute kommt dieser Wertzuwachs den Privatbodenbesitzern zu gut, ohne daß sie nötig gehabt hätten, eine Hand dafür zu rühren, anstatt der Allgemeinheit zu gehören, die ihn geschaffen hat.

Wir sehen in unseren Großstädten und in denen der neuen Welt täglich das Schauspiel riesiger Reichtümer, die den Besitzern von Bodenkomplexen in den Schooß fallen, welche durch die Ausdehnung der Stadt in deren Gebiet fielen. Was vorher verhältnismäßig wertloses Ackerland war, wurde in kurzer Zeit wertvolles Bauterrain, das den glücklichen Besitzer zum Millionär machte, ohne daß er hiezu die Hand zu rühren brauchte. Auf der andern Seite sehen wir, daß die Stadtgemeinde, welcher dieser Wertzuwachs zu verdanken ist, Schulden machen, ihre Steuern erhöhen oder sogar fallieren muß, weil sie die Kosten nicht mehr erschwingen kann, welche ihr die Ausdehnung des Areals und die Vermehrung der Einwohnerzahl verursachen.

Die Anlegung von Straßen, Wasser- und Gasleitungen, Kanalisation, Schulen, Theatern und Konzertsälen, Hospitälern, Bibliotheken, Rathäusern, Promenaden, Postanstalten, Eisenbahnhöfen, öffentlichen Plätzen, Einfriedungen u. s. w. hat Millionen verschlungen; aber den Wert des städtischen Grund und Bodens um noch mehr Millionen vermehrt. Nur fallen diese letzteren Millionen dem Säckel von einzelnen Privatleuten zu, während die ersteren von allen Einwohnern gemeinsam aufzubringen sind. Wäre die Stadt die Eigentümerin ihres Grund und Bodens, so würde der Zuwachs am Wert desselben bei Weitem die Ausgaben für Meliorationen übersteigen.

Die Bodenpacht würde allein nicht nur zur Bestreitung des ganzen städtischen Budgets ausreichen, sondern noch die Ueberführung eines großen Teiles an den Staat gestatten und sämmtliche Staatssteuern der Einwohner decken. Wem dies übertrieben erscheint, der möge das Faktum ins Auge fassen, daß der Grundpachtwert, d. h. die reine Grundrente, ausschließlich der Zinsen für die Meliorationen, in Deutschland z. B. gegenwärtig auf mindestens 3 Milliarden Mark für das Jahr geschätzt wird und daß dieser Wert unter verbesserten wirtschaftlichen Verhältnissen sich bedeutend vermehren würde. (Für die vereinigten Staaten ist die Schätzung zwanzig Milliarden Mark jährlich.) Diese Verbesserung der wirtschaftlichen Zustände würde aber gerade der Hauptvorteil der veränderten Besitzverhältnisse sein, der den der Steuerersparnis bei weitem übersteigen müßte, und wir wollen daher diese Frage eingehender in's Auge fassen.

Ich habe oben gesagt, daß die Vermögen der Vanderbilt und Gould u. s. w. nur durch Grundbesitz ermöglicht worden sind. Ich muß nun vor Allem um dies zu beweisen, den Begriff „Grundbesitz" insofern er hier in Betracht kommt, in seiner vollen Ausdehnung definieren, d. h. mit allen Konsequenzen, die er in sich schließt. Wir können dies am besten, indem wir die Vermögensbilanz unserer amerikanischen Billionäre (die sich übrigens in der Art der Zusammensetzung von der ihrer europäischen Kollegen nicht wesentlich unterscheidet) eingehend durchnehmen und zwar nehmen wir nur ihre soliden sicheren Kapitalanlagen vor. Die unsicheren sind nicht gefährlich; bei ihnen heißt es: „wie gewonnen, so zerronnen." Industriewerte, sowie Anlagen in Ackerbau-, Handels- und Gewerbeunternehmungen sind, wenn keine Grundsicherung dabei ist, Werte so ephemerer Natur, daß sie im Durchschnitt in jeder Generation mindestens einmal zu Grunde gehen. Sie bilden die vom Sturme des individuellen Fleißes emporgetriebenen Kapitalwogen, welche wieder in das allgemeine Niveau zurückkehren, wie die Kraft nachläßt, der sie ihr Entstehen verdanken. Nur wenn sie im Grundbesitz erstarren können, erlangen sie Dauer und ihre gefährliche Macht.

Die sicheren Werte unserer Herren Billionäre bestehen:

1. In direktem Grundbesitz.

2. In Grundpfandwerten, als da sind: Pfandbriefe, Eisenbahnobligationen, Hypotheken ꝛc., die wir insgesammt indirekte Grundbesitztitel nennen können, denn der Besitzer einer Hypothek ist in dem Maaße, in dem solche den Grundwert erreicht, der eigentliche Grundbesitzer. Der nominelle Besitzer ist nur sein Verwalter mit dem einzigen Unterschiede, daß sich die Pacht „Hypothekenzins" nennt. „Hypothekerkauf ist Rentenkauf" sagt schon Rodbertus. Jedenfalls steht fest, daß diese Art von Werten mit der Aufhebung des Privatgrundbesitzes verschwinden würden.

3. In Staatspapieren. Wenn die Staaten in dem Besitz der Grundrente wären, würde es keine Staatsschulden geben; wenn sie heute in diesen Besitz gelangen würden, wären bald alle Staatsschulden amortisiert.

4. In Eisenbahnaktien. Der Wert der Eisenbahnen besteht erstens in ihrem Grundbesitz (man denke an die Millionen Morgen Land, welche den Pacificbahnen geschenkt wurden), zweitens in ihrem Monopol. Der erstere würde nicht existieren, das zweite hätte nicht erteilt zu werden brauchen. Die Eisenbahnen wären aus den Einkünften, die der Staat seinem Grundbesitz entnähme, von diesem gebaut worden.

5. In Bergwerkspapieren. Nur insoweit solche Grundwerte repräsentieren, bieten sie Sicherheit. Diese Sicherheit fiele weg, wenn der Mienenbetrieb auf gemietetem Staatsboden stattfände und wie in England dem Grundeigentümer eine bestimmte hohe Vergütung von der Produktion zu machen wäre.

Wir haben hiemit die Summe der sicheren Werte erschöpft.

Häuser gehören nicht dazu, wie der Brand von Chicago und das Erdbeben von Lissabon am besten illustrieren. Uebrigens würde der Staat als Grundbesitzer auch nach und nach der Besitzer aller Immobilien werden. Sein kolossales Einkommen würde ihm dies ermöglichen. (Ich bemerke hier ein für alle Mal, daß an

Stelle des Staatsbesitzes auch der Kommunalbesitz unter Staatskontrolle und Beteiligung des Staates an den Einnahmen gesetzt werden kann.)

Wir sehen also, wie es keine Vanderbilt und Konsorten geben könnte, wenn es keinen Privatgrundbesitz gäbe, und wir haben gesehen, wie die wirtschaftlichen Notverhältnisse einzig und allein dem Konsumhindernden und obendrein noch unverhältnismäßig die Produktion stimulierenden Einflusse solcher Kapitaltitanen zuzuschreiben sind. Ohne diese gefährlichen Kapitaldämone würden nie jene riesigen Ueberschwemmungen und Dürren entstehen, die wir täglich in immer zunehmendem Maaße vor uns sehen. Ueberschwemmungen von Kapital, das sich zu stets abnehmendem Zinsfuß gegen sichere Werte (Grundwerte) anbietet, Dürre von Kapital, d. h. dessen Unerschwinglichkeit oft selbst zu hohem Zinsfuß für Handel, Industrie, Ackerbau und Gewerbe, wenn sie keine Grundsicherheit bieten können.

Die Möglichkeit, Kapital in Grund- und Bodenbesitz anlegen zu können, schafft jene Kapitallatifundien, welche die Geschäftsstauung bewirken und dadurch das Fernhalten des Kapitals von der Arbeit, sein Zudrang zu den sicheren Grundwerten. Das Nichtexistieren der Letzteren würde das Kapital mit seinem vollen Andrange sich der Arbeit anbieten lassen und hierdurch den Zinsfuß sinken, den Lohn steigen machen; denn je leichter es dem Arbeiter durch billiges Kapital wird, selbst Unternehmer zu werden, je höher verkauft er Andern seine Arbeit. Ein Steigen des Lohnes heißt aber Zunahme der Konsumfähigkeit der Volksmassen, Erhöhung des Absatzes und dadurch der Produktion, also Wachsen des Volkswohlstandes. Der hiedurch vermehrte Bedarf für seine Erzeugnisse würde allein schon dem Farmer zehnfach die dem Staate zu zahlende Grundrente einbringen.

Es kann nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes gehören, die wirtschaftlichen und politischen Wirkungen der Nichtexistenz des Privatgrundbesitzes näher auszuführen. Ich habe dies, sowie die Möglichkeit der allmählichen Ueberführung unserer gegenwärtigen Grundbesitzverhältnisse in die naturgemäßen, die in der Geschichte aller Völker bestanden, an anderer Stelle gethan.*)

Nur einen speziellen Gesichtspunkt möchte ich noch der allgemeinen Beachtung empfehlen. Möchte man bei den neuerdings in Aufnahme gekommenen deutschen Kolonisationsversuchen den Riesenfehler vermeiden, welcher bei den Kolonisationsausführungen anderer Völker gemacht worden ist, nämlich den Fehler, das Land der Kolonie zu verschenken oder zu verkaufen, statt es zu vermieten.

Das Land der Kolonie müßte unter allen Umständen im Besitze ihrer Gemeindeverwaltungen, resp. ihrer Regierung bleiben. Nur auf diese Weise wird solche in den Stand gesetzt, die Bedürfnisse der Kolonie zu bestreiten, ohne Steuern oder Zölle zu erheben und jene Zustände zu verhindern, wie sie in der ganzen zivilisirten Welt als Folge des Privatgrundbesitzrechtes aufgetreten sind und in stetig sich verschlimmernder Gestalt immer drohendere Dimensionen annehmen.

Schon erhebt sich z. B. in Australien eine mächtige Partei, die den Länderverkäufen Einhalt thun und zur Verpachtung übergehen will.

Möge das deutsche Reich, das wie ein Phönix aus der Asche seiner mittelalterlichen Zerrissenheit erstanden ist, den Aufsturm, den es zu seiner Weltmission in fernen Erdteilen nimmt, gleich von Anfang in die richtigen Bahnen leiten und die verhängnisvollen Fehler vermeiden, welche alle andern Nationen gemacht haben.**)

---

*) „Auf friedlichem Wege." Ein Vorschlag zur Lösung der sozialen Frage. Von Michael Flürscheim. Bei Oskar Sommermeyer Braunschweig und das „Staatsmonopol des Grundpfandrechts als Weg zur Reform und wirtschaftlichen Verhältnisse." Von demselben erschienen in den „Sozialen Zeitfragen" Bruns, Minden.

**) Mit Ausnahme Holland's, welches in Java die ursprünglichen Gemeindebesitzverhältnisse bestehen ließ. Ueber die daraus entstandene Volksprosperität (Vermehrung von 2 auf 20 Millionen in 100 Jahren ohne Immigration, kein Pauperismus ꝛc.) siehe Laveleye, De la propriété et de ses formes primitives. (Das Ureigentum.)

Ueber die Verbindung der Malerei mit Poesie und Musik.

Von Robert Stöbe.

(München.)

(Nachdruck mit Quellenangabe erwünscht.)

Die Romantiker riefen den Malern zu: Seid Dichter, schließt euch an die universellste aller Künste, an die Poesie an! —

Zeitgenossen und Spätere feindeten diese Forderung an, indem sie behaupteten, daß das Verlangen der Romantiker eine unzulässige Verschiebung der Grenzen in den verschiedenen Künsten hervorbringe. Denn jede Kunst sei sich selbst genug und das wahre Kennzeichen eines ächten Kunstwerks sei eben, daß es an und für sich vollendet wirke und nicht erst durch besonderen Anschluß an eine andere Kunst. Unpassend, unkünstlerisch! donnert man heute noch. Jawohl, ganz und gar unzulässig! Die Dichter mögen dichten, die Maler malen! Jeder Schuster bleibe bei seinem Leisten.

Was wir erlernt mit Not und Müh',
Dabei laßt uns in Ruh verschnaufen!
Hier renn' er nichts uns übern Haufen. —

Wir wollen zwar jetzt nicht Lanzen für die schon mit Moderduft umgebenen Romantiker brechen — Verwirrung mag durch manche ihrer Lehren in die gesamte Kunst gedrungen sein — im richtigen Lichte betrachtet, scheint ihre Forderung doch einiges Beherzigenswerte in sich zu bergen. Ein Blick in's Leben, in unsere heutigen Kunstausstellungen, in denen sich die Malerei voll blühender Lebensfreude tummelt, könnte vielleicht am raschesten überzeugen.

Hier prangt in gleißendem Goldrahmen ein äpfelschälendes Mädchen, da eine an Blumen riechende Renaissance-Dame, dort sitzen zwei Alte im Gemüsekeller und so ähnliche Genres winden sich durch alle Säle. Immer Bild an Bild, technisch geschickt gemacht und doch fürchterlich langweilig für jeden Beschauer. Und die Ursache dieser Langweiligkeit? Das Fehlen jedes nur etwas bedeutenderen dichterischen Gedankens. Denn ein gut Teil unserer modernsten Malerei läuft einem Wege nach, der in nur zu bedenklicher Weise die Idee abseits liegen läßt. Hinter glänzendem Aeußeren gähnt die Leere, die absolute Nichtssagendheit. Dahin gelangt also die Malerei, wenn sie vollständig „absolut" auftritt, ihre Stärke in ihrer Abgeschlossenheit von der Schwesterkunst sucht.

Unwillkürlich müssen wir da einen Blick zur modernen Tonkunst hinüber werfen: — wie ganz andere Resultate zeigen sich da! Während die bildende Kunst sich möglichste Gedankenlosigkeit zur Aufgabe gestellt hat, schließt sich die Musik immer enger an die Dichtkunst an und gewinnt dadurch an Tiefe, an Seele im Ausdruck.

Die Richtung der Malerei, welche nur für nötig hält, elegante oder „geniale" Pinselstriche zu machen, ist somit je länger je mehr in größter Gefahr, ihre Stellung als Kunst einzubüßen und zum Kunsthandwerk herabzusinken. Denn wahrlich, wenn man sich nur deshalb an einem Gemälde ergötzen sollte, weil es eben ein Gemälde ist und darum einen protzig prangenden Zimmerschmuck abgiebt, dann wäre ja das Bild auf gleicher Höhe mit einem beliebigen reizvollen Ornament. Nur daß letzteres, da es sich organisch zusammengehörig zur Wandfläche verhält, viel passenderer Zimmerschmuck sein würde. Natürlich fehlt dem armen Ornament der gewichtig klingende Name des Künstlers, mit dem allein sich oft schon ein Stück Wand prächtig aufputzen läßt.

Unsere Meinung, sich in gewissem Sinne jener der Romantiker anschließend: der Maler müsse Dichter sein — wurde herausfordernd unterstützt durch die trostlose Oede, welche viele malerische Kunstschöpfungen (Kunstschöpfungen?) den nach wirklichem Kunstgenuß Verlangenden entgegen gähnen. Die unbedingte Notwendigkeit eines auch die Malerei durchdringenden und durchgeistigenden, dichterischen Gedankens wird sich aber in noch größerer Klarheit zeigen, wenn wir auf den organischen Bau,

auf den inneren Zusammenhang der Künste näher eingehen, und zwar nicht nur der Malerei mit der Dichtkunst, sondern der Vollständigkeit wegen, flüchtig auch den Zusammenhang der Tonkunst mit der Poesie nachweisen. Da die moderne Musik durch ihr Freundschaftsbündnis besonders mit dem Drama so an Wert gewonnen, muß notwendig auch hier ein innerer Zusammenhang vorhanden sein. Trotz der grundverschiedenen Ausdrucksmittel, welche den drei Künsten Poesie, Malerei und Musik zu Gebote stehen, ist's doch eine ähnliche Weise, in der sie allesamt auf's Gemüt wirken: erhebend, erschütternd, erheiternd. Das Mittel, durch welches dies zunächst geschieht, ist die Stimmung, in welcher das Kunstwerk gehalten ist, wodurch dann eine Reflex-Stimmung in uns hervorgerufen wird.

Mit den verschiedenen Ausdrucks-Mitteln der Künste sucht der Künstler zunächst stimmungsvoll zu wirken, um auf das hinzuleiten, was er weiter sagen will, auf die Idee vorzubereiten, welche seiner Schöpfung zu Grunde liegt. Diese Idee ist aber nichts anderes als der künstlerische dichterische Gedanke; er ist das Fundament, auf welchem sich der ganze herrliche Bau des Kunstwerkes erhebt.

Und doch, obgleich der dichterische Gedanke das erste Element aller Kunst ist, — durch ihn fängt ja eben Kunst erst an Kunst zu werden, — er selber wird nicht unmittelbar durch sich erweckt, sondern ist nur ein Funken großen flutenden Lichtes, nur ein Ausfluß der frisch sprudelnden Quelle lebenspendender Allkraft — der Natur.

Sowie sich die Natur als eigentliche Mutter der künstlerischen Phantasie zeigt, treten alle anderen Beweggründe zum künstlerischen Schaffen weit in den Hintergrund. Denn welchem Motive wäre gleich starke überströmende Lebenskraft innewohnend, als eben dem uns rings umgebenden Leben selber, das auch uns erfüllt, hebt und trägt? Der durch das Leben, die Natur in Anregung gebrachte poetische Gedanke verbindet sich mit der Phantasie des Künstlers, um in ihr eine anfänglich noch dunkle Vorstellung vom werdenden Kunstwerk zu erwecken. Dieser erste nachhaltige Eindruck auf das Gemüt bringt die nötige Stimmung hervor, durch welche es dem Künstler möglich wird, den poetischen Gedanken richtig auszugestalten. Aber das poetische Empfinden in und an der Natur ist von Anfang an bei den verschiedenen Künstlern schon ganz verschieden. Die zu den einzelnen Künsten besonders veranlagten Künstler fühlen sich je nach ihrer Individualität angeregt. Bei jedem wird eine seiner Kunst eigentümliche Empfindung hervorgerufen, so daß deutlich im Nachfühlen der Natur, die rein dichterische, musikalische oder malerische Idee an den Tag tritt. Jetzt braucht nur noch das technische Ausdrucksmittel der einzelnen Kunst hinzuzutreten, und eine abgeschlossene, fertige, besondere Kunstschöpfung steht vor uns.

Zeigt sich in diesem inneren Schöpfungsgange des Kunstwerks nicht wunderbare Einheit? Einem güldenen Seile gleich, umschlingt darum der dichtende Gedanke Poesie, Musik und Malerei.

Unser Eingehen in den organischen Verband war nötig, um die Blutsverwandtschaft der genannten Künste und auch, was der Hauptzweck war, den innigen Zusammenhang der Malerei mit den beiden anderen Künsten hinzustellen. Werden wir uns über den Nutzen klar, den gerade die bildende Kunst daraus ziehen kann! —

Der dichterische Gedanke ist in der Malerei, eben wie in den anderen Künsten, das leitende Motiv, die das Bild durchdringende Idee, verdeutlicht durch die Stimmung, welche wir in diesem Falle etwas weiter aufgefaßt sehen möchten: Nicht nur die charakteristische Farbengebung, sondern die ganze Komposition überhaupt, wie sie sich in dem Aufbau der einzelnen Figuren und im Ausdruck der besonderen Figur giebt, möchten wir hier verstanden wissen, denn das alles muß durch den vom Leben inspirierten dichterischen Funken bestimmt und charakteristisch gestaltet werden.

Nun ist freilich in den verschiedenen Kunstepochen einmal mehr auf diese, dann wieder auf jene Seite der Stimmung in unserm Sinne gesehen worden. Einmal glaubte man mehr auf einfach strenge Linienkomposition halten zu müssen; so die Griechen und hervorragenden Italiener der Renaissance, welche hauptsächlich durch den in der figür-

lichen Komposition scharf ausgesprochenen Gedanken den Gipfelpunkt ihrer Kunst zu erreichen gedachten. Der Grieche brachte im Streben nach diesem Ziele wunderbare plastische Schöpfungen hervor, während ihm in seiner Malerei das Ausdrucksvermögen beinahe ganz verloren ging, da ihr die malerische Tonstimmung fehlte. Auch die Italiener sehen vielmehr auf Wiedergabe ihrer Gedanken in strengen Linien, als auf malerisch poetische Stimmung: — die eigentlichste Kunst der Gemütsstimmung, die Tonkunst, war ihnen noch nicht in ihrer ganzen Herrlichkeit und Größe erschlossen.

Unsere spätere deutsche romantische Schule wies erst auf die große Bedeutung der poetischen Stimmung beim Kunstwerk hin, verfiel allerdings in den entgegengesetzten Fehler, dieses bedeutende Mittel des Ausdrucks als Endzweck hinzustellen. Und warum kam die Romantik zu diesem Irrtum? Weil sie wohl das Kunstwerk am dichterischen Gedanken entzündet wissen wollte, diesen aber nicht von der Natur, sondern von jeweiligen Gefühlsregungen ableitete. Daher all die überspannte „romantische" Gefühlsduselei, all die thränenseligen Jammerpuppen, welche uns als Menschen von jenen Malern vorgesetzt wurden.

Aber nicht nur um ins Leben treten zu können, bedarf die Malerei des dichterischen Gedankens, auch ferner in ihrem Dasein kann sie äußerst selten seiner leitenden Hand ganz entraten. Wenn das vollendete Gemälde zur Frage drängt: was stellt es vor, was will der Künstler sagen? so ist das weiter nichts als ein Suchen nach dem zu Grunde liegenden Gedanken. In vielen Fällen läßt sich ja die dichterische Idee leicht erkennen, einfache Erscheinungen im Leben sind ebenso einfach wiederzugeben; in andern Fällen verleiht ein schlicht bezeichnendes Wort den schweigend auf der Leinwand haftenden Gestalten ein so bestimmtes Leben, daß sie Sprache und Bewegung dadurch zu erhalten scheinen. Diesen Wert des ergänzenden Wortes fiel auch Niemandem ein in Abrede zu stellen; von jeher gab man Bildern einen bezeichnenden Titel, der eben nichts weiter ist, als der konzentrierteste Sprach-Ausdruck der malerischen Gestalten. Die meisten Bilder werden durch dies eine Wort genügende Deutung erhalten, so daß das Kunstwerk klar und richtig empfunden werden kann. Weil nun jedoch ein hinzutretendes Wort völlig ergänzend wirken mag, dürfte doch immer noch Niemand berechtigt sein, endgiltige Form für die Länge oder Kürze dieses dichterischen Programms, denn das ist eben jenes ergänzende Wort, aufzustellen. — Je schneidiger, desto unmittelbarer oft die Wirkung, gewiß! Wo indessen ein kleines Mittel keine richtige Wirkung erzielt, gehört ein größeres hin, das liegt ja wohl auf der Hand. Und es giebt eben Vorgänge im Leben, im Dasein des Menschen, die zur künstlerischen Wiedergabe drängen, jedoch so gewaltig oder tief sind, daß der Maler, nur einen Moment schildernd, nicht allein seinem Pinsel und dem Titel des Bildes die Wiedergabe des Lebens anvertrauen kann, sondern um alles zu sagen, notwendig das ergänzende Wort zu einem etwas längeren dichterischen Programm erweitern muß. Und zwar sind es gerade die beiden hervorragenden Säulen moderner Kunst, welche oft dieses dichterischen Programmes bedürftig sein können: tief empfundene Schilderungen der Tragik des Lebens und in den weitaus meisten Fällen Darstellungen, denen Gedanken aus Sage oder Mythe untergelegt sind.

Den ernsten fühlenden Künstler werden oft gerade die erschütterndsten Vorkommnisse im Leben zur Wiedergabe drängen. Keiner wie er wird sich so in sie versenken, sie mitleben, mitfühlen und dadurch seiner Phantasie ein wahres, tief empfundenes Bild alles dessen einprägen, was sich stürmisch ihm aufdrängt. Im Kunstwerk sucht er nun alle Saiten seiner erregten Phantasie wiederklingen zu lassen, er zaubert sein Bild mit aller seiner Kunst möglichen Wahrheit vor den Beschauer, und siehe, oft genug ist's diesem doch nicht möglich in den Intentionen des Künstlers aufzugehen, oder, wenn er ungefähr nachfühlt, was der Schöpfer des Kunstwerks will, läßt er seiner Phantasie doch eigenen Spielraum und macht sich gewissermaßen selber ein Programm. Da wird denn nun gesucht was alles im Bilde wohl gesagt werde, von diesen Gedanken auf jenen geschlossen, von hier weiter, bis schließlich die Phantasie des Einzelnen sich in's Bodenlose verliert. Mit Be-

fremdung blickt man dann zum Kunstwerk auf und sieht eigentlich nicht das in ihm ausgedrückt, was man sich alles so schön zurecht gelegt hat. Die Folgen davon sind die ungünstigsten für das Bild, denn vom Standpunkte des seiner Phantasie folgenden Betrachters kann es nun leicht als verfehlt aufgefaßt werden. Wir respektieren ganz gewiß die Phantasie des Einzelnen, Gottlob, wenn es heutzutage noch Leute giebt, welche überhaupt willige Phantasie besitzen, allein zu dem aus feinfühlender Künstlerempfindung hervorgegangenen Kunstwerk möchten wir keine fremde Zuthat haben, denn sie könnte leicht zerstörend in dem wohlgefügten Baue wirken. Aus den Tiefen der Natur hebt der Künstler seine Schöpfung, bringt sie vor ein Publikum, welches zwar die Resultate seiner Arbeit, nicht aber die ihn dazu bewegenden Motive kennt.

Will der schaffende Künstler sein Werk nicht halb oder falsch verstanden wissen, so ist er genötigt ein Mittel zu erfassen, welches das Nachempfinden des Kunstwerkes erleichtert und auf die Ideen und Gefühle des Künstlers hinweist. Welches Mittel wirkt aber eindringlicher als das erklärende, ergänzende Wort in programmartig erweiterter Form?

Werfen wir einen Blick auf Darstellungen aus dem allgemeinen Leben entfernter liegenden Gebieten, auf *Sage und Mythe*, so wird in den meisten Fällen ein ergänzendes, in gewissem Sinne erläuterndes Programm*) geradezu unentbehrlich werden. Denn, da der Künstler auf diesen sagenhaften Gebieten sich in viel freieren Gedanken ergehen kann, indem er die bildlichen Gestalten zu Trägern seiner dichterischen Ideen macht, läuft er ohne Programm eben erst recht Gefahr mißverstanden zu werden.

Neben der einen Aufgabe des Programms, tiefer in die Absicht des Künstlers einzuführen, heben wir aber noch eine andere hervor, welche, möchten wir sagen, den höchsten künstlerischen Standpunkt einnimmt und zu Weiterem überleitet. Wir meinen das hinzutretende Wort, welches einleitende dichterische Stimmung für die malerische Schöpfung erweckt.

Zur größeren Klarheit des eben Ausgesprochenen diene hier ein Beispiel. Uns fällt gerade eine Darstellung eines alten germanischen Opferplatzes ein. Um so recht Stimmung für die Darstellung zu erzeugen, erzählt ein untergelegtes dichterisches Programm, daß Wotan in Walhall seine beiden Raben auf Kundschaft aussendet, ihm von der geheiligten Wahlstätte Kunde zu bringen, ob sie ihm noch geweiht, ob sie verödet sei u. s. w. Die Absicht des Malers wäre hier, durch das dichterische Wort gleichsam in die Götterwelt der Alten einzuführen, gewissermaßen mythisch Stimmung zu erwecken. Ist der Beschauer so in die Vorzeit eingeführt, wird er fähig sein, die Darstellung zu verstehen. Er sieht auf dem Bilde Wotans Raben Hugin und Munin über der zerstörten Opferstätte kreisen. Die alte Wotanseiche reckt die verdorrten, morschen Arme in die Luft, gestürzt liegt der Mahlstein und über ihn wuchert Gras: kein Mensch achtet des ehedem geweihten Bodens. Das Bild führt also den dichterischen Gedanken entschieden durch und kann doch nicht selbstständig ohne einleitendes Wort gedacht werden. Letzteres läuft aber nicht äußerlich nebenher, sondern, mit der dargestellten malerischen Idee sich verbindend, ergänzt es dieselbe zugleich. Bei gewöhnlichen Illustrationen ist oft gerade das bloße Nebenherlaufen entweder des poetischen oder malerischen Kunstwerkes störend und eins kann für's andere nicht erwärmen. Beim gegenseitigen Ineinanderaufgehen indessen, wird das eine durch das andere gehoben. Die ganze Bedeutung eines mit richtigem Gefühl angewendeten dichterischen Programms fällt somit scharf in's Auge.

---

*) Das erläuternde Programm fassen wir nicht so auf, als ob es eine archäologisch-wissenschaftliche Belehrung über den dargestellten Stoff geben sollte. Aufgabe des Künstlers ist nicht, wie ein Schulmeister erst lang und breit zu erklären, was sein Bild überhaupt vorstellt, der Titel gibt das zur Genüge an. Die Kenntnis seiner Stoffe muß er längst voraussetzen dürfen, da ja die Wissenschaft der Kunst immer vorarbeitet und der Gebildete durch diese Dienerin der Kunst von den Schätzen unserer Vorzeit lange unterrichtet sein muß. Auf ungebildeten Plebs Rücksicht zu nehmen, wäre wahrhaftig von dem Künstler zu viel verlangt.

Tritt nun die Poesie gleichsam in eigener Person zur Malerei, um anregende Stimmung für die malerische Idee zu erwecken, so leitet das leicht in eine andere nahe verwandte Kunst über, in die eigentlichste Kunst der Stimmung, in die Musik. Nur eines Schrittes bedarf's, um den musikalischen Ton ergänzend, weiterführend zur Erhöhung des Eindrucks der malerischen Stimmung beitragen zu lassen.

Als wir oben den organischen Zusammenhang der Künste betrachteten, fand sich, daß der Hauptunterschied in dem besonderen Auffassen des durch das Leben, die Natur, erweckten dichterischen Gedankens besteht: Jede Sonderkunst sucht diesen Gedanken in ihrer eigentümlichen Art und Weise so umfassend wie möglich auszudrücken. In vielen Fällen gelingts aber der einzelnen nicht ganz, denn was die eine an Tiefe des Gefühls vor der andern voraus hat, fehlt ihr wieder an plastischer Verkörperung. Und wenn die eine in Erinnerung an das flutende glänzende Licht sich wohl träumend versenken kann, ist die andere in den Stand gesetzt, wirkliches, strahlendes Licht darzustellen. Ist's nun nicht wünschenswert, daß eine Kunst die andere unterstütze, ihr Hilfe leiste, sie ergänze? Obgleich die Malerei die äußerliche Natur am täuschendsten verkörpert, fehlt ihr doch, wie schon oben erwähnt, fortschreitendes Leben; starr ist die Natur auf die Bildfläche gebannt. Um sie zu beleben, erfüllte schon die Dichtkunst die schwesterliche Pflicht und hauchte ihr durch das Programm mehr geistige Bewegung ein. Eins jedoch war dieser dichterischen Ergänzung noch nicht im weitesten Sinne möglich: Bewegung in die Stimmung selbst zu bringen. Der stimmungsvolle Eindruck, den die Malerei erzeugt, drängt sich wohl dem Gemüt auf, kann aber durch die Malerei meistens nicht weiter geführt werden, eben weil die Möglichkeit fortschreitender Bewegung in der Stimmung fehlt. Diese Bewegung zu besitzen, ist der Vorzug der musikalischen Stimmung. Nichts liegt demnach näher, als in Fällen, wo das malerische Kunstwerk eine noch höhere Vervollständigung verlangt, diese durch Anwendung des musikalischen Tones zu geben. Der malerische Ton, der im Vergleich zur Musik immer etwas brutal naturalistisch wirkt, würde sich dann in den viel tiefer von Gemüt durchdrungenen musikalischen Ausdruck auflösen können und dadurch unendlich an Vergeistigung gewinnen. Dabei könnte die höchste Eigentümlichkeit der Tonkunst zur Anwendung kommen: in der fortschreitenden Entwicklung der Stimmung zur schließlichen Verklärung des Kunstwerks emporzuführen.

In diesem Sinne hat ein bedeutender Meister der Töne schon einmal das, was in der Malerei nicht mehr zum Ausdruck kam, in der Darstellungsweise seiner Kunst glänzend durchgeführt und so das malerische Kunstwerk herrlich abgeschlossen. Wilhelm Kaulbach schuf die gewaltige Hunnenschlacht und Franz Liszt, der große Symphoniker, verklärte in seiner symphonischen Dichtung das Gemälde. Kaulbach konnte nur andeutend auf den Triumph des Christentums hinweisen, Liszt führte ihn klar und bestimmt mittelst gewaltiger Harmonie-Entfaltung musikalisch durch. Aber nicht nur in dieser durchgeistigenden Weise, als Apotheose der malerischen Idee, ist der musikalische Ton anwendbar; viel älter ist die einfache Verwertung, um das realistische Leben im Bilde zu erhöhen. Wir erinnern an jenen griechischen Maler, welcher einen in die Schlacht stürmenden Reiter gemalt hatte und hinter dem Bilde einen Trompeter die Schlachtfanfare blasen ließ.

Fernere Anwendung der Tonkunst giebt Wereschagin, welcher den Eindruck der musikalischen Töne tief empfand und die besänftigenden Weisen einer Orgel in seine, den Schrecken des Krieges entnommenen Bilder klingen ließ. Offenbar wollte er den Gegensatz zu dem lärmenden, tobenden Kriege in seinen weichen Friedensmelodien nicht nur mechanisch angeben eines gemeinen Effekts wegen. Der Künstler bringt auch dadurch gewissermaßen Bewegung in die malerische Stimmung, aber weder in erklärender, noch rein realistischer Weise wie der Grieche, sondern benutzt die angewandte entgegengesetzte Stimmung, um eben das Fürchterliche, Unheimliche, Erschütternde seiner Darstellungen mächtiger vor die Seele zu führen.

Hat das keine künstlerische Berechtigung?

Wir sehen durchaus keine leere Effekthascherei in dem Hinzuziehen des musikalischen Ausdrucks, ebensowenig wie in der Ergänzung durch das dichterische Programm. Beides sind künstlerische Mittel, und je mehr wir durch diese den Eindruck des einzelnen Kunstwerkes erhöhen können, desto mehr kommt der höchste Zweck der gesamten Kunst zur Ausführung: mittelst der verschiedenen Ausdrucksweisen der Einzelkünste die Menschheit über das Gemeine hinaus zu erheben. —

Sonderbare Schwärmerei, nicht wahr?

Ja leider! Einstweilen erscheint das meiste, was wir in diesem Aufsatze dargelegt haben, wie eine jeder umfassenden Verwirklichung spottende Schwärmerei.

„Wo und wie soll das ausgeführt werden?“ hören wir rufen; „unsere Kunst-Ausstellungen haben andere Zwecke, als dergleichen idealistische Ueberspanntheiten zu verwirklichen“. Wie das ausgeführt werden soll, bei unserem Publikum, bei unseren Ausstellungssystemen? Beide sind freilich leider in solch schönem Zustande, daß wir nicht umhin können, über sie einige Worte zu sagen. Die vielen armen Maler müssen allerdings eine Markthalle haben, in welcher sie ihre Produkte zum Verkauf anbieten können. Nun ja, gebt Jedem, was ihm gebührt. Für vielmalende Farbenhandwerker genügt eine Verkaufshalle — Künstler jedoch bedürfen einen Ausstellungsraum, der ebensogut ein hehr gehaltener Tempel der bildenden Kunst sein muß, wie das Theater oder der Konzertsaal der dramatischen und musikalischen Kunst. Denn ein Kunstwerk, ganz gleich welcher Gattung es angehöre, will innigst nachempfunden, nicht flüchtig mit Ohr oder Blick gestreift werden.

In unseren Massenausstellungen kann von ruhigem Betrachten und Nachfühlen des Kunstwerks gar nicht die Rede sein. Schon das Bewußtsein der übergroßen Menge des zu Beschauenden muß in jedem Besucher größte Unruhe hervorrufen, welche natürlich nicht zu ruhigem Genusse, sondern zum atemlosen Durchlaufen der Ausstellungsräume drängt.

Eine Reise-Arabeske aus junger Zeit.

Von Alexander von Muschlitz.

(München.) (Nachdruck verboten.)

Endlich erfüllte sich mein Lieblingswunsch: ganz allein durfte ich die längst geplante Ferien-Reise antreten; so erst wurde ich in des Wortes voller Bedeutung ein freier Herr — der wirkliche Freiherr.

Während meine Eltern noch wegen meines Gepäckscheines in der Einsteighalle des Bahnhofes auf unseren Bedienten warteten, drückte mir mein Großvater zum Abschiede heimlich einige österreichische Hundertguldennoten und mehrere Dukaten in die Hand.

Heitern Gemütes nahm ich nach dieser vertraulichen Dotation von dem Großvater und meinen Eltern Abschied.

Jetzt dampfte der Zug aus der Halle: mutterseelenallein saß ich in einem Kupee erster Wagenklasse und drückte mich in die rotsamtnen Plüschpolster meines Eckplatzes. In Gedanken überzählte ich noch einmal das großväterlich verliehene Reisegeld von nahezu sechshundert Gulden.

Sechshundert Gulden! Wie stolz machte mich diese Summe! Eine Zigarette drehend, bequem die Füße auf den gegenüberliegenden Polstersitzen ausgestreckt, betrachtete ich mit Wohlgefallen meine neuen Schuhe und die kokett herausschauenden, kardinalroten Strümpfe. Diese langen, spitzen, beinahe absatzlosen Lackschuhe hatten eine gewisse Aehnlichkeit mit den Einbäumen unserer Gebirgsseen.

Auf einmal erinnerte ich mich an die Manieren der Trottoir-Löwen und — anderer Attachés! Doch bald gelangweilt, wälzte ich die Zigarette von einem Mundwinkel in den anderen, dabei den Rauch durch die Nase blasend. Dann machte ich ein Karpfenmaul, um Rauchringe gegen die Decke hauchen zu können.

Mittlerweile gelangte der Zug an eine Haltstelle. Sofort kneifte ich das Monocle in das linke Auge und schaute bedeutend hinaus. Das Gefühl großartiger Unabhängigkeit und zugleich eminentester Wurstigkeit mußte ich der ganzen Welt zu erkennen geben.

Ich gestehe jedoch, daß mein für echte Natur empfängliches Herz durch die Allüren parfümierter Langeweile sich nicht bethören ließ

Die vor meinen noch naturgesunden Augen vorüberziehenden Landschafts-Bilder, die idyllischen, zerstreut liegenden Bauernhöfe, das weidende Vieh, gegen den Waldsaum zu flüchtendes Wild, entferntes Glockengeläute — das alles zerstörte rasch wieder die Fermente des Fexentumes, der Salondressur. —

Ich sehnte mich nach schattigen Wäldern, nach blumenreichen, saftigen Auen, die ich von Früh bis Abend botanisierend durchstreifen wollte. Das traute Murmeln der Quellen wollte ich belauschen; der reine Atem einer großen, neidlosen Natur sollte mich umwehen; im stillen Duft der Fluren wollte ich Schadloshaltung finden für den theologischen Zank und Stank unseres prüden Pastors, dem schon der Paarungsschrei eines Tieres Nervenanfälle verursachte. Oder wäre am Ende auch das unbewußte Leben und Weben der Natur nur eine große, fromme Komödie? Ach, wie skeptisch hat mich dieser Taglöhner der Religion gemacht!

Gerade, als er einmal schon ganz heiser von seiner Kanzel herab über die Sinnen- und Fleischeslust donnerwetterte und dabei mit seinen plebejischen Händen würdelos herumfuchtelte, — betrat unverhofft die dicke Frau Pastorin die Kirche. Zum eilften Male war dieses reizlose Mannweib in interessanten Umständen. Schwerfällig sank sie in ihren Kirchenstuhl und schnitt eine gar erbaulich resignierte Grimasse.

Da entstand unter der versammelten Gemeinde ein unverschämtes Gaffen, ein heimliches Kichern, ein sündhaftes Flüstern. Jetzt tummelte unser Pastor noch seinen alttestamentarischen Geistes-Klepper. Ohne allen logischen Schluß, wie eine Faust auf das Auge passend, schrie er plötzlich mit seiner blechernen Stimme: „Amen!“

Und immer erinnerungssüchtiger wurde mein Geist, und Bild drängte sich an Bild. — —

Der schrille Pfiff der Lokomotive befreite mich aus dem Banne dieser heimatlichen Kirchenlebens-Nachklänge.

„Salzburg! Aussteigen!“

Mein Gepäck ließ ich einstweilen am Bahnhofe zurück. Seelenvergnügt durchbummelte ich planlos die heißen Straßen, bis ich endlich mit ungeheuerem Durste und nervösem Hunger in den Peterskeller stürzte.

Bravo! Hier ist es angenehm kühl und traulich zum niedersitzen.

„Hollah! Wirtschaft!“

„Euer Gnaden befehlen?“

„Bringen Sie mir eine Flasche Ruster-Ausbruch, aber in Eis gekühlt! Und ohne lange Faxen sogleich etwas Tüchtiges zum Schnabulieren! Donnerwetter! Es sollte schon Alles auf dem Tische stehen!“ (Sechshundert Gulden im Sack, Freiherr!) „Gott, wie umständlich diese österreichische Komplimentiererei, wie lästig diese vielen Redensarten! Weiter! Weiter!“

Aber trotzdem! mein Kellner erwies sich doch als ein aufgeweckter, flinker Bursche. Er besaß noch nicht jene nachäffenden Kavaliermanieren, wie seine sentimental lächelnden Kollegen mit ihren feuchtwarmen, klebrigen Trinkgelder-Pfoten und perfiden Rechnungskünsten. Weder blödsinnig frisiert, noch schwindsüchtig befrackt, trug er seinen Hals nicht nackt gleich einer geschächteten und geschundenen koscheren Schabbesgans.

Gewandt servierte er einen köstlich zubereiteten, saftigen ungarischen Rostbraten.

Famoses Fleisch, aber malitiös gewürzt! Dazu kleine, mehlige Dunstkartoffeln, virtuos zubereitetes Bohnengemüse, lang geschlitzte Estragon-Essiggurken als Garnitur.

Zum Nachtische überraschte mich dieser Schlingel von einem Kellner mit einem raffiniert zusammengestellten „Giardinetto". (Selbst der italienische Sellerie fehlte nicht!) Eine weltversöhnende, lyrisch-heroische Stimmung beherrschte mich nach diesem frugalen Essen.

„Kellner, mein Lieber!"

„Zu Befehl, Euer Gnaden!"

„Bitte, bringen Sie mir noch eine Flasche Ruster-Ausbruch und einstweilen setzen Sie die selige Wittwe Cliquot, will sagen: eine trinkbare Flasche Champagner in Eis."

Da kam der Wirt selbst daher gewackelt.

Mit einem kräftigen „Grüaß Gott!" stellte er vor meiner Nase einen pompösen Feldblumen-Strauß auf den Tisch.

Als wäre ich ein alter, geehrter Stammgast, so vertraulich saß ich mit diesem dicken Kerl beisammen und machte meinen „Plausch" mit ihm. Bereitwillig kam er meinem Wunsche entgegen, (ich war nur noch der einzige anwesende Gast,) ein Glas Ruster mit mir zu trinken.

„Gelln's, Herr Baron, das ist ein Kapital-Weinerl?"

„Der Wein hat Blut!" bestätigte ich.

„Ihre werte Gesundheit und Vivat Bayern im Oesterreicher Landl!"

„Habe ich nicht recht geraten: Euer Gnaden sind ein Bayer?" fuhr er fort.

„So ist es! Doch warum? Wieso?"

„Ja schauen's, Herr Baron, wenn's gleich nur reines Schriftdeutsch mit mir sprechen, manchmal klingt halt doch der echte Dialekt des Bayern heraus." — —

Dann ging's an's Politisieren!

„Für das Bayern-Land wär' es auch kein Unglück, wenn es ein neutraler Staat wäre, nicht wahr, Herr Baron? Vielleicht so wie Belgien oder Holland. Denn wissen's, mit dem Herumraufenmüssen für die Anderen, da kommt nix Gutes heraus. Kein Mensch auf der ganzen Herrgottswelt mag was wissen von dem gußeisernen preußischen — —"

„Halt, mein guter Freund! Wir wollen uns beide den köstlichen Wein nicht durch die Politik verderben. Trinken wir lieber auf das Wohl unserer beiden Länder: Oesterreich den Oesterreichern, Bayern den Bayern! Hoch, hoch, hoch!"

Treuherzig reichte er mir die Hand über den Tisch und leerte sein Glas auf einen Zug. Es wurde frisch eingeschänkt und flott weiter getrunken.

Plötzlich bekam mein Gast, der Gastwirt, bedenklichen Zungenschlag.

„Wenn nur dieser Pracht Tro—Tropfen von einem Ruster so lange dauert, bi—bis wir beide sterben, dann —"

„Was dann, mein Verehrtester?"

„Nun ja! Dann, dann, dann mag die prophezeite Sintflut in Gott's Namen hereinbrechen."

Ich konnte das Lachen mit dem besten Willen nicht mehr verbergen. Meines edlen Wirtes Sprache war nur mehr ein Lallen. Unter den drolligsten Grimassen führte er den Schnupftabak zu der aufgedunsenen, rotschimmernden Nase.

Selbst in weinseligster Laune, platzte ich lachend heraus: „Beruhige Dich, altes Haus! Du gerundeter, nirgends gespundeter, egoistischer Freund! Merke Dir, wenn Du stirbst, vergießt die Erde, Deine und meine Mutter, keine Thränenfluten. — Vielleicht eine lachende Thräne mag ihr von den Wangen rollen, die im Morgentau, gleich einer Perle, auf dem Grabe ihres weinseligen Sohnes glänzt —"

Vorsichtig schaute sich mein angeheiterter Wirt um und raunte mir zu, während neue Gäste, darunter einige flotte Husaren, ankamen: „Warten's Herr Baron, wenn's Jemand Unrechter hört, daß Sie im Sankt Peter so ein gottloses Lü—Lüster'l wehen lassen."

Jetzt nahm er sich stark zusammen und versuchte wieder den ernsten aufmerksamen Wirt zu spielen, indem er sich gravitätisch von meinem Tische entfernte.

Meine zweite Flasche Ruster-Ausbruch war bis auf die Nagelprobe ausgetrunken. Der bestellte Champagner wurde aufgefahren.

Ich weiß nicht wie es kam: auf einmal trug ich meinen Hut auf Krakehl. Den Strohhalm einer Virginia hinter dem linken Ohre, hatte ich bereits mit einem schon stark angesäuselten Husaren, der plötzlich an meinem Tische mir gegenüber saß Bruderschaft getrunken.

Janos, so hieß mein neuer Zechbruder, war ein echter Sohn der Pußta. Den Champagner trank er leichtsinnig wie Wasser. Sein Rausch wuchs zusehends. Ich wurde immer erregter, als er mir von einer gewissen galanten Dame Adelheid und von dem jungen Ungarweibe seines alten Wachtmeisters in abgebrochenen Sätzen zu erzählen begann. Wohlgefällig drehte er dabei die gewichsten Enden seines schwarzen, mit Roßhaar durchflochtenen Schnurrbartes. Trotz seines Kapitalrausches wiegte er sich kokett in den Hüften, als wenn das Zeichen zum Czardas gegeben wäre. Leise begann er mit seinen robusten Händen einen immer stärker werdenden Wirbel auf den Tisch zu trommeln. Auf einmal hielt er inne. Dann sauste ein wuchtiger Schlag auf den Tisch hernieder, daß der Wein hoch aus unseren Gläsern spritzte, und diese selbst klirrend zu Boden flogen. Mit heiserer Stimme brüllte der tolle Husar: „Teremtette!"

Da war dieser rohen Naturkraft der Pußta geholfen. Wie von einem schweren Alp befreit, atmete Janos auf und wurde ruhiger.

Ich besänftigte den zornig herbeieilenden Wirt, ließ frischen Champagner und neue Gläser bringen.

Jetzt wurde mein heißblütiger Ungar sentimental. Mit weicher Stimme, gleich einem schmachtenden Celloton, begann er: „Frajlich mit Frauen Umgang zu haben, ist prächtige Idee! — — Doch verfluchter Schwob von ajnen Wochtmajster majnt, es läßt sich schwer paralysieren. Mit Kosten allajn mog sich Kajner befossen. Aber wie wäre es, wan wir Bajde schene Adelhajd noch baj Nocht ajnen fajnen Besuch mochen wirden?"

„Ich fürchte, Janos, die Dame wird sich verflucht wenig für das Parallelisieren oder wie Du sagst „Paralysieren" Deines Wachtmeisters interessieren."

„Bitte! Frajlich! Lossen Sie mich nur fajn mochen. Ich kenne Adelhajd durch meinen frjeren Grosen sehre gut." —

Nach Vereinigung einer komplizierten Zeche verließ ich schwer betrunken den Weinkeller. Doch nahm ich alle meine Kräfte zusammen, um wenigstens anständigen Schrittes in die frische Nachtluft zu kommen.

Mechanisch suchte ich, so gut es ging, dem fortwährend über seine eigenen Füße stolpernden besoffenen Janos zu folgen. Hie und da stieß er einen lauten Fluch über seinen Wachtmeister aus. Ueber uns schwankte das Firmament, die Erde ditto unter uns.

* * *

So kam es, daß ich statt weiter zu reisen in die liebe, freie Natur, anderen Tags zwölf Uhr mit großem Erstaunen in einem luxuriös eingerichteten Schlafzimmer erwachte. Ich fühlte mich merkwürdigerweise vollständig gesund. Nur eine gewisse süße Betäubung, verbunden mit heftigem Durstgefühl bezeugten etwas Außergewöhnliches in meinem leiblichen Befinden. Ueber meinem noch müden Gesichte verspürte ich einen warmen Hauch. Lautlose Stille herrschte in dem Gemach. Orientalische Teppiche bedeckte den Fußboden. Schwere blauseidene Vorhänge dämpften das hereinfallende Sonnenlicht.

Vor meinem märchenhaften Himmelbette stand eine vollreife, vielleicht vierzigjährige Brünette. Sich über mich beugend, strich sie mir mit zarten Fingern die

feuchten Haare aus der Stirne. Ihre Glutaugen suchten lächelnd sich in die meinen zu versenken.

Es war das Weib, wie ich es, junger Sünder wider Willen, so oft während den klischerigen Bibelstunden unseres Pastors in morgenländischen Visionen traumverloren geschaut . . . In ihrem südlichen Rasse-Gesicht lag ein vornehmer Zug. Die anmutige Haltung ihres vollen, aber elastischen Körpers, umflutet von einem die Nerven belebenden zarten Dufte, dazu der herrlich sonore Klang ihrer Stimme — bestrickten vollständig meine Sinne.

Ein süßes, unerklärbares Geheimnis durchschauerte meinen ganzen Körper, als sie voll holder Würde mein Zimmer geräuschlos verließ. — —

Die von Janos im Peterskeller vernommene Mitteilung, daß diese Dame bereits die Beherrscherin eines sehr reichen, alten ungarischen Magnaten sei, verursachte mir kein Kopfzerbrechen. Auch sonst nichts. Heimat, Eltern, Reise, alles war vergessen, ausgelöscht, wie durch einen Zauber verweht.

Wonnetrunken haftete mein Geist und mein liebesüchtiges Herz an dieser herrlichen, verführerischen Frauengestalt. Drei Wochen träumte ich so dahin.

Die beginnende Ebbe in meiner Geldbriefstasche und die tollen Launen dieses merkwürdig verwöhnten Weibes machten mich allmählich nervös.

Seit einigen Tagen verkehrte in ihren Gemächern eine Persönlichkeit, welche trotz der naiven Bemühungen, die Sitten der Aristokratie nachzuahmen — weder gemeine Rasse noch plebejischen Stand verleugnen konnte. Mein divinatorisches Herz sagte: ein Rivale und Börsen-Jude! Zwar auch ein Mensch sozusagen, aber für mich in dieser Situation doch nur dem Gattungsbegriff nach . . . Wie haßte ich ihn!

Gleich einer in Verdauung begriffenen Königsschlange lag die üppige Adelheid auf ihre Ottomane hingestreckt. Auf ihrem Busen verduftete ein großer frischer Veilchenstrauß: ein Geschenk des Herrn Kommerzienrates Ritter von Hamelbein. Weiß der Teufel, was sie immer mit ihm zu mauscheln hatte! Oder wußte ihr Herz nichts davon? Sprachen die Lippen nur Börsen-Algebra?

Wie ein Raubtier vor der beginnenden Dressur und Fütterung in der Menagerie, ging ich in äußerster Erregung auf den dicken, weichen Teppichen ihres Boudoirs auf und ab, als der geritterte Börsianer ihre Wohnung verließ.

„Madame! Ich kann den Knoblauch nicht vertragen!"

„Ich ebenso wenig, Alexei. Aber er ist nun einmal ein notwendiges Uebel."

„Mag sein, Madame! Darf ich noch eine Bemerkung machen?"

„Und die wäre, mein junger Freund?"

„Die Veilchen, welche gnädige Frau geruhen an ihrem Herzen zu tragen, halten vortrefflich die Farbe!"

„Wieso, mein Alexei?"

„Nun, sie werden nicht rot!"

Da erhob sie sich stolz von ihrem Lager. Langsam schritt sie auf mich zu. Ihre schmale weiße Hand legte sich auf meine zuckenden Lippen . . . Beinahe hätte ich mich vergessen, und darnach gebissen . . . Der mit kirschroter Seide gefütterte Kaschmir-Burnus öffnete sich und glitt von den Schultern; sie zuckte mit ihren entblößten Achseln und verbeugte sich lächelnd vor mir.

Dann zog sie ein Divankissen auf den Boden, und mit der Ruhe und Würde einer Orientalin ließ sie sich darauf nieder. Verstimmt war ich dem Vorgang gefolgt und hatte auf einem persischen Lehnstuhle neben ihr Platz genommen. Leise lehnte sie ihren schönen Kopf an meine Knie. Wie aus unendlicher geheimnisvoller Tiefe leuchteten ihre dunklen Augen fragend zu mir empor. Leidenschaftlich erfaßte sie meine linke Hand.

„Komm, Alexei, laß Deine Eifersüchteleien und moralischen Bekümmernisse, sei kein eifersüchtiger Panther! Morgen muß ich nach Frankreich reisen. Einer unserer Diplomaten hat wieder etwas Konfuses gemacht . . . Wir wollen uns nicht die paar letzten Stunden unseres Beisammenseins verbittern." — Ich saß stumm. Zärtlich streichelte sie meine Hand.

„Nimm diesen Armreif als ein bescheidenes Andenken von mir," fuhr sie schmeichelnd fort. „Alles was man mit der Linken giebt, kommt von Herzen. Dieser Armreif ist indischen Ursprungs. Die blaue Lilie, welche Du darauf siehst, ist das internationale Zeichen aller politisch und sozial-freisinnig denkenden Menschen — der konservativen Stände. Diese Internationale hat eine viel größere Macht und Bedeutung als die rote Sozialdemokratie . . ."

Behutsam streifte sie mir den goldenen Armreif, nachdem sie meine Hand so schmal wie möglich gepreßt, über mein linkes Handgelenk. Eine blaue Lilie in der vollendetsten Form war äußerst kunstreich in blauem Email auf dunkelrotem Grunde eingelassen.

* * *

Es war tief in der Nacht. Die dicke, hübsche, lustige Zofe, genannt die Gagui, trat mit mahnender Miene herein und leuchtete mir die dunkle Haustreppe hinab. Ich fröstelte.

Einige österreichische Guldenzettel steckte ich dem dienenden Geist in den drallen Busen. Noch eine intime Umarmung — und ich gelangte endlich in's Freie. Was nun beginnen?

Meine Baarmittel reichten gerade noch, damit ich nüchtern um vier Uhr Morgens mit einem Personen-Bummel-Zuge die Heimreise antreten könnte . . .

Lebe wohl, Salzburg! Lebewohl, du wollüstige Verschwörerin von der Internationale zur blauen Lilie! Lebt wohl, ihr Berge und Wälder, von denen ich — geträumt!

Hungernd und frierend, zusammengekauert auf dem harten Sitz in dritter Wagenklasse, studierte ich während dieser martervollen Heimfahrt in meinem Reisehandbuche alle die Gebirgstouren, die ich hatte machen wollen.

Doch weder der Großvater noch die Eltern hatten bei meiner unerwarteten Ankunft eine Ahnung von meinem abenteuerlichen Reise-Erlebnis.

Man meinte wohl, ich wäre sehr blaß, mager und etwas — frühzeitig nach Hause zurückgekommen. Aber Großpapa war der Ansicht, daran seien die teueren Gasthauspreise, die Strapazen anstrengender Gebirgstouren und die mangelnde kräftige Familienkost schuld. Mein Vater war mit dieser Erklärung vollkommen einverstanden.

Nur meiner Mutter schien die Sache problematisch. Der guten Frau war die ganze Improvisation meiner Reisegeschichte, besonders auch die neue Herrenmode des goldenen Armreiftragens, welche ich im tonangebenden Salzburg nach berühmten Mustern angenommen haben wollte — nicht recht geheuer.

Eigentümlich musterte sie mich und sah mich gedankenvoll an, als ich ihr eine gute Nacht wünschte.

Heute zum erstenmale wagten meine Lippen nicht mehr den heiligen Mund der Mutter im Kusse zu berühren. Nur der zaghafte Hauch meines Atems senkte sich auf den Scheitel ihrer braunen Haare, als ich errötend das Speisezimmer verließ. —

Begegnung.

Von Hermann Franke.

(München.)

Ich stand vor ihr erschrocken,
Doch sie verriet sich nicht:
Kühl war ihr Gruß und trocken,
Kühl blieb ihr Angesicht.

Wie fremd und unbefangen
Ihr Auge an mir hing,
Indeß auf meinen Wangen
Die Röte kam und ging.

Kaum konnt' ein Wort ich stammeln —
Doch sie sprach höflich-glatt:
„Sie müssen sich erst sammeln,
Die Hitze macht so matt!"

Sie stellt mit heit'rem Munde
Mich vor dem „Herrn Gemahl" —
Mir aber brennt die Wunde
In bitt'rer Herzensqual:

Als ob sie nicht mehr wüßte,
Wie ganz sie mir gehört,
Nicht mehr, wie heiß sie küßte,
Von wildem Rausch betört!

Nach uns die Sündflut!

Von Karl Bleibtreu.

(Berlin.)

Ihr seht sie nicht die Donnerfluten,
Die immer näher branden schon —
Ihr seht sie nicht die Blitzesgluten
Der nahenden Revolution.

Seht, wie die feinen Damen plaudern
Hoch auf dem glattgedielten Deck —
Doch sähen sie's, sie würden schaudern,
Wie drunten frißt geheimes Leck.

Der Sklave in des Schiffes Rumpfe
Entfesselt jauchzend sich empört,
Wenn droben er mit Stil und Stumpfe
Die Staatsgaleere bersten hört.

Die Wellen kommen, Wellen gehen,
Und morscher wird der goldne Bord,
Bis endlich im Gewitterwehen
Die lockern Planken treiben fort . . .

Vergebens Ihr an Phrasenfahnen
Euch angstvoll klammert alle Zeit,
Hilflos verloren auf den Bahnen
Der eisernen Notwendigkeit.

Ihr seht sie nicht, die Donnerfluten,
Die immer näher branden schon —
Ihr seht sie nicht die Blitzesgluten
Der nahenden Revolution.

Münchener Künstler-Besuche.

Von M. G. Conrad.

1.

Zu **Hans Bartels**, Schwanthalerstraße 53!

Von Hamburg, wo er das Licht der Welt und die Welt sein Licht erblickte, bis München, wo er gegenwärtig seine Werkstatt aufgeschlagen, findet sich im ganzen Reich wohl kein einigermaßen bedeutender Kunstort und kein wirklich unterrichteter Kunstfreund mehr, denen Name und Wirken des jungen genialen Meisters heute noch unbekannt wären.

Und fände sich doch so ein Kunst-Krähwinkel und so ein kunstsinniger Kunst-Ignorant, in Gottes Namen! Sie mögen ihre Unwissenheit in holder Bewußtlosigkeit verdauen! Die Ueberzeugung steht trotzdem bei allen Wissenden fest, daß die vaterländische Kunst über kurz oder lang in Hans Bartels ihren talentvollsten und leistungsfähigsten Aquarellisten einmütig begrüßen wird. Und da wir schon einmal in diesen Blättern der gesamten Münchener Presse voraus im November vorigen Jahres das laute Lob des uns damals persönlich unbekannten Meisters rückhaltlos gesungen haben, so wollen wir heute im Vormarsch unabhängiger Kritik die Behauptung nicht unterdrücken: der Aquarellist Hans Bartels hat zur Stunde keinen Rivalen, der ihm auf seinem Gebiete den ersten Platz streitig machen könnte. Edgar Meyer allein vermöchte ihm am nächsten zu kommen.

Für gewisse fürchterlich kluge Leisetreter und kritische Angstmeier hört sich Dergleichen allerdings wie fabelhafte Reklame an. Für unsere Leser aber, die ein feines Ohr für den Klang der Wahrheit haben, bedarfs keiner Versicherung, daß unser Spruch nur aus ehrlichster Ueberzeugung stammt.

Seit Eduard Hildebrandt ist keine Kraft auf dem Gebiete der Wasserfarben-Malerei mit solcher ruhigen Energie, solchem sicheren Schaffensdrang und solchem durchschlagenden Erfolge unter uns aufgetreten. Was heute Hans Bartels — abgesehen von der individuellen Artung der künstlerischen Psyche — von seinem berühmten Vorgänger äußerlich unterscheidet, ist die geographische Beschränkung: Bartels hat noch keine Weltfahrt gemacht; seine Studienreisen liegen zwischen der Insel Rügen und dem Golfe von Neapel. Allein welchen außerordentlichen Gewinn hat er aus dieser Spanne Raum in kurzer Zeit geschlagen! Wie mächtig und reich hat sich sein Talent in dieser an Abwechselung und Gegensätzen so mannigfaltigen Zone entwickelt!

Leichtigkeit und Sicherheit des Schaffens sind ihm gleicherweise zu eigen wie die verborgensten, nur durch Scharfsinn und Studium zu gewinnenden Geheimnisse der Technik und die Gewissenhaftigkeit des Handwerks.

Wenn es ihm gefiele, könnte er mit seinen letztjährigen Reiseskizzen allein eine stattliche Kunsthalle füllen, — und ein Blatt würde mit dem andern um den Preis der Schönheit, der Originalität, der Güte streiten — und kein einziges unterläge!

Daß ich aber gleich alles sage, auch das, was mir an diesem außerordentlichen Künstler unheimlich und antipathisch ist: er ist unvermögend, ein schlechtes oder nur mittelmäßiges Bild zu machen, er kann sich keine Schmiererei, keine Dummheit leisten, wie es die belobtesten Pinselhelden vor und mit ihm gethan. Wie er das anfängt, ich weiß es nicht, aber es ist unleugbar seine Schranke — das fehlt ihm zu seinem Genie! Ich habe Hunderte seiner Bilder und Skizzen gesehen, Landschaftliches, Architektonisches und Figürliches, ich habe alle seine Mappen und Bücher durchgewühlt: durchwegs diese verzweifelte Güte, durchwegs diese Treffsicherheit, durchwegs dieses unfehlbare Talent. Immer andere Bilder, andere Stimmungen, andere Feinheiten und Kühnheiten, aber dieses ewig gleiche, abscheuliche Sonntagsglück!

Und er schämt sich gar nicht, dieser virtuose Unmensch, es ist ihm etwas Natürliches und Erlaubtes, er redet sich nicht einmal auf seinen Geburtstag hinaus, auf den fröhlichen Weihnachtstag 1856!

Und sagt man ihm schließlich in's Gesicht: Ach was, Aquarelle, nichts als Aquarelle — lassen Sie sich in Oel sieden, Sie unfehlbarer kleiner Wasserfarben-Papst, sonst ist das Oel für Sie doch zu nichts nütze! Dann zerrt er lächelnd aus irgend einem Atelierwinkel eine große Leinwand hervor und entrollt ein meisterhaftes Oelbild, und noch eins, und noch eins. Natürlich auch von ihm! Aber was ist ihm Hekuba, was soll ihm Oel? Er zwingt dem Wasserfarbenbild alle Kraft und Fülle, den ganzen Zauber des Oelbildes auf und ergeht sich dabei in Formaten, wie sie seither kaum ein anderer Aquarellist zu bemeistern gewagt.

Gut, da sind wir endlich mit ihm zu Ende: er beherrscht also auch die Oeltechnik, wenn's ihm beliebt, Amen Sela!

Aber dieser „Hans im Glück" bereitet uns eine neue Ueberraschung: er zieht

ein Schubfach aus und legt einen Stoß der reizendsten Illustrationen in allerlei Zeichnungs- und Tuschmanieren vor uns hin. Natürlich wieder von ihm! Seine Phantasie will doch auch einmal vagabundieren und sein Auge sich erholen von dem Zwange realistisch treuer Kunstweise? Er will doch nicht ewig die Schönheitsrätsel der gegebenen Natur auflösen und das wirklich Geschaute in ehrliches Bildwerk übersetzen, sondern in seinen Erholungsstunden sich eine eigene Märchenwelt komponieren und schwelgen in Erfindung von Dingen und Ereignissen, die sich nur im Poetengehirn begeben? So darf sich zu dem realistischen Maler der phantasieberauschte Illustrator, der in märchenhaften Gebilden dem Banne des Wirklichen entflieht, gleichberechtigt gesellen und einer den andern vergnügt in der Hantierung ablösen? Ei, warum denn nicht, wenn's nur geht! Und bei Hans Bartels geht's. Was geht bei diesem schrecklichen Menschen nicht?

Ich hätte gute Lust gehabt, gleich bei meinem ersten Besuch den Glückspilz inmitten all der Schätze seines Ateliers durchzuprügeln, oder etwas zivilisierter ihm wenigstens eine philosophische Moralpauke zu halten. Schon wollte ich strafend anheben: Wahrlich, wahrlich, Ihr macht zu viel, Herr, und das Viele zu gut; das ist gegen alle künstlerische Sittsamkeit und Wohlanständigkeit . . .

Aber da ging die Thür auf und hereintrat ein jugendliches Weib mit goldschimmerndem Haar, mit einer gedankenvollen Stirn, rein und glänzend wie Alabaster, und zwei großen, tiefen, phantasiegeladenen Augen, und auf dem Arme trug das Weib ein lächelndes Kind, das mit den runden, nackten, rosigen Aermchen fuchtelte, bald ein Fäustchen ballte, bald die Fingerchen spreizte und in die Luft griff — und hinter dem Weibe trollten zwei lustige Persönchen, ein dreijähriger Bub' mit einem ganzen Bündel Bilderbogen unter dem Arm, und ein zweijähriges Mädel mit dem humorvollsten Gesichtchen von der Welt . . .

Alle Wetter! Zwanglose Vorstellung: Frau Wanda Bartels, Wera, Ingeborg und Wolfgang Bartels. In kaum vierjähriger Ehe diese entzückenden Schöpfungsthaten, solchen prachtvollen Nachwuchs! Und heller glänzten die Bilder von der Staffelei und freudiger grüßten die farbigen Skizzen von den Wänden und wie ein Hauch von ewigem Frühling wehte es durch's Atelier.

Noch weidete sich stumm mein Blick an dieser lieben Menschengruppe, da öffnete sich wieder die Thür und auf der Schwelle erschien eine Dame von vornehmer Haltung, mit freundlichem, klugem Gesicht, wohl im würdigen Alter der Matrone, aber von einer Frische und Elastizität, daß man sie für eine ältere Schwester des jungen Meisters hätte halten können.

„Meine Mutter!" rief Hans Bartels liebreich und stolz zugleich.

Bald saßen wir herum auf allen möglichen malerischen Sitzgelegenheiten, auf türkischen Divans und russischen Stühlen in dem behaglich eingerichteten Atelier, vor uns auf der Staffelei das große, eben vollendete und für die Berliner Jubiläumsausstellung bestimmte Bild „Hafen von Hamburg" und daneben eine Skizze gleich großen Formats „Mönchgut auf Rügen". Und das Gespräch ging herüber und hinüber, bald ernst, bald neckisch, bald in kritischen Kapriolen, bald in breitem Erzählton. Hans Bartels spielte den aufmerksamen Wirt und bot russische Zigaretten und Liköre an. Dabei erfuhr ich mancherlei von seinen Studien und Reisen: 1876—77 in Düsseldorf, 1878—79 in Hamburg unter der Leitung des bedeutenden Landschafters Karl Oesterley, 1879—80 volle neun Monate in Italien (Pegli, Rom, Kapri, Pästum) 1881 in Berlin mit Christian Wilberg befreundet, (mit dem auch ich vor vierzehn Jahren so unvergeßliche Monate in Neapel und Rom verlebte,) 1882 verheiratet und neue Studienreisen unternommen nach Ostpreußen und Rügen. Hier wurden wir unterbrochen. Hans Bartels wurde hinausgerufen. Es war Besuch angekommen. Auch seine Frau entfernte sich mit den Kindern. Seine Mutter hielt mich im Gespräch zurück. Sie erzählte mit der Grazie und Lebhaftigkeit, welche die Deutschrussinnen auszeichnet.

„Sehen Sie, Herr Doktor, wie Alles so gut gekommen. O, wie ich glücklich bin! Mein Hans ist nicht nur ein tüchtiger Maler, sondern auch ein Sohn, wie

es deren wohl wenige giebt. Sie glauben gar nicht, mit welchem feinen Takt, mit welcher guten Einsicht es ihm gelungen ist, das schönste Einverständnis zwischen Mutter und Frau herzustellen!"

„Bravo! Frau Wanda Bartels macht den Eindruck einer außerordentlich begabten Dame."

„Das will ich meinen. Sie steht ihrem Gatten auch in seinem Künstlerberuf treu zur Seite. Ihr feiner kritischer Verstand und ihre scharfe Auffassungsgabe haben seine Arbeit oft mächtig fördern helfen. Zu seinen Illustrationen hat sie die Texte gemacht — und ihre Märchen, die müssen Sie lesen, die sind köstlich. Aber vorläufig nichts davon verraten, nicht wahr?"

Ich drückte ihr verständnisvoll die Hand.

„Mein Mann war eine Reihe von Jahren im russischen Staatsdienst, bei der Marine. Nachdem er sich seiner schwankenden Gesundheit halber in's Privatleben zurückgezogen, siedelten wir nach Hamburg über. Dort verlor ich ihn durch den Tod, als mein Hans kaum sieben Wochen alt war. Fern von der Heimat, von Verwandten und Freunden — o, das war eine böse Zeit! Aber in meinem Hans wuchs mir der beste Freund und Ratgeber heran."

„Alle Hochachtung! Also von Kindesbeinen an dieser glückliche Mustermensch?"

„Nun, die Schulzeit war nicht übermäßig glänzend. Sein lebhaftes Wesen und Schelmenstreiche aller Art veranlaßten seine Lehrer oft zu scharfem Tadel. Aber wissen Sie, wie sich der Schlingel von frühester Jugend an am leichtesten bändigen ließ? Mit einem Bleistift und einem Stück Papier! Da wurde er die Ruhe und Emsigkeit selbst. Kaum siebzehnjährig kam er unter die Leitung des Marinemalers Rudolf Hardorff, bei dem er zwei Jahre lang täglich fünf bis sechs Stunden ununterbrochen arbeitete."

„Sein Talent hat sich also ebenso frühzeitig als entschieden geäußert?"

„Gewiß. Ein uns sehr befreundeter Herr, Friedrich Stofferts in Bergedorf, selbst tüchtiger Aquarellist, erkannte zuerst die Begabung meines Sohnes und gab den Ausschlag, ihn zum Maler ausbilden zu lassen. Besonders spornte er ihn zum Aquarellieren an. Hans ist der geborene Aquarellist! pflegte er zu sagen."

Unsere Plauderei wurde unterbrochen. Der Postbote hatte einen Brief abgegeben: aus dem Kabinette der deutschen Kronprinzessin. Das gab nach einer Pause neue Anknüpfung.

„Sie stehen in Verkehr mit der hohen Frau?" erlaubte ich mir zu fragen.

„Es war 1879 auf 80 während unseres Aufenthalts in Italien, als wir in Pegli das Glück hatten, der Kronprinzessin nahe zu kommen. Ihre kaiserliche Hoheit interessierte sich lebhaft für die Studien meines Sohnes; sie hat oftmals seine Arbeiten betrachtet und ihre Befriedigung geäußert. Jetzt befinden sich mehrere seiner Aquarelle im Besitze der hohen Frau."

Doch genug. Ich ertappe mich hier im schönsten Ausplaudern alles dessen, was mir das Mutterherz aus der Fülle seines Glückes mitgeteilt. Ein Journalist darf gewöhnlich allerdings ausplaudern was er Gutes weiß zu Nutz und Frommen seiner Leser — und oft noch ein wenig darüber . . .

Meinem ersten Besuch folgte bald ein zweiter, ein dritter. Aus dem Atelier wanderten wir in den Salon, von der Malerei kamen wir auf die Poesie, auf die Musik. Inzwischen durfte ich auch Frau Wanda Bartels Märchen-Dichtungen im Manuskripte lesen. Ein starkes, ursprüngliches Talent schlägt da in jedem Satze seine geheimnisvollen Augen auf. Dann wurde musiziert. Mama Bartels, einst eine Schülerin Henselt's, trug mit jugendlichem Feuer selbst komponierte Tänze vor, Frau Wanda sang mit innigem Ausdruck schwermütige russische Volkslieder, ich spielte Reminiszenzen aus Bach und Wagner . . .

Wieder saßen wir im traulichen Atelier. Vor wenigen Wochen war's. Da kam überraschende Botschaft aus Berlin: Hans Bartels hat bei der Preisbewerbung, welche Franz Lipperheide für die besten Zeichnungen für seine „Illustrierte Frauen-

Zeitung" veranstaltete, den zweiten Preis im Betrag von zweitausend Mark davongetragen!

„Kinder, Glückspilze," rief ich aus, „jetzt seid Ihr reif für — „die Gesellschaft!"

„Doktor, um Gotteswillen!"

„Da hilft kein Widerstreben. Nun werden die lahmsten Kunstreporter schwadronenweise angeritten kommen und Euch interviewen, und Pecht wird der Welt verkünden, daß er mit seinem bekannten teleskopischen Blick einen neuen Stern am Kunsthimmel entdeckt, den vor ihm kein Mensch geahnt . . . Nein, verderbt mir den Spaß nicht. Laßt Euch schleunigst photographieren, ja?" — —

2.

In der großen, berühmten Münchener Kunstbaracke liegt noch mancher stille Winkel, manche interessante Ecke unerforscht da. Was man so in den Zeitungen und Kunstzeitschriften von dem Münchener Künstlerleben liest, ist leider meist ein tausendfach aufgewärmter Kohl, mit ein paar Fettaugen aufschneiderisch-großartiger Redensarten geschmälzt, und dergleichen billiges Zeug ohne Saft und Kraft, das seit ganzen Menschenaltern schon durch alle kunstjournalistischen Küchen geschleift wurde. Meist sind es auch die nämlichen alt und langweilig gewordenen Herren, die dieses alte Zeug jahrein jahraus servieren. Sie klammern sich an ein Dutzend Namen, an ein halbes Dutzend Gedanken — und das Uebrige, so zu einem wohlgesetzten Kunstartikul von respektgebietender Länge und pekuniärer Einträglichkeit gehört, liefert der unerschöpfliche Phrasenschatz des handwerksmäßigen Kunstschreibers. Um sich einen Schein von Frische und Zeitgemäßheit in den Augen des andächtig lesenden, kunstgläubigen Publikums anzulügen, läßt man ab und zu einige unverbindliche Redensarten gegen die Regierung los, schulmeistert man an einigen aufstrebenden Talenten herum, moralisiert man gelinde und vorsichtiglich die exzessiven Allüren gewisser Koteriehäuptlinge, beißt man mit den Zähnen, die man längst nicht mehr hat, ein wenig an den ästhetischen Problemen des Tages herum, deklamiert man bei gutem Winde eine nationalpatriotische Standrede — und was dergleichen Kunstgriffe mehr sind.

In Parenthese: ach, wenn die kunstliebende Gesellschaft unserer Biermetropole ihren Friedrich Pecht nicht hätte! Auf den ewigjungen Augen und dem gesunden Maulwerk dieses Kritikers (und großherzoglich badischen Hofmalers) beruht zur Stunde die ganze weltberühmte Bedeutung unserer bajuvarisch-athenienssischen Kunstschreiberei. Allein der Einzige kann bei'm besten Willen nicht Alles machen! Ich schließe die Parenthese und fahre fort:

Dabei bleibt eine Fülle der interessantesten Lebenserscheinungen in der modernen Kunstentwicklung unerörtert. Was erfährt denn das zeitungslesende Volk viel z. B. von der Kolonie deutschamerikanischer oder skandinavischer oder ungarischer oder griechischer Maler durch unsere zeitgenössische Münchener Kunstschreiberei? Von dem guten oder üblen Einflusse, den diese Kreise künstlerisch und wirtschaftlich auf das Vaterland haben? Von dem konkurrierenden, heißflutenden Leben, von der charakteristischen Färbung des Schaffens und Strebens in diesen national so eigentümlich nüancierten Künstlernaturen, die sich in immer wachsender Zahl in München, sei's vorübergehend, sei's für immer angesiedelt haben und einen intensiven Kraftaustausch mit der künstlerischen und sozialen Umgebung unterhalten? Hier liegt offenbar eine Reihe von Problemen zur Erörterung vor, der sich eine wahrhaftige Kunstschriftstellerei auf der Höhe der Zeit längst hätte bemeistern müssen. Wieviele Aufschlüsse wären da zu geben, wie viel neue Gesichtspunkte festzustellen, wie viel wirklich fruchtbare Kritik an der Hand ganz neuen Materials zu üben!

Ach, wie widert uns, die wir die Wahrheit und Mannigfaltigkeit des täglich sich erneuernden und sich steigernden Lebens lieben, diese überlebte philisterhafte Schmiererei an, wie hassen wir in unserer Leidenschaft für das Neue, Wirkliche,

Exakte diese greisenhafte Geschwätzigkeit, diese blinde Phantasterei, diese kritikasternde Windbeutelei!

Und im Münchener Kunstleben führt sie immer noch das große Wort, das ist das Tollste an der jämmerlich schönen Geschichte — die Welt kennt den faulen Zauber und läßt sich ihn, charakterlos gutmütig wie sie der liebe Gott geschaffen, mit stupider Freude am Nichtigen gefallen. Und die Künstler — die haben anderes zu thun, als durch unrentablen Aerger über sothane Zustände sich den Humor zu verderben; und wer weiß, ein bischen Reklame ist zu Zeiten auch nicht ohne — man darf mit den Leuten, die eine Feder und weitverbreitete Zeitungen zur Verfügung haben, doch nicht ganz über's Kreuz kommen, wenn man sie in der Tiefe der Seele auch verachtet oder belächelt oder zu allen Teufeln wünscht . . .

In solchen Gedanken schritt ich über den einsamen Königsplatz durch die Propyläen der Behausung eines der ausgezeichnetsten deutsch-amerikanischen Maler zu. Wie fein würde mein hochgeschätzter Freund **Hermann Hartwich** lächeln, wenn ich ihm meldete, was mir da unterwegs im Gehirn rumort hat! Nicht als ob er die Unschuld selbst wäre, die noch kein Organ für die intellektuellen Sünden und Laster hat! Oder die berechnende Pfiffigkeit, die auf Markt und Gassen nur das Preisenswerte sieht! Oder die absolute Wurstigkeit, die Fünf gerade sein läßt, sobald sie den eigenen Vorteil im Sacke hat!

Nein. Seine Augen sind vortrefflich, sein Herz ist so brav wie sein Verstand scharf und sein Gewissen in bester Verfassung. Aber er ist Amerikaner — und als solcher steht er über der nervösen Leidenschaftlichkeit unserer Weltbetrachtung. Er hat jene ruhig gelassene Art, die nicht in die Vergangenheit schaut, die Gegenwart kühl nimmt und das Beste von der Zukunft erwartet. Zudem hat er den Vorzug, sein Lebenswerk in einem jener stillen Winkel zu verrichten, die soviel Reinlichkeit und Kraft des Schaffens für sich gerettet haben, daß sie von den Lumpereien der großen Oeffentlichkeit eigentlich nur das abgeschwächte Echo spüren. Die Zustände in der Kunstschreiberei Münchens können ihm nichts zu lieb und nichts zu leid thun; sie haben jene Gesetzmäßigkeit für sich, die sich im Zirkel spezifisch bajuvarischer Eigentümlichkeiten erschöpft.

Beneidenswerter Deutsch-Amerikaner! Immer sollst du's nicht so gut haben: ich will dir heute wenigstens ein großes Publikum auf den Hals hetzen und dein kleines heimliches Atelier in der Briennerstraße mit Neugierigen füllen, daß du schaudern sollst!

Ich habe heute eine ganz besondere Schwäche für die kunstbegeisterten und kunstübenden Sprößlinge des freien Amerikas auf bajuvarischem Boden. Vielleicht erwecken ihnen diese Zeilen im jüngeren realistischen Nachwuchs der Kunstschriftsteller einen berufenen Geschichtsschreiber, der ihrem starken Eigenwesen gerecht wird und alles im schönen Zusammenhang in's Licht stellt, — allem Volk zu Lehr und Vorbild, wie der hochselige Ludwig sagen würde.

Starkes Eigenwesen! Ei freilich, dem ästhetischen Bonzentum, dem verrotteten Deutschtümler von romantischer Observanz und akademischer Drillung mag es unverständlich und antipathisch genug sein. Denn es ist keine Frage, daß von den Amerikanern, wie seither in der wirtschaftlichen, so in nicht ferner Zukunft auch in der geistigen und künstlerischen Welt Verjüngungen und Neugebilde allermodernsten Gepräges zu Tage gefördert werden müssen. Die wurzelhafte Freiheit, die das Wesen des Amerikaners bis in die feinste Faserung durchwachsen hat, wird auch auf dem Felde der Kunst noch Früchte zeitigen, wie sie unter dem vererbten und gewöhnten Druck des alteuropäischen Geisteslebens nimmer reifen können. Der amerikanische Mensch ist sicherer, stärker, machtvoller in seiner Initiative, unabhängiger in seinen Wegen und Zielen als der europäische Mensch, der seine schönste Jugend und beste Kraft meist damit vergeuden muß, sich aus den Versteinerungen einer tausendjährigen Autoritäts-Kultur blutig herauszuarbeiten und die Fesseln dogmatischer Schulung einer nach der andern zu zerreißen. Für die Dressur des geistigen und künstlerischen Mittelschlags sind Staat und Gesellschaft in Alteuropa unerschöpflich an machtvollen

Unterstützungen und Hilfsmitteln — für die geniale Hochentwicklung einer freien Persönlichkeit von wuchtiger Veranlagung haben sie selbstredend nur Hemmungen und Prügel. Drückt sich Einer und der Andere allen Widerständen zum Trotz dennoch durch, ist freilich der Sieg um so glorreicher, der Sieger um so bewundernswerter. Und der Staat ist dann meist weise genug, den triumphierenden Stürmer schleunigst zu annektieren, ihn mit hohen Titeln, Würden und Adelsbriefen zuzudecken und den altgewordenen Revolutionär von gestern zu einer unschuldigen Autorität von heute zu machen.

Der amerikanische Kunstjünger bringt außer seiner stählernen Natur seine geistige Freiheitsatmosphäre mit nach Europa, so daß er gesichert ist gegen die auflösenden und giftigen Gase einer verwesenden Kultur. Er nimmt sich den Rest des Gesunden, Tüchtigen, assimiliert ihn — und freut sich so doppelt seines Lebens und Wirkens als ein unabhängiger Bürger zweier Welten.

Ja, ja, mein lieber Freund Hartwich, diese lange Vorrede zu meinem heutigen Besuch hätten Sie sich auch nicht träumen lassen? Ehrlich gestanden, ich auch nicht. Allein man verplaudert sich eben manchmal auf dem Wege, zumal wenn man sich vor dem Ausgang über einen dummen Zeitungsartikel, der angeblich vom Münchener Kunstleben handelte, unvernünftigerweise geärgert hat.

Nun komme ich aber diesmal, wie gesagt, nicht allein, mein lieber Hartwich, sondern ich habe mir ein paar Tausend Freunde und Freundinnen mitgenommen. Lassen Sie mich aus alter Freundschaft so indiskret sein, denselben etwas von Ihrem Lebensgange zu erzählen! Fürchten Sie nicht, daß ich als gewissenhafter Berichterstatter Sie mit Details aus Ihrem Leben und Wirken überrasche, die Ihnen selbst unbekannt geblieben sind . . .

Meine Damen und Herren! Dieser geschmeidige, feingliederige, blonde Künstler mit dem blauen, bald blitzenden, bald sinnig nach innen gerichteten Blick ist der Deutschamerikaner wie er in den besten Büchern steht. Er ist 1853 in New-York geboren. Sein Vater ist zwar amerikanischer Bürger, entstammt aber einer Glasmaler-Familie, die seit unvordenklichen Zeiten in Thüringen seßhaft; seine Mutter hingegen ist einer französischen Hugenotten-Familie entsprossen. Ohne Zweifel eine interessante Kreuzung, bei der das germanische Element im Typus herrschend geblieben. Sohn eines Malers, begann er seine Lehrjahre im Atelier seines Vaters, dessen strenger künstlerischer Zucht er gewiß die musterhafte Korrektheit seiner Zeichnung verdankt. Im Jahre 1878 kam er nach München, um an der Akademie seine Studien fortzusetzen. Mit feiner Nase hat er sich zwei tüchtige Meister aus der hohen patentierten Kunstschulmeisterei ausgewittert: zuerst den Diez, dann den Loefftz. Besonders im Letzteren fand er etwas Verwandtes, das sein eigenes, kongeniales Talent mächtig befeuerte. Der Loefftz'sche Einfluß ist besonders spürbar in Hartwich's Anschauung der Natur, die mehr auf das Feine, Tiefinnerliche, Seelenvolle der Natur abzielt, auf die Wahrheit der Stimmungseffekte mehr, als der koloristischen Materialisation des nächstbesten Vorwurfs.

Ich erinnere mich, daß Hartwich von noch zwei anderen Meistern mit dankbarer Anerkennung gesprochen hat: von Prof. Riesstahl und A. Eberle; auch ihnen will er manchen feinen Wink, manchen nützlichen technischen Rat schuldig sein. So getreulich der brave Deutschamerikaner aber auch Buch führt über die empfangenen schulmeisterlichen Anregungen, so möchte ich doch nicht dafür einstehen, daß er nicht eines schönen Tags seine sämmtlichen Lehrer verrät, indem er technisch und intellektuell über alle die biederen Schranken hinaussegelt und ein großes realistisches Experimentalbild malt, über welches alle Frommen der Schule die Hände über den Kopf zusammenschlagen.

— Das glaub' ich nicht! ruft hier Einer aus dem Hörerkreis, nachdem er mit kritischem Aug eine Reihe Studien Hartwich's aus verschiedener Zeit gemustert und einen stereotypen Zug peinlichster Solidität entdeckt haben will, der wie Manier aussieht. Dieser Pinsel macht keine realistischen Extrasprünge!

Mit Hochachtung: das ist Redensart aus einseitiger Auffassung des Realistischen!

erwiedere ich. Denkt doch bei dem Wort Realismus nicht immer gleich an das Häßliche, Uebertriebene, Trivial-Geschmacklose, das von einigen toll gewordenen Idealisten kultiviert und vom großen Haufen als Realismus irrtümlicherweise angestaunt wird.

Hartwich ist Realist im besten Sinne des Wortes, denn er zeigt uns die Natur mit den wahren Farben und der virtuosen Technik der fortgeschrittensten modernen Schule.

— Alma Tadema! ruft jetzt ein Anderer, dem einige Bilder wie die „Suppe im Kloster", die „Siesta" in die Augen gestochen, Alma Tadema und Hartwich pinseln aus Einem Topf und schauen aus Einem Auge!

Gut, als Kompliment laß ich's gelten. Hartwich verdient es. Er ist so fein, anmutig und vollendet wie der vielgefeierte anglisierte Holländer Tadema. Allein gerade hier liegt der Unterschied, der den strengen Realisten Hartwich von dem archäologischen Ateliermaler Tadema unterscheidet: Tadema's reizende Gestalten sind pure Phantasiegeschöpfe aus einer längst vergangenen Zeit, die kein lebendiges Auge gesehen; Hartwich dagegen gibt nur was er selbst geschaut und als Mitlebender mitempfunden, er malt seine Bilder am Orte der Handlung — in der sonnenheißen Luft auf südtyroler Alpenhöhe, im Stall, im Klosterhof, in der Bauernstube — und seine Modelle sind wirklich die Leute, welche er uns auf dem Bilde in vollem charakteristischen Leben zeigt. Ob er sich uns als Landschafter, Genre- oder Tiermaler vorstellt, er ist stets der tiefgründige, empfindungsreiche Maler des Wirklichen, Selbsterlebten. Bilder wie „Unter den Oliven", das nach Amerika gegangen, oder „Im Herbst", das Prinz Luitpold erworben, sind unübertreffliche Kabinetsstücke realistisch-poesievoller Naturschilderung. Trotzdem scheint mir die eigentliche Bedeutung des Hartwich'schen Genius auf einem anderen Gebiete zu suchen sein, und wenn er einmal den Schwerpunkt seines künstlerischen Schaffens dahin verlegt, wird sich die weite Wirkung seines Könnens in ganzer Wucht offenbaren. Ich meine das soziale Lebensbild auf dem Hintergrunde der elementaren Natur. Sein letztes Werk „Die Heimkehr" streift das Thema mit außerordentlichem Glück: Dorfgrenze, Feldmauer, weiter, mühseliger Flur-Horizont, im Vordergrund die arme, hartarbeitende Frau, die stehend mit ihrem schweren Holzbündel rastet und tief Atem schöpft, daneben das Kind, eine leichtsinnige Dorfhexe, die mit dem Bauche auf der Mauer liegt und mit den Beinen strampelt: hier die gedankenlose Daseinslust, dort des Menschenlebens Elend und Sorge, dahinter die Natur in ihrer ergreifenden Gleichgiltigkeit und mechanischen Selbstgenüge!

Stören wir den Meister nicht länger, verehrtes Publikum; er ist im besten Zuge, sich zu einem ganzen großen Künstler auszuwachsen. Vor seinem nächsten vollendeten Bilde wollen wir uns wieder treffen . . .

3.

Ob der Münchener Boden dem Bildhauerberufe, von der Seite der künstlerischen Entfaltung und des materiellen Erwerbs betrachtet, heute noch besonders günstig? Das ist eine Streitfrage, die schon sehr verschiedene Antwort erfahren. Umgrenzen wir die Frage so: Hat die Kunststadt München selbst Aufgaben genug, um der großen Zahl der hier lebenden Plastiker lohnende Beschäftigung zu bieten? so werden wir jedenfalls eine stattliche Mehrheit Nein erhalten. Die religiöse Plastik wird im Allgemeinen vom fabrikmäßig arbeitenden Handwerk versorgt; die Salon-Plastik kommt mit ihren modischen Atelierschablonen aus; die wenig zahlreichen Staats- und Gemeindebauten befriedigen ihr monumentales oder dekoratives Plastik-Bedürfnis meist unter der Hand durch das Angebot der herrschenden Günstlingssippen.

Wo bleiben da große, würdige und lohnende Aufgaben für den freien, künstlerisch unabhängigen Schöpfergeist unserer zahlreichen Bildhauer? Ich weiß es nicht. Ich habe nur zu beobachten Gelegenheit gehabt, wie ganz vortreffliche Meister der

Skulptur im harten Kampfe ums Dasein geradezu demütigende Versuche machen mußten, um sich über Wasser zu halten. Ich habe vor einigen Jahren einen jungen, hochstrebenden Bildhauer gekannt — jetzt lebt er glücklich in Amerika — der seinen Enthusiasmus für den Zauber klassischer Formen an der Nachbildung der dümmsten Blechschädel spießbürgerlicher Protzen und büreaukratischer Bonzen abbüßen mußte; er war schließlich von der bittersten Not gezwungen, mit seiner Porträtier-Kunst hausieren zu gehen und zu betteln, daß man Kind und Kegel von Isarathen um ein Butterbrod von ihm porträtieren lasse. Ein Anderer fuhrwerkte die kunstsinnigen Familien der Großbräuer, Großmetzger und Großbäcker ab — die bekannte Schildträgerdreifaltigkeit des ehrsamen altmünchnerischen Gewerbsprotzentums! — sobald sich ein glücklicher Trauerfall ereignet hatte, der das Bedürfnis nach einem Grabdenkmal oder sonst einer massiven plastischen Ehrung im Tode erweckte. Allein die Konkurrenz war schauerlich lebhaft, viel lebhafter als die Thätigkeit des Sensenmanns, so daß die üblichen Familienunglücke nur wenigen Plastikern Nutzen brachten. Dieser Wettkampf um die Bedenkmalung der Todten gestaltete sich meist selbst zu einem Todtentanz der Plastik. Der Geschmack verrohte mit der Empfindung. Man sehe sich die Friedhofs-Skulptur an!

Die Größen der Geistesaristokratie, die von der dankbaren Nachwelt einen Stein nachgeschleudert zu erhalten pflegen, scheinen in München auch nicht zahlreich genug zu sein, um die plastische Zunft ausreichend in Nahrung zu setzen. Viele der bedeutendsten Vertreter der Poesie, Wissenschaft und Kunst, die von München aus in ein „besseres Jenseits" übergesiedelt, waren vielleicht auch nicht genug Bierpolitiker, um bei ihren Mitbürgern Anwartschaft auf einige zehntausend Mark Denkmal-Stein oder -Bronze erlangt zu haben. Von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen, hat sich Münchens Bevölkerung der Sünde eines geistigen Heroen-Kultus überhaupt noch nicht schuldig gemacht. Was die Kunststadt an nennenswerten Denkmälern auf öffentlichen Plätzen zu Ehren einheimischer Geistesgrößen besitzt, läßt sich an den Fingern einer einzigen Hand herzählen und stammt fast ausschließlich aus König Ludwigs des Ersten Zeit. Die Gleichgiltigkeit, um nicht zu sagen Abneigung des jetzigen Königs gegen München und dessen monumentale Vollendung und seine majestätische Vorliebe für die in einsamer, weltferner Pracht starrende Bergschloßarchitektur ist ja männiglich bekannt. Da kann sich die Haupt- und Residenzstadt seit Dezennien ruhig den Mund wischen. Aus des Monarchen königlicher Kasse wird in München jetzt und in absehbarer Zeit nichts bedenkmalt.

Starb da allhier vor einem Jahre der weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus berühmte Schriftsteller Karl Stieler, ein Volksdichter von Gottes Gnaden und ein hochstudierter und dabei liebreicher und schlichter Mann wie wenige. Was er durch seine Feder und mündliche Vorträge dem bayerischen Volksstamme an Reiz und Ansehen nah und fern eingebracht, ist heute noch gar nicht vollkommen zu schätzen. Diesem preisenswerten Mehrer des vaterländischen Ruhmes, diesem geisteserlauchten Sproßen einer edlen Münchener Künstlerfamilie gebührt doch ohne Säumen ein würdiges Denkmal vor den Augen aller Welt? Hier ist doch Veranlassung zu einem großartigen Wettstreit für die plastischen Künstler um die Palme des Siegs? Und die kraftvolle, herrlich rassemäßige Erscheinung des in blühendster Mannskraft von jähem Tode hingerafften Dichters, welch' ein skulpturaler Vorwurf!

Der junge Münchener Journalisten- und Schriftstellerverein gab durch eine glänzende Stielerfeier im Gärtnertheater sofort die Anregung zu einer Denkmal-Errichtung und sammelte hiefür die ersten Mittel. Der für den Dichter hochbegeisterte Bildhauer **Josef Krane** führte für die Gedächtnisfeier im Theater die erste monumentale Stielerbüste aus, ein Werk, das von allen Kennern rückhaltslos als vorzüglich anerkannt wurde. Allein Herr Paul Heyse setzte seinen Namen und seine persönlichen Beziehungen und Einflüsse daran, um über den Journalisten- und Schriftstellerverein hinweg die Stieler-Denkmalfrage selbständig in die Hand zu bekommen. Er machte sich hiefür ein Komité nach seinem Herzen und erließ einen Aufruf um Beiträge nach seinem Geschmacke — auf dem Wege des „vornehmen"

Privatansprechens freundlich gesinnter Geldbörsen zu den Kosten eines Denkmals für den Dichter, der sein Lebenlang wie kein zweiter in der vollen Sonne der Oeffentlichkeit gestanden! Und wie wurde dieser merkwürdige Ausschluß der Oeffentlichkeit vom Heyse-Komité motiviert? Wörtlich so: „Ein öffentlicher Aufruf schien gerade den näheren Freunden verfrüht oder doch Anderen zu überlassen, die nicht in den Verdacht freundschaftlicher Ueberschätzung des teuren Toten kommen könnten."

Großartig logisch und mannhaft! Man macht sich ein Komité auf eigene Faust — und hält die normale Art des Auftretens eines solchen für „verfrüht" oder „Anderen zu überlassen"; man will ein Denkmal für einen der gefeiertsten vaterländischen Dichter errichten, fürchtet sich aber vor dem „Verdacht freundschaftlicher Ueberschätzung des teuren Toten" und schließt darum die Oeffentlichkeit der Anteilnahme und Spenden aus!

Im nämlichen würdigen Stile wurde die Gewinnung des Bildhauerwerks inszeniert: keine öffentliche Konkurrenz, kein öffentliches Urteil durch umfassende Beteiligung der Presse und des Publikums! Zunächst wurde vom Heyse-Komité der Berliner Bildhauer Pietsch (Sohn des bekannten Journalisten) zur Anfertigung eines Entwurfs eingeladen, dann wurden die beiden Münchener Bildhauer Rümann und Dennerlein zur Mitbewerbung aufgefordert und zuletzt erhielt auch Josef Krane noch eine Konkurrenzeinladung. Die vier Konkurrenz-Büsten wurden ohne Sang und Klang in einem entlegenen Saale der alten Akademie aufgestellt und erst auf Mahnung einiger Zeitungsstimmen, die Wind von dem unerhörten Vorgang erhalten hatten, im Kunstverein dem Publikum zugänglich gemacht.

So wird in einer Kunststadt von dem Range Münchens die Zunft der Bildhauer behandelt, um die Büste zu dem Denkmale eines Dichters von dem Range Karl Stielers zu erhalten!

Daß unter solchen krähwinkelhaften Umständen das Glück unserm Freunde Josef Krane nicht lächeln mochte, wird ihn gewiß nicht mit großer Betrübnis erfüllt haben. Krane ist eine starke, echte, unter bescheidener Hülle eine mächtige Leidenschaft für alles Große und Schöne bergende Künstlernatur. Fern von allem Kliquenwesen weiß er in mannhaftem Verzicht auf eitlen Tagesruhm die Flamme heiliger Begeisterung rein und leuchtend zu erhalten und auch in seinen Bildwerken die Idee des selbstgewissen, des sieghaften Geistes wunderbar zum Ausdruck zu bringen. Zeugnis dafür seine monumentale Stielerbüste, in welcher ohne alle technische Effekthascherei der Dichter der Hochlandslieder, der feuerige Sänger des „Habt's a Schneid?" und „Um Sunnawend" edel pathetisch vor uns erscheint, eine Offenbarung des von aller Erdenschwere befreiten, dreimal heiligen Dichtergeistes in männlich ergreifender Schönheit: Zeugnis dafür seine Porträtköpfe Freiligraths und Levin Schückings, welche in der Aula der Akademie zu Münster das Lob ihres Meisters verkünden; Zeugnis dafür seine Büsten Laskers und v. Rühlwetters, die eine hervorragende Stelle unter andern skulpturalen Gedächtnismalen im jüdischen Waisenhause für Rheinland und Westfalen zu Paderborn einnehmen.

Josef Krane, ein Sohn der „roten Erde," hat vom Oktober 1871 bis zum Januar 1876 die Akademie in München besucht, wo ihm als Schüler der Widnmannschen Bildhauerklasse „wegen der Vortrefflichkeit der von ihm ausgeführten plastischen Gruppen: der h. Martin und Ingo's Tod die silberne Ehrenmünze erteilt wurde" (Moritz Carriere's eigene Worte). Dann folgten fünf fruchtbare Studienjahre in Rom, wo er nach Berichten der „Allgemeinen Zeitung" mit einer Reihe ausgezeichneter Porträtbüsten und einer Gruppe „Faun, mit einem Kinde spielend", die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf seine große Befähigung lenkte.

Obwohl er schwer unter der Mißgunst der Zeit und Oertlichkeit leidet, hat ihn doch auch in München, wo er seit seiner Rückkehr von Rom in einem kleinen Atelier, Schillerstraße 26, haust, der Ernst des Strebens und ein gewisser grimmig-fröhlicher Eifer keinen Augenblick verlassen. Der Mangel größerer Aufträge hat ihn den Versuch nicht scheuen lassen, zur Entlastung seiner Phantasie eine Reihe anmutiger Figuren im Genre der Salonplastik zu schaffen. Mit besonderem Vergnügen

haben wir u. a. seine „schwarze Venus“ und seine „Mamsell Narziß“ betrachtet. Dergleichen würde der Franzose Grévin nicht geistreicher und zierlicher machen. Zu den besten Leistungen Kranc's gehört sein neuestes Werk: die Büste unsres Mitarbeiters Heinrich von Reder, k. b. Oberst a. D., „zugleich ein Sänger und ein Held.“

Die Leser der „Gesellschaft“ kennen die Photographie dieser Büste aus dem Aprilheft und aus vielen Beiträgen den schneidigen Geist des Dichters. Es hieße dem Urteil unserer Freunde wenig zutrauen, wollten wir uns an dieser Stelle ausführlicher im Lobe des Bildners wie des von ihm so wundervoll charakteristisch gearbeiteten Dichterbildnisses ergehen.

Möge es diesen Zeilen beschieden sein, dem vortrefflichen Urheber der Sticler- und Reder-Büste neue Verehrer und Schätzer seines Talentes zu gewinnen!

Litterarische Kritik.

Homers Odysseuslied. In der Nibelungenstrophe nachgedichtet von E. J. Jakob Engel. Leipzig. Breitkopf und Härtel 1885.

Wer sollte den Homer nicht loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein!

Wer ihn auf der Schule gelesen hat, vollbrachte diese Arbeit im Schweiße seines Angesichts. Einige Gesänge wurden ihm behufs der notwendigen Geistesgymnastik und zur Einführung in den epischen Dialekt grammatisch zergliedert, die andern wurden mit Benutzung einer wörtlichen Prosaübersetzung, wie solche heute für Schulzwecke fabrikmäßig angefertigt werden, durchflogen. Außer einigen „geflügelten Worten“ blieb wohl kaum etwas sitzen, und an einen ästhetischen Genuß war gar nicht zu denken. Die meisten kennen „ihren“ Homer inhaltlich viel genauer aus den Geschichtsstunden in Sexta und Quinta und aus den Bearbeitungen von Schwab, als aus der Lektüre des Originals. Auch den alten Voß kennen 90 Prozent aller Homerleser mehr dem Namen nach, als daß er ihnen zu einer Kenntnis und zum Genuß der Werke des göttlichen Sängers verholfen hätte. Alle denen, die sich in späteren Jahren, nachdem sie ihr Griechisch halb oder ganz vergessen haben, wieder dieser Lektüre zuwenden möchten, kann die Engel'sche Uebersetzung nur erwünscht sein. Daß der Hexameter in ihr aufgegeben wurde, wird nur der pedantische Philolog vielleicht nicht verschmerzen können. An Lesbarkeit hat das Gedicht in dem neuen Gewande in hohem Grade gewonnen, und die Nibelungenstrophe will mir trotz mancher Bedenken doch noch als bei weitem besser für derartige Uebertragungen geeignet erscheinen, als die uns immer lyrisch anmutende Stanze oder die eintönigen jambischen Verse. — Das Odysseuslied ist hier mehr dem Gedanken, als dem Worte nach übersetzt. Die gewählte Strophenform hat den Uebersetzer, der die deutsche Sprache als Künstler handhabt, manchmal in der Uebertragung mittelalterlich-deutscher Verhältnisse auf die griechischen einen Schritt zu weit gehen lassen. Hie und da findet sich auch eine nicht gerade schöne, dem Schriftdeutsch fremde Wendung. Aber im Ganzen ist die Nachdichtung ein Werk aus einem Guß, dessen Lektüre jedem, dem der Homer lieb ist, wirklichen Genuß bereiten wird, und die deshalb aufs wärmste empfohlen werden kann.

Otto Badke.

Schlaglichter zur Volksbildung. Von Eduard Sack. Verlag von Wörlein und Comp., Nürnberg. „Es ist noch heute kein unangreifbares Axiom, daß Erziehungs- und Bildungsfragen nicht für sich, sondern bloß als vornehmste Teile

aller politischen und sozialen Fragen bestehen, nur also mit diesen behandelt und gelöst werden können . . . . Niemanden steht das Recht zu, andere Menschen für irgend eine gesellschaftliche Organisation — sie heiße Staat, Kirche, Stand, Klasse, oder wie immer — zu beanspruchen und demgemäß zu formen . . . . Nicht irgend eine Macht, kein Gesetz, keine Tradition, kein Buch und kein Prophet kann in pädagogischen Fragen scheiden und entscheiden, sondern nur die streng wissenschaftliche, vollkommen von jeglicher Autorität unabhängige Untersuchung . . ." Diese paar Zitate genügen, um den Standpunkt zu kennzeichnen, von dem aus der Verfasser Erscheinungen und Streitfragen, welche Erziehung und Bildung betreffen, offen und freimütig erörtert. Sack, früher Lehrer, jetzt gänzlich unabhängig, mißt die heutigen Volksbildungsverhältnisse an den höchsten Anforderungen. Daher das fast durchaus negative Resultat seiner rückhaltlosen Kritik. Man braucht nicht gerade dem Radikalismus des Verfassers zu huldigen, um zu vielfach ähnlichen Schlußfolgerungen zu gelangen. Auf keinem Gebiete ist eben auch die Kluft zwischen Theorie und Praxis eine so ungeheuere, wie bei der Volksbildung. Gewiß, die Pädagogik als Wissenschaft hat ihr Feld gesäubert vor vorsintflutlichen Anschauungen, zeitfeindlichen Systemen und reaktionären Tendenzen; anders in der Praxis: da lenkt die Konkordats- und Regulativweisheit immer noch das Bildungsschifflein. Der Verfasser verlangt daher eine neue, streng wissenschaftliche Prüfung und Revision der Fundamentalpädagogik und demgemäße Umgestaltung des Bildungswesens. Nach diesen allgemeinen Darstellungen stellt Sack eine eingehende Untersuchung über den „Ruhm der deutschen Volksbildung" an und rückt besonders die Regulativperiode in ein vernichtendes Licht. Hier bricht das erste Heft des in zehn Lieferungen erscheinenden Werkes ab. Der Verfasser schießt öfter über die Grenze des Menschenmöglichen, leistet in seinem heiligen Eifer Uebertreibungen, macht paradoxe Aufstellungen, über die sich ernstlich mit ihm rechten ließe. Aber ist es nicht gerade das Ketzerische eines Buches, das des denksamen Lesers Blut aufwärmt, anregt, das zu geistiger Mitarbeit herausfordert?

Mathäus.

Rodbertus, Marx, Lassalle. Sozialwissenschaftliche Studie von C. A. Schramm. Verlag von L. Viereck, München.

Rodbertus, der Verkünder des Sozialstaats, Marx, der Organisator der Internationale und Verfasser des „Kapital", Lassalle, auf Grund der theoretischen Resultate beider durch die Stiftung des allgemeinen deutschen Arbeitervereins eine Agitation begründend, wie sie Deutschland seit den Zeiten der Reformation nicht mehr gesehen hatte, — in der That eine Trias, die geradezu auffordert zum Studium der vergleichenden Sozialwissenschaft!

Wie verwandt und zugleich verschieden sind die wissenschaftlichen Ausgangs- und Endpunkte dieser drei sozialen Denker! Jeder von ihnen zeichnet sich aus durch eine ihm eigentümliche Geschichtsphilosophie. Während aber Rodbertus vorwiegend ausgeht von den Wandlungen des allgemeinen Rechtsbewußtseins, ist Marx' Auffassung der Geschichte eine ausschließlich naturwissenschaftlich-ökonomische. „Die Gesamtheit der Produktionsverhältnisse bildet die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die reale Basis, worauf sich ein juristischer und politischer Ueberbau erhebt, und welcher bestimmte gesellschaftliche Bewußtseinsformen entsprechen." (Marx, Vorrede zur politischen Oekonomie.) Lassalle dagegen ist wesentlich beeinflußt von der durch das Gesetz des Gegensatzes entwickelnden dialektischen Methode Hegel's und von Fichte's national-idealistischen Visionen! —

In der vorliegenden Broschüre ist der Versuch gemacht, diese drei sozialen Denker in ihrer Wechselbeziehung zu beleuchten und dem Verständnisse des Volkes nahe zu bringen.

Leider verhinderte schon der geringe Umfang (90 Oktavseiten) eine gründliche Analyse. Doch ist der erste Abschnitt, welcher Rodbertus behandelt, über dessen

wissenschaftliche Bedeutung sich innerhalb der Sozialdemokratie große Meinungsverschiedenheiten geltend machen, wohl geeignet zur ersten Einführung in das schwierige System des Verfassers der „sozialen Briefe". Marx' Theorien führt uns Schramm dagegen leider fast gar nicht vor. Nachdem er dessen Ausführungen über die materialistische Geschichtsphilosophie zitiert hat, schreibt er: „Dunkel, wie die ganze Auseinandersetzung (von Marx) ist, mag sich der Leser selbst daraus ein Bild von dem machen, was gesagt sein soll." Auch auf Marx ökonomische Untersuchungen erklärt Schramm (Seite 60) hier nicht näher eingehen zu wollen, und verweist uns auf eine frühere Schrift, in welcher er die Werttheorie ausführlich populärisiert habe. Der Lassalle'schen Realpolitik (die ohne Marx' Ideologie kaum möglich gewesen wäre) zollt Schramm seine größte Bewunderung, aber über das nähere Verhältnis Lassalle's zu seinen beiden sozialistischen Lehrmeistern erfahren wir ebenfalls sehr wenig. Seite 75: „Ich brauche auf Lassalle's Leistungen nicht näher einzugehen; wer seine Schriften kennt, dem brauche ich sie nicht zu schildern — wer sie noch nicht kennt, der soll sie lesen."

In der Nutzanwendung bekennt sich Schramm zum sozialpolitischen Eklektizismus und zur scharfen Opposition gegen jeden Personenkultus. — Trotz der hervorgehobenen Mängel wird Jeder, der sich für die Entwicklungsstadien der deutschen, viel genannten und im Grunde wenig gekannten Sozialdemokratie interessiert, Schramm's Schrift beachten müssen, ebenso wie die an dieselbe sich knüpfende Polemik. Leider pflegt aber die Nation der Denker sowohl auf litterarischem wie auf politisch-sozialem Gebiete lieber nachzubeten, als nachzudenken!

Julius Hillebrand.

Brutalitäten. Skizzen und Studien von Hermann Conradi. Zürich 1886. Verlags-Magazin.

„Brutalitäten!" Allerdings! Denn dieses Buch hebt rücksichtslos den Schleier von dem rohen Mechanismus der Lebensvorgänge und gestattet es der Schwachheit nicht, sich in irgend ein behagliches, romantisches Winkelchen zu flüchten vor den brutalen Konflikten, in die das Zeitleben den in ihm lebendig sich Entwickelnden zieht! Meist sehen wir hier exzeptionelle Naturen, Künstler, Dichter, feinfühlige Menschen im Kampfe mit dem nackten, wilden Leben. In der Art, wie die mannigfachen Probleme künstlerisch ausgestaltet werden, kann man sich wohl keinen größeren Unterschied denken als zwischen Conradi — unserem jungdeutschen Naturalismus überhaupt — und der französischen zolaistischen Richtung. Bei Conradi bemächtigt sich des Stoffes zunächst eine scharf ausgeprägte Subjektivität, die ihn mittels der Reflexion umgestaltet und zwar so, daß oft der objektiven Lebenswahrheit Gewalt angethan wird. In dieser Hinsicht sind daher oft nicht bloß die Motive „gewagt"; nicht, weil mit einer so erfrischenden Kühnheit das Leben ergriffen wird — und das muß ja allerdings manchen Leuten „gewagt" erscheinen — sondern weil hier oft dem wirklichen Leben von einem idealistischen Kopfe unglaubliche Situationen oktroyiert werden. Die aufgefaßten Probleme sind freilich wahr, aber sie sind nicht immer wahr exemplifiziert. Namentlich empfindet man dies lebhaft bei der letzten Skizze. —

Hauptsächlich kommen hierbei die sexuellen Motive in Betracht. Conradi erfaßt sie mit hoher Kühnheit. Wenn er an einer oder zwei Stellen etwa zu weit gegangen, so trägt sicher eine gewisse stürmische Oppositionslust die Schuld. Vor allem ist hier „In der Gewitternacht" und „Blut" zu vergleichen.

Aber dennoch sind diese Deduktionen, wenn wir sie so nennen dürfen, mit einem vortrefflichen Wirklichkeitssinn ausgeführt, Einzelnes ganz unübertrefflich dem Leben abgelauscht. Wie anmutend wirkt gerade nach dieser Richtung hin z. B. die erste Skizze und die liebenswürdige, wenn auch zu weit ausgesponnene Episode in der letzten! In der letzten Studie waltet ein geradezu überwältigender Zauber des Tragischen, der das zuweilen Unwahre der Situation vergessen läßt. Zudem giebt die reflektierende Produktionsweise Conradi's seinem Stile geistreiche Pointiertheit

und zermalmende Kraft. Man lasse sich nicht von der oft schroffen Art des Verfassers abstoßen, und genieße alle die reichen Vorzüge dieses Werkchens, die es in engem Rahmen bietet.

L. F. Asch.

Ein Winter-Idyll von Karl Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz und Komp. 1885. Es ist ein Jahr, daß der Mund des berühmten bayerischen Sängers für immer verstummte. Dieses Werk enthält sein dichterisches Vermächtnis. Wir haben an hervorragender Stelle eine Probe daraus gegeben ⊢ „Im Dialekt". Wie uns eine kurze Vorrede belehrt, fühlte sich der Dichter wie in Ahnung seines frühen Todes getrieben, „in diesem Idyll die Summe des Besten und Tiefsten niederzulegen, was lebenslang sein Herz bewegt . . . alle die teueren Gestalten unter seinem ländlichen Dache in winterlicher Abgeschiedenheit um sich zu versammeln und sich noch einmal recht von Herzen in das Glück eines so reichen Besitzes zu versenken." Dem wundersam erhebenden Bilderreigen, den des Dichters Phantasie dem Leser vorzaubert, gedenken wir gelegentlich noch eine Nummer zu entnehmen und damit eine eingehende Besprechung des ganzen Stieler'schen Nachlaßwerkes zu verbinden. Im Kleinodienschrein deutscher Dichtung wird dieses „Winteridyll" glänzen als eine der herrlichsten Perlen für und für.

Fritz Hammer.

Wagneriana.

Vorbemerkung der Redaktion. Wir beabsichtigen, später an dieser Stelle von Zeit zu Zeit die charakteristischsten Stimmen zu vereinigen, die über des Bayreuther Meisters Lebenswerk in der Tagespresse laut werden und in ihrer Vereinzelung mehr oder weniger wirkungslos im Lärm der Tagesgeschäfte verhallen. Unsern Lesern trauen wir dabei jene kritische Selbständigkeit zu, die uns jeder redaktionellen Glossierung der Widersprüche enthebt. Der wagnerbegeisterte Standpunkt der „Gesellschaft" ist ohnehin bekannt.

Eine Aufgabe für die Freunde deutscher Kunst im Sinne Richard Wagner's.

Von Moritz Wirth.

(Leipzig.)

Der erste Abschnitt in der Entwicklung unserer neuen deutschen Kunst ist mit dem Tode Richard Wagner's zu Ende gegangen. Es war die Zeit der persönlichen Wirksamkeit ihres Erneuerers. Das in ihr Geschaffene, obwohl nach Art und Umfang völlig ein Werk ohne Gleichen, reichte doch besten Falles nicht über den mittelbaren Machtkreis des Einzigen hinaus, von dem es ausging. Es war nur die erste Vorarbeit zu dem großen Ziele Richard Wagner's:

durch alle Schichten des deutschen Volkes die Kunst wieder zu erwecken.

Die Zeit ist gekommen einen weiteren Schritt zur Erreichung dieses Zieles zu thun.

Wir müssen uns endlich mit aller Entschiedenheit des Umstandes erinnern, daß die bisherigen Aufführungen Wagner'scher Werke in den Sälen der alten Oper nur so lange Berechtigung hatten, als der Zeitraum der ersten oberflächlichen Gewöhnung an die neue Kunstweise dauerte. Dieser Zeitraum ist von dem Augenblicke an abgelaufen, wo die Hindernisse, welche die Einrichtung dieser Gebäude den Leistungen der Künstler wie der Stimmung der Zuschauer bereitet, allgemeiner empfunden werden. Mit diesem Augenblicke beginnt dasjenige Haus, welches Wagner für seine Dramen erfand und forderte, als notwendiger Bestandteil des gesamten Kunstwerkes in's Bewußtsein zu treten. Es wird immer mehr als solcher erkannt werden, je weiter das Verständnis Wagner's fortschreitet. Umgekehrt ist aber dieses Verständnis selbst wieder von einem gewissen Punkte ab an das Vorhandensein der rechten Räumlichkeit gebunden.

Die neue Kunst kann auf die Dauer der neuen Stätte nicht entbehren, wenn nicht die begonnene Entwicklung eine empfindliche Stockung leiden soll.

Das sichere Zeichen, daß die Bewegung für Wagner bis zu dem Bedürfnis des Hauses vorgeschritten ist, besteht in der wachsenden Klarheit und Entschiedenheit, mit welcher die Besucher der Bayreuther Spiele den Anteil des Raumes an den empfangenen Eindrücken betonen. Diese Wahrnehmung stellt uns vor die Notwendigkeit, den Zeitpunkt in's Auge zu fassen,

wo wir unsere Opernhäuser für alle Aufführungen Wagner'scher Werke zu verlassen haben, sowie für die Aufführungen derjenigen Werke, welche den gleichen Anspruch erheben dürfen — sobald wir solche Werke haben werden.

Der Bau von Bayreuth darf nicht der einzige bleiben, wenn wir das Recht haben wollen, fernerhin von deutscher Kunst in Sinne Richard Wagner's zu reden. Ist diese einmal so beschaffen, daß sie zu ihrer Vollendung eines eigenartigen Hauses bedarf, so haben wir ihr dasselbe zu geben in Erfüllung einer Ehrenpflicht gegen uns selbst und als ein Ehrenzeichen unseres Wesens, soweit immer dessen Grenzen reichen.

Die ganze deutsche Welt innerhalb und außerhalb der schwarz-weiß-roten Pfähle muß sich mit Wagnertheatern bedecken.

Die Lösung dieser Aufgabe wird zugleich dem Uebelstande abhelfen, daß gegenwärtig die Anhängerschaft von Richard Wagner's neuer Kunst in zwei sehr ungleiche Hälften zerfällt: eine der Wenigen, in deren Vermögen es steht, die Festspiele zu besuchen und dort neben den Eindrücken echter Aufführungen noch ein besonderes Werk für sich vorzufinden; eine zweite von ganz unvergleichlich größerer Anzahl, welche, mit gleich gutem Anrecht auf ein Festspiel und gleich sehr nach demselben verlangend wie jener, doch unter den bestehenden Verhältnissen vielleicht niemals — auch nicht unter Beihilfe der ausgedehntesten Stipendieneinrichtungen — ihr Anrecht zu verwirklichen im Stande sein wird.

Die Errichtung der rechten Häuser wird das rechte Kunstwerk aus einem entlegenen Idealbesitz des Gesamtvolkes zum sicht- und greifbaren Eigentume der engeren und engsten Heimat eines Jeden machen; sie ist außerdem das einzige Mittel, die Verfügung, durch welche Wagner sein letztes Werk auf Bayreuth beschränkte, im Sinne seiner kühnsten Hoffnungen aufzuheben.

Diejenige Stadt, Landschaft, Kunstgemeinde, welche ein solches Haus errichtet hat, wird das Recht haben, sich den „Parsifal" zu erbitten.

Der in's Land hinausziehende Parsifal wird nicht nur der Sache Wagner's dadurch neue Freunde werben, daß er mit seiner übermächtigen Wirkung mitten unter die Reihen der bewußt Gleichgiltigen und Feindseligen tritt; er wird auch denjenigen Zeitraum eröffnen, in welchem eine Wirkung der neuen Kunst auf das ganze Volk zum ersten Male wahrhaft stattfinden wird. Zu diesem letzten und größten Ziele Richard Wagner's die Bahn zu brechen, ist dieses sein Vermächtniswerk an sein Volk einzig geeignet. Nur dieses ist nach Form und Inhalt so beschaffen, die ergreifende Macht eines großen Kunstwerkes auch die breitesten Schichten unseres Volkes wieder empfinden zu lassen. Vor ihm werden sich alle Stände in einmütiger Erbauung als vor einem erhabensten Sinnbilde ihres eigensten Wesens vereinigen. Der Parsifal wird auf lange Zeit hinaus unser volkstümliches Kunstwerk sein.

Unserer Kunst ihr Haus,
Dem Haus seine Werke,
Den Werken ihr Volk:

Das sind die drei Abschnitte der Bahn, auf welche die Anhänger Richard Wagner's durch den Stand ihrer Sache selbst hinausgewiesen werden.

Die Mittel zur Erreichung dieser Ziele sind örtlich und zeitlich zu verschiedenartig, um hier genannt zu werden, ausgenommen dasjenige der möglichsten Gemeinsamkeit des Vorgehens seitens der Städte, Landschaften, Kunstgemeinden, welche sich diese Gedanken zu eigen machen wollen. Die Festspiele dürften die natürliche Gelegenheit zu den hierauf bezüglichen Vereinigungen und Vereinbarungen bilden.

Aber selbst dort, wo für den Augenblick keine Mittel für diese Aufgabe verfügbar erscheinen, werden diese Anregungen nicht vergeblich kommen. Die Anhängerschaft Wagner's wird nicht durch die Listen und Berechnungen erschöpft, welche den Stand der Bewegung gleichsam amtlich schildern. Neben der sichtbaren besteht überall noch eine unsichtbare Wagnergemeinde. Wie diese schon bisher die hauptsächlichste Kraftquelle der neuen Kunst bildete, so beruhen auch auf ihr und ihrem unbesiegbaren Wachstume die Hoffnungen für die Zukunft.

Alle aber, die sich zu unserer Kunst bekennen, sind deren Aufgaben gestellt, als solchen, welche nicht nur darum nach dem Namen Richard Wagner's heißen, um sich im thatlosen Genusse seiner Werke zu berauschen, sondern auch darum, weil sie in seiner Person ein unvergleichliches Vorbild dafür haben, daß es zur Erlangung alles Großen vornehmlich Zweierlei gilt:

die notwendigen Ziele furchtlos zu erkennen, in der Arbeit für sie zu beharren bis zu ihrer Erreichung.

In diesem Sinne hat Wagner selbst seinen Ruf an Alle gerichtet, welche sich als Erben und Fortführer seines Werkes deutscher Kunst fühlen, mit den Worten:

„Wollen Sie jetzt. Und wenn Sie wollen, so haben wir eine Kunst."

„Deutsche Worte."

Kunst-Notizen.

In den letzten Monaten haben mehrere in Separat-Ausstellungen gezeigte Werke Münchener Maler die Kunstfreunde in Aufregung versetzt: Krönung der hl. Elisabeth von Hermann Kaulbach, Alarich in Rom von W. Lindenschmit, Astarte von Gabriel Max, Bier, Wein und Schnaps von E. Grützner, Erweckung einer Toten von Albert Keller. Ungeteilten Beifall fanden Keller, Grützner und Max sowohl für die vorzügliche Technik wie für die geistige Bedeutung ihrer Werke, an Lindenschmit wurden Komposition und Zeichnung, an Kaulbach Komposition und koloristische Vorzüge rühmend hervorgehoben. Auf einzelne dieser Werke kommen wir demnächst ausführlicher zurück.

Der k. b. Hofschauspieler Franz Herz, eine der Hauptsäulen des Münchener Theater-Ruhms, feierte am 5. Mai unter dem enthusiastischen Beifall der kunstliebenden Gesellschaft unserer Biermetropole sein fünfzigjähriges Schauspielerjubiläum.

Karl von Perfall, den die kritischen Laienbrüder dem gläubigen Publikum so gern als einen musikalischen Dilettanten verkauften, hat mit seiner neuen Oper „Junker Heinz" einen so durchschlagenden Erfolg errungen, daß der Künstlername des Komponisten hinfort über jede Anfechtung erhaben ist. Wir kommen in unserer theatralischen Quartalrückschau auf das bedeutende Werk zurück.

Dieses Heft enthält die Bildnisse von Hans und Wanda Bartels (nach einer Photographie) und von Karl Stieler (nach Krane's Büste).

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, S. S. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), sämmtliche in München.

Die Gesellschaft.

Realistische Monatsschrift
für
Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von
M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. Juni 1886. Heft 6.

Sozialismus im Boudoir.

Von Karl Pröll.

(Berlin.)

(Nachdruck verboten.)

Ich und meine Freundin Emmy genießen die Annehmlichkeiten depossedierter Herrscher und zum ersten Male abgekühlter Prätendenten. Ich nenne Emmy meine Freundin, weil sie so klug war, mir den Trauring zurückzugeben, ohne mich dauernd aus ihrem Angesicht zu verbannen. Sie meinte, zum Ehemann tauge ich nicht; bei einem fixen Engagement verlerne ich die Kunst, sie anzubeten. Dagegen sei ich ganz liebenswürdig, wenn ich hie und da als Gast erscheine, um zu plaudern, zu scherzen oder den Anlaß zu einem die Nerven belebenden Zank zu geben. Ich gestand ihr zu, daß ich kein ehemännisches Talent besitze; der Himmel habe mir dieses nicht gegeben. So befanden wir uns vortrefflich in dem neuen Scheidungs-Zustande, der uns einander näher geführt, als die aus einer seelischen Zerstreutheit entsprungene Ehe.

Aber auch dieses junge Glück sollte nicht lange unbewölkt bleiben. Wir beginnen an einer bedenklichen Krankheit zu leiden. Trotz unserer sorglosen Doppelexistenz, oder vielleicht gerade wegen des hartnäckigen Friedens unserer Herzen und der Abwesenheit jeder Gefahr, stellt sich ein eigenartiges Unbehagen ein. Es ist ja schön, ohne Kampf tugendhaft zu bleiben und Grundsätze zu behaupten, die vollständig überflüssig geworden. Allein, wenn man statt der Küsse nur Gedanken austauscht und für Leidenschaft, die schmeichelt, selbst wo sie mißfällt, höchstens das kleine Spiel der Lebenserfahrungen entfalten kann, schleicht sich bald eine leichte Ermüdung ein. Man fühlt Abspannung, eine ungewohnte Leere zwischen Kopf und Herz — kurz und gut, man spürt den feinen, aber durchdringenden Parfüm der Langeweile. Vor fünf Jahrhunderten hätte ich Emmy vorgeschlagen, mit mir gemeinsam einen Betstuhl zu besiedeln, vor einem Jahrhundert würde ich mit ihr schöngeistig und schönselig philosophiert und intriguiert haben; in diesem Jahrhundert fällt mir absolut nichts ein. Schon mahnt mich ein wehmütiges Gähnen an Sauerstoff-Mangel und an die Abschiedsvisite. Auch Emmy schien mir das letztemal verschnupft, wie es eine zartfühlende Frau stets am Vorabende ersehnter Wittwenschaft wird. Da trat eine unerwartete Wendung durch die in den reifsten Jahren stehende Vorsehung meiner Tante ein, welche es Emmy in einer unbewachten Stunde verriet, daß sie einmal Lassalle gesehen und daß dieser ein sehr schöner Mann gewesen sei, bevor er nach einem überflüssigen Duell für ein Siebenmännerweib unter die Heiligen des Sozialismus aufgenommen wurde. Das interessierte natürlich Emmy. Sie spürte in der Geschichte meiner Tante etwas vom Pulsschlag der Zeit, oder richtiger, der unauslöschliche Instinkt der Mode trat bei ihr hervor. Ein geistreicher Manchestermann

hat ja gesagt, daß der Sozialismus die Modekrankheit des heutigen Geschlechtes sei und er muß Recht haben, denn Emmy fand sogleich, daß ein dem Sozialkultus entsprechender Schnitt der Gesellschafts-Robe entzückend zu ihrer Taille passen müsse, ohne dabei ihren lebensvollen Busen einzuengen oder das kleine, ungeduldige Füßchen zu verbergen. Sie wartete mit Ungeduld auf meinen nächsten Besuch, zu dem ich schwarze Handschuhe gewählt. Aber die Hoffnung, mit mir sozialpolitisieren zu können, hatte sie so aufgeregt, daß sie meine schüchterne Verneinung des Willens zum Dasein gar nicht bemerkte, mich rasch zum Sitzen einlud und sogleich mit der Frage hervorsprudelte:

„Wer hat den Sozialismus erfunden?"

Ich war etwas bestürzt über diesen unvermuteten Angriff. Nicht wie ein in Ungnade gefallener Höfling erhalte ich meinen Abschied, sondern ich soll ein Staatsexamen bestehen. Was bedeutet diese wißbegierige Laune? Die Flitterwochen unseres kleinen Belagerungszustandes, kurz vor der Scheidung, sind ja vorüber und wir halten uns gegenseitig nicht mehr für familiengefährlich. Doch wie die Frau will, so geschehe es. Ich räusperte mich etwas und antwortete zögernd:

„In der Bibel lesen wir nur vom ersten Menschen, dem noch nicht die Wohlthat einer Ehescheidung zu Teil werden konnte, weshalb er die Sünde seines Weibes auf sich nahm und mit ihr das Paradies verließ. Die Lehrmeister der heiligen Geschichte sprechen wohl deshalb nur von der Erbsünde, weil auch sie noch nicht den Rückweg in das Paradies gefunden haben. Aber ob die Erbsünde und der Sozialismus identisch sind, wage ich doch zu bezweifeln. Die Arbeit wurde als Fluch über die Sünde verhängt, und die Gesellschaft kann seitdem nicht ohne Sünder und ohne Arbeit bestehen. Nun behaupten aber die konsequenten Sozialisten, daß dies ganz in der Ordnung wäre und ein Fluch sich erst eingestellt, weil die Einen blos sündigen dürften und die Anderen arbeiten müßten. Sie halten nichts von einer Weghungerung der Sünde, wie sie dem gläubigen Christen als ein unerreichbares Ziel vorschwebt und wie dies auch durch die christliche und indische Askese versucht worden ist. Dagegen sind sie auch keineswegs eingenommen von der Erb-Arbeit, die auf ihren Schultern lastet. Für die Sünder gab es einen Erlöser und eine Erlösung; für die Arbeiter soll es solche auch geben. Deshalb meine ich, ohne geistlichen Autoritäten nahetreten zu wollen, daß Erbsünde und Sozialismus doch etwas Verschiedenes sein werden."

Emmy hörte mir mit wachsendem Aerger zu.

„Was machen Sie für Prediger-Schwänke! Ich bin kein kleines Mädchen mehr. Ich will wissen, wer zuerst das gedacht hat, was man Sozialismus heutzutage nennt. Bleiben Sie beim Historischen, mein Herr!"

„Ich habe Dich an den Abgrund meiner Weisheit und vielleicht der ganzen Gesellschaftswissenschaft geführt, pensionskluger weiblicher Intellekt; aber Du willst nicht hinabsehen."

Emmy sagte verdrießlich: „Putzen Sie nicht meinen Intellekt; er ist von dem Ihren ebenso geschieden, wie wir beide von einander. Wenn die Herren der Schöpfung nichts wissen, behaupten sie, wir Frauen begriffen nie, um was es sich handelt. Ich verlange Geschichte, das was man sieht, oder in der Ferne zurückliegender Zeiten mit Hilfe der Gelehrteninstrumente, der Bücher u. dgl., sehen kann. Und Sie wollen mich mit Parabeln und Nutzanwendungen derselben abspeisen? Wer hat einen stärkeren Denkwillen, ich oder Sie, mein Herr?"

„Ah! jetzt verstehe ich Sie erst. Sie wünschen Namen, Daten, um sich damit in den Kaffee-Kränzchen schmücken zu können. Sie möchten gerne die Rosinen der Weltgeschichte naschen, den zähen Teig und die emportreibende Hefe jedoch unberührt lassen. Dabei kommt man so billig weg! Haben Sie nie etwas von Plato vernommen, dem man die Vaterschaft der hungerlüsternen Liebe zuschreibt, der in seinen Staats-Dialogen aber die praktischere Güter- und Frauen-Gemeinschaft als appetitreizende Speise vorsetzt. Erfahren Sie, daß die Gracchen nicht deshalb erschlagen wurden, damit jede wohlbeleibte Bankiersfrau mit der Mutter derselben verglichen

werden kann, sondern, weil sie durch Agrargesetze die senatorische Sippe von ihrem Ueberfluß befreien wollten. Erinnern Sie sich der Urchristen und jener radikalen Kirchenväter, welche das Geld zur Chimäre machen wollten und die evangelische Liebe zum Gemeingut umzuwandeln suchten. Denken Sie an die Spartaner und Essener, an die Waldenser und Wiedertäufer, an die Fechter- und Sklaven- und an die Bauern-Kriege. Soll ich Ihnen die Dichter des Sozialismus nennen, die Baco, Thomas Morus, Harrington, Campanella, Cabet und Herrn Bebel? Oder die Propheten desselben, Saint Simon, Fourier, Considérant, den Père Enfantin und den Schneider Weitling? Oder die Verschwörer von Babeuf bis zu den Helden der Kommune? Oder die Zweifler wie Proudhon? Oder die Dogmatiker wie Karl Marx? Oder die Geschäftsagenten à la Louis Blanc, Schäffle? Oder soll ich Ihnen von dem stolzen Prätendenten des deutschen Sozialistenstaates, von Ferdinand Lassalle erzählen, der wie ein Meteor kam und verschwand? Oder von den kleinen Sternschnuppen, die jetzt allerorts auftauchen und verschiedenartig schillern? Ich hoffe, daß ich Ihre Phantasie genügend in Atem gesetzt habe und daß schon diese wenigen Interpunktionszeichen der großen sozialistischen Menschheits-Legende genügen werden, um Ihren Kopf wirbelig zu machen."

„Sie haben Recht," sagte Emmy etwas kleinlaut. „Da sind ja ganze Bibliotheken hinter meiner Frage versteckt, die ich nicht auslesen kann. O, wie der Staub aufwirbelt, wenn man nach diesen Dingen greift."

„Und dabei," fuhr ich fort, meines Vorteils mich erfreuend, „habe ich Ihnen nicht die mannigfaltigen Theorien vom Eigennutz und vom Gemeinnutzen entwickelt, nicht die Abtönungen vom unschuldsweißen, philanthropisch bleichsüchtigen Kindergarten-Sozialismus bis zum dunkelroten, bestialisch gesunden Kommunismus mit dem Richtschwerte für vorwitzig emporragende Häupter dargelegt. Ich erzählte Ihnen nicht von ökonomischen Harmonien und Disharmonien, erwähnte nicht die nationalökonomischen Brautleute Angebot und Nachfrage und das krisenreiche Ehepaar Produktion und Konsumtion. Ich ließ Sie über die modernen Götter Geld, Kapital, Kredit, und über das kleine Amoretten-Gesindel der Renten, Dividenden u. dgl. im Dunkel. Ich vergaß, Sie über den Unterschied von wirtschaftlicher Freiheit und Hungerrecht aufzuklären. Nicht einmal die Kampf- und Friedensorganisationen des Sozialismus und ihre volltönenden Firmen berührte ich. Ja selbst den sozialen Staatszweck schenkte ich Ihnen und sein anmutiges Rätselspiel. Und die staatsgewaltigen Reformen von jenen chinesischen Staats- und Thee-Sozialisten, dessen Namen Sie doch nicht behalten, bis zu den Maxima und Minima dekretierenden Hausvätern des Konvents, bis zu dem Spielbank-Sozialisten Louis Napoleon und dem positiven Sozialimperialisten Bismarck will ich Ihnen zur Illustration des großen Werkes über die „menschliche Erwerbsordnung" nur flüchtig andeuten. Wenn Ihnen jetzt noch nicht bange ist vor diesem Zauberbuch, dann fürwahr sind Sie ein starkes Weib!"

„Ja, mir bangt vor diesem streitenden Gestaltenheer, vor diesen gespenstigen Worten, die mir den Duft meiner Zimmerblumen ersticken und selbst meinem eingeschlafenen Papagei schlimme Träume zu verursachen scheinen. Es ist dunkel geworden, ich werde Licht kommen lassen."

„Verscheuchen Sie diese Beklemmung, teure Freundin. Ueber solche Fragen spricht sich im Dämmer am besten. Das Licht lockt uns nur doktrinäre Motten heran. Sie haben schließlich Ihren Fächer zur Hand. Damit können Sie einen einsamen Abendfalter immer vertreiben, der Ihnen vorgaukeln will, er habe das „soziale Geheimnis" ergründet, während er nur Ihren Nacken bewundert."

„Aber," flüsterte Emmy, „wenn ich mir Ihre nur halb verstandenen Mären, die aus einer fremden Welt herüberdringen, deuten soll, so bekomme ich den fürchterlichen Eindruck eines allgegenwärtigen, endlosen Kampfes."

„Eines endlosen, unerbittlichen Kampfes. Gewiß! Wie nach der Schlacht auf den katalaunischen-Gefilden erheben sich die im grausamen Existenzkampfe Erschlagenen; aber sie führen nicht nur ein Scheingefecht in den Lüften, sondern sie

mischen sich mit den Reihen der Lebenden und schwingen die Streitaxt auf Lebendige. Die vier apokalyptischen Reiter sind nur die Adjutanten des sozialistischen Feldmarschalls und sie bringen neue Botschaften an die kämpfenden Massen: Uebervölkerung, Ueberarbeit, Ueberproduktion, Ueberspekulation. Doch nach wie vor folgt Krankheit, Hunger und Tod dem Hufschlag ihrer Pferde. Und der allgemeinen Bankerott-Pest folgt das große Sterben der Menschen."

„Jetzt übertreiben Sie," bemerkte Emmy mit einem gezwungenen, heiseren Lachen. „Sie wollen mir nur Schrecken einjagen mit Ihren modernisierten Ammengeschichten. Aber ich bin nicht so furchtsam. Noch lebe ich und mit mir Millionen, und darunter leben Viele recht gut. Oder leben Sie nicht selbst gern, Sie Karton-Maler des Pessimismus, der von dem ungalanten Schopenhauer seine Motive stiehlt?"

„Das Leben ist nicht wert, gelebt zu werden, aber weil wir leben müssen, so leben wir. Das heißt, so gut, so leichtsinnig, so vergnügt, als es eben geht. Sie sehen, ich kann mit meinem Pessimismus einen ganz anständigen Optimismus verbinden. Und das thun selbst die Meisten, welche das Evangelium der Armut und des Elends predigen. Es giebt unter ihnen verzückte Schwärmer, welche das neue, das sozialistische Jerusalem bereits in elektrischer Beleuchtung erblicken und auf die Universal-Dampfmaschine harren, welche alle Bedürfnisse der Menschheit in regelmäßigster Weise befriedigen, uns ein tausendjähriges dolce far niente gestatten soll. Daneben grinsen uns aber auch skrupellose Rachegeister an, welche mit Petroleum sich einen Ruhmesschein für ihr struppiges Haupt bereiten und mit Dynamit die Zeit einrichten wollen, die nach ihrer Ansicht aus den Fugen ist. Und die Verheißung der Träumer übertönt den Ruf der Vernichter, welche den alten Bannspruch wiederholen: Friede den Hütten, Krieg den Palästen!"

„Nun, den Ausgang wollen wir abwarten," sagte Emmy mit kühler Ruhe. „Auch gegen Sozialdemokraten giebt es noch Soldaten."

„Welches treffliche Verständnis doch die Frauen für jedes Repressivsystem haben!" erwiderte ich, einigermaßen aus dem Text gebracht. „Was wären Sie für ein sorgsamer Polizei- oder Anarchisten-Minister geworden, wenn Ihnen das Geburtsloos einen Anteil an der Mannheit zugewiesen hätte! Aber vielleicht würde dann auch Ihre weibliche Besonnenheit, Ihre Naivetät in Ausübung jeder Gewalt durch die scharfen Reflexionssäuren zerfressen worden sein, mit denen wir Männer einmal experimentieren müssen."

„Es ist gut so, wie es ist; ich beneide Sie nicht um Ihre männlichen Triumphe und um Ihre männlichen Schwächen. Mir genügen meine weiblichen. Wenn ich mein Familienjournal recht verstanden habe, würden uns auch die Herrn Sozialisten in ihrem Zukunftsstaat nur als eine Beute betrachten. Das und nichts Anderes sieht aber in uns auch die gegenwärtige Gesellschaft. Wir sind entweder die Beute der Verhältnisse oder wenn wir den Mut dazu haben die Opfer unserer eigenen Laune. Ein Gutes ist doch dabei. Man schont ja stets die Beute, weil man sie besitzen will. Mit euch, ihr stolzen Kultureroberer und Champagnerzecher, wird das Volk, oder was sich so nennt, nicht so glimpflich umgehen. Der Vordermann muß beseitigt sein, wenn man avancieren will."

„Jetzt bewundere ich bei Ihnen wieder den klaren Blick der Frau, die alle kleinen Dinge und alle kleinen Leidenschaften richtig durchschaut. Dafür sollen Sie Ihren Lohn erhalten. Ich will Ihnen Ihre erste Frage, die Sie längst vergessen haben, einfach und schlicht, ohne Zuhilfenahme gelehrten und historischen Apparates beantworten. Sie wollten nur Thatsachen hören, die Sie schließlich betäubten. Ich will eine genetische Erklärung versuchen, was rascher geht und weniger leicht kontroliert werden kann. Hilft man sich so hinsichtlich der Entstehung der Sprache, warum soll man dieses Reflexionsspiel nicht auch beim Ursprung des Sozialismus anwenden?"

„Was hatte ich Sie denn gefragt?" brachte Emmy nach längerem Besinnen hervor.

„Wer der erste Sozialist gewesen? Nun, ich helfe mir bei der Antwort, indem

ich auf mein Metier zurückgreife. Der erste Sozialist war keineswegs der erstbeste arme Teufel, sondern ein hungernder Schriftsteller. Er brachte die stumpfe Armut zuerst zum Denken, zum mindesten ihr stammelndes Wort auf eine Papyrusrolle. Möglicherweise hat auch die granitene Hieroglyphen- oder die backsteinerne Keilschrift schon solche sozialistische Glossen neben den Grabschriften und Triumphanpreisungen der Könige zu Tage gefördert; doch das sollen die Gelehrten entdecken, denen ich diesen Fingerzeig gebe. Nachdem dieser sozialistische Moses, der nicht ein Jubeljahr im halben Jahrhundert, sondern lauter Jubeljahre instituieren wollte, seine fünf Sinne in Forderungen an die Gesellschaft übersetzt, war auch die Lehre und Propaganda der unrecht verkürzten Mitbrüder, der Elend-Kultus und das utopistische Zukunftsregime in den Gedankenkreis der Menschheit eingeführt."

„Die Sache interessiert mich gar nicht mehr," sagte noch kühler als vorher Emmy. „Nur noch einen kleinen Anflug von Neugierde hätte ich."

„Bekennen Sie! Ich will sehen, ob ich dieselbe leichthin befriedigen kann."

„Nein, ich will Wahrheit," bemerkte sehr ernsthaft Emmy. „Sagen Sie mir ohne Rückhalt: Gehört die Frauenemanzipation auch zum Sozialismus?"

„Wie man es nimmt. Die Frauen müssen erst selbst darüber einig werden. Der Blaustrumpf, welcher keinen Mann findet, behauptet es. Das Mädchen, welches glückstrahlend zum Altare tritt, beweist die gegenteilige Ansicht."

„Und die übrigen Frauen?"

„Lösen die Frage am besten wie Sie. Sie heiraten, um sich dann scheiden zu lassen. Nennen Sie das Sozialismus, ich sträube mich nicht dagegen."

„Sie sind ein philosophierender Sanskulotte. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Emmy!"

Es Löwos.

Eine Ehestands-Geschichte.

Von S. Gulot.

(Tiflis.) (Uebersetzung unmöglich.)

Zweiter Teil.

Es ist eine harte Zeit. Wir sind noch immer im selben Dorf, und es ist Winter. Ich habe eine Lungenentzündung durchgemacht.

Mein Löwos hat mich Tag und Nacht gepflegt, mir die kalten Umschläge gemacht — ist bei schlechtestem Wetter selbst in die Apotheke gegangen. Ich soll auch kein schlimmer, sondern sehr dankbarer Patient gewesen sein, und wir sind uns womöglich noch näher gekommen.

Wenn man von einem Wesen gepflegt wird, welches jeden Schmerz mitempfindet, welches immer zärtlich und geduldig ist, besorgt bei jeder Verschlimmerung, entzückt bei jeder Besserung — so hat das Kranksein — ich versichere — etwas Angenehmes. Es ist so ein gewisses sich von Liebe schaukeln lassen. Sogar an's Sterben denkt man mit der Befriedigung, daß der Andere einsehen wird, wie furchtbar schade es um Einen wäre; daß sein Schmerz genau so groß sein wird, als man ihn in einer Hinrichtungsstunde selbst empfände — dann weiß man, daß man nicht so ganz und gar tot sein wird, denn das Bild, das Andenken lebt im verwittweten Herzen fort und wird noch inniger und heiliger geliebt, als im Leben.

Ich bin also rekonvaleszent, noch sehr schwach — und es ist eine harte Zeit.

Die Arbeit hatte gestockt — das vorrätige Geld war für Doktor und Apotheke ausgegeben worden — wir können nicht in die Stadt zurück. Was nun beginnen? Das war ein Moment für Kapitän Nemo helfend einzugreifen.

„Wie geht's, Liebinill?" fragt die Meune, während ich, auf einen Stock gestützt, meinen ersten Gang durch's Zimmer mache. Ich schleiche in Pantoffeln, bin abgemagert und bleich; ein Foulard um den Hals gewickelt, Bart und Haare lang — ich fühle mich als ein Bild des Jammers. Darum gefalle ich aber der Meunen nicht minder, und ich antworte auf ihre liebevoll gesprochene Frage:

„Besser, Löbs — aber sehr schwach."

„Wartet nur. Ihr werdet bald wieder stark werden. Jetzt wird es heißen, in's Essen ordentlich dreinhauen, und die Kräfte werden zurückkommen. Aber jetzt ist's genug, Meuns; Ihr seht mir furchtbar bleich aus — strengt Euch nicht zu viel an mit dem Gehen — das wird jetzt wohl thun, sich wieder ein wenig niederlegen — So, Meuns — bequem so? Da habt Ihr noch ein Polster — und die Füße gut zudecken — da —"

„Danke, Löbs! Es thut wirklich wohl, wieder zu ruhen."

„Und wollt Ihr schon Eure Suppe haben — oder soll Euch das efällige Maul" etwas vorlesen?"

„Die Suppe fertig? O dann die Suppe, Du Löwos!"

„Gleich, mein Schatzos."

Es bringt mir eine so appetitliche Suppe daher mit zerfallendem Hühnchen drin.

„Da, Meuns — das wird aber schmecken!"

Die Meune hat recht — die Suppe und das Hühnchen schmeckte mir kannibalisch. Sie sieht mir mit leuchtenden Augen zu. Ich sehe, daß sie — so wie es einen Wiederschein und einen Wiederhall giebt — den Wiedergeschmack meiner gierig verzehrten Rekonvalcszentenspeise empfindet; aber trotz dieser leuchtenden Augen — die arme Meune sieht auch schlecht aus.

„Du solltest einen Spaziergang machen, Löbs!"

„Und Euch allein lassen?"

„O, ich kann ganz gut eine Stunde allein bleiben — und Es brauchte notwendig, ein wenig frische Luft zu schöpfen . . . Es Arms, hat sich die ganze Zeit so angestrengt — schon zehn Nächte nicht ordentlich getunkerlt — Es wird mir schließlich auch noch krank werden; Du mußt Dich schonen, Fürchter —"

„Sprecht nicht so viel. Wollt Ihr jetzt ein wenig Kompot haben — oder lieber später — schlummern wollt Ihr? Wartet, daß ich die Polster aufschüttele — so. Und jetzt wollen wir diesen Fensterladen zumachen. Und ich werde Euch Eure Limonade bereiten, falls Ihr durstig werdet."

„Und Es Löwos wird ausprankoffen?"

„Nein — schlaft mir ruhig ein — Es Löwos bleibt neben Euch und wird auch ein wenig tunkerln."

„Gieb mir Dein Prankos, daß ich's küsse, mein altes Wüstenvieh."

Nach einer Weile: „Ihr schlaft noch nicht?"

„Nein . . . Wißt Ihr, was mich am Einschlafen hindert? Mir sind plötzlich Sorgen aufgestiegen — die ganze Zeit war ich zu krank, um an etwas zu denken, aber jetzt fällt mir ein, daß übermorgen der Zins zu zahlen ist und unsere Kasse leer sein muß."

„Macht Euch keine solche Gedanken, Schatzos. Wir haben noch Vorrat — der Zins wird gezahlt — werdet mir nur wieder gesund — das ist die Hauptsache —"

„Haben die Doktors wieder etwas bekommen?"

„Nein."

„Also wie hat sich die Kasse gefüllt?"

„Kümmert Euch nicht darum und schlaft."

„Ich kann nicht schlafen, ehe ich nicht alles weiß."

„Also wenn es sein muß: Es Löwos hat ausgeholfen —"

„Was! Hat der Verwalter endlich den Ertrag der Palmenernte geschickt?"

„Das nicht."

„Oder hat Es seine Polka oder seine übrigen Kompositionen edieren lassen?" (Seit der Polka ist nämlich ein Marsch, ein Galopp und ein Liebeslied entstanden).

„Auch das nicht . . . Ihr wißt — mein Kollier — das der Frau unseres Bankiers so gut gefallen hat . . ."

„Was!" rufe ich erschrocken — „Ems Wüsten-toison-d'or — die hat Es doch nicht verschachert?"

„Doch, Meuns — das war die letzte Ressource."

„Aber, armes Löwos — hast Du nicht Prankos gerungen?"

„Im Gegenteil, Schatzos; Es war nur zu froh, helfen zu können. An dem Tand lag Em nichts — und mir nichts. Es bleibt auch ohne Kollier Ritter hoher und höchster Orden . . ."

„Groß-Komthur vom Orden der treuen, aufopfernden Liebe," sage ich, das gute Löwos an mein Herz ziehend. „Der Wüstengott segne Dich, Du mein bravster Kamerad. Deine Opfer werden Dir gelohnt werden."

„Als ob Es Euch je ein Opfer bringen könnte — als ob Es nicht, mit allem was Es hat, ganz Euch gehörte! Es dankt ja seine ganze Existenz nur Euch! Was wäre denn aus Em geworden, wenn Ihr Es nicht barmherzig aufgezogen hättet und gehätschelt und verzärtelt und beglückt?"

„Und ist Em wirklich nicht leid um das schöne Schmuckstück? Ich glaube, Es hatte es von seiner Großmutter her?"

Diese Löwengroßmutter war uns auch eine bekannte, legendenumsponnene Figur. Ich hatte einmal unabsichtlich kritzelnd ein Monstrum gezeichnet: ein Löwenkörper mit dem Kopf eines ältlichen Sauriers, und da entschieden wir, es sei das Porträt von Ems Großmutter — gebornen Wüstendrach. Bei ihr war der beste „Kaffee" der Wüste zu haben, ihr Haushalt überhaupt musterhaft; nur war sie was wir eine „furchtbare Gaatsche" nannten — das ärgste Klatschmaul aller Oasen. Die alte Wüstendrach war übrigens in unserer Idee schon gestorben — nur ihr Andenken lebte fort. Sonst hatte Löwos von Verwandten nur noch eine Nichte — die schöne Lea — die übrigens kürzlich eine Mißheirat gemacht hatte, indem sie mit einem Zebra durchgegangen war.

„Em ist gar nicht leid um das Halsband der alten Wüstendrach," beteuerte die Meune. „Es war so ein altväterisches Stück, stand Em gar nicht gut zur Löwenphysiognomie — der gezahlte Zins gewährt ein viel angenehmeres Bewußtsein als der Besitz des Rokoko-Erbstückes. Also werdet Ihr jetzt schlafen können?"

Sie streichelt mir sanft die Stirn: „Macht Eure müden Aug'sos zu — Es Löwerl wird ein gleiches thun und wir tunkerln Eins in Kompagnie."

Nach einer Stunde süßen Schlafes erwache ich. Das gute Löwos, das neben mir sitzt und seinen Kopf auf mein Polster gelegt hat, ist richtig auch eingetunkerlt. Ich rühre mich nicht, um En nicht aufzustören; aber Es muß magnetisch avisiert worden sein, daß ich erwachte, denn es schlägt jetzt auch die lieben Lichter auf.

„Guten Morgen, Löbs — gut getunkerlt?"

„Sehr gut und Ihr?"

„Auch sehr gut."

„Wollt Ihr etwas?"

„Einen Schluck Limonade, bitte — Danke, Du Löwos!"

„Soll ich Euch jetzt vielleicht vorlesen?"

„Danke, „gefälliges Maul", aber ich bin wirklich noch zu blöd, um einer Lektüre folgen zu können. Ich kann nur so vegetierend hinglotzen, wie eine gelähmte Eidechse und mich am Scheine und an der Wärme meiner Wüstensonne laben. Daß Es neben mir ist und mich lieb hat, genügt mir. Es hat mich doch lieb?"

„Dabrahahabraha!"

Wie Es mit den paar Silben, aus welchen Ems Sprache besteht, doch so viel ausdrücken kann — dieses „Draha" klang so zärtlich! Manchmal, wenn mir Es eine mehr oder minder lange Rede hält, unterbricht die Meune die Folge der

Da—dra—has, indem sie fragt: „Was hat Euch Es gesagt?“ worauf ich streng erwidere: „Geht Euch nichts an.“ „Ich möchte aber doch wissen,“ besteht sie. „Mischt Euch nicht in Ems Angelegenheiten,“ befehle ich mit verdoppelter Strenge.

* * *

Ich bin wieder ganz gesund, und wir sind in die Stadt zurückgekehrt. Ich habe eine neue Stellung gefunden, die uns à peu près leben macht: ich zeichne Pläne bei einem Bauunternehmer. Von unserer Villa ist noch immer nicht der erste Stein in der Sparkasse. — Wir besitzen die Sparaber nicht, — Es und ich — wir verstehen nicht zu knickern und knausern; wir bereiten einander immer gern kleine Freuden; sagen niemals „nein“, wenn ein Bedrängterer als wir uns um ein Darlehen angeht — tragen es ihm sogar an, wenn wir sehen, daß er's brauchte und ihm der Mut fehlt, es zu verleugnen; wir lieben auch eine gewisse Eleganz in Kleidung und dergleichen; so geschieht es, daß wir nie etwas zurücklegen und überhaupt zur Einsicht gekommen sind, daß die Fähigkeit des Zurücklegens eine Tugend ist, die uns mangelt. Wir haben die Hoffnung aufgegeben, uns dieselbe jemals anzueignen; manche Leute werden mit krummen, andere mit geraden Nasen geboren — einige mit, und andere ohne Sparsinn — und das läßt sich alles nicht ändern.

Wenn uns aber die nützliche Gabe fehlt, für die Zukunft sorgend zu handeln, so fehlt uns zum Glück auch die zuwidere Gabe, für die Zukunft sorgenvoll zu bangen. Dadurch, daß das Morgen unsicher ist, lassen wir uns das Heute nicht vergällen. Wir nehmen jede Gegenwartsfreude dankbar an, kämpfen das Gegenwartsleid nieder und kümmern uns nicht auch noch um das zukünftige „Enough for the day is the evil thereof“. Und es kommt ja immer alles anders, als man es voraus hofft oder fürchtet. So ganz anders! Alte Wünsche wurden zwar nicht erfüllt, es haben sich aber neue eingestellt; alte Pläne sind gescheitert und es haben sich Dinge entwickelt, die nicht geplant waren, deren Keim, als er gelegt worden, ganz übersehen wurde. Also birgt vielleicht auch die gegenwärtige Stunde die Samenlegung einer ganz ungeahnten Zukunftsblüte — wozu sich dann den Kopf zerbrechen! Wir sind — wie Ein Leser schon bemerkt haben wird — ein paar Philosophen, Es und ich.

Diesmal wohnen wir in zwei Monatzimmern bei einer Familie, wo wir auch die Kost erhalten. Wir haben daher keine Haushaltungssorgen, keinen Aerger mit einer Familie Richter oder, wie wir sie nannten, Familie Diminuendo.

Das ist alles recht angenehm; dagegen mangelt uns — nachdem wir unsere Mahlzeiten gemeinschaftlich mit unseren Kostgebern einnehmen — unser trauliches tête-à-tête-Speisen und um diese kleinen Feste ist uns leid. Wir vertrösten uns auf die Villa, die Kapitän Nemo doch einmal aufbauen wird. Es wäre recht schade, wenn zwei Leute, die das Zeug haben, so intensiv glücklich zu werden, dazu nicht das gehörige Material geliefert bekämen. Es giebt so viele Andere, die Schlösser und Paläste besitzen und sich's damit nicht gemütlich einzuteilen wissen — warum sollten wir nicht so eine bescheidene Villa kriegen, die wir uns zu einem förmlichen Paradiese machen wollten? Freilich leben auch Solche, die nicht einmal ein Dach über ihren Häuptern haben, oder in elenden, schmutzigen Hütten wohnen müssen. Ach, es giebt doch noch viel Trauriges auf der Welt! . . . Oft bedauern wir, die Meune und ich, nicht um ein paar tausend Jahre später geboren worden zu sein. Wenn alle die herrlichen Erfindungen, die unsere Zeit auszeichnen, progressiv so weiter schreiten, wenn der Aberglaube, der Nationalhaß so fort schwindet, wie er schon zu schwinden beginnt; wenn sich der Altruismus immer mehr entwickelt hat, so wird das eine famose Welt sein — in ein paar tausend Jahren! Jemand wird sich doch daran freuen — dieser Jemand wird sich als Ich fühlen; was für einen Unterschied macht es dann, daß mein jetziges Ich tot ist? Dieses andere ist ja auch seiner selbst bewußt — ist „ich“. Nur so lange ich lebe, bin ich von der übrigen Welt abgesondert und sehe ein, daß die Anderen Andere sind — bin ich einmal

weggeräumt, so fühlt sich das Ich im andern als selbst und das bin dann wieder — ich.

Wem diese Erklärung der Unsterblichkeit zu tief ist, der reiche mir die Hand: mir ist sie's auch! — Das ist eben das Kennzeichen der Metaphysik, daß derjenige, der sie vorträgt, sie gewiß nicht versteht. Derjenige, der zuhört, glaubt mitunter noch das Gesagte verstanden zu haben und auf diese leise Chance rechnet der Vortragende auch. Wer weiß, der gewisse Eine Leser, dem ich im Lauf dieser Mitteilungen immer wieder die Hand schüttele, dieser Eine mit dem warmen Herzen und dem hellen Sinn, wird aus meinen dunklen Worten auch etwas herausverstanden haben. Wohl bekomm's ihm!

Ich war fast den ganzen Tag außer Haus, und so war die einzige Zeit unseres gemütlichen Beisammenseins der Abend, wenn wir uns nach dem Souper in's Schlafzimmer zurückgezogen hatten. Aber viele Abende brachten wir in Gesellschaft zu. Nicht besonders gern — mehr als eine Art Gewissenspflicht. Wir waren mit den ersten Familien der Stadt bekannt geworden und trotz unserer hierzulande eingenommenen bescheidenen Stellung, behandelte man uns als Fremde von Distinktion. Man übersah den Umstand, daß wir, ganz vermögenslos, uns durch allerlei Arbeit durchzuhelfen suchten und sah in uns — was wir eigentlich von Geburt auch waren — hochgeborene Glieder der besten Gesellschaft. Vielleicht waren es auch unsere musikalischen Leistungen, die unseren Salonwert erhöhten — kurz, man riß sich förmlich um uns. Und wir folgten den Einladungen — um nicht ganz wild zu werden, um uns Konnexionen zu schaffen — aus allerlei Gründen gingen wir in die Welt, nur nicht aus Vergnügungssucht. Am liebsten blieben uns immer unsere Abende zu Hause, wo Es Löwos sich frei geberden konnte, während Es Arm's in der Welt nicht eingeführt war, von niemand auf Erden, außer von mir gekannt, immer ganz traurig sich unter irgend ein Kanapee verkriechen mußte, wenn wir einen Salon betraten. Das einzige, woran Es in den Soireen unsichtbar teilnahm, war das Souper. Noch ehe wir uns auf den Weg machten, faßte Es den Entschluß, sich's schmecken zu lassen. „Draha." So ein ganz kurzes, festes, trompetenstoßartiges „Draha" drückte diese Resolution aus. Wenn ich dasselbe hörte, so kommentierte ich: „Ah, Es hat den Entschluß gefaßt, sich anzuwampossen!" Worauf die Meune: „Ob Es diesen Entschluß aber auch ausführen wird?" — „Löwossos führen ihre Entschlüsse immer aus, das ist bekannt — es steht im Wüstenbuch." — „Seite?" — „Seite 43,001." „Unter welcher Rubrik?" „Unter der Rubrik Löwenbeharrlichkeit." — Wenn Es seinen Entschluß gewissenhaft ausgeführt hatte, so freute sich Es in's Nest. Das Nachhausekommen und Insnestkriechen war Em gewöhnlich das liebste an der ganzen Soiree.

Es sind aber mitunter auch kläglich langweilige Geschichten, diese Soireen. Das junge Volk tanzt zum Klavier und amüsiert sich wahrscheinlich dabei; die alten Leute spielen Karten und finden sich dadurch wohl auch angeregt — aber für uns mittelalterliches Ehepaar, wo es keine flirtation und keine Whistpartien giebt — was in aller Welt bietet uns so ein Salon? Flache, leere Gespräche . . . Und selber sind wir bei weitem nicht beredt und brillant genug, um der Konversation mehr Schwung oder mehr Frische zu geben; wir verflachen uns wacker mit und reden womöglich noch inhaltloser als die Anderen. Am nützlichsten fühle ich mich noch, wenn ich am Klavier sitze und Strauß'sche oder selbst komponierte Walzer hacke, um die jungen Leute springen zu machen. Ebenso die Meune, wenn sie eine ihrer Konzertpiecen vom Stapel läßt. Es ist doch wahr, man fühlt sich in der Gesellschaft nur dann befriedigt, wenn man sich nützlich oder bewundert weiß; daher das frohe Indieweltgehen einer schönen und eleganten jungen Frau, welche sich bewußt ist, daß ihre bloße Erscheinung in jedem Salon, den sie betritt, Bewunderung erregt, daß sie als dessen Zierde zugleich auch nützlich ist.

Aber besser noch, als sich nützlich und bewundert zu wissen, ist, sich geliebt zu fühlen. Und das fühlen wir Zwei nur von und miteinander. Die Uebrigen sind uns gleichgiltig und wir sind es ihnen. Gegenseitig aber wissen wir, wie wert wir

einander sind; wie wir uns schätzen und achten und lieb haben — wie wir bereit wären, wenn den Anderen ein Leid treffen, ein Unrecht geschehen sollte, ihn zu trösten, aufzurichten. — Ich glaube, wenn ich ein Verbrechen beginge — die Einzige, die mich nicht richten, sondern bemitleiden und verteidigen und bis zum Galgen nicht verlassen würde, wäre die Meine. — Zum Glück — so Tragisches kommt bei uns nicht vor — Verbrechen begehe ich keine, aber Dummheiten — große und kleine — die habe ich öfters gemacht — und nie ein Vorwurf, nie eine Klage über die üblen Folgen, nie ein finsteres Gesicht von meinem Wüsterich! Ich habe mich in Geschäften versucht — manches ungeschickte und leichtsinnige dabei getan — Es Löwos fand gewiß eine Entschuldigung dafür. Und in der That — machen denn Vorwürfe und Rekriminationen etwas gut? Niemals. Die böse Folge ist da — wozu diese Unannehmlichkeit auch noch mit der Unannehmlichkeit bitterer Worte erschweren? Diese wären uns eine viel größere Kalamität, als alle Kalamitäten, welche die Außenwelt bringen kann. Wir haben uns — o freundliches Oasenbewußtsein — und was draußen auch für Samum und heißer Staub wirbeln mag, im Schatten unserer Freundschaft ist es kühl. Ich sage Freundschaft — denn verliebt sind wir ja nicht — Es ist mein Freund — mein ergebener, mein bester, mein einzigster. Und ebenso ich Em.

Wenn ich nicht den gewissen Einen Leser, auf dessen Sympathie ich rechne, sondern ein Publikum vor Augen hätte, so wäre ich mir wohl bewußt, daß dieses ewige Befiedeln derselben Saite schon monoton klingen muß. Uebrigens habe ich ja nur eine Monographie versprochen — und können ganze Broschüren über „die Anatomie der Eingeweide der Leoparden," „Ueber die Knochenauswüchse der Augenhöhle" und „Ueber die Erhaltung der Hornfaser fossiler Spongien" geschrieben werden, warum nicht auch einmal über dieses seltene, heilige Ding: volles Eheglück — und über so ein wunderbares Wesen, wie Es überhaupt: ein Sproß aus wüstlichem Königsgeschlecht, Enkel der gebornen Wüstendrach, Besitzer vieler hoher Orden, Beherrscher einer eigenen Sprache, Komponist eines Marsches, Galopps und Liebeslieds, Kind und Herr des Hauses, schuldlos, sanft jovial — mit einem Wort: Es Löwos.

* * *

„Jovial!" Das ist eine Eigenschaft Ems, die des Näheren zu erörtern ich ein neues Kapitel in Angriff nehmen muß. Ja; ich habe En in seiner ganzen Löwenexistenz — die Zeit mitgerechnet, wo Es ganz klein und elend war — niemals verdrießlich gesehen, aber sehr oft in erhöht frohsinniger Stimmung. Es gehört furchtbar wenig dazu, diese Stimmung zu wecken; wenn ich Em etwas nach Hause bringe, so ist das Auspacken der geringsten Kleinigkeit Anlaß zum Ausbruch der Jovialität. Letztere äußert sich gewöhnlich durch Absingen der bereits angeführten Polka — deren Schlußtakt ich gewissenhaft mittanze, oder des majestätischen Wüstenmarsches: Bum—bum—bumbidibum!

„Das muß imposant sein," rufe ich, „wenn fünzigtausend Löwossos zu den Klängen dieser Musik Arm in Arm aufmarschirossen!"

Oder des Wüstengalopps: gggg, ghcd, e—c—.

Diesen trägt Es gewöhnlich vor, indem es seine beiden Pranken auf meine Achseln legt und mit raschen Armbewegungen den Takt markiert; ich thue ein gleiches: ich lege meine Hände auf die Löwenschultern und bewege die Arme im Galopptempo auf und nieder. Manchmal, wenn ich mitten in der raschen Bewegung bin, hört Es aus Malice auf, zu singen — dann lasse ich weinend die Arme sinken — Es lacht mich aus und beginnt von Neuem.

„Schön ist Ems Löwengalopppppp!" rufe ich nach Schluß desselben. „Das muß herrlich sein, wenn fünfhunderttausend Löwossos durch die Wüste galoppirossen!"

Es hat aber auch eine Weise komponiert, die eigens die „joviale Melodie" heißt und die jedesmal vorgetragen wird, wenn En etwas ganz besonders freut:

F-dur: c—, f e g f b a g f, e g f d d. —c, c — —

Diese Jubelschalmei ist einer unglaublichen Steigerung fähig, besonders wenn Es schon ganz außer Rand und Band ist vor Entzücken.

Wenn wir plötzlich einen Haupttreffer machten (was durch den Umstand einigermaßen erschwert ist, daß wir kein Loos besitzen) dann weiß ich nicht, bis zu welchem Intervall das „joviale Lied" sich noch versteigen würde.

Uebrigens bedarf es nicht eines äußeren Anlasses, auf daß Es Löwos seiner Jovialität Ausdruck gebe. „Dabrahaha" höre ich manchmal En am anderen Ende des Zimmers fröhlich ausrufen. „Was denn, Löbs" — „Es freut sich", dolmetscht die Meune, „daß Es auf der Welt ist" — „Gut's Löwos."

Ich habe eine Litanei, die fängt an bei „Gutes Löwos" durch dreißig bis vierzig Adjektive durch — als „vortreffliches, einziges, ganz unvergleichliches" bis zu „goldenes Löwos". Unter letztere Benennung freut sich Es besonders, weil die Sage geht, daß so oft dieses Wort ausgesprochen wird, Em ein goldenes Mähneshaar wächst.

Aber ich bin nicht immer so höflich. Manchmal schimpfe ich En gehörig herunter; da heißt es dann Mistlöwos, Saulöwos u. s. w. und je derber die Injurien, desto vorzüglicher grinst Es. Auch mit der Meunen bin ich öfters grob. Bismarck soll einmal geäußert haben, daß man mit niemandem so grob ist wie mit der eigenen Frau und diese Beobachtung bewahrheitet sich an mir. Trottel — mit einem accent circonflexe auf dem o: Trôttl, ist eine sehr häufige Benennung, mit der ich die Meune beehre — auch „Rindsnase" oder „Karnaille" oder ähnliche, noch weniger druckfähige Kosenamen. Wenn man sich im Ernste gottlob nie ein unfreundliches Wort gesagt, so kann man einander im Scherz die ärgsten Invektiven an den Kopf werfen. — Auch Drohungen stoße ich bisweilen aus, bei welchem einem Lauscher die Haare zu Berg stünden. Ich bitte z. B. die Meune, sie möchte mir am folgenden Morgen einen fehlenden Knopf annähen. — „Und wenn ich etwa darauf vergesse?" fragt sie. „Dann werde ich Euch mit dem Stiefelabsatz die Augen austreten." — „Sonst nichts? — „Und siedendes Oel in die Ohren gießen." Uebrigens brauche ich mich nur an En Löwos zu wenden und der Knopf wird nicht vergessen . . . Es näht ihn mit seinen guten Prankossos an, nicht wahr, mein alter Fürchter?" — „Dabraha."

Dann habe ich noch eine grausame Art, der Meunen Grobheiten zu sagen. Nämlich, wenn sie im Gespräch irgend ein schimpfendes Wort gebraucht, so unterbreche ich mit: „Selbst!" Z. B. sie sagt von einem nicht mehr brauchbaren Teppich: „Diese zerfetzte alte Schabracke können wir wegwerfen." — „Selbst zerfetzte alte Schabracke." Laut aufheulend, legt sie das Taschentuch an die Augen. — „Nur nicht weunen, Meuns, nur ja nicht weunen!" (Da sich „mein" in „meun" verwandelt hat, so wurde aus „weinen" folgerichtig „weunen". Anmerkung für Philologen). „Nein, aber ernsthaft, Meuns," jetzt sie fort, auf der Erledigung der Teppichfrage bestehend, „wollen wir das Zeugs nicht unter das unbrauchbare Gerümpel stecken?" Mit boshaft lauerndem Blick betrachte ich sie eine Zeit lang schweigend, dann: „Selbst unbrauchbares Gerümpel — aber nur nicht weunen, Meuns, nur ja nicht weunen!!"

* * *

Wir sind also, wie gesagt, wieder in der Stadt.

Es ist Weihnachten. Wir haben für den heiligen Abend alle Einladungen abgelehnt, da wir denselben still zusammen feiern wollen. Unsere Hausleute und Kostgeber sind an diesem Abend auch nicht zu Hause; so bleiben wir denn, was uns eben recht ist, ganz allein.

In der Absicht, Em Löwos eine kleine Bescheerung zu bereiten, haben wir schon gestern ein fertig behangenes Christbäumchen gekauft.

Gegen Abend war ich ausgegangen und komme packetbeladen zurück. Unterdessen hat die Meune unser Zimmer gemütlich hergerichtet. Mir ist, als ich dessen Schwelle betrete, wirklich so freudig zu Mute, wie es heute vielen tausend Kindern

ist: ich weiß, daß wir einen frohen, einen großen Festabend genießen werden — meine Packete enthalten allerlei Ueberraschungen.

Im Zimmer ist es warm, duftig und hell. Die Meune hat ein tüchtiges Feuer machen lassen und ein gedecktes Tischchen und zwei Fauteuils sind zum Ofen geschoben. Zwei Lampen beleuchten den Raum; die Kerzchen am duftenden Baum, der auf einem Tisch in der Mitte des Zimmers steht, sind noch nicht angezündet. — Auf einem Seitentisch neben dem Ofen wartet allerlei Vielversprechendes für unser Festmahl: eine Bowle mit dampfendem Punsch, den die Meune einstweilen bereitet hat — eine kleine Gansleberpastete, ein gebratener Fasan, — eine Schüssel Backwerk — zu appetitlich sieht es dort aus — ich mag gar nicht hinschauen.

Die Meune kommt mir freudig entgegen.

„Endlich, endlich! Aber welche Unzahl Packete, was ist da alles drin?" „Dadrahaha" und auch Es Löwos fängt an neugierig an den papierumwickelten Schätzen herumzutasten.

„Langsam, Löbs, langsam — das sind alles kleine Ueberraschungen für Dich. Du mußt jetzt in's Nebenzimmer gehen, Löbs — und erst wenn ich klingle, darfst Du herein."

Es gehorcht, und ich mache mich daran, meine kleinen Geschenke auszupacken und unter dem Christbaum auszubreiten. Ich weiß, daß dieselben Ein höchlich freuen und zugleich die Meune höchlich überraschen werden.

Wir haben nämlich nur eine Kasse, die Meune und ich; wir wissen immer genau wie viel — oder richtiger — wie wenig darin ist, und da in der letzten Zeit dieses „wenig" auf „wenigst" zusammengeschrumpft war, so konnte die Meune keine großartige Weihnachtsbescheerung erwarten und mußte vermuten, daß meine Packete nur irgendwelche ganz billige Scherzgegenstände enthielten: Flitterpapierorden für Ein u. dgl. Dem war aber nicht so. Meine Packete enthielten ganz hübsche Sachen und da nicht einmal alles. Vor der Thüre war auch noch ein Dienstmann geblieben, dem ich jetzt seine Fracht abnahm.

Die Sache verhielt sich so: vor ungefähr vierzehn Tagen hatte ich für eine Arbeit der Magisters — eine Novelle — ein paar hundert Mark erhalten. Die Meune war zufällig abwesend, als mir der Postbote den Brief überbrachte, und da habe ich ihr die Sendung verschwiegen, in der Absicht, dieselbe zu Weihnachtsüberraschungen zu verwenden. Es hätte ihr damals natürlich auch Freude bereitet, wenn ich ihr die Sache mitgeteilt hätte, aber so war die Freude eine doppelte, besonders für mich, da ich die ganzen vierzehn Tage unablässlich an diese Bescheerungsstunde dachte und nun — da sie gekommen war — so ein frohes Herzklopfen hatte — wie es eben nur unter dem Christbaum oder am Wege zum Liebesrendezvous empfunden werden kann — dieses gewisse Gefühl, wo man „ich" zu sein, als den beneidenswertesten Posten der Schöpfung betrachtet und mit keinem König der Erde und keinem Engel des Himmels tauschen wollte.

Meine Hand zitterte ein wenig und auf meinem Gesicht lag gewiß ein breites Lächeln, als ich die Lichter am Baume anzündete und dann den Effekt des Ganzen in Augenschein nahm. Es sah wirklich hübsch aus:

Ein Thee-Service.
Ein halb Dutzend seidene Hinterprankosschläuche.
Ein Dutzend achtknöpfige Vorderprankosschläuche.
Zwei chinesische Vasen.
Zwanzig Meter schwarzer satin merveilleux zu einem Hüllerer.
Ein Bronzetintenfaß für die Doktors.
Ein Bärenfell für unter den Schreibtisch.
Ein Dutzend Löwenschmeckerfahnen (Taschentücher).
Parfümerien, Klaviernoten und andere Kleinigkeiten.

Da wird Es staunen, wenn Es diese Wüstenpracht erblickt! Ich klingele. Der Zwinger thut sich auf und herein stürzt der Fürchtegott Löwos. Zuerst mir, da

ich Em entgegentrete, in den Arm. Ich halte das gute Geschöpf umschlungen und führe es zum Tisch.

„Komm, Du Löbs — das hat Dir das Wüsten-Christkind geschickt."

Es wirft nur einen Blick auf die Bescheerung und bricht, die Prankossos auf meine Schultern legend in die bekannte Polka aus, die ich graziös mittanze.

Damit aber die Freude an den Sachen eine ungeteilte sei, mußte ich der Meunen mitteilen, wie ich in den Besitz der unerwarteten Summe gelangt war, sonst hätte ihr die Befürchtung aufkommen können, daß ich irgend einen dummen Streich — etwa Schulden — gemacht hätte. Ich sagte daher nach dem obligaten „Schön ist Ems Löwenpolka" — „Was Es dort findet, haben die Magisters gebracht, und ich zog das betreffende Kouvert mit den fünf Siegeln aus der Tasche. Die Meune betrachtet es:

„Und Ihr habt mir die ganze Zeit nichts gesagt — Ihr falsches Vieh? Das war übrigens eine köstliche Idee von Euch . . . Es Löwos traut sich gar nicht alles anzuschauen — es sieht von weitem so blendend aus . . ."

„Komm' nur, mein brav's Wüstengebilde — greife mit Deinen guten Prankossos alles an — und sage mir, ob ich Deinen Geschmack getroffen."

Jetzt beginnt die Musterung. Süßer, süßer Augenblick für Geber und Nehmer. Weil Es Löwos aber auch gar so süß zu nehmen weiß! Das sind Freudenausrufe, Küsse, die Jovialmelodie bis zu höchstmöglichen Intervallen, über den Kopf zusammengeschlagene Prankossos und dazwischen gezitterte „Danke, danke Meuns" mit Freudenthränen in den Lichtern.

O, ich weiß, es sind nicht die paar Sachen, welche der Meunen diese Thränen hervorlocken konnten, es ist das weihevolle Bewußtsein, daß wir in dieser Stunde glücklich sind . . . . daß ich Freude an ihrer Freude habe und sie wieder Freude an dieser Freude und so beiderseitig in's Unendliche — so wie zwei Spiegel, die einander gegenüber hängen, ein zwischen ihnen brennendes Licht in endloser Reihe wiederstrahlen.

Ich küsse Em die Perlen von der Löwenwange ab.

„Aber Du närrisches Löwos," sage ich, selbst nicht trockenen Auges, „mir scheint gar, Du heulst?"

„Schatzos" — spricht die Meune ernsthaft, „auf Eins könnt Ihr stolz sein: In den sieben Jahren unserer Ehe habt Ihr mich nie zum weinen gebracht — es seien denn Freudenthränen gewesen!"

* * *

Es ist Sommer und wieder ein Festtag: unser größtes Fest im Jahre, nämlich unser Vermählungstag. Es ist dies der sogenannte große Löwenehrentag. Alle Palmen in der Wüste sind vom frühen Morgen an bewimpelt. Die alten Priester steigen auf die Pyramiden und blasen feierlich ihren Hymnus. Fünfhunderttausend Löwossos defilieren bei den Klängen des famosen Marsches, und die Antilopen — welche die Wüstenbajaderen sind — führen einen Reigen auf.

Bei uns zu Hause besteht die Feier darin, daß ich der Meunen alljährlich an diesem Morgen einen Brief übergebe, in welchem ich ihr für alle Liebe danke, die sie mir im Lauf des vergangenen Jahres zu teil werden ließ. Nach fünfundzwanzig Jahren sollen diese fünfundzwanzig Blätter in eine silberne Einbanddecke gethan werden, was ein hübsches Ehrendiplom zur silbernen Hochzeit abgeben wird.

Diesen Tag trachten wir auch, so viel als möglich zu zweien zu feiern und teilen niemandem etwas mit davon. Die Gratulationen der fremden Leute schienen uns kalt neben den Glückwünschen unserer Gratulanten und Angratulierten — nämlich die Meune, ich, Doktors, Magisters und an der Spitze — Es. Obwohl Es zur Zeit unserer Vermählung noch gar nicht auf der Welt war, wird der Jahrestag derselben doch als Ems größtes Ehrenfest betrachtet. Das ist schon so eine Inkonsequenz, wie sie bei allen legendären Persönlichkeiten vorkommen — wo giebt es

irgend eine Legende, die nicht an Anachronismen und dergleichen krankte? Das geht schon nicht anders; konsequent ist nur die Wahrheit — da, wo Dichtungen — alte und neue, in ihren Wechselwirkungen, in ihren gegenseitigen Verdrängungen und Interpolationen eine Gestalt geschaffen haben, hat diese Gestalt ihre irrtumsgeborenen Gebrechen, ist aber darum nicht minder — eher mehr — poetisch.

Es ist also unser Vermählungsjahrestag — der achte — und wir sitzen im Garten, von Rosen umduftet und von Vögeln umsungen. Zwar sind wir in der Stadt geblieben, aber das von uns bewohnte Vorstadthaus steht in einem hübschen Garten. Es ist sechs Uhr Nachmittags und wir haben uns nach jugendgewohnter Sitte einmal eine echt österreichische „Jause" bereitet. Auf dem Tisch ein rotes Damasttuch; darauf Kaffee, Sahne und Milchbrod. Das erinnert an die heimatlichen Nachmittage am Land, wenn in der Laube oder auf der Veranda die Familie sich zum Kaffee versammelt — ein Kaffee, wie ihn nur die Oesterreicher zu bereiten wissen. Wir haben diesen Festtrank gewählt, erstens weil man in der Fremde immer gern an Heimisches gemahnt wird — und zweitens weil ja bekanntermaßen Es Löwos ein „Kaffeelöwos" ist, bei diesem Getränke mühsam aufgezogen worden, wie Es jedesmal erzählt, wenn von Kaffee die Rede ist. „Dabrahabrahahabra" beginnt Es und zeigt mit dem Prankos zuerst auf sich und dann auf eine geringe Entfernung vom Boden, was in der Zeichensprache etwas Kleines ausdrückt; worauf ich unterbreche: „No ja, Löwos, ich weiß ja, die alte Löwengeschichte, wie Es ganz klein war — und bei Kaffee aufgezogen worden ist."

Wir sitzen hier in der Rosenlaube und lassen es uns schmecken. Es hat natürlich, dem großen Tag zu Ehren, seine sämtlichen Ordensbänder und seine goldenen Sporen angethan; (für gewöhnlichere Gelegenheiten trägt Es silberne und bei schlechtem Wetter mit Wachstuch überspannte). Die Doktors haben ihre palmengestickten Kittel an und ein neues Band an ihrer Laute; die Magisters korrekt in schwarzem Frack und weißer Halsbinde. Die Herrschaften nur sind wie gewöhnlich ziemlich schäbig und balancieren auf dem ausgestreckten Arm einer unweit stehenden Statue. Sie sind heute natürlich devoter und respektsvoller als je.

„Acht Jahre schon . . . Wie die Zeit vergeht!" lautet meine originelle Bemerkung.

Es ist sonderbar, daß die Leute, indem sie einen verflossenen Zeitraum konstatieren, immer staunend und vorwurfsvoll die obigen Worte hinzusetzen, als ob die Zeit etwas anderes thun könnte, als vergehen — als ob das nicht ihre verfluchteste Schuldigkeit wäre. Warum sagt man nicht auch, wenn man viele Meilen weit gereist ist: „So und so viel Meilen schon! Wie sich der Raum streckt!" Das wäre ein ebenso unbegründeter Vorwurf, denn strecken ist wieder des Raumes erste Pflicht.

„Sa, Schatzos," bestätigt die Meune. „Acht volle Jahre! Und nicht eine Zwietrachtsminute darin — das ist doch ein angenehmes Bewußtsein. Jetzt hoffe ich, daß wir's bis zu Ende so fortführen, denn wir sind in der Eintracht schon Virtuosen."

„Alles Em Löwos zu verdanken — der guten, sanften Ehrenbestie."

„Dabraha."

Nach einer Pause: „Dabraha—brahaha??"

„Sa — mein Löbs."

„Was hat Euch Es gefragt?"

„Geht Euch nichts an."

„Mir fangen diese Heimlichkeiten mit En schon an, zu viel zu werden."

„Mischt Euch nicht in Ems Angelegenheiten."

„Dabrahaha, draha" (mit wütender Stimme und auf die Meune losschlagend).

„Recht hast Du, Löbs — duld's nicht. Hau mit Deinem Prankos alles untereinander, was sich Dir widersetzen will, wie damals Deine fünf Kondors." (Es ist eine alte Wüstengeschichte, mit welcher Es gern prahlt, die Em aber kein Mensch glaubt, daß es einmal im persönlichem Kampfe fünf Kondors vernichtet hat.) „Warum

schaut denn Es so verlegen — es zweifelt ja niemand an jener Heldenthat! — Noch einen Kaffee, Löbs?"

„Sa, bitte — Ihr kennt doch Ems Devise: „Immer bei Appa".

„So soll Es saufausen und dann werde ich schenkeinen."

Die feierlichen Vermählungstagstoaste waren schon beim Mittagessen ausgebracht worden. Da war auf mich, auf die Meune, auf En, auf unsere Lieben zu Haus, auf die Doktors und Magisters getrunken worden — und die Herrschaften, am Büffet oben, thaten Bescheid. Es selbst trug einen langen, aus „Da—dra—ha" bestehenden Trinkspruch vor, wobei Es mehrmals stecken blieb — doch da schaute ich immer zerstreut weg, als ob ich's nicht merkte und rief nach dem glasschwingenden Ende der Rede:

„Schön spricht Es!"

Worauf die Meune boshaft: „Wenn das Steckenbleiben nicht wär'."

„Redet nicht so dumm — und sekkiert En Löwos nicht — besonders nicht an Ems großem Ehrentag. Heute muß man En auf Händen tragen, das steht im Wüstenbuch."

„Seite?"

„Seite 800,243."

„Unter welcher Rubrik?"

„Unter der Rubrik Löwenehrentag."

Ich schenke auch mir eine zweite Tasse Kaffee ein und zünde mir eine Zigarette dazu an. Von fern erschallt ein Hi—ah. So schnell als möglich frage ich mit inniger Teilnahme: „Was ist Euch, Meuns?" Aber die Meune war ebenso rasch wie ich und hat dieselbe Frage gleichzeitig gestellt. So antworten wir denn auch unisono:

„Das bin nicht ich, Meuns."

„Wer denn, Meuns?"

Tief beschämt und immer noch zu zweien:

„Ein anderer Esel."

„Ah so."

Ich seufze: „Meine Herrschaften, es giebt Witze, die je älter sie werden, desto besser werden sie. — Wir sind ein paar gescheidte Leute . . ."

„Ja wirklich, wenn uns jemand belauschen würde, der könnte nicht glauben, daß wir vernünftige Geschöpfe sind — Schriftsteller noch dazu und Philosophen in unseren verlorenen Stunden. — Bitte noch um ein kleines Gießausen" — ihre Tasse hinhaltend.

„Allen Respekt vor Ems Appa — Es kann nicht verleugnen, daß Es ein Kaffeelöwos ist . . ."

„Es verträgt mitunter auch andere Kost."

„Es ist eben ein Universallöwos. Aber um auf meine frühere Bemerkung zurückzukommen — wie die Zeit vergeht: — schon acht Jahre, daß wir die Heimat verlassen haben und noch immer keine Aussicht in dieselbe triumphierend zurückzukehren."

„Dann bleiben wir triumphierend draußen — es war doch keine unglückliche Zeit — nicht wahr, Meuns?"

„Unglücklich? Im Gegenteil — voll süßer Erinnerungen, voll gemütlicher Stunden. — Und die Erfahrungen, die wir gesammelt haben, das Stück Welt, das wir kennen lernten! Wären wir in ruhigen Verhältnissen zu Hause geblieben, so hätten wir ein banales Leben geführt, wie alle unsere Vettern und Basen; — die Doktors und Magisters wären nie geboren — —"

„Und Es Löwos hätte Euch hier nicht gefunden und wäre elend zu Grunde gegangen."

„Sa — Es Arm's. — Nein, wir können uns nicht beklagen. In bösen Stunden hat uns Kapitän Nemo immer durchgeholfen und die guten haben wir gründlich ausgenossen."

„Die Hauptsache ist das Zusammenhalten. Ich weiß nicht — nicht einmal

der Rückblick auf unsere harten Zeiten — Zeiten der Entbehrung und der Krankheit — ist mir peinlich. Es liegt auf allen unseren geteilten Erinnerungen eine Art Glücksweihe —"

„Ihr habt recht. Ich wäre gleich bereit, die ganzen acht Jahre noch einmal durchzuleben, von unseren taumelnden Besitzstunden, unseren ersten welterobernden Hoffnungsplänen an, bis zu unserer heutigen Festfeier in Gesellschaft Ems, wo wir die Idee fahren ließen, die Welt zu erobern und zufrieden sind mit dem Stückchen Oase, das wir der großen Wüste Welt abgewonnen haben."

„Dank Euch Meuns. Es Löwos ist sehr glücklich — denn Ihr seid so gut mit Em."

„Wer wird mit so einem Löwos nicht gut sein sollen? Den wollte ich sehen, der Em auch nur ein Mähnoshaar zu krümmen wagte."

„Ein goldenes? Aber in kurzer Zeit wird Es ein Silberlöwos sein, ein uraltes."

„Desto lieber und werter wird mir Es sein als ehrwürdiger Wüstengreis."

„Wenn Es aber blind oder kindisch würde?"

„Hätte ich En nicht minder lieb. Aber Es wird ein rüstiges, grünes Alter haben. Die alte Wüstendrach soll auch bis zu ihren letzten Momenten — und sie muß schon an die hundert gezählt haben — ganz frisch gewesen sein."

„Auf alles was die Zukunft bringen möge, kann ich mit Ruhe blicken, wenn wir nur beisammen bleiben. Aber ein Gedanke füllt mich mit Schrecken: wenn Einer von uns einst stirbt, was wird aus dem Andern?"

„Hoffen wir, daß wir einmal zusammen zu Grunde gehen — in einem Erdbeben, Schiffbruch oder dergleichen. Das soll unsres Nemo letzte Wohlthat sein."

„Wenn Es aber doch zuerst hin werden sollte — so lasset auf den Leichenstein einfach die Worte graben: Es Löwos tunkerlt."

„Lasset En ganz in Ruhe," sage ich böse, „denn ich will von einem möglichen Verlust meines Liebsten nichts hören. Oder wenn Ihr weiter solchen Unsinn daher redet —"

„Was geschieht mir da?"

„Ich schlitze Euch einfach den Leib auf und nähe mit glühenden Nadeln Eure Leber an die Milz an."

„Das wird eine ziemlich mühsame Arbeit sein."

Von weitem ist lebhaftes Froschquaken zu vernehmen.

„Hört Ihr, Doktors, es wird Euch eine Serenade gebracht."

„Die Doktors sind nicht zu Hause," antwortet die Meune.

„So? Wo sind sie denn hingegangen?"

„Sie machen eine Spazierfahrt in die Umgebung."

„Ah? Ich habe vorhin einen aus Schneckenschalen gebauten Wagen gesehen, mit zwei feurigen Heuschrecken bespannt — das war vermutlich den Doktors ihre Equipage?"

„Sa — und einen Hirschkäfer als Kutscher."

„Es wundert mich nur, daß die Doktors, die so bekannt geizig sind — die beiden Haderer — doch solchen Aufwand treiben."

„Sie sind nur geizig, wenn sich's um Geschenke für Andere handelt."

„Oder wenn sie ein Diner geben. Neulich haben sie die Magisters eingeladen und ihnen zwei Erbsen vorgesetzt, eine große und eine kleine."

„Nun ja — für den großen Magister die große und für den kleinen die kleine — das war ja ganz genug."

„Und Ihr verteidigt noch solche Filzigkeit? Sich selbst versagen sie gar nichts — die beiden Haderer — ich habe heute gesehen — ihre Festfracks waren ganz neu — mit Feldmauspelz prächtig verbrämt . . ."

„Aus was sind denn ihre Hosen gemacht?"

„Aus gegerbter Laushaut."

„Ja, woraus sind denn dann ihre Stiefel?"

„O, die Stiefel, glaube ich, werden aus Infusorienfellen gemacht."

„Aber sollten wir nicht in's Zimmer gehen?" sagt die Meune zum Himmel schauend. „Es wird gleich regnen — dort steigt eine unförmliche grausliche Wolke herauf."

Ich grinse unheimlich: „Selbst unförmlich und grauslich — aber leider nicht Wolke."

„O weh, o weh — ich spreche von jenem unheildrohenden Ungetüm."

„Selbst — unheildrohendes Ungetüm. — Nur ja nicht weunen, Meuns, nur ja nicht weunen!! — Uebrigens, wenn Ihr wollt, gehen wir. Komm, Du Löbs."

„Es Löwos ist nicht zu Hause."

„Was! Es ist auch ausgepranlost — so ein Flanirlöwos! Wenn Alle ausgegangen sind, so nehme ich meinen Hut und gehe auch aus."

„Dadraha!"

„Da ist ja Es! Das war also nur ein Löwenwitz?"

„Etwas matt, der Witz."

„Lasset En ganz in Ruhe — Ems Witze sind sehr gut. Mischt Euch überhaupt nicht in Ems Angelegenheiten, wenn Ihr gesund bleiben wollt, Trötte."

„Dadradradradra."

„Jetzt lacht Euch Es aus — geschieht Euch ganz recht."

„Wo wir wohl heute über zehn Jahre sein werden?" sinnt die Meune.

„Ja — wer das wissen könnte. Vielleicht zu Hause in der Triumphvilla — vielleicht auf einer Wüstentournée. Es wäre mir eine große Passion, mit Em eine Reise um die Welt zu machen."

„Das wäre wohl schön! Aber ich glaube, die ruhige Villa, wo wir ganz unseren Arbeiten und einigen guten Freunden leben könnten, wäre mir doch lieber."

Und so vertiefen wir uns wieder in den Luftschloßbau. Da arbeitet und strebt man, um das sich gesetzte Glücksziel zu erreichen — was übrigens nur den Wenigsten gelingt und das Resultat jenes Arbeitens und Strebens bleibt als Weltgewinn im Umlauf. Dabei wird auch ein Ziel erreicht, aber nicht das unsere. Eigentlich eine große Düperie, die Welt — für Solche, die's nicht durchblicken.

* * *

Mehrfach handgeschüttelter lieber Einer, für den ich schreibe, ich verlasse dich auf eine etwas brüske Weise. Meine Geschichte hat, wie du siehst, kein Ende. Wäre unser Verhältnis das von Autor zu Publikum, so hättest du ein Recht, mir Vorwürfe zu machen. Ich weiß ganz gut, was meine Pflicht gewesen wäre. Zuerst hätte ich noch irgend ein pathetisches Ereignis erfunden und in einem spannenden Kapitel erzählt, und dann hätte ich einen Schluß gemacht — einen fröhlichen oder traurigen. Deiner Sympathie wäre ich in beiden Fällen so ziemlich sicher gewesen. Du kennst En Löwos genug, damit du dich gefreut hättest, wenn ein Donnerwetter-Glücksfall und der Einzug in die Villa „Löwennest" geschildert worden wäre, auch hätte es dir das Auge gefeuchtet, wenn ich En hätte sterben lassen und dich zu dem Leichenstein geführt, wo die Worte gemeißelt wären:

„Es Löwos tunkerlt".

Aber dieses ist keine Novelle — es ist ein Stück Wirklichkeit aus einer zum Glück — oder zum Unglück, wer kann's wissen? — noch nicht abgeschlossenen Doppelexistenz. Wir leben noch Beide, Es und ich; die Doktors und Magisters schreiben noch alle Bier — unter anderen auch dieses — die Herrschaften stehen chapeau bas daneben; von der Villa existiert noch immer nicht der erste Stein — oder vielleicht schickst du mir, gewisser Einer — es sieht dir ganz gleich — ein Loos, das den Haupttreffer gewinnt —? Der geschilderte achte Vermählungstag war gestern und seither ist nichts geschehen . . . Ich kann also keinen effektvolleren Abschluß machen, als dich auffordern, mit Em Löwos und mir zu dreien im Geiste eine Tour nach

der bekannten Melodie: gggg, ghcd, e— c— zu rasen und atemlos auszurufen: „Schön ist Ems Löwengalopppppp!“

Solltest du indessen, Einer, meine vertraulichen Mitteilungen in kritischer Laune mit den Worten abfertigen: „Geschmackloser Unverstand,“ so würde ich dich scheel anblicken und sagen — Selbst: — — Aber nur ja nicht weunen, Euer, nur ja nicht weunen!!

Die heutige Aufgabe der Demokratie.

Von Michael Flürscheim.

(Gaggenau in Baden.) (Nachdruck erwünscht.)

1.

Im ewigen Kreislaufe und doch in ständiger Fortentwicklung rollt die unendliche Zahl der Sphären dahin nach unwandelbaren Gesetzen; so ist auch die Entwicklung der sie bewohnenden Organismen in ewigem Fortschritte begriffen.

Mögen Momente des scheinbaren Rückschrittes kommen, so sind sie doch nur wie die rückweichenden Wellen der fortschreitenden Flut am Meeresstrande. Die höchsten Gipfel gewähren die klarste Aussicht; der höchste der Organismen, der Mensch, zeigt am deutlichsten die Wirkung der Gesetze des Fortschrittes. Auch in der Geschichte der Menschheit giebt es Momente, in denen diese Gesetze ungiltig erscheinen, in denen der hoffnungsfreudigste Beobachter an ihnen verzweifelt, aber auch wieder solche, in denen mit Sturmeseile die Woge dahinsaust, die unter sich begrabend, welche sich nicht von ihr tragen lassen; in denen Jahrhunderte sich in Jahrzehnte kondensieren, in denen die Welt so schnell fortschreitet, daß Greise, die in ihre Jugend zurückblicken, kaum begreifen können, daß das damals dieselbe Welt war, in der sie jetzt atmen.

Solcher Momente hat es schon verschiedene in der Weltgeschichte gegeben. Der Einbruch des römischen Weltreiches unter dem Ansturm der Barbarenhorden, jene Epoche, die mit der Erfindung des Schießpulvers begann und mit der Reformation endete, der Weltensturm, den der amerikanische Freiheitskrieg und die französische Revolution entfesselte, waren solche Augenblicke, in denen der Puls des Lebens schneller schlug, als ob er die alten Blutgefäße zersprengen wollte. Und doch war das Alles Spielerei verglichen mit dem, was gegenwärtig um uns herum vorgeht. Der Luftschiffer, den der Orkan mit der rasenden Schnelligkeit von zwei Kilometer in der Minute dahintreibt, hat ebenso wenig eine Ahnung davon, wenn er nicht unter sich blickt, wie der Erdenbewohner die Blitzeseile spürt, mit der unser Planet durch's Weltall saust. So haben wir schnelllebigen Teilnehmer dieser Geschichtsepoche kein rechtes Gefühl dafür, wie rasend rasch eine alte Welt mit ihren veralteten Anschauungen unter uns verschwindet. Und doch zeigt sogar den noch in den mittleren Jahren Befindlichen ein einziger Blick in ihre Jugendzeit, wie wenig die heutige Welt noch der damaligen gleicht. In einem Vierteljahrhundert haben wir ein Vierteljahrtausend durchlebt, nach dem Maßstabe des früheren Entwicklungsverhältnisses messend.

Mit dem „Sesam öffne Dich“ der Naturwissenschaften und ihres Riesenkindes, der angewandten Technik, bewaffnet, ist die Menschheit mit siegendem Jubelschritt vorgedrungen in's neue Weltreich, so rasend schnell im Eifer des Vorwärtsstürmens, so voll in Anspruch genommen vom Anstaunen der sich bei jedem Schritte darbietenden neuen, großartigen Umgebungen, daß sie gar nicht darauf achtete, wie sie das alte, vertraute Heim längst hinter sich gelassen und in ganz unbekannten neuen Regionen angekommen war.

Dem munter berganstrebenden Wanderer mag es beim frischen Emporsteigen, wenn ihm das Blut mit beschleunigtem Tempo durch die Adern fließt, entgehen, daß er in kältere Regionen gelangt ist, in denen der Wind ihn frischer umweht und die verdünnte Luft ein schnelleres Atmen nötig macht; jedoch wenn er endlich einen Moment anhält, einen Blick um sich zu werfen, dann fängt's an ihn zu fröstеln und er wirft den Mantel um sich, damit sein Körper den veränderten Verhältnissen angepaßt werde.

Die zivilisierte Menschheit ist im rastlosen Hinanstürmen auch auf einem jener Ruhepunkte angelangt, auf dem sie fröstelnd und staunend um sich blickt und mit unbehaglichem Gefühle nach Mitteln sucht, sich den neuen Verhältnissen anzupassen.

Gewohnte Hilfsmittel sind unzureichend oder nutzlos geworden, der Gebrauch der neuen wird noch nicht verstanden, und so ist ein Zustand der Hilfs- und Ratlosigkeit auf allen Gebieten entstanden, wie er solchen großartigen Uebergangsepochen eigen ist. Die menschliche Gesellschaft sucht nach neuen Kristallisationsknoten, um die sich die im wilden Gährungsprozeß befindlichen Elemente abscheiden könnten; denn die alten haben anscheinend ihre Anziehungskraft verloren. Es gilt jetzt, sich den veränderten Bedürfnissen anpassen oder im Strudel zu Grunde zu gehen.

Auch an die Demokratie ist die große Existenzfrage des Daseinkampfes herangetreten. Auch an sie tritt jene unerforschliche Sphinx, so sich Weltgeschichte nennt, mit der großen Rätselfrage heran, von deren Lösung es abhängt, ob sie mit anderen abgelebten Institutionen, denen man vergebens versucht, ein künstliches Scheinleben zu geben, in den Orkus der Vergangenheit geschleudert wird mit dem göttlichen Machtspruch: „Bist gewesen!" oder ob sie wie Antäus nach Berührung seiner Mutter Erde mit neuem Leben begabt, zu erneuter kräftiger Mitarbeit im heiligen Kampfe um die höchsten Menschheitsgüter emporspringen wird.

Die Freiheit ist eine mächtige Waffe im Kampfe für's Menschenglück, aber nur eine Waffe, nur ein Mittel zum Ziel, nicht das Ziel selbst.

Fürst Bismarck hatte ganz Recht, als er im Reichstag ausrief: „Die Freiheit zu verhungern ist keine Freiheit."

Vor allem muß das Volk leben können, ehe es sich für höhere Zwecke zu begeistern vermag.

Die Existenzfrage der demokratischen Parteien liegt in dem Maaße des Verständnisses, das sie diesem wichtigen Momente entgegenbringt.

Nur wenn sie in erster Linie mit voller Macht die wirtschaftlichen Interessen des Volkes in's Auge fassen, können sie mit diesem Fühlung erhalten, seine Unterstützung erlangen.

Vertändeln sie dagegen ihre Zeit in rein politischer Prinzipienreiterei, so wird mit der sich verschlimmernden Volksnot auch der letzte Rest der Freiheit zu Grunde gehen, und zwar gleichviel, ob der sie zermalmende Druck des Despotismus monarchisch von oben oder anarchisch von unten kommen möge. Kommen wird er unter allen Umständen, wenn die Demokratie ihre Aufgabe nicht richtig erfaßt, wenn sie nicht, ohne dabei ihre politischen Ziele aus dem Auge zu verlieren, sich mit voller Macht in den sozialen Kampf wirft.

Mehr und mehr nimmt dieser Kampf die Dimensionen jenes riesigen Völkersturmes an, der, unter dem Namen der Völkerwanderung bekannt, einst über Europa dahin brauste, und wie dieser alle kleineren Orkänchen übertönte, so überragt die soziale Frage mehr und mehr alle anderen Fragen, haben sie Namen, welche sie wollen.

Wem hierüber noch ein Zweifel geblieben ist, der sehe, wie sie alle zivilisierten Länder der Erde erfaßt hat, einerlei, welches die politischen Institutionen oder die konfessionellen Einrichtungen sein mögen. Dem Ungläubigsten muß aber die Naturnotwendigkeit dieser furchtbaren Erscheinung klar werden, wenn er einen einzigen Blick auf das Wesen dessen wirft, was sich heute „soziale Frage" nennt.

Wenigen, die tausend Mal dies so recht oft mißbrauchte Wort in den Mund nehmen, ist es klar geworden, daß das, was heute so genannt wird, etwas ganz verschiedenes ist von dem, was in früheren Jahrhunderten so betitelt wurde.

Zu einer Zeit, in der unter günstigsten Produktionsverhältnissen im Durchschnitt ein Mensch nicht mehr durch eigene Arbeit erzeugen konnte, als er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und zur Erzielung eines gewissen Wohlstandes brauchte, war es ganz natürlich, daß Einzelne nur dann über dieses Existenzniveau hinaus gelangen konnten, wenn sie entweder eine ganz außerordentliche Produktionsgeschicklichkeit entwickelten oder wenn sie durch Gewalt oder List sich einen Teil des Arbeitsproduktes Anderer aneigneten. Je weniger sie selbst produktiv arbeiteten, um so mehr mußte die letztere Methode Platz greifen. Hierdurch hatten natürlich diese Anderen um so kümmerlicher zu leben, je mehr sie vom Ertrage ihrer Arbeit abtreten mußten. Verschlimmert wurde dieses Verhältnis noch dadurch, daß durch den Mangel an Sicherheit, durch Krankheit, Kriege, Naturereignisse, Unwissenheit u. s. w. die Produktionsfähigkeit im Allgemeinen sehr oft unter das geringe Durchschnittsmaß verkümmert wurde. Damals ließ sich mit Wahrheit behaupten, daß die Armut die notwendige Begleiterin und Ergänzung des Reichstums sein müsse, so lange nicht Mittel und Wege gefunden würden, die Produktivität der Arbeit so zu erhöhen, daß Wohlstand für alle erreicht werde. Vor allem wurde hierfür eine möglichst ausgedehnte und vorteilhafte Ausnützung der Arbeitskräfte nötig erachtet. Was hier hindernd in den Weg trat, wurde als die soziale Not verschlimmernd betrachtet, was fördernd wirkte, als Verbesserungs- und Linderungsmittel.

Unter die ersteren gehörten vor allem Kriege und Krankheit mit ihren die Menschen von der Arbeit abhaltenden und Güter zerstreuenden Macht; ferner der Mangel oder die Unvollkommenheit der Produktionswerkzeuge, störende Naturereignisse, schlechte Regierungen u. s. w. In der Verminderung dieser störenden Faktoren bestand damals vor allem die soziale Frage. Sie war eine Mangelfrage, also eine natürliche, leicht erklärliche; denn, wo Nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren, sagt das Volkssprüchwort.

Ist sie dies heute noch?

Der riesige Aufschwung der technischen Wissenschaften hat die Produktionskraft des Einzelnen im Durchschnitt wenigstens versechsfacht, der Mensch hat in früher ungeahnter Weise die Herrschaft über die Zerstörungswut der Naturkräfte und der Krankheiten erlangt. Die Regierungen stehen auf einem Standpunkte der Vollkommenheit wie nie zuvor, die Perfektion der Verkehrsmittel hat die kühnsten Träume überflügelt, Wissenschaft und Volksbildung stehen höher als je seit Existenz des Menschengeschlechts; aber wo blieb die von diesen riesigen Reformen erwartete Wirkung?

Es genügt zu beweisen, daß das Loos der Volksmassen sich, wenn auch in Nebendingen günstiger, in der Hauptsache schlimmer gestellt hat, um damit den Nachweis zu liefern, daß die Bedeutung dessen, was früher soziale Frage genannt wurde, sich total geändert hat.

Früher existierte wohl oft schlechte Bezahlung der Arbeit, aber man konnte doch Arbeit finden. Mangel daran kam nur durch die genannten Hindernisse vor, die sich der Gütererzeugung entgegenstellten, d. h. also indem entweder ungenügende Produktionsmittel vorhanden waren oder äußere Hemmnisse sich der Arbeit störend in den Weg warfen, wie Krieg, Krankheit u. s. w.

Heute wird die Arbeit, zum Teil wenigstens, besser bezahlt; aber es wird ständig schwieriger, solche zu finden und zwar haben wir heute Mangel an Arbeit, gerade weil zu viele und zu ergiebige Produktionsmittel da sind und weil allgemeiner Friede herrscht.

Daß einmal eine Zeit kommen könnte, in der Volksnot herrschen würde, weil zu viele Güter produziert werden, in der eine Linderung nicht durch Erhöhung der Arbeitsproduktivität, durch bessere Werkzeuge und mehr Arbeiter erhofft würde, sondern umgekehrt durch Außergebrauchsetzung der vorhandenen Werkzeuge, Zerstörung der vorhandenen Güter durch Kriege, Verminderung der Arbeitskräfte durch riesige stehende Heere, das hätte gewiß kein Nationalökonom des 17. und sogar noch des 18. Jahrhunderts für möglich gehalten.

Und doch ist dies die Signatur dessen, was wir heute soziale Frage nennen.

Wir haben Hunger aus Ueberfluß an Getreide, Nacktheit wegen Anhäufung von Bekleidungsstoffen, Obdachlosigkeit aus Ueberproduktion an Häusern. Die heutige soziale Frage ist eine Ueberflußfrage, während sie früher eine Mangelfrage war.

Die Zeiten sind vorbei, in denen Berechnungen, wie sie noch jüngst der bekannte Statistiker Neumann-Spallart in der „Nation" machte, eine Bedeutung haben. Er führte nämlich aus, daß, wenn im Königreich Sachsen das Gesammteinkommen gleichmäßig verteilt würde, das Einkommen der Volksmassen sich nur um circa M. 65 pro Hausstand erhöhen würde, was für diese ungenügend sei, um sie aus ihrer Notlage zu befreien, während andererseits durch Zerstreuung der Groß-Kapitalien jeder Fortschritt unmöglich gemacht würde, und sich bald auch das Gesammteinkommen reduzieren müßte.

Hätte Herr Neumann-Spallart Recht, so müßten wir armen optimistischen Lerchen uns mit unserem frohen Völkerfrühlingsgesange vor den pessimistischen Nachtvögeln verkriechen, damit sie uns nicht vollends das Bischen Lebenslicht ausblasen. Zum Glück ist es keine wirkliche Nacht, die der große Statistiker über das arme Sachsenland und die übrige ganz ähnlich situierte Welt ausbreitet, sondern nur seine eigenen Brillengläser sind ihm durch einseitiges Studium schwarz geworden, so daß er dunkle Nacht vor sich sieht, wo der herrlichste Frühlingstag uns leuchtet, vor dem die pessimistischen Nachtungetüme sich verkriechen müssen.

Ich will bei Leibe mit diesen Worten nicht die Richtigkeit der Rechnungen des gewissenhaften Statistikers angreifen. Seine Rechnung ist gerade so richtig, wie die, welche er angestellt haben würde, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, in der griechischen Unterwelt der Arbeit der Danaiden zuzuschauen.

Er würde sich durch genaue Messungen davon überzeugt haben, daß das historische Faß leer war, trotz der ständigen Schöpfarbeit der armen Sträflinge und hätte daraufhin sofort in einer damaligen nationalökonomischen Zeitschrift die Behauptung aufgestellt, daß es unmöglich sei, mit angestrengtester Schöpfarbeit ein leeres Faß zu füllen. Seine dunkle Brille würde ihm nie das Faktum vorgeführt haben, welches die Richtigkeit seiner Rechnung auf den ersten Blick beweisen mußte, das Faktum des fehlenden Faßbodens.

Aehnlich geht es ihm mit seiner Berechnung über das Resultat der Arbeit unserer modernen Danaiden. Auch vergißt er des fehlenden Bodens, der Schuld daran ist, daß der größte Teil der geleisteten Arbeit nutzlos vergeudet wird und daß ein ebenso großer Teil gar keine Verwendung finden kann.

Ein einziger Blick in die heutige Welt zeigt die Wahrheit dieser Behauptung.

In Europa allein sind über drei Millionen Menschen als Soldaten unproduktiv beschäftigt und zwar in Friedenszeiten. Diese Ziffer ist eine schreckenerregende und eine eigentümliche Illustration der Brüderlichkeit des neunzehnten Jahrhunderts, aber sie schrumpft zu kleinen Dimensionen zusammen, wenn wir die Riesenverschwendung menschlicher Arbeitskraft auf anderen Gebieten ins Auge fassen.

Schon 1850 z. B. berechnete Stuart Mill, daß $^9/_{10}$ aller Merchants in England unproduktiv thätig seien, d. h. daß $^1/_{10}$ davon bequem die Gesammtarbeit besorgen könne. Seitdem ist aber die Ueberfüllung des Kaufmannsstandes riesig gewachsen. Es sind unendlich viel mehr Großkaufleute, Detaillisten, Kaufmannsgehilfen vorhanden als beschäftigt werden können und es werden unendlich mehr davon beschäftigt, als notwendig sind. Wer, wie ich, im kaufmännischen Leben aufgewachsen ist und tagtäglich mit angesehen hat, welche Kraftvergeudung allein die Reklame in allen ihren Formen, z. B. dem Reisen, Hausieren, Annoncieren, den Ausstellungen, Märkten u. s. w. bewirkt, ferner die unnötige Anzahl von Zwischenstufen, die eine Waare durchmacht, ehe sie vom Produzenten zum Konsumenten gelangt, der muß zu der Ansicht kommen, daß heute weit mehr als $^9/_{10}$ aller Kaufleute (die Geldgeschäftsleute inbegriffen) vom produktiven Standpunkte aus betrachtet, Müssiggänger sind, d. h., daß unter richtigen Verhältnissen, unter Anwendung des Minimums von Menschenkraft, welche zur Vertheilung der Güter wirklich absolut

nötig ist, nicht einmal $^1/_{10}$ aller heutigen Kaufleute nötig wäre, die übrigen aber für produktive Thätigkeit frei würden.

Ein ähnliches Schauspiel bietet der Stand der Wirte, deren Ueberzahl noch den großen Nachteil hat, daß sie bei der Verführung des Volkes zur Unmäßigkeit eine Hauptrolle spielt. Jeder, der unter dem Volke lebt, weiß, wie sehr oft z. B. an unseren übertriebenen Vereinsfestlichkeiten mit ihrer Völlerei, die bei den betreffenden Vereinen in hervorragender Weise beteiligten Wirte Schuld sind.

Wenn auch in geringem Maße findet sich das ähnliche Verhältnis bei Gewerbtreibenden. Bei besseren Produktionseinrichtungen und bei Vermeidung der durch die Konkurrenz bei der Verwertung der Produkte hervorgerufenen Kraftvergeudung könnte eine weitaus kleinere Anzahl von Menschen das Gleiche produzieren. Rechnen wir nun die Kraftverschwendung, welche die durch unsere unnatürlichen Zustände hervorgerufene erzwungene Arbeitslosigkeit verursacht, so kommen wir zu grauenerregenden Ziffern.

D'Allinge, Direktor der Strafanstalt Zwickau, berechnet die Zahl der Vagabunden und Bettler Deutschlands, meistens arbeitsfähige Menschen, auf 200 000. Hierbei sind die Einwohner der Gefängnisse nicht einbegriffen, auch nicht die hunderttausende gezwungener Müssiggänger, welche, ohne zu vagabundieren und zu betteln, keine oder nur teilweise Arbeit zu finden im Stande sind. In England gibt es gegenwärtig über zwei Millionen arbeitsfähiger, arbeitswilliger und doch arbeitsloser Menschen. In den Vereinigten Staaten Amerikas gab es im letzten Jahre ebenso viele. Und die überflüssigen Kräfte in den höheren Professionen, im Beamtentum u. s. w.; das gebildete Proletariat!

Ich will hier aufhören mit meinen Ausführungen. Sie werden genügen, um es glaubhaft zu machen, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß bei voller Beschäftigung und Ausnutzung aller disponiblen Kräfte, bei richtigen, nach den Verbesserungen der modernen Technik organisierten Produktionseinrichtungen, bei mit möglichster Oekonomie der Arbeitskraft eingerichteter Güterbeförderung und Verteilung, bei Vermeidung unnötiger Verschwendung von Menschenkraft in Professionen, Beamtentum und Militär, daß in diesem Falle mindestens das dreifache Güterquantum erzeugt werden könnte, eine Ziffer, die sich bei den ständigen Fortschritten der Technik bald verdoppeln würde.

Diejenigen, die an national-ökonomische Arbeiten nicht gewöhnt sind, werden hier den Kopf schütteln, indem es ihnen unbegreiflich erscheint, wie man in einer Zeit, in der die Ueberproduktion als schlimmstes Symptom betrachtet wird, von einer riesigen Erhöhung der Produktion sich ein Heil erwarten kann. Sie werden einwenden, daß, wenn die drei Millionen Soldaten, wenn die überschüssigen Kräfte, die im Kaufmannsstande, in den Gewerken und Professionen vergeudet werden, die aus Mangel an Beschäftigung brachliegen, auch noch mit der Fruchtbarkeit der Mittel unserer modernen Technik produzieren würden, unsere Ueberproduktion so riesig vergrößert werden müßte, daß wir sofort einer entsetzlichen Katastrophe entgegengehen würden.

Bei genauerer Betrachtung dieses Einwandes muß es sich jedoch sofort herausstellen, daß er nur dem Mangel an logischer Denkgewohnheit entspringen kann; denn wie kann man sonst in einem Atem die Not à la Neumann-Spallart aus Gütermangel und zugleich aus Güterüberfluß (Ueberproduktion) erklären wollen?

Es handelte sich in den Ausführungen dieses Abschnittes nur darum, jenen pessimistischen Anschauungen entgegenzutreten, welche die Notwendigkeit einer Verewigung des Notstandes unter den Menschen aus dem Mangel eines genügenden Güterquantums für Alle beweisen wollen und sich hierbei der Statistik nach Art der von Neumann-Spallart bedienen. Hier galt es, zuerst zu beweisen, daß bei voller Ausnutzung unserer produktiven Kräfte ein so großes Güterquantum zu erzeugen wäre, daß bei einer Durchschnittsberechnung des Anteils per Kopf der Bevölkerung eine Summe herauskäme, welche nicht nur Auskommen, sondern Wohlstand für jeden Einzelnen bedeuten würde.

Die Frage wird hiermit auf ihr richtiges Feld gebracht; aus einer Frage der Produktionsmöglichkeit, des Gütervorrates, wird sie eine Frage der Güterverteilung. In Wirklichkeit ist auch diese ganze große Frage der sogenannten „Ueberproduktion" nur eine Frage der „Güterverteilung".

Es gab nämlich, seit die Welt besteht, keine eigentliche wirkliche „Ueberproduktion", es sei denn in Ausnahmsfällen, in denen wertlose, unnütze Dinge produziert wurden. Was im Großen und Ganzen bis jetzt so genannt wurde und wird, war und ist nur die Unmöglichkeit der Konsumwilligen und sogar Konsumbedürftigen sich die vorhandenen Güter zu verschaffen. Statt „Ueberproduktion" sollte man in Wirlichkeit „Konsumverhinderung" sagen. Schon die Neumann-Spallart'sche Statistik beweist, daß es keine wirkliche Ueberproduktion, d. h. keinen Güterüberfluß giebt, und faktisch genügt bei jedem einzelnen Produktionsartikel ein einziger Blick, um zu zeigen, daß von einem absoluten Ueberfluß darin noch nie die Rede war, sondern daß im Gegenteil seit die Welt besteht, der Bedarf darin auch noch nicht annähernd gedeckt wurde. Wenn wir z. B. für die 50 Millionen Einwohner Deutschlands nur je zwei Paar Schuhe und zwei Anzüge als geringsten Jahresbedarf annehmen, so müßten 100 Millionen Paar Schuhe und ebenso viele Anzüge gefertigt werden, um dem Bedarf zu genügen, eine Ziffer, die von unserer Gesammtproduktion und unserem Import für inländischen Konsum, sogar incl. unseres Exports, bei Weitem nicht erreicht wird. Ebenso geht es mit der heutigen Getreideproduktion der Welt, die trotz der 150 Millionen Bushel Vorräte in den amerikanischen Magazinen noch nicht ausreicht, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. In Irland z. B. ist im Augenblicke in ganzen Gegenden von Getreidenahrung kaum mehr die Rede, und sogar die Kartoffeln reichen nicht mehr, so daß das elende, hungernde Volk bereits wieder zu Seetang seine Zuflucht nehmen muß.

Ebenso geht es mit der Häuserproduktion, mit der Produktion von allen Bedürfnisartikeln und aller brauchbaren Luxusartikel.

Niemand, der einen Augenblick tiefer über das große Problem nachgedacht hat, kann sich aber mit der Erklärung solcher unbegreiflichen Zustände befriedigt erklären, die in dem Mangel an Kauffähigkeit der Betreffenden liegt. Es ist bekannt, daß das Geld nur eine Vermittlungsrolle zwischen den Produzenten hat. Die Geldzahlung ist gewissermaßen eine Bescheinigung des Weltmarktes für ein bestimmtes Quantum Arbeitsleistung, gegen welche ein entsprechendes Quantum Arbeitsleistung eines Anderen, das dieser gegen gleiche Bescheinigung dem Weltmarkte abgeliefert hat, eingetauscht wird. Die ganze Rolle, welche das Geld hierbei spielt, ist die, daß es einen von den Produzenten gemeinsam anerkannten Wertmesser bildet, nach dem der Wert aller Produkte sich berechnet. Nachdem dieser Wertmesser einmal festgestellt ist, ist sogar effektives Geld nicht mehr absolut nötig. Auch ist es bekannt, daß die Geschäfte heutzutage immer mehr und mehr mit dem bloßen Geldgedanken gemacht werden, in Form von Checks, Gutscheinen, Wechsel, Banknoten u. s. w.

Wenn es sich nun aber gar nicht um das effektive Geld handelt, wenn es nur als Wertmesser bei dem gegenseitigen Austausche zwischen den Produzenten benutzt wird, so erscheint es um so unbegreiflicher, warum sich dieser Austausch nicht vollziehen kann, warum Millionen arbeitswilliger Menschen nicht arbeiten können und dürfen, die doch nichts weiter wollen, als ihre Arbeitsprodukte gegen einander austauschen. Hier haben wir Feldarbeiter, Müller, Bäcker, Wollenproduzenten, Tuchmacher, Schneider, Gerber, Schuhmacher u. s. w., die sämmtlich die gegenseitigen Produkte benötigen und sie für einander herstellen möchten, aber müssig sitzen müssen, weil sie es nicht dürfen.

Statt in gemeinsamem Fleiße die gemeinsamen Bedürfnisse herzustellen und mit einander auszutauschen, sitzen sie gezwungen unbeschäftigt oder werden in unproduktive Beschäftigungen gedrängt.

Die Unmöglichkeit, produktive Arbeit verrichten zu können, bewirkt die bereits beschriebene Ueberfüllung gewisser unproduktiver Stände, die gezeichnete Kraftverschwendung. Das durch unsere Verhältnisse geschaffene Arbeitsverbot stampft unsere

Armeen aus dem Boden; denn nicht der Militarismus schafft Mangel an Arbeitern, sondern der Ueberschuß an Arbeitern erschafft den Militarismus. Unsere unnatürlichen Verhältnisse haben es zu Stande gebracht, daß alle Reformen, durch welche die beschriebenen Kraftverschwendungen vermieden werden, ein Unglück wären, so lange diese Verhältnisse selbst nicht reformiert werden können.

Und dieses muß möglich sein! Um eine Unmöglichkeit hätte es sich nur handeln können, wenn die pessimistischen Neumann-Spallarts Recht hätten, wenn Gütermangel die Schuld am Elende wäre. Da es aber der Gütereichtum ist, nach dem wir nur die Hand auszustrecken haben, da es nur ein scheinbar unbegreifliches, aber für den Menschengeist sicher überwindliches Hindernis ist, das sich zwischen den modernen Tantalus und die köstlichen Früchte der Natur und seiner eigenen Thätigkeit drängt, es muß der Weg aus diesem Labyrinthe gesucht werden, koste es was es wolle.

Die höchsten Güter der Menschheit, unser ganzes Dasein steht auf dem Spiele; denn lange ist die Frist nicht mehr, die ein langmütiger Schöpfer unserer Verblendung gestellt hat und darum giebt es keine größere, keine höhere, keine edlere und richtigere Arbeit für die wahre Demokratie als diese.

2.

In dem ersten Abschnitt haben wir deutlich gesehen, daß die große Notfrage nicht aus der Unmöglichkeit, genügende Güter für Alle zu erzeugen, entstanden ist, sondern aus einem scheinbar unbegreiflichen Verbot, das die produktions-willigen und -fähigen Volksmillionen an der Erzeugung der von ihnen benötigten Güter hindert.

Wollen wir nun die weiteren Abschnitte richtig einteilen, so handelt es sich um drei Arbeiten, die wir nacheinander vorzunehmen haben und von denen wir heute die erste in Angriff nehmen wollen. Diese drei Arbeiten sind:

1. Die Ergründung der Ursache jenes merkwürdigen Verbotes, jenes Hindernisses der freien Gütererzeugung gegenüber produktions- und konsumwilligen Arbeitern.
2. Die Ergründung der Mittel, mittelst deren genannten unnatürlichen Zuständen abzuhelfen ist.
3. Die Art der Durchführung dieser Mittel und das Bild der Wirkungen, welche durch die vorgeschlagenen Rettungsmittel erzeugt würden, sowie die Widerlegung von Einwänden.

Beginnen wir also mit unserer ersten Aufgabe, mit der Ergründung der Ursache des großen Problems.

Wir wollen zuerst die negative Methode der Arbeit zu Hilfe nehmen, indem wir zeigen, wie die Arbeit nicht vollführt werden kann. Es ist dies nötig, um die volle Aufmerksamkeit aller Leser dafür zu erlangen; denn es hat Jeder sein Privatsystem, das ihn so in Anspruch nimmt, daß es ihm unmöglich wäre, sich mit ganzer Seele unserer Arbeit hinzugeben, wenn wir ihm nicht vorher die Unhaltbarkeit der eigenen Methode zeigen können.

Es ist dies nicht leicht. Gut Reiten ist eine Kunst; eine größere ist es, Jemand vom Reiten eines Steckenpferdes abzubringen. Zum Glück erleichtert die Weltlage unsere Aufgabe. Die Notlage ist keine lokale, keine nationale mehr, sie hat die ganze Welt erfaßt. Sie ist keine momentane, temporäre; sie besteht seit Jahren und bietet alle Anzeichen der Permanenz. Wenn wir ihre wirkliche Ursache erforscht haben, werden wir zu der Einsicht kommen, daß an eine wirkliche Besserung, d. h. eine Besserung, die mehr ist als ein scheinbares Aufleben, dem ein um so größerer Rückschlag folgt, unter Fortdauer der ursachlichen Verhältnisse nicht zu denken und daß im Gegenteil eine ständige Verschlimmerung bis zum Ausbruch einer fürchterlichen Krisis nur zu sicher ist.

Präzisieren wir vor allem die Krankheitserscheinung, wie sie sich ohne Ausnahme

heute in der ganzen zivilisierten Welt uns darbietet, indem wir alle Momente zusammenfassen, die sich überall vereinigt finden. Nur diese sind nämlich die charakteristischen Symptome der großen Krankheit, während die nur lokal auftretenden Erscheinungen mit derselben nichts zu thun haben. Eine strenge Trennung Beider ist von höchster Wichtigkeit; denn nur auf diese Weise ist es möglich, in einer so schwierigen Diagnose zu klaren Begriffen zu kommen. Wir finden vor Allem überall einen sich von Jahr zu Jahr verschärfenden Kampf ums Dasein und zwar ohne Ausnahme auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit. Ueberall überwiegt mehr und mehr das Arbeitsangebot die Nachfrage, überall ist es einer stets wachsenden Anzahl unmöglich geworden, ständige Beschäftigung zu erlangen, überall ist hierdurch im Großen und Ganzen infolge der wachsenden Konkurrenz der Verdienst der Glücklicheren, die Arbeit finden können, ein sich stetig verringernder und unsicherer geworden.

Wohlbemerkt, spreche ich nicht vom Lohn, sondern vom Verdienst, obgleich es eigentlich synonyme Begriffe sind. Ich thue dies, weil man sich unter „Lohn" dem Sprachgebrauch nach die Bezahlung des Handarbeiters denkt, während „Verdienst" auch den Lohn der Arbeit auf anderen Gebieten in sich schließt. Die große Frage der Zeit ist aber längst keine Handarbeiterfrage mehr, sondern eine Frage, die aufs Innigste Alle angeht, die auf irgend einem Gebiete menschlicher Thätigkeit für ihren Lebensunterhalt arbeiten, vom Taglöhner auf dem Felde bis zum Minister der Krone oder dem höchsten Beamten der Republik.

Dies ist das Weltsymptom der Krankheit, das überall in gleicher Weise, wenn auch mit wechselnder Heftigkeit zum Ausdruck kommt. Alle anderen Symptome sind lokaler Natur. Ebenso sind es alle vermeintlichen Krankheitsursachen bis auf eine, der eigentliche Herd der furchtbaren Weltseuche, auf die ich zuletzt zu sprechen komme, nachdem ich der falschen Diagnose eine kurze Uebersicht gewidmet habe.

In Europa ist es vorzüglich eine Erklärung, welcher wir häufig begegnen: die der „Uebervölkerung". Es wäre mir leicht, nachzuweisen, daß sogar das übervölkertste Land Europas mehr als die doppelte Einwohnerzahl mit eigenem Getreide nähren könnte, wenn sein Ackerboden intensiv bewirtschaftet würde; doch ist dies überflüssig; denn da Amerika, Australien und Rußland, die noch nicht zu einem Zehntel genügend bevölkert sind, an der gleichen Krankheit leiden wie wir, kann hier die Ursache nicht liegen. Kein Land leidet so sehr an der Weltseuche wie England, die große Kolonienmutter, die gewiß Raum genug für alle ihre Kinder hat. Und da gibt es noch Leute bei uns, die sich von Koloniengründungen Rettung erhoffen!

In zweiter Linie wird uns dann gewöhnlich der „Militarismus" entgegengeführt. Abgesehen davon, daß auch dieses Moment in den meisten der obengenannten Länder und Weltteile fehlt, ohne daß es deswegen dort besser aussieht, habe ich bereits angedeutet, daß unsere sogenannte „Ueberproduktion" oder was dasselbe ist, unser Arbeitsmangel, unendlich verschlimmert werden müßte, wenn unsere Millionen Soldaten auch noch produzieren würden, während ihr Konsum keinenfalls höher, ja wenn wir die Gesammtausgaben der Kriegsbudgets auf den Kopf des einzelnen Soldaten vertheilen, sogar bedeutend geringer wäre als heute.

Daß die Zollfrage in dem Gebiete der Krankheitsursachen nicht ernsthaft genannt werden darf, muß jedem klar sein, der bedenkt, daß dieselbe nur in Bezug auf das Verhältnis der nationalen zur Welt-Produktion eine Rolle spielen kann. Bei einer großen Weltkrankheit wie die vorliegende, muß der ganze Erdboden als ein einziges Produktionsgebiet gedacht werden. Die Anlegung von Zirkulation hindernden Bandagen auf einzelne Glieder mag diesen nützen oder schaden; mit der großen Krankheit hat sie wenig zu schaffen. Thatsächlich sehen wir auch die gleichen Erscheinungen im freihändlerischen England, wie im schutzzöllnerischen Amerika. Auch auf dem Europäischen Kontinent ist die Skala des Volkselends unabhängig von der der Tarife.

Auch die sonst so wichtige Frage der politischen und der gewerblichen Freiheit, des Maßes der Selbstregierung, dessen die verschiedenen Völker genießen, kann hier nicht in Betracht kommen, denn wir finden die gleichen Erscheinungen unter den ver-

schiedenartigsten Regierungssystemen. Die gleiche Notlage herrscht in Republiken wie in Monarchien, unter konstitutioneller Verfassung, wie unter der Zwangsrute der Despotie.

Hiermit sind aber die Haupterklärungen, die man der sozialen Not unterschiebt, bereits erschöpft.

Nachdem wir die Zerbrechlichkeit dieser Steckenpferde der oberen Klassen unserer national-ökonomischen Schulen gezeigt haben, können wir die kleinen Gäulchen der jugendlichen Sextaner wohl im Stalle lassen, z. B. die Währungsspielerei der Kardorffs und Genossen, die antisemitischen Späße der Stöcker'schen Schulen u. s. w. Wir sehen die gleiche Notlage in den Ländern der Goldwährung, wie in denen der Doppel- oder Papier-Währung, und wir haben schon in dem letzten Abschnitt gesehen, wie wenig die effektive Geldform in Zeiten, in denen die Umsätze meistens mittelst des Geldgedankens stattfinden, das Gesammtresultat beeinflußen kann. Was ferner die Judenfrage betrifft, so möchte ich meine Leser nicht beleidigen, indem ich auch nur im Entferntesten annehme, daß Einer darunter wäre, der nur für einen Moment hier die Ursache der großen Weltkalamität gesucht hätte.

Die Judenfrage ist eins der tausendfachen Symptome, eine der so verschiedenartigen Erscheinungsformen der Krankheit, keine ihrer Ursachen. Dies wird am Besten durch ihr gleichmäßiges Auftreten in allen Ländern bewiesen, das ganz unabhängig von der jüdischen Bevölkerung derselben ist.

Ein Symptom der Weltkrankheit jedoch, das sich in allen Ländern mehr oder weniger gleichmäßig zeigt, neben dem bereits beschriebenen des allgemeinen Arbeitsmangels, habe ich absichtlich vorher nicht berührt, weil wir in ihm nun der Ursache der Krankheit näher kommen wollen.

Diese Krankheitserscheinung besteht in dem schnell zunehmenden Reichtum einer kleinen Minorität neben Massenverarmung.

Es ist dies nicht nur eine Erscheinung, die denen, welche Gelegenheit haben, einen weiteren Ausblick in die Lebensverhältnisse ihrer Mitmenschen zu thun, sich deutlich aufdrängt, sondern, welche auch durch die statistischen Tabellen erwiesen wird. So z. B. ist nach den preußischen Einkommensteuertabellen von 1877 und 1885 die Bevölkerungszahl Preußens um 8 Prozent gestiegen, die Zahl der Aermsten, deren Einkommen unter Mark 600 beträgt, jedoch um 13 Prozent, der Allerärmsten unter Mark 420 um 19½ Prozent.

Dieser verhältnismäßigen Vergrößerung der Massenarmut von 5 resp. 11½ Prozent steht eine Personenzahl-Abnahme der kleinen und mittleren Einkommen über Mark 600 und unter Mark 9600 von 18⅔ Prozent, resp. eine verhältnismäßige von 10⅔ Prozent, gegenüber und das gewichtigste Symptom, eine Personenzahl-Zunahme der reichlichen Einkommen zwischen Mark 9600 und Mark 36000 von 25 Prozent und der großen über Mark 36000 von 42 Prozent, also eine verhältnismäßige Zunahme von 16½ Prozent und 33½ Prozent.

Noch schlimmer womöglich stellt sich das Verhältnis zwischen den Beträgen des Durchschnittseinkommens dieser Klassen.

Die Durchschnittseinkommen unter Mark 600 fielen von Mark 534 auf Mark 517; die zwischen Mark 600 und Mark 1500 von Mark 1046 auf Mark 921; die Einkommen von Mark 1500—9600 von durchschnittlich Mark 2937 auf Mark 1935. Die Durchschnittseinkommen über Mark 9600 fielen zwar um circa 3,6 Prozent, nämlich von Mark 27700 auf Mark 25700, was jedoch bei der kolossalen Zunahme der Besitzer dieser Einnahmen nicht in Betracht kommen kann, denn einem früheren Gesammt-Einkommen von 20770 Personen in Höhe von 532 Millionen steht jetzt ein solches von 25850 mit 664 Millionen gegenüber. Nun muß man aber noch bedenken, daß notorisch die Einkommenschätzungen in den höheren Steuerstufen weit unter das Niveau der Wirklichkeit zu fallen pflegen, während sie bei den leicht übersichtlichen geringeren Einkommen sehr genau sind, bei dem Mittelstand, der aus Kreditrücksichten oft der Außenwelt gegenüber rosig zu malen gezwungen ist, häufig

sogar zu hoch geschätzt werden. Hierdurch tritt das gegebene Bild erst in seiner ganzen unheilvollen Bedeutung hervor.

Diese letztere bezieht sich weniger auf die an und für sich schon traurige Thatsache, daß die Massen des Volkes in Elend darben, während die Wenigen in stets erhöhtem Maße schwelgen können. Im Gegenteil liegt, so paradox es auch klingen mag, das Hauptunglück unter den Verhältnissen wie sie liegen, gerade darin, daß diese Wenigen nicht in erhöhtem Maße schwelgen, d. h. daß sie nicht die ihnen zugefallene Einkommensvermehrung verbrauchen, sondern den neuen Ueberschuß wieder zinsbringend anlegen, so daß die nächste Statistik eine weitere Verschiebung der Einkommensverhältnisse zu Gunsten der höchstbesteuerten Minorität ergeben wird u. s. w.

Hier liegt nämlich die einfache Lösung des sonst so merkwürdigen Problems, wie es kommt, daß Millionen fleißiger Arbeiter aller Gebiete menschlicher Thätigkeit, von denen jeder gern das produzieren möchte, was er und die andern brauchen und sich dafür ihre Produkte einzutauschen willens ist, daß diese Millionen nicht produzieren und nicht tauschen dürfen, sondern gezwungen müßig die Hände in den Schoß legen und mit Weib und Kind darben müssen.

Wenn jeder Produzent wirklich Herr und Eigentümer seines Produktionsertrages wäre, ließe sich diese Erscheinung überhaupt nicht erklären, würde sie überhaupt nicht existieren. Dieses ist jedoch natürlich nicht der Fall, kann nie der Fall sein, sogar im Utopia der Sozialdemokratie oder des Kommunismus nicht. Auch in diesem muß es Menschen geben, welche mit der Leitung, der Verteilung, dem Schutze, der Beförderung der Produktion beschäftigt werden und daher ihren Anteil davon erhalten müssen, so daß auch in Utopia der Produzent nie den vollen Ertrag seiner Thätigkeit erhalten kann. Es kommt aber bei Erklärung des vorliegenden Problems gar nicht darauf an, wie groß der Anteil ist, den der Produzent an dem Ertrage seiner Arbeit hat, obgleich es schlimm genug ist, daß 93¾ Prozent der Nation unter Mark 1500, 98 Prozent unter Mark 3000, 1¾ Prozent von Mark 3000—9600 Einkommen haben, während ¼ Prozent das Uebrige besitzen. Dieser Punkt ist freilich wichtig genug, da hiervon für die produzierenden Volksmillionen der Grad, in dem sie ihre Bedürfnisse befriedigen können, abhängen muß; aber er hat mit dem Problem der Arbeitsnot nichts zu schaffen. Diese letztere kann nicht eintreten, einerlei wie groß auch die an Unternehmer, Kapitalisten, Grundbesitzer, Steuereinnehmer abgegebene Produktionsquote sein mag, wenn eine einzige Bedingung erfüllt ist, eine Bedingung sine qua non, und die ist, daß die Betreffenden, welche diese Quote erhalten, sie verzehren, d. h. wenigstens unproduktiv, resp. nicht zu eigenem Vorteil, sondern für Alle gemeinsam produktiv verwenden, oder daß dieser Anteil sich auf viele Besitzer verteilt, daß die Einzelteile nicht zu sehr anwachsen können und früher oder später wieder verzehrt werden.

Die Tyrannei Pyramiden bauender Pharaonen mag dem armen unterdrückten Volke den ganzen Ertrag seiner Produktionen konfisziren bis auf das Minimum, welches ihm zur Lebensfristung unentbehrlich ist, sie wird trotzdem damit keinen Arbeitsmangel, sondern nur Arbeitsvermehrung schaffen, aus dem einfachen Grunde, weil der dem Könige zufallende Löwenanteil an der Produktion entweder ganz unproduktiv in Steinhaufen und Luxusausgaben oder in solchen direkt oder indirekt produktiven Formen angelegt wird, die Allen gemeinsam nützen, z. B. Bewässerungsanlagen, Kunststraßen, Kanälen, Landesverteidigungsmaßregeln. Thatsächlich wäre auch in jenen Zeiten der Gedanke eines Notschreies des Volkes wegen Mangel an Arbeit gerade so widersinnig erschienen, als wenn Josephs Pharaos bekannten Traum dahin gedeutet hätte, daß die sieben Kühe wegen des Getreideüberflusses der sieben fetten Jahre mager geworden seien, eine Traumdeutung, die nichtsdestoweniger den heutigen Verhältnissen entsprochen hätte; denn unsere Feldarbeiter hungern wegen des übermäßigen Getreidevorrates in allen Häfen.

Wie verwendet aber die kleine Anzahl der Menschen, denen der Löwenanteil an unserer Produktion zufällt, ihren Anteil?

Ein Teil davon wird freilich verzehrt oder unproduktiv, resp. produktiv für das Gemeinwesen, ohne besonderen Vorteil für den Betreffenden angelegt; aber ein Teil und zwar ein stets zunehmender Teil wird zinsbringend plaziert. Es ist dies auch ganz natürlich, denn es giebt eine Grenze, bei der die Möglichkeit, sich mit größeren Ausgaben wirklich größere Genüsse zu verschaffen für den Menschen, der keinen Genuß in der Verwendung seiner überflüssigen Mittel für das Gemeinwohl findet, aufhört. Man kann annehmen, daß diese Grenze bei den Meisten der 2882 preußischen Personen der obersten Steuerstufe (in Wirklichkeit mindestens 10000) mit einer Durchschnittseinnahme von circa Mark 80000 pro Jahr, (in Wirklichkeit mindestens Mark 150000 für die 2882) längst erreicht ist und daß daher von dieser Steuerklasse und auch von der nächstfolgenden, jährlich wahre Riesensummen nicht verzehrt, sondern zinsbringend angelegt werden.

Ich schätze diese Beträge bei diesen kaum halb taxierten zwei Steuerklassen für Preußen auf mindestens $^1/_3 - ^1/_2$ Milliarde Mark pro Jahr oder $^2/_3 - 1$ Milliarde für ganz Deutschland. Weit riesiger sind sie in England, dem Lande der kolossalen konzentrierten Vermögen, in Amerika, das in der Größe der Einzelvermögen sogar England zu übertreffen beginnt, ferner in Frankreich, dem Rentenlande par excellence Die Schätzung, welche die jährlich in der ganzen zivilisierten Welt nicht konsumierten und zinsbringend angelegten Beträge auf über 10 Milliarden Mark annimmt, dürfte nicht übertrieben sein. Zinsen sind aber im Allgemeinen nur zu erlangen, wenn das betreffende zurückgelegte Vermögen als Kapital, d. h. Güter erzeugend verwendet wird, d. h. wenn Jemand damit produziert und vom Ertrage seiner Produktion einen Teil abgibt. Sogar bezüglich der Zinsen für Staatsanleihen, deren Kapital in den meisten Fällen unproduktiv verwendet wurde, ist der letztere für uns allein wichtige Teil meiner Behauptung zutreffend, denn die Zinsen müssen vom arbeitenden Volke gezahlt werden, das dafür einen Teil vom Ertrage seiner Produktion in Form von Steuern und Zöllen abgeben muß.

Da aber, wie wir gesehen haben, bei dem eigentlichen Volke, bei den 98 Prozent, die keine Mark 3000 Jahreseinkommen haben, kein Ueberfluß herrscht, so kann der Zinsbetrag für die betreffenden Kapitalien nur durch eine Einschränkung des Konsums der Betreffenden erzielt werden und zwar meist zu Gunsten einer kleinen Minorität, welche ein zu großes Einkommen besitzt, um das betreffende Konsumdefizit durch eigenen Konsum ganz auszufüllen. Also auf der einen Seite werden beständig mehr und mehr Güter produziert (denn nur wenn von ihnen neue Güter über den eigenen Bedarf hinaus erzeugt werden, können die Schuldner ihre ständig zunehmende Zinsschuld decken); und auf der anderen existiert kein Abnehmer für viele dieser mehr produzierten Güter; denn die Darleiher wollen und können sie nicht alle konsumieren.

Die natürliche Folge davon ist die Welt, in der wir leben mit ihrer steigenden Güterproduktion bei zunehmendem Mangel; denn die, welche die überflüssigen Güter konsumieren müssen, dürfen es nicht; sie haben sie als direkte oder indirekte Zinsschuld abzuliefern an Leute, welche sie aus Unlust oder Ueberfluß nicht konsumieren wollen oder können, welche sie ihnen nur dann zum eigenen Konsum überlassen, wenn sie dafür von der zukünftigen Produktion einen noch größeren Anteil abgeben und das bestehende Uebel dadurch noch mehr verschlimmern. Auf der einen Seite die Vanderbilts, Mackays, Rothschilds, Westminsters u. s. w., die aus Millionären in verhältnismäßig kurzen Perioden Milliardäre geworden, d. h. Menschen, deren riesige Kapitallatifundien jährlich Millionen und aber Millionen dem Konsum entziehen, nach dem unzählige arme Menschen vergebens lechzen. Hierdurch hindern diese Monopolisten, da ihnen selbst der Konsum unmöglich ist, diese Millionen an weiterer Gütererzeugung, bis die für sie, die Monopolisten, als Zins erzeugten Güter aufgebraucht sind, und zwar so, daß solche zum größten Teile überhaupt nicht verzehrt werden, sondern als neue Menschenarbeit sparende Produktionsmittel Verwendung finden. Das Entstehen dieser neuen Produktionsmittel macht an und für sich wieder Tausende von Arbeitern brodlos. Die Produkte derselben gehören nicht dem Produzenten, sondern den Riesenmonopolisten, die schon die früheren

Produkte nicht verzehren konnten, während die mittelst der neuen Produktionsmittel gestiegene Ueberproduktion wieder weitere Tausende arbeitslos und dadurch konsumunfähig machte.

Wachsende Not bei wachsendem Güterüberfluß ist die Parole der Zeit, daher je reicher das Land, je größer die Volksnot. In reicheren Ländern wie England ist sie am größten, in armen wie Montenegro am geringsten.

Gerade die riesigen Errungenschaften des Menschengeistes, die kolossalen Fortschritte der Technik sind es, die das Elend des Volkes hervorrufen, statt es zu beglücken. Denn diese technischen Fortschritte haben die Produktionsfähigkeit des Einzelnen im Durchschnitt versechsfacht und dadurch sein Elend verdoppelt. Nicht deswegen weil er $^4/_5$ bis $^5/_6$ seines Produktionsertrages abgeben muß (der Lohn ist nur circa $^1/_6$ bis $^1/_8$ der Nationalproduktion); das wäre das Schlimmste nicht. Er würde immer noch mehr besitzen als früher, wo er nur $^1/_6$ produzierte und auch dann einen Teil abgeben mußte. Das Unglück ist eben nur, daß die $^4/_5$ oder $^5/_6$ nicht vollständig konsumiert werden, weil diejenigen, denen der Löwenanteil daran zufällt, ihr Einkommen nicht verzehren können und die Armen daher nötigen mit ihrer Produktion einzuhalten, bis der Ueberschuß in einer oder der anderen Weise verbraucht ist. So lange können die Elenden nicht einmal mehr Arbeit finden, trotzdem sie bereit wären, sich mit einem noch geringeren Anteil am Produktionsertrage zu begnügen.

Dies nennt man dann Ueberproduktion und erklärt damit die Krisis. Letztere ist längst latent, ehe sie zum akuten deutlichen Ausdruck, zum Krach kommt. Dieser zerstört viele Güter, hindert die Weiterproduktion und schafft hierdurch nach und nach Vielen Arbeitsgelegenheit. Das die Nachfrage überwiegende Arbeitsangebot, die durch den Stachel der Not verbesserten Arbeitswerkzeuge und Methoden haben aber inzwischen den relativen Anteil des Arbeiters wieder weiter reduziert. (In England betrug derselbe 1867 noch 40 Prozent der Nationalproduktion; heute beträgt er keine 20 Prozent mehr, ist also in 19 Jahren um über die Hälfte gesunken.)

Die Minorität, welcher der gestiegene Anteil zufällt und die schon ihr früheres Einkommen nicht aufbrauchen konnte, kann mit dem vermehrten noch weniger fertig werden, und die Krisis beginnt bald mit größerer Schärfe.

Thatsächlich werden auch die Industrie- und Geschäftskrisen immer länger und die Zwischenräume immer kürzer. Auch in letzteren ist von einem eigentlichen guten Geschäft kaum mehr die Rede. Der Nutzen ist auf ein Minimum reduziert; denn aus Mangel an produktiver Arbeit haben sich Tausende und aber Tausende auf den Zwischenhandel geworfen, die sonst produktiv gearbeitet hätten, und die Konkurrenz darin auf's Aeußerste krankhaft angespannt, so daß Einer den Andern zu unterbieten sucht und die Kosten für Reklame und Geschäftsspesen stets größer werden, eine immer wachsende Quote des Nutzens absorbieren.

Dies zeigt, daß es sich hier um keine bloße Arbeiterfrage handelt, sondern um eine Existenzfrage unserer ganzen Gesellschaft, welche einem fürchterlichen, stets zunehmenden Drucke unterliegt, der sie auf die Dauer zu Grunde richten muß.

Immer weiter rollt er, dieser Dschaggernautwagen unserer Zivilisation, Millionen armer Menschenwesen unter seinen Rädern zermalmend, und edle Menschen versammeln sich in gesetzgebenden Versammlungen und Vereinen aller Art und sprechen von Freiheit, Humanität, Brüderlichkeit und anderen schönen Dingen, wenn nicht die Diskussion über Parteigezänke, Lapalien aller Art ihre volle Zeit und ihren ganzen Geist in Anspruch nehmen, und sehen nicht, daß das Ungetüm immer näher und näher rückt, bis es zu spät ist.

„Zu spät!" Möge dieses Wort nie in unserem Vaterlande ertönen! Mögen, ehe es zu spät ist, deutsche Männer es sein, welche den Weg zur Rettung, zur Umkehr zeigen. Mögen sie es sein, die Abkömmlinge des großen Volkes, das der Welt schon dreimal eine große Reform gab unter der Führung seines Gutenberg und seines Luther, nachdem es vorher durch seinen Berthold Schwarz dem Geiste die Macht über die rohe Gewalt abgewonnen hatte.

Wir haben diesen Teil unserer Arbeit nun vollendet. Wir haben der Ursache des Problems nachgeforscht. Die Aufgabe des nächsten Abschnittes muß sein zu untersuchen, wie den beschriebenen unheilvollen Vermögensverschiebungen Einhalt zu gebieten, wie eine allmähliche Nivellierung der drohenden kapitalistischen Felstitane zu erreichen ist, damit sie nicht in ihrem Zusammensturze unsere ganze Zivilisation zerschmettern.

Zeitbetrachtungen.

Studienblätter von A. v. Eye.

(Berlin.) (Nachdruck mit Quellenangabe gestattet)

1. Häufigkeit der Selbstmorde.

Wir werden wohl nicht auf Widerspruch stoßen, wenn wir das Ueberhandnehmen des Selbstmordes als die häßlichste Erscheinung der Zeit bezeichnen. Er ist bei uns — um uns nicht des Fremdwortes „epidemisch“ zu bedienen — in der That volkstümlich geworden. Er gilt als beliebtes Mittel, sich aus einer Verlegenheit zu reißen. Kein Alter, kein Geschlecht, kein Stand ist von diesem Uebel mehr verschont; ja die Jugend und selbst die Frauen drängen sich bereits in den Vordergrund der Unglücklichen, welche zu diesem letzten Auskunftsmittel ihre Zuflucht nehmen, das in den wenigsten Fällen das letzte zu sein brauchte. Namentlich in der Reichshauptstadt vergeht kaum ein Tag, ohne daß die Zeitungen mehrere solche Fälle zu verzeichnen hätten; aber auch die Provinzen werden mehr und mehr von dieser moralischen Krankheit befallen. Noch vor einiger Zeit konnte ein Menschenfreund, der diesen häßlichen Gegenstand behandelte, darauf hinweisen, wie beim Selbstmorde nicht dieser, sondern das, was ihm vorhergehe, das Schrecklichste sei. Aber auch dieser Gesichtspunkt verliert gegenwärtig seine Bedeutung und macht dadurch die Sache nur um so schlimmer. Denn um der nichtigsten Ursachen willen, aus den leichtfertigsten Gründen, nach raschestem Entschlusse nimmt man sich das Leben. Verzogene Bengel erhängen sich, um ihrem einmal notgedrungen streng gewordenen Papa einen recht gründlichen Aerger zu bereiten; Lehrjungen springen in das Wasser, weil sie wegen kleiner Vergehen eine Strafe fürchten; Köchinnen vergiften sich, weil sie mit ihrem Liebsten in Streit geraten sind; Referendare erschießen sich, weil sie das Staatsexamen fürchten u. s. w. Man kann bei allem Schauder, den jeder Fühlende bei solchen Trauermären empfindet, sich doch oft eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Aber auch dieses Lächeln trägt den Charakter des Lachens der Verzweiflung. Es ist gewiß an der Zeit, über die Lamentationen hinweg, die man häufig über diesen Gegenstand angestellt findet, zu ernstem Nachdenken überzugehen und den Ursachen nachzuforschen, um womöglich Heilmittel zu finden.

Kein Zweifel ist leider, daß manche Menschen sich in äußerster Not dem Tode überliefern, weil ihnen alle Mittel ausgehen, das Leben zu fristen. In diesen Fällen liegt die wirtschaftliche Erkrankung unserer Zeit dem Uebel zu Grunde, und es liegt den dagegen berufenen Aerzten, den Wirtschaftslehrern und Wirtschaftsreformern ob, Gegenmittel zu finden, dem Staate, den Gemeinden u. s. w., Hilfe zu schaffen. Es ist aber auch kein Zweifel, daß wir es im besprochenen Falle mit einer sittlichen Erkrankung zu thun haben, und daß auf eine geistige Gesundung des Volkes hingearbeitet werden muß, wenn wir dem Selbstmords- und ähnlichen Fiebern Genesung schaffen wollen. — Von dieser Seite her drängen sich aber die bestimmenden Ursachen

so massenhaft auf, daß es schwer wird, durch die Menge auf den Grund zu steigen und den gemeinsamen Ausgang der Einzelursachen zu entdecken. — Wichtig würde es in dieser Beziehung sein, der Statistik der verschiedenen Länder nachzugehen und zu untersuchen, welche geistige Verfassung eines Volkes die Sucht des Selbstmordes begünstigt.

Das nur unzulänglich vorliegende Material zu sichten, würde uns hier zu weit führen. Aber auch schon ein oberflächlicher Blick scheint zu bestätigen, daß die Höhe der Bildung eines Volkes den Stand des Selbstmordes zu sich hinaufzieht. Den ersten Rang, wie wir mit schmerzlicher Ironie wohl zugestehen müssen, nimmt Deutschland ein; dann kommen England und die kleineren germanischen Staaten. In den romanischen ist es in dieser Beziehung viel besser bestellt. Als wir einmal in einem tropischen Lande erzählten, daß es in Europa Menschen gebe, die sich selbst das Leben nehmen, stießen wir auf vollständigen Unglauben. — Zwar werden wir auch hier mit unserem Parodoxon auf entschiedene Zweifel stoßen. Wie kann denn Bildung, wahre Bildung ein Uebel befördern? Aber der Zweifel hebt sich leicht, wenn wir geltend machen, daß es neben der wahren auch eine falsche Bildung giebt. Vielleicht verursacht auch schon halbe Bildung den Schaden, von deren übler Einwirkung auf unsere Zustände auch sonst schon öfter die Rede gewesen. Aus der Hand der Natur bringt der Mensch den stärksten Zug zum Leben mit. Der natürliche Mensch verteitigt dieses mit aller Kraft bis zum letztem Atemzuge. Ohne Zweifel soll wahre Bildung mit Bewußtsein das bewirken, was die Natur unbewußt vollbringt. Möglich ist es — und, wie der Augenschein lehrt, nur zu gewiß — daß zwischen beiden ein Uebergang liegt, der es mit sich bringt, daß unter Umständen das Leben auch leichtfertig weggeworfen wird. Besondere Umstände können die Sachlage ja noch verschärfen, und deren entdecken wir bei genauerer Betrachtung der letzteren nur zu viele.

Schon Bogumil Goltz macht darauf aufmerksam, wie ein Landmädchen an Erlebnissen zu Grunde geht, die einer Städterin kaum Kopfweh verursachen. Bei der leichten Beweglichkeit der Menschen in unserer Zeit ist der Uebergang von der Natur zur Kultur zu rasch und bewirkt oft nur, daß der Halt der ersteren verloren geht, ehe die Stütze der letzteren gewonnen wird. Solch ein Bauernbursch, eine Dorfschöne vertauschen in ganz unvorbereitetem Uebergange das Land mit der Stadt. Schon der einfachste Dienst, in den sie hier treten, bringt sie in Verwicklungen, für deren Entwirrung und Klarstellung der von ihnen mitgebrachte einfache Verstand gar nicht ausreicht. Mit dem mächtigen Instinkte der Natur, der unvermittelt zum Leben drängt und dieses nach Lage der Dinge ausschließlich im Genuße desselben sucht, stürzen sie sich plan- und machtlos in die Vergnügungen und Verlockungen der Großstadt, deren Raffinement, Schlingen und Fallen selbst nicht immer der Aufmerksame entgeht. Auch im besseren Falle wird das Dasein solcher Leute so mit fremden Elementen, unverdauten Stoffen überfüllt, daß das natürliche Gefühl des Wohlseins und in Folge der Komplikationen, auch alle Scheu und Scham, Gewissen und Ehrgefühl verloren gehen, und endlich Unglück und Unwille so daß Bewußtsein füllen, daß es nur eines leichten Anstoßes bedarf, um mit dem Leben selbst die ganze Last zu Boden zu werfen.

Aber auch wo Geburt und Erziehung Mittel bieten, vor weiteren, wir wollen nicht einmal sagen: höheren Ansprüchen des Lebens sich zu stellen und zu stehen, werden diese für Gefühl und Einbildung, Anspruch und Verpflichtung so hoch geschraubt, daß ehrlicher Wille und Vermögen gar nicht mehr hinanreichen und Mut und Verstand in's Wanken kommen. Fassen wir allein unsere, fast nur noch auf das „Sensationelle" hinarbeitende Unterhaltungslitteratur in's Auge, aus der unsere Jugend, die weibliche noch mehr als die männliche, den größten Teil ihrer geistigen Nahrung entnimmt, so finden wir genug Gründe, welche Beweggründe für Verwirrung und Verzweiflung werden können. — Der blos formelle Zuschnitt unserer Bildung, der sicher auch mit zur Halbbildung gehört, höhlt das Innere des Menschen so aus, entblößt das Bewußtsein der Art von aller wahren Genugthuung, die nur volle und

echte Bildung schafft, daß bereits ganze Schichten gerade der gebildeten Bevölkerung meinen, sie können nur in dieser Form, mit solcher Ausstattung der Lebensführung oder, wie man es bezeichnend genug nennt, durch solche „Repräsentation" würdig existieren, daß man, wenn für eine solche die Mittel fehlen, das Leben für ganz wertlos hält und es lieber wegwirft.

Wir könnten der Halbkultur noch auf anderen Spuren nachgehen; doch mögen diese Hinweise vorläufig genügen. In ganz ungebildeten Ländern wird man auf die Sucht, dem Leben freiwillig ein Ende zu setzen, selten stoßen. Die Häufigkeit des Selbstmordes bei uns weiset somit auch auf positive Momente hin, woran sich die Hoffnung knüpfen läßt, dem Uebel doch noch zu steuern. Wir denken auf diese Fragen zurückzukommen.

---

2. Soll wieder geprügelt werden?

Bekanntlich wurde diese Frage schon seit geraumer Zeit lebhaft verhandelt und vielfach bejaht. Und wahrlich, als Schreiber dieses jüngst Zeuge war, wie ein paar Buben, die selbst schon militärpflichtig sein konnten, einen armen Invaliden, der mit seinem Stelzfuß mühsam des Weges zog, verhöhnten, da zuckte es auch ihm in der Hand und er hätte gern mit dem Stocke auf frischer That seine Meinung über solch frevelhaftes Benehmen kund gegeben. — Aber es ist doch nicht wohl zulässig und durchführbar, daß sogleich Jeder auf Antrieb seiner Empfindung hin ein Strafurteil fällt und das Werkzeug der Strafe handhabt, auch wenn dieses immerhin nur aus einem ziemlich unschuldigen Spazierstocke besteht. Wenn wir als gesetzliches Strafmittel wieder prügeln wollen, müssen wir auch jemand haben, der diese Strafe vollzieht. Wir müßten den alten Büttel wieder einführen; wer aber weiß, welche Rolle dieser in unserer früheren Kulturgeschichte spielte, wird sich freuen, daß diese Figur aus unserem Gemeindeleben verschwunden ist und nicht wünschen, daß sie wieder eingeführt werde. Wir glauben auch nicht, daß in dem so hochachtbaren Bereiche der deutschen Subaltern-Beamten sich Persönlichkeiten fänden, die zugleich die Bürgschaft böten, gute Beamte zu sein, und jene Strafe vollziehen möchten, eine Strafe, die auch schon früher etwas Entehrendes nicht nur für den Gezüchtigten, sondern auch für ihren Vollstrecker hatte. — Man bedenke, wie tief in älterer Zeit der Unterschied von ehrlich und unehrlich in die bürgerliche Gesellschaft einschnitt. Es gab nicht nur Beschäftigungen, sogar Handwerke, sondern auch Aemter, die als unehrlich galten. Solche grundsätzliche Unterschiede sind aus dem Bewußtsein unserer Zeit vollständig verschwunden; wir halten höchstens noch die Art und Weise, wie ein Geschäft betrieben, ein Amt geführt wird, für ehrend oder schändend, nicht mehr diese an sich, wenn sie überhaupt noch in der Rangordnung der bürgerlichen Ernährung und Verpflichtung bestehen. — Wenn es bei uns auch noch Verbrecher gibt und Thaten verübt werden, welche die Prügelstrafe verdienten, *so dürfen wir doch nicht nach Leuten suchen, welche angethan wären, diese Strafe zu exekutieren.*

Vielleicht ließe sich aber ein Ersatz finden, der mit anderen Mitteln denselben Erfolg erzielte. Die meisten Fälle, in welchen wir die Prügelstrafe anwenden möchten, werden solche sein, wo es sich nicht sowohl darum handelt, ein schweres Vergehen nachdrücklich zu bestrafen, sondern einem Frevler eindringlich zu Gemüte zu führen, daß er die bürgerliche Ordnung zu respektieren und Zucht und Sitte anzuerkennen habe. Man glaubte, eine längere Frist des Nachdenkens in unsern Gefängnissen würde für Leute, die gezeigt haben, daß sie jenes nicht begreifen, vielleicht hinreichend sein, um sie zur richtigen Einsicht zu bringen. Dabei haben wir selbst aber zu bedenken, daß solche Leute von Natur nicht zum Nachdenken geneigt sind. Sie würden ja sonst die Elementarsätze, die für das Leben in einer zivilisierten Gesellschaft notwendig sind, sich von selbst angeeignet haben. Man würde sie auch in einer längeren Haft nicht zur Besinnung bringen, wenn sie nicht merkten, daß

sie sich durch Austritt aus der gesitteten Ordnung der Vorteile derselben beraubten. Eine allzu komfortable Einrichtung der Gefangenschaft, d. h. selbst das, was solche Leute, von welchen hier die Rede, dafür halten, möchte eher die entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. — Jene näher zu bestimmen, müssen wir freilich den Fachleuten überlassen. Aber auch die einfachste Einrichtung macht den Gefängnis-Unterricht, die erzwungenen Denkübungen für erwachsene Leute, welche eigentlich noch Prügel verdienten, so teuer, daß die Kosten dafür besser verwendet werden könnten. Auch in dieser Beziehung würden zweckmäßig eingerichtete Strafkolonien einen ausgezeichneten Ersatz bieten. Es wären gewissermaßen Ferienkolonien für ungezogene Fortbildungsschüler.

Wir kommen mit dieser scheinbar scherzhaften Wendung auf einen Punkt, der vielleicht eine ernsthafte Betrachtung verdiente. Wie wir es ohne Zweifel als eine wertvolle Errungenschaft unserer Kultur zu schätzen haben, daß der Büttel überwunden ist, so fragt es sich, ob wir mit dem Aufgeben eines anderen, schon im Altertum und auch noch in unserem Mittelalter vielfach angewandten Strafmittels, nicht eine wirkliche Einbuße erlitten haben. Wir meinen die Verbannung, die gerade für die in unserer Zeit viel häufiger vorkommenden Menschen angewandt wäre, welche sich in die bestehenden staatlichen und bürgerlichen Verhältnisse nicht schicken wollen, sondern ruchlos auf deren Umsturz losarbeiten, entweder durch gemeine Verbrechen, oder als irregeleitete Anarchisten, Nihilisten und Dynamitisten. Im deutschen Mittelalter, wo das Leben auch in den freiesten Reichsstädten durchaus kein gemütliches war, hieß Verbannen „in's Elend schicken". Man wußte, daß es draußen immer noch schlimmer war, als zu Hause, und es läßt sich nachweisen, daß die Verbannung mehr gefürchtet war, als manche andere der damals so harten Strafen. — Eine Ortsveränderung wirkt nicht allein in gesundheitlicher, sondern auch in moralischer Beziehung außerordentlich drastisch. Man ahnt gar nicht, wie sehr man von den alten gewohnten Verhältnissen getragen und unterstützt wird, auch wo man Ursache zu haben glaubt, mit ihnen unzufrieden zu sein und sich gegen sie aufzulehnen. Man kann keine größere Einwirkung auf den Menschen hervorbringen, als wenn man ihn plötzlich in die Notwendigkeit versetzt, sich selbst zu helfen, und wenn er in seinem Wesen noch das geringste wertvolle, der Besserung fähige Element enthält, wird dieses dadurch hervorgezogen und in Bewegung gesetzt. Während dieser gute Kern in den Gefängnissen entweder zu Grunde geht oder doch zu schwach ist, um nach der Haft die bürgerlichen Vorurteile und sozialen Schwierigkeiten zu überwinden.

Wenn man den Vertretern der Prügelstrafe auch vorwirft, daß sie nur zu reaktionären Zwecken sich auf diesen Standpunkt stellen, so darf dabei nicht übersehen werden, daß das Verlangen nach Wiedereinführung der Prügelstrafe weniger von politischen Parteien und Parteizeitungen, als vielmehr ganz allgemein vom empörten Volksgefühle ausgeht. Die Zeitungen und Parteien wollen sich nicht zum Sprachrohr dieser Empfindung machen, einesteils, um nicht als „reaktionär" verschrieen zu werden und anderenteils auch aus leichtbegreiflichem Grauen vor einem unzweifelhaften Rückfall in die Barbarei.

Indessen gänzlich unbeachtet kann das über furchtbare Unthaten empörte Volksgefühl nicht bleiben, sondern es muß durch Auffindung von solchen Schutzmitteln gegen das Verbrechertum beruhigt werden, welche sich sowohl vorbeugend wie heilend wirksam erweisen, ohne daß wir den entsetzlichen Schritt zu barbarischen Strafarten zurück zu thun brauchen. Denn das unterliegt keinem Zweifel, daß es eine traurige Niederlage für das öffentliche Bewußtsein sein würde, wenn es sich die Notwendigkeit zugestehen müßte, eine Strafart wieder aufzunehmen, deren Namen mit Recht als ein Schandmal der Zeit gilt, in welcher sie zur Anwendung gelangte.

---

3. Sittenverwilderung und Verbrecherkolonien.

Die zunehmende Verrohung bildet gegenwärtig in hervorragender Weise einen Erörterungsgegenstand unserer Tagespresse. Ob unsere Zustände wirklich schlimmer sich anlassen, als in vergangener Zeit, wäre freilich erst zu untersuchen. Die neuen Eindrücke bringen das Alte zu leicht in Vergessenheit. Rohheiten sind ja immer vorgekommen; ob sie in unserer Epoche der raschen, fast stürmischen Entwicklung im Zunehmen begriffen sind, ist eine Frage, die aus mehr als einem Grunde Beantwortung erheischt.

Wenn die hierher gehörigen Erscheinungen auf scheinbar ganz verschiedenem Boden erwachsen, so müssen wir wohl nach einem tiefer gelegenen gemeinschaftlichen Grunde suchen, der auch unschwer zu finden ist. Die Ausbrüche der Rohheit können nur in der Rohheit selbst ihren Ursprung haben, in dem Mangel jeglicher Bildung. Wir wiesen schon bei anderer Gelegenheit darauf hin, daß es noch weite Schichten der Bevölkerung giebt, welche an der mehrtausendjährigen Kulturarbeit des Volkes so gut wie gar keinen Anteil haben. Wir wollen, um bei neuer Konstatierung dieser traurigen Thatsache jedes Mißverständnis abzuweisen, nur noch hervorheben, daß wir diesen völligen Mangel an Gesittung keineswegs allein bei Ungebildeten, d. h. Ungeschulten, sondern nicht selten ebenso ausgesprochen bei Denen finden, welchen alle Vorzüge einer feineren Erziehung zu Gebote standen, die aber höchstens die äußeren Formen, einen Firniß, eine Maske davongetragen haben, hinter welchen die natürliche Rohheit sich schlecht verbirgt. Begegnen wir denn nicht oft in den Straßen unserer Residenzen fein frisierten Gesichtern, deren Anblick allein dem feiner Fühlenden ein Schlag in's Angesicht ist?

Daß der wohlgeleitete Kulturfortschritt eines Volkes nicht nur bemüht sein muß, höhere Staffeln der Gesittung zu erringen, sondern auch alle zurückgebliebenen Bestandteile der Bevölkerung heranzuziehen, versteht sich von selbst. Bis wir aber dadurch zu einigermaßen erträglichen Zuständen gelangen, fragt es sich, wie wir uns vor den sich mehrenden und steigernden Ausbrüchen der Rohheit schützen. — Auch darauf ist die Antwort leicht zu finden. Am besten ist es ohne Zweifel, wenn wir so viel wie möglich die Ursachen und Anlässe hinwegräumen, welche die tiefste Bildungslosigkeit dazu führen, sich in der ihr entsprechenden, d. h. brutalen Weise zu äußern. Wo reiner Ueber- und Frevelmut sich so ergehen, möge die Strenge des Gesetzes einschreiten. — Wir möchten hier nur einen Fall näher in's Auge fassen, der in seiner häufigen Wiederholung eine ganze Kategorie bildet. Unter zehn Fällen fast kommt es neunmal vor, daß Thaten, welche Stadt und Land mit Schauder füllen, von Leuten verübt worden sind, welche schon vorher bestraft worden. Entlassene Sträflinge sind es, die, nach ihrer Befreiung aus der Haft, doch mit dem Makel der Verurteilung behaftet, nicht die Rückkehr in's Leben, d. h. keine Stellung, keine Beschäftigung wieder finden können. Da es unter den jetzigen traurigen Verhältnissen genug ehrliche Menschen giebt, die aus Mangel an nährender Arbeit in's Elend geraten, so soll man diese gegebenen Falles sicher vor den Uebelthätern bevorzugen; aber es ist nicht zu verwundern, wenn diese, von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen und zur Verzweiflung gebracht, sich gegen jene auflehnen und von neuem Verbrechen begehen, oft nur, um wieder in Haft zu kommen und sich so zu versorgen. Wie soll man da Abhilfe schaffen, diesem Uebelstande begegnen? — Man soll Verbrecherkolonien einrichten. Man soll solche Leute hinausschicken, wo sie arbeiten können und müssen, wo sie nicht durch künstliche Zwangsmaßregeln, sondern durch natürliche Verhältnisse dazu geführt werden, sich selbst zu helfen und so das Staatswohl zu fördern. Derartig zweckmäßig eingerichtete Strafkolonien würden, energisch durchgeführt, Wohlfahrtskolonien werden, die Höhlen des Verbrechens in Zufluchtsstätten für Not und Verzweiflung verwandeln und statt die Rohheit zu offenen, erschreckenden Ausbrüchen zu verleiten, stille, aber beredte Zeugnisse des Dankes und Segens abgeben.

4. Der moralische Nutzen der Straf-Kolonien.

Die Betrachtung, welche bis jetzt die Frage der Verbrecher-Kolonien erfahren, nimmt vorzugsweise auf die soziale Seite der Angelegenheit Rücksicht. Wenn es aber wahr ist, was man vom Standpunkte der Humanität behauptet, daß man in der Strafe vorzugsweise die Besserung der Bestraften in's Auge fassen solle, so verlohnt es sich gewiß, die oben genannte Frage auch einmal unter der Rücksicht der Moral in Betracht zu ziehen. Wir sind in der Lage, auch in dieser Beziehung nach der Wirklichkeit berichten zu können, die schließlich der Theorie gegenüber immer Recht behalten wird. Denn wir hatten in mehrjähriger Beobachtung Gelegenheit eine Ansiedelung in tropischer Gegend kennen zu lernen, die zwar nicht eine Verbrecher-Kolonie in gewöhnlichem Sinne, d. h. einen vom Staate angelegten und unterhaltenen Verbannungsort für Verurteilte darstellt, sondern in ihren jetzt längst überwundenen Anfängen eine Vereinigung verschiedenartigster Elemente bildet, unter welchen ursprünglich der Inhalt der Zuchthäuser eines gewissen Staates einen Hauptbestandteil ausmachte. Das edle Gemeinwesen, von welchem hier die Rede, hatte sich der Last seiner Sträflinge am besten zu entledigen geglaubt, indem es sie auf's Geratewohl in die Welt hinausschickte und weiter für sich selbst sorgen ließ. War eine eigentliche Haft auch keineswegs beabsichtigt und noch weniger angelegt worden, so fand sich solche in den natürlichen Verhältnissen doch wirklich gegeben. Denn die neue Kolonie wurde — nicht einmal mit Beihilfe des betreffenden Staates — auf einigen Morgen gelichteten Urwaldes angelegt, wo auf sumpfigem Boden, unter brodelnder Hitze, unter Nahrungsmangel, Krankheit und Tod, den vereinsamten Insassen sogleich der furchtbarste Kampf um's Dasein auferlegt wurde. Aber gerade diese Not, die unentrinnbare Wahl zwischen Rettung und Untergang scheint die Lebensgeister der Verbannten wachgerufen und mit ihrem besseren Selbst auch den Erfolg ihrer Arbeit gesichert zu haben. Wie sind sie für sich eingestanden, wie haben sie sich ihrer Aufgabe entledigt! Der von den Wänden des Urwaldes umgebene Kerker ist nach allen Seiten hin durchbrochen; das Sumpfloch hat sich in eine freundliche Landschaft mit Feldern, Gärten und Wiesen verwandelt; die anfänglichen Schuppen haben sich zu einem freundlichen Städtchen mit Häusern in ewig blühenden und tragenden Gärten erweitert. Die Verbrecher, soweit solche vorhanden, haben sich neben den anderen Einwanderern als tüchtige, strebsame Leute erwiesen und stehen, zu geringem Teile noch selbst, größtenteils in ihren Nachkommen, als geachtete und wohlgestellte Gemeindeglieder da. — Wir könnten diese Kolonie nennen, unterlassen es aber aus Hochachtung vor ihrer geschichtlichen Entwickelung und gegenwärtigem Bestande. Aber was wir hier angedeutet, ist Thatsache und könnte im Einzelnen mit solchen Schlaglichtern ausgeführt werden, daß das ganze Problem daraus klar zu stellen wäre.

Können unsere Sozialpolitiker auf Grund ihrer Theorien unsere Zustände zu Hause selbst bessern und Hilfe schaffen, so rasch wie es not thut, so sei es willkommen geheißen. Sonst helfe, was helfen kann.

---

5. Der Kampf gegen die Unsittlichkeit

fand in der am 2. Februar von der Berliner Stadtmission in der Tonhalle veranstalteten Abendversammlung einen Ausdruck, wie er über die meisten in den Tagesblättern davon gegebenen Berichte an Bedeutsamkeit noch weit hinausging. Zwar wollen wir nicht verhehlen, daß wir uns anfangs nicht angenehm berührt fühlten, als Gebet und kirchlicher Gesang erschallte und dazwischen das Geräusch der wandelnden Kellner und aufgestoßenen Biergläser laut wurde. Man läßt sich dieses schon ungern bei Konzerten mit ernsten Aufführungen gefallen. Doch wollen wir nicht tadeln, was vielleicht unvermeidlich ist. Ueber die Form mag man bei einer so ernsten Gelegenheit hinwegsehen, wenn es am Wesentlichen nicht fehlt, und das war an jenem denkwürdigen Abende wahrlich in reichem Maaße geboten. — Die Hörer waren zahlreich erschienen, der große Saal und die Galerien gefüllt. Man sah meistens jugendliche, ja jugendfrische Gesichter, die gewiß vorzugsweise hier am Platze

waren; alle Stände vertreten. — Zuerst sprach Hofprediger Bayer über den Satz: Unser Leib ein Tempel des heiligen Geistes. — Sodann trat Hofprediger Stöcker der Sache auf dem Gebiete der Thatsachen näher und kam auf die Enthüllungen aus London und Berlin. Einem so widerwärtigen und dazu bereits fast bis zum Uebermaß in der Oeffentlichkeit behandelten Thema noch Impulse abzugewinnen, würde wohl den Wenigsten gelungen sein. Stöcker behandelte dasselbe mit äußerster Dezenz, so daß sich gewiß alle Diejenigen getäuscht fanden, die hergekommen waren, um pikante Dinge zu hören, aber zugleich mit solcher Wucht des sittlichen Antriebes, daß aus dem Moraste der Wirklichkeit eine ideale Höhe für Manneswürde, Ehrgefühl und Gewissen sich erhob, die zündend ihre Strahlen aussandte. Rastlos, aber auch schonungslos drang der Redner bis in die Tiefe des Gemütes, wo er den sittlichen Grund im Menschen finden mußte, wenn ein solcher überhaupt noch vorhanden war. So muß vor vierhundert Jahren Savonarola in Florenz gesprochen haben. Aber konnte dieser seine Mitbürger nur für kurze Zeit aus der furchtbaren Verderbnis des Jahrhunderts heraufziehen, so hoffen wir, stehen jetzt und bei uns die Sachen besser. Wir betrachteten genau das lautlos horchende Publikum. Ueberall der Ausdruck tiefsten Ergriffenseins. Ein einziger junger Mann stand da, der eine Zeitlang versuchte, höhnisch die Nase zu rümpfen. Aber auch er bekehrte sich bald, wenigstens in seinen Gesichtszügen. Ein anderer junger Mann, offenbar dem Gewerbestande angehörig, stand am Stiegengeländer angelehnt, auf dessen Antlitz ein Glanz aufleuchtete, der offenbar der tiefsten Seele entstammte. Und jener ältliche Mann auf den Stufen selber — dichte er nicht wie der Apostel Paulus auf dem Bilde der heiligen Cäcilie von Raphael? — O, fürchten wir nicht; im deutschen Volke liegt noch ein Ankergrund für die Zukunft der Welt! Ruhm den wackeren Männern, die sorgen, daß er nicht versande!

Nach Stöcker sprach Strafanstalts-Geistlicher Hildebrandt und enthüllte aus seiner langjährigen Amtsführung Bilder des Schreckens und Verderbens. Unsere Zustände sind entsetzlich, wenigstens in den Millionenstädten. Dem rein und edelfühlenden Menschen würde es nicht möglich sein, in einer solchen Welt zu leben, wenn er nicht zugleich den Kampf gegen das Laster mit ansähe und Gelegenheit fände, sich daran zu beteiligen. — Zum Kampfe gegen das Laster wurde auch an diesem Abende dringend genug aufgefordert. Auf die Frage aber, wie Abhilfe zu schaffen sei, ging man nicht ein, und konnte wohl kaum darauf eingehen, weil ja die Frage sich nicht so leicht erledigen läßt. — Wenn es traurige Wahrheit ist, daß in Berlin 50,000 Hetären leben, so ist eben in Betracht zu ziehen, daß sie von der Schande leben. Wovon sollten diese leben, wenn mit einem Male alle tugendhaft würden? Die Berliner Frauenversammlungen haben bewiesen, daß es schon den vorhandenen Arbeiterinen an hinlänglicher Beschäftigung und Löhnung gebricht. Nur die Besserung unserer wirtschaftlichen und sozialen Zustände kann schlußgiltig Abhilfe schaffen.

6. Duldsamkeit, die schönste Blüte der Kultur.

Früher galt es als selbstverständlich, daß nur die Kirche, und zwar die herrschende Kirche, als unduldsam zu bezeichnen sei. Auch der Staat konnte dafür gelten, insofern eine bestimmte Regierungsmaxime, eine politische Strömung in dem Maße vorwiegend geworden war, daß er jede andere Richtung entweder auffaugen oder ausstoßen mußte. So sehr wir uns nunmehr auch mit dem Prinzip der Duldung auseinandergesetzt haben, so konnten wir uns doch von der alten Anschauungsweise noch nicht vollständig lösen. Wir gehen noch immer zu gern von der Meinung aus, daß nur die alte Kirche, entweder der Katholizismus als solcher oder die orthodoxe Richtung in der protestantischen Kirche, im Staate aber die Anhänger der alten Staatsform, die reaktionären oder konservativen Parteien unduldsam seien. — Wie stellt sich aber das Verhältnis dar, wenn wir es ohne eigene Voreingenommenheit, selbst vom parteilosen Standpunkte betrachten? Dann drücken wir uns gewiß noch sehr maßvoll aus, wenn wir sagen, daß wir überall den gleichen Vorwurf zu machen

haben, soweit — um uns nicht selbst untreu zu werden, wir einen Vorwurf zu machen haben.

Es liegt in der Natur der Sache, daß Jeder, der für einen Gedanken, einen Grundsatz und dessen Verwirklichung eintritt, denselben mit um so größerem Eifer verfolgt und verficht, je mehr er selbst davon durchdrungen ist. Es ist nicht weniger in der menschlichen Natur begründet, daß wir Alles, was unserem Prinzipe nicht anhängt, demselben wohl gar entgegensteht, als feindlich betrachten und bekämpfen zu sollen glauben. So ist es natürlich und bis zu einem gewissen Grade zu entschuldigen, aber darum nicht weniger wahr, daß wir bei allen Parteien und Richtungen ziemlich dieselbe Unduldsamkeit finden. Die größte Duldungslosigkeit in dieser Beziehung zeigen ja gerade, die sich die liberalsten nennen, die Nihilisten und Anarchisten, die, um ihren Standpunkt und die daraus entspringenden Ansichten zur Geltung zu bringen, ihre vermeintlichen Gegner mit völliger Vernichtung bedrohen. Und wir dürfen nicht zweifeln, daß diese Prediger der Freiheit, wenn sie die Oberhand erhielten, alle Schrecken der Inquisition und Tyrannei, Kerker, Scheiterhaufen und Folterqual neben ihren Thaten würden als Kinderspiel erscheinen lassen. Aber auch die Vertreter gemäßigterer Richtungen geberden sich ungeduldig und unduldsam genug. Das war früher so und ist heute nicht anders. Calvin brachte seinen Mitreformator Servet auf den Scheiterhaufen, Heinrich VIII. von England den Thomas Morus und die Holländer Hugo Grotius zu Kerker und Blutgerüst. Wenn ähnliche Thaten in unserer Zeit nicht mehr vorkommen, so verdanken wir das wohl mehr den geordneten Verhältnissen in Staat und Gesellschaft, als dem milden Sinne der modernen Reformatoren. Was wir im Reichstage und in Volksversammlungen hören, in den Zeitungen, Pamphleten und Büchern lesen, kann uns kaum darüber in Zweifel lassen.

Aber gerade weil in unserer staatlichen und bürgerlichen Verfassung die Gewähr geboten ist, daß der Eifer der Parteien nicht leicht zu thatsächlichen Ausschreitungen vorgehen kann, so sollte man diesen erlauben, ihren Standpunkt theoretisch so weit zu verteidigen, wie es die Sache mit sich bringt. Wir glauben, daß sich überall die Meinungen am besten klären werden, wenn man stets nur die Sache und niemals die sie vertretenden Personen und ihre Schwächen und Blößen in's Auge faßt. Das kann aber nur geschehen durch wahre, d. h. nach allen Seiten hin geübte Duldsamkeit. Denn nur so ist es möglich, daß eine Frage der Zeit zur vollen Erörterung gebracht werden kann, und nur wenn dieses geschieht, kann sie, sowohl von Seiten der Gegner, wie für die Vertreter, vollkommen erledigt werden.

7. Das Zeitalter des Weltfriedens.

Wie vielleicht mancher unserer Leser sich erinnern wird, tagte noch vor einigen Jahrzehnten zu Frankfurt a. M. ein von vielen Völkern beschickter Friedenskongreß, auf welchem ein nordamerikanischer Indianer unsern „Schiller für den Freund seiner Seele" erklärte. Man war damals geneigt, die Strebungen dieser Versammlung als fromme Wünsche und ideale Uebertreibungen, die doch niemals Verwirklichung finden würden, zu belächeln. Neuerdings ist eine „Gesellschaft zur Förderung des guten Einvernehmens der Nationen" in Bildung begriffen und hat auf Einladung des Vorsitzenden der „Weltfriedens- und Schiedsgerichts-Vereinigung" zu London, Mr. Hogyson-Pratt, unter Vorsitz des Prof. Virchow im Reichstagsgebäude zu Berlin eine vorbereitende Sitzung gehalten. In den Rednern dieser Versammlung vereinigten sich die verschiedensten politischen Parteien, kirchlichen Bekenntnisse und Lebensstellungen, und jetzt schon stehen Namen an der Spitze der Bewegung, deren Träger nicht den geringsten Zweifel aufkommen lassen, ob sie gewillt sind, sich mit Gefühlserregungen und Luftgebilden zu beschäftigen. Schon daß man eine andere Benennung gewählt, als die erste Friedensliga, und damit das Ziel der Verbindung viel näher gelegt hat, beweist, daß man sich mehr mit dem Erreichbaren als dem Wünschenswerten beschäftigt. — Angesichts dieser gewiß höchst bedeutsamen Kundgebung verlohnt es sich, einen

prüfenden Blick auf die Zeitverhältnisse zu werfen, um klarzulegen, mit welchen Anwartschaften man in eine solche Bewegung eintreten durfte.

Das eben gegebene Beispiel der Entscheidung des Streites zwischen dem Deutschen Reiche und Spanien wegen der Karolinen-Inseln durch den heiligen Stuhl zu Rom beweist, daß auf dem Gebiete des Staatslebens Fälle vorkommen können, welche ein gemeinschaftlich gewähltes Schiedsgericht auszutragen im Stande ist. Doch würde man ohne Zweifel fehlgreifen, wollte man den Bereich solcher Fälle zu weit stecken. Es können Existenz- und Lebensfragen zwischen den Völkern auftauchen, die unmöglich einem fremden Schiedsrichter zu überlassen sind und für deren günstige Lösung jeder Staat mit seiner eigenen und letzten Kraft einzustehen hat. Einen solchen Fall gab die Karolinenfrage ohne Zweifel nicht ab. Doch hätte sie sich dazu zuspitzen können, wenn endlich die Ehre der Streitenden engagiert worden wäre, und dieses würde geschehen sein, wenn die Entscheidung ihnen allein wäre überlassen geblieben. Dieser Gefahr entging man durch Uebertragung der Sache an einen Schiedsrichter. Solche Fälle werden öfter eintreten, und es ist schon viel gewonnen, wenn ein Auskunftsmittel gefunden und zur Geltung gebracht ist, der dadurch entstehenden äußersten Gefahr vorzubeugen.

Doch kommen hier noch weitergehende Rücksichten in Betracht. Die Zeit der Kabinetspolitik, die aus rein dynastischen Rücksichten Kriege entzünden, durch Tyrannen- und Weiberlaune, Hofintriguen u. s. w. Länder und Völker in Flammen setzen konnte, ist wohl vorüber und mit dem letzten Kriege mit Frankreich für immer abgeschlossen. Doch an die Stelle der Throne sind in gewisser Weise die Völker getreten. Das aufgeregte und irregeleitete Nationalgefühl kann vielleicht noch bewirken, was früher nur den Machinationen selbstsüchtiger Regierungen möglich war. Man denke nur an die Rachegelüste des heutigen Frankreich. In diesem Falle kommt es darauf an, daß die bedächtigen Elemente des Volkes die Oberhand behalten und sich so organisieren, daß ihre Stimme und ihr Einfluß durchdringen. Dazu können Vereinigungen, wie die obengenannte, ohne Zweifel viel beitragen. Die Hauptsache aber bleibt immer, daß eine zielbewußte Agitation in Schrift und Wort danach trachtet, das Bewußtsein der Völker hinreichend aufzuklären, daß sie ihr wahres Interesse als gemeinschaftliches auffassen und an die Stelle der Waffengewalt der friedliche Wetteifer der Arbeit gesetzt werde. In der Gründung des Kongostaates, der unserer Epoche die eigentliche Signatur verleiht, ist dafür ein greifbares Vorbild gegeben und die damit inaugurierte Politik der Staaten wird im Vereine mit den Strebungen erleuchteter Bestandteile des Volkes voraussichtlich jetzt doch sicher begründen und der Beachtung aller Einsichtigen empfehlen, was man vor einigen Jahrzehnten noch als Spiel der Einbildung belächeln konnte.

8. Der heutige Kunstgeschmack.

Baurat Oskar Mothes in Leipzig unternahm es vor etwa 20 Jahren, den Verfasser dieser Zeilen in einer eigenen Broschüre „todt zu machen", weil er sich unterfangen, im Gegensatze zur Gothik, der Renaissance das Wort zu reden. Es war dieses keineswegs geschehen, weil ich die hohe Bedeutung und Schönheit des altdeutschen Baustiles nicht erkannt und zu würdigen gewußt hätte. Die Gothik erscheint mir als Ideal, auf das wir wohl für solange verzichten müssen, bis ein ganz neuer Geist die Welt durchdringt; sie scheint mir selbst als bloßes Mittel zu gut, um diesen Geist heraufführen zu helfen, und ich glaube in dieser Beziehung ganz im Einklange zu stehen mit unseren anerkanntesten Autoritäten, wie Reichensberger, Essenwein u. a. Ich glaube, daß die Gothik mit ihren himmelanstrebenden Maaßen für unsere Zeit wenigstens da nicht mehr paßt, wo diese sich mehr in die Breite zu lagern hat. Vor allem hatten die neuen Versuche, jene wieder in den Geschmack der Gegenwart zurückzuführen, manche neuerbaute gothische Kirchen und Wohnhäuser von Schinkel bis Heideloff und selbst zum Leipziger Baurat mich so mit Zweifeln erfüllt, daß ich an dem Gelingen des Unternehmens verzweifelte. Die

Renaissance, obwohl sie namentlich in den nördlichen Ländern schon in ihren Anfängen die Elemente des Zopfes in sich enthält, kann immerhin als geeigneteres, wenigstens leichter zu bewältigendes Material gelten, um daraus für das augenblickliche Bedürfnis einen einheitlichen, der Zeit entsprechenden Stil heraufzuführen. Es dauerte wenig länger als ein Jahrzehnt, so war die Renaissance sowohl bei Architekten wie bei den Künstlern des Gewerbes vollständig zum Durchbruch gekommen.

Nachdem ich für eine Reihe von Jahren vom Schauplatze geschieden, war ich nach meiner Rückkehr erstaunt und im höchsten Grade erfreut, zu sehen, welche Fortschritte inzwischen in Deutschland unter der Gewähr des Musterschutzes namentlich das Kunstgewerbe gemacht hatte. Während unsere Fabrikanten und Kaufleute noch kurz vorher jährlich nach Paris gegangen waren, um sich dort die neuesten Muster zu holen, die sie dann in abgeschwächter Form und mangelhafter Ausführung in den Kleinhandel brachten, bot jetzt der Markt eine Ueberfülle origineller und trefflich ausgeführter Erfindungen, die der Großhandel im vollsten Maße aufgenommen. Während wir bis dahin uns von den Franzosen als Diebe hatten schelten lassen müssen, blickten sie nun bereits mit Eifersucht auf uns. — Ich war aber auch erstaunt zu bemerken, daß man nicht beim Renaissancestil stehen geblieben war und, wie alle Kundigen vorausgesetzt hatten, das darin gebotene reiche Material in systematischer Weiterbildung dem Geschmacke oder wenigstens dem Bedürfnisse unserer Zeit anzupassen versucht hatte. Man war vielfach — leider aber nur vielfach und nicht einmal einheitlich — einfach von der Früh- zur Spätrenaissance und von da zum Barock- und Zopfstil vorgeschritten und hatte sogar versucht, dem japanischen Geschmack bei uns Eingang zu verschaffen.

Der Grund dieser Erscheinung ist offenbar in dem Bestreben zu suchen, dem Publikum etwas Neues zu bieten. Man weiß ja, welche Anziehungskraft auf unsere Marktbesucher und Käufer die „Neuheiten, nouveautés“ ausüben. Einen anderen Grund hatte die Weiterbildung der Stilarten früherer Jahrhunderte auch nicht gehabt. Die Mehrzahl der Menschen und vor allem eine große städtische Bevölkerung, die früher gelangweilt war und jetzt blasiert ist, will eben das Neue, neue Eindrücke, neue Reizmittel, da die alten in Folge ihrer Berechnung auf oberflächliche Wirkung rasch ihre Kraft einbüßen. Den alten Künstlern blieb nichts übrig, als den vorgefundenen einheitlichen Stil weiter zu bilden, d. h. immer mannigfaltiger zusammenzusetzen, krauser, bunter und packender zu machen. Die neueren Künstler konnten sich die Arbeit erleichtern, indem sie die Bemühungen ihrer Vorgänger benutzten und deren Arbeiten wiederholten. Das Alte, Geschichtliche ist dem großen Publikum doch fremd und gilt als neu, auch wenn es nur neu aufgetischt wird.

Daß wir auf diese Weise zu einem neuen, einheitlichen Stile, einer bestimmt ausgesprochenen Geschmacksrichtung gelangen, ist wohl zu bezweifeln. Das Einzige, was wir zunächst erwarten dürfen, aber auch beanspruchen müssen, ist, daß der Einzelne innerhalb eines umhegten, festbegrenzten Bereiches seinen Geschmack bethätige, daß wir z. B. in einem Sale oder selbst Zimmer, in dem nicht blos die Notdurft die Ausstattung besorgt hat, eine einheitliche Stilart vertreten und nicht Antikes, Gothik, Renaissance, Rokoko und Zopf, Chinesen- und Japanertum oder gar ganz Unsagbares durcheinander geworfen finden. — Erreichen wir dieses, wenn auch nur an hervorragenden Plätzen des bürgerlichen Lebens, so erlangen wir sogar einen Vorzug vor der älteren Zeit. Denn in dieser war allein der Künstler maßgebend, indem er auf Grundlage des Vorgefundenen schuf und weiterbildete. Was er geleistet und erfunden, nahm das Publikum im großen Ganzen mehr mit leidendem Wohlgefallen entgegen, wodurch freilich nicht ausgeschlossen war, daß es den geschickteren, phantasiereicheren Meister von dem weniger bedeutenden unterschied und jenem vor diesem den Vorzug gab. Wie wenig in alter Zeit, wenigstens in Deutschland das Volk, selbst in tonangebenden Kreisen, mit dem Gang der Kunst selbstthätig mit einwirkte, ja nur urteilend und entscheidend ihm folgte, beweist die Zurücksetzung, welche der seine Zeit und alle seine Genossen weit überragende Albrecht Dürer sein Leben lang erfahren mußte, so daß es ihm mit all seiner Genialität nicht gelang,

den routinierten Fabrikanten Michael Wohlgemuth zu überholen. In unserer Zeit sind Kunstverständnis und Geschmacksleben weit mehr verbreitet und ausgebildet. Ist der Anklang, den der Verherrlicher der Wiener Halbwelt, Hans Makart, fand, auch ein sehr bedenkliches Zeichen, so hat der dagegen erhobene Widerspruch doch auch sich selbst und die Epoche glänzend gerechtfertigt. Die mehrfach veröffentlichten Anleitungen zur Bildung des Geschmackes und die gegebenen Weisungen zur geschmackvollen Einrichtung von Haus und Zimmer, voran die bahnbrechenden Schriften Jakob von Falke's, sind auch ein Merkmal und eine Aufforderung der Zeit.

Doch ist zuzugestehen, daß mit dem Gesagten das Wesen der Sache kaum berührt, geschweige denn erschöpft ist. Es waren doch tiefere Impulse, welche die alten Stilarten hervorgerufen, als das bloße Gefallen am Reize oder gar die Sucht nach dem Neuen, wenn die Entwickelung derselben, selbst der in fast übermenschlicher Erhabenheit dastehende gothische Stil nicht ausgenommen, der Einwirkung solcher untergeordneten Motive sich nicht ganz hat entziehen können. Was sie aber hauptsächlich schuf und bildete, war ein mächtiger Inhalt, der die Zeit füllte und bewegte und das allgemeine Bewußtsein beherrschte. Und nur unter derselben Bedingung werden wir eines gleichen Vorzuges teilhaftig werden; nur wenn wir auch der Gegenwart wieder einen großen, allumfassenden Gedanken einflößen, werden wir einen einheitlichen, nationalen Stil wieder erlangen und wenn der gleiche Gedanke die Mehrzahl des Volkes erfüllt, werden wir für unser Geschmacksleben den gleichen Ausdruck finden. Dieser große Gedanke kann nunmehr, nachdem wir hinter einer so inhaltreichen Geschichte stehen, wie das Mittelalter vor derselben stand, kein anderer sein, als daß wir den positiven Gehalt derselben in uns selbst zum vollen Bewußtsein und in der Welt zur Geltung bringen, daß wir das, wofür wir durch zwei Jahrtausende Gut und Blut, Herz und Sinn eingesetzt, endlich als Grundlage für unser leibliches und geistiges Wohl beanspruchen, um selbst den Lohn unserer schweren Arbeit zu erhalten und den Gang der Geschichte für weitere Jahrtausende zu fristen.

---

9. Welche Einwanderer haben in Süd-Amerika bis jetzt keine Aussicht?

In einem Lande, wo es überhaupt noch fast gänzlich an technischen Anstalten und Fabriken fehlt, werden Leute keine Arbeit suchen, die darauf ihr Augenmerk richten. Eine eigene Bewandtnis hat es mit Fabrikarbeitern im gewöhnlichen Sinne, deren nicht wenige unter den Auswanderern sich zu befinden pflegen. Des Dunstes und Lärmens satt, in welchem sie zu Hause ein karges Dasein gefristet, oftmals von sozialdemokratischen Ideen und unklaren Vorstellungen über ein menschenwürdiges Dasein erfüllt, das über alle menschlichen Verhältnisse hinausgeht, kommen sie in ein Land, wo kein Erfinder mehr für sie denkt, keine Maschine für sie schafft. Gewohnt, den Tag unter schützendem Dache, zwischen engen Wänden zu verbringen, ertragen sie weder Sonnenschein noch Regen, wird ihnen die gesuchte Freiheit der Natur zur Leere. Oft sind Weib und Kind aus den Tagen der Sorge noch schwach oder krank. Die alten Nöten sind nur gegen neue umgetauscht. Mut und Hoffnung werden durch Enttäuschung verdrängt. Solche Arbeiter ringen sich nur in besonderen Fällen zu einer leidlichen Existenz durch und müssen sich meistens glücklich schätzen, wenn sie über Mittel gebieten, um in die alten Verhältnisse zurückzukehren. Selten besitzen sie die Einsicht, die Umstände gerecht zu beurteilen. Im ausgiebigsten Schimpfen über das „schlechte Land" suchen sie Ersatz für die notwendigen Folgen ihrer eigenen Unklugheit.

Wollte man aber die Frage aufwerfen, ob in einem Lande, wo die Industrie noch so gut wie gar nicht entwickelt ist, sich nicht die Anlage industrieller Unternehmungen empfehlen würde, so ist darauf zu erwidern, daß zwar manche Umstände dafür sprechen, doch im Ganzen die Hindernisse noch überwiegend sind. Die gewöhnlichsten Bedarfsgegenstände werden zwar noch aus Europa und Nordamerika eingeführt, aber sie könnten ebenso gut im Lande selbst erzeugt werden. Hohe Zölle würden es leicht

machen, mit der fremden Konkurrenz zu wetteifern. Für Eisengießereien, Porzellan-, Glas- und Papierfabriken u. s. w. wäre Material genug vorhanden; doch fehlt es noch sehr an Arbeitern, daß daran wohl noch für lange Zeit derartige Unternehmungen scheitern müssen. Gleichwohl muß zugegeben werden, daß Mancher, der im Besitz eines kleinen Kapitals ist, mit welchem er in Europa nichts anzufangen vermag, es drüben gewinnbringend anlegen könnte, wenn er mit den nötigen Kenntnissen ausgerüstet, auf enger Grundlage und nur auf eigene Kraft und Mittel sich verlassend, die Fabrikation irgend eines Gebrauchsartikels unternähme. Doch sei Jeder, der solch einem Gedanken näher tritt, ausdrücklich gewarnt, sich in der Fremde mit unbekannten Personen einzulassen.

Ingenieure und Landmesser, die in Deutschland keine Beschäftigung finden, kommen leicht auf den Gedanken, daß in einem Lande, wo es noch sehr an Straßen, Kanälen, Brücken und Eisenbahnen mangelt, für sie genug zu thun sein müsse. Aber diese sollten bedenken, daß die Verkehrsmittel nur dem Verkehrsbedürfnisse folgen und dieses erst mit der Menschenzahl entsteht und wächst. In Nord-Amerika freilich ruft man Bewohner in eine Gegend, indem man Schienenwege hinverlegt. Aber wer möchte dieses Beispiel einem Lande vorhalten, wo der Unternehmungsgeist noch so wenig erwacht ist und die Schwierigkeiten, welche anfangs entgegentreten, so viel größer sind?

Aus dem Gesagten erhellt, daß da, wo fast ausschließlich der Boden produziert und das Meiste, was Werkzeug und Maschinen schaffen, von außen eingeführt wird, dem Handel ein um so größerer Spielraum gewährt sein muß. Da in dieser Beziehung für größere, selbstständige Unternehmungen genauere Erkundigungen eingezogen werden müssen, erscheint es überflüssig, hier dafür Weisungen zu geben. Bemerkt sei nur, daß junge Kaufleute, welche als Ladengehilfen, Buchhalter u. dergl. Stellung suchen, ohne vorhergehendes festes Engagement niemals hinübergehen sollten. Haben sie ein solches, namentlich in einem der großen Handelsemporien der Küste, so können sie bei entsprechendem Verhalten auf die einträglichste und angenehmste Beschäftigung rechnen. Die ersten Gehilfen in einem guten Handelshause stehen sich in Brasilien meistens besser, als in Deutschland selbst höhere Beamte, und ihre Arbeitszeit geht der Regel nach um vier Uhr Nachmittags zu Ende. Wer aber auf gutes Glück hingeht, begegnet zunächst dem entschiedensten Mißtrauen; denn gerade aus dem Bereiche der Kaufmannschaft wandern zu viele Leute von zweifelhaftem Charakter, die wissen, daß sie in den Vereinigten Staaten eher entlarvt werden, nach Südamerika ein. Außerdem vergeht zu viel Zeit, bis Einer die nötige Ortskenntnis und die Landessprache sich aneignet, die auch in den Kolonien in keinem kaufmännischen Geschäfte entbehrt werden kann.

Aehnliches gilt auch von deutschen Schullehrern, die zwar im Allgemeinen sehr gesucht und, wenn sie sich bewährt haben, wohl aufgenommen sind. Doch sollte von diesen wenigstens keiner ohne empfehlende Zeugnisse von bekannten Persönlichkeiten oder an solche sich einstellen. Deutsche Haushälterinen, Gouvernanten u. dergl. können nur im Anschluß an Familien die Reise unternehmen. Haben sie Stellung, hängt es meistens nur von ihnen ab, ihr Glück zu machen; aber eine einzige Nacht, die sie etwa allein in einem Gasthofe zubrächten, würde sie von der anständigen Gesellschaft ausschließen.

---

10. Das Pensum in Schule und Leben.

Wer Gelegenheit gehabt hat, in der weiten Welt das Auftreten und Verhalten der verschiedenen Nationen zu beobachten, dem fällt namentlich der große Unterschied zwischen dem Deutschen und dem Engländer auf. Der letztere faßt stets den einzelnen Fall ins Auge und wenn er, oft mit nur geringem Aufwand von Verstande, erkannt hat, daß für ihn ein Vorteil darin gegeben ist, geht er geraden Weges, mit Stirn und Nacken eines Stieres darauf los, bringt erst, was er begehrt, unter seine Füße und dann in die Tasche. Er hat den Erfolg fast immer für sich. Der

Deutsche betrachtet den gegebenen Fall zunächst unter den Gesichtspunkten der näheren und ferneren Umgebung; er nimmt von allen Seiten Rücksicht, gerät dabei in die Enge, verfehlt den Weg und verliert sein Ziel. Es ist unglaublich, wie schwer es dem Deutschen fällt, selbständig eine Entscheidung zu fassen, gerade auf einen Zweck loszugehen und den Wert des Erfolges erst vollständig zu berechnen, wenn er ihn sicher in Händen hat. — Aber wir brauchen gar nicht weit zu gehen; auch zu Hause erkennen wir, daß dem Deutschen nichts schwerer wird, als einen Entschluß zu fassen, selbst für sich einzustehen. Zwar läßt er sich leicht von der Phantasie hinreißen, meint, wenn er irgendwo eine Gelegenheit ersehen zu haben glaubt, daß er sich nur dieser zu überlassen braucht, um recht weich gebettet zu werden. Erkennt er dann aber, daß ihm höchstens das Material geboten wird, um selbst sich eine neue Welt daraus zu erbauen, so steht er sogleich lichterloh brennend in heller Verzweiflung da. Man macht in dieser Beziehung herzbrechende Erfahrungen bei deutschen Auswanderern, wenn in der Fremde nicht gleich Alles gelingt; man würde ähnliche Erfahrungen noch häufiger daheim machen, wenn sich hier die einzelnen Fälle dem Anblick nicht mehr entzögen.

Dieses Uebel tritt so sehr als nationales hervor, daß es wirklich geboten ist, sich öffentlich damit zu beschäftigen und nach den Ursachen zu forschen, um womöglich aus deren Hinwegräumung Besserung herbeizuführen. Wir erkennen diese Ursache der Erscheinung hauptsächlich in unserer Erziehung. Nehmen wir den besten Fall. Ein Knabe aus bemittelter Familie, der vielleicht in seiner Kindheit schon eine Bonne gehabt hat, die ihn um so ängstlicher beaufsichtigte, je strenger sie von den Eltern verantwortlich gemacht wurde, kommt mit dem sechsten Jahre in die Schule. Um das Militärexamen machen zu können, besucht er eine höhere Unterrichtsanstalt bis zu Obersekunda; will er die akademische Laufbahn betreten, macht er auch die Prima durch. Mit zwanzig Jahren geht er zur Universität und setzt seine Studien drei oder vier weitere Jahre fort. Während dieser ganzen Zeit, also sechzehn, zwanzig, auch wohl vierundzwanzig Jahre lang, steht der künftige Staats- und Weltbürger bei normalen Verhältnissen Morgens zur bestimmten Stunde auf, geht zur Schule, kommt zur bestimmten Stunde wieder und findet den Tisch gedeckt. Er erhält täglich seine Aufgabe, erledigt sie, hat Abends sich und alle Welt befriedigt und legt sich ruhig schlafen. Nachdem er die nötigen Kenntnisse erworben, tritt er nach letztem Examen in den Staats- oder anderen Dienst, findet täglich seine bestimmte Aufgabe, erledigt sie und alles geht vortrefflich von statten. Das reine Uhrwerk!

Wie aber nun, wenn ein so vorbereiteter junger Mann nach seiner Studienzeit den Dienst nicht findet oder später einmal durch ungünstige Umstände hinausgeworfen wird? — Er hat bisher nur zu dienen gelernt und wenn es selbst der sanfte Dienst der Musen war, so war er doch in ihrem Gefolge, ihres Winkes gewärtig. Er hat bisher nur vom Hergebrachten gelebt. Wie, wenn ihm nichts mehr gebracht wird, wenn er selbst holen und gar sehen soll, wo etwas zu holen ist? Das Dienen war so leicht; wie schwer ist es aber zu herrschen! So unbequem war es, die Aufgabe zu besorgen; wie verhängnißvoll ist es, sie selbst zu stellen und zu gestalten! — Aus solchen Sachlagen entstehen dann nicht allein Sorge und Not, sondern oft auch Vergehen und Verbrechen. Denn der Unglückliche, der niemals auf sich selbst angewiesen war, ist bis zum vollen Selbstbewußtsein nie vorgedrungen, hat den Punkt der Ehre und den Charakter nicht in sich ausgebildet.

Diese Sachlage wird um so bedenklicher, je weniger in unserer Zeit der Lebensgang gesichert ist, je häufiger Fälle eintreten, wo man gezwungen wird, sich für unvorhergesehene Fälle vorzusehen, in neue Lagen zu finden, schwere Verhängnisse zu bestehen. Wie ist dem Uebelstande zu begegnen, der ohne Zweifel seinen Grund in unserer Erziehung hat und vielleicht um so mehr darin hat, je wohlgeordneter diese sich gestaltet? — Wenn es auch kaum in Frage kommen kann, daß der Erziehung neue Elemente eingefügt werden müssen, die neben dem Kopf auch das Herz, neben der Fassungs- auch die Widerstandskraft, neben dem Geiste auch den Charakter bilden, so entsteht weiter die Frage, wer diese Aufgabe übernehmen soll, mehr die Schule

oder die Familie? — Was die erstere betrifft, so verfolgt sie nach der heutigen Einrichtung so vorherrschend den Zweck, den Menschen mit dem nötigen — und wohl auch mit unnötigem Wissen zu versehen, daß an Ausbildung der rein menschlichen Eigenschaften kaum noch gedacht werden kann — obwohl wir nicht in Abrede stellen wollen, daß ein tüchtiger Lehrer, der selbst ein durchbildeter Charakter ist, auch unter diesen Umständen noch viel thun kann. In einer guten Familie kommen die sittlichen Fragen des Lebens eingehender zur Sprache und es würde sich vielleicht empfehlen, die Kinder je nach ihrer Entwickelung in verständiger Weise daran Teil nehmen zu lassen. Aber wie viel gehören denn die Kinder noch der Familie? Den besten Teil des Tages sind sie in der Schule und einen guten Teil bei den Schularbeiten. Wenn aber der Kopf voll und die Sinne abgespannt sind, ist auf den Charakter wenig mehr zu wirken. Ein Glück, daß es noch Ferien giebt! Wenn die Umstände es erlauben, mögen Eltern ihre Kinder — nicht mit auf Reisen nehmen, sondern selbst kleine Reisen machen lassen, auf welchen sie genötigt sind, eine Zeit lang für sich zu sorgen und einzustehen. Wir sahen aus solchen Ferienreisen den besten Erfolg sich herausstellen. Auffallender schien uns das Beispiel zweier Brüder. Der eine ist 24 Jahre, der andere 12 alt. Der erstere hatte das Glück, wie man ihm oft bezeugte, in einer deutschen Residenz niedere und höhere Schulen bis zum Staatsexamen durchzumachen und dann sofort in Stellung zu treten. Der jüngere gelangte kaum zum regelmäßigen Schulunterricht. In den Kinderjahren fast immer krank, mußte er bereits im achten mit dem Vater Europa verlassen. Er machte seitdem viermal die Reise über den Ozean, sah drei Weltteile bis über den südlichen Wendekreis hinaus und erlebte viel. Wenn man jetzt die Brüder zu einander gesellt, erscheint der ältere neben dem jüngeren wie ein Kind, einseitig, befangen, hilflos. Der jüngere hat in den eigentlichen Schulfächern natürlich weniger zusammenhängende Kenntnis, aber reges Interesse, rasche Fassungskraft, scharfes Urteil und kühne Selbstständigkeit. Was ihm fehlt, verspricht er bald nachzuholen. — Diese erzieherischen Vorteile des Reisens sind den Engländern lange bekannt und von ihnen systematisch gesucht. Es tritt kaum ein zu größerer Wirksamkeit berufener Mann seine Laufbahn an, ohne größere Reisen gemacht zu haben. Bei uns fehlen vielfach die Geldmittel dazu. Vielleicht hilft die Herabsetzung des Eisenbahnfahrgeldes hier aus, um eine sehr fühlbare Lücke in unseren nationalen Erziehungsgewohnheiten auszufüllen.

11. Kunstgewerbe und Nationalreichtum.

Nach Ausweis des deutschen statistischen Bureaus betrug im Jahre 1873 die Differenz zwischen Ein- und Ausfuhr zu unserem Schaden: 589,445,000 Thaler, d. h. wir waren in dem einen Jahre, um in der seit dem letzten Kriege üblich gewordenen Art zu zählen, um einige Milliarden Mark ärmer geworden. Wir hielten uns nach Auszahlung der französischen Kriegskontribution für unendlich reich geworden und sahen nun, nachdem noch nicht die letzte Quittung ausgestellt, einen so bedeutenden Abstrich. Man setzte naturgemäß eine Wiederholung im nächsten und den folgenden Jahren voraus, dachte an Verlust des Nationalwohlstandes, allgemeine Verarmung und zog Perspektiven, an deren Ende die Ziegenhirten und Briganten standen, welche auf den sonnigen Bergen Griechenlands, Calabriens und Spaniens noch eine leibliche Figur spielen, aber in den deutschen Haiden und Mooren sich gar traurig ausnehmen würden.

Zwar wurde auch darauf hingewiesen, daß eine mechanische Anhäufung von Zahlmitteln noch kein Reichtum sei, gewarnt, daß wir nicht, wo wir gleißendes Gold aufzuheben dächten, wie im Märchen schaurige Kohlen davon trügen. Wenn in dieser Warnung eine Prophezeiung lag, ist sie nur zu rasch und thatsächlich in Erfüllung gegangen. Aber die Aufklärung über die wahre Sachlage bringt auch einen Trost mit sich. Wir dürfen überzeugt sein, jene bedenkliche Differenz betraf nicht oder nur zum kleinen Teil das eigentliche Volksvermögen, sondern bezeichnete nur einen beginnenden Abfluß der französischen Kontribution, der sich seitdem freilich

schon vollständig vollzogen haben wird. Nachdem die prahlerischen Armeen erlegen, haben die munteren Winzer an der Garonne und in der Champagne, die Pariser Modistinnen, sowie das französische Kunstgewerbe sich aufgemacht und wieder geholt, was jene verloren.

Die Zahlmittel sind wieder dahin gegangen, wohin sie naturgemäß gehörten, wo für sie die größere Anziehungskraft bestand, wo sie ihrer Bedeutung gemäß Verwendung finden und in eigentlichen Reichtum sich verwandeln konnten. Deutschland bot bis dahin wenig Boden, in den Reichtümer gesäet und wo sie aufgehen und gedeihen konnten. Es war nicht immer so. Vor vier- bis dreihundert Jahren war unser Vaterland der reichste Staat in Europa und blieb es, bis ungünstige politische Verhältnisse es von seiner Höhe herabstürzten. Wie ein entwaldetes Gebirge hat es seitdem den fruchtbaren Boden verloren und man weiß, wie viel Mühe es kostet, solchen Schaden wieder gut zu machen. Im Laufe langer Gewöhnung waren die Deutschen zu Pflanzen geworden, die nur in magerem Erdreich gedeihen. Hält man es für gut oder ist Not vorhanden, sie wieder anders zu gewöhnen, wird man ein rationelles Verfahren einschlagen müssen.

Wir sahen im Beginn der siebenziger Jahre ein Utopien verwirklicht, wie es kaum die Fabel vom Schlaraffenland vorgebildet.

An dem volkswirtschaftlichen Aufschwung war nicht Alles echt; vor allen Dingen aber kam er in dieser Höhe unerwartet. Weder die Staatskunst, noch die gelehrte Nationalökonomie, noch die einzelnen Menschen waren darauf vorbereitet. Man wußte aus dem Segen nichts zu machen, weshalb er zum Unsegen ausschlug.

Das bekannte Märchen von Hans im Glück wird sich überall da abspielen, wo ein Hans im Spiele ist. Das Glück mit seinen Gaben sollte, wie so manche andere Gottheit, der Fabelwelt entzogen und den reellen Mächten beigesellt werden, deren Gesetze zu erkennen und zu handhaben sind. Das Glück ist eine Macht, welche, wie alle irdischen, durch Gegenmächte zu bestimmen und zu binden ist. Wo letztere im Lande, im Volke fehlen, wird alles Bemühen fehlschlagen.

Um auf den Zusammenhang zwischen Kunstgewerbe und Nationalreichtum zurückzukommen, so hat Deutschland bereits eine Periode gehabt, wo es nicht nur auf der Höhe des Wohlstandes, sondern auch an der Spitze des europäischen Geschmackes stand. Das wurde nach dem dreißigjährigen Kriege freilich anders, so daß wir von da ab auf gewerblichem Gebiete nur noch für die Notdurft arbeiteten und alle Luxusarbeit unseren glücklicher situierten Nachbarn, den Franzosen, abtraten. Seit dieser Zeit war es, daß Frankreich, obwohl es während der Hugenottenkriege ebenso heruntergekommen war, wie wir im dreißigjährigen, sich für den Wohlstand akklimatisierte, reich wurde und es heute noch ist trotz seiner ungeheuren Kriegseinbuße. So paradox es klingen mag, so ist es doch buchstäblich wahr: weil Frankreich für den Luxus arbeitete, lernte es, solchen selbst anzuwenden und festzuhalten.

Wir haben neuerdings auch unser Kunstgewerbe unerwartet schnell zu neuer Blüte gebracht. Wir sind von dem mit Recht gerügten „Billig und schlecht" entschieden zu „Gut, schön und billig" fortgeschritten. Es wäre jetzt an der Zeit, wie früher auf dem Kriegspfade, so nun auf dem Wege der Sozialreform uns mit den nötigen Zahlmitteln zu versehen, um zum Guten und Schönen auch das Preiswürdige fügen zu können, denn das Kunstgewerbe schwebt in der Luft, wenn es sich nicht auf der breiten, festen Grundlage eines Nationalreichtums auferbaut, der alle Volksklassen zu Käufern kunstgewerblicher Erzeugnisse macht.

---

12. Deutsche Gemütlichkeit und fremde Brutalität.

Es war ein lauer Juniabend, als wir, die Wunderwelt der kanarischen Inseln verlassend, in die Ureinsamkeit der afrikanischen Küste hineinsegelten. Der Anblick des imposanten Pik von Teneriffa hatte die Gemüter gewaltig erregt, die lauschigen Buchten von Gran Kanaria mit ihren weiß aus dunklen Lorbeerhainen hervorleuchtenden Ortschaften, Landhäusern und Klöstern, die, überragt von hohen, phantastisch

zerklüfteten Berggipfeln, im Lasurblau des ruhigen Ozeans sich spiegelten, hatten in der Seele die wonnigsten Gefühle der Sehnsucht geweckt. Wie die Unterhaltung der Reisenden ergab, waren fast Aller Gedanken zu den Lieben in der Heimat hinübergeschweift, deren Sorge durch so viele Breitengrade uns begleitete, ohne an den ermunternden Eindrücken, welche die Beschwerden der Seefahrt aufwiegen, teil nehmen zu können. Gerade jetzt wurde das Verlangen rege, nach Hause Nachricht geben zu können und die Zurückgebliebenen wenigstens über unser Wohlbefinden zu versichern. — Und unerwartet zeigte sich Gelegenheit hiezu. Ueber den Rand des südlichen Horizontes erhob sich eine mächtige Rauchwolke; bald stieg auch der Dampfer empor, der sich als ein englischer erwies, ersichtlich den Kurs nach Europa hielt und Nachricht mitnehmen könnte.

Es ist nämlich auf dem Ozean Sitte, daß sich begegnende Schiffe, namentlich die rascher fahrenden Dampfer, einander ihre Namen, Ausgangsort und das Ziel ihrer Reise, sowie den Gesundheitszustand an Bord mitteilen, was dann von dem heimkehrenden auf der ersten Telegraphenstation, an der es landet, aufgegeben und zur weiteren Verbreitung dem Schiffsrheder bekannt gemacht wird. Die Mitteilung geschieht vermittelst kleiner Flaggen, die am Mast aufgehißt werden und eine Art internationaler Zeichenschrift bilden, welche jeder Seeoffizier versteht. Die Gewähr der Sitte beruht auf Gegenseitigkeit und letztere wird von keinem Fahrzeuge vernachlässigt, das sich zur Aristokratie des Meeres rechnet. Hatte doch sogar, als wir an der französischen Insel Quessant vorüberfuhren, der Kommandant des dortigen Leuchtthurmes uns das Zeichen gegeben, daß er uns verstanden und unsere Depesche weiter befördern werde.

Bis der entgegenkommende Dampfer sich nahte, hatte unser Kapitän die Flaggen hervorholen, aussuchen und aufhissen lassen. Sie flatterten, in bunter Reihe ihre Zipfel lustig aneinanderschlagend, und wir freuten uns, daß unsere Angehörigen über unser Ergehen von dem verlassendsten Orte der Welt aus benachrichtigt werden sollten, wo in unendlicher Weite rechts der Ozean, links die Wüste Sahara sich erstrecken. — Aber der Engländer fuhr vorüber, ohne die geringste Notiz von uns zu nehmen — stolz, wie Einige, brutal, wie Andere es nannten. Alle aber waren verblüfft; der Kapitän, der tiefer in die Sachlage zu schauen schien, lächelte, hielt aber nach seiner schweigsamen Art seine Meinung zurück.

Derartige Erfahrungen wiederholen sich aber für Jeden, der sich im Auslande bewegt. Wo wir mit den berechtigten Ansprüchen den Fremden entgegentreten, wo wir die volle Seele darbieten, um eine Seele dafür in Tausch zu nehmen, finden wir nirgends Verständnis oder Anerkennung, sondern häufig genug die schnödeste Zurückweisung. Es ist auch sonst beobachtet und ja schon allgemein bekannt, daß wir Deutschen im Auslande keine Sympathien besitzen, keine Freunde haben, und unsere Stammesgenossen sind uns am wenigsten hold gesinnt, hassen uns noch, auch wo wir zu ihnen im friedlichsten Verhältnisse stehen.

Diese Thatsache steht so unzweifelhaft fest, die Erscheinung ist so auffallend, daß sie sicher wert ist, einer eingehenden Prüfung unterzogen zu werden. Weshalb begegnet man uns im Auslande nicht mit der Neigung und Achtung, die wir fremdem Rechte und Verdienste, ja selbst fremder Eigentümlichkeit zu erweisen nur allzu bereit sind? — Haben wir uns vielleicht in anderer Art gegen unsere Nachbaren vergangen, ihnen Unrecht zugefügt? — Wir haben allerdings in letzter Zeit schwere und glückliche Kriege geführt und unsere Angreifer haben die Wucht der deutschen Faust nachdrücklich empfunden. Aber über den Rechtspunkt in all diesen Begegnungen kann doch nur Der in Zweifel sein, der seine Einsicht absichtlich verblendet. Und im Vergleich zu der Art, wie Deutschland in früherer Zeit von den zahl- und maßlosen Heereszügen der Fremden zertreten ist, haben wir unsere Kriege, mehr uns zur Ehre als zum Vorteil, mit wahrhaft jungfräulicher Zartheit und Schonung geführt. Ließen wir doch vom winzigen Dänemark unsere Geduld auf's äußerste erproben, ehe wir verdienter Maaßen die strafende Zuchtrute in die Hand nahmen. — Wir schmeicheln uns gern mit der Annahme, daß die erstarkte Macht des Deutschen Reiches

die Eifersucht der Fremden erregt habe und daß man uns hasse, weil man uns fürchtet. Man war so lange gewöhnt, Deutschland als das Aschenbrödel unter den europäischen Mächten anzusehen und zu behandeln, daß man nun überrascht ist, es mit einem Male als gewaffnete Germania auf ziemlich festgefügtem Fußgestell zu erblicken. — Aber der Deutsche ist doch nicht immer bloß Deutscher, der Engländer ein Engländer; man erhebt sich doch einmal über den Standpunkt, wo man bloß Staatsangehöriger ist, Angehöriger der Menschheit wird, und da, sollte man glauben, müßten sich alle Menschen begegnen. Als der englische Kapitän sah, mit welchem Eifer wir auf dem „Montevideo" die Flaggen aufhißten, mußte er merken, wie lebhaft wir im Augenblicke den Wunsch hegten, ihm einen Gruß und gute Botschaft in die Heimat mitzugeben. Hätte er einiges menschliche Rühren gespürt, würde er es begriffen und angenommen haben.

Das ungefähr waren die Gedanken, welche in der folgenden Tischunterhaltung zur Sprache gebracht wurden. Der Kapitän lächelte von neuem; endlich mischte er sich ein und meinte: „Der Deutsche ist immer erst Mensch und dann Deutscher; der Franzose ist nichts, wenn er nicht Franzose, der Engländer nichts, wenn er nicht Engländer ist. Das unterscheidet die Nationen. Von dem erlebten Falle aber dürfen Sie nicht viel Aufhebens machen. Die Besatzung des unaufmerksamen Schiffes war einfach betrunken und hat unser Flaggenhissen gar nicht bemerkt."

Aan Bismarck sein g'fährlichsta Feind.

Von Peter Auzinger.

(München.)

(Nachdruck verboten.)

A boarischa Bauer, a kreuzbrava Mo'
Der hot an kloan Fehla, wofür er nix ko'.
So wira wo nei' kimmt, muaß er dischpatir'n,
Er thuat für sei' Leb'n gern politisir'n.
Do schimpfta auf d'Preiß'n und poltert g'rod rum,
Und macht an Spetakl, als waara ganz dumm.
Wenn's glei oft net paßt, d'Politik ziagta rei' —
Und is's wos dawill, muaß da Bismarck schuld sei'. —
A mol sitz'n mehra im Wirthshaus bei'nand
Und red'n über'n Feldbau und sunst ollahand,
Auf oanmal geht Thüar auf — da Michl kimmt 'nein.
„Ah! grüaß di Gott Michl! Geh, do sitz' di 'rein!"
„„Wan i mog,"" sogt da Michl, „„i will heunt mei Ruah,""
Legt an Stecka auf d'Bank und haut Thüar mit'n Fuaß zua.
„No ja," sog'n de Andern, „na laßtas holt bleib'n,"
„Mir kinna uns ohne Dir aa Zeit vatreib'n,"
Da Michl, der hockt si' am Ofatisch eine:
„„Geh, Resi'l, thua die um, a Maß bring ma schleine,
„„I hob net viel Zeit und muaß glei wieda geh'.""
„No," brumma de Andern, „heunt hot a an Kree'."
Sie wend'n si' aba net weita mehr d'ron
Und fanga den olt'n Dischkurs wieda on:
„Ja, ja," sagt da Oane, „möcht' wiss'n, wia's kimmt,
„Daß iatzta da Viechstand so g'wolti obnimmt?"
„„Wia's kimmt?"" schreit da Michl und haut auf'n Tisch,
„„Da Bismarck is schuld, den wan i dawisch,
„„Do paßt's a mol auf, do kinnt's wos daleb'n;
„„Des is nu net dog'we'n und werd's nimma geb'n!""

„Geh, geh," sogt da Anda, „wos werst denn so seer,
„Dei' G'schmaatz hot koan Hoamath, des paßt gor net her."
„„Aha!"" sagt da Michl, „„geh' hör' i di schon
„„Bist aa scho' a söller, ma kennta's ja on,
„„So a Bursch, den da preißische Howa scho' sticht.
„„I aba hob's aufg'schrieb'n de ganz preißisch' G'schicht!
„„Und wia ma nur Oana an Preiß'n thuat lob'n,
„„Der werd ohne Weita's bei da Thüar außig'schob'n.
„„Es wißt's es voneh,"" so hebta on z'schrei'n,
„„I kon holt mei Lebta' koan Preiß'n mehr leid'n,
„„Und i und da Bismarck san Todfeind für's Leb'n,
„„Bei uns zwoa, do kon's koa Vasöhnung mehr geb'n!""
Und wira so schreit, steht da Schullehra hint,
A Mann, den ma selt'n im Wirthshäusl find't.
„Ja Michl, wos is's denn? was sollt da denn ei'?
„Wer werd' denn a gar solcha Dickschädl sei?
„Du schimpfst über'n Reichskanzler; schau di nur on,
„Wenn des iatz wer g'hört hätt' wos hätt'st na davon?
„Schau Michl, wer woaßs's, wos waar aus uns wor'n,
„Hätt' unsa Jahrhundert koan Bismarck gebor'n?"
„„Oho!"" schreit da Michl und kratzt' si' am Kopf:
„„Schau do her, da Lehra is aa so a Tropf?
„„Des waar ma des Schöna, des hätt' ma no g'fehlt,
„„Glaabst ebba, i hätt' nacha weniga Geld?""
„Von dem is koa Red', und des soll's aa net sei'!
„Horch mir a mol zua, aba schrei ma net d'rei'.
„Auf de Zeit von Napoleon den Erst'n denk' z'ruck,
„Was war do auf Deutschland für a g'waltiga Druck?
„Do san de Franzosen als Freunde do g'sess'n
„Und hob'n unsa Bayern recht sauber ausg'fress'n.
„Und wia hab'ns in unsa'n liab'n Deutschland rumg'haust,
„Daß, wenn ma heunt z'ruckdenkt, oan iatzta no graust.
„Und hot si' wohl Mancha d'rum g'wehrt, den's net g'fall'n —
„Do war ma glei do, ihn mit Blei dafür z'zahl'n.
„So san in da Knechtschaft viel Jahre verfloss'n;
„Die edelsten Männa, die hab'ns uns — daschoss'n. —
„Da endli erhebt sich das preißische Land,
„'S kon nimma ertrog'n de Schmach und de Schand',
„Und freiwilli san's den Franzosen entgeg'n
„Von Weib und Kind furt — 's hab'ns Viel nimma g'seg'n —
„Und mir Michl schau, des thuat Manch'n no gräma,
„Mir war'n net dabei — mir san später erst kema. —
„Doch im Oktoba anna 13, do denk ma gern d'ron,
„Do hob'n mir g'wiß aa unsa Schuldigkeit 'thon!
„D'rum muaßt net auf Preiß'n so los räsonir'n,
„Des san brave Deutsche, des werst iatz wohl g'spürn!"
Da Michl sagt lang nix, is mäuserlstad wor'n,
Ma merkt eam koan bisserl mehr on von an Zorn.
Valeg'n ruckta 'rum und kreit si' im Hoor,
„„Ja Schullehra! sakra! Meinoad es is wohr!""
„No schau" sagt der Lehrer, „bist do da recht' Mon,"
„Geh her, laß' ma's leb'n, stoß' fröhli d'rauf on!
„„De Preiß'n soll'n leb'n! Lehra — i bin dabei!""
So schreit iatz da Michl, „„bringt's ma no a Maß glei!"" —
„„Holt Lehra — no' Ebbas des sollt ma grod ein, —
„„Da Bismarck, der derf ma fei net dabei sein! "" —
„Schau Michl, an Bismarck sei' Geist und Vastand
„Reicht jed'nfolls weiter als bei uns Oll' mit'nand;
„Denn eam is des g'lunga, wos Neamad z'sambracht,
„Er hot des zerrissene Deutschland ganz g'macht.
„Wia moanst denn, daß's 'wor'n waar in d'n 70er Jahr'n,

„Waarn mir so alloani den eig'na Weg g'fahr'n?
„Vielleicht waarst Du kloanmüthi iatzt in dei'm Sinn
„Und sitzast vagrämt in an Winkerl wo d'rinn.
„Doch so steh'n ma do und hab'n aa unser'n Theil
„An den ruhmvollen Thaten, uns Allen zum Heil.
„Und All's, wos da Kanzla hot späta vollführt,
„Des is a so g'scheg'n, daß eam Dank nur gebührt!
„Und du gibst Dein Undank so klar zum dakenna —
„No freili, Du konnst Di mit eam net vasöhna."
„ Wer sagt des!"" schreit der Michl und haut eine am Tisch,
„„Jatz bring'st ma a Bier nu, hörst Resl, a frisch!
„„Da Bismarck soll leb'n!! Wer is net dabei?
„„I will grod net grob wer'n — aba n'aus muaß a glei!""
Und wirkli' da Michl war völli' bekehrt
Und gor net lang d'rauf hota de Andern belehrt:
„„Da Bismarck,"" so sagta, „„is da Erscht unsra Zeit""
„„Und so lang ma den hab'n, da is's all'weil net g'feit.""
Und nacha vozählta mit wichtinga G'sicht,
Wos da Lehra eam g'sagt hot, af'rat desell' G'schicht.
Zum Schluß na do sagta vatrauli: „„Schau Freund,
„„I war fei an Bismarck sein g'fährlichsta Feind;
„„Doch iatzt san ma guat; denn wos hilfts dischpatir'n,
„„Des sollst a mol seg'n, wia mir zwoa harmonir'n!!"

An Lehra, den g'freut des und oft denkta d'ron:
„Schau, schau! **wos holt do' so a Schullehra** kon!"

Von der deutschen Bildung.

Von Heinz Krieger.

(München.)

1. Eine sehr bedeutende Nebensache.

Wenn auch von Jedermann, der sich mit der sozialen Frage beschäftigt hat, zugegeben werden muß, daß der wahre Grund, der eigentliche Kern derselben, ein wesentlich materieller ist, so ist doch andererseits nicht zu leugnen, daß das, was das Verhältnis des Besitzenden zum Mittellosen so zuspitzt, was ihm seinen besonders akuten Charakter verleiht, wie er heutzutage in die Erscheinung tritt, zum gewissen Teil weit weniger im Unterschied des Besitzes und der Erwerbsmöglichkeit an sich, als in der Art und Weise des Gebrauches liegt, den die Besitzenden von ihrem Besitze zu machen pflegen.

Die Not und das Elend des Mittellosen mit allen ihren Folgen, und diese Folgen sind nicht allein materieller Natur, sind scharf gesehen die materielle Seite der sozialen Frage, die Art und Weise des Gebrauches des Besitzes seitens des Besitzenden und das Verhältnis, das sich auf Grund des Besitzes entwickelt, dieses zu dem Mittellosen sind die psychologische Seite der sozialen Frage.

Beides ist bei dem Ineinandergreifen sämmtlicher Teile des Gesellschaftsorganismus nicht von einander zu trennen; der wahre Ausgleich wird erst eintreten durch lang andauernde Prozesse, an deren Ende eine weitgehende Reform der Verteilung der Kapitalsbildung stehen wird. Richtig ist auch, daß der schlechte Gebrauch des Besitzes bei angemessener Verteilung nicht möglich wäre. Aber alles das beweist nichts gegen den Satz, daß bei der augenblicklichen Lage der Verhältnisse der Arme die Qualen *seiner* Situation nicht so tief empfinden würde, wenn der Besitz in

einer würdigen Weise verwertet würde, wenn der Besitzende sich klar wäre darüber, daß der Reichtum nicht so sehr Rechte gibt als Pflichten.

Man kann es von politischen Gesichtspunkten aus für unpraktisch halten, das auszusprechen, was unbestreitbar ist, daß die empfundene Ungleichheit für das Volk ein Agens ist, das dem Fortschritt dient. Es handelt sich auch für mich nicht darum, die Reichen zu verwarnen, und ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, daß ich, weil ich einige Thatsachen konstatiere, dessentwegen als ein Anhänger jener Richtung ausgeschrieen werde, die die soziale Frage gelöst glaubt, wenn an Stelle eines, sagen wir, ungebildeten Gebrauches des Reichtums ein gebildeter tritt. Aber daß damit die Frage an Schärfe ungemein verlieren würde, daß, rein menschlich betrachtet, eine Masse Leid, Not und Elend verhindert, ja aus der Welt geschafft werden würde, ist unbestreitbar.

Leider sehen wir, daß die Verhältnisse sich dahin gestaltet haben, daß das Sprichwort „Bildung ist Macht", wenigstens was den materiellen Erwerb angeht, durchaus nicht eine so weitreichende Bedeutung hat, wie man bei oberflächlicher Betrachtung der Dinge anzunehmen geneigt ist. Man weiß nicht, ob man das vom demokratischen Standpunkt durchaus bedauern soll, denn leider sind wir noch lange nicht so weit, daß jedem ohne Unterschied die Bildung so zugänglich gemacht wird, daß er es sich selbst zuzuschreiben hat, wenn er sie nicht erreicht. Es ist also gut, wenn die Möglichkeit gegeben ist, auch ohne weitere Bildung sich emporzuringen.

Aber davon abgesehen ist zweifellos, daß mit der Möglichkeit, zum Reichtum auch ohne sonderliche Bildung zu gelangen, ich spreche dabei nicht von der sogenannten, der Einjährig-Freiwilligen-Bildung, sondern von wirklicher Bildung im besten Sinne des Wortes, die Zahl der Besitzenden, die von ihrem Reichtum einen schlechten Gebrauch machen, ganz bedeutend gesteigert wird.

Diese allgemeinen Sätze sind abstrahiert von dem Bilde der Entwicklung Deutschlands in den letzten zwanzig bis vierzig Jahren. Der Reichtum Einzelner ist in dieser Zeit horrend angewachsen, aber in seinem Gefolge sind alle die Leiden eingezogen, die den Reichtum Einzelner der Menge der Nichtbesitzenden so schmerzlich fühlbar machen: Egoismus, Ueberhebung, Standesvorurteile, Kastengeist, übertriebener Luxus, Hochmut, Verschwendung, Eitelkeit, Genußsucht, Oberflächlichkeit u. s. w. Es fällt mir nicht ein zu behaupten, daß diese Eigenschaften nicht auch früher vorhanden gewesen, aber ich behaupte, daß sie speziell seit den 60er Jahren, durch Verhältnisse, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, die aber klar zu Tage liegen, unterstützt, in starkem Wachsen begriffen sind und daß sie heute eine fast unerträgliche Höhe erlangt haben, die zu einer Krisis sich zuzuspitzen scheint.

Daß diese Steigerung schlechter Sitte auf der einen Seite Erscheinungen recht wenig erfreulicher Art auf der andern hervorruft, ist auch unleugbar. Zunächst verdanken wir ihr das Strebertum aller Grade, im Militär- und Beamtenstand, im privaten und öffentlichen Leben, kurz überall, wohin man blickt. Der Idealismus, von dem Wilhelm von Humboldt so schön sagt, daß er „allein schöpferisch" ist, erscheint in allen diesen Kreisen ausgestorben, der Egoismus in der krassesten Form, eine schlechteste Sorte Materialismus ist an seine Stelle getreten.

Spezielle Beispiele für das eine wie andere beizubringen wird man mir erlassen, sie liegen übrigens auf der Straße. Der Bankerott des Fürsten Ypsilanti in Wien, die Ereignisse im Unionsklub in Berlin, der Mangel an Charakterfestigkeit bei unseren Beamten, das soeben in Naumburg gefällte Urteil sind ebenso gut in weiterem Sinne hierher zu ziehen, wie die Hartherzigkeit des ersten besten Wucherers, die Ueberhebung des Börsenspekulanten, die Stellung vieler Verleger zu ihren Autoren, die des Fabrikanten zum Arbeiter, der Hochmut einer reich gewordenen Bierwirtin und tausend andere Dinge.

Damit wird notwendig gesagt, daß das Volk, je mehr es zu der Einsicht gelangt, wie faul es in der sogenannten besseren Gesellschaft aussieht, desto bitterer die Ungleichheit in der Verteilung der irdischen Güter empfindet. Hier der Arbeitende, dort der Genießende. In der That ein viel schwererer Gegensatz, als man gemeinhin

zuzugeben geneigt ist. Und doch liegt der Ausgleich vielleicht nicht allzu fern. Wird erst die Ueberzeugung allgemein, daß die Arbeit und nur die Arbeit den Menschen adelt, und sind wir durch wahre Bildung dahin gelangt, dieser Ueberzeugung, die heute nur noch schwach vertreten ist, und an Verbreitung in den letzten zwanzig Jahren zweifellos abgenommen hat, zum Durchbruch zu verhelfen, so wird ein Stachel aus der sozialen Frage gelöst, der heute nicht am wenigsten tief im Fleische sitzt. Dazu beizutragen ist aber gerade das arbeitende Volk berufen, denn von oben herab dürfte die Erleuchtung nimmermehr kommen.

Daß es dazu eines Verzichtes auf die Nachäffung der Sitten der sogenannten Großen bedarf, ist selbstverständlich, wenn auch diese sehr einfache Erkenntnis noch der Pflege und der Zeit bedarf, um dort überall durchzudringen, von wo jeder Verständige die Heilung unserer sozialen Schäden hofft, im — Volke.

2. Was das Volk liest.

Eduard Sack hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, wiederholt darauf hinzuweisen, wie es mit der viel gerühmten Bildung des deutschen Volkes recht eigentlich bestellt sei. Trotz dem obligatorischen Schulunterricht, trotz den Bestrebungen verschiedenster Bildungsfreunde, trotz der ziemlich regen Vereinsthätigkeit auf diesem Gebiete ist man zweifellos berechtigt zu sagen, daß weder die Gesellschaft, noch der Staat der sehr wichtigen sozialen Aufgabe einer Weiterbildung der breiten Massen des Volkes bisher in der Weise genügt haben, wie ihr genügt werden muß, wenn die durch den Schulunterricht erlangte Bildung den Segen verbreiten soll, den man von ihr erwartet.

Als ein wichtiger Kulturträger in dieser Richtung wird der Kolportagebuchhändler angesehen; der vielgeschmähte Hausierer im Buchhandel ist ein sehr ernst zu nehmender Faktor. Leider wird er nicht in der Art ernst genommen, wie er es verdient, und statt ihn in die richtigen Bahnen zu lenken, wollte man ihn, da er recht häßliche Angewohnheiten angenommen hat, mit Stiel und Stumpf ausrotten.

Glücklicherweise wurde die Ausführung dieser edlen Absicht verhindert durch die Bemühungen der Linken des deutschen Reichstages. Etwas aber wurde dem fliegenden Bildungsträger genommen, die sogenannte Prämie. Und das war ein Glück, denn unter und mit dem Prämienschwindel drohte auch der Teil des Kolportagegeschäftes zu Grunde zu gehen, der unter allen Umständen aufrecht erhalten werden muß, weil er thatsächlich der Vermittler des Geisteslebens der deutschen Nation für viele Millionen ist. Diesen Vermittler zu erhalten, ist Pflicht jedes ernsten Sozialpolitikers, aber das Erhalten genügt nicht, der wahre Boden für die Kolportage ist nur erst zum sehr geringen Teile bereitet, neben einer kleinen Zahl vorzüglicher Artikel läuft ein Wust von Schund und Schande, der in geradezu beängstigender Weise unser deutsches Volksleben vergiftet.

Ein soeben in Wien erschienenes Buch*) behandelt diese Fragen in äußerst anregender und gründlicher Weise. Das Feld für die Kolportage ist in Deutschland bei der Allgemeinheit des Unterrichts und der Lesebedürftigkeit des Volkes ungeheuer. Der ungenannte Verfasser schildert es also: Unter den 50 Millionen Deutschen, die in Deutschland und Oesterreich seßhaft sind, können etwa 90 Prozent lesen und schreiben, 4 Prozent lesen, aber nicht schreiben, und 6 Prozent weder lesen noch schreiben. Von diesen 50 Millionen Deutschen dürften sich etwa 20 damit begnügen, wenn sie 6 Tage in der Woche im Schweiße ihres Angesichtes gearbeitet, am siebenten das Gebetbuch, die Bibel oder den Kalender zu lesen. Diese 20 Millionen bilden die träge Masse der ackerbautreibenden Bevölkerung, die an der Scholle haftet und durch nichts aufzurütteln ist; die übrigen 30 Millionen teilen sich in die Lektüre der in Deutschland und Oesterreich erscheinenden 6000 deutschen Zeitungen (darunter

*) Die Lektüre des Volkes. (Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft IX.) Wien 1886, Karl Graeser. Diese Veröffentlichungen können nicht warm genug empfohlen werden.

etwa 1000 Tagesblätter) und in die Bewältigung des Büchermarktes, der jährlich ich weiß nicht wie viel Nummern aufweist. Von diesen 30 Millionen aber lesen kaum zehn die besseren Zeitungen, die anständige Belletristik der sogenannten Familienblätter und die wissenschaftlichen Erscheinungen, und ich wage nicht die Behauptung aufzustellen, daß 2 Millionen von ihnen den „Faust" lesen und die wahrhaft edlen Werke unserer Litteratur kennen. Von diesen zwei Millionen hält kaum die Hälfte Schritt mit der Entwicklung unseres guten modernen Schrifttums. Die übrigen 20 Millionen aber, also der bewegliche Teil der Volksmasse, mit dem der Staat gar sehr zu rechnen hat, lesen zum größten Teil schlechte Zeitungen und schlechte Schriften überhaupt. Diese schlechten Schriften zerfallen in verschiedene Gruppen. Obenan stehen die verruchte Volkspresse und die belletristische Schund- und Schandlitteratur, die mit den gemeinsten Trieben der Massen rechnet und die wir unter der Bezeichnung „Kolportageromane" kennen; ihnen reiht sich die unter dem Schutze religiöser Gesellschaften stehende Litteratur an, welche den wahnwitzigsten Aberglauben im Volke nährt. Dann folgen als anmutige Arabesken zu diesen Säulen unseres schlechten Schrifttums die sozialistische Belletristik, die größtenteils von überspannten Frauenzimmern herrührt und die hirnverbrannten Ideen von der freien Liebe im freien Staate und Aehnliches predigt und schließlich die für die Jugend berechneten massenhaften Indianergeschichten (wir wüßten auch eine ganze Reihe von Volkserzählungen anzureihen), die nicht wenig beitragen zur Verrohung der Gemüter, zur Ueberhitzung der Phantasie in unserer Knabenwelt.

Diese prägnante und klare Schilderung der Verhältnisse ist, das wird jeder finden, der sich nur einigermaßen mit diesem Felde der Sozialpolitik beschäftigt, durchaus zutreffend. Der Verfasser schildert dann die illustrierten Volksblätter, in denen „alles Bestialische, das in der Welt vorgeht, seine Verherrlichung findet, und zwar stets mit einem Beisatz von Frömmelei und Lüsternheit", kommt dann zu den Kolportageromanen und giebt hier wahrhaft erschreckende Daten über den Prämienschwindel, der, nachdem er in Deutschland verboten, in Oesterreich in erhöhtem Grade, zum Teil mit Hilfe deutscher Verleger, weiter wuchert, und über die Verbreitung derartiger erbärmlicher Produkte von Schriftstellern, deren Orthographie zumeist erst der Schriftsetzer in Ordnung bringen muß. Er rechnet den Preis eines solchen Sudelromans, der unter neuem Titel oft genug neu verwertet und dem alten Käufer wieder aufgehängt wird, auf ca. 40 Mk. heraus, wer das gezahlt und keines der etwa 70 Hefte, resp. den dazu gehörigen Koupon verloren, den er andernfalls extra honorieren muß, erhält schließlich um 3 fl. 50 kr. ein erbärmliches kleines Uhrchen aus schlechtestem Silber, das er um denselben Preis überall beziehen kann. Wer also nur 30, 50, 60 Hefte nahm und es doch bereute, oder die wöchentliche Zahlung plötzlich nicht mehr leisten kann? (Realiter ist dieser Fall noch nicht der schlechteste.) Und wer sämmtliche 70 Hefte nahm, zum Schluß aber die Summe von 3 fl. 50 kr. für die Gratisprämie nicht aufbringt?

Diese schamlose Ausbeutung der Armen verdient in der That gebrandmarkt zu werden. Es ist richtig, wenn der Verfasser sagt: „Diese nichtswürdige Litteratur, die die Volksseele vergiftet, die Gemüter verroht und vertiert, ist auch noch zu einem Objekt der Volksbewucherung geworden."

Und in welcher immensen Ausdehnung! Nach dem Verfasser ist es etwas ganz Gewöhnliches, wenn ein solches Schandwerk in 50,000 Exemplaren verbreitet wird, ja der Schauerroman „Hugo Schenk und seine Verbrechen oder der Frauenmörder und seine Opfer" ist in deutscher und czechischer Sprache in erster Auflage in der Höhe von 140,000 Exemplaren ausgegeben worden.

Aber schlimmer noch als all das ist die „freche und schamlose Verquickung der heiligsten Dinge mit einem Zeitungsunternehmen, dieses Gewebe von Lug und Trug im Dienste der Religion", wie der Verfasser mit Recht die katholische Zeitschriftenlitteratur nennt.

Bekanntlich entspann sich im deutschen Reichstage bei der Debatte über das Kolportagegeschäft ein harter Kampf um die Zulassung der Kolportage für Schriften

und Bildwerke patriotischen, religiösen und erbaulichen Inhalts. Wie gefährlich diese Sorte Litteratur, die zumeist unter dem Schutze religiöser Genossenschaften erscheint, ist, beweist der Verfasser an der ältesten Zeitschrift dieser Art. Sie ist bereits in 22 Jahrgängen erschienen, kommt in Innsbruck heraus und führt den Titel: „Der Sendbote des göttlichen Herzens Jesu. Monatsschrift des Gebetsapostolates. Mit Genehmigung der geistlichen Obern herausgegeben von Josef Malfatti, Priester der Gesellschaft Jesu".

Der „Sendbote" hat über 20,000 Abonnenten und ist, wie der Verfasser sagt, mit dem ganzen Raffinement der modernen Journalistik zusammengestellt und geleitet und die viel verlästerte „verjudete" liberale Presse muß die Waffen strecken vor dieser Macht, die ihr Publikum genau kennt und Himmel und Hölle zu Bundesgenossen hat. Den Mittelpunkt jedes Heftes, heißt es weiter, bilden die „Segnungen des göttlichen Herzens". Das sind die Bekanntmachungen all der Wunderthaten, die an jenen geschehen, die in ihrer tiefsten Not des „Sendboten" gedenken.

Von diesen Bekanntmachungen giebt der Verfasser nun die wunderbarsten Beispiele. So lautet eine Zuschrift aus Preußen über eine kranke Witwe, die der Arzt für lungenkrank erklärt, und die in heftigem Fieber so in „Hitze und Schweiß geriet, daß über ihr die Tropfen von der Zimmerdecke herabfielen u. s. w." dahin, daß sich der Einsender ihrer erbarmt und die „Veröffentlichung im Sendboten" gelobt, wenn sie gesunde, und „siehe, darauf trat bei der Kranken eine Wendung zur Besserung ein, und sie war gerettet".

Daß es dem „Sendboten" bei solchen Leistungen auch möglich ist, Feuersgefahr und Wassersnot abzuwenden, ist eigentlich selbstverständlich. Einen, der die Veröffentlichung im „Sendboten" versprochen, aber vergessen, ermahnt der liebe Gott durch einen Armbruch. Andere befreit der „Sendbote" vom Militär, einem treulosen Kassierer hilft er gar über ein Kassenmanko hinweg, so daß er „bei Abgabe der Gelder ganz erstaunt ist, daß alles bis auf einen ganz kleinen Betrag in Ordnung war, während er fast sicher ein ziemlich großes Manko vermutete."

Was sind gegen ein solches Verfahren, fragt der Verfasser mit Recht, die Reklamen der „Judenblätter" für jene Wirte, bei denen ihr Redakteur einmal gut aufgehoben war?

Dieser „Sendbote" steht natürlich nicht allein, nur daß seine Nachahmer noch viel schamloser vorgehen. Während der „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu" für die Veröffentlichung der „Gebeterhörungen" keine Bezahlung nimmt, fordert der „Sendbote des heiligen Josef" seine Einsender auf, „den Redakteur für die mühevolle Arbeit der Zusammenstellung zu entschädigen" und in weiteren Nummern quittirt der „Sendbote" über die eingesandten Beträge, die sich oft auf nahezu 100 fl. beziffern.

Diese Proben genügen. Der Verfasser verlangt nun zwar vom Staate Schutz gegenüber solchen Attentaten auf den gesunden Sinn, die Gutmütigkeit und die Vernunft des Volkes, den wahren Schutz erblickt er, und mit Recht, in der Herstellung billiger Bücher.

Schaffen wir, so sagt er, einen „Volkslitteratur-Verein", dem die besten Männer Deutschlands und Oesterreichs angehören. Dieser Verein soll dann gerade die Kolportage benutzen, um gute Bücher im Volke ganz mit all' den Künsten, deren sich die Kolportageverleger bedienen, zu verbreiten. Er hätte sich vorerst derjenigen älteren Schriften zu bemächtigen, die für seine Zwecke perfekt wären. Der Verfasser empfiehlt als solche Kleist's „Michael Kohlhaas" und bemerkt etwaigen Einwendungen gegenüber, als ob durch Druck auf Löschpapier, Kapitelüberschriften u. s. w. der Dichter entwürdigt würde, daß dies, wenn es die Verbreitung des „Kohlhaas" in einer Million von Exemplaren ermögliche, nicht nur keine Entwürdigung des Dichters, sondern eine der größten buchhändlerischen Thaten wäre. Weiter empfiehlt er „Soll und Haben" von Freytag, Scheffel's „Ekkehard", Freytag's „Ahnen" also zu ver-

breiten, und glaubt nicht, daß sich dagegen von irgend einer Seite Widerspruch erheben werde. Er schließt seine interessanten Ausführungen, die rückhaltlosen Beifall und weitgehende Beachtung verdienen, mit folgenden Sätzen, die ich gleichfalls unterschreibe: „Ein viel mißbrauchtes geflügeltes Wort lautet: Für das Volk sei das Beste gerade gut genug. Die ganze Wahrheit dieser Worte empfindet man erst, wenn man gezwungen ist, Umschau zu halten im modernen deutschen Schrifttum, um nach guten Büchern zu suchen, die sich für einen so großen Zweck eignen würden, wie wir ihn im Auge haben. Da sehen wir, daß nur die bedeutendsten Schriftsteller über wahrhaft volkstümliche Töne gebieten und daß wir nur sie zuerst in den Dienst unserer guten Sache stellen dürfen. Auch erkennen wir zu unserem Erstaunen, daß überhaupt nichs Dauer hat in der deutschen Litteratur, was nicht eine Saite der Volksseele zu treffen weiß. Es erscheint daher wie die frevelhafte Verletzung eines Naturgesetzes, gerade dem Volke nur den Abhub unseres Schrifttums darzubieten. Und aus dieser Erkenntnis leite ich die Berechtigung, die Notwendigkeit dessen ab, was wir thun sollen, thun müssen, und aus ihr schöpfe ich mein Schlußwort: Die besten Bücher für das Volk!“

Stimmungen.

Von Wilhelm Walloth.
(Darmstadt.)

(Nachdruck verboten.)

Schlaf.

Du Sonne scheinst mir viel zu hell,
Die Nacht, die will ich lieben!
Der Sternenglanz und die süße Nacht,
Die können kein Herz betrüben.

Es sieht sich so schön das Leben an,
Wenn Schlaf und Nacht es umschweben,
Beinah' als müßt' es doch irgendwo
Glück und Glückliche geben.

Ruhe.

O nicht auf dem Friedhof will ich liegen,
Da singt so lüstern die Nachtigall,
Die Blumen so kokett sich wiegen
Und lauschen dem lockenden Liebesschall.

Da stört mir der Pfarrer mit frostigmatten
Grabreden die süße Einsamkeit,
Da weint die Wittwe um ihren Gatten,
Die morgen vielleicht einen Anderen freit.

Viel besser ruht sich's in Meeresgründen,
Der Fisch trägt stumm den Schmerz, ohne Schrei!
Dort kann mich Liebe und Haß nimmer finden,
Dort ist's mit der traurigen Posse vorbei.

Im Wald.

Aus des Mittags schwüler Glut
Tret' ich in den Wald, den düstern;
Kühl und still wird mir's zu Mut,
Tröstend alle Blätter flüstern.

So muß es der Seele sein,
Wenn dem Leben sie entronnen,
Wenn der schlummerkühle Schrein
Sie entrückt der Qual der Sonnen.

Erlöst.

Wie schön sich alle Berge färben
Mit frischem Grün und Sonnengold,
Doch mir ist nicht der Lenz mehr hold,
Ich fühl', es geht jetzt bald an's Sterben.

Mir ist, als hört' ich schon das Klirren
Der Sense jenes dürren Manns;
Durch Vogelsang und Blättertanz
Hör' ich die scharfe Klinge schwirren.

Bald weiß nur noch die Trauerweide,
Daß ich gelebt, geliebt, geweint —
Wer kehrt sich dran? Die Sonne scheint
Alsdann genau so schön wie heute. —

Des Lenzes Nachtgesicht.

Von Hermann Friedrichs.
(St. Goar a. Rhein.)

Durchs Weingut schritt ich am Maientag,
Da flüsterten rings die Reben:

„Ihr Dichter sagt und singt im Mai
Von Grün und Blüten nur,
Doch Keiner fühlt mit uns bei Nacht
Des Nordwinds rauhe Spur.

„Er hat mit seinem kalten Hauch
Die Augen uns versehrt —
Sie schauen vom Blütenlenze nichts,
Den Euer Singsang lehrt.

„In Staub zerfallen sie im Lenz
Und wir, wir blühen nicht.
Warum seht Ihr die Sonne nur
Und nicht der Nacht Gesicht?!

„Was herrlich ist, verherrlicht Ihr . . .
Ein Thor, der Euch noch glaubt!
Derselbe Lenz, der Euch beglückt,
Hat uns des Glücks beraubt. —"

So flüsterten die Reben
Im Weingut am Maientag.

Peter Auzinger.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Wie soll ich ihn nur mit einem Wort erschöpfend bezeichnen, diesen Prachtmenschen? Ich sinne vergebens. Auf einem Unterhaltungsprogramm des Münchener Journalistenklubs stand er neulich als „oberbayerischer Dialektdichter". Das sagt etwas für den litterarhistorischen Schubfachüberschreiber — aber wie schulmäßig, pedantisch abgezirkelt und zugleich wie beängstigend unvollständig klingt das!

Ein Mensch, der ein ganz großes Stück urwüchsigen Volkslebens nicht nur dichterisch ausgestaltet, sondern in seiner eigenen Persönlichkeit den Anderen vorlebt, vermittelt, zum innigsten Nachfühlen und Verstehen bringt, — ein Dialektdichter? Gibt dieser Name ein volles, rundes Bild seines Eigenwesens? Ich zweifle. Denn genau besehen: wenn Einer an den berühmten Büchern unserer unvergeßlichen Dichter Franz Kobell und Karl Stieler sich recht herzlich satt gelesen und Gemüt und Geist erfüllt hat von dem vorgedichteten Volkstum der Gebirgsbajuvaren, wie viel oder wenig weiß er eigentlich durch diese papierne Vermittelung von dem Plötzlichen, Elementaren, Improvisierten, das den Nerv aller echten Dialektdichtung bildet, der oberbayerischen zumal?

Dialektdichtungen wollen ja überhaupt nicht stumm gelesen, sie wollen gehört — und gesehen sein, um ihren vollen Zauber zu üben! Nun sind wir freilich ein papiergläubiges, stummes, durch Brillengläser scharf äugelndes Geschlecht von geblähtem Gelahrtheitsdünkel, dem naturalistisch gebotene Natur roh und unverständlich, dagegen das kunstschulmäßige Präparat voller Feinheiten ist! Was ist frisch sprudelndes Leben, wenn es nicht mit dem akademischen Aichmaß geschöpft wird? Und so will man auch von der Dichtung nicht nur verabredeten Klang und Schritt, sondern die holde Nötigung zu langsamem Nachempfinden, die schöne Gelegenheit zu sentimentalem Ausklingenlassen. Ach, wenn das gebildete Philisterherz hinsterben und zerschmelzen kann am Busen des Kunstpoeten — das ist echte Dichtungswonne, nicht wahr, brave Seele? Und noch ein paar Hundert Takte Rattenfänger- und Trompeter-Musik dazu vom guten Neßler! O Poesie, jetzt oder nie!

In der dramatisch gespannten, wirklichen Dialektdichtung ist's mit solchen pomadigen Rührseligkeiten nichts. Ihre kecke, frische, ratwangige Art hat den Teufel

im Leibe. Der muß wie der Blitz herausfahren — in einer Wendung, die man am wenigsten vermutete. Und wenn's liedmäßig gehen soll, zum Abschluß einen tollen Juheschrei, ein jubelndes Echo, irgend ein Dulliö — und damit basta.

Peter Auzinger's Stärke liegt im humoristischen Sittenbild, in der meisterlich pointierten Anekdote, in der dramatischen Arabeske mit urwüchsigem Schlußwitz. Und wie er das zu geben, vorzuspielen, vorzuleben weiß! Wie er das scheinbar Unbedeutende, Gemeine mit ein paar Strichen, mit einer feinen Schattierung zu ungemeiner poetischer Wirkung zu erheben vermag! Und er macht's natürlich nicht blos auf dem Papier. Mit der Kunstweise Jener, die mit der nassen Feder am Schreibtisch sitzen und reimsüchtig fiebern und schwitzen, bis ihnen die keusche „Muse" den bekannten Gefallen thut, hat unser Dialektdichter Auzinger überhaupt nichts zu schaffen. Oft noch ehe er's zu Papier gebracht, macht er auf sein Kunstwerk die Probe: er läßt sein Gedicht lebendig wirken durch mündlichen Vortrag.

In den zahlreichen Münchener Vereinen, Kränzchen, Unterhaltungen, Wohlthätigkeitsvorstellungen und ähnlichen Veranstaltungen ist unser Peter Auzinger einer der beliebtesten, volkstümlichsten Mitwirkenden. Sein Name steht neben denen der bejubeltsten Künstler. Und wie entzückend trägt er da seine neuen und alten Sachen vor! Mit welcher unübertrefflichen Natürlichkeit gibt er den Ton, die Stimmung, die Mimik seiner Figuren, wie gebietet er über alle Abstufungen des Humors, der Freude, des Schmerzes, der Selbstironie, des Witzes in seinen kernigen Lebensbildern!

Dieser mächtige Original-Bajuvare ist durch einen politischen Zufallsscherz im Lande der Gräken geboren als der Sohn eines königlichen Hautboisten zu Athen. Freilich kam er kaum zweijährig (1838) schon auf seinen richtigen Urväterboden nach München. Nun galt es, sich herauszuarbeiten aus armseligen Verhältnissen, sich selbst zu erziehen und zu bilden aus eigener Kraft, denn die Eltern ermangelten jeglicher Mittel zu einer bequemen Schulung. Das ist bekanntlich für starke, eigenartige Naturen kein Unglück. Im Gegenteil! Unser großer Geschichtschreiber Leopold von Ranke, dessen Tod in diesen Tagen die gesammte gebildete Welt beklagte, hatte die Gewohnheit, in seinen Lebenserinnerungen mit beharrlichem Stillschweigen über seine Schulzeit hinwegzugehen. Und bei einer feierlichen Veranlassung kurz vor seinem Tode sagte der hochberühmte Gelehrte: „Nicht die Schule erzieht den Menschen, sondern das Leben. Der Mensch ist wie ein Baum, der seine Kraft nicht so sehr aus dem Boden zieht, als sie von Luft und Licht, Wind und Wetter, den Stürmen selbst empfängt."

In dieser Lebensschule hat unser Peter Auzinger seine Studien gemacht, ohne durch frühzeitige Ermunterung und Belobung verwöhnt zu werden. Es ist ihm zu Zeiten wohl gar fabelhaft schlecht ergangen. Und merkwürdig: für die Schauspielkunst spürte er bald eine kaum bezwingliche Neigung, während er seiner dichterischen Begabung erst spät bewußt wurde. Jedoch nicht in's Theater führte ihn sein Weg, sondern in die Kaserne: mit fünfzehn Jahren kam er zum Militär. Nach neunjähriger Dienstleistung nahm er seinen Abschied als Unteroffizier des ersten Artillerie-Regiments. Der phantasievolle Poetenkopf hatte die Gamaschen-Herrlichkeiten satt bekommen. Nun begann der Kampf um's Dasein, um eine bleibende Stätte und gesichertes Brod in anderer Form. Da geschah es, daß ein liberaler Minister auf den hartringenden Mann, auf sein poetisches Talent und seine urbajuvarische Biederkeit aufmerksam wurde. Der hohe Beamte gewann ihn lieb und zeichnete ihn durch Verleihung einer Sekretärsstelle im Ministerium aus. Diese Ehrung war zugleich die Verbürgung einer wenn auch bescheidenen, so doch gesicherten Existenz.

Man kann ohne Uebertreibung sagen: heute ist Auzinger nicht nur eine der populärsten Figuren der bayerischen Hauptstadt, er ist auch der Liebling Münchens. Ohne Unterschied der Partei rühmt männiglich sein goldenes Poetenherz, seinen erprobten Charakter, seine milde Denkart. Ein echter Bayer, dazu ein für Kaiser und Reich begeisterter Deutscher und hochsinniger Sänger — ja, zum Teufel, was will man mehr von einem Prachtmenschen wie unser Peter Auzinger?

Seine Dichtungen sind in zwei Sammelbändchen „Es feit fi' nix!“ und „Eichenzweig und Daxbosch'n“ bei Cäsar Fritsch in München erschienen — köstliche Schätze der bayerischen Dialektlitteratur, die jede Empfehlung überflüssig machen.

Als Probe für unsere auswärtigen Leser haben wir in diesen Blättern „Bismarcks gefährlichsten Feind“ abgedruckt.

Möge es unserm Peter Auzinger, der so großmütig das Gold seiner Dichtungen in Münchener Gesellschaftskreisen mit immer vollen Händen ausstreut, vergönnt sein, zu seinem fünfzigsten Geburtstage im Oktober dieses Jahres auch eine Jubelausgabe seiner Werke zu erleben in Gestalt einer fünfzigsten Auflage.

Ein närrischer Wunsch freilich, so lange zu jeder neuen Auflage tausend Käufer gehören! Aber was wünscht man sich und seinen Freunden in diesen schweren Zeiten nicht alles! So soll uns denn die Innigkeit, Schönheit und Größe des Wunsches selbst für die versagte Gewähr schadlos halten. —

Das Budget in der Ehe.

Von Ida Barber.
(Wien.)

Es scheint ein schönes Vorrecht unseres Jahrhunderts zu sein, die Frau als Mitarbeiterin in allen wichtigen Fragen, die den Fortschritt des Menschengeschlechtes betreffen, heranzuziehen, ihre Thätigkeit nutzbar und sie selbst dadurch zu einem einflußreichen Faktor zu machen, ohne dessen Mitwirkung eine ununterbrochene Fortentwickelung der menschlichen Gesellschaft kaum denkbar ist. Die Frau ist, wie Lorenz v. Stein treffend sagt, „Gegenstand einer Wissenschaft geworden, die vom nationalökonomischen Standpunkte aus es für ihre Pflicht hält, kein nutzbringendes Element brach liegen zu lassen“. Man hat umfangreiche Werke geschrieben, die die Stellung der Frau in dieser Hinsicht bestimmen, man hat Nationalökonomie als Lehrgegenstand in unseren Töchterschulen eingeführt, man glaubt Klarheit darüber verbreitet, daß jede einzelne Frau, indem sie als Vorsteherin ihres Hauses Ausgaben und Einnahmen durch ihre Hände gehen läßt, vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus eine Macht vertrete: gedankenloses Dahinleben charakterisiert trotzdem die große Menge, der liebe alte Schlendrian, der von Mutter- und Großmutterzeiten her üblich war, ist noch am Ruder, und das Schifflein des Lebens steuert gar oft nur deshalb dem sichern Untergange zu, weil die das Steuer führende Hand in Unkenntnis darüber ist, wie man den feindlichen Mächten zu begegnen habe.

Was nützt es, daß Eltern ihren Töchtern oft eine noch so beträchtliche Mitgift geben, wenn sie verabsäumten, sie in den Elementen einer jeden Wirtschaftsführung, im Berechnen, Abwägen, Vergleichen, Sparen, Einteilen zu unterrichten? In gebildeten Kreisen wird es als selbstverständlich gelten, wenn jedes die Schule verlassende Mädchen mit sechzehn Jahren die Frage beantworten kann, welcherlei Urstoffe in Brod und Fleisch, Rüben und Zucker enthalten sind, aber daß sie auch zu berechnen verstehe, wie viel eine Familie durchschnittlich auf den Mittagstisch, auf Kleidung u. s. w. verwenden kann, wenn der Mann etwa zwei-, drei- oder viertausend Mark Einkommen hat, möchte oft in Zweifel gezogen werden. So triviale Dinge zu lehren! Und doch ist die Kenntnis derselben oft wichtiger, als der noch so meisterhafte Vortrag einer Chopin'schen Etüde, als die größte Belesenheit in den Klassikern!

Das lebendige Bewußtsein von der Pflicht, einzuteilen, hauszuhalten, zu verwerten, fehlt unendlich vielen Frauen, und solange dieser Mangel nicht gehoben ist, kann von einem gedeihlichen Umschwung der Volkswirtschaft nicht die Rede sein.

Ist der Mann die erwerbende, so ist die Frau die erhaltende Kraft und als solche von höchstem Einfluß auf den Wohlstand der Familie und des Volkes. Die unmeßbaren wirtschaftlichen Kräfte, welche eine höhere Ordnung den unermüdlichen Händen der Frau überantwortet hat, sind leider allzulange unterschätzt, ja oft mißachtet worden. Die Mission der Frau ist aber nicht allein zu erhalten, indem sie spart, unsere moderne Auffassung hat sie auch als mitschaffende, miterwerbende, in vielen Zweigen gleichberechtigte Kraft ins Leben eingeführt. Es ist eine grundlose Befürchtung, daß die mitschaffende Frau ihre häuslichen Pflichten notwendigerweise vernachlässigen, dadurch ihrem Gatten gleichgiltig werden müsse. Wie oft ist er selbst bei bestem Willen und Können nicht in der Lage, für die Existenz der Familie allein einzustehen! Liebe und Freude schwinden gar oft, wenn die Sorge ihre kalte Hand auf die Häupter der vergeblich nach einer geeigneten Existenz Ringenden legt; da ist es dann ein doppelt großes Unglück, wenn die Frau sich in Klagen und Jammern gefällt, ohne die Kraft in sich zu spüren, selbst den feindlichen Mächten zu begegnen. So sehr auch die Thätigkeit des Weibes als Hausfrau und Mutter zu schätzen ist, sie darf ihre Zeit nicht ganz aufbrauchen, wenn die Notwendigkeit da ist, daß sie schaffend und erwerbend dem Manne zur Seite stehe. Eine praktische Frau, die die nötige Uebersicht hat und die wichtige Kunst der Zeiteinteilung versteht, hat ihre Wirtschaft schon, wenn sie von sechs bis neun Uhr Morgens mit einer tüchtigen Magd gearbeitet hat, so weit im Zuge, wie eine unpraktische Frau noch nicht in den Nachmittagsstunden. Das Wirtschaften mit Zeit und Geld ist eine Kunst, die erlernt sein will; es giebt Frauen, die für Alles Zeit haben, für ihre Wirtschaft, ihre Kinder, ihren Gatten, für Litteratur, Kunst und gemeinnütziges Wirken, Frauen, die man überall hilfsbereit und thätig findet, die eingehendes Verständnis für die Bestrebungen der Zeit haben, wieder Andere, die unter der Last ihrer Wirtschaftsplagen seufzen, die nicht dazu kommen, ihrem Gatten oder ihren Kindern eine Stunde gemütlichen Gedankenaustausches zu gönnen, die, sollen sie gar helfend dem Manne zur Seite stehen, die unglücklichsten Geschöpfe sind.

Lehrt Eure Töchter den Wert einer richtigen Zeiteinteilung und Ihr sichert ihnen ein Vermögen! Frankreich hat eine industrielle Bevölkerung, die Mann und Frau gemeinsam einstehen läßt, wo es gilt, die eigene und somit die Volkswohlfahrt zu sichern. Bei uns herrscht ein vollständig unbegründetes Vorurteil gegen Französinnen; wir halten sie für eitle, putzsüchtige Geschöpfe, die weder Sinn noch Verständnis für ernste Bestrebungen haben. Weit gefehlt! Die französische Frau ist zumeist die treueste Gehilfin ihres Gatten, die Seele seiner Unternehmungen: ihr spekulativer Geist sucht in Alles einzudringen, ihre persönliche Liebenswürdigkeit und Klugheit sichert dem Geschäft Freunde und Gönner; die Frau des Mittelstandes würde es zumeist für ganz vernunftwidrig halten, sich von ihrem Manne ernähren zu lassen; sie hilft mit, sei es nur, daß sie an der Kasse sitzt und mit prüfendem Blick Alles überwacht, oder indem sie selbst mitthut, soweit sie es vermag. Ein nach Millionen zu beziffernder Nutzen kommt durch diese Teilnahme der Frau an den industriellen Bestrebungen des Mannes dem Nationalvermögen zu Gute. Höher noch als ihre Mitwirkung im schaffenden Sinne möchte ich ihre Kenntnis der finanziellen Lage ihres Gatten veranschlagen. Wie oft hören wir bei uns: Frau N. oder Frau Z. ist aber, näher besehen, ein ganz harmloses, nichts ahnendes Frauchen, das von ihrem guten Manne ein bestimmtes Wirtschaftsgeld erhält und es für ihre Pflicht als Hausfrau erachtet, dasselbe für ihren Haushalt zu verausgaben; sie hat keinen Einblick in seine Geschäfts- oder Vermögenslage; er hält es auch für kaum nötig, ihr einen solchen zu geben! Wäre Frau N. oder Z. aber die mitthätige Gehilfin ihres Gatten, mit der er Ausgaben und Einnahmen, Gewinn und Verlust berechnen kann, sie würde gar bald sehen, wie es um ihre finanzielle Existenz steht, sie würde suchen zu sparen, zu erhalten, zu erwerben und jene falsche Rücksicht, die die Männer abhält, ihren Frauen Klarheit über ihre Vermögenslage zu geben, verurteilen. Wie soll der Wohlstand der Familien gedeihen, wenn die Frauen, durch deren Hand ja ein guter Teil des Einkommens des Mannes geht, in

Unkenntnis darüber gehalten werden, wie es um die Quellen dieses Einkommens bestellt ist?

Die Ehe, dieses innigste äußere wie innere Band zwischen Mann und Frau, muß auch jenes Leben, das wir das Güterleben in Produktion, Konsumtion und Reproduktion nennen, mit umfassen. Wenn jede gute Wirtschaft auf dem rechten Verhältnis der Geldsummen beruht, welche der wirtschaftliche Verbrauch von der Summe des Erwerbs in Anspruch nimmt, so ist es ganz selbstverständlich, daß diese Summe des Erwerbs der die Wirtschaft leitenden Frau bekannt sein muß. Zwar läßt sich auch leben, indem man die Monats- und Jahresrechnungen anwachsen läßt und in verbrecherischem Leichtsinn Schulden auf Schulden häuft, aber — die Nemesis bleibt selten aus; jene wirtschaftliche Unnatur bringt üble Folgen und rächt sich zumeist intensiver an der Frau, die den Einsturz ihres häuslichen Glücks und ihrer gewohnten Lebensweise tiefer beklägt als der Mann.

Um aber solchen Schicksalsschlägen zu entgehen, ist es Pflicht jedes verständigen Mannes, seiner Frau seine Vermögensverhältnisse schmucklos und wahrheitsgemäß klar zu legen und sie soweit dafür verantwortlich zu machen, daß von ihrer Seite kein wirtschaftlicher Fehler geschehe. Der Grundsatz, daß die Summen der Ausgaben von der der Einnahmen bedingt sein soll, muß in jeder geordneten Wirtschaft seinen Ausdruck dadurch empfangen, daß das klare Bild der Ausgaben und Einnahmen auch der Frau vorliege und daß das, was für das Haus verständigerweise bestimmt werden kann, gemeinschaftlich beraten werde. In dieser Teilnahme an der Feststellung des allgemeinen wirtschaftlichen Planes für den Haushalt erstarkt das Interesse der Frau an ihrer wirtschaftlichen Aufgabe. Die Summe, die sie zu verwalten hat, soll sie selber mitbestimmen. Die Gefahr, die in der Ueberschreitung dieser Summe liegt, soll sie wissen und als eigene Gefahr fühlen und vor Augen haben.

Ist ein Haushaltungsplan festzustellen, so kommt viel auf die richtige Gliederung und Einteilung an. Den einen Teil erfordert die Wohnung, den zweiten erfordern die stehenden häuslichen Bedürfnisse, Kleidung, Licht, Feuerung, Dienstboten, den dritten soll man für außerordentliche Ausgaben aufheben, für Krankheiten, Todesfälle, Versicherungen, Verluste, Erholungen u. s. w.; den vierten soll man womöglich gar nicht berühren, sondern als Reserve betrachten: er ist die Sparkasse der Familie und soll aus einem Jahre in das zweite, dritte und so fort übertragen und zuletzt das Erbe der Kinder werden. Die vernünftige Frau, die sich die Bedeutung ihres Wirkens vom national-ökonomischen Standpunkte klar macht, wird leicht eine richtige Einteilung treffen können; es ist für sie leicht, zu sparen, ohne zu entbehren, zu genießen, ohne zu vergeuden. Doch wie viele Frauen tappen und wirtschaften im Finstern herum, wissen nicht, daß der Wohlstand und die Zukunft der Familie zumeist von ihnen abhängt, denn nicht nur, daß eine echte Hausfrau unendlich viel erhalten kann, sie vermag auch den oft zu leichten Ausgaben geneigten Mann zu einem vernünftigen Sparsystem zurückzuführen; indem der Mann sieht, wie die Frau durch weise Oekonomie aus Kleinem Großes schafft, wie ihre Sparpfennige zu Sparthalern werden und diese im Laufe der Jahre zu einem Kapital anwachsen, von dessen Zinsen sie sich manchen Genuß schaffen kann, kommt auch er zu dem Bewußtsein, daß jedes Vermögen sich aus kleinen Anfängen aufbaut, daß Sparen und Erhalten oft der erste und sicherste Verdienst und allen gewagten kostspieligen Spekulationen vorzuziehen ist.

Dies ist der beste erziehliche Einfluß, den die Frau auf Mann und Kinder auszuüben im Stande ist. Nicht minder hoch möchte ich die ethische Einwirkung anschlagen, die sie in treuer Sorge, ihr Haus in Ordnung zu erhalten, jederzeit übt. Sie erst macht das Haus zum Mittelpunkt des geistigen und gemütlichen Lebens, sie gibt ihm jene höhere Weihe, die ein so köstlicher Schatz der deutschen Familie ist.

Vom Büchertisch.

Revolution der Litteratur. Von Karl Bleibtreu. Zweite vermehrte Auflage 1886. Leipzig, W. Friedrich.

Revolution überall. Die Menschheit sträubt sich immer mit wunderbarer Bockbeinigkeit gegen die unabwendbaren Konsequenzen ihrer eigenen Entwicklung und will immer im Geiste der alten Zeit noch weiter leben, wenn längst schon eine neue, durch tausend Notwendigkeiten gezogen, heraufgekommen ist. Das giebt dann ein quälerisches Reißen hin und her zwischen den Pionieren vorn und dem wuchtig trägen Troß hinten am Schwanz, und wenn dieses Reißen sich recht lebhaft anläßt, so wird es zur Revolution. Wir haben auch heute Revolution in diesem Sinn, wenngleich sie sich vorläufig mehr noch in Wolken-, als in Blitz- und Donnerform bemerklich macht. Diese allgemeine Gewitterstimmung der Zeit ist eine der Ursachen für die Revolution in der Litteratur. Weiterhin liegt aber auch in den Litteraturverhältnissen selbst Stimulierendes genug: die Ueberfüllung aller geistigen Produktionsgebiete, die phlegmatische Natur des Publikums, welches zu einseitig immer an seinen alten Göttern hängt und so schwer dazu kommt, neue Erscheinungen zu würdigen, auch die vielfache Niedrigkeit seines Geschmacks, durch welche oft genug das Geringe an Stelle des Bedeutenden prämiiert wird, — dies und noch anderes was alles zur litterarischen Anarchie gehört, versetzt das Ehr- oder Geldbedürfnis gerade der jüngeren Generation in eine Notlage, welche ebenfalls Unzufriedenheit und Revolutionsstimmung erzeugen muß. Gewiß ist auch beim Verfasser unseres Schriftchens unbewußterweise ein mit Recht unzufriedener Ehrtrieb mit im Spiel, wenn er so gar wenig Gutes an den Aelteren finden kann und z. B. schlankweg erklärt: „Ja, ihr habt in der That nicht sehr viel geleistet," — gegenüber Keller, Freytag u. a. denn doch eine Ungerechtigkeit, wie sie ein ganz kühl Urteilender nicht begehen könnte. Man soll es aber dem, der persönlich im Kampfe steht, nicht zu sehr verübeln, wenn er seinen Gegnern nicht gerecht wird und am wenigsten soll man eitel böse Absicht dahinter vermuten. Kann man denn gar nicht begreifen, daß es Individualitäten giebt, die einander schon objektiv in aller Ehrlichkeit abstoßen? selbst wer gar keine Individualität besitzt, sollte das begreifen! Daß Rivalität dann unbewußt verschärfend mitwirkt, ist eine Menschlichkeit, vor welcher wohl Niemand sicher ist.

Einem anderen Vorwurf, nämlich dem, daß er sich selbst rühmlich erwähnt habe, hat leider der Verfasser in der jüngst erschienenen zweiten Auflage zu viel Rücksicht geschenkt, indem er die entsprechenden Stellen gemildert hat. Wenn eine Größe der Litteratur über die zeitgenössische Litteratur ihre Ansicht äußert, so muß sie auch über sich sprechen und sich wie alle anderen kritisieren, und wenn sie sich für eine Größe hält, kühn heraus mit der Sprache! Diese dumme Regel, daß „Eigenlob stinkt," ist für die eitlen Narren recht heilsam und gut; einen ernsthaften Mann aber, der über sich ebensowohl wie über Fremdes objektiv (wenngleich natürlich nicht fehlerlos) denkt, einen solchen geht jene Kinderregel nichts an, und es sollte durchaus darauf gehalten werden, daß die geistigen Kindlein nicht Männern ihre Gängelbänder aufnötigen dürfen. Dann werde Alles Mann sein wollen? So soll es eben hinplumpsen und sich lächerlich machen; was liegt daran? Und übrigens, im Grunde urteilt der Dichter-Kritiker nicht eigentlich über sich selbst, sondern über seine verflossenen Werke, seine inspirierten Stunden, die ihm, von seinem Willen unabhängig, gegeben waren, — er weiß gar nicht, wie lange noch. Dieser letztere Gedanke, glaub' ich, ist's, der alle bedeutenden Männer, trotz des selbstverständlichen Bewußtseins ihrer Bedeutung, doch nicht hochmütig werden läßt.

Nun in Summa: höchst anregend und durchweg interessant ist Bleibtreu's neuestes Manifest, wenn man auch nicht all' die Verurteilungen und Wertschätzungen darin als den richtigen Ausdruck der thatsächlichen Größenverhältnisse anerkennen will. Unfehlbare Treffsicherheit des Urteils kann man überhaupt von keinem Einzelnen erwarten; jeder Einzelne ist nur ein unvollkommener Spiegel des Wahren und aus den vielen Spiegelbildern schießt im Laufe der Zeit das richtigere Urteil der Geschichte

zusammen. Auch dieses, man sage was man will, wird nicht ganz gerecht sein, wie schon manches Beispiel bewiesen. Was schadet's viel? Wir Litteraten, ja wir Menschen alle, spielen doch nur in der Lotterie, das müssen wir wissen; also Gleichmut!

G. Cristaller.

Die Gläubiger des Glücks. Roman von Hugo Lubliner. Breslau, Schottlaender.

Dieser Roman leidet an demselben Fehler, der Lubliner's Bühnenstücke kennzeichnet: er hat keine Exposition, überhaupt keine straffe Komposition. Es werden verschiedene Szenen geschildert, die ganz interessant und hübsch geschrieben sind, aber es fehlt dem Ganzen an einem Mittelpunkt; es ist eben kein Ganzes. Abgesehen davon, daß das Werk jedes tiefere Eindringen in die Abgründe der Seele, jeden starken und folgenschweren Konflikt vermissen läßt, enthält es eine Menge großer Unwahrscheinlichkeiten, um nicht zu sagen Unmöglichkeiten. Besonders hervorzuheben ist eine solche Unmöglichkeit, die sich selbst der gutmütigste Spießbürger nicht gefallen lassen kann: Ein junger Maler, der seine Frau (mit deren Wissen!) ihres Geldes wegen geheiratet hat und von ihr nicht geliebt wird, in den ersten Zeiten der Ehe aber erkennt, was er an ihr hat und nun ihre Liebe zu erringen sucht, ist eines Nachts mit seinen Freunden, die er seit Jahren kennt, zusammen; man erlaubt sich, seine Frau zu beleidigen (!), er fordert den Beleidiger und schlägt sich mit ihm noch in derselben Nacht (!) — weshalb? um seiner Frau die Verwundung zeigen und damit definitiv ihre Liebe gewinnen zu können. Das Motiv, daß die Heldin des Romans die Tochter einer unverheirateten Tänzerin und in einer wohlhabenden kinderlosen Familie untergeschoben ist, ist so abgebraucht und paßt so gar nicht zu dem Uebrigen, daß es dem Leser ein mitleidiges Lächeln abnötigt. Man hat bei der Lektüre sehr oft den Eindruck, als würde aus Riesenkanonen mit Papierpfropfen geschossen. Von solider realistischer Kunstweise kann da keine Rede sein.

Arthur Gutheil.

Daniela Dormes. Roman von Bertha v. Suttner. München, Otto Heinrichs.

Ich will die Kühnheit nicht so weit treiben, zu behaupten, daß das Loben zum Leben gehört. Aber daß ein von Hause aus einigermaßen gut gearteter Kritiker in seinem schweren Berufe allmählich so entmenscht wäre, daß er dieses Buch wenigstens tot schweigen könnte, das will ich auch nicht glauben . . . Ich fühle, wie ich der würdigen deutschen Kritikergilde aus der Seele schreibe: Kinder, es giebt in der schnöden Welt von heute noch Bücher, an denen sich der ehrliche, aber lebensmüde Rezensent am liebsten zu Tote lobt! Daniela Dormes ist ein solches Buch. Gleichgiltig, wie sich die landläufige Kritik zu ihm verhält; gleichgiltig auch, wie sich die kaufende Lesewelt zu ihm stellt: die große oder kleine Zahl derjenigen, die sich ernstlich in seinen Inhalt vertiefen, wird der Verfasserin still oder öffentlich bezeugen, daß sie mit dieser Dichtung sich einen ersten Platz in der deutschen Romanlitteratur gesichert hat. Wer Lust oder Drang zum Widerspruch in sich spürt, melde sich; es soll ihm mannhaft Rede gestanden werden. Bis dahin kein Wort mehr darüber.

Ignotus.

Eine vornehme Frau. Roman von Hermann Heiberg. Leipzig, W. Friedrich. — Herr Heiberg und Fräulein Schubin sind ihrer geistigen Art und ihren Salonerfolgen nach reif für eine glückliche Litteratur-Heirat. Indem wir sie hiemit ehelich zusammengeben, wünschen wir dem „Bravo rechts" zu seiner „vor-

nehmen Frau" den Segen aller eleganten Exzentriker beider Hemisphären! Unser prophetisches Auge sieht bereits den zierlichen Nachwuchs dieser realistisch-kokett-sentimentalen Fabulierer, die so effektvoll „de chic" arbeiten, gefühlvolle Purzelbäumchen auf dem deutschen Parnaß schlagen. Bei diesem Anblick versinken die letzten unverbesserlichen Naturalisten in's Bodenlose. Schauerlich! Erich Stahl.

Die Märtyrer der Phantasie. Roman von Mathilde Serao. Verlag von G. Costenoble, Jena. Autorisierte Uebersetzung von Hulda Meister. Diese italienische Schriftstellerin besitzt mit ihren besten realistischen Kollegen in Paris und anderwärts einen unschätzbaren Vorzug — sie ist eine durch und durch poetische Natur; eine scharfe Beobachterin wie Zola, eine feine Seelenmalerin wie Turgenjeff und eine Stil-Künstlerin wie Hermann Heiberg. Dieser Roman ist ein vollendetes Zeit- und Seelengemälde, ein Meisterstück tiefsinniger psychologischer Entwickelung. Wenn wir noch der Uebersetzerin gedenken und ihr das Zeugnis unanfechtbarer Tüchtigkeit erteilen, glauben wir nichts weiter zur Empfehlung des schönen Kunstwerkes sagen zu brauchen. Ignotus.

Moderne Helden. Charakterbilder von F. v. Kapff-Essenther. Jena, Costenoble. — Drei Erzählungen mit dem Motto: „Es gibt heute kaum mehr einen Heroismus des Handelns, nur noch einen des Seins." Dieses Paradoxon zeigt uns die Entwicklung an, welche diese „Helden" genommen: leidvoller Selbstgenuß im Ungewöhnlichen, Unzeitgemäßen individuellen Innenlebens. Das sind Helden, die ihren Siegeslauf auch ohne Beine, ihre Siegesthat auch ohne Arme zu vollenden vermögen. Es sind freilich närrische Käuze in der groben Alltagswelt der Dutzendmenschheit von heute, die mit Blut und Eisen wirtschaftet und mit dem geheiligten Polizeispieß das Recht des Stärkeren hütet! Der merkwürdige Reiz dieser Charakterbilder liegt darin, daß das bis zum Fabelhaften Eigenartige durch die vollendete Kunst der Realistik als das Natürliche und Unbezweifelbare dargestellt wird. Nur einem dichterischen Talent von starker Eigenart konnte ein solches Werk gelingen. Kapff-Essenther hat wiederholt bewiesen, daß sie Individualität hat und die Kraft dazu, ihr Anerkennung zu verschaffen. Mögen ihre moderne Helden in den weitesten Leserkreisen bald berühmte Helden werden! Ignotus.

Paris der Mime. Realistisch-historischer Roman aus der Zeit Domitians von Wilhelm Walloth. Leipzig, W. Friedrich. Wie höchst individuell der geniale Schriftsteller den historischen Roman behandelt, springt sofort ins Auge, wenn man einige Seiten aus „Paris der Mime" mit den archäologischen Fabulistereien eines Ebers und anderer modischer Dutzendschreiber vergleicht. Uns will dünken, als hätte Walloths realistische Kunstweise im vorliegenden Kunstwerk sich noch charakteristischer gegeben, als in seinen früheren berühmten Romanen „Das Schatzhaus des Königs" und „Oktavia". Außer einer Probe aus „Paris" wird unsere Zeitschrift nächstens eine große Original-Novelle und ein Drama aus Walloth's Feder veröffentlichen, worauf wir jetzt schon alle Freunde gediegener Dichtung aufmerksam machen wollen. Die im vorliegenden Hefte abgedruckten „Stimmungen" sind dem unlängst erschienenen Band „Gedichte" entnommen. M. G. Conrad.

Im Foyer bei einer ersten Tristan-Aufführung.

Zwischenaktsverse von Fritz Koegel.

(Leipzig.)

Motto: Sei du nur dreist,
Spricht man von Meistern.
Es zeigt wenig Geist,
Sich fromm zu begeistern.

Enthusiast.

Ich bleibe bei dem Wunderbau
Kaum meiner Sinne mächtig,
Was ich höre, fühl' und schau,
Ist alles wunderprächtig.

Gastspieltenor.

Ein Vierteljahr hab ich studiert,
Den Tristan neu zu „kreiren":
Hab meine Stimme ruinirt,
Ohne was zu profitiren.

Litteraturprofessor.

„Tristan" wär ein Meisterwerk,
Weil es ein Werk vom „Meister"?
S'ist nach Meister Gottfried ein Kleisterwerk
Für Schopenhauer'sche Geister.

Chor der Abonnenten.

Heut Abend amüsirt uns sehr
Das sehnende Rasen und Schmachten;
Doch — Neßler, Millöcker, Meyerbeer
Sind auch nicht zu verachten!

Hanslickianer.

Musik verkörpert, wie Hanslick lehrt,
Das Schöne in Formen und Tönen;
Formlose Töne hab ich gehört,
Und ach, wo bleibt das Schöne?!

Mozartianer.

Musik ist dies Gewinsel
Für Wagnerische Toren?
Heilger Mozart zeichne die Pinsel,
Gib ihnen Eselsohren!

Chor der Wagnerianer.

Tristan! Isolde!! Herrliches Paar!!!
Maßlos im Hassen und Lieben!
Größeres hat nie führwahr
Ein Meister noch geschrieben!!!

Hoftheaterintendant.

Der „Tristan" ist doch recht fatal,
Kann ihn kaum acceptiren:
Ein höchst delikater Hofskandal —
Das könnte mich ruiniren!

Chor der Antiwagnerianer.

Ein jeder Christ bekreuzigt sich,
Dies Stück ist auch von Wagner!
Text und Musik lärmt fürchterlich,
Der Hörer wird ein Geschlagner!

Sächsischer Provinzler.

Ei ja, die Reise tut lohnen,
Das Stück ist wunderscheen!
So scheene Dekorationen
Hab ich noch nie gesehn!

Kritiker.

Die Menge ist im Augenblick
Ganz maßlos toll begeistert;
Das dämpf' ich dann mit meiner Kritik,
Die diesen Meister meistert.

Lieutenant.

Isolde, ein famoses Weib
Von exquisiter Rasse;
Hat, auf Ehr, den Teufel im Leib:
Schneidig in Liebe und Hasse!

Die komponirenden Kapellmeister.

Was wir gedrechselt mit Müh und Not
Geht alles zu den Toten:
Der „Tristan" lärmt uns alle tot
Mit lauter falschen Noten.

Unisono der Moralisten.

Der „Tristan" ist moralisch krank,
Er paßt für Buddhisten!
Wir wollen keinen Liebestrank,
Wir sind gute Christen.

Schopenhauerianer.

O wie süß, aus bittren Worten
Selige Todessehnsucht trinken,
Auf chromatischen Akkorden
In die Traumnacht hinzusinken!

Philister.

Sänger, Spieler und Publikum
Sind im reinen Rasen —
Ach, mir ist im Kopf ganz dumm
Von all dem Schreien und Blasen!

Epilog.

Im Schwarm des Geistes,
Stürmisch und wild,
Steht stumm des Meisters
Marmorbild. —
Er lächelt leise
Beim Redeschwall:
Vor seiner Weise
Verstummen sie all.

Wagneriana.

Die Wagner-Gemeinde und die Sozialreform.

Mit dem religiös klingenden Namen „Wagner-Gemeinde" bezeichnet man die zahlreichen Anhänger des Dichterkomponisten Richard Wagner deshalb, weil dieser Anhängerschaft ein ungewöhnliches Maaß von Begeisterung für die Ideale ihres Meisters beiwohnt. Einzelne Verkünder und Apostel des Wagnerschen Kunstevangeliums legen dem letzteren eine über die hergebrachten Musikwirkungen weit hinausgehende Kulturbedeutung, namentlich für Begründung oder Einbürgerung einer höheren Sittlichkeit bei. Charakteristisch für diese ideale, ja fast religiöse Auffassung Wagners und seiner Werke ist die Schrift: „Richard Wagners Parsifal und seine Bedeutung in und für unsere Zeit." Zwar noch sehr ideal, aber doch bedeutend weltlicher faßt Moritz Wirth in seinem Buche: „Bismarck, Wagner, Rodbertus" die Kultursendung Wagners auf. Er hält an den großen Idealen, welche die ersterwähnte Schrift schildert, fest, aber er vermißt in der Gegenwart dafür noch die Verbürgung realer Grundlagen, weshalb er dem einen Riesen (Wagner) noch zwei andere (Bismarck und Rodbertus) als Vertreter zweier unentbehrlicher Fundamente für Wagnerische Kunstideale hinzufügt. Mit dem Namen Bismarck bezeichnet er die erste dieser zwei realen Grundlagen: die dauernde nationale Größe, und mit dem Namen Rodbertus die Bürgschaft für die zweite Grundlage: die dauernde wirtschaftliche Größe Deutschland. Ja er geht in der Hochschätzung seines dritten Helden, des Sozialpolitiker Rodbertus, noch weiter, indem er sogar das Werk Bismarcks für gefährdet hält, wenn für das neue Reich keine neue Wirtschaftslehre in praktischen Gebrauch gelangt.

Welche Wichtigkeit übrigens auch Dr. Schläger der Beseitigung des wirtschaftlichen Elends für Verwirklichung des höchsten sittlichen Gehaltes Wagnerscher Kunstideale beilegt, tritt ungewöhnlich stark in einem von ihm angeführten Ausspruch des amerikanischen Denkers Emerson hervor, also lautend: „**Das Glück des Einen kann nicht bestehen mit oder bei dem Elend des Anderen. Niemand ist vollendet, so lange noch jemand unvollendet ist. Das Wohl des Einen ist nicht vorhanden, so lange noch das Weh irgend eines Anderen besteht.**"

Auf den Schultern Emersons stehend und von den gewaltigen Parsifaleindrücken beherrscht, schließt Schläger seine Abhandlung mit den großen Worten:

„Die Aufgabe ist heute, aus der Passivität zur Aktion, zur kühnen Initiative hinauszutreten, als Ritter des Grals dem Recht Geltung, dem Ideal Macht und dem Mitleid eine die Welt überwindende Organisation zu geben."

Weisen die Werke Wagners auf solche Ideale hin und erzeugen die Kunstschöpfungen, namentlich der Parsifal, solchen Aufschwung der Empfindungen und Entschlüsse, so ist Moritz Wirth durch seinen Hinweis auf die notwendige Herstellung der materiellen Voraussetzungen allerdings derjenige Wagner-Apostel, welcher zunächst gehört und beachtet werden muß, denn das soziale Elend ist augenblicklich so grausig und es droht sich nach verschiedenen Richtungen noch so bedenklich zu vermehren, daß angesichts seiner die von Wagner, Emerson und Schläger hingestellten Kunst- und Sittlichkeits-Ideale nicht nur in der Luft schweben, sondern sogar — losgelöst von der praktischen Sozialreform — als bloße Phrasen erscheinen.

Freilich teilen auch alle andere Ideale, sowohl die religiösen wie die humanen und künstlerischen, dasselbe Schicksal, denn sie alle sind durch die Vernachlässigung des wirtschaftlichen und sozialen Reformwerkes von den unmittelbarsten Existenzgefahren bedroht. In dieser Beziehung gilt Alles, was Moritz Wirth für eine notwendige Dauerbürgschaft unserer nationalen Größe und für eine Voraussetzung der nationalen Welt- und Kulturmission Deutschlands, wie auch der Wagnerschen Kunstmission bezeichnet, auch für alle anderen idealen Bestrebungen.

Für Alle ohne Ausnahme gilt es heute, zum Zweck der sozialreformatorischen Verhütung des wirtschaftlichen und sozialen Zusammensturzes, „aus der Passivität zur Aktion, zur kühnen Initiative hinauszutreten, als Ritter des Grals dem Recht Geltung, dem Ideal Macht und dem Mitleid eine die Welt überwindende Organisation zu geben."

Zunächst haben die Mitglieder der Wagner-Gemeinden — sofern sie sich mit dem Gral-Gedanken wahlverwandt fühlen — diese Verpflichtung. Alles Andere ist Eitelkeit und Täuschung!

Kehraus.

Von Melchior Grohe.

Der lustige Bayer.

Wer geht, ich möchte wissen,
So leicht wie du durch's Land!
Dein Pfaff trägt dir's Gewissen,
Dein Weib dir den Verstand!

Auch ein Prediger.

Herr Jesus sprach — und holdentzückt,
Vom Tod erwachte Groß und Klein.
Welch' Wunder ist erst dir geglückt,
Du sprichst, und Alles — schlummert ein!

Weiberverstand.

Ihre endlosen Dummheiten gleichen, mein Sohn,
Den Schalen der Zwiebel alleine:
Du glaubst, du wärst an der letzten schon,
Da kommt dann immer noch eine!

Neapolitanische Augen.

Fast glaubt man, daß zum Teufelsbund,
Daß sie zum Hexen taugen!
Die Andern essen mit dem Mund,
Doch die gar mit den Augen!

Baron und Kaplan.

Kommt Michel im ehrlichen Arbeiterschuh,
Hält Comte und Comtesse die Nase zu;
Kommt Michel mit Kaplanmützen und Witzen,
Darf er auf Polster und Teppichen sitzen.

Zur Beruhigung.

„Du hast geschimpft auf ihr Geschlecht;
Sie werden dir mit Tigertatzen
Die Zunge ausreißen, die Augen auskratzen!"
— Mein lieber Freund, du kennst sie schlecht!
Sie werden mir den Lorber reichen,
Daß ich geschimpft auf — Ihresgleichen!

☛ Notiz: Das nächste Heft wird ein Festspiel von Ludwig Schneegans zur Centenarfeier König Ludwigs enthalten, sowie hochinteressante Beiträge von Michael Flürscheim, Detlev v. Liliencron, Karl Bleibtreu u. a.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, H. B. Hofbuchhändl. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), sämmtliche in München.

Die Gesellschaft.

Herausgegeben von

Dr. M. G. Conrad.

1886.

II. Band: Juli—Dezember.

München 1886.
G. Franz'sche Verlagshandlung.
J. Roth, k. b. Hofbuchhändler.

Inhaltstafel.

(Die Beiträge in gebundener Rede finden sich besonders bezeichnet unter „Unser Dichteralbum".)

	Seite
Amyntor Gerhard v., Bleibtreu als Dramatiker	352
Barber Ida, Die Frau als Arzt	387
Bleibtreu Karl, Größenwahn des Militarismus	92
— — Nachschrift zum „Größenwahn des Militarismus"	176
Bohne Johannes, Mansardenlegende	149
Bruck Fritz v., Aus dem Leben einer Tänzerin. Novelle	135
Conrad M. G., Die bayerische Königstragödie im Bürgerhause	36
— — Aus dem Münchener Kunstleben	50
— — Anmerkungen zur Zeitgeschichte	114
— — Münchener Künstlerbesuche:	
Piglheim und Koppay	126
Wilhelm Reichardt	182
Eduard Grützner	377
— — Nach der Lektüre eines berühmten Buches	157
— — Krieg dem Kriege!	230
— — Wagneriana	244
— — Max Nordau und die Frauen	299
— — Münchener Kunst	309
Christaller G., Realistische und unrealistische Kunstbetrachtung	236
Flürscheim Michael, die Grundbesitzreform	42
— — Verstaatlichung von Grund u. Boden	97
— — Ein Fideikommiß der Arbeiter	165
— — Zwei Angriffe gegen die Bodenreform	369
Halm Margarethe, Ecce homo! Ein Todesbild zum Allerseelentag	257
Kapff-Essenther F. v., Die Gesetze der sozialen Entwickelung	289
Keppler Fritz, Das mißbrauchte Liebeslied. Eine Erzählung	273
Kirchbach Wolfgang, Menschheitsdichtungen	296
Krause Hans N., Eine sonderbare Geschichte	142
Lenger Mara, s. Marlet.	
Leßmann Otto, Wagneriana	247
Liliencron Dettlev, Frhr. v., Sündige Liebe. Novelle	22
Marlet Mara Cop-Lenger, Goldjana. Eine südslavische Zigeunergeschichte	193
Marsop Paul, Deutsches Volk u. deutsche Kunst	57
Muschlitz Alexander v., Im Banne des Haschischin. Träumereien eines bayerischen Junkers	352
Plümacher O., Das Verhältnis von Tugend und Glück in seiner geschichtlichen Entwickelung	31
Prager Wilhelm, Ein Münchener Festbericht	306
Riffert Jul., St. Petersburg. Dramatische Szene	65
Roller Heinrich, Kleinstädtische Gesellschaft	154
Sacher Masoch, Chochnad Jad. Eine polnische Judengeschichte	144
Savage-Landor Walter, Russisches. Zwei Gespräche	321
Schneegans Ludwig, „Der Weg zum Frieden". Probeszene aus einem Königsstück	340
Schultheiß F. G., Vom Unterricht in der Geschichte	292
Silvestre Armand, Die Grabrede, Humoreske	89
S. v. A., Augenblicksbilder. Aus der Kaiserstadt	54
— — Wiener Briefe	171
Stamm Theod., Die Volksgesundheit geht Hand in Hand mit dem wirtschaftlichen Volkswohl	239
Strindberg August, Liebe und Brod. Novelle	291
Stubenvoll J. G., Eine falsche Diagnose	167
Suttner A. G. v., Nachschrift zum „Größenwahn des Militarismus"	174
Swientochowski Alexander, Er und Sie. Eine polnische Plauderei	278
Treuer Franz, Nachschrift zum „Größenwahn des Militarismus"	175
Walloth Wilhelm, In der Sommerfrische am Starnberger See. Novelle	1
Welten Oskar, „Der Indiskrete." Eine Wiener Geschichte	331
Willfried L., Verlorener Glaube. Dramatische Skizze	260
— — Neue Romane von Kretzer und Heiberg	367
*** Das Jubiläumsfest für König Ludwig I. Augustus in Bayern	240

Unser Dichteralbum.

	Seite
Appenborn Walther v., Der getreue Eckhart	178
Bleibtreu Karl, Unsterblichkeit	30
— — Wikingsruine am Meer	251
Conradi Hermann, Lauf der Welt	31
— — Herbst	304
Croissant Eugen, Es ist wohl alles nur ein schöner Traum?	305
Dupré Fritz, Ein Traumgesicht	178
Ernst Hermann, Die Germania auf dem Niederwald	177
Friedrichs Hermann, Deutscher Nationaldank	366
Grazie M. belle, Weltanschauung	28
Held Franz, Die siamesischen Zwillinge	121
— — Menschenopfer	181
— — H. B.	362
Jerschke Oskar, Mein Wunsch	251
Liliencron Detlev v., Hochsommer im Walde	118
Mackay John Henry, Der Letzte seines Stammes	249
Müller Ewald, Die Verlassene	177
Probst Hans, Auch du, mein Brutus?	306
— — Zur Katharsisfrage	366
Puttkammer Alberta v., Nachtzauber	29
— — Die gefeite Stunde	119
Reder H. v, Traum	29
— — Untreue	119
— — Landfahrend Volk	181
— — Der Gerfalk	304
— — Swend von Weinheim	364
Schürmann Ferd., Trennung	251
Schwarz Leopold, Marspas' Rache	182
Stadion Graf Emmerich v., Träumereien	30
Urban Otto, Ein Jugendroman	303
Wichmann Franz, Einsam	31
— — Bismarck in München	120
— — Reliquien eines Martyrers	365
Wolzogen Ernst v., Im Sessel du und ich zu deinen Füßen	365

Die Gesellschaft.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. Juli 1886. 2. Band 1. Heft

In der Sommerfrische am Starnberger See.

Novelle von Wilhelm Walloth.

(Darmstadt.) (Nachdruck verboten.)

I. 1. Mai.

Lieber Freund! Dein Wunsch soll erfüllt werden, ich werde Dir Rechenschaft ablegen von jedem Tage, den ich nicht in Deiner Nähe zubringe. Ich bin endlich in einem Fischerdörfchen am Starnberger See angekommen, das mir ein Münchener Arzt empfohlen, und nach dem Getreibe einer Großstadt, nun diese Abgeschiedenheit — es war, als wenn man mich aus einer Schlacht plötzlich in eine Gruft versetzt hätte. Und gleicht das Leben einer Großstadt nicht einer Schlacht, in welcher sich die Krieger mittelst Höflichkeiten verwunden, mit Lächeln würgen? Einer Schlacht, in welcher der Tod, statt im Gewand von Blitz und Dampf, in Pantoffeln und Schlafrock seine Ernte hält?

Doch still davon. „Es hat mich krank gemacht" — sagt Hamlet. Ich wollte von meinem Fischerdörfchen reden. Ich sage Dir — wenn Dich einmal ein Weib betrogen, oder wenn Dich Deine Gläubiger zu sehr bedrängen, wenn Du vielleicht eine Erbschaft, auf die Du gehofft, nicht erhalten, oder wenn Dir eines Morgens beim Aufstehen einfällt, die Welt könne auch ohne Dich weiter existieren, kurzum, wenn Dir das Schicksal aus seiner großen Vorratskammer von Unannehmlichkeiten irgend eine recht derbe an den Kopf geworfen — ich sage Dir — wähle alsdann Bernried am Starnbergersee zum Aufenthaltsort. Die Stille war von je das beste Pflaster für Herzenswunden, und Stille findest Du dort und zwar ohne sie bezahlen zu müssen, was doch wirklich sehr Erwägung verdient, denn was mußt Du heut zu Tage nicht alles bezahlen! Mir träumte sogar gestern, Bismarck habe die Luft besteuert und man habe eine Maschine erfunden, die Jedem sein bestimmtes Quantum Luftmischung zumißt. Nun also!

Kostbarste Stille fand ich in Bernried; nicht einmal ein Hund störte meine Nachtruhe; selbst die Hähne scheinen das Krähen für eine, eines gebildeten Federviehes durchaus unwürdige Beschäftigung zu halten. Das Dorf liegt am Rande des See's, versteckt im Buschwerk wie ein buntes Osterei, das die Kinder vergeblich suchen; es liegt so abseits der allgemeinen Heerstraße, daß ich der festen Ueberzeugung lebe, wenn einst die Posaune des Gerichts die Bewohner der Erde zur Versammlung ladet und die Bernrieder ankommen, wird Gott der Herr lange in seinem Adreßbuch zu suchen haben, bis er Name, Wohnort und Charakter dieses Völkchens festgestellt hat. . . . . .

Schon den Tag nach meiner Ankunft sah ich mich nach einem Kahn um, den wunderschönen See zu befahren. Bei dieser Gelegenheit lernte ich einen ehrlichen Fischerjüngling kennen, in dessen Gemüt die Bildung als ein noch nicht urbar gemachter Wald vegetiert und dessen Unterhaltung deßhalb einen eignen Reiz für mich hatte. Besonders ließ ich — wie ich solchen Leuten gegenüber meist thue — mir es angelegen sein, ihn über seinen Glauben, seine Religion auszufragen. Nichts ist mir interessanter, als auf diese Art das menschliche Innere zu studieren, und mein Grundsatz hierbei lautet: Wer genau weiß, wie sich ein Mensch das Leben *nach* dem Tode denkt, der weiß, welches Leben dieser Mensch vor dem Tode führt. In diesem

besonderen Fall hatte ich nun das Vergnügen, im rauhen Fischerrock eine tiefangelegte Natur zu entdecken. So war z. B. die Art, wie er von seiner verstorbenen Schwester erzählte, unvergleichlich rührend und der Schmerz, der sich bei dieser Erinnerung auf seinem häßlichen Gesichte malte, verlieh diesem eine Weihe, vor der alle Schönheit, aller Witz, alle geistige Höhe hohl dastand. Ich lieh ihm sofort einige gute Bücher und erfreute mich an seinem Urteile.

Trotzdem sehnte sich mein Herz allmählich wieder nach dem zivilisierten Herrn der Erde zurück, und da ein solcher in ganz Bernried bis jetzt noch nicht aufzutreiben war, begann ich gemach in eine Art Melancholie zu verfallen. Es ist gefährlich, ausschließlich mit der Natur umzugehen; sie ist so verteufelt folgerichtig, daß man bald wieder nach einer recht menschlichen Albernheit verlangt. Die Natur kennt keine Phantasterei, keine Schwäche, keine Fehler, man kann sich nicht über sie ärgern, man kann sie nicht bekritteln, man kann sich nicht mit ihr zanken; dies alles aber ist uns Modernen Bedürfnis geworden.

Ich komme mir vor wie Krusoe auf seiner Insel, und die Gedanken, die ich mir fern halten wollte, benutzten die Gelegenheit und machten sich wieder über mein unbeschäftigtes Gemüt her. Das, was Allen so leicht, so beneidenswert leicht fällt, warum fällt es mir so schwer — das Vergessen! Das Geplauder meines Schifferknechts, das ich, um mich zu zerstreuen, aufsuchte, vermochte mich auch auf die Dauer nicht zu befriedigen; ich hörte nur mit halbem Ohr, und während er mir von seiner verstorbenen Schwester erzählte, weilten meine Gedanken weit, weit wo anders, in einer Stadt, die Du kennst, bei Personen, die Du ebenfalls kennst. Wenn ich in meinem einsamen Zimmer saß, sehnte ich mich in's Freie, war ich im Freien, sehnte ich mich nach meinem Zimmer, nirgends fand ich Ruhe, ich versank ganz in mich selbst, ich glich einem Fieberkranken, der sich auf seinem schweißdurchnäßten Lager wälzt und vergeblich eine kühle Stelle zu finden wähnt. Ach, ich empfand gar betrübend, wie ungenügsam der Mensch ist und welch' schlimme Heuchler wir sind, wenn wir behaupten, Einsamkeit und eine schöne Gegend, mehr brauchten wir nicht, um glücklich zu sein.

Nun hatte ich ja, was ich wollte, ich war fern von Menschen, ich sah die Gesichter, die mich angeekelt und welchen ich so sorgfältig in der Stadt ausgewichen, nicht mehr vor mir, aber ich hatte das alte Elend mit einem neuen vertauscht. . . . Mehr hatte ich nicht gewonnen!

Eines Abends trat ich in das kleine Wirtshaus des Dorfes. Es war finster in der Stube; einige Bauern saßen beim Bier. Ich bestellte mein gewöhnliches Nachtessen und hatte mich eben verdrossen an den rohgearbeiteten Tisch gesetzt, um meinen durchaus nicht menschenfreundlichen Gedanken nachzuhängen, als die Kellnerin, mehrere Maßkrüge in der Hand, eintrat und — ich hatte sie in meinen weltscheuen Zustand ein wenig eingeweiht — mir lachenden Mundes berichtet, es habe sich ein neues menschliches Wesen aus zivilisierten Gegenden in diese Einsamkeit verloren. Mit der Begierde eines Gefangenen, dem Freiheit winkt, erkundigte ich mich nach dem Ankömmling und erhielt zur Antwort, es sei kein Er, sondern eine Sie!

Desto besser, dachte ich. . . .

Sie ist Malerin, warf das Mädchen hin. Die Nähe der Stadt München treibt zuweilen solche Zugvögel hierher.

Malerin! Lieber Freund, Du weißt, welchen Respekt ich vor der Kunst habe; er erstreckt sich jedoch nur ganz schwach auf ausübende Künstlerinnen, denn wie mir befreundete Maler versicherten, bewegen sich die Arbeiten dieser Rafaels im Unterrock meist zwischen Baumschlag und Blumenstücken, oder schwingen sich höchstens einmal zu einer alten Kuh auf, die im Wasser steht und mit dem Schwanze wedelt und möglichst dumm glotzt.

Ich dachte mir unter dieser neu angekommenen Malerin sofort eine ältliche Dame, sehr mager, sehr nachlässig grau in grau gekleidet, Schmachtlocken, die um ein männerfeindlich scharfes Gesicht tänzeln, unverstandenes Gemüt, schlimme Erfahrungen in der Liebe, beschmierter Farbenkasten, langer Malstock nebst braunem Riesen-

sonnenschirm, welch' letztere Gegenstände zu beiden Seiten des linken Armes zwar unbehilflich, aber außerordentlich ehrfurchtgebietend hervorragen — ein solches Bild tauchte bei Nennung des Schreckenswortes „Malerin" sogleich vor mir auf. Wie erstaunte ich aber, als ich erfuhr, dies weibliche Pinsel-Talent habe erst achtzehn Jahre hinter sich, ja es trüge vor seinem Namen ein kleines kokettes „Von"! Also Adel der Kunst gepaart mit dem der Familie! Hm! Wird mindestens ein sehr eingebildeter kleiner Teufel sein. . . .

Wohl auch etwas leichtsinnig. . . .

Reist sie allein? frug ich die Kellnerin. Ja, erhielt ich zur Antwort. Da haben wir's! Adelige Landstreicherin und Farbenkleckserin: fürnehme Lüsternheit unter dem Deckmantel der Kunst. Wirft mit großartig technischen Ausdrücken um sich. Großer gelber Strohhut, Stumpfnäschen, lacht sehr laut, kecksinnliche Blicke bei sehr salonmäßig blassem Teint; nascht Bonbons, reinigt sich die Finger jeden Augenblick; betupft die Leinwand sehr zärtlich und braucht drei Stunden, um ein fingernagelgroßes Stückchen Baumschlag nur halbwegs anzulegen. Oder vielleicht hat sie die Darstellung von Menschen zu ihrer Lebensaufgabe gemacht? Bewundert alte Bauernweiber oder —? Ich bin in der That sehr begierig, diese Dienerin der Musen kennen zu lernen, lieber Freund.

Ich habe so recht Lust, mich in ein Abenteuer zu stürzen, und wenn diese charmante kleine Ungenierte wirklich so viel Sinn für die Qual eines sich einsam fühlenden männlichen Herzens besitzt, als ich ihr zutraue, nun, desto besser! Ich bin ja auf Reisen. . . . Sie speist drüben überm Hof im kleinen Nebenhause; ich werde heute Abend ebenfalls dort speisen. Ich muß mich auf alle Fälle dieses alleinstehenden Wesens ein wenig annehmen. —

Ich werde unterbrochen! Meine Hauswirtin bringt Waschwasser und schwatzt und klatscht wie ein Regenfaß im Wolkenbruch. — Uebrigens kann ich Dir, da eben meine Wirtin ging, am Schlusse dieses Briefes noch mitteilen, daß eine ältliche Malerin, wie ich sie oben skizzirt, wirklich hier ihr Dasein fristet, daß aber kein Mensch Etwas von ihr weiß. Sie haust eulenhaft in der Bodenkammer eines baufälligen Häuschens, nährt sich hauptsächlich von Bier und Rettig, zieht Morgens in's Freie und kehrt erst mit Einbruch der Dunkelheit in ihr Nest zurück. Dabei haben die guten Einwohner dieses Dorfes große Scheu vor ihr, da sie Jeden, der sich ihrer Staffelei nähert, mit vernichtenden Blicken vertreibt. Alles dies teilte mir meine Hauswirtin mit, eine lebhafte alte Frau, die der Mann ihres Mannes zu sein scheint, wenigstens verkriecht sich der Alte stets beim Ton ihrer robusten Stimme. Die gute Frau ist ehrlich, was sie aber nicht abhält, sehr betriebsam nach Trinkgeldern zu fahnden. Hoffentlich kann ich Dir bald Näheres über die in Aussicht stehende Bekanntschaft schreiben.

Meine Wirtin erzählte mir soeben ihr erstes großes Reiseunternehmen von Bernried nach München (mit der Bahn $1^1/_2$ Stunden). Diese Reise ist der Glanzpunkt ihres Lebens; die gute Frau wird ihr Leben lang von dieser Erinnerung zehren.

4. Mai.

Lieber Freund! Die achtzehnjährige Musendienerin war diesmal mit der Mittagsmahlzeit so rasch zu Ende, daß ich nur ihren langen Regenmantel von hinten bewundern konnte, als sie das Zimmer verließ. Nun hat aber, von dieser Seite aus betrachtet, die Schilderung des weiblichen Körpers solch ungeahnte Schwierigkeiten, daß ich mit meinem Urteil lieber noch zurückhalten will. Nur soviel — sie scheint schlank gebaut. Während des Essens, muß ich gestehen, hat mir's viel Vergnügen verursacht, über ein achtzehnjähriges malendes Jungfernhändchen nachzudenken. Ein solches Händchen, so formverständig, gewandt, weich, frisch, auf meiner Stirne oder in meiner Hand zu fühlen, Du verstehst mich?

Heute Abend werde ich rechtzeitig auf dem Platze sein, heute Abend muß ich sie sehen von Angesicht zu Angesicht.

Aber gestern Abend! Du hättest dabei sein sollen. So etwas Einfaches kann

man nur erleben; das kann auch die naivste Phantasie nicht erfinden. Dies Bild wird mir immer vor Augen stehen, diese Empfindung werde ich noch lange mit mir herumtragen. Ich erlebte ein Göthe'sches Gedicht, aber ich fürchte, wenn ich Dir's jetzt wiedererzähle, sagst Du: war es der Mühe wert, sich so zu erregen? Ich weiß wohl, der Reiz dieses Erlebnisses liegt nicht an dem Erlebten selbst, ich habe mir vielleicht diesen Reiz hinzuphantasiert und deßhalb hat auch nur für mich diese handlungsarme, schlichte Szene Wert. Ich ging, als es zu dämmern begann, an dem kleinen Friedhof des Dorfes vorbei. Er liegt gar armselig da mit seinen verrenkten Kreuzen und wüsten Hügeln und der baufälligen Kapelle.

Ein grauer Regenhimmel lastete schwermütig über der Landschaft und der feuchtkühle Abendwind, der mich durchschauerte, rüttelte hohnlachend an dem fratzenhaft geschnörkelten Eisenschloß der Kirchthüre und pfiff unverschämt durch die mageren Kreuze der Gräber. Das alles hätte ich ihm noch verziehen, denn der Wind ist nun einmal ein ungezogener blasierter Gesell. Wenn er mir nur die alten Schädel in Ruhe gelassen hätte, die in einem kleinen offenen Anbau der Kapelle aufgeschichtet lagen, um dort skeptisch grinsend der Auferstehung am jüngsten Tage zu harren. Diese Schädel gerade waren meine Freunde, und es war in der That schmerzlich, die guten alten Burschc, die so gerne von den Strapazen des Lebens ausruhten, nun wackeln und rasseln zu hören. Besonders mitleiderweckend war das Gebahren des Kopfes eines alten Mütterchens, die unaufhörlich mit dem Unterkiefer klapperte; entweder hatte das Ding wirklich Heulen und Zähneklappern im Fegefeuer auszustehen oder es sehnte sich nach warmem irdischen Cichorienkaffee mit Kuchen lebhaft zurück. Woher ich weiß, daß dieser Schädel einem Mütterchen angehört, fragst Du, erstaunt über meinen kranologischen Scharfsinn? Nun, das ist leicht zu erraten, denn jedem dieser Schädel steht der Name, den sein Besitzer im Leben trug, nebst Angabe des Gewerbes u. s. w. auf der Stirn geschrieben, damit in der allgemeinen Verwirrung der Auferstehung betreffs der Köpfe kein absichtlicher oder unabsichtlicher Irrtum vorfallen könne, oder in Wahrheit, weil die noch Lebenden ihre ausgegrabenen verknöcherten Lieben doch gern unterscheiden möchten. Es muß wohl für die Hinterbliebenen recht erfreulich sein, den Kopf ihres Vorfahren einmal demaskiert zu sehen. Da weiß man doch eigentlich erst, wen man vor sich hat. Als ich gestern Abend vor diesem Nipptisch des Todes stand und mir der Wind verlorene Regentropfen ins Gesicht jagte, ward mir recht hamletsmäßig zu Mute. Ich betrachtete die grinsenden Gesichter so lange, bis ich unwillkürlich mitgrinste, und als die ehrwürdige Versammlung so gesprächig die Kiefern regte, ohne doch einen vernünftigen Laut hervorzubringen, glaubte ich mich schließlich in eine unserer Theegesellschaften versetzt. Ich dachte auch daran, welch pietätloses Wesen doch so ein Wurm ist und wie er z. B. das Gehirn eines Schiller mit demselben Appetit aufzehrt wie das eines Affen. Oder glaubst Du, lieber Freund, diese unheimlichen Gourmands verzehrten das Haupt, das eine Krone trug, mit weniger Freßlust und mehr Ehrfurcht, als dasjenige, welches eine schweißige Bauernmütze getragen? Doch horch! Mitten in diese Betrachtungen fuhr das lebensfreudige Gelächter eines Mädchens . . . Ich drehte mich um und hatte einen Anblick, so tiefsinnig, wie ihn sich ein Philosoph oder auch ein unternehmender Wüstling nur wünschen kann — das Leben, das dem Tod seinen vergnügten Respekt bezeugt.

Mehrere Mädchen des Dorfes waren damit beschäftigt, die Kreuze des Friedhofes mit Blumenguirlanden zu schmücken, denn morgen war hoher katholischer Feiertag. Eben stand die Aelteste, Gesetzteste und zugleich Schönste von Allen auf den Zehen, um einen Kranz über die etwas hohen Spitzen des Kreuzes zu legen, als sie auf dem schmalen Sockel ausglitt. Sie lachte nicht, aber ihre Gefährtinnen sprangen lachend herzu, halfen, brachten die Guirlanden in Unordnung statt in Ordnung, kurz das traurige Geschäft ward in das lustigste verwandelt. Ich trat näher mit einem Gefühl in der Brust, als lebte ich in einem seltsamen Traum. „Darf ich Dir helfen?" frug ich leise. Die Schöne nickte, es war uns Beiden, als wenn wir uns schon lange gekannt. Sie errötete nicht, sie lächelte ein wenig, dann aber

versuchte sie den Ernst, der ihr abhanden gekommen war und der sie an diesem Orte angesichts eines Fremden nicht verlassen durfte, wieder zu erringen. Nun bestieg sie von Neuem den Sockel, schmiegte den schlanken Leib an das Kreuz, hob den Arm, der bei dieser Bewegung, vom Aermel entblößt, die feinste Rundung zeigte, und versuchte den Kranz zu legen. Ein kalter Windstoß seufzte in diesem Augenblicke über die Gräber, alle Gebüsche brausten auf, die Kränze raschelten und die knöcherne Gesellschaft drüben im Erker gab ihre Mißbilligung durch vernehmliches Gekuirsche zu erkennen. Die schöne Dirne wankte, und ich drückte meinen Arm sanft gegen ihren Rücken, um ihr eine Stütze zu bieten. Ich sah zu der Schmückenden empor, sie selbst schien so traumbefangen wie ich, eine wonnige Müdigkeit prägte sich in ihren Zügen aus. Einige Augenblicke gab sie sich in dieser schwebenden Stellung ihrer Versunkenheit hin, dann schauerte sie zusammen, als ein zweiter Windstoß gelbe Blätter vor uns hinstreute, sprang herab und sah mir ganz verwundert in die Augen. Die Gespielinen kicherten, ich schlenderte von dannen, wobei mir war, als hätte ich ein verklungenes Lied zu singen und es sei mir die Zunge gebunden. Kaum hatte ich den Friedhof hinter mir, so trug der immer feuchter werdende Wind den Gesang der Mädchen an mein Ohr; es ward dunkler, der Gesang verlor sich, schwoll an und verlor sich wieder. — Nicht wahr, du schüttelst den Kopf und hältst mich für einen Phantasten? Wird eine schlaue Dorfkokette gewesen sein, denkst Du im Stillen, deren derbe Reize schon manchen unverfrorenen Bauernknecht erquickt. Solche „Göthe'sche Gedichte" erlebt man alle Tage, es schreibt sie nur nicht Jeder auf. Möglich, daß du Recht hast. —

Angeregt, wie ich einmal war, habe ich in der Nacht doch noch zwei kleine Gedichte verbrochen, die ich Dir zum guten Schlusse hiemit vorlege.

Mahnung.

Mahnt ihr mich zur Fröhlichkeit
Frühlingstrunkene Nachtigallen?
An die schöne Märchenzeit,
An der Kindheit Rosenhallen?

Ungenossen blieb ein Glück,
Zog vorüber ohne Säumen;
Doch genossen — könnt' zurück
Ich so rein, so still mich träumen?

Wie ein leiser Rosenhauch
Von dem Grabe eines Kindes
Weht es mir um Stirn und Aug
In dem Duft des Abendwindes.

Wolken.

Schwüle Wolken dräuen schwärzlich
Ueber'm Friedhof; die Cypressen
Klagen sturmberauscht ihr schmerzlich
Lied vom Scheiden und Vergessen.

Manchmal zuckt des Wetters blauer
Schimmer auf den Leichensteinen;
Leis will jetzt ein feuchter Schauer
Aus den Wolken niederweinen.

Dort sucht mit den feuchten Blicken,
Kämpfend mit dem Hohn des Windes
Noch ein Mütterlein auf Krücken
Nach dem Grabe ihres Kindes.

10. Mai.

Gestern Abend hatte ich das Vergnügen, der malenden Unschuld vom Fenster der Wirtsstube aus zuzusehen, wie sie mit Würde die Gabel zum Munde führte und mit zierlicher Hand das Bierglas hob. Ein schönes Schauspiel, das noch gewonnen haben würde, wenn ich es in der Nähe hätte genießen können. Im Ganzen sind mir Mädchen nie unausstehlicher, als wenn sie Speise zu sich nehmen, wie ich mir denn überhaupt nichts Lächerlicheres denken kann, als eine große Gesellschaft, die sich zu dem Zweck versammelt hat, den Magen zu füllen, als wenn es nicht weit schicklicher wäre, diese, wie andere Notdürfte, allein abzumachen.

Ich war eben im Begriff, mir gleichfalls drüben im „Salon" decken zu lassen, als die Kleine zu meinem Verdruß bereits ihre Mahlzeit beendigte. Nun schritt sie über den Hof.

Eine schlanke Erscheinung. Der Regenmantel hat, wie es scheint, die Ehre, fein entwickelte Glieder zu umschließen, Glieder, wie ich sie gerne sehe, ohne fleischige Fülle, nervig, schmiegsam. Denke Dir eine griechische Jünglingsgestalt, etwa den Merkur in's Weibliche übersetzt. Mit dem Stumpfnäschen hat es seine Richtigkeit.

Im Uebrigen trägt das Gesicht für sein Alter einen auffallenden Ernst zur Schau, so einen gleichmütigen Backfischernst, eine besonnene Kindlichkeit. Ob man sie eigentlich hübsch nennen kann? Ist denn das absolut die erste Frage, die man an ein weibliches Gesicht stellen muß? Ja, ja, ich will mir's nur eingestehen, ich möchte mich mit ihr unterhalten, obgleich ich, wie Du wohl weißt, das Gespräch mit Männern dem mit Weibern vorziehe und überhaupt nicht zu denjenigen gehöre, die das „Ewig-Weibliche" hinter jeder Schürze suchen.

Was uns an den Weibern gefällt, ist eigentlich gerade das, was sie in unsern Augen herabsetzt, und im Ganzen finde ich, daß jenes Ewig-Weibliche in edeln Männern oft weit schöner, ja erhabener zum Ausdruck kommt, und dort gefunden, einen tiefern Eindruck hinterläßt, als bei Weibern.

Ich gebe also der Kellnerin heute ein etwas reichlicheres Trinkgeld und spreche etwa folgendermaßen zu ihr: „Wäre es möglich, die junge Dame wissen zu lassen, daß außer ihr noch ein einsamer fremder Jüngling Bernried bevölkert?" Die Kellnerin sieht mich von der Seite an und murmelt: Oh!

„Und," fahre ich fort, „daß es drüben in dem Holzbau bei dieser regnerischen Witterung durchaus ungesund ist, sein Abendbrod zu verzehren, wenigstens wenn man es ohne Gesellschaft verzehrt?" Die Kellnerin zieht die Augenbrauen empor, nickt, und ich praktiziere ihr mit bestmöglichster Rücksicht auf ihr Anstandsgefühl noch ein Halbmarkstück in die Hand. Wir wollen sehen, was der Abend des folgenden Tages in seinem geheimnisvollen Schleier birgt.

12. Mai.

Heute befuhr ich den See mit meinem ehrsamen Fischer Jakob. Ich erzählte ihm von dem schönen Mädchen, dem ich auf dem Friedhof die Gräber schmücken half und als ich sie näher beschrieb — blonde Zöpfe, eine für eine Dorfbewohnerin auffallend weiße Haut, große, dunkle Augen — ward er blutrot und wußte sogleich, wen ich meinte. Maria sei ihr Name, sie sei die Tochter des Schneiders. Sie sei mit dem Schmied des Dorfes so gut wie verlobt. Abgewandt von mir, frug er mich dann mit erzwungener Gleichgiltigkeit, was sie gesprochen, wie sie sich benommen; es schien ihm auch das Geringste, was sie gethan, außerordentlich interessant.

Als ich ihm sagte, das Mädchen habe mir einen sehr sittsamen Eindruck gemacht, hättest Du sehen sollen, wie seine Augen plötzlich aufloderten: „Sie wird nie etwas Schlechtes thun", stieß er hervor, sah mich aber dabei so verlegen an, als bereue er, daß er sich verraten. Ich erkundigte mich über ihren Verlobten und ob sie etwa gezwungen worden sei, ihn als solchen anzuerkennen. Er schüttelte den Kopf und warf mit rauher Stimme hin: „Heinrich Ecker ist ein braver Mann." Dieser Sieg über die Eifersucht! Ich lächelte; er mochte denken, ich lache ihn aus, aber es war das freudige Lächeln, das sich mir stets aufzwingt, wenn ein hohes Gefühl meine Brust bewegt. Als ich merkte, welche Schwierigkeiten es dem Armen bereitete, von dem Schmied weiter zu sprechen, verweilte ich nicht länger bei diesem Gegenstande. Die Ruderbewegungen meines ehrsamen Jakob stiegen auf einmal zu einer noch nie dagewesenen Geschwindigkeit.

O über die Liebe eines naiven Gemüts! Er fühlte bald, daß ich seinen Zustand erraten; das machte ihn anfangs unwirsch, bald aber zutraulicher in seinem Benehmen. Mich dauerte fast der arme Kerl, und ich begann, ohne direkt seiner zu erwähnen, ein trostreiches Gespräch über Liebe zu führen. Ich packte die Rose der Liebe natürlich mit der Beißzange des Verstandes an, zerlegte sie in ihre einzelnen Blätter und hatte ein eigenes mephistophelisches Behagen dabei, ihm in möglichst volkstümlicher Redeweise seine schöne Einbildung zu zerstören. Er hörte mich ruhig an. Am Schluß meiner Rede nickte er träumerisch und traurig mit dem Kopf und sagte: „Ich merk's wohl, was Sie wollen, 's nutzt aber nix." Darauf flog ein schmerzliches Lächeln über sein starkknochiges wettergebräuntes Gesicht.

Gott behüte mich vor solcher Leidenschaft!

Ich war überdies von je dagegen gewappnet. Einen Vorwurf mache ich mir nun doch. Ich habe dem armen Jungen Heine's Gedichte geliehen. Er kann schon einige Verse auswendig. Hier heißt's schleuniges Gegengift.

16. Mai.

Heute Abend waren mir die Götter günstig, und Du sollst genau erfahren, auf welche Art. Ich weiß nicht, ob die junge Künstlerin von selbst auf den vortrefflichen Gedanken verfiel, sich ihren einsamen Abendmahlzeiten zu entreißen, oder ob der Wirtin ehrliches Herz den Schluß zog, es sei für ihre Koteletts sowohl, als auch für deren Verdauung, im Besonderen aber für die Gemütsaufheiterung ihrer Gäste entschieden zu wünschen, daß man in Gesellschaft soupiere. Kurzum, als ich gestern Abends in die Wirtsstube trat, saß mir gegenüber am entgegengesetzten Tisch der Dir schon bekannte graue Regenmantel. Die Kleine schien sich nicht ganz behaglich zu fühlen. Sehnte sie sich, noch dringender wie ich, ihrer Einsamkeit ein Ende zu machen, war es das peinliche Bewußtsein, zu übereilt gehandelt zu haben, oder wollte sie meine Aufmerksamkeit in nicht eben sehr feiner Weise auf sich lenken, kurz, sie blieb keine fünf Minuten ruhig auf ihrem Platze. Bald klapperte sie mit dem Bierglas, bald vertiefte sie sich in die Zeitung, um über deren Rand zu schielen. Einmal, als die Kellnerin frug, ob sie noch eine „Halbe" wolle, besann sie sich einen Augenblick, zog die Unterlippe in die Höhe und sagte dann mit einem Anflug von Trotz: Ja! Offen gestanden, gefiel mir das, obgleich ich mir sonst noch nicht klar über ihren Charakter bin. Ich zerlegte mein Stück Ochsenfleisch mit besonderer Hast und ich glaube, ich gab der Kellnerin in einer Art Verwirrung ziemlich bündige Antworten. Das war zum Teil meiner Beklommenheit zuzuschreiben, die mich jedesmal überfällt, wenn ich neue Menschen kennen lernen will, dann aber bemerkte ich auch, daß das Mädchen bereits abgespeist hatte und daß sie sich nur deshalb zum zweitenmal Bier reichen ließ, um länger bleiben zu können. Wenn ich also ein Gespräch anknüpfen wollte, mußte das bald geschehen, damit sie durch mein Zögern nicht endlich doch zum Aufbruch genötigt wurde. Man ist im allgemeinen gar thöricht in solchen Lagen — und ich insbesondere. Ich wußte so genau, als hätte ich in ihrer Seele gelesen, daß die Kleine meine Unterhaltung wünschte und dennoch zerbrach ich mir, während ich krampfhaft an meinem Stück Ochsenfleisch hackte, den Kopf, ob und wie ich ein Gespräch beginnen sollte. Ihr Bier ging gemach auf die Neige, es wäre sehr unschicklich von ihr gewesen, noch viel länger zu bleiben, das fühlte sie, das fühlte ich, und noch war keine Einleitung gebahnt. Dazu füllte sich die enge, heiße Stube mit schreienden Bauern, die Kellnerin flog von Thür zu Thür und ein übler Tabaksdampf umwölkte das ohnehin sehr schwächliche Oellicht. Endlich blitzte mir die heroische Idee durch den Kopf, die wohl schon Manchem in dergleichen Fällen wie eine Erleuchtung von Oben aus der Not half: ich fuhr auf, (natürlich etwa in der Verfassung, als hätte ich ein kaltes Bad genommen) schritt auf den Tisch meiner Nachbarin los und wühlte mit äußerst verdrießlich sein sollender Miene in den Zeitungen. Meine Nachbarin schien den Wink zu verstehen, auch ihr erleuchtete der Himmel das Herz und sie frug: ob ich vielleicht den „Starnberger Boten" suche! Natürlich suchte ich den Starnberger Boten! Nichts war mir in der Welt im Augenblick interessanter, als der Starnberger Bote, welcher genauen Bericht über Viehmärkte, den Preis des Ochsenfleisches und andere Weltbegebenheiten erstattet. Und es traf sich sehr glücklich: sie las gerade in diesem weltberühmten Blatt, in diesem wundervollen „Starnberger Boten", denn auch sie wollte sich über Viehmärkte, den Preis des Ochsenfleisches u. s. w. unterrichten! Doch wollte sie sich mir zu liebe von dem hochinteressanten Blatte trennen und ich konnte selbstverständlich eine solche Großmut nicht annehmen. Als endlich die Verhandlungen über den Besitz dieses Organs der öffentlichen Starnberger Meinung, dieses Kleinodes aller Blätter sich ins Endlose zu dehnen anfingen, platzte ich mit der Frage heraus, ob ich die Ehre habe, eine Künstlerin vor mir zu sehen, worauf sie, vielleicht ob des Wortes „Künstlerin" ein wenig errötete, die Augen niederschlug, dann aber

kleinlaut zugab, sie habe allerdings den schweren Beruf einer Malerin gewählt. Nun war das Eis gebrochen, nun war ich im richtigen Fahrwasser, nun fühlte ich mich behaglich. Jetzt hieß es, geschickt sondieren.

Ich bin mir bis jetzt immer noch nicht klar über den Charakter der Kleinen, vielleicht kannst Du mir, wenn ich Dir genau mehrere Einzelnheiten unseres Gesprächs berichte, Aufschluß geben, was von ihr zu halten ist und ob ihre Naivität eine gemachte oder eine natürliche ist. Hinter uns zankte sich der Fischmeister mit dem Krämer über Politik, wir aber hatten uns bald in ein schönes Gespräch über die Kunst vertieft, obgleich wir uns anschreien mußten wie Taube, um uns im Lärm der Stube zu verstehen.

„Sie haben Homer erwähnt", sagte sie im Lauf der Unterhaltung. „Ich muß offen gestehen, daß dies so ziemlich das einzige Buch ist, welches ich wirklich gelesen habe; es ersetzt mir alle übrigen Bücher."

Es ist bekannt, wie schnell zwei Menschen ein inneres Verhältnis zu einander gewinnen, wenn sie für ein und denselben Gegenstand begeistert sind. Und nun gar, wenn dieser Gegenstand ein so hoher ist wie die Kunst. In wenig Augenblicken war alle Verlegenheit aus unserem beiderseitigen Benehmen verschwunden, unsere Wangen glühten, es war, als erneuerten wir eine alte Bekanntschaft.

Wir kamen nun auf die griechischen Bildhauer zu sprechen, und ich erstaunte, sie einmal sagen zu hören: „Mit der Kunst wird es nicht eher besser, als bis sich das Volk daran gewöhnt hat, im Nackten nichts Unanständiges zu sehen." War das Naivität? Darf ein gebildetes achtzehnjähriges Mädchen, das mutterseelenallein reist, einem jungen Manne gegenüber sich also äußern? Anfänglich mochte ich bei ihrer Bemerkung düster d'rein geblickt haben; das Gefühl gewisser Enttäuschung, das sich in meinen Zügen spiegelte, war ihr nicht entgangen. Ich schwieg; das verwirrte sie jedoch keineswegs. Sie sah mich ganz klar an, fast als wolle sie mich auf die Probe stellen, mich auffordern, ebenso zu denken und sprach ohne zu stocken weiter, mit Absicht ihren Worten einen höheren Flug, eine stärkere Betonung gebend. Nun verwandelte sich meine Verstimmtheit in beredtes Zugestehen; sie fühlte dies, und ihre Stimme nahm einen weichen Klang an.

„Man wird so leicht mißverstanden", flüsterte sie, „wenn man als Weib einen Beruf gewählt hat, der angeblich über der weiblichen Sphäre liegt".

„Wir besprechen da Dinge", unterbrach ich einmal eine lange Abhandlung über die griechischen Götter, „die freilich in unsern Theegesellschaften nicht zur Sprache kommen dürften. Aber Sie sind Künstlerin, ich bin ebenfalls ein Liebhaber der Kunst und mache sogar zuweilen, wenn ich gerade nichts Besseres zu thun habe, Verse."

Als ich ihr mitteilte, daß meine Eltern gestorben, da ich kaum das zweite Lebensjahr zurückgelegt, sah sie mich erst mitleidig an, dann frug sie: „Und leben Sie ganz unabhängig?" Als ich dies bejahte, rief sie: „Sie Glücklicher!" Daß ich hätte Maler werden wollen, mein Talent jedoch nicht ausgereicht, war ihr sehr interessant zu hören. Sie lobte meinen Entschluß, der Kunst völlig zu entsagen; es gäbe genug Mittelmäßiges in der Welt, meinte sie, ein Dilettant sei stets ein liebenswürdiges Geschöpf, ein Stümper dagegen sei weniger als gar kein Geschöpf!

Auf ihre Frage, welchen andern Lebensberuf ich nun gewählt hätte, konnte ich leider nur erwidern, daß ich mich zu gar nichts berufen fühle, höchstens dazu, meinen Träumen nachzuhängen und dem lieben Gott den Tag zu stehlen.

„Das kann Sie unmöglich glücklich machen", sagte sie mit Nachdruck. Ich konnte ihr aber beim Kukuk doch nicht jetzt schon das Geständnis ablegen, daß ich mich heimlicherweise mit Leib und Seele der Poesie ergeben habe, und daß es mir nach den unerhörtesten Anstrengungen geglückt war, einige Verse in angesehenen Blättern zum Abdruck zu bringen.

Ein weibliches Gemüt muß man schonen — also! Ich gab ihr mit lächelnder Miene Recht, da sie mich unglücklich nannte, mit jener lächelnden Miene ungefähr, mit der es den Gladiatoren im Zirkus zu sterben erlaubt war. Ich weiß nicht, wie lange und worüber wir uns noch unterhielten; mir schwindelt heute noch der Kopf.

Ich weiß nur noch, daß sie mir gestand, sie hätte es um keinen Preis mehr allein in diesem Dorfe ausgehalten, Heimweh und das beängstigende Gefühl der Einsamkeit habe sie ganz krank gemacht. Dann erinnere ich mich noch, wie uns die Kellnerin mit verwunderten Blicken betrachtete, wie ich im Eifer des Gesprächs aus dem Brod des Fräuleins kleine Pillen drehte, welche Pillen sie, ebenfalls im Eifer des Gesprächs, anfangs als höchst merkwürdige Produkte der menschlichen Erfindungskraft einer ernsthaften Betrachtung unterzog, um sie alsdann mit ihren schönen Händen noch einmal zu bearbeiten. Auch müßte ich mich sehr irren, wenn ich ihr nicht, ehe wir das Zimmer verließen, noch das ausführliche Szenarium eines Trauerspiels entwarf, welches ich zu schreiben beabsichtige; wenigstens ist mir noch im Gedächtnis, daß sie im Aufstehen mit ganz erhitztem Gesicht zu mir sagte: „Das ist ja großartig! Es ist mir doch gerade, als hätte ich im Theater gesessen."

Wir gingen und verabschiedeten uns im Dunkel der Nacht. Wie gut mir der Nachtwind die heiße Stirne kühlte! Ja, ich war in einer so seltsamen Stimmung, daß ich ganz vergessen hatte, mich nach ihren persönlichen Verhältnissen zu erkundigen. Ich weiß nicht, wie sie heißt, kenne ihre Eltern nicht u. s. w. Ich weiß überhaupt nur, daß sie lebt. Sie! Und das sollte mir nicht genügen?

Wie ich nach Hause kam, weiß ich ebenfalls nicht mehr genau, nur habe ich zum erstenmal seit langer Zeit in dieser Nacht vortrefflich geschlafen und bin heute Morgen mit dem freudigsten Gefühle innerer Erquickung aufgewacht, trotz dem erstickenden Wust von schweren heißen Federkissen, den sie hier zu Lande Bett nennen, und worin man wie in einer Gruft begraben wird.

Halt, da fällt mir ein, daß ich ihr gestern den Regenmantel, den sie abgelegt, anziehen half. Noch nie hatte es mir solche Schwierigkeiten gekostet, einen Rockärmel zu finden, und ihre kleine Hand tappte gar possierlich im Finstern, bis ich ihr die richtige Direktion geben konnte. —

Welches Idyll bin ich im Begriff zu erleben! Hat das Schicksal wirklich beschlossen, einem armen Sterblichen, statt ihn mit seinen hysterischen Launen und plattprosaischen Einfällen zu verfolgen, einmal zu zeigen, daß es auch die liebenswürdige Lenkerin zu wunderlieben Dingen spielen kann?

Denke Dir dies friedliche, umbuschte, schattige Fischerdorf am Rand des herrlichsten blauschimmernden Sees, darüber der ewige Himmel voll erquickender Bergluft — und dies süße Kind nebst meiner Wenigkeit mitten in diesem Eldorado schlaftrunkener Häuschen, plaudernder Brünnchen, gewundener verschwiegener Waldpfade, duftender Auen, worauf wiederkäuende Kühe in seliger Verdauung und stiller Betrachtung liegen!

Wird es Dir nicht ganz homerisch zu Mute? Nun erst verstehe ich die alten famosen Griechen, und als ich heute in aller Frühe in den Wald lief, war es mir oft, als müsse sogleich ein fideler bocksfüßiger Faun aus dem Gebüsch brechen, eine schreiende Nymphe verfolgend, oder als müsse mir der Götterbote auf meinem Pfade begegnen, mir den olympischen Willen seines allgütigen Gebieters kund zu thun.

Noch einen Zug, den ich an ihr beobachtet, möchte ich hieher setzen, weil er mein Auge so tief erfreut. Wenn sie mir zuhört, neigt sie das Köpfchen auf die eine Seite, öffnet träumerisch ein wenig die Lippen, als söge sie unsichtbare Düfte ein und blickt mich von unten herauf lächelnd an, so zutraulich wie ein Vögelchen.

Zum Beschluß das Geständnis, daß mich der Gedanke an die süße Hexe zu folgendem Lied verführt hat. Hör's gnädig an, Freund!

Nun möcht' ich nicht verlassen sein,
Weil nun der linde Mai erwacht,
Und ohne deiner Augen Schein
Was ist des Frühlings holde Pracht?

Am Bächlein dort belehrst du mich
Was rings den Gräsern klagt sein Schaum,
An dich gelehnt, belausche ich
Der Blumen ersten Liebestraum.

Dein Aug', dein Wort entlockte drauf
Dem Vogel seinen tiefsten Sang;
Mit dir wacht erst der Frühling auf,
Du gibst ihm Seele, Sinn und Klang.

O sieh', schon leiht der Mond dem Hain
Die schauernd bleiche Silbertracht —
Nun mocht' ich nicht verlassen sein,
Weil nun der linde Mai erwacht. —

20. Mai.

Du warnst mich vor der kleinen Malerin? Und rätst mir an: „das Gemisch zu prüfen?" Ich will Dir Dein garstiges Mißtrauen verzeihen, weil Du sie nicht kennst. Ich verspreche Dir sogar, auf meiner Hut zu sein. Es soll Dir auch gestanden sein: mir fuhr ein Schreck durch alle Glieder, als ich Deine offenherzigen Mitteilungen über das weibliche Malervolk, sein Leben und Streben, zum zweitenmal überlas. — Beim erstmaligen Lesen schüttelte ich den Kopf. Ist das Wahrheit? Doch Du kennst das Malerleben, Du meinst es ehrlich mit mir, verzeihe mir die Frage. Also es ist auf den Charakter dieser Art Menschenkinder Deiner Meinung nach gar nichts zu geben, und Du selbst hast mit ihnen auf solche höchst — wie soll ich nur sagen? — leichtsinnig kühne Weise verkehrt?

Nun ich werde heute, wenn ich sie beim Mittagstische sehe, vorsichtig sein und wenn sie wirklich ein leichtfertiges Persönchen sein sollte — ach, ihr Ideale von Frauentugend! — so will ich sie als solche behandeln, d. h. sie als ein Geschenk der gütig lächelnden Venus in Empfang nehmen, aber mein armes Herz dreifach einwickeln, in den schärfsten Essig legen und luftdicht verstöpseln. Mich ernsthaft zu verlieben, lag ja von vornherein nicht in meiner Absicht. Und doch: wie schade, Jago, wie schade! Du magst Recht haben, wenn Du schreibst: Diese Mädchen treibt nicht ihr meist geringes Talent, sondern nur die starke Sinnlichkeit in die Arme der Kunst; da können sie sehen und kosten und gelten dabei für anständig, ja für bewunderungswürdig. Doch laß mich nun in meinem täglichen Reisebericht fortfahren. Uebrigens einen Roman will ich nicht schreiben, behüte der Himmel, ich gebe Dir nur trockene Wahrheiten oder vielmehr Erfindungen und Romankniffe des Schicksals.

Doch werde ich mich befleißigen, Deinetwegen alles Romanhafte aus diesen trockenen Thatsachen zu entfernen. Du sollst ein nüchternes Protokoll vor Dir zu haben glauben, das die Wahrheit mit ihrem dicksten Gänsekiel eigenhändig schrieb, nachdem sie vorher der Erfindung, der schönen Schwester Mamsell Lüge, die Thüre gewiesen. —

Heute Früh, als ich — unaussprechliche Gefühle in der Brust, würden unsere Romandichter sagen — als ich am Rand des Sees dahinwandelte, sah ich in der Ferne im feuchten Sande einen merkwürdig gestalteten Gegenstand liegen, den ich anfänglich mit sehr mißtrauischen Blicken bestaunte, denn ich fürchtete, das rätselhafte Seeungeheuer könne lebendig werden und am Ende beißen. Bald erkannte ich jedoch meinen Irrtum, beschämt bat ich diesen Gegenstand, der, um es endlich zugestehen, ein alter großer Sonnenschirm war, um Verzeihung, daß ich ihm so heimtückische Natur und Absicht zugetraut. Ich hob ihn mitleidigen Herzens auf. Der Schirm trug allerdings einen wahrhaft furchteinflößenden Horngriff am Stiel und streckte alle Fischbeine von sich. Er war sehr durchnäßt, hatte auch einige Löcher oder Blößen, die er mit sichtlichem echt demokratischen Bettlerstolz und allen Schamgefühls ermangelnd, offen zur Schau trug, kurz, es war ein problematischer Schirm, ein Schirm, wie er eigentlich nur in eine nasse Tragödie paßt. Ich überlegte, was ich mit ihm anfangen sollte. Mein Mitgefühl sagte: Laß diesen einzigen Rest der menschlichen Kultur nicht elendiglich in dieser Wildnis ersaufen. Meine Eitelkeit flüsterte: Mach' dich nicht lächerlich und vergrabe das Instrument. Woher kommst Du? rief ich pathetisch über die Wellen des Sees hin. Keine Antwort. Ich hatte die Wahl zu glauben, ein Spaziergänger

oder eine von moderner Kultur angekränkelte Najade habe ihn hier verloren. Endlich nahm ich den Schirm mit mir und verfügte mich nach Hause. Kaum habe ich den Eingang des Dorfes erreicht, so frage ich einen kleinen Jungen, ob er wüßte, wem der Schirm gehöre. Der Kleine meinte, er habe die alte Malerin öfter mit diesem Dache in den Wald wandeln sehen. Ich erkundigte mich, wo die alte Malerin wohne und erhielt zur Antwort: bei'm Schmied! Ich pries die Götter, daß sie mir Gelegenheit gegeben, den Kreis meiner Bekanntschaften vorsichtig zu erweitern und hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich zum Schmied zu verfügen. Dort angekommen, sagt mir dessen Frau, Fräulein Hausner habe bereits auf das Wiedersehen ihres alten Freundes verzichtet.

„Kann ich Fräulein Hausner persönlich sprechen?"

„Eigentlich," sagte die Schmiedin ängstlich, „darf ich Niemand zu dem Fräulein lassen. Sie hat es streng verboten."

„Aus welchem Grunde?" holte ich höflich aus.

„Sie ist gar so eigen," meinte die Frau mitleidig. „Besonders vor Tisch kann sie keinen Besuch empfangen. Indeß heute ist Samstag," fügte sie hinzu, „am Samstag speist sie einfach."

„Einfach?" wiederholte ich. „Was versteht das Fräulein darunter?" Ich wußte nämlich, daß die Künstlerin schlechterdings nichts anders als das Gebräu aus Hopfen und Malz und den edeln Rettig für würdig hielt, ihr kostbares Leben zu erhalten, vielleicht aus spezieller Dankbarkeit gegen diese Gottesgaben oder weil sie der Welt beweisen wollte, daß Beefsteaks, Kuchen, Rotwein und ähnliche üppige Nährstoffe eitel und sündhaft sind oder aus anderen rätselhaften Gründen.

„Sie ißt einfach am Samstag, hat sie mir versichert," sagte die Schmiedin kleinlaut, „nun, ich denke das heißt soviel als gar nichts."

„Sie ißt gar nichts am Samstag?" entgegnete ich betroffen, „Ehrt sie vielleicht durch dieses Fasten den Sterbetag eines ihrer Lieben?"

„Dann müßte sie ziemlich viele verstorbene Lieben ehren," flüsterte die Schmiedin, während sie geschäftig Hand anlegte und für ihren hungrigen Mann, der draußen hämmerte, ein opulentes Mahl von Knödel und Schweinernem bereitete.

„Aber," gab ich der Schmiedin zu verstehen, „sehen Sie, gute Frau, wäre es nicht recht schön, ja christlich von Ihnen, wenn Sie mit einem dieser fetten Rippchen oder Knödel in der Hand, die alte Malerin von ihren sehr kleinlichen Vorurteilen abzubringen suchten? Sehen Sie, mit Knödeln erobert man sich in diesem Falle den Himmel und wenn Sie . . ."

Die Frau zuckte die Achseln.

„Gut," sagte ich, „ich ehre auch Ihre Grundsätze, Sie wandeln auf dem Weg des strengen Rechts und wollen keine Seele verführen, sich dem Teufel der Leckerei zu ergeben. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dieses Markstück auf den Tisch lege. Wollten Sie für diesen silbernen Unheilstifter der alten Malerin zwei bis drei kräftige Knödel nebst einer tüchtigen Rippe hinauf tragen?"

Es entstand eine Pause.

„Lieber Herr," erwiderte endlich die Frau, trübe lächelnd, „stecken Sie Ihre Mark wieder ein, wir haben längst versucht, dem Fräulein zuweilen von unserm gottlob reichlichen Mittagstisch etwas abzugeben, sie nahm jedoch nicht das Geringste an, ja sie ward sehr unhöflich und verriegelte uns schließlich die Thüre. Und was das Unglaublichste ist, ob sie gleich kaum zu leben hat, bringt sie unseren Kindern dennoch zuweilen Süßigkeiten mit. Eine gar eigene Dame!"

Dagegen läßt sich freilich nichts einwenden, dachte ich, nahm meinen Sonnenschirm unter den Arm und schlich mich leise die Treppe hinauf. Die Schmiedin hatte mich nicht bemerkt, und ich stand in kurzer Zeit vor einer Thüre, die so weit geöffnet war, daß ich bequem das Innere der kleinen Bodenkammer überschauen konnte, ohne von der Bewohnerin derselben bemerkt zu werden. Vor einer Staffelei von bedauernswürdigem Alter stand ein Fräulein, dessen kleines aber knochiges Gesicht zum größten Teil von einer Hornbrille bedeckt, zwischen deren glänzenden

Gläsern eine Nase von immerhin imponierender Länge hervorragte. Das Kinn der Dame nebst deren Oberlippe machten einen schüchternen Versuch, das Weibliche abzustreifen und sich mit jenem keuschen Flaum, auf den die männliche Jugend so stolz ist, zu überziehen. Sie führte höchst energisch den Pinsel und wenn sie zurücktrat und ihre Arbeit von Weitem prüfend betrachtete, rückte sie den Kopf mit solcher Präzision nach allen Windrichtungen, daß mir anfing bange zu werden, am Ende bleibe ihr die Visage einmal im Nacken sitzen und sie kriegt sie trotz aller Anstrengung nicht mehr herum. Ihr gegenüber saß ein kleiner Junge im Hemdchen, der ihr, wie ich aus ihrer Skizze ersah, zum Modell diente und zwar für einen entschieden unappetitlichen Satyr. Der Kleine betrug sich indessen dieser seiner Idealauffassung gemäß. Der Stuhl, auf dem er saß, schien keineswegs reinlich. Während das gute Kunstfräulein, hingerissen von ihrem Malwerk, eifrigst pinselte, schoß der nichtsnutzige Modellsatyr mit Kieselsteinen, die er verschmitzt aus der Tasche zog, nach dem kleinen Mops, vielleicht dem einzigen treuen Lebensgefährten der alten Künstlerin. Der Schlingel that dies natürlich immer in den Augenblicken, in welchen die Künstlerin nicht auf ihn, sondern auf ihr Bild blicken mußte. Kaum hörte sie nun den unerklärlichen Schmerzensschrei ihres Lieblingstiers, als sie ihm begütigende Schmeichelworte: Bello, süßes Hunderl, was ist denn? oder: Liebling, was fehlt dir? — zurief, worüber sich der ungezogene Satyr-Bengel innerlich halb totlachte, denn er grinste gewaltig, um nicht herauszuplatzen. Doch jede Schuld rächt sich auf Erden. Ich hatte das Spiel nicht lange beobachtet, als den Verbrecher schon die Hand der Nemesis erwischte. Ein Seitenblick der Malerin hatte den fliegenden Kiesel entdeckt; sprachlos vor Empörung, daß ein jugendliches menschliches Wesen ihren einzigen Freund mit boshaftlächelnder Miene quälen konnte, schritt sie auf den Missethäter los und versetzte ihm mit unnachahmlicher Würde eine preiswürdige Ohrfeige, worauf sie sich wieder gravitätisch auf ihren Stuhl verfügte. Da konnte auch ich ein verräterisches Lachen nicht unterdrücken. Die Künstlerin fuhr auf ihrem Sitz herum und im Nu durchbohrten mich zwei Blitze aus den Brillengläsern. Einige Worte stammelnd, hielt ich mechanisch den Schirm vor mich hin, auf den sie sogleich losstürzte. Ich bin leider nicht in der Lage, konstatieren zu können, daß die gute Dame den allgemeinen Gesetzen der Höflichkeit huldigte, sie empfing den Schirm ohne mir zu danken, stellte ihn geräuschvoll in eine Ecke und begann, als sei nichts geschehen, von Neuem an ihrem Satyr zu pinseln.

„Sie leben ja sehr zurückgezogen," wollte ich ein Gespräch beginnen. Die Malerin, herrisch den Malstock im Arm, wandte sich zu mir, als sei sie höchst erstaunt, mich noch hier zu finden. Dann sagte sie kurz mit mißtrauischem Ton, d. h. sie pfiff Ja, ja! durch die Zahnlucken. Indessen kam feierlichen Schritts ein verlaufenes Huhn zur Kammerthür hereinspaziert, ohne sich um die Anwesenden irgend zu kümmern. Es setzte taktgemäß Fuß vor Fuß, hob ebenso taktgemäß den Kopf, kurz, benahm sich so zwanglos, wie man es vom ländlichen Federvieh gewohnt ist. Das Huhn betrachtete mit stupidem Erstaunen die Gegenstände, die sich ihm zeigten, und schickte sich eben an, eine Zeichenmappe mit dem schmutzigen Schnabel zu bearbeiten. Das war der tierfreundlichen Dame doch zu stark. Sie griff zum Malstock, und es entspann sich nun ein, von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführter Kampf um die Mappe. Endlich blieb das entrüstete Fräulein Siegerin; das Huhn schoß kreischend die Treppe hinab. Ich fühlte, daß es besser sei, dem geschlagenen Feind zu folgen und gab es für diesmal auf, das Rätsel dieser Künstler-Existenz zu lösen.

Ich gelangte in mein Wirtshaus, fand meine junge Freundin jedoch nicht in der Gaststube, sondern im „Salon". Ich hatte nicht den Mut, mich zu ihr zu setzen. Wer weiß, wie sie dich empfängt, dachte ich; vielleicht bereut sie, sich gestern einem Fremden gleich so zutraulich genähert zu haben und legt nun eine desto strengere Miene an. Auch schien es mir rätlicher, falls sie wirklich Gefallen an mir fände, mit meiner Person etwas sparsam umzugehen und mich nicht gleich zu gebahren, als könne ich ohne ihre allerwerteste Gesellschaft nicht mehr schnaufen.

Vielleicht hält mich selbst jetzt noch eine gewisse Scheu von dem lebhafteren Verkehr mit dem Mädchen zurück, die Scheu, mich in ein Verhältnis einzulassen, das am Ende tiefere Wurzeln schlagen könnte, als für meine Gemütsruhe gut ist. Ich setzte mich also in die Gaststube, aß sehr hastig, überließ mein Bier dem Hausknecht und besann mich dann, ob ich hinüber gehen solle, die gar nicht so ganz ungefährliche Bekanntschaft fortzusetzen.

Nach kurzem Besinnen war mir's im Herzen so gänzlich unbefangen, daß ich die Treppe zum „Salon" hinaufstürzte und die Kellnerin zu bezahlen vergaß. Ich machte die Versäumnis vor der Thüre des Salons gut, immer mit dem Bewußtsein: drinnen sitzt sie und beobachtet jede deiner Bewegungen durch die Scheiben. Richtig! Eben sah sie vom Tische auf, ich glaube, sie lächelte errötend. Ich machte einen Versuch, meine Freude darüber zu unterdrücken, mit sehr schlechtem Erfolg. Während ich das Geld herausgab, lächelte ich selbst ohne jeglichen Zweck, indeß mir ein Prickeln unter meinem Hut andeutete, daß mir gemach der Angstschweiß auszubrechen begann. Noch nie habe ich mit solcher Konsequenz Zehnpfennig-Stücke mit Fünfzigpfennig-Stücken verwechselt. Endlich war die Kellnerin befriedigt und ich trat in das Lokal. Kein Mensch außer ihr war darin — oder ja doch! Im hintersten Winkel saß eine Frau, die ich anfangs nicht bemerkte, da ich ungefähr so scharf sah, wie eine Fledermaus, die man aus ihrem Thurme an's Tageslicht getrieben. Das Mädchen hatte seine geleerten Schüsseln von sich geschoben und war, als ich auf sie zuschritt, plötzlich bis zur völligen Weltvergessenheit in ein Zeitungsblatt vertieft, wobei sie das errötende Gesicht mit dem Arm stützte. Ich mußte sie notgedrungen mit einer Anrede aus ihrer Versunkenheit wecken, was ich mit den, jedenfalls sehr geistreichen und passenden Worten that: „Nun Fräulein, wieder so allein?" Jetzt begann die Unterhaltung, deren Einleitung sich am Besten folgendermaßen wiedergeben läßt. Sie hatte mich selbstverständlich nicht kommen hören, sie war selbstverständlich sehr erschrocken als ich so unerwartet vor ihr stand, und es bedurfte keines weiteren Beweises von meiner Seite, um mir anzusehen, daß ich ebenfalls äußerst überrascht war, sie hier zu finden. Ebenso war ich sofort bereit es dem Zufall zuzuschreiben, daß sie länger als gewöhnlich nach beendigter Mahlzeit bei den leeren Schüsseln sitzen geblieben. Sodann that ich, nachdem ich mich gesetzt, was Jeder in diesem Falle zu thun pflegt, ich machte einige tiefsinnige Bemerkungen über das Wetter, mit welchen sie, da sie auffallender Weise dieselben meteorologischen Beobachtungen angestellt, völlig einverstanden war. Dann erst fiel mir plötzlich ein, daß wir Beide die gegenseitigen Bezeichnungen, die man uns im Leben zur persönlichen Unterscheidung gegeben, nicht kannten; ich fügte weisheitsvoll hinzu, daß es im Grund genommen ganz einerlei sei, wie man heiße, und daß man aus dem Namen weder auf den Charakter schließen, noch irgend sonst Etwas aus ihm ersehen könne, die Menschheit habe aber nun einmal die an sich nicht ganz unzweckmäßige Einrichtung getroffen, alles Existierende mit einem Namen zu belegen. So kam ich über die Vorstellung hinweg; sie flüsterte mit einer leichten Verbeugung, daß sie Emilie Kaiser heiße. Im Stillen pries ich ihre Klugheit, daß sie das „von" weggelassen, denn ich weiß nicht warum, es paßte durchaus nicht zu ihrem Wesen. Nun fing sie an, sich mit ein paar Strichen zu charakterisieren. Hättest Du sie gesehen, lieber Freund, wie naiv sie ihren Adel nebst ihrem Beruf entschuldigte, es würden alle Deine Bedenken betreffs ihrer Sittsamkeit verschämt verduftet sein.

„Ich bin das einzige Kind einer Försterfamilie," sagte sie ohne jede Betonung, „der Vater lebt in München von einer kleinen Pension. Schon als Kind war meine liebste Beschäftigung das Zeichnen, und als ich heranwuchs und sich nun einmal kein Freier einstellte und ich bemerkte, daß die kleine Pension kaum ausreichte, die Eltern anständig zu ernähren, — doch das erzähle ich Ihnen später einmal — kurzum, ich ergab mich der Malerei. Ach! mein guter Vater. Als ich abreiste, sagte der Arzt: der alte Mann könne jeden Augenblick sterben, er leide an Wassersucht. Während ich hier sitze und plaudere, kann schon geschehen sein, was ich und die Mutter seit zwei Monaten täglich befürchten. Ich mußte jedoch abreisen, um ein bestelltes

Bild, das uns immerhin einige Hundert Mark einbringt, zu vollenden. Sehen Sie, wie trübselig mein Beruf ist. Ich muß meinen sterbenden Vater verlassen, um Geld zu verdienen." Sie seufzte kaum hörbar und fuhr mit mich eigentümlich berührender Aufrichtigkeit fort: „Ich liebe meinen Vater, und doch sehe ich jetzt seinem Tod mit völliger Ruhe entgegen."

„Wie erklären Sie diese gefaßte Gemütsstimmung," frug ich ein wenig betroffen über ihre scheinbare Kälte.

„Ich weiß nicht," sagte sie, „ich glaube, das hat die Kunst an mir verschuldet. Wer sich ihr einmal hingegeben, den absorbiert sie vollständig, er geht durch's Leben, wie ein Blinder durch eine Schlacht. Ich kann Sie versichern, mir wird manchmal bange vor mir selbst, vor meiner Herzlosigkeit, und ich fühle mit Grauen, daß ich die Menschen, mit welchen ich umgehe, allmählich nur als Schattenbilder betrachte, als mehr oder weniger schöne Larven. Ich glaube, ich kann niemand mehr aufrichtig lieben."

Sie schwieg, und ich bemerkte, daß sie erbleichte, ihr Gesichtsausdruck war ein starrer, erschrockener. Obgleich ich nun an mir selbst Aehnliches empfunden, war ich doch erstaunt, aus dem Munde eines achtzehnjährigen Mädchens solche Selbstkenntnis zu vernehmen, vor Allem aber war mir auffallend, daß dieses Klarsehen in ihr verbunden war mit einer an Dumpfheit grenzenden Kindlichkeit.

„Ich muß hier ein bestelltes Bild malen," fuhr sie fort, „habe aber bis jetzt noch keinen passenden Baumstamm gefunden. Der hiesige Park ist — verstehen Sie, wie ich's meine? — ist zu schön, zu kultiviert. Ich bin ganz unglücklich darüber, daß ich am Ende meine Reise umsonst gemacht habe."

In mir stiegen Befürchtungen auf, sie wolle schon ihren Koffer packen; ich suchte sie auf andere Gedanken zu bringen und fiel ein: „Vielleicht nehmen Sie mich einmal mit, wenn Sie einen passenden malerischen Baumstamm suchen; wir finden gewiß zusammen das Richtige."

Sie nickte mit dem Kopfe. Ich bat sie um die Erlaubnis, ihr Skizzenbuch, das neben ihr lag, ansehen zu dürfen. Sie gab es nicht gerne zu und meinte, es enthielte nur ganz Flüchtiges. Dem war in der That so. Als ich an das letzte Blatt kam, errötete sie heftig und nahm mir das Buch rasch aus der Hand.

„Was haben Sie?" frug ich.

„Sie haben alles Sehenswerte gesehen," antwortete sie hastig, „weiter ist nichts in dem Buch."

„Doch! doch!" rief ich, „hier auf dem allerletzten Blatt —"

„Nein," fiel sie mir fast erzürnt in's Wort, „Sie irren sich".

Ich drang, da mich ihre Verwirrung erschreckte, nicht weiter in sie. Du kannst Dich aber darauf verlassen, daß ich noch dahinter kommen werde, was dieses letzte Blatt enthält, und wenn ich einen Diebstahl begehen sollte. Als ich sie frug, was ihr Lehrer von ihrem Talent gehalten habe, lächelte sie ein wenig verlegen über meine indiskrete Frage, dann erwiderte sie schüchtern: „Nun, er meinte, es sei schon der Ausbildung wert." Diese Bescheidenheit, verbunden mit Mut, gefiel mir außerordentlich. Bei dieser ganzen Unterredung merkte ich, wie sie der hinter uns sitzenden Frau anzudeuten bestrebt war, daß zwischen uns Beiden nur ein oberflächlicher Verkehr bestände.

„Ich habe," sagte sie einmal, wahrscheinlich um sich mir gegenüber zu rechtfertigen, „mehrmals Anschluß an Fräulein Hausner, die einsame Malerin, gesucht, sie floh aber geradezu vor mir in den Wald."

Ich bemerkte ihr, daß Fräulein Hausner nicht zugänglich sei und suchte ihr dann zu verstehen zu geben, daß kein Grund bestehe, der Meinung der hinter uns sitzenden Frau über uns irgendwelche Bedeutung beizulegen. Es war sehr rührend, oder auch ergötzlich, wie das allein stehende Kind sich gerne unter den Schutz eines Weibes begeben hätte, und wie es ihr doch wieder recht angenehm war, keinen solchen Schutz zu finden. Ich schilderte ihr die Langeweile, die ihr ein solcher Umgang bereiten könne, und sie stimmte froh, einen Verteidiger ihrer Selbst-

ständigkeit gefunden zu haben, meinen Ausführungen bei. Darauf machte ich den Vorschlag, sogleich aufzubrechen, da sich eben die Sonne durch die Regenwolken stahl, und gemeinsam nach einer malerischen Stelle des Parks zu suchen.

„Ich bin überzeugt," sagte ich, „wir finden einen alten Baumriesen, der sich mit Vergnügen herabläßt, Ihnen zu sitzen."

Sie willigte ein und wir verließen das Wirtshaus.

Nicht wahr, lieber Freund, nun beginnt Dich dieses mein Erlebnis denn doch gemach zu langweilen, es fehlt Dir an diesem, sich mehr und mehr entwickelnden Roman, wie Du meinen Bericht zu nennen beliebtest, zu sehr das fesselnde Beiwerk. Als da sind: gedämpfte Musik in der Ferne, unheimliche Treppengänge in einem alten Hause, ein komischer Bedienter, der überall da eintritt wo die Handlung in's Stocken geraten will. Dann: der notwendige Bösewicht, welcher die Tugend umschleicht. (Du müßtest denn gerade mich für einen Solchen nehmen.) Dann kann ich mir denken, daß Dir unser Zusammentreffen nicht pikant genug war. Es hätte etwa in einer alten Kirche um Mitternacht stattfinden müssen, nicht wahr? Oder Du siehst mit Bedauern wie im Charakter meiner Heldin jener interessante, problematische Zug fehlt, den heutzutage kein Leser missen möchte. Freilich wenn meine Malerin schopenhauerische Philosophie studiert hätte, würde sie um ein Erkleckliches geistreicher gewesen sein; ich muß jedoch bekennen, daß sie von diesem Philosophen kaum mehr als den Namen wußte, und daß das Ungetüm Philosophie ihrem Glauben nur aus sehr weiter Ferne den drohenden Rachen wies. Ja sieh! ich schreibe eben das Leben ab wie ich es finde und mache mir ein Vergnügen daraus, Dich zu langweilen.

Als wir durch das Dorf schritten, kamen wir an einem Hause vorüber, dem man, auch wenn es nicht die Jahreszahl 1715 auf seinem verwetterten Giebel getragen, angesehen hätte, daß es zu den Greisen zählte. Fräulein Kaiser hielt plötzlich inne, ein begeisterter Ausdruck überflog ihr Gesicht und sie legte eine Hand auf meinen Arm, während ihre andere stumm auf das Haus deutete. Ich verstand ihren Wink. Das Haus war fast ganz aus Holz gebaut, ringsum führte eine reichgeschnitzte Gallerie, den First schmückten die wunderlichsten Schnörkel, die Wände schimmerten in eigentümlich tief goldbrauner Holzfarbe. Ganz reizend lugten die Fenster in's Freie und wir Beide malten uns behaglich aus, welch poetisches Dasein die Bewohner in den kleinen Stübchen führen müßten. Welche Eintracht, welch' geheimnisvoller Friede, murmelte ich. Meine Begleiterin äußerte sich weniger laut, sie schien den Anblick mehr innerlich nachzuempfinden, ihr Auge glitt leuchtend über den ganzen Bau.

Es war so recht die Hütte „für ein glücklich liebend Paar," ja der ländliche Schmutz, den man denn doch auch nicht unerwähnt lassen darf, war hier so am rechten Platz, daß er fast zu einer anderen Art von gemütlicher Säuberlichkeit wurde, und die Windeln, die von der Gallerie herabwehten, die ehrwürdigen Nachtgeschirre an den Fenstern, die Steine auf dem Dach, der Mist vor der Thüre, dazu Kuhgebrüll und Kinderstimmen aus dem Innern: alles dies trug dazu bei, der Behausung eine gewisse Weihe zu geben. Ich schlug der Malerin vor, dies Haus zu skizzieren. Sie nickte, öffnete ihr Buch und begann stehend zu zeichnen. Vor der Hausthüre saß ein kränklich aussehendes Weib. Der kleine Junge, der ihr auf dem Schooße strampfte, fuhr mit dem Löffel unverzagt in einen Breinapf und suchte den Weg zu seinem Munde auf so reizende und unbehilfliche Art, daß er sich bereits Augen und Nase mit Brei förmlich zugeklebt hatte, was ihn jedoch gar nicht hinderte, gemütlich weiter zu löffeln. Die Mutter brütete traurig vor sich hin. Die Poesie ihres Hauses mochte ihr in anderm Lichte erscheinen, als uns Beiden. Nun rief eine Stimme aus dem Inneren wiederholt nach der Frau. Sie hatte den Ruf überhört. Unwirsch und polternd trat ein roh aussehender Mann aus der Thüre, schrie sie mit einigen mir unverständlichen Worten an, und da sie ihm zu langsam den Knaben vom Schooß setzte, rüttelte er mit solcher Wut an dem Arm der Schwächlichen, daß ihr der Knabe zu Boden glitt, woselbst er ein erbärmliches Geschrei erhob. Die Mutter wollte, ohne sich gegen die Mißhandlung zu wehren, ihrem Kinde zu Hilfe

kommen, doch der Unmensch ließ das nicht zu. „Er mag sich selbst wieder auf die Beine helfen," meinte er, „bekümmere Dich jetzt um mich, ich komme um vor Hunger." Und er zog die arme Mutter in's Haus, die noch einen letzten, schmerzlichen Blick auf ihr Kind warf. Drinnen im Hause ging es nun durchaus nicht sehr idyllisch zu. Man hörte Weinen und Schluchzen. Ich sah meine Gefährtin betroffen an, sie hatte die Augen voll Wasser, ihr Gesicht brannte vor Entrüstung, als jetzt ein gewisses Klatschen aus dem Hause drang. Ohne ein Wort zu sprechen oder mich weiter zu beachten, eilte sie zu dem schreienden Kinde, half ihm mit einem fast an's Komische streifenden Ungestüm auf, reinigte sein Gesicht mit ihrem Taschentuch, reichte ihm den Löffel und sprach ihm freundlich zu. Das Kind drückte die dicken Hände in die Augen und hörte auf zu schreien. Ich bemerkte wohl, daß die junge Künstlerin nicht zum Kindermädchen geschaffen war, doch das Mitleid, der gute Wille ersetzten hier das Talent. Das Linkische ihres Benehmens, ihre Verlegenheit wie sie mit dem Balg zurechtkommen sollte, ihr hastiges, verschämtes Zutasten war reizend.

Ich stand dabei wie im Halbschlafe, und als sie nun den Mund des Kleinen mit einer Energie wischte, daß ich glaubte, sie würde nächstens die Lippen mit herunterreiben, als sie ihm dann verstohlener Weise einen Kuß beibrachte und den breigefüllten Löffel fast ebenso ungeschickt, wie er es selbst gethan, nach seinen Lippen dirigierte, fühlte ich ein heißes Drücken in meinen Augen. Ja, ja mir ward wundersam zu Mut. Ich rührte mich nicht vom Fleck, es war mir als könnte ich durch die geringste Bewegung erwachen, das schöne Traumbild dort vor mir zerstören. Nach einiger Zeit, während welcher ich, wie es schien, für Fräulein Kaiser ebensowenig vorhanden war, wie der chinesische Porzellanturm, kehrte die Frau aus dem Hause zurück. Ihr thränender Blick sah voll Erstaunen, wie ihr Kind mit weit aufgerissenen Augen sich einen großen Löffel Brei von fremder Hand in den Mund schieben ließ. Selbst die unglückliche Frau mußte lächeln als nun ihr Kind mit den überfüllten Backen hilfsbedürftig zu ihr aufsah, als wolle es sagen: Sieh doch, Mutter, wie ungeschickt mich diese Fremde füttert. Fräulein Kaiser setzte nun den Knaben zu Boden, die Mutter drückte ihr dankbar die Hand, und bald gingen wir Beide schweigend nebeneinander her, jedes mit seinen Gefühlen beschäftigt. Erst nach einer langen Pause, als wir schon den Park erreicht hatten, sagte sie halb ärgerlich: „Es war eigentlich thöricht von mir, ich tauge nicht dazu." Mir war das Herz voll, ich schwieg und sah sie einmal hastig von der Seite an, sie schien mit sich selbst nicht im Klaren und ich hätte ihr gerne das verwunderte Stumpfnäschen geküßt oder die zuckenden Hände, die sie jetzt noch vom Brei reinigte. Dabei lächelte es rings um mich her, jeder Baum schien mir des Malens würdig, jeder Ast schien mir zuzuwinken und ich dankte ihm im Stillen; ja ich hätte darauf geschworen, daß die Vögel mit ihren gesungenen guten Lehren sich direkt an mich wandten. Nicht wahr, wir sind rechte Kinder? Sieh! mir ist manchmal als hätte man unser ganzes Dörfchen eben aus einer Schachtel Nürnberger Spielzeug gepackt und uns mitten hinein gestellt. Der Weltgeist, das große Urkind, macht sich eine gute Stunde mit uns, bald aber nimmt er wieder seine Watte, legt die Häuschen, die Bäumchen und das Stück Spiegelglas, das ihm als See gedient, in den Kasten, die Sonne wird mit einer großen Lichtscheere geschneuzt, dann ist's sehr dunkel und — die Auferstehung läßt lange auf sich warten.

Ich muß Dir noch erzählen, was sie mir vorgeplaudert, als wir unter den Bäumen des Parks hinwandelten und von fern her der See tiefblau durch die Zweige schimmerte. Du mußt das unbedingt heute noch erfahren, denn ich bin begierig, Deine Ansicht darüber übermorgen schon zu lesen. Auf meine Frage, ob sie denn später einmal, etwa wenn die Pension ihres Vaters aus gewissen Gründen nicht mehr weiter bezahlt würde, allein auf ihren Pinsel angewiesen sei. Sie verstand meine Anspielung und entgegnete freimütig: „Ja, fast allein."

„Und doch hätte ich", sagte sie leichthin, „mich völlig aller Nahrungssorgen entschlagen können, die mich jetzt von Weitem bedrohen, wenn ich auf den Wunsch meiner Eltern eingegangen wäre."

Ich machte eine erstaunte Bewegung zu ihr hin und sie fuhr ruhig fort, indeß ihr Auge die blauleuchtende Fläche des Sees überflog: „Ja so ist's. Ich sagte Ihnen vorhin nicht die ganze Wahrheit, verzeihen Sie mir, Sie verdienen aber, daß man Ihnen die Wahrheit sagt, und warum sollen wir überhaupt Geheimnisse vor einander haben? Wir dürfen hier, so weit von Menschen entfernt, auch völlig Menschen sein. Nehmen wir an, unser Fahrzeug sei gestrandet, wir hausten zusammen auf einer wüsten Insel als die einzig Ueberlebenden!"

Sie blieb vor einer moosbewachsenen Eiche stehen. Aus der Ferne gellte der Schrei eines Raubvogels; ein Eichhörnchen wiegte sich über unsern Häuptern im Geäst. Dann schritten wir weiter. „Sie können sich denken", fuhr sie fort, „daß ich nicht ohne große Kämpfe mich entschloß zum Pinsel zu greifen. Es gehört wahrlich ein fast überweiblicher Mut dazu oder man muß sehr vom Schicksal in die Enge getrieben worden sein, ehe man sich entschließt, diesen Berg hinaufzuklimmen, auf dessen Gipfel allerdings die Freiheit wohnt, den aber ohne blutige Füße und wunde Hände noch Keiner bestiegen hat. Mir ist es, wenn ich einem fremden Menschen begegne, stets, als müßte ich mich rechtfertigen, daß ich die Keckheit besessen, das Nähzeug mit der Palette vertauscht und mich in den Thronsaal der Kunst durch ein Hinterpförtchen eingeschmuggelt zu haben. Auch Ihr Verzeihen hoffe ich durch einen kurzen Abriß meines Lebens zu erringen."

„Wie können Sie glauben" — begann ich eine verlegene Schmeichelei. Sie jedoch unterbrach mich: „O schweigen Sie. Ich bin kein süßigkeitsbedürftiger Papagei, ich liebe die Komplimente nicht, eine richtige Grobheit zur rechten Zeit fördert mich weit mehr. Nein! ich weiß, daß ich nicht zu den Auserwählten gehöre, ich mache der Kunst von Weitem den Hof und sie läßt sich das so gefallen, ohne mir gerade die Thüre zu weisen. Man sagt mir, ich habe Farbensinn und meine Spezialität, in welcher ich viele meiner Kollegen und Kolleginnen überträfe, sei — was wir eben suchen — der Baum. Sehen Sie, wie das eigen ist. Mich zieht es nach viel höheren Aufgaben, aber ich werde bei meinen Bäumchen bleiben und Nester bauen. Höchstens erlaube ich mir, den menschlichen Körper im nächsten Winter zu studieren, denn man erhält einen ganz anderen Scharfblick, wenn das Auge versucht hat, der menschlichen Form zu folgen." Wieder hielt sie einen Augenblick inne.

Uns gegenüber breitete sich eine stille Wiese aus, der Eingang in das Innere des Waldes ragte majestätisch vor uns auf wie das Portal zu einem ägyptischen Riesen-Grabmal.

„Das wäre ein Bild", flüsterte sie, „das mystische Waldesdunkel in Kontrast gesetzt mit dem scharfen Sonnenlicht hier außen auf der Wiese, der Pfad, der sich zwischen den ernsten Stämmen so schüchtern verliert — doch die Aufgabe ist mir zu schwierig." — Aus der Ferne ertönte eine Schalmei. Wie ward mir so wundersam zu Sinn! Und es formte sich mir in der Seele ein Lied:

Hernieder klingt ins tiefe Thal
Des Hirten Flöte frisch und frei:
„Das ist die Zeit der Liebe,
O fröhlicher, seliger Mai!"

O fröhlicher Mai! Es grünt der Wald
Und Mädchen wallen durch die Au
Die Wangen rot von Küssen,
Die Augen süß und blau.

Sie pflücken Blumen lächelnd ab
Und singen hold verschämt dabei:
„Das ist die Zeit der Liebe,
O fröhlicher, seliger Mai!"

Wir gingen weiter. Einige Arbeiter reinigten die Wege des Parks von gelben Blättern, wir erhielten auf unser Befragen zur Antwort: der Herr Baron würde dieser Tage auf seinem Schlosse erwartet.

„Meine erste Erinnerung", nahm Fräulein Kaiser den Faden ihrer Erzählung wieder auf, „knüpft sich an einen schlechten Kupferstich, der in unserer Wohnung über dem alten Klavier hing. Gute Bilder kamen natürlich nicht in unser entlegenes Forsthäuschen. Dieser Kupferstich stellte auf eine haarsträubende Art den guten Abraham dar, wie er, kriechende Frömmigkeit im Gesicht, gegen seinen Sohn, der bereits auf dem Holzstoß kniet, ein enormes Tranchiermesser zieht. Der Sohn lächelt indeß die Waffe so verzückt an, als kümmere ihn die ganze Operation gar nicht; im Hintergrund aber erhebt sich eine plumpe Rauchwolke, auf welcher ein pausbackiger Cherub es nicht unter seiner Würde findet, einen ausgewachsenen Hammel in die Luft zu halten. Vor diesem alten, dummen Kupferstich saß ich einst und versuchte ihn abzuzeichnen, als ein Lakai des Grafen R. meinem Vater gerade betreffs der Jagd eine Bestellung zu machen hatte. Der Lakai teilte dem Grafen mit was er gesehen, der Graf sprach mit meinem Vater, mein Vater jedoch billigte, trotz der Gegenrede des kunstsinnigen Grafen, meine Liebhaberei durchaus nicht. Ich solle in die Küche, hieß es von da an; die Küche flößte mir aber einen unüberwindlichen Abscheu ein. Von den Töpfen, die ich zerbrach, von den Suppen, die ich versalzen, will ich lieber schweigen, nur das will ich erwähnen, daß meine gute Mutter erklärte, ich würde es niemals dahin bringen, ein Ei auf kunstgerechte Weise zu sieden. Natürlich wurde ich auch angehalten, Klavier zu spielen und französisch zu parlieren! Das Klavierspiel betrieb ich sehr genial auf eigene Faust, d. h. ich beachtete keineswegs die Noten, sondern griff Akkorde, erfand Melodien und vertändelte meine Zeit mit Suchen nach Volksliedern. Das Französischlernen hatte ebenfalls seine Schwierigkeiten. Ach Gott! Ich kam auf den Gedanken, diese Sprache könne unter Umständen nur eine schlaue Erfindung verachtungswürdiger Betrüger sein. Man habe die Menschheit schnöde zum Besten, indem man sage: Baum hieße, Gott weiß wo und warum, arbre! Denn was bewiesen mir die armseligen Buchstaben a—r—b—r—e? Ueberhaupt hatte ich damals seltsame Ideen. Aber ganz im Geheimen fröhnte ich meiner Zeichenlust, obgleich ich immer fürchten mußte, wie eine Verbrecherin dabei ertappt zu werden. Doch waren es die glücklichsten Stunden meines Daseins. Von meinem Fenster aus hatte ich Gelegenheit, die schönsten Bäume zu zeichnen. Als ich einst das Rufen meines Vaters überhörte und er, um zu sehen, wo ich bliebe, in mein Zimmer trat, fand er mich über ein Blatt Papier gebeugt. Den heftigen Zornausbruch, den ich befürchtete, dämpfte der Anblick meiner gezeichneten Bäume auf merkwürdig rasche Weise. Er nickte und ging, ohne sich tadelnd zu äußern. Nun ließ er mich gewähren, ja er ließ es sogar geschehen, daß uns Graf R. einen jungen Künstler vorstellte, der sich einen Sommer hindurch auf dem gräflichen Schloß aufzuhalten die Erlaubnis hatte. Dieser junge Mann — ich sehe ihn noch vor mir mit seinem dünnen Höschen, seinem breiten Hut und seinem flatternden Mäntelchen — dieser junge Mann unterwies mich nun alle Mittwoch und Samstag morgens in den Anfangsgründen des Zeichnens. Er war äußerst schüchterner Natur, sehr mager, sehr blaß und wagte kaum mich zu korrigieren. Obgleich er meine Arbeiten wenig besprach und seine Belehrung darauf beschränkte, das, was ich gezeichnet hatte, einfach noch einmal daneben zu zeichnen, war er mir trotzdem von großem Nutzen. Das ging so drei Monate lang; ich hatte bedeutende Fortschritte gemacht, ja ich hatte sogar angefangen zu aquarellieren, da schien mein Vater das Benehmen des jungen Menschen mir gegenüber nicht mehr ganz in der Ordnung zu finden. Ich weiß davon nichts, denn ich zählte kaum vierzehn Jahre, nur erinnere ich mich, daß, als meine Mutter uns zuweilen verließ, der sonst so schüchterne Herr Steiner sich mir unter dem Vorwand, meine Arbeit besichtigen zu müssen, mehr näherte als sonst, wobei sein ganzes Wesen eine, mich in Verlegenheit setzende, Unruhe zeigte. Kurzum der Maler verschwand aus unserem Hause, ich war wieder allein auf mich angewiesen.

Eines Tages brachte man meinen Vater auf einer aus Aesten verfertigten Bahre verwundet nach Hause, seine Beinkleider waren mit Blut bedeckt; Graf R. folgte dem Ohnmächtigen stumm und sehr blaß. Es hieß, meines Vaters Gewehr

habe sich im Gehen, da es an einer Hecke hängen geblieben, entladen, der ganze Schrotschuß sei ihm ins Bein gedrungen. Daß sich bei der Vorsicht meines Vaters das Gewehr auf diese Weise entladen, glaubte aber im Ernste Niemand. Man erfuhr später, daß die Ungeschicklichkeit des Grafen R. dies Uebel verschuldet. Der Arzt des Grafen ward gerufen und er, den ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal sah, hat mich eigentlich in die Arme der Kunst getrieben." —

Es war inzwischen trübe geworden, ein plötzlicher Regenguß überraschte uns, so ein fröstelnder Regenguß, wie er hier in der Nähe des Hochgebirges nicht zu den Seltenheiten gehört. Wir waren von Bernried in diesem Augenblicke eine halbe Stunde entfernt; zurückeilen konnten wir nicht, auch hatten wir Hoffnung, die Sonne bald wieder entwölkt zu sehen. Ich spannte also meinen Schirm auf und bot ihn dem Mädchen an, erfreut, eine Gelegenheit gefunden zu haben, mich ihr in der Rolle eines wenn auch bescheidenen Retters zeigen zu können. Sie jedoch wollte nicht zugeben, allein den Segen eines Regenschirms zu genießen, so daß ich mich entschließen mußte, das kleine Dach mit ihr zu teilen, ein Entschluß, der mir, wie Du Dir denken kannst, nicht sehr schwer fiel. Ich drückte mich also unter den Schirm, den ihre zarte Hand regierte. Man kann nicht eigentlich sagen, daß ich die normale Gangart, wie sie der zivilisierte Mensch gewohnt ist, bei diesem Spaziergang üben konnte. Da meine Partnerin etwas kleiner war als ich, mein Bestreben es aber sein mußte zu thun, als befände ich an ihrer Seite mich durchaus in trockener Sicherheit, während mir die naßkalten Regentropfen beständig den Nacken hinunterliefen, bog, drehte und schraubte ich mich in gebückter Stellung neben ihr her, was sie freilich nicht zu bemerken schien.

Noch jetzt fühle ich die Süßigkeit nach, die ich in dieser Viertelstunde genoß. Ach, welches Gemisch von Gefühlen! Ein wonniges Auflösen in der Brust, während man unaufhörlich darauf bedacht sein muß, diesen nahen Reizen gegenüber in respektvoller Entfernung zu bleiben, die Angst, durch einen falschen Schritt ihr auf die etwaigen niedlichen Hühneräuglein zu treten, beständig in Gefahr, das eine Auge oder den Hut zu verlieren, dabei eine plätschernde Regentraufe im Nacken, angestrengtes Zuhören und Antwortgeben .... Und doch, trotz aller Folterqual, war ich zu beneiden! Sie, ganz in ihre Erzählung vertieft, schritt immer rascher vorwärts und die Schwierigkeit ihr zu folgen wuchs.

„Dieser Arzt," fuhr sie fort, „kam nun oft in unser Haus. Es war ein langaufgeschossener Mann, seine Stimme klang rauh, seine Augen lagen tief in den gelblichen Höhlen, ein schwarzer Bart hob diese gelbe Gesichtsfarbe in's Unheimliche. Trotzdem war er gewiß ein guter, pflichtgetreuer Mensch und jenes Unheimliche ließ sich vielleicht auf seine Kränklichkeit zurückführen; er litt auf der Brust, glaube ich. Herr Weller, wie er hieß, kam stets in einer zweisitzigen Kutsche, der Bediente hielt die Pferde, so lange er bei uns vorsprach. Alle Bauern der Umgegend waren seines Lobes voll, vor Allem erkannten sie an, daß seine Rechnungen stets sehr mäßig ausfielen, während von seinem Vorgänger sich dies nicht sagen ließ. Herr Weller verschrieb nicht viel, er nannte die vielverschreibenden Aerzte: ungehangene Giftmischer. Die Wunden des Vaters waren rasch geheilt, doch stellten sich nun die ersten Zeichen der herannahenden Wassersucht ein. Immer beschwerlicher ward ihm der Dienst, immer verdrießlicher wurden seine Launen und die Pensionierung stieg wie ein fernes Gewitter vor unseren Augen auf. Abends saß dann der ergraute Mann im Lehnstuhl und starrte sinnend in's Feuer, der Zukunft gedenkend, während die Mutter und ich nicht wagten seine düsteren Bilder zu zerstreuen. Ich empfand, wie ich anfing meinen Eltern Sorge zu machen, und diese Empfindung brachte mich um allen Lebensmut. Die Ankunft des Arztes war für meinen Vater jedesmal ein Fest, besonders wenn er seinen Besuch länger ausdehnte. Auch mir gefiel das gesetzte Benehmen des Mannes. Er aß meist mit uns zu Nacht und hörte geduldig die Jagdgeschichten meines Vaters mit an, die sich natürlich nicht immer durch den Reiz der Neuheit auszeichneten. Ich muß bekennen, es waren an jedem Abend dieselben. Meine Mutter lächelte dabei stets dem Arzte mitleidig zu, der aber frug gutmütig,

als habe er die Geschichte nicht erst vor drei Tagen mit allen Einzelheiten angehört: „Wie viel Hasen, Herr Oberförster? Wohin trafen Sie das Reh?“ Bei diesen Abendmahlzeiten sollte ich mich als ausgebildete Hausfrau zeigen; es verging jedoch kein Abend, an welchem ich nicht entweder den Thee zu stark oder zu schwach bereitete oder sonstwie meine Ungeschicklichkeit kundthat. Eines Abends ergriff, wie auf Verabredung, Dr. Weller das Wort und verbreitete sich ausführlich über die Eigenschaften, die das Weib eines Arztes besitzen müßte, als da sind: Geduld, häuslicher Sinn, praktisches Geschick u. s. w. Seine Augen suchten auf meinem Gesichte zu lesen, während er that, als richte er seine Worte an meine Eltern. Mir trieb diese Auseinandersetzung das Blut in die Wangen. Nicht als ob ich ihm hätte widersprechen wollen, nein! Was er sagte, war alles richtig, das Weib eines Arztes muß sich vor allen anderen Frauen durch echt weibliche Talente auszeichnen, aber ich fühlte sehr deutlich, daß mich der Himmel leider nicht mit diesen notwendigen Gaben ausgestattet, daß aber der unglückselige Doktor diese Gaben gerne bei mir gesucht hätte. Ich sah meine Eltern an. Sie blickten vor sich hin und machten Gesichter als säßen sie in der Kirche. Als Herr Weller gegangen war, ergriff die Mutter meine Hand und sagte: Emilie, denke über diesen Abend nach, dir steht ein großes Glück bevor. Auf meinem Zimmer angekommen, dachte ich zwar über diesen Abend nach, von dem bevorstehenden Glück konnte ich jedoch nichts weder in noch außer mir bemerken; ich weinte am offenen Fenster in die Winternacht hinaus. Ich fühlte, wie meine Eltern, obgleich sie wußten, daß ich für den Arzt kaum freundschaftliche Gefühle hegte, von mir das Opfer verlangten, die Hand, die er mir anbieten wollte, nicht zurückzuweisen. Meine Eltern thaten, als bemerkten sie meine Abneigung nicht, sie hielten es für selbstverständlich, daß ich mich ihrem Willen fügen würde. Ich selbst gab ihnen keinen Aufschluß über mein Inneres, dadurch sammelte sich allmählich ein trotziger Widerwille gegen meine ganze Umgebung in mir an, der nur auf die Gelegenheit wartete, aus seinem schweigenden Hinbrüten aufzufahren. Nun besuchte uns Herr Weller eifriger, auch ward er absichtlich oft mit mir allein gelassen, wobei er jedesmal auf das alte Thema, die Pflichten des Weibes, zurückkam, nur mit dem Unterschiede, daß seine Vorträge allmählich lehrhafter wurden. „Thäten Sie nicht besser dies oder jenes?“ „Sie finden dies gewiß schöner als das!“ „Dieses Wort sollten Sie nicht aussprechen!“ „So beträgt sich kein junges Mädchen“ — hieß es beständig in seinen Reden. Wäre er kein Arzt gewesen, so hätte ich mich seiner Gesellschaft entziehen können, indem ich Kopfweh vorgeschützt, da dies alte Mittel jedoch hier nicht wohl von Erfolg sein konnte, mußte ich bei ihm aushalten; sehr erbaut mag er übrigens von meiner Unterhaltungsgabe nicht gewesen sein. Ich hatte ihm anfänglich immer ruhig zugehört, aber als er mir einmal zu verstehen gab, ich sei doch zu alt, um noch länger meine Stunden mit der brodlosen Spielerei des Zeichnens auszufüllen, gab ich ihm gereizt eine sehr scharfe Antwort: das Medizinieren sei im Grunde auch nur eine Spielerei und zwar eine sehr gefährliche. Meine Mutter verwies mir diese Ungezogenheit. Ich fand aber in jenem Augenblick keinen passenderen Angriffspunkt. Die Entrüstung, die mir heilige Malkunst als brodlose Spielerei betrachtet zu sehen, hätte mich noch zu weit heftigeren Ausfällen hinreißen können. Nun that ich den ersten Einblick in die Gemüter meiner Eltern und des Doktors“ — so wendete sie sich nun direkt an mich, während ihr Antlitz von einem bitteren Zug durchfurcht wurde — „Herr Wilhelm, ich lernte zum erstenmal kennen, was Kindesliebe ist. Glauben Sie es mir, die vielgepriesene Liebe der Eltern zu ihrer Tochter besteht darin, möglichst bald die Sorge um dieselbe los zu werden, und wenn wilde Völkerstämme ihre Töchter dem Manne verkaufen, so heucheln sie wenigstens nicht. Die Eltern nehmen dazu allerdings den Vorwand, die Kinder glücklich machen zu wollen, aber wer sich nicht selber glücklich machen kann, der bleibt ewig unglücklich. Um kurz zu sein — es kam zwischen mir und meinem Vater zu einer heftigen Szene, deren Endergebnis war, daß man mich ein undankbares Kind nannte und ich den Entschluß faßte, mir ohne Eltern durch die Welt zu helfen. So!“

Es hatte inzwischen aufgehört zu regnen, der Schirm war überflüssig geworden.

„Nicht wahr, ich langweile Sie?“ wandte sich das Mädchen an mich. „Nein? Gewiß, was ich erlebt, erleben Tausende und werden gute Ehefrauen und bleiben zärtliche Kinder.“

Ich konnte ihr hierauf nichts erwidern, ich schüttelte den Kopf. Sie mochte bemerkt haben, daß mich die Bitterkeit, die sich in der Betonung ihrer Worte ausdrückte, schmerzte. Sie blieb stehen und sagte ablenkend: „Diese Stelle werde ich malen.“

Ein Bach schlüpfte vor uns glitzernd durch bemooste Steine, reichbelaubte Aeste breiteten sich wie segnend über sein rauschendes Silber, die Stämme, durch die zuweilen ein blaues Stück Himmel lugte, ragten graziös am Ufer des Baches empor.

„Morgen beginne ich mit der Arbeit,“ sagte sie. Nach einiger Zeit schweigenden Nebeneinanderwandelns, begann ich: „Ich kann mir denken, wie das folgende Kapitel Ihrer Lebensgeschichte überschrieben ist. Sie haben statt der sicheren Versorgung, die unsicherste, die es giebt, gewählt.“

„Ich habe,“ entgegnete sie, „mich nicht glücklich machen lassen, ich habe versucht mich selbst glücklich zu machen.“

„Und sind Sie glücklich?“ frug ich.

„Sobald ich meine Leinwand vor mir habe, vollkommen,“ sagte sie. „Ich eilte nach München zu dem berühmten Maler P. W., ließ mein Talent prüfen und er erklärte, in drei Jahren könnte ich selbständig sein. Gräfin R. setzte mir für diese Zeit einen kleinen Jahrgehalt aus. Ich befinde mich in dem letzten dieser drei Jahre und nachher — nein! komme es wie es mag, mein Glück heißt: ein Stückchen Leinwand.“

„Aber,“ fuhr ich fort, bis in's Innerste gerührt von dem komisch-tragischen Ausdruck, mit welchem sie diese letzten Worte hervorgepreßt, „haben Sie nicht Stunden, in welchen Sie sich hilflos nach einer Stütze umsehen? Und werden solche Stunden sich allmählich nicht immer öfter einstellen? Und wenn Sie einst der Eltern entbehren müssen —“ hier brach ich ab und ergriff ihre Hand. Sie gab hierauf nicht gleich Antwort, sondern that, als betrachte sie, den in der Ferne leuchtenden See. Leis entzog sie mir ihre Hand, ihre Finger glitten langsam durch die meinen, und ich wagte keinen Versuch sie festzuhalten.

„Solche Stunden werden ohne Zweifel kommen,“ erwiderte sie dann mit belegter Stimme, die, von einer Falte verdüsterte Stirne zu Boden neigend. Auf einmal traf mich ein inniger Blick ihres Auges, ohne daß sie den Kopf merklich hob.

„Aber, ich habe,“ setzte sie hinzu, „ich habe Freunde, die mich verstehen, deren Herz, deren Geist mir eine edle Stütze bietet.“ Wieder ergriff ich ihre Hand und beteuerte durch ein Nicken, daß ich zu diesen Freunden gezählt sein wollte.

„Muß sich ein Weib, um glücklich zu sein, stets an einen Mann mit Eisenklammern festketten? Ich dächte, eine Hand, die die andere hält, giebt ein Band stark genug, um ein ganzes, bewegtes Leben hindurch zu dauern,“ bemerkte sie im Tone innigster Ueberzeugung.

Bei dieser letzten Bemerkung stieg mir das Blut heiß zu Kopf, ohne daß ich wußte, warum. Wie wollte sie dieses „Hand in Hand gehen“ verstanden haben? Wieder traten mir Deine Warnungen, lieber Freund, vor Augen, doch bin ich, wie ich fürchte, im Augenblick so bezaubert von dieser kleinen Person, daß ich im Stande wäre, die größte Torheit meines Lebens zu begehen und mich dabei für einen Weisen zu halten, klüger als die sieben Weisen Griechenlands. Sollte sich später herausstellen, daß ihr ganzes Benehmen eitel Berechnung gewesen? Habe ich als arglose Maus bereits am Speck geleckt, der mich fangen soll? Einerlei, er schmeckt süß und ich werde weiter lecken.

Ich will Dir Etwas verraten — lache mich nicht aus, ich bitte Dich — oder nein! Du würdest mich für einen eiteln Gecken halten. Und nun kann ich es doch nicht bei mir behalten — also ganz im Vertrauen: Manchmal ruht ihr Auge verstohlen auf meiner Hand, blicke ich sie dann an — Du glaubst nicht wie reizend das ist — so atmet sie einen Augenblick rascher als zuvor und fragt etwas Gleichgültiges. Manchmal trifft ihr Auge das meinige mit einer so seltsam sehnsüchtigen

Flamme ganz im Hintergrund der Pupille, manchmal ruht es starr auf mir, als verlöre es sich in sich selbst und erblinde vor seinem eigenen Glanz. O Freund! Was ich dann thue? Kann Einer, während er ertrinkt, seinen Zustand beschreiben? Und ist es mir nicht, als ertränke ich in tötlicher Wonne, wenn sie mich anschaut? Darf ich meiner inneren Stimme Glauben schenken? Darf ich es glauben, was mir gestern Nacht der Traum in die Ohren hauchte, daß eine süße, keusche Sinnlichkeit sie mit dunkler Gewalt zu mir hinzieht, wie mich ebenso zu ihr? Und dann ihr oft schroffes, strenges Benehmen, wenn sie sich verraten zu haben glaubt! Wie gut ihr das steht! Als wir Abschied genommen, kam sie noch einmal zurück.

„Nicht war, Sie halten mich für eine Pflichtvergessene?“ frug sie leise.

„Ich? Sie? Warum?“

„Weil ich von meinen Eltern nicht in dem Tone gesprochen, wie es ein Kind sollte. Doch glauben Sie mir nicht ganz in diesem Punkt. Wenn ich es meinen Eltern auch gerade nicht als Verdienst anrechne, mir das Leben gegeben zu haben, so haben sie doch in anderer Beziehung mehr für mich gethan, als ich für sie jemals thun kann.“

Ehe ich Etwas erwidern konnte, war sie von dannen geeilt. —

Für morgen plane ich eine Seefahrt. Das einsame Königsschloß Berg am andern Ufer lockt mich. (Schluß folgt.)

Sündige Liebe.

Novelle von Detlev Freiherrn von Liliencron.

(Kellinghusen, Holstein.)

(Nachdruck verboten.)

Ich hatte meinen benachbarten Freund, einen ernsten vierzigjährigen Gutsbesitzer, auf einige Tage als werten Gast bei mir. Beide leidenschaftlich Natur und Jagd liebend, hatte er sich bei mir eingefunden, um mit mir zusammen meine Haide zu durchstreifen.

Eines Abends, als wir uns nach der Erbsensuppe rauchend an den Kamin gesetzt hatten, erzählte er mir:

Mein Vater starb, als ich sieben Jahre alt war. Meine thatkräftige, kluge Mutter nahm sofort die Bewirtschaftung des Gutes in die Hand. Sie erzog mich mit äußerster Strenge, überwachte mich und meine Hauslehrer genau, regelte meine tägliche Beschäftigung und ließ mich bis zum achtzehnten Jahre auf Wittenmoor im Herrenhause bei ihr wohnen. Dann machte ich als Extraneus an der nächst gelegenen gelehrten Schule meine Abgangsprüfung zur Universität. Aber ehe ich in's Leben hinaustreten sollte, bestimmte meine Mutter, daß ich, um mich von den geistigen Anstrengungen zu erholen, wie sie sagte, ein halbes Jahr — vom Herbst bis zum Frühling — auf dem Vorwerk Grönhude zubrächte. Von dort sollte ich, nach kurzem Besuche von Berlin und Paris, Heidelberg beziehen.

Ein wunderbarer Gedanke, mich noch ein halbes Jahr auf das Vorwerk zu schicken. Zudem im Winter. Langweiligeres gab es nicht. Aber ich gehorchte, wie in Allem, willenlos meiner Mutter.

Ich hatte ein paar rasche Wagenpferde mitgenommen und fuhr mit diesen in zwei knappen Stunden oft nach Hamburg. Hier hatte meine Mutter ausgedehnte Bekanntschaft in den vornehmen Häusern. Es lag durchaus in ihrem Wunsche, daß ich dort verkehre, daß ich Konzert und Theater besuche. Ohne jede Besorgnis, daß

ich schlechte oder unpassende Gesellschaft unter allen Umständen meiden würde, freute sie sich über meine häufige Anwesenheit in der großen Stadt. Und in Wahrheit, ich war zu gut erzogen und besaß einen heftigen Widerwillen gegen allen Schmutz des Lebens. Ich war ein reiner Mensch.

Meine wunderliche Verbannung nahte ihrem Ende. Ich war voller Freude. Sollte ich doch nun ins Leben hinaus.

Der März war gekommen. Ich war wieder einmal nach Hamburg gefahren, und, nach dem Besuch einer anregenden Gesellschaft, in mein Gasthaus zurückgekehrt. Hatte ich mehr als gewöhnlich getrunken, oder welcher Umstand bewog mich: genug, ich ging wieder auf die Straße und kam, ziellos meinen Weg verfolgend, bald in Stadtteile, die mir völlig unbekannt waren. Ein hellerleuchtetes Haus, in welches zahlreiche Menschen beiderlei Geschlechts in lebhafter Bewegung aus und einzogen, veranlaßte mich, näher zu treten. Nach Erlegung eines kleinen Eintrittsgeldes befand ich mich bald in einem Riesensaal. Ein großes Orchester auf hochliegendem Balkone spielte. Im Saale selbst drehte sich eine unabsehbare Kette von Tanzenden in bacchantischem Taumel. Ich merkte sofort, daß ich hier nicht zugehörig sei. Aber das gänzlich Neue, einige rasch hinter einander getrunkene Gläser, die vielen hübschen Frauengesichter ließen mich auf dem Balle bleiben. Es war — trotz des gewesenen Aschermittwochs — ein sogenannter Maskenball. Die Kostüme, meistens alt, verschlissen, abgeschabt, waren augenscheinlich alle in Trödlerbuden gemietet. Die vorgerückte Stunde hatte von den Gesichtern schon die mehr oder minder scheußliche Larve entfernt.

Während ich mich bald mitten im Saale, bald in den Seitengängen, auf den Emporen, am Schenktisch durchdrängte, war es mir vorgekommen, als wenn unaufhörlich ein hübscher Page, ein verkleidetes Mädchen, mich verfolge. Zu der schlanken Ueppigkeit paßte ein reizendes blondes Gesichtchen . . . Und plötzlich, ohne es zu wollen, saß ich an einem leeren Tische der Schönen gegenüber. Woher ich den Mut hatte, sie zu fragen, mit mir ein Glas Wein zu trinken, weiß ich nicht. Mein Gegenüber antwortete ohne Ziererei sofort, daß sie gerne dazu bereit sei.

„Ich habe," sagte sie, „Sie schon seit einer halben Stunde verfolgt; Sie kennen Hamburg nicht, ich sehe es Ihnen an."

„O doch", antwortete ich, und der guten Gewohnheit folgend, verbeugte ich mich, tief errötend, vor ihr, und nannte ihr meinen Namen: „Baron Bramstedt."

„Ein Baron sind Sie", und dann, mich lächelnd betrachtend: „Wollen wir nicht zusammen tanzen?"

Ich erwiderte artig, daß ich nicht glaube, in dem ungeheuren Gedränge mit ihr recht fortzukommen. Sie lachte wieder, den Hinterkopf in die Hände gelegt zurückbeugend. Der Tanz unterblieb.

„Wollen Sie auch meinen Namen wissen?" Ich neigte verbindlich mein Haupt.

„Lise heiße ich, aber sie nennen mich immer die dicke Lise."

Trotz meiner Unerfahrenheit wußte ich auf der Stelle, wen ich vor mir hatte. Ein unangenehmes, fröstelndes, mich beklemmendes Gefühl rieselte mir durch Seele und Körper. Aber sie war so jung, so frisch. Sie konnte kaum siebzehn Jahre sein. Unmöglich . . .

Je länger ich sie betrachtete und auf ihr heiteres Geplauder hörte, je mehr gefiel mir das Mädchen. Mein Blut ging rasch durch die Adern. Ich verliebte mich mit jeder Minute mehr. Eifersüchtig zog sich meine Stirne zusammen, wenn ich bemerkte, daß vorübergehende Herren ihr Worte in's Ohr flüsterten, ja, sogar auf die Schultern klopften, und es kam mir deßhalb wie eine Art Erlösung vor, als sie mich bat, sie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten, sie habe Kopfschmerzen und wünsche sich fort aus dem Lärm.

Und gleich darauf führte ich den Pagen, der einen langen Mantel übergeworfen hatte, durch leerer und leerer werdende Straßen. Als wir endlich an einem großen vierstöckigen Gebäude angekommen, sagte sie plötzlich, still stehend:

„Hier bin ich zu Hause. Wissen Sie, Herr Baron, kommen Sie noch einige Minuten in meine Wohnung.“

Mein Herz pochte hörbar.

Wir stiegen zwei dunkle Treppen vorsichtig hinauf. Ueberall lag tiefe Stille. Sie hatte mir ihre Hand gereicht, und, vorsichtig tastend, standen wir bald vor einer Thür, die sie mit einem aus der Tasche gezogenen Schlüssel öffnete. Eine Ampel, die durch die rote Kuppel gedämpftes Licht verbreitete, hing über einem runden Tisch. Das Zimmer durchströmte ein feiner Wohlgeruch.

„Das ist mir zu dunkel,“ lachte sie, und entzündete zwei Kerzen.

„So, nun machen Sie es sich bequem.“

Hatte ich auf der Straße mich unbefangen mit ihr unterhalten, wurde ich hier einsilbig und verlegen. Nie noch hatte ich in solcher Weise, in so vorgeschrittener Nachtstunde einem Weibe gegenübergestanden.

Ich weiß kaum mehr etwas zu erinnern, aber ich weiß, daß ein nie gekanntes, mich unsäglich berauschendes Gefühl in Strömen mich durchschütterte. Als ich durch das Geräusch des werdenden Morgens erwachte, lag des schlafenden Mädchens linke Hand, zur kleinen Faust geballt, auf meiner Brust, als wolle nimmer sie mich freigeben. Ich mußte das süße Gesichtchen betrachten. Und als sie dann plötzlich die Augen öffnete und mich stumm lächelnd ansah, verlor ich das Bewußtsein.

* * *

Die Ausrufer, Verkäufer auf den Straßen, die wüste, laute Durcheinanderanpreisung von Kohl, Aepfeln, Fischen, Kraut — Alles war still geworden. Die Zwölfuhrmittagesser schafften schon wieder an der Arbeit — und ich war immer noch in dem hübschen Zimmer, das ich in später Nachtstunde betreten hatte.

Von Weitem sandte eine Drehorgel das Miserere aus dem Troubadour zu uns. Lise und ich saßen uns gegenüber. Wir saßen Hand in Hand. Ich konnte nicht mehr meine Augen von dem schönen Mädchen wenden. Sie sah mich an, sie lächelte verschämt, dann fiel sie mir um den Hals und weinte. Als ich sie beruhigt hatte, erzählte sie mir die Geschichte ihres Lebens: Die Tochter einer Kellnerin die in späteren Jahren am Hafen eine böse Schenke mit weiblicher Bedienung hatte, war sie in diesem Sumpfe aufgewachsen und erzogen. Mit dem fünfzehnten Jahre, von ihrer unnatürlichen Mutter an einen alten englischen Kapitain verkauft, war sie, als sie ihre Schande entdeckte, entflohen. Der Direktor eines Vorstadttheaters nahm sie auf. Acht Thaler monatlich konnten sie nicht ernähren. Um sich zu zerstreuen und zu betäuben, besuchte sie an ihren freien Abenden die zahlreichen Tanzlokale . . .

Wie mir diese Erzählung ins Herz schnitt! Die Orgel, die nur die eine Melodie zu spielen schien, begleitete den traurigen Bericht; nun verklang sie, unter unserm Fenster langsam vorbeiziehend, in der Ferne.

Die Nachmittagssonne fiel ins Fenster, und ich, wie plötzlich erwachend aus einem furchtbaren, süßen Traume, erhob mich, um von ihr Abschied zu nehmen. Ich versprach, am andern Morgen wieder zu kommen, aber da — während wir uns glühend küßten, zog plötzlich ein schwarzer Riesenvogel mit ungeheuren Flügeln über den sonnigen blauen Himmel meiner Liebe. Die strengen Augen meiner Mutter sahen mich schmerzlich und verächtlich an: Du liebst ein solches Mädchen? In demselben Augenblick entsann ich mich einer Geschichte, die ich kürzlich gelesen: Ein junger, liebenswürdiger Offizier hatte sich leidenschaftlich in eine Dirne vergafft. Als er seine Liebe sich entdeckte, als er nicht mehr hin und zurückkonnte, erschoß er sich.

Jählings fielen meine Arme von ihrem weißen Nacken. Die hehren, ruhigen, blassen Götter des Stolzes, der Ehre, der Wohlanständigkeit stellten sich, gepanzert, vor mir auf. Mit einem eisigen Lebewohl wollte ich das Zimmer verlassen. Aber mit dem Feingefühl des Weibes hatte Lise sofort erkannt, was in mir vorgegangen. Sie sank, wie vom Beil getroffen, mir zu Füßen, und umklammerte sie.

„Verlaß mich nicht; vergieb, vergieb; rette mich. Ich liebe dich ja, ich liebe dich, Hans . . .“ und leidenschaftlicher werdend, rief sie: „Und du, du liebst mich auch, Hans . . . Verlaß mich nicht . . .“ und während ich starr auf sie hinabsah, erhob sie sich, von unten scheu meine Augen suchend. Mein ganzer Körper zitterte leise, als sie langsam sich an mir aufrichtete.

„Ich komme wieder,“ sagte ich tonlos; und schon im nächsten Augenblick klinkte ich die Thüre auf; ehe ich sie schloß, sah ich noch einmal in den Raum zurück, der mir ein Himmel gewesen.

Mit ausgebreiteten Armen, das Haupt ein wenig auf die rechte Seite neigend, den Mund schmal geöffnet, das große Auge leer auf mich geheftet, stand die schöne „goldene“ Schlange inmitten ihres Paradieses.

* * *

Ich bin kein leidenschaftlicher Mensch. Ich unterschreibe Alles, was Schopenhauer über die Liebe sagt. Sie ist nur das Fangmittel für die Zwecke der unerbittlichen Natur.

Wenn irgend ich konnte, habe ich mir die Weiber fern gehalten; merkte ich, daß mein Herz in lebhaftere Bewegung geriet durch eine Frau, ein Mädchen — schleunigst machte ich mich auf die Reise. Und ich habe mich wohl dabei befunden.

Nur einmal hat mir die Liebe eine schlaflose Nacht gebracht mit so furchtbaren Schrecken, daß ich sie nie vergessen werde.

Es war jene Nacht, als ich mit dampfenden, zusammenbrechenden Pferden auf Grönhude ankam.

Zu meinem Hausstande gehörten außer meinem Diener ein altes Ehepaar Ralfs. Vater Ralfs war Kammerdiener bei meinem Großvater gewesen; nun lebte er sein „Altenteil“ auf Grönhude. Er und seine fast ebenso hochbetagte taube Frau führten der Form nach meine Haushaltung.

Als ich vom Wagen aus mit einem hastigen Sprunge die Treppe berührte, trat mein Diener heraus, um mir behülflich zu sein. Ich sagte ihm barsch, er solle den Kutscher anweisen, die stark mitgenommenen Pferde erst umherzuführen, ehe sie abgeschirrt würden. Er erwiderte mir, die beiden Braunen könnten kaum mehr stehen, sie zitterten so stark, daß . . .

„Thu', was ich sage,“ rief ich ihm erregt zu. Mein Diener, der solchen Ton bei mir nicht kannte, schlich sich, errötend, hinaus.

Nun trat ich in mein Zimmer; mir folgte Ralfs, der mit der Geschwätzigkeit und den Redewiederholungen des Alters eine Erzählung begann, daß er sich heute den letzten Zahn ausgezogen. Er habe einen starken Zwirnsfaden doppelt genommen, um den Zahn gelegt, das eine Ende des Fadens um ein Fensterkreuz . . .

„Höre auf, Alter, ich habe Kopfschmerzen, erzähle mir morgen deine Geschichte“ . . . und ganz verwundert und beschämt zog er sich zurück.

Allein! Ich trat hastig ans Fenster und öffnete es mit einem Ruck. Um mein heißes Gesicht strich die köstliche, feuchte Luft des Vorfrühlings. Als ich ins Zimmer zurückging, merkte ich erst die Bemühungen meines gebrechlichen, längst zum Todschießen reifen Teckels Männe, die Freude des Wiedersehens durch Hinundherspringen und schwaches heiseres Gebell kundzugeben. Ich nahm ihn auf die Arme und liebkoste ihn. Aber meine Liebesbezeugungen müssen so heftig gewesen sein, daß er, als ich ihn niedersetzte, ganz gegen seine Gewohnheit mit eingezogenem Schweife, statt mir als echter Teckel die Zähne zu zeigen, auf sein Kissen kroch.

Allein! . . Und mit ausgebreiteten Armen jagte ich auf und nieder. Ich schrie, ich wimmerte wie ein mit Schmerzen behaftetes Tier. Oft hatte ich schon die Hand an die Glocke gelegt: Die Pferde, die Pferde vor! Zurück, zurück zu ihr! . . . Aber dann standen die blassen Gepanzerten mit wagrecht gehaltenen Speeren vor mir, der Stolz, die Ehre, die Wohlanständigkeit.

Und wieder und wieder stürmte ich auf und ab. Da fiel mir ein, was mich so oft getröstet: Ich setzte mich an meinen Schreibtisch, und die Stirn scharf an den Rand legend, betete ich inbrünstig zu Gott, er möge mir helfen. Und wirklich wurde ich ruhiger. Da rief — zum ersten Mal in diesem Frühling — die Drossel aus der Ferne, aus dem Garten, und: „Lise, dicke Lise" schrie ich auf, und wieder war es wie zuvor.

Die alte taube Frau Ralfs meldete mir, daß mein Abendbrot bereit stehe. Ich verneinte mit Kopf und Hand, daß ich essen möge . . .

Längst hatte die Nacht dem Tage den Vorhang vorgezogen. Mein Fenster stand noch immer offen. Ich merkte die Kühle nicht. Ein bitteres, häßliches, mit Gott und Allem murrendes Gefühl kroch mir in's innerste Herz.

War das die vielbesungene, vielgepriesene, die ewige Liebe, die ich fühlte? Die erste Liebe ist keusch wie ein verstecktes Waldbächlein. Hatte ich nicht oft gelesen, welch' unsägliche Wonne die erste reine Liebe mit sich bringe? Und nun? Ich hatte mit der wilden Gewitternacht der Liebe begonnen, was war es ferner denn des Reizes?

Und denoch, denoch, ich liebe dich ja, Lise; ich kann nicht von dir lassen. Das süße Bild, wie sie, schlafend, die kleine Faust auf meiner Brust hielt, als wolle nimmer sie mich freigeben — ich konnte es nicht aus dem Gedächtnis bannen.

Mitternacht war längst vorüber. Ich hatte lange im Neuem Testament gelesen; die herrlichen Worte des Erlösers waren Oel auf der wilden See meines Herzens. Sie hatten mich wahrhaft getröstet. Keine Angst, keine Beunruhigung gaben sie mir. Und schon wollte ich zur Ruhe gehen, um, mit Gott, den Kampf am andern Morgen fortzusetzen und zu siegen, als mir beim letzten Blättern das hohe Lied Salomonis in die Augen kam. Hatte ich als gläubiger Christ die naiven Kapitelübersetzungen Luther's mit allem Ernste in Zusammenhang gebracht mit dem Inhalte, so wurde ich nun so berauscht von dem wundervollen Liebeslied des erlauchten Dichters, daß ich in die höchste Aufregung geriet . . .

Zu ihr, zu ihr! Ich nahm meinen Hut und ging aus dem Hause, um nach dem Stalle zu eilen, den Kutscher zu wecken, daß er auf der Stelle anspanne. Aber vor der Stallthüre streckten mir wieder die blassen Gepanzerten die Speere vor. Lautlos schlief die Natur. Ich hörte das Scharren einer Kette, eine Kuh hustete, ein Hahn krähte im Schlafe.

In den Wald! Dort find' ich Ruhe. Der Mond hatte eine dicke graugelbe Regenwolke übergezogen.

Ich lehnte mich an einen Buchenstamm. In unermeßlicher Höhe schrieen wilde Gänse. Zuweilen knackte ein Zweig. Dann wieder alles still.

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Und wiederum wanderte ich ruhelos in meinem Zimmer auf und ab. Da fiel mir plötzlich ein, daß einer meiner Hauslehrer mir geraten, in tieferregter Stimmung die Selbstbetrachtungen des Kaisers Mark Aurel in die Hand zu nehmen. Augenblicklich holte ich sie aus meinem Bücherschrank.

Und wirklich, als ich mich in das Buch vertiefte, kam endlich die ersehnte Ruhe. Gewiß war sie künstlich, aber sie war doch gekommen. Und mit langsamen Schritten hin und hergehend, überlegte ich den folgenden, unnatürlichen, gezierten, abscheulichen Brief, von dem ich noch heute eine Abschrift habe. Ich schrieb:

Mein Fräulein!

Als ich gestern, von Ihnen veranlaßt, Ihre Wohnung betrat, wußte ich nicht, daß ich in die Netze einer Dirne mich verfangen hatte.

Durch Ihre gewiegten Künste eingeschläfert, gelang es mir nicht sofort, mich aus Ihren Armen zu reißen. Doch nun, nach langem Kampfe (ich muß es gestehen), bin ich Sieger geblieben.

Sie werden einsehen, daß es mir meiner Stellung, meiner moralischen Gesinnungen, meiner Erziehung nach nicht wohl ansteht, mich ferner mit Ihnen zu beschäftigen.

Ich kann Ihnen nur anheimgeben, sich mit Ihrem Seelsorger in Verbindung zu setzen, dem es gelingen möge, Sie auf den rechten Weg zu führen.

10 Louisd'or gestatte ich mir ergebenst mitzusenden.

H. B.

* * *

Ich war nach Vollendung dieses Machwerks auf meinem Stuhle eingeschlafen und erwachte, als schon die Sonne durch die Scheiben schien. Ohne mich zu besinnen, versiegelte ich den vor mir liegenden Brief, steckte mir zu meinem Reisegeld noch 10 Louisd'or ein und fuhr nach Mittermoor zu meiner Mutter. Meinem Diener hinterließ ich die Weisung, meine Koffer zu packen und mich um 10 Uhr Abends auf dem Berliner Bahnhof in Hamburg zu erwarten.

Meine Mutter staunte, den plötzlichen Entschluß meiner Abreise zu hören, billigte ihn aber sehr, als ich ihr Andeutungen gegeben hatte.

Am andern Morgen rieb ich mir schon die schlaftrunkenen Augen auf dem Hamburger Bahnhof in Berlin.

Am Nachmittag vorher hatte ich den Brief und die 10 Louisd'or auf die Post gegeben.

* * *

Als ich acht Tage in Berlin gewesen, erhielt ich als Einlage in einem Briefe meiner Mutter ein Schreiben, von dem sie mir sagte, daß es bald nach meiner Abreise auf Grönhude eingetroffen sei; nach der kritzlichen Handschrift der Adresse zu urteilen, werde es ein Bettelbrief sein. Auch ich war der Ansicht und öffnete den Brief, wie man eben ein Bettelschreiben aufbricht, halb gleichgiltig, halb neugierig.

Aber während des Lesens übergoß Blutwelle auf Blutwelle mein Gesicht. Die Zuschrift — unorthographisch, aber darauf achtete ich nicht — lautete:

Werther Herr Baron!

Ihren Brief den Sie mich zuschickten habe ich mit tiefen Herzeleide erhalten. In mein junges Leben da ich so viel Elend und Kummer hatte habe ich nicht so sehr geweint da ihr werther Brief ankam. Ich mögte immer an Ihrer Seite gewesen sein da ich Ihnen so sehr lieb hatte und habe. Ich wußte nicht da ich Ihnen sah was die Liebe war. Aber da hat mein Herz geliebt gleich als ich Ihnen sah in Bartels sein Lokal. Wenn ich gewußt das ich Sie so gekränkt aber die Männer sagen alle die dicke Liese ist so gut und nett und Sie allein — ach lieber lieber Herr Baron — haben mir nicht gemocht und liebe Ihnen doch so sehr.

Ich sehe ihnen nun nicht mehr im Leben da Sie so stolz sind und denken Sie doch zuweilen ich weiß es an Ihre dicke Lise die Ihnen so sehr lieb hat und nun immer weinen muß.

Das Geld — o warum schickten Sie mir das — habe ich an das Matrosenkrankenhaus im Jonas gegeben da mein Vater ein Steuermann soll gewesen sein

Es grüßt Ihnen mit so betriebten Herzen

Achtungsvoll

Lise.

Es hat dann doch Jahre gedauert, so schloß der Erzähler, bis ich nicht mehr an diesen Brief denken mußte.

Damals, als ich ihn in Berlin zuerst las, wollte ich durchaus zurück zu dem armen Kinde. Ein guter Stern — warum soll ich es nicht aussprechen — hielt mich ab. Und es ist recht so gewesen.

Unser Dichter-Album.

(Nachdruck verboten.)

Weltanschauung.

Jüngst frug man mich — noch denk' ich dran
Mit Angst und wenig Erbauung —
Man frug mich — nun, daß ich's offen sag',
Nach meiner Weltanschauung.

Ein spindelbein'ger Pessimist
Pries Hartmann und Schopenhauer,
Für Hegel schwärmte ein trock'ner Jurist
Und für Büchner ein dicker Brauer;

Kurz, Jedermann schien Philosoph,
Jede Zunge begann zu kämpfen
Und Michels Sprache wand sich wie toll
In dialektischen Krämpfen.

Mir selbst ward es gar schwül zu Mut,
Allein da half kein Verstummen,
Mit unerbittlichem Ernst begann
Der ganze Chorus zu brummen.

Der riet mir, jeden Gedankenblitz
In ein System zu zwängen,
Und jener das Flügelkleid Poesie
An den Nagel der Weisheit zu hängen.

Der liebenswürd'gen Hausfrau erst
Gelang es, mich zu erretten,
Doch den ganzen Abend träumte ich
Von Gedanken-Prokustesbetten. —

Verstört und grollend wachte ich auf;
Schon sah der Tag in mein Zimmer
Und durch die hohen Fenster quoll
Der Sonne leuchtend' Geflimmer,

Sah des Lenzes duftende Blütenpracht,
Kamen schmeichelnde Lüfte geflogen
Und mit ihnen ein schwirrender Flammenpfeil
Von Apollons klingendem Bogen.

Er traf — und wie immer sah ich die Welt
Erhaben, doch ohne Schranken,
Wie Seele und Leib vermählte sich
Die Form mit dem hehren Gedanken.

Zu leuchtenden Höhen trug's mich empor,
In ein Meer von seligen Gluten,
Und wie die Natur, so durfte auch ich
Im Schaffensdrang jubeln und bluten.

Wer die hohe Erzeug'rin durch Brillen beguckt,
Wird ewig am Stückwerk kleben,
Mit ihr zu schaffen und bilden wie Gott,
Hat sie nur dem Künstler gegeben!

Wien. M. E. delle Grazie.

Nachtzauber.

1.

Die Nachtigallen sind im Land erwacht —
Wer weiß es, was sie schluchzen, was sie sagen,
Und was weither durch diese Purpurnacht
Mich deine schicksaldunklen Augen fragen?

Die Nachtigallen sind im Land erwacht —
Und ein Narzissenduft kommt auf vom Thale —
Die Sehnsucht dieser Lenzesmitternacht
Irrt antwortlos im stillen Himmelssaale . . .

Die Nachtigallen sind im Land erwacht —
Die Lust zu leben regt in mir die Schwingen —
Ein Etwas in mir fragt und weint und lacht
Und möchte sich zu dir hinüberringen.

Die Nachtigallen sind im Land erwacht —
Mein Herz ist aufgeschreckt aus seiner Stille . . .
Zu dir die Ferne überbrückt sich sacht,
Denn rastlos baut durch Sterne hin mein Wille . . .

Die Nachtigallen sind im Land erwacht —
Und du entwandelst licht auf meiner Brücke,
Und über deiner Stirn entwebt sich sacht
Der Heil'genschein von unserm Jugendglücke . . .

2.

Wie trunken schläft die Juninacht!
Es ist wie Duft von reifem Korn
Weither im Lande aufgewacht —
Die Rose glüht am Heckendorn —
Der Bergwald atmet; manchmal stehen
Die Winde aus den Wolken auf,
Und führen sehnsuchtschwüles Wehen
Der Leidenschaft vom Thal herauf . . .

Dort blitzt aus dem entschlaf'nen Land
Ein einzig waches Fensterlein —
Ich habe bald dein Haus erkannt;
Von dort entloht der schwüle Schein —
Und aus beglänzten Büschen fragen
Mich Nachtigallen wo du bist,
Warum in diesen trunk'nen Tagen
Die Sehnsucht nicht die Liebe küßt . . .

Straßburg i. E. **Alberta von Puttkamer.**

Traum.

Mir träumte, du wär'st gestorben
Und lägst erstarrt im Leinen.
Ich stand an deiner Bahre
Und konnt' vor Schmerz nicht weinen.

Es schien der Mond durch's Fenster
Mit todtenstillem Glanze,
Noch bleicher wurden die Wangen,
Noch blasser die Rosen im Kranze.

Vom Tischlein in der Ecke
Trübselige Kerzen brannten,
Dazwischen mit Oel und Weihbronn
Zwei silberne Schalen standen.

Sie hatten deine Hände
Um's Kruzifix gefaltet,
Die lieben Augen geschlossen
Und alles gar zierlich gestaltet.

Da drängte mein ganzes Leben
In einen Kuß sich zusammen.
Ich preßte auf deine Lippen
Die Seele in lodernden Flammen.

Da wurdest du wieder lebendig,
Die Arme mich umstrickten
Und deine glühenden Küsse
Mich selber nun fast erstickten.

München. **Heinrich v. Reder.**

Träumereien.

Drei Ritornelle.

Der Sirenenbaum.

Zaubergewaltiger Lorbeer!
Nach dir langt Jung und Alt! Du lockst wie Gold und Liebe,
Daß Gift du birgst, bedenken die Verlockten nimmermehr!

Die Diamanten der Armen.

Weißfunkelnde Thautropfen!
Ihr seid die holdverstreuten Diamanten der Natur;
Um Euch wird keines Weltkind's eitles Herz je höher klopfen!

Die Myrthe der Verlorenen.

Bleichgrüner Rosmarin!
Geächtet bist du unter allen jungen Zweigen,
Weil du im Sarge schmückst das Haupt der Sünderin!

Melk a./D. **Graf Emerich von Stadion.**

Unsterblichkeit.

Es wälzt ein Strom sich unabläßig fort
In geistverwandter Seher Schöpferwort.
Und dieser Strom rinnt durch mein eigenes Sein,
Als eine neue Welle mich zu weih'n.
Und treibt dahin die Fluten meiner Dichtung
Zum Katarakt erhabener Selbstvernichtung,
Ausmündend in das Meer der Ewigkeit,
Jenseits der Sümpfe dieser morschen Zeit.
Ich bin ein winzig nichtiges Atom
In dieses heiligen Geistes Wunderstrom.
Doch mich erhebt, den schwachen Erdenwurm,
Der uranfänglich eingeborene Sturm
Der Adlersehnsucht himmelan zum Licht,
Der hehre Drang, der jede Schranke bricht.
Ich bin ein Keim allliebender Natur,
Ich bin ein Fädchen in der Riesenschnur,
Die alle Elemente fest umschlingt,
Ein Teil der Allmacht, die auch mich durchdringt.
Was quält mich d'rum mein kleines Leid und was,
Ihr teuren Feinde, euer Neid und Haß?
Denn neben mir die großen Todten schreiten
Und grüßen mich, den Mann der Einsamkeiten.
Ich weiß es wohl, voll Schlacken ist mein Ich.
Doch ihr, Staubkriechende, versteht ihr mich?
Ich bin ein thöricht jämmerliches Nichts,
Ein Schatten nur im Quell des ewigen Lichts.
Doch in mir flammt ein Etwas hehr und rein,
Das mich erhebt aus allem Sinnenschein.
Ich lebe nicht in mir, ich löse auf
Mein Wesen in der Welten Sphärenlauf.
Mein Innerstes wird eitel Glanz und Duft,
Vermählt sich mit der sternenhellen Luft.
Versenkt in Zukunft und Vergangenheit,
Entrück' ich mich der schaalen Wirklichkeit.
Unsterblich weil' ich in der Seligen Land,
Wo in Entsagung Wahn und Wunsch entschwand.
Bewußt der Selbstkraft, die vom Ich befreit,
Umweht mich sanft dein Hauch, Unsterblichkeit.

Charlottenburg. **Karl Bleibtreu.**

Einsam.

Wer kennt, Genie und Wahnsinn, eure Grenzen,
Wer weiß, wo Licht und Finsternis sich scheidet? —
Wahnsinn ist oft, was ihr als Geist beneidet,
Und Blasen treibt er, die im Lichte glänzen.

Wahnsinnig nennt ihr, wem die Welt verleidet,
Wer einsam steht auf menschenferner Höhe,
Im tiefsten Herzen der Erkenntnis Wehe,
Allein in seinen Königsstolz gekleidet.

Ein edles Herz scheut den gemeinen Haufen,
Schmerzvoll und still in sich zurückgezogen
Mag's schmeichelnd nicht der Menge Gunst erkaufen.

Von düst'rem Glanz die hohe Stirn umflogen
Stand er allein, bis seine Zeit verlaufen,
Bis ihn die heilige Flut hinabgezogen.

München. **Franz Wichmann.**

Lauf der Welt.

Als du noch lebtest, ließ man dich in Ruh',
Und was du schufest, das kannte Niemand . . .
Doch als du thatest die Augen zu,
Da nannte man frisch dich „Prinz aus Genieland" . . .
Da schrieb man in Prosa und Reimgefügen
Dir Nekrologe lang und breit,
Und malte dein Bild aus Wahrheit und Lügen
Und pries deine selt'ne — Bescheidenheit!

Leipzig. **Hermann Conradi.**

Das Verhältnis von Tugend und Glück in seiner geschichtlichen Entwickelung.

Von O. Plümacher.

(Berlin.) (Nachdruck verboten.)

Erster Teil.

Bei den Griechen bedeutete Ethik Glückseligkeitslehre.

Die Ethik lehrte gut und tugendhaft sein. Gut war, was Lust und Glück gewährte; somit war das Streben nach der Tugend nicht nur der Weg zum Glück, die Tugend selbst erschien als die Glückseligkeit.

Inhaltlich war den Griechen das „Gute" das „Gesetzliche", also das von Sitte und Gesetz Festgestellte und durch Zeit und Gewohnheit Geheiligte. Das dem griechischen Kulturstaate Förderliche, hieß „gut" und seine Ausübung die Tugend. Der Einzelne kam wesentlich nur als Bürger des Kulturstaates in Betracht. Sein Verhältnis zum Staatswesen bestimmte den Kreis seiner sittlichen Aufgaben, wobei

vorausgesetzt war, daß ihm die Erfüllung dieser Pflichten auch das Behagen und das Glück seines Lebens gewährleistete.

Das Griechenvolk, auserschen, eine vorwiegend ästhetische Kultur zu entwickeln, welche bis in die fernsten Zeiten maßgebend wirken sollte, war von der Natur mit der wohlthätigen Illusion ausgestattet, es sei mit der Förderung der spezifisch griechischen Kultur ohne weiteres das Glück des Einzelnen gesichert. Aktiver Bürger des griechischen Kulturstaates zu sein, galt in den Zeiten des Aufschwunges als Gewähr, daß man glückhaftig sei, und zwar vermittelst der Teilnahme an der Staatslehre, der Kulturlehre und des ästhetisch veredelten Sinnengenußes in den nationalbürgerlichen Lebensformen.

Der Grieche der Kultur-Blüte-Zeit konnte also individualer Eudämonist, d. h. egoistischer Glückseligkeits-Streber sein und gleichzeitig, ja gerade dadurch, auch ein Mann der Tugend. Demnach wußte die Theorie nichts von einem Unterschied zwischen „Mögen" und „Sollen", zwischen dem individuell Wünschenswerten und dem staatlich Gebotenen. Die philosophische Ethik hatte nur den freien Mann, den politisch aktiven Bürger im Auge, und bei diesem erachtete man das legale Sollen als mit dem individuellen Wollen zusammen fallend.

Erst allmählich erwachte die Einsicht, daß zwischen Theorie und Wirklichkeit eine Kluft gähne, und daß der Begriff des Staatswohls sich durchaus nicht in allen Fällen mit dem Begriff des individuellen Glückes decke, wenn das Letztere im Sinne von lustvollem Behagen, d. h. als Glückseligkeit in bisheriger ästhetisch-sinnlicher Weise aufgefaßt würde. Schon der Mythos zeigte den Widerspruch des providentiell Geforderten und des individuell Erwünschten und den hieraus erwachsenden tragischen Konflikt. Das tägliche Leben reproduzierte und variierte diese Vorgänge auf die mannfaltigste Weise. Weil das Staatswohl prinzipiell den Gehorsam des Bürgers gegen das Gesetz verlangte, darum trank ein Sokrates selbstverleugnend den Giftbecher, statt sich durch die Flucht dem ungerechten Urteile zu entziehen, wie es das Prinzip des individuellen Glückstrebens eigentlich verlangt hätte. Die Idee des Staates, als etwas Selbstberechtigtes, Selbstherrliches, kollidierte mit dem Interesse des Einzelnen; aber die Idee siegte über den natürlichen Trieb.

Nunmehr spaltet sich die Ethik in zwei Richtungen. Die eine erhebt die Individual-Glückseligkeit in der bisherigen Auffassung, die andere die Idee der Vernünftigkeit zum Prinzipe der Moral. Die erste Richtung vertritt der Epikuräismus, die letztere der Stoizismus.

Der Staat und sein Gesetz kommt für den Epikuräismus nur insofern in Betracht, als er den Rahmen bildet, innerhalb dessen der Einzelne sich zu einem höheren Genußleben erheben und seine höheren geistigen Eigentümlichkeiten günstiger entfalten kann als im ungebundenen Naturzustand. Für den Stoizismus aber ist der Staat und sein Gesetz das Höhere gegenüber der individuellen Willkür, weil er Repräsentant der Weltvernunft ist, welche der Stoiker als den innersten Kern auch seines individuellen Wesens vor allem andern bejaht und als das wahrhaft Gute und Ewige über das vergängliche sinnliche Behagen stellt.

Der Epikuräer fügt sich der Landessitte und dem Gesetz, soweit sie seinen individuellen Wünschen förderlich sind, oder weil der Widerstand dagegen unangenehme Folgen für ihn hätte; der Stoiker fügt sich, wenn er Sitte und Gesetz als vernünftig erkennt auch dann, wenn dieselben ihm persönlich unbequem, ja verhängnisvoll werden. Die Stoiker waren noch immer Eudämonisten, d. h. sie suchten die Tugend um der Glückseligkeit willen; aber ihr Begriff von der Glückseligkeit war ein anderer geworden. Die Illusion, man habe nur nötig, ein griechischer Bürger zu sein, um dem Glück im Schooße zu sitzen, war zerstört, nicht minder diejenige, daß die Erfüllung eines Menschenlebens mit einer möglichst großen Summe sinnlicher Genüsse schon ein glückseliges Leben darstelle. Stoiker und Epikuräer hatten erkannt, daß das menschliche Dasein einem Felde gleiche, auf dem neben den Rosen auch sehr viel Unkraut wächst, abgesehen davon, daß ja auch die Rosen nur auf dornigen Büschen wachsen. Man thut den antiken Epikuräern unrecht, wenn man sie einfach

für raffinierte sinnliche Genüßlinge erachtet; sie hatten bereits erkannt, daß sinnliches Genießen nicht nur wieder eigentümliche Unlust schafft, sondern auch, daß es das tiefere Sehnen einer edlen Natur gar nicht stillt; daher sie nicht in positiver Lust, sondern in der Vermeidung der Unlust, im Frieden beschaulicher Selbstgenügsamkeit, ohne Fürchten, aber auch ohne Hoffen, und ohne allen weltlichen Ehrgeiz ihr Wohl suchten.

Die Stoiker aber verlegten den Schwerpunkt des Lebens in das vernünftige Erkennen und in das geistige Hochgefühl, sich als Teilhaber der allgemeinen Weltvernunft zu wissen. Im Stoizismus geht die Ethik über das antike Egoismus-Prinzip hinaus. Die Begeisterung für die Erkenntnis und die Wahrheit, die Sehnsucht, die als das Göttliche verehrte Weltvernunft möglichst in sich zu sammeln und zur konkreten persönlichen Darstellung zu bringen, führt dazu, die Tugend, als Inbegriff des vernunftgemäßen Handelns, um ihrer selbst willen zu erstreben.

Die Theorie behauptete zwar noch immer die Gleichheit von Tugend und Glückseligkeit; wenn aber gelehrt wurde, daß der Tugendhafte auch auf der Folter noch glückselig sei, so lag es auf der Hand, daß die Theorie nur dadurch aufrecht erhalten werden konnte, daß man dem Worte einen andern Begriff unterschob. —

Einen ähnlichen Gang zeigt die sittliche Weltanschauung der Juden.

Dem Mosaismus war das Glück dem Tugendhaften schon dadurch gewiß, daß er dem auserwählten Volke Gottes angehörte. Die mit der höheren Kultur sich ergebende höhere Individualisierung des Gefühls erzeugte aber das Bewußtsein, daß es noch lange nicht hinreiche, ein Sohn Israels zu sein, um das Glück sein eigen zu nennen, und daß wahres Glück, das tiefinnerste Befriedigtsein eine gar seltene Blüte sei. Der Prediger Salomonis und das Buch Hiob bilden die Gegenstücke zum Epikuräismus und Stoizismus. Der Prediger erkennt gleich Epikur, daß das Streben nach weltlicher Ehre und hervorragender Stellung „eitel" ist und die Anstrengungen, sie zu gewinnen, nicht lohne; er begehrt daher nichts mehr vom Geschick als Ruhe und einen maßvollen, nicht abstumpfenden Sinnengenuß: das Essen soll ihm schmecken und seines Weibes will er froh sein. Hiob aber, höheren religiösen Schwunges fähig, sucht gleich den Stoikern den Frieden der Entsagung, er erkennt, daß die Welt nicht zur Lust geschaffen ist, und daß es gilt, bewundernd der erhabenen Unerfaßlichkeit der Macht und Weisheit Gottes sich zu fügen und seine Befriedigung in dem religiös-ästhetischen Schwelgen beschaulichen Lebens zu finden.

Während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung begegneten sich in Alexandrien orientalisch-mystische Spekulation, griechische Wissenschaft und Philosophie und jüdische Gottesgelehrsamkeit und tauschten ihre Ideen mit einander aus. Aus der Verschmelzung so verschiedener Elemente entstand der Neu-Platonismus. Der Neu-Platonismus ist religiöse Philosophie, seine Moral religiöse Ethik. Nach dieser Lehre beruht philosophische Erkenntnis im individuellen Anteil des menschlichen Geistes an der absoluten Geistigkeit, an der Gottheit; und ebenso ist die Gewähr der Glückseligkeit, wie nicht minder das Wesen der Glückseligkeit selbst, die Anteilnahme des Individuums am Wesen der Gottheit, mit andern Worten: das Sein des endlichen Geistes im unendlichen, göttlichen Geiste. Die antike griechische Philosophie hatte das Menschenwesen als ein einheitlich-sinnlich-geistiges aufgefaßt und den Geist von der lebendig-sinnlichen Erscheinung nicht abgetrennt; der Geist galt vielmehr als die Blüte des leiblichen Wesens. Die Neu-Platoniker betonten dagegen die Gegensätzlichkeit des Objektiven und Subjektiven, des sich selbst im Bewußtsein fassenden Geistes und dessen, was dem Bewußtsein als ein Aeußeres, Fremdes erscheint, weil es ihm durch die Sinne erst übermittelt werden muß, bevor es Empfundenes werden kann. Den Neu-Platonikern ist der Geist das Erste, der Grund und Urquell des Seins; die Körperwelt, alles, was dem Geiste nur durch die Sinne vermittelt wird, gilt als ein Abfall vom Geist, als eine geringere, ungöttliche, zufällige Seinsform. Dem antiken Griechentum galt als Tugend die Harmonie des physischen und des geistigen Lebens; die sinnliche Natur des Menschen war gleichberechtigt mit seinen reingeistigen Trieben. Anders bei den

Alexandrinern. Diesen war der Leib das Gefängnis der Seele, die sinnlichen Bedürfnisse die Fessel, welche den Geist am Aufschwung in die Region des Göttlichen verhinderte. Alles Uebel erachtete man als die Folge davon, daß das Menschenwesen nicht reiner Geist sei, sondern Teil habe an der Materie, welche letztere als ein eigentlich Nichtseinsollendes erschien.

Die alte griechische Philosophie hatte sich aus der Naturphilosophie entwickelt, welche die Welt aus einem materiellen Prinzip, dem Wasser, dem Feuer, oder einem indifferenten Urstoff erklären zu können glaubte; man war dem Geiste nicht gerecht geworden, indem man ihn nicht als das letzte Prinzip, als die Urposition erfaßte. Indem die alexandrinische Philosophie dies nachholte, schoß sie aber über das Ziel hinaus und mißkannte die Bedeutung der materiellen Erscheinung des Geistigen.

Die Ethik des Neu-Platonismus faßt die Tugendlehre auch als Glückseligkeitslehre, aber sie entkleidet die Glückseligkeit noch mehr der Gefühlsmomente als es der Stoizismus gethan. Die Stoiker hatten nur gelehrt, die sinnlichen Genüsse gering zu achten und sie nicht zu suchen; die Neu-Platoniker lehrten sie zu *fliehen*, als das Böse; der Leib wurde verachtet — der gute Plotin schämte sich sogar, einen zu haben! — und in seinen Bedürfnissen daher beschränkt. Durch Abschwächung der Sinnlichkeit vermittelst Fasten und Enthaltsamkeit von allen leiblichen Annehmlichkeiten glaubte man den Geist zu beflügeln und ihn der geistigen Anschauung fähig zu machen; d. h. die Erkenntnis des übersinnlichen Grundes und Zusammenhanges alles Seins mit dem göttlichen Urgrund zu ermöglichen, ohne Vermittelung des diskursiven Denkens und den seine Grundlage bildenden empirischen Beobachtungen.

Die berühmtesten Vertreter des Neu-Platonismus lebten zur Zeit des jungen Christentumes. In vielen Punkten trifft die Weltanschauung eines *Plotin* und *Porphyrius* mit derjenigen christlicher Denker zusammen. So erkannte Porphyrius in der Materie das bloße Schattenbild des wirklichen Seins, den Gegensatz des Geistes, somit die Nichtigkeit, die Quelle alles Uebels, das Böse schlechthin und den Eintritt der Seelen in die Körperlichkeit als eine Schuld, welche durch geistige Ueberwindung der Sinnlichkeit zu sühnen die sittliche Aufgabe des Menschen bilde.

Es kam also die Philosophie dem religiösen Gefühl einer neu anbrechenden Weltepoche entgegen.

Das *Christentum* wurzelt in dem Gefühl der Gegensätzlichkeit von *Ersehntem* und *Erfahrenem*, von abstraktem *Ideal* und peinigender *Wirklichkeit*. Es fußt auf der schmerzvollen Erkenntnis der unüberschreitbaren Kluft, die zwischen dem Sehnen des geistigen Menschen und dem was die Erde und das irdische Leben auch im günstigsten Falle zu bieten hat, gähnt. Die Welt kommt daher nur in Betracht als Prüfungsstätte und als der Gegenstand, an dem der Christ seine Gott zugewandte Gesinnung bethätigen kann. Alle ihre Werte sind an und für sich nichtig und haben nur Bedeutung, sofern sie geeignet sind, den Menschen von der Erscheinung abzulenken und auf das Ewige, Himmlische zu weisen. Die Welt ist unfähig, dem Menschen Glückseligkeit zu gewähren und auch gar nicht dazu bestimmt; fern davon also, daß der sein wahres Wohl erstrebende Mensch sein Ziel als verfehlt zu erachten hat, wenn er trotz sittlichem Bemühen und tugendhaftem Wandel *kein* irdisches Glück erlangt, kommt es gerade dem Wohl seiner Seele zu gut, wenn die Erfahrungen seines Erdenlebens derartige sind, daß er das Leben verachten lernt, der Welt müde wird und Hoffen und Wollen allein auf den Himmel richtet. Auch die christliche Ethik dachte sich Tugend und Glückseligkeit im Zusammenhang, aber in *zweifach* von dem antiken Denken abweichenden Sinne. Zum Ersten erachtete man die Glückseligkeit als etwas wirklich Seiendes, nur im Jenseits bestehend, so daß nur deren bloßes Abbild, die „Seligkeit in der Hoffnung" unmittelbar mit der Tugend, als deren innerer Reflex, im irdischen Leben zu finden sei. Zweitens besteht folgender Gegensatz: In der antiken Sittenlehre waren die Götter gleichsam der Menschen wegen da; sie hüteten die sittliche Weltordnung zu Gunsten der Menschheit. Es war klug und vorteilhaft, mit den Göttern auf gutem Fuße zu stehen, aber man

konnte ein sittlich strebsamer, tugendhafter Mann sein, ohne ein gottseliger Mensch zu sein.

Die christliche Sittenlehre dagegen ist durchaus religiöse Ethik. Das antike Sollen war ganz menschlich begründet; die Klugheit gebot das Gute zu thun, weil es das Glückfördernde war. Das christliche Sollen dagegen wurzelte im Willen Gottes. Die Welt mit den Menschen war nicht etwas neben den Göttern Bestehendes, sondern ganz und gar Gottes Eigen, ganz von seinem Willen getragen. Seinem Willen entgegenhandeln, hieß sich der Vernichtung anheimgeben; leben in Gottes Willen war allein wahres Leben. Und weil der Mensch nichts ist außer Gott, so besteht auch das Wesen seiner Kraft in seiner Liebe zu Gott, d. h. seine Gottesliebe erscheint als seine Fähigkeit, die Tugend, als das von Gott Gewollte, zu üben. Je religiöser der Mensch war, umsomehr trat das eudämonologische Prinzip zurück: die tiefsten christlichen Geister aller Zeiten haben stets gelehrt, daß nicht, weil der Tugend der jenseitige Lohn verheißen sei, dieselbe geübt werden soll, sondern weil sie Arbeit im Dienste Gottes ist, zu welcher der Mensch verpflichtet sei. Denn obgleich der Mensch durch die Güte Gottes zur Seligkeit bestimmt sei, so sei diese Bestimmung doch nur Bestimmung durch Gnade. Der Weltprozeß ist also nicht um der Menschen willen da, sondern er ist nur gleichsam der Reflex eines Seelenprozesses Gottes; Welt und Menschen sind um Gottes willen als Mittel zur Selbstauswirkung seiner Allheit da. Daher ist die Selbstverleugnung oberstes Prinzip der Ethik; sich selbst vergessen und den Willen Gottes thun, einzig und allein weil es der Wille Gottes ist: das heißt sittlich handeln. Inhaltlich wurde das sittliche Thun bestimmt durch das, was man als Gottes Willen, als entsprechend dem Weltplan Gottes erachtete. Daher war die Inhaltsbestimmung teilweise eine wechselnde, je nachdem man sich die Rolle vorstellte, welche die Menschheit und die Erde (als Zentrum des Weltalls gedacht) im göttlichen Sein zu spielen hatte.

Das Urchristentum hatte dem materiellen Sein die Existenzberechtigung abgesprochen, daher ward es sittliche Aufgabe, den Geist als solchen frei heraus zu präparieren; zugleich war dies im Interesse des religiösen, nach der unmittelbaren Gottesgemeinsamkeit strebenden Menschen. Als aber das Christentum aus sich heraus die christliche Kirche entwickelt hatte, da wollte diese sich vorher die Welt unterwerfen, das Nichtseinsollende zuerst ideell überwinden, bevor das Weltende das Un- und Widergöttliche hinwegnahm; damit gewann ihre Moral einen neuen, realistischen Inhalt von großer konkreter Manchfaltigkeit.

Daneben aber besaß das sittliche Wollen einen natürlichen Regulator an jenen gemütlichen, gefühlsgetragenen Trieben, welche die Natur in den Menschen gepflanzt hat zu Gunsten der Gattung, ihrer intellektuellen Entwickelung und Erhebung in den Stand der Kultur; jene Triebe, welche bestimmt sind, den bis zu einem gewissen Maße notwendigen Egoismus in Schranken zu halten. Zu allen Zeiten galt es als sittliches Handeln, wenn man unter dem Gesichtspunkte der Liebe, der Treue, der Gerechtigkeit, der Dankbarkeit, der Pietät, des Mitleids handelte. Wo immer aus Liebe, aus Gerechtigkeit, aus Mitleid u. s. w. gehandelt wird, da wird selbstvergessend gehandelt; wenn auch die Theorie sagt: wenn du sittlich handelst, so förderst du dein Glück, direkt oder indirekt, in Folge eines Kausal- oder eines Identitätsverhältnisses oder endlich durch Vermittelung göttlicher Gnade — als Liebender, als Gerechter, als mitleidserfüllter Mensch wird nicht im Dienste des Ich's, sondern im Interesse des Anderen, nämlich desjenigen gehandelt, der das Objekt der Handlung darstellt. Daher gab es zu allen Zeiten, wie immer die wissenschaftliche Ethik die Moralprinzipien bestimmen mochte, für das allgemeine, rein menschliche Bewußtsein einen Maßstab des Sittlichen, nämlich die Selbstlosigkeit einer Handlung.

Die christliche Ethik hat den Widerspruch nie überwunden, daß sittliches Handeln selbstloses Handeln, also Handeln aus Liebe zu Gott und dem Nächsten sein soll, daß aber doch die Gott- und Nächstenliebe, sowie das daraus folgende sittliche Thun mit Rücksicht auf das Seelenheil und den künftigen Lohn zu erstreben sei. Zu allen Zeiten

haben feinere Geister diesen Widerspruch, der sich auch in den Evangelien findet, zu entfernen gesucht; zu allen Zeiten haben plumpere Seelen ihr Werk wieder untergraben durch die Predigt der Lohn- und Straftheorie, wodurch die Tugend als im Interesse der Selbstsucht gefördert werden sollte.

Als sich die Philosophie zu Ende des sechzehnten und zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ihres wahren Wesens zu erinnern begann, entsprechend welchem sie voraussetzungslos an ihre Aufgabe der Welterforschung und Welterkenntnis gehen soll, statt, wie die Scholastik, die Welt aus dem vom christlichen Glauben fixierten höchsten Prinzip, dem christlichen Gottesbegriff, zu erklären: da erfuhr auch die Ethik eine Umgestaltung.

Die Philosophie hatte bisher im Dienste der Kirche gestanden; jetzt emanzipierte sie sich und wurde wieder im antiken Sinne Weltweisheit. Die Ethik wurde Humanismus, und im Interesse der Menschheit, nicht wie bisher um Gottes Willen, sollte nunmehr Sittlichkeit sein.

Das Interesse der Menschheit aber verlangte das Behagen, das Glück der Menschen vermittelst eines vollen Auslebens ihrer allseitigen natürlichen, physisch-geistigen Eigenschaften in der unbehinderten Benützung aller irdischen Mittel. Die Sittlichkeit bestand darin, daß der Einzelne das Wohl seiner Mitmenschen förderte aus Respekt vor der Menschheit. Die menschliche Natur, wie die Schöpfung überhaupt war wieder zu Ehren gekommen; sie war nicht länger etwas Nichtseinsollendes, sondern das absolut Wertvolle, absoluter Selbstzweck; diese Welt war die beste der möglichen Welten. Die höheren Gefühle der Menschenbrust, Liebe, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit, Mitleidsfähigkeit und wie sie alle heißen die Schrankenbrecher der Individualität, die das „Ich" mit dem „Du" verbinden — sie waren ja Gewähr, daß das Vernunft-Gebot: der Mensch soll der Menschheit dienen, Gehör fand; daß aber solche Triebfedern der Sittlichkeit im Menschen liegen, das diente wiederum dazu, den Menschen zum würdigen Objekt des würdigen Thuns zu stempeln.

Auch das Schönheitsgefühl erlangte wieder Stimme in der Ethik. Das sittliche Thun hatte immer zugleich mit der sittlichen Befriedigung auch die Empfindung der Schönheit, das ästhetische Wohlgefallen ausgelöst. Das verfeinerte Selbstgefühl mußte nun von sich selbst die Sittlichkeit verlangen, damit sich das Ich, als vollentwickelte, den Begriff der Schönheit in sich fassende Persönlichkeit darstelle und so seine eigene, wie der Andern ästhetische Befriedigung erzeuge. Die „schöne Seele" war tugendhaft, um an ihrer eigenen moralischen Schönheit die Lust der ästhetischen Seelenbewegung zu genießen.

Damit war ein weiteres egoistisches Moment in die Ethik eingeschmuggelt. —

(Ein zweiter Teil folgt.)

Die bayerische Königstragödie im Bürgerhause.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Die Abendmahlzeit war still beendet worden; der große, eichene Tisch wurde abgeräumt, das Fenster mit den Butzenscheiben im Erker der altdeutschen Speisestube geöffnet, damit erfrischende Luft hereinströme und das Gemach vom letzten Dunst der Speisen reinige. An der dunkeln getäfelten Decke zuckten die Flammen des Lüstreweibchens. Draußen rauschte die Isar und der Regen strömte wie eine Sündflut hernieder, klatschte auf die wildwogenden Gebirgswasser und erfüllte die Straße mit grauen Pfützen. Von der Mariahilfkirche in der Au klangen die Abendglocken herüber, so verweint, so tieftraurig wie ein gramzerwühltes Chopin'sches Notturno . . .

Schweigend hatte sich die Familie mit den Gästen aus der Provinz, dem fränkischen Deputierten, einem alten Freund des Hauses, dem Schwiegersohne, einem Nürnberger Fabrikanten, dem jugendlichen Reallehrer, einem hoffnungsvollen Verehrer der einzigen Tochter des Hauses, der schönen, blonden, achtzehnjährigen Elsa, ihres Zeichens Musikschülerin — in den Salon zurückgezogen, den nur eine schwere Draperie von der altdeutschen Speisestube trennte. Bloß der Großvater, jetzt noch eine hohe, rüstige Gestalt, einst betriebsamer Bierbräuer von außerordentlicher Geschäftstüchtigkeit, war in der Speisestube zurückgeblieben, um in seinem ledergepolsterten Armstuhle sein gewohntes Dämmerstündchen zu verträumen. Sein Sohn, der Herr dieses behaglichen Heims und Direktor eines Bankgeschäfts, hatte dem Alten nochmals stumm die Hand gedrückt und sich mit den Andern entfernt. Die Enkelsöhne Franz und Paul, vortreffliche Gymnasialschüler, waren nicht zum Abendtisch erschienen; bei der Nachricht von der schaudervollen Katastrophe in Schloß Berg waren sie sofort an den Starnberger See gefahren.

Elsa kam aus dem Salon zurück: „Ach, Großvater, ich kann heute nicht spielen, es ist zu entsetzlich.“ Dann beugte sie sich zum Erkerfenster hinaus, ihre hervorquellenden Thränen mischten sich mit den Regentropfen; Isarrauschen und Glockengeläute erfüllten sie mit Schauder. Sie trat zurück: „O dieses Nachtlied des Wahnsinns! O der unglückliche König!“ . . . . Schluchzend warf sie sich dem Großvater an die Brust; der holte tief Atem und sprach: „Ja, Kind, solche Pfingsten habe ich in meinen sechsundachtzig Jahren nie erlebt; je älter man wird, desto unglaublicher erscheinen alle Dinge und Verhältnisse. Wie furchtbar das Herzeleid und die Verzweiflung, einen solchen König in solchen Tod zu hetzen! Des Himmels Ratschlüsse sind unerforschlich und dieser Welt Weisheit ist Torheit vor Gott . . . Ich versteh's nicht, ich versteh's nicht . . .“

Lebhafte Bewegung und lautes Gespräch im Salon: Franz war soeben mit dem letzten Zuge aus Starnberg zurückgekehrt. Er hat die Unglücksstätte besichtigt, die Leiche des Königs und v. Guddens gesehen — und berichtet jetzt in atemloser Hast. Er hat auch einen Pack neuer Extrablätter mitgebracht. Das ganze Haus ist auf's Neue in Aufruhr.

„Wo ist Paul?“ fragt plötzlich die Mutter.

„Er war nicht fortzubringen. Er wollte bis zur Einsargung und Aussegnung des Königs bleiben und mit dem Leichenzug gehen. Unter dem Hofpersonal hat er einen Bekannten gefunden, dem durfte er sich anschließen. Jetzt sind sie unterwegs, nach Mitternacht treffen sie in München ein; wißt Ihr, die Straße durch den großen Forst, Reiter und Fackelträger, dann der Leichenwagen vierspännig, alles schwarz, dann die Geistlichen . . . alles in tiefdunkler Nacht durch den Wald . . . wie ein Gespensterzug . . . der tote König . . . ich hab' ihn gesehen, wie er dalag auf dem einfachen Bett, mit dem wunderschönen Gesicht, so friedlich, so majestätisch . . . und so . . . heutnacht bringen sie ihn in seine Residenz . . .“

Schluchzen unterbrach seine verworrene Erzählung. Der gute Jüngling, vom Schmerz bei der Erinnerung an die furchtbaren Geschehnisse überwältigt, weinte laut auf. In tiefster Ergriffenheit saß die Familie da. Als hätte das Schicksal an die Pforte des eigenen Hauses gepöcht, als hätte ein teures Familienmitglied in Nacht und Grauen geendet, so schauderten die Herzen bei dieser Königstragödie. Nun hatte der Tod diesen weltscheuen, so lange in geheimnisvoller, einsamer Höhe thronenden König mit einem Schlag zum Gast eines jeden Bürgerhauses gemacht, zum beweinten Liebling eines jeden Herzens!

* * *

Die nächsten Tage brachten neue Gäste: alte Freunde aus Franken und aus Preußen. Sogar die Köchin und der Hausdiener wurden in dieser Trauerwoche von Landsleuten aufgesucht, die weit aus dem Gebirge und aus dem Allgäu zu Fuß nach München gepilgert kamen. Die Stadt wimmelte. Und in dieser ungewöhn-

lichen Bewegung der ergreifend hervorstechende Zug tiefinnerer Trauer und Ratlosigkeit. Straßen und Plätze ein schwarzwogendes Menschenmeer, besonders in der Nähe der Residenz. Berittene Gendarmen und Militär hielten mühsam die Ordnung aufrecht. Es kam zu unerquicklichen Szenen vor dem Kaiser- und Kapellenthor der Residenz: Tausende von Menschen aus allen Teilen des Landes harrten von frühester Morgenstunde bis zur einbrechenden Nacht auf Einlaß, um den toten König auf dem Paradebett zu sehen und zu beweinen.

Während in der Tagespresse der reinmenschliche Gesichtspunkt allmählich vom politischen verdrängt und der Zusammenhang der Katastrophe mit der Einsetzung der Regentschaft und allen Maßnahmen, die ihr vorausgegangen, in einer Weise behandelt wurde, die geeignet schien, die erregten Gemüter zu besänftigen und die vom Schmerz verwirrten und erhitzten Köpfe kühlerem Erwägen und Ueberdenken der verwickelten Lage wieder zugänglicher zu machen, behielt im Volk die freie, ungezügelte Gefühlskritik doch noch die Oberhand. Auch als der Sektionsbefund veröffentlicht war und wichtige Stücke aus dem Aktenmaterial, das die Staatsminister den Kammern vorgelegt, zu allgemeiner Kenntnis gelangten, blieb noch eine starke Beimischung von Bitternis im Empfinden des Volks gegen alle, die näher oder ferner in das Schicksal des Königs einzugreifen die schwere Verpflichtung hatten. Selbst das harte Totengericht, das in den Kammern über den Monarchen gehalten wurde, vermochte keine nachhaltige Gefühlswende im Volke herbeizuführen. Der Zauber, den das Schicksal Ludwigs auf die Menschheit übte, konnte natürlich in der Landeshauptstadt am wenigsten gebrochen werden; auch jene erlagen ihm, die früher selbst an den Sonderbarkeiten des Königs, solange er in souveräner Weltverachtung in seinen Schlössern gehaust, scharfen Tadel übten. Zu der Majestät der Tradition hatte sich die Majestät unerhörter Tragik gesellt — dazu die ganze Phantastik dieses königlichen Lebensrätsels, das selbst im Tode noch die wunderbarste Legendenbildung herausforderte!

Eine und dieselbe Empfindung bemächtigte sich aller Herzen, war auf allen Lippen, in allen Blicken zu lesen. Es war aber nicht weniger natürlich, daß neben diesem Allgemeingefühl der Trauer, das die guten Menschen verbindet und über die flache Bedeutungslosigkeit und regelrechte Nichtigkeit des Alltaglebens erhebt, auch die Gemeinheit und innere Verrohung der Bösen ihre kleine Privatorgie feiern wollte.

Franz hatte seinen Hausknecht geohrfeigt, weil er die Bemerkung fallen ließ: wenn die Geschichte einem beliebigen Müller oder Huber passiert wäre, hätte man gewiß kein solches Aufheben davon gemacht.

* * *

Während Franz und Paul einem wahren Fanatismus des Schmerzes um den vergötterten König sich hingaben in der reinen, schwärmerischen Unerfahrenheit ihres Gemütes, hatte sich die poetische Elsa einen Todtenkultus mädchenhafter Art erträumt. Sie plünderte ihre Sparkasse, um sich sämmtliche Photographien des Königs, seiner Schlösser und Lieblingsorte zu kaufen und in einem „Ludwigs-Album" zu vereinen. In demselben fanden auch Platz die photographischen Nachbildungen mehr oder weniger gelungener Bildwerke der Künstler, so Koppay's „König auf dem Paradebett", Graf Courten's „Ein ewiges Geheimnis", das „Gedenkblatt" von Otto Seitz u. s. w. Dann durchstöberte sie ihre Dichter-Bibliothek nach Stellen, die der Klage über das unabwendbare Erdenleid seltsamer, erhabener Menschen ergreifenden Ausdruck liehen. Auch befragte sie die Geschichtswerke nach ähnlichen Schicksalen und reihte Parallelen aneinander von dem unglücklichen König Saul im alten Testament bis auf den Kaiser Rudolf II. und die wahnsinnige Johanna von Spanien.

Von den Dichtern kamen ihr besonders Lord Byron in seinem „Manfred" und Goethe in seinem „Faust" mit herrlichen Schilderungen entgegen. Hatte sie ihre Phantasie zermartert mit Ausmalung des geheimnisvollen Todteskampfes im Sturm-

bergersee und war sie unermüdlich, von ihren Brüdern Einzelheiten, Mutmaßungen, Hypothesen über die tragische Szene zu erfragen, so war sie ganz merkwürdig berührt, als sie endlich im zweiten Teile des „Faust“ auf Stellen traf, die sich wunderbar der Phantastik jener mörderischen Abendstunde am Seeufer anpaßten.

Den Finger auf die betreffenden Stellen gelegt, sprach sie sinnend vor sich hin: „Ja, so war's! Er saß mit Gudden auf der Bank, seinen Entschluß erwägend, wie das unerträgliche Loos mit einemmal zu wenden für immer; die Nacht dämmerte über dem See, da vernahm er, wie einst Faust die lockenden Stimmen der Nymphen, ein Geflüster aus dem Wasser:

Am besten geschäh' dir,
Du legtest dich nieder,
Erholtest im Kühlen
Ermüdete Glieder,
Genössest der immer
Dich meidenden Ruh';
Wir säuseln, wir rieseln,
Wir flüstern dir zu.

Dann lief er, den Stimmen folgend, in's Wasser, warf den Mann nieder, der ihn mit Gewalt zurückhalten wollte, drüben leuchtete die Roseninsel im Abendschein ihm entgegen:

. . . . . O laßt sie walten
Die unvergleichlichen Gestalten,
Wie sie dorthin mein Auge schickt.
So wunderbar bin ich durchdrungen!
Sind's Träume? Sind's Erinnerungen?
Schon einmal warst du so beglückt.
. . . . . .

Und im seligen Wahn alle Erdenschwere und alle Wirklichkeit abschüttelnd, schritt er leuchtenden Auges weiter:

Wundersam! Auch Schwäne kommen
Aus den Buchten hergeschwommen,
Majestätisch rein bewegt . . . . .

So sank er nieder im Schreiten und Träumen und hauchte die königliche Seele aus wie in einem letzten, alle Sinne überwältigenden Traumbild . . . .“

* * *

Elsa fand einen großen Trost in dieser phantasmagorischen Vorstellung. Nun lebte ihr König herrlich, unentweiht im schönen Fabelreich der Dichtung! „Ja, Ludwig wird auch einst seinen Goethe, seinen Byron, seinen Shakespeare finden“, rief sie fast triumphierend ihren Brüdern zu, „wenn auch die heutigen Poeten schweigen oder so schwächlich singen, daß es Einem erbarmen könnte, so wenig tragischen Heldensinn in diesen stolzen Dichterköpfen zu entdecken, die sich an jedem Geburtstag gegenseitig öffentlich ansingen oder die „Gartenlaube“ vollgreinen, wenn ihnen einmal ein Kindlein stirbt . . .“

„Mit den großen Berühmtheiten“, bemerkte darauf der Reallehrer, „ist in solchen Tagen freilich nicht zu rechnen. Die Politik verdirbt den Charakter — auch der modernen Olympier. Sie fürchten sich vielleicht, irgendwo anzustoßen, wer weiß! Bei einem Regentschaftswechsel sind tausend Rücksichten zu nehmen. Einen allmächtigen Bismarck anzududeln, ist allerdings bequemer. Wer mit den gewaltigen Lebenden geht, hat nichts zu fürchten. Uebrigens habe ich doch manches Schöne — ich bin freilich kein kritisches Lumen in poetischen Dingen — gefunden, so in einem längeren Gedicht von einem mir ganz unbekannten Verfasser folgende Schilderung:

Grau ist der Himmel; von der Alpen Schnee
Wogt dichter Nebel nieder über'n See,
Und was sonst lieblich glänzt im Sonnenstrahl,
Jetzt liegt es öde wie ein Todtenthal.

Da schreitet hohen Wuchses, stolz und schön,
Ein and'rer Baldur aus Walhalla's Höh'n,
Ludwig der Zweite in des Schlosses Park.
. . . . . .

Der König sieht, verzehrt von Wahnsinns Glut,
Die Geister winken aus der dunklen Flut,
Und schwer das Herz von ungeheurem Leid,
Macht sich der Fürst zum letzten Gang bereit.

Noch einmal denkt er mit verklärtem Blick
An seiner Träume schöne Welt zurück;
Noch einmal sieht er in des Himmels Blau
Aufragen seiner Schlösser Wunderbau;
Noch einmal lauscht er mit verzücktem Ohr
Der Zukunftsklänge wildbacchant'schem Chor;
Noch einmal fühlt er Siegfried sich und Held —
. . . . . .

Da bricht er einem Edelhirsche gleich,
Zum Tode wund, durch's blühende Gesträuch,
Da wirft er fieberhaftig an den Strand,
Als wollt' er schlafen gehen, sein Gewand,
Und wie bereit zur Götterdämmerung
Wagt König Ludwig stolz den Todessprung.
. . . . . .

„O geben Sie her!" rief Elsa. „Ich will auch alle Gedichte sammeln, helfen Sie mir! Ich nehme alles zurück, was ich Garstiges über die heutigen Dichter gesagt habe, wenn Sie mir recht viel Schönes zusammenbringen, lieber Herr Professor!"

* * *

Alles war vorüber: die großartige Leichenfeier, die denkwürdigen Verhandlungen in den Kammern, die erhebende Zeremonie der Eidesleistung des Prinzregenten. München hatte seine gewöhnliche schlaffe Sommerphysiognomie angenommen. Nur das einstündige Trauergeläute von allen Thürmen, die Trauerabzeichen der Militärs- und Hofbeamtenwelt erinnerten noch mächtig an die schweren Schicksalstage. Auch in den Zeitungen und Unterhaltungen schlug das große Königsthema noch in allen möglichen Variationen vor.

Wieder war die Bankiersfamilie in der Isarquaistraße mit den nahen und fernen Freunden im Salon versammelt: es war der letzte Abend des Zusammenseins, die Abschiedsfeier. Morgen mußte alles wieder ins alte Geleis des Wirkens und Schaffens am alten Platze zurücktreten. Andere Gedanken, andere Sorgen, andere Stimmungen lösen im ewigen Kreislaufe des Lebens die heutigen ab. Aber die heutigen wollten noch einmal ihr volles Recht haben: in der letzten Gesprächsstunde gaben sie sich alle noch ein Stelldichein wie zur letzten Heerschau der Geister, welche die außerordentlichen Ereignisse der Woche entfesselt hatten.

Der Freund aus Preußen gefiel sich in großen Sprüchen, in welchen er das Ergebnis der wochenlangen Eindrücke und Debatten zusammendrängen wollte. Manches Paradoxon lief dabei mit unter. So sagte er in selbstbewußtem Berliner Akzent:

„Es ist überhaupt tragisch für ein so genial begabtes Fürstengeschlecht wie die Wittelsbacher über Leute wie Ihr Bajuwaren herrschen zu müssen, nehmt mir's nicht übel! Schon dem prunkliebenden und lebfreudigen Karl Theodor ist bange geworden wie er die Pfalz verlassen und die altbajuwarische Erbschaft antreten mußte. Er hätte Euch damals auch gerne verhandelt und gegen etwas Passenderes umgetauscht, wenn's gegangen wäre!"

„Soviel ist richtig," bemerkte der Nürnberger Fabrikherr, „daß die drei letzten bayerischen Könige in ihren großartigen Bestrebungen, ihr München zur bedeutendsten Kunststadt in deutschen Landen zu erheben, nichts als Hemmnisse, Anfeindungen und boshafte Bemerkungen bei den eigenen altbajuwarischen Landeskindern gefunden haben. Der erste Ludwig hat München zur Kunstmetropole umgeschaffen — wider den Willen der Münchener, die bekanntlich nicht müde wurden, seine Bauten, seine Baukünstler und Maler auf das schlimmste zu glossieren. Max der Zweite berief norddeutsche Gelehrte und Dichter, um den bayerischen Schul- und Litteraturgeist aufzufrischen — und wie krumm wurden ihm diese Berufungen der vielbefehdeten „Nordlichter" genommen! Wie vom ersten Ludwig der Künstler-, so datiert vom zweiten Max der Gelehrsamkeits- und Litteraturruf Münchens — was würde ohne sie das alte München in der mächtig fortgeschrittenen Welt des Geistes von heute bedeuten? Ludwig II. wollte in seinem genialen Jugendenthusiasmus München zu einem Weltwunder der musikdramatischen Kunst gestalten — die Münchener haben ihm das gründlich verleidet. Man lese doch einmal die Schmutzlitteratur nach, die damals produziert wurde zum Entsetzen des jungen idealen Monarchen, der mit großartigst begabten Künstlern wie Richard Wagner und Gottfried Semper den Verkehr abbrechen und seine Pläne scheitern lassen mußte, um das gute Münchener Volk zu anständiger Laune zurückzuführen! Ja, hätte er am Gasteig neue Brauhäuser oder neue Kirchen oder Klöster gebaut . . .!"

„Nun", sagte der fränkische Deputierte, „König Ludwig hat die Münchener hart genug gestraft für die Unbill, die sie ihm damals angethan."

„Lange nicht genug!" rief der Preuße. „Denn in allem sind wir im Norden Euch über — und wenn Ihr Eure Könige hindert, den Süden in einer Weise zur Geltung zu bringen, die Euch die norddeutschen Volksstämme nicht nachmachen können, in den Werken der Phantasie, der Musik, der Kunst, so begeht Ihr eine Sünde wider den heiligen Geist deutscher Nation, die weder in dieser noch in jener Welt vergeben werden kann, laut Bibel!"

Der Bankdirektor bemerkte beschwichtigend: „Vielleicht wäre es den Münchenern bei'm aufgeklärtesten und besten Willen nicht möglich geworden, zu den erhabenen Plänen ihres Königs Ja und Amen zu sagen, auch wenn er sie sämmtlich in München selbst hätte zur Ausführung bringen wollen. Ein so in's Ungemessene, Schrankenlose schweifender Geist, wie der seinige, wäre über kurz oder lang auch hier an der harten Wirklichkeit der Dinge, besonders im Finanziellen gescheitert . . ."

Hier nahm der ehrwürdige Großvater das Wort, der lange still lauschend dagesessen: „Es ist wahr, Ihr Herren, ich habe zuerst die traurige Geschichte nicht fassen können, auch was die Bedienten über ihren königlichen Herrn ausgesagt, hat mir nicht sehr imponiert — da müßte man viele als Narren behandeln, wenn man sie von ihren Dienern, Knechten, Köchen richten ließe — aber zuletzt habe ich mir das gesagt: wer über seine Mittel gegangen ist und dabei beharrt, zeitlebens über seine Mittel gehen zu wollen, unbekümmert was seine Verwandten, sein Land und die Fremden davon halten, und wie die Unordnung in den Finanzen notwendig auch zur Unordnung im ganzen Regiment, und zuletzt zu allen erdenklichen Schlechtigkeiten verführt, da muß gewaltsam Zügel angelegt und Halt geboten werden. Und das ist wahrhaftig nicht zu früh geschehen."

„Du hast Recht", fügte der Bankdirektor den ruhigen, schweren Worten seines greisen Vaters bei, „auch im Geld liegt eine sittliche Macht, die respektiert werden muß von Hoch und Nieder. Im Erwerben wie im Verbrauchen sprechen sich moralische Prinzipien höchsten Ranges aus. So sagt mir auch der Rechenschaftsbericht über einen Haushalt mehr von dem Grade der Zurechnungsfähigkeit seines Leiters aus, als alle Sektionsbefunde der Aerzte und alle Ausplaudereien der Lakeien. Sage mir, wie du in den heutigen schweren Zeiten wirtschaftest, und ich sage dir, wie weit dein Verstand mein Zutrauen verdient. Alle Pracht, alle Idealität und alle Genialität in Ehren: aber man muß sich ihren Genuß erschwingen können

und nicht aus den Taschen anderer Leute leisten wollen, denn das wäre nicht blos Paranoia . . ."

„Aber siehst du, Papa", fiel ihm die liebliche Hausfrau in die Rede: „du übersiehst, daß der König keine Königin hatte, die ihm hätte wirtschaften helfen. Geniale Menschen ohne Frauenhilfe sind zu allen Zeiten leicht ein Opfer ihres leeren Portemonnaie's geworden — und ihr strengen Finanzleute thut, als ob aller Verstand und alle Ehrbarkeit nur im Portemonnaie sitze — wie garstig!"

Und der Preuße: „Sehr richtig! Hochachtung, gnädige Frau! Der König war unzweifelhaft zum Wahnsinn disponiert, er war erblich belastet — wir sind's schließlich alle mehr oder weniger, nur die nicht, die selbst dazu zu dumm sind, die Normalschöpse — allein die Erziehung vermag viel. Eine allzustrenge, zu exklusive und einseitige Prinzenerziehung ist selten ein Glück. Sehen Sie, wie wir's in Preußen machen: unsere jungen königlichen Prinzen müssen nicht nur mit den anderen Jünglingen gemeinsam die öffentliche Gymnasiumsbank drücken, sie müssen auch bei einem ehrsamen Handwerksmeister allerdurchlauchtigst ein Handwerk lernen. Da wird manche Exzentrizität bei Zeiten aus den Köpfen hinausgehobelt und hinausgedrechselt."

Da wagte Elsa ein Wort: „Glauben Sie, daß durch Handwerkskünste der Einfluß einer guten Frau ersetzt wird?"

Und der Preuße: „Nein, niemals, ich schwöre es Ihnen, Fräulein! Alle Männer müssen heiraten und die Könige in erster Linie. Wer nicht heiratet, ist eo ipso ein Narr — Herr Professor, zu Ihrer besonderen Beherzigung. Allein auch ein König kann in der Liebe Unglück haben, Numro Eins, und Numro Zwei: die heiratsfähigen Prinzessinnen der amerikanischen Eisenbahn- und Minen- und Petroleumsquellen-Könige mit den rasend vielen Millionen sind in Europa noch nicht ebenbürtig — und —"

Der Reallehrer war fast erzürnt über die Wendung, die das Gespräch durch den Berliner genommen. Darum hatte er, bevor letzterer seine frivole Phrase vollenden konnte, einen guten Ausweg suchend, das Glas ergriffen und nach einer sehr geschickt improvisierten Einleitung einen Toast auf das vielgeprüfte Bayernland und auf den Prinzregenten vorgeschlagen, damit das endlose Gespräch über die vielen trübseligen und bedenklichen Dinge in einem freudigen Gruß an das Leben, an die Kraft und an die bessere Zukunft ausklinge!

Der Vorschlag gefiel allgemein. „Es lebe Bayern! Es lebe der Prinz-Regent!" Und die Gläser erklangen, und der Großvater richtete sich auf und nahm Abschied von den Freunden, denn es war spät geworden: „Gott sei mit uns allen, daß so schlimme Zeiten nimmer wiederkehren!"

Die Grundbesitz-Reform.

Von Michael Flürscheim.

(Gaggenau, Baden.)

Vorbemerkung der Redaktion.

Der erste Schritt zur praktischen Durchführung der in den heute fortgesetzten Abhandlungen Michael Flürscheims vorgeschlagenen großen Reform erfolgte am 6. Juni in Berlin.

Eine Anzahl von Anhängern der Sache, worunter Mehrere, die schon in Schrift und Wort in der Oeffentlichkeit dafür eingetreten waren, z. B. außer dem oben genannten Fabrikbesitzer Michael Flürscheim aus Gaggenau, der Rittergutsbesitzer von Helldorf-Baumersrode, Provinz Sachsen, Jean Stoffel aus Deventer in Holland, trat zusammen, um die Frage einer Organisation aller Freunde der Grund- und Bodenverstaatlichung zu beraten.

Herr Flürscheim entwickelte in einem langen Referat die wissenschaftliche Begründung der vorgeschlagenen Reform. Besonders bemühte er sich in demselben, die Irrtümer der bestehenden Schulen darzulegen. Er wies nach, wie die Adam Smith'sche, sowie ihre Gegnerin, die sozialistische Richtung unter dem gleichen Grundirrtum litten, nämlich dem, die menschliche Arbeit als Quelle und Maßstab aller Werte zu betrachten, die eigentliche Quelle, die Naturarbeit, dabei ganz übersehend. Hierdurch entstand jene Reihe unlöslicher Widersprüche zwischen Theorie und Thatsachen, zwischen denen sich beide Schulen vergeblich durchzuwinden suchen. Er erkannte Dr. Theodor Stamm die Ehre zu, zuerst in unserem Vaterlande auf den unheilvollen Spiritismus hingewiesen zu haben, welcher die Arbeit als selbständiges Wesen erscheinen ließ, ohne sich um ihre eigentliche Körpersubstanz, ohne welche sie nicht bestehen könnte, um den Erdboden, zu bekümmern.

Nachdem die Stamm'sche Agitation im Sande verlaufen war, erweckte die Stimme des genialen Amerikaners Henry George die in Vergessenheit geratene Bodenfrage.

Der Referent wies die Irrtümer George's nach, der das Wesen des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit total verkannte, indem ihm der wirkliche Unterschied zwischen mobilem nnd immobilem Kapital nicht deutlich war. Referent glaubt, daß Rodbertus richtiger die direkte Ursache der wirtschaftlichen Not in dem zunehmenden Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsum erkannte, welches durch die Anhäufung des Kapitals im Besitze einer kleinen Minorität der Bevölkerung entsteht, deren Konsum nicht im Verhältnis zu ihrem Einkommen bleibt und in der hierdurch abnehmenden Kaufkraft der arbeitenden Volksmassen. Die Grundursache des Uebels sieht dagegen Referent mit George im Privatbodenbesitz, wenn auch aus anderen Gründen, nämlich nicht, weil nach George die Grundrente Alles verschlinge, sondern weil dieselbe die Mutter des Zinses sei und hiedurch, sowie infolge der alleinigen Möglichkeit, ohne Arbeit Kapital anzusammeln, welche nur der Grundbesitz und seine Kinder, das Hypothekenrecht und das Staatsschuldenwesen erzeugte, die Schuld an den genannten einseitigen Kapitalaufhäufungen und an der Störung des Verhältnisses zwischen Produktion und Konsum trage. Referent wies auf die dringende Notwendigkeit hin, in weiteren Kreisen Klarheit über diese wichtige Frage zu verbreiten, da sonst eine schreckliche Katastrophe unvermeidlich sei.

Er schlug die Bildung einer parteilosen Liga nach Art der Anticornlaw-Liga vor. Da jedoch Herr Ledebour, der anwesende Geschäftsführer des Berliner demokratischen Vereins, die Aufnahme der Grund- und Bodenverstaatlichungsforderung in das demokratische Parteiprogramm in Aussicht stellte, so wurde beschlossen, zuerst das bezügliche Ergebnis der nächsten Generalversammlung der demokratischen Partei abzuwarten, um im günstigen Falle dieser mit vollen Kräften zu sekundieren und dann erst später, nachdem sich genügende Mittel zu weiterer parteiloser Agitation erübrigen ließen, auch noch die Grundverstaatlichungsliga zu begründen. Einstweilen wurden Flürscheim, von Helldorf und Martin Hildebrandt (in Charlottenburg) zum provisorischen Komité ernannt, um die nötigen Schritte je nach Lage der Verhältnisse zu thun.

Es wäre dringend erwünscht, wenn die Freunde der Sache einem der Betreffenden ihre Namen und Adresse aufgäben, damit sie seinerzeit von den weiteren Schritten verständigt werden können. Nur mit Aufbietung aller Kräfte läßt sich Etwas erreichen und Niemand sollte in einer Sache zurückbleiben, bei der die höchsten Güter der Menschheit auf dem Spiele stehen. Auch unsere Redaktion nimmt Beitrittserklärungen entgegen.

In der früheren Abhandlung, „Die heutige Aufgabe der Demokratie" (Juniheft) haben wir die Ursache der sozialen Not ausführlich dargelegt. Unsere heutige Aufgabe ist, Mittel zur Abhilfe zu schaffen. Wir haben zuerst gesehen, daß die große Frage der Zeit nicht darin besteht, daß zu wenig Güter beschaffbar sind, um Allen oder auch nur der Mehrzahl zum Wohlstand zu verhelfen, sondern daß im Gegenteil infolge der riesigen Fortschritte auf allen Gebieten der Gütererzeugung bei voller Inanspruchnahme der produktiven Kräfte Reichtum oder doch mindestens Wohlhabenheit für Alle, die arbeiten wollen, erreichbar sein könnte. Wir haben ferner gesehen, daß trotz des endlosen stets zunehmenden Segens, den der gütige Schöpfer uns verliehen, das menschliche Elend im Wachsen statt im Abnehmen ist, indem durch ein unnatürliches, scheinbar unerklärliches Verbot der Gütererzeugung die Menschheit sich mit Gewalt den Genuß jenes Segens untersagt, sich selbst jene Qualen des Tantalus auferlegend, mit denen die Mythologie eines alten Volkes seherhaft die heutigen Zustände vorauszusagen schien. Wir haben in dem letzten Abschnitt gesehen, wie dieses unerklärliche Verbot darin seinen Ursprung hat, daß eine kleine Anzahl von Menschen ein immer wachsendes Monopol an den Produkten der gesellschaftlichen Arbeit erlangt. Indem diese ihren Ueberfluß nicht aufbrauchen, hindern sie die ihnen Tributpflichtigen an weiterer Produktion, so lange der Güterüberschuß vorhält, den die Monopolisten nicht verbrauchen wollen oder können, die Produzenten nicht verbrauchen dürfen. Nicht zufrieden damit, stimulieren sie obendrein mittelst des ihnen gehörenden Güterkapitals neue Produktion, um mehr Zinstribut erlangen zu können, und verschlimmern so ständig das Mißverhältnis zwischen Produktion und Konsum,

indem sie zugleich durch Vergrößerung und Verstärkung der eigenen Monopolmacht und der Konsumohnmacht der Volksmassen den Grund zu einer sich schneller und schneller verschlimmernden Entwicklung der beschriebenen Zustände legen.

Im letzten Abschnitt deutete ich daher am Schlusse als Aufgabe dieses Kapitels die Auffindung von Mitteln und Wegen an, durch welche das Entstehen, Bestehen und Wachsen der riesigen Kapitallatifundien zu verhindern sei, welche, gleich kolossalen Felsmassen, gefahrdräuend die Pfade unserer ganzen Zivilisation überhängen, uns Alle in ihrem früher oder später unfehlbaren Zusammensturze zu begraben drohend.

Dieses ist die Aufgabe, welche uns in diesem Abschnitt beschäftigen soll, zu der die vorhergehenden Arbeiten uns das Terrain zugerichtet, sowie das Material vorbereitet haben.

Zwei große national-ökonomische Schulen streiten miteinander um die Herrschaft in unserer Zeit. Die eine wurde von dem vielfach überschätzten Schotten Adam Smith gegründet. Sie wird gewöhnlich mit dem Namen des Manchesterthums gekennzeichnet. Im freien Walten der wirtschaftlichen Kräfte sucht sie das Heil der Menschheit. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage wird von ihr zu einem wirtschaftlichen Naturgesetz gemacht, das, wenn sich selbst überlassen, Alles zum allgemeinen Besten regeln müsse. Der Regierung wird nur die Funktion des Zentral-Nachtwächters und Polizeikommissärs zugewiesen. Sie ist um so vollkommener, je weniger sie sich im Uebrigen um die wirtschaftliche Existenz des Volkes kümmert. — Eine solche Lehre mußte umsomehr ansprechen, um so mächtiger um sich greifen, als die Zeit ihres Entstehens in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (Smith hielt die ersten Vorlesungen, in denen er seine Hauptgrundsätze proklamierte, 1752 und 1753 in Glasgow) mit gleichartigen Lehren auf anderen Gebieten der Wissenschaft und des menschlichen Denkens harmonierte, die sich damals Bahn brachen. Genau um dieselbe Zeit erschienen jene Pionier-Arbeiten Voltaires, Rousseaus und Montesquieus, welche die ewige Gesetzmäßigkeit der geschichtlichen und politischen Entwicklung der Völker lehrten im Gegensatz zu dem überschätzten Einflusse ihrer Regierungen. Es erschienen die Arbeiten der Enzyklopädisten, welche die naturgemäße, gesetzliche Entwicklung auf allen Naturgebieten an Stelle des ständigen übernatürlichen Eingriffes einer außerhalb der Natur stehenden Kraft setzten, eine Geistesrichtung, die seitdem immer mehr um sich griff, bis sie durch den großen Britten Darwin in unserer Zeit ihren höchsten Ausdruck erhielt. Auf dem Gebiete der Metaphysik erschienen damals die epochemachenden Arbeiten Imanuel Kants, der das gleiche Naturgesetz auch für den Menschengeist vindizierte, unterstützt durch die großartigsten Entdeckungen in Physik, Chemie, Geologie, Astronomie, Physiologie und den verwandten Wissenschaften, besonders durch französische Gelehrte der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gemacht, der gleichen Periode, in der Adam Smith arbeitete. Ist es daher ein Wunder, daß die Bestätigung der Entdeckungen und Theorien der großen Männer jener Zeit durch die weiteren Forschungen der unsrigen auch den gleichzeitigen Arbeiten des schottischen Denkers entsprechenden Nimbus und kräftige Weiterausbildung verschaffen mußte? War es doch ganz natürlich, daß man das immer allgemeiner auf allen anderen Gebieten anerkannte Gesetz der freien Selbstentwicklung auch auf das wirtschaftliche Leben der Völker übertrug.

Man ging hierin sogar so weit, daß man die immer krasser auftretenden unnatürlichen Notstände entweder ableugnete oder einer unvollkommenen Durchführung des großen Wirtschaftsgesetzes zuschrieb, trotzdem gerade in dem eigentlichen Paradiese des Smithianismus, im manchesterlichen England, die Zustände am Schlimmsten hervortraten.

Es war nur natürlich, daß im Gegensatz zu dieser von der Theorie auf die Praxis schließenden wirtschaftlichen Schule andere entstanden, welche umgekehrt aus der Praxis die Theorie zu bilden versuchten. Es waren dies die protektionistischen und als deren höchste Potenz die sozialistischen Schulen; denn die Protektion, der wirtschaftliche Staatsschutz, ist die junge Pflanze, der sozialistische Staat der emporgeschossene Baum. Wirtschaftliches Naturgesetz, freie Entwicklungstheorien erschienen

als unsinnige, schulmeisterliche Schrullen, wenn wachsende Volksnot sich als ihre Resultate zeigten. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", war der Satz, nach dem die Theorien abgeurteilt wurden. Freie Entwicklung, gewähren lassen, erschien als Truglehre, wenn ihre Folgen die waren, daß der Starke immer mächtiger, der Schwache immer schwächer wurde. Die Proklamierung des freien Konkurrenzkampfes als wirtschaftliches Naturgesetz erschien als Hohn unter den bestehenden wirtschaftlichen Machtverhältnissen, da seine Resultate gerade so vorauszusehen waren, wie die des freien Kampfes zwischen nackten mit Keulen bewaffneten Wilden und geübten mit Hinterladern versehenen europäischen Soldaten. War es da zu verwundern, wenn unter solchen Verhältnissen Lehren sich Eingang verschafften, die den Eingriff des Staates in jeder Form lehrten, sogar bis zum Produktionsmonopol, bis zum sozialistischen Staat? Wie ich schon gesagt habe, ist dieser nur das letzte Wort des Protektionsprinzips, zu dem dasselbe mit unumgänglicher Naturnotwendigkeit hintreibt.

Giebt es aber denn wirklich keine Wahl mehr als die zwischen der manchesterlichen Scylla mit ihren sich ständig verschlimmernden Erwerbs- und Handelskrisen, ihrem zunehmenden Arbeitsmangel, ihrer wachsenden Volksnot und der sozialistischen Charybdis, die aus der Welt ein allgemeines Zwangsarbeitshaus machen möchte?

In den fliegenden Blättern sah ich vor ungefähr 30 Jahren das Bild eines auf seinen Spaten gestützten Gärtners, der an seinen Herrn die Frage richtete „Sehn se e Mal, Herr Baron, da hatt' ich Bohne gepflanzt und was meine Se, daß herauskomme is?" „Na, Bohnen selbstverständlich", meinte der Baron. „Nee, die Schwein' sein herauskomme und hawe se gefresse!" war die Antwort.

Die Antwort des Gärtners stellte hier sofort fest, warum trotz des Naturgesetzes die Bohnen keine Bohnen erzeugt hatten.

Was würde man aber von den Beiden denken, wenn unter Voraussetzung des Falles, daß der Eingriff der Schweine ihnen unbekannt gewesen, der Eine, der Gärtner, die Behauptung aufgestellt hätte, daß das genannte Naturgesetz falsch sei; denn Theorien wären eben nur Theorien. Die Thatsachen allein seien entscheidend und die Thatsache, daß trotz der gepflanzten Bohnen keine Bohnen gewachsen seien, doch unbestreitbar? Oder wenn dann der Andere, der Gutsbesitzer ihm erwidert hätte, daß dies Unsinn wäre, denn das Naturgesetz, daß aus Bohnen Bohnen entstehen läßt, sei für alle Zeiten feststehend und daher seien entweder Bohnen vorhanden, trotzdem man sie nicht sähe, oder sie müßten noch herauskommen?

Man würde jedenfalls sagen, daß Beide Narren sind; denn vor Allem hätten sie in Ueberlegung ziehen müssen, ob nicht noch eine dritte Möglichkeit vorhanden sein könne, welche die Fruchtbarkeit der Bohnen, das Funktionieren des Naturgesetzes hinderte.

Nun, ich möchte bitten, das Urteil in dieser einfachen klarliegenden Sache auf den vorliegenden Streit zwischen Manschestertum und Staatshilfe, (unter welchen gemeinsamen Begriff wir die protektionistischen Pflänzlinge und den hoch gewachsenen Baum „Sozialismus" zusammenfassen wollen) zu übertragen.

Auch hier gibt es den Faktor der bohnenfressenden Schweine, der Schuld daran ist, daß richtige Gesetze falsche Resultate zeitigen und dieser Faktor nennt sich: „Privateigentumsrecht auf Grund und Boden."

Ehe ich den Beweis antrete, wieso dieses Recht an dem Fehlschlagen der von Adam Smith proklamierten wirtschaftlichen Naturgesetze die Schuld trägt, will ich erst kurz ausführen, wieso seine Existenz den Letzteren grade schnurstracks in's Gesicht schlägt. Man wird hieraus dann erkennen, wie es schon an und für sich gerade so widersinnig ist, ein richtiges Funktionieren dieser wirtschaftlichen Gesetze zu erwarten, so lange genanntes Recht besteht, als es verrückt war, die Aeußerung der Keimkraft bei einer Bohnensaat zu erhoffen, die längst im Magen eines Schweines zu Grunde gegangen war.

Der starke Baumast, der nach dem Naturgesetze der Schwerkraft einen sichern Sitz abgiebt, hört auf, dies zu thun, und zerschmettert sogar den ihm Vertrauenden, wenn dieser so verrückt ist, ihn vom Stamme abzusägen, während er darauf sitzt.

Dieses beweist aber nicht, daß das Gesetz der Schwerkraft ein lecrer Wahn ist, sondern nur, daß es ein schlechtes Prinzip ist, Aeste abzusägen, auf denen man sitzt. So muß auch das Gesetz des freien Wirkens der wirtschaftlichen Kräfte, das ökonomische Schwerkraftsgesetz unheilvoll wirken, wenn der Urstamm der menschlichen Existenz, der Grund und Boden, aus dem alle Güter dieser Welt in erster Linie entstammen und ohne den jede Menschenarbeit absolut unmöglich ist, zum Vorteile einzelner Begünstigter vom großen Existenzstamme abgetrennt wird.

Der Grund und Boden ist zur Existenz des Menschen gerade so unentbehrlich, wie die Luft, die er atmet, das Licht der Sonne, das diese Erde bewohnbar macht und das Wasser, das er trinkt. Er ist nicht nur als Aufenthaltsort unentbehrlich, sondern auch als Urquell aller Rohprodukte, ohne die ein Ausüben menschlicher Thätigkeit undenkbar ist. Wer daher den Grund und Boden, das Land besitzt, besitzt die Menschen, die es bewohnen in dem Maße, als ihnen anderes Land mehr oder weniger zugänglich ist. Das heißt z. B., wie Henry George ganz richtig sagt, der Eigentümer des Bodens einer Insel im Weltmeere, von der es keine Möglichkeit des Wegkommens gäbe, hätte das unbedingte Besitzrecht auf die volle Arbeitskraft, auf Leben und Tod aller Bewohner derselben; denn als Grundbesitzer kann er ihnen in jedem Augenblicke das Aufenthaltsrecht auf seinem Lande kündigen und es bliebe ihnen dann Nichts übrig, als in das Meer zu springen, oder unter den Bedingungen zu bleiben, welche aufzuerlegen ihm gutdünken würde, d. h. als seine Sklaven. Wenn wir einem Menschen das Recht geben, einen Morgen Landes als sein absolutes Eigentum zu beanspruchen, meint Herbert Spencer, giebt es keinen Grund, warum ihm nicht das Recht auf tausend Morgen, auf hunderttausend, auf ein ganzes Land, auf die ganze Erde eingeräumt werden könne, also das absolute Eigentumsrecht auf diese und folglich auch auf alle ihre Bewohner. Wie kann aber ein richtiges Funktionieren wirtschaftlicher Gesetze, welche für Alle die gleichen Rechte voraussetzen, unter solchen Verhältnissen erwartet werden? Die Macht der Gewohnheit ist derart stark, daß es uns heutzutage ganz selbstverständlich erscheint, daß ein Stück dieser Erde auf die wir bezüglich unserer Existenz angewiesen sind, auf dem Markt an den Meistbietenden zu Eigentum verkauft werden kann, gerade wie ein paar Stiefel oder eine Schachtel Streichhölzchen, und doch ist diese Gepflogenheit verhältnismäßig neueren Datums in der Geschichte der Völker. Offiziell wurde das Recht des Privatbesitzes von Grund und Boden erst durch das Römerreich in die Welt gebracht, das ihm seinen Untergang verdankt. Latifundia perdidere Italiam et provincias, sagt der Geschichtsschreiber Plinius mit der wissenschaftlichen Präzision eines Arztes, der die Niederschrift eines interessanten Falles beschließt. Das Privatbesitzrecht des Bodens war das Nessushemd, das die sterbende Roma dem jungen germanischen Riesen umwarf, als schlimmstes Fundament des römischen Rechts, dem Deutschland so viel Unglück verdankt.

Bei allen Völkern herrschte in der Urzeit ihrer Geschichte das Recht des Gemeinbesitzes ihres Landes, wie Professor Laveleye so ausführlich in seinem „Ureigentum" nachweist. In dem alten Testament ist es noch in der schönen Einrichtung des Jubeljahrs konserviert, mit welchem alle neunundvierzig Jahre das veräußerte Grundeigentum an die Familie, den Ursprung der heutigen Gemeinde, zurückfiel.

Dem Besitz des Landes durch die Gemeinden verdanken die alten Germanen ihre Freiheit und ihre Manneskraft. Freilich durfte das Haus mit dem dasselbe umgebenden Garten oder Hof, von der einzelnen Familie als Privatbesitz geeignet werden; dasselbe durfte jedoch nicht an Fremde verkauft werden und das Acker-, Wald-, Wiesen- und Haideland gehörte gemeinsam allen Mitgliedern der Gemeinde. Heute noch finden sich die Ueberreste davon in Baden, in der Pfalz ꝛc. und vornehmlich in den Urkantonen der Schweiz in Form des sogenannten Almend. In den Kantonen Appenzell, Uri, Schwyz und Glarus u. A. giebt es noch sehr viele Gemeinden, in denen in gewissen Perioden das Ackerland durch die Landesgemeinde

an die Nutznießer verteilt wird, welche außerdem das Recht haben, eine gewisse Anzahl Vieh auf der Alm weiden zu lassen und die, wenn sie bauen wollen, ein gewisses Quantum Holz gratis aus dem Gemeindewald erhalten. Es existiert in diesen Gemeinden zwar kein großer Reichtum, aber auch kein Pauperismus. Nie kann der schlecht haushaltende Vater dort den Sohn ruinieren; denn das Land, das zur Existenz nötig ist, kann er nicht veräußern, und der Sohn tritt ungeschmälert in sein Recht ein, wenn er großjährig ist. In Rußland ist ebenfalls das „Mir", die Gemeinde, Besitzerin des Bodens. Cavour sagte einst einem russischen Diplomaten: „Was Euch einst zu den Herren Europa's machen wird, ist nicht Eure Militärmacht, sondern Eure Gemeindeverhältnisse." Laveleye unterstützt die Behauptung der Panslavisten, daß in russischen Gemeinden der Pauperismus unbekannt sei und daß, solange Rußland seine Gemeindeverfassung beibehält, es dem Klassenkampf und dem sozialen Krieg entgehen wird.

In Java existiert noch heute der Gemeindebesitz. Pauperismus ist dort unbekannt. Die Bevölkerung hat sich ohne Einwanderung in hundert Jahren von zwei auf zwanzig Millionen vermehrt.

Das Gegenstück dazu bildet Großbritannien, dessen Grund und Boden in den Händen weniger Tausende von Personen ist, welches trotz seines riesigen Nationalreichtums das größte Massenelend in sich schließt, (ein Armer auf sechs bis sieben Einwohner) und das bereits an dem Scheidewege steht, der entweder zu einer Reform der Grundbesitzverhältnisse oder zu dem Schicksale Roms führt. Gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen.

So wichtig aber auch die Bedeutung des direkten Grundeigentumsrechts in Bezug auf die Güterverteilung ist, die es der Unentbehrlichkeit des Landes zur Existenz verdankt, sowie seiner beschränkten Quantität einer stets zunehmenden Einwohnerzahl, und der sich mehrenden Arbeitsgeschicklichkeit einen stets steigenden Wert verleiht, so kommt sie doch erst in zweiter Linie gegenüber der indirekten Wirkung.

Ohne das Privatrecht, Land zu besitzen, gäbe es nämlich keine absolut sichere Kapitalanlage und keinen Zins.

Ich muß versuchen, dies deutlich zu machen.

Vor allem müssen wir ins Auge fassen, daß es ohne das Grundbesitzrecht auch kein Grundpfandrecht gäbe; denn dieses ist nur eine andere Form des Besitzrechtes. Es gäbe also keine Hypotheken, keine Pfandbriefe, keine Grundkreditpapiere in irgend einer Form.

Es gäbe aber auch keine Staats- und Gemeindeschuldpapiere, denn wo sollten die herkommen, wenn der Staat und die Gemeinden gemeinschaftlich den ganzen Grund und Boden besäßen? Der Grundpachtwert Deutschlands wird heute schon trotz unserer unbefriedigenden Zustände auf zirka drei Milliarden Mark pro Jahr geschätzt, was wäre er erst bei voller Ausnützung unserer wirtschaftlichen Kräfte? Es gäbe dann aber auch keine Eisenbahnpapiere, da der Staat aus seinen riesigen Pacht-Einkünften sämtliche Eisenbahnen selbst gebaut hätte. Auch die sämtlichen Meliorationen, Häuser, Fabriken, Produktionswerkzeuge würden nach und nach in den Staats- resp. Gemeindebesitz übergehen, denn das große gesicherte Kapital (Grund und Boden ohne Gebäude repräsentieren mehr als die Hälfte des gesamten Nationalkapitals) verschlingt, den wirtschaftlichen Gesetzen gemäß, unfehlbar früher oder später das kleine unsichere. Absolute Sicherheit bieten aber dann nur die direkt oder indirekt auf Landbesitz basierenden Kapitalanlagen des Staates. Alle Privatkapitalien wären ständig jenen tausend Gefahren ausgesetzt, welche die nicht fundierten Anlagemethoden mit sich bringen.

Ich bitte mich jedoch recht zu verstehen, daß ich, wenn ich vom Staatsbesitz spreche, unter keinen Umständen Staatsbetrieb verstehe. Was ich als Chef einer großen Fabrik und während einer sich über ein Vierteljahrhundert erstreckenden kaufmännischen Thätigkeit in den verschiedenen Ländern der Welt vom Staatsbetrieb gesehen habe, erschien mir bei Weitem nicht dem Privatbetriebe ebenbürtig und ich bin

ein absoluter Gegner jeder Art von Staatsproduktion und Vertrieb mit alleiniger Ausnahme der Verkehrsanstalten, vielleicht auch des Versicherungs- und Bankwesens, wo die riesigen Vorteile der Zentralisation die Nachteile der unökonomischen Bewirtschaftung überwiegen, die dem Fachmann in den Staatsanstalten bei jedem Schritte in die Augen fallen.

Wie der Staat heute schon Land besitzt, ohne es selbst zu bewirtschaften, kann er auch Häuser und Fabriken an Privatleute und Genossenschaften verpachten.

Beinahe die ganze blühende englische Industrie wird auf Pachtboden betrieben und in keiner Weltstadt lebt man billiger und komfortabler als in London auf Mietboden.

Wir sehen also, daß mit dem Aufhören des Privatgrundbesitzes es für das Privatkapital keine Anlage mehr außer im Ackerbau, Industrie und Handel geben könnte. Da, wie schon gesagt, alle solche Anlagen mehr oder weniger unsicher sind, hört aber dann die Möglichkeit der sicheren Bildung und Konservierung unserer heutigen, die ganze soziale Not verursachenden Kapitallatifundien auf. Ihr Verschwinden ist um so sicherer, als nicht nur die Anlagesicherheit, sondern auch der zweite Faktor ihrer Macht, der Zinsfuß successive verschwinden müßte; denn mit der Aufhebung des Privatgrundbesitzrechtes wird der Zins auf die Höhe der stets abnehmenden Sicherheitsprämie reduziert.

Der Zins entstammt nämlich nicht der Ausleihung des aufgesparten Arbeitsprodukts, wie es Bastiat in seinem Hobel-Beispiel beweisen möchte, sondern der Grundrente; denn diese ist eine Vergütung für die Ausbeutung von Naturvorteilen, d. h. für die Ausnutzung des von der Natur produzierten Zinses. Wenn A dem B Kapital gab, mit dem B ein Stück Land kaufen konnte, das ihm in angebauten Pflanzen oder wild wachsendem Holz, Früchten und Futter eine jährliche Rente über den Wert der aufgewandten Arbeit hinaus abwarf, so war es natürlich, daß A den Wert dieser Rente für sein Kapital beanspruchte. Bastiat's Jakob erhielt dagegen von Wilhelm schon genug für das Darlehen seines Hobels, wenn dieser ihm die Sicherheitsprämie zahlte, d. h. die Vergütung, welche der Gefahr entsprach, die Jakob durch Absterben Wilhelms oder sonstige Verhinderung seiner Hobelrückgabe lief und wenn er ihm nach Jahresfrist einen neuen Hobel gab. Hätte sich nämlich Jakob seinen Hobel aufgehoben, so hätte er Arbeit aufwenden müssen, ihn neu zu erhalten, sowie ihn sicher zu verwahren, die ihm nun Wilhelm ersparte, ihm als Vergütung leistete. Für mobiles Kapital, das keine Anlage in Grundwerten finden kann, ist daher die Konservierung desselben ohne Arbeit des Besitzers schon genügender Zins. Auch hat bei den Urvölkern nie ein anderer Zins für dasselbe existiert.

Heute besteht der Kapitalzins für Handel, Industrie und Ackerbau aus dem Zinsfuß der gegen Bodensicherheit gezahlt wird, plus der, des schlechten Geschäftsganges wegen sehr hohen Sicherheitsprämie. Mit dem Aufhören der Anlagemöglichkeit in Grundwerten und ähnlichen sicheren Fonds würde der Zins in Folge des stets wachsenden Kapitalangebots auf das Niveau der Sicherheitsprämie fallen, die bei sich in Folge des Verschwindens der Produktion und Konsum stauenden Kapitallatifundien schnell besserndem Geschäftsgange auf ein Minimum herunter ginge.

Während heute das Kapital gierig um die beschränkte Zahl der sicheren Werte wirbt und deren Zinsfuß ständig drückt, dagegen zum höchsten Zins dem Unternehmer beinahe, dem Arbeiter völlig unerschwinglich ist, würde es dann zu stets abnehmenden Preis (Zinsfuß) sich der Arbeit anbieten. Wo aber der Arbeiter allein oder in der Arbeitsgenossenschaft billiges Kapital für eigenen selbständigen Betrieb erhalten kann, arbeitet er nur mit höherem Lohn für Andere. Steigender Lohn heißt aber steigender Volkskonsum.

Eine einzige Mark Lohn- und Verdiensterhöhung für die zehn Millionen Deutscher Haushalte hieße eine Konsumsteigerung von drei Milliarden pro Jahr. Man sieht heraus, daß wir nicht nach Kolonien auszuschauen brauchen, um Absatz für unsere Produkte zu erzielen; denn es giebt noch die prächtigsten Kolonien zwischen

Nordsee und Alpen, zwischen Vogesen und Weichsel, die mittelst des einzigen Zauberstabes: Grund- und Bodenverstaatlichung oder Kommunalisierung so konsumfähig gemacht werden können, daß sie zehn Mal mehr verbrauchen, als heute unser ganzer Export beträgt.

Die indirekten Wirkungen der Aufhebung des Privat-Bodenbesitzrechtes sind also noch weit bedeutender auf die große Frage der Güterverteilung als die direkten. Nur dieses unheilvolle, unnatürliche, aus einer verfaulten alten Zivilisation uns überkommene Monopol ist Schuld an unseren Zuständen. Ihm allein verdankt jene unheilvolle Güteraufhäufung in Einzelhänden ihren Ursprung. Nur im Grund und Boden wurzelt die fürchterliche, unheilvolle Kraft des modernen Antäus Mammon, die es ihm möglich macht, den Volksleib unter seinem eisernen Drucke niederzupressen, daß er in wachsendem Elend dahinsiecht, trotzdem alle Momente vorhanden sind, die ihm blühendste Gesundheit, strotzendste Kraft gewähren müßten. Man reiße ihn weg vom Schooß der Allmutter Erde, deren Alleinliebe er mit frecher Stirn beansprucht, die er den anderen Kindern entziehen möchte, und er muß dahinsinken in seiner Ohnmacht. Erst dann wird die große Menschenfamilie sich glückselig der reichen Gaben ihrer gütigen Mutter erfreuen können.

Dem großen Freiheitsideal seinen Boden im eigentlichen Sinne des Wortes zu geben, das ist die große Arbeit, die vor allem ausgeführt werden muß, wenn wir es errichten wollen. Nur dann läßt es sich sicher und solider ausführen; andernfalls muß es zusammenbrechen, auch da, wo es, wie z. B. in den Vereinigten Staaten von Amerika, scheinbar noch so herrlich himmelan strebt.

Sein Fundament ist das ewige Gesetz der Wahrheit, welches der große Baumeister des Weltalls der ganzen Natur zu Grunde gelegt hat. Nur wenn wir auf ihm bauen, kann der Bau bestehen. Die Lüge ist wie Sand, der keinen Halt gewährt.

Man leugne die große Grundwahrheit, daß die Erde allen Menschen gemeinsam gehört, und es wird vergebliches Bemühen sein, wahre und richtig wirkende wirtschaftliche Gesetze zu erlangen.

Der Grundstein ist herausgerissen, auf dem sie alle stehen, und in heillosem Chaos endet alles weitere Bemühen der tüchtigsten, von den besten Absichten beseelten Menschen aller Schulen und aller Parteien.

Es ist eine Wahrheit, die früher so allgemein anerkannt war, wie sie es bei unzivilisierten Nationen noch heute ist (denn viele der letzteren haben heute noch kein Verständnis für das Bodenverkaufsrecht), daß es beinahe unbegreiflich erscheint, wie sie total in Vergessenheit geraten konnte, obgleich hie und da Einzelne wieder daran erinnerten. So z. B. Rousseau, der den Menschen, welcher zuerst ein Stück Land einzäunte und sagte: „Dieses Land ist mein!“ und der Leute fand, die einfältig genug waren, es ihm zu glauben, für alles Unglück dieser Welt verantwortlich macht.

Es ist daher kein Wunder, wenn die Wiederanerkennung der alten Wahrheit den Meisten schwer werden muß und ich wußte es, daß ich diese Arbeit nicht als Rohbau stehen lassen darf, sondern, ehe ich vollende, an dessen innere Fertigstellung gehen muß, an die nähere Ausführung der Mittel und Wege, wie sich die große Reform durchführen läßt, die Wirkungen, welche sie erzeugt, sowie an die Beleuchtung der gegnerischen Einwände.

Dies wird die Aufgabe eines nächsten Aufsatzes bilden.

Aus dem Münchener Kunstleben.

Von M. G. Conrad.

(München.)

I.

Seit unserer letzten Theaterrückschau im Aprilheft dieser Zeitschrift haben die königlichen Bühnen sowohl als das Theater am Gärtnerplatz ein sehr reges Leben entfaltet: neue Stücke, Neueinstudierungen, Gastspiele hielten die Theaterfreunde in Atem. Leider hat die Spielzeit sämmtlicher Bühnen durch die Hoftrauer eine schmerzliche Unterbrechung erfahren. Durch den plötzlichen Hingang S. M. des Königs Ludwig II. wurde insonderheit die Kunst-Welt in tiefste Trauer versetzt. In diesem erhabenen Fürsten verloren die Münchener Bühnen einen genialen Förderer, der nicht nur hinsichtlich seiner Opferfreudigkeit, sondern auch hinsichtlich seines wahrhaft königlichen, nur auf das Edelste und Auserlesene gerichteten Geschmacks zu den hervorragendsten Mäcenaten aller Zeiten gezählt werden wird. Während seiner zweiundzwanzigjährigen Regierung sind die Münchener Bühnen auf dem Gebiete der Oper wie des Schauspiels zu Musterinstituten ersten Ranges gediehen. Auch der Fortbestand und die glückliche Entwickelung des weitberühmten Gärtnertheaters ist seiner Fürsorge zu verdanken. Des Königs Scharfblick in der Wahl der Leiter seiner Theaterinstitute könnte nur von jenen bezweifelt werden, deren Kurzsichtigkeit und streberische Verfolgung von Sonderinteressen im Voraus jeden Anspruch auf kritische Autorität aufhebt. Daß die Blüte der musikdramatischen und darstellenden Kunst, der Weltruf jeder großstädtischen künstlerischen Veranstaltung von fortwirkender Kraft überhaupt, heutzutage nur mit dem Einsatze bedeutender materieller Mittel erreicht werden kann, ist männiglich bekannt. Wer das erhabene Reich der künstlerischen Ideale fördern und dem Volke erschließen will, darf kein ängstlicher Rechner in beschränkt materiellem Sinne sein. Soweit man von gewissen übermäßig kostspieligen königlichen Extravorstellungen absieht, wird die finanzwirtschaftliche Kritik, die man jetzt auch an den Hof- und Nationaltheatern mit übertriebener Strenge glaubt üben zu müssen, den Ruhm des heimgegangenen Monarchen als wahrhaft fürstlichen Theaterfreundes nicht zu schmälern vermögen.

Ueberdies bleibt Ludwigs Name durch die Unterstützung, welche er dem verfolgtesten und genialsten Musikdramatiker der Neuzeit und der Lebendigmachung seiner großartigen urdeutschen Werke angedeihen ließ, ruhmreich verknüpft mit den glanzvollsten Thaten unserer nationalen Kunstgeschichte. Angesichts der zur Schmach der Kunststadt München hierorts aus gewissen journalistisch-künstlerischen Schlupfwinkeln neuerdings hervorzüngelnden giftigen Angriffe auf Richard Wagner und seinen königlichen Protektor wäre es vielleicht an der Zeit, eine berufene Feder zu einer quellenmäßigen, authentischen Darstellung des Verhältnisses des erlauchten Fürsten zu dem genialen Künstler zu veranlassen. Hülfe es auch nichts jener Niedertracht gegenüber, die aus dem Sensationsgelüste, der Klatschsucht und Beunruhigung des Volkes stets Kapital zu schlagen sucht, selbst bei Katastrophen, wie der ebenerlebten, wo die tragische Verkettung von politischer Notwendigkeit, Krankheit und Tod so erschütterndes Unglück über eine königliche Familie gebracht, daß selbst der mindergebildete, aber natürlich empfindende Mensch über gewisse intimere Dinge sich Schweigen auferlegt, — so wäre eine würdige, wahrheitsgetreue Darstellung doch eine Beruhigung für jene Bessergesinnten und Edlen, die mit unaussprechlicher Entrüstung dem Treiben der rohen Sudelknechte wehrlos gegenüberstehen.

Im Uebrigen hegen wir die tröstliche Zuversicht, daß der erlauchte Prinzregent die Pflege des künstlerischen Lebens seiner Residenzstadt in so edelsinniger, weisheitsvoller und umfassender Weise üben werde, daß jeder fremde Versuch, den hohen Ruhm unseres Hof- und Nationaltheaters nach irgend einer Richtung zu mindern oder zu trüben, gründlichst scheitern muß. Eine wahrhaft moderne Kunststadt großen Stils kann ihr Ansehen, ihren Einfluß und ihre Vorteile nur sichern, wenn allen

Zweigen künstlerischer Bethätigung und Schöpferlust, der Bildnerei, Malerei, Musik, Schauspielerei, Litteratur, gleichmäßige reiche Fürsorge und Förderung zu teil wird. —

Der beschränkte Raum gebietet uns diesmal, unsere Rückschau auf die theatralischen Neuheiten der letzten drei Monate so kurz als möglich zu fassen.

In erster Linie müssen die musikdramatischen Novitäten der Hofbühne „Junker Heinz", Oper in drei Aufzügen von Karl v. Perfall, und „Malavika", eine Komödie in drei Aufzügen nach Kalidasa, Dichtung und Musik von Felix Weingartner mit Auszeichnung genannt werden. Von musikkritischen Schwadronören, die in einer modernen Partitur so wenig Bescheid wissen wie in einer alten Keilinschrift, denen aber ein gütiges Geschick den Mangel an Verstand durch einen Ueberschuß an Dreistigkeit ersetzt hat, ist allerlei Dummes über den Tonkünstler v. Perfall in die Welt geredet worden, zunächst dies: v. Perfall sei überhaupt kein Tonkünstler, sondern nur ein vornehmer Dilettant, dem das sogenannte Opernkomponieren umsomehr Spaß mache, als er's ja ganz bequem habe, als Theaterintendant seine eigenen Werke aufführen zu lassen. Dann wieder dies: Perfall sei ein geschickter Wagnerkopist. Nach einer genauen Prüfung der Perfall'schen Werke, besonders des neuen, stellt sich für uns die Wahrheit so heraus: Perfall hat sich das erweiterte Ausdrucksmaterial der Wagner'schen Schule vollkommen zu eigen gemacht, ist aber nichts weniger als ein Wagnerianer von der strikten Observanz (er ist es ja nicht einmal als Theaterleiter!) Seine melodische und rhytmische Erfindungsgabe, so viel charakteristische Selbständigkeit sie auch hat, erinnert vielmehr an Gounod und an den Verdi der „Aida". Auch in der szenischen Struktur seiner Opern ist er nur bedingungsweise der neudeutschen Richtung beizuzählen. Daß aber der Komponist des „Junker Heinz" kein dilettantischer Musikmacher, sondern ein tiefgründiger, ernster Tonkünstler von ebenso liebenswürdiger als achtunggebietender Sonderart und schöpferischer Kraft, das steht hinfort vollständig außer Frage. Die Partitur des „Junker Heinz" ist ein unanfechtbarer künstlerischer Meisterschaftsbeweis. Die Aufnahme des Werkes war auch bei den ersten Wiederholungen nicht weniger euthusiastisch, als bei der Première. Der Erfolg war ein großer, wohlverdienter, ein schöner Sieg auf der ganzen Linie — und Orchester, Solisten und Chöre durften sich freudig mit dem Komponisten in den reichen Beifall teilen. Ganz herrlich ist besonders die musikalische Charakterisierung des frischen, flotten, bald träumerischen, bald übermütig neckischen Junkers Heinz, eines echt germanischen Jünglings, gelungen. Köstlich sind die Schelmenszenen der „Gauner," von unsagbarer Anmut und Holdseligkeit die Rollen der verliebten Kaiserstochter und ihrer reizenden Gespielinen. Das Textbuch ist mit stellenweise wörtlicher Benützung der schönen Wilhelm Hertz'schen Dichtung „Heinrich von Schwaben" von G. Franz sehr geschickt und wirksam verfaßt. Nur an einer Stelle hat der Librettist bedauerlicherweise fehlgegriffen: in der sechsten Szene des ersten Aktes, wo er die Kaiserin eine Strophe des allbekannten und vielfach komponierten Liedes von Julius Sturm paraphrasieren läßt: „Nur einmal noch möcht ich dir sagen, wie du unendlich lieb mir bist" — und zwar so:

Textbuch:	Julius Sturm:
Und so leg' ich meine Hände	Ich aber legte meine Hände
Betend auf dein reuig Haupt,	Dir betend auf das schöne Haupt,
Daß dir Gott den Segen spende,	Damit dir Gott den Frieden sende,
Den die Sünde dir geraubt.	Den meiner Seele du geraubt.

Wer die Sturm'schen Originalverse in den Ohren hat, dem klingt diese wenig geschmackvolle Paraphrasierung ganz unleidlich. Möge sich der Librettist bei einem Neudruck des sonst so hübschen Buches zu einem geeigneten Ersatz dieser Stelle entschließen!

Weingartners „Malavika" ist textlich sehr ungleichartig, hie und da geradezu schlecht gearbeitet. Neben einigen Seiten tiefempfundener Poesie kommen unvermittelt andere von beleidigend alltäglicher Prosa. Ganz unvergleichlich viel bedeutender ist der Musiker als der Litterat in dem jugendlichen Dichterkomponisten der „Malavika."

Als geschlossenes musikalisches Kunstwerk flößt diese indische Komödie die

größte Achtung vor der musikalischen Kraft ein, die sich hier so edel, so schwungvoll und so rücksichtslos neudeutsch im Stil ausspricht. Leider hat der zweiundzwanzigjährige Komponist ein phänomenal treues und dankbares Gedächtnis für seine geliebten Meister — an ihrer Spitze den großen Richard Wagner — so daß er wie im Reminiszenzen-Traum in ihren Zungen redet. Freilich sind es göttliche Pfingstfeuerzungen, freilich lallt und stammelt er nicht, sondern spricht mit hinreissender Bravour! Und ganz merkwürdig: trotz dieser Zusammenschmelzung der verschiedenen Edelmetalle — ein feiner, reiner Glanz ohne Flecken und Risse, alles wie aus einem einzigen meisterhaften Guß! Darum ist nach dieser Weingartner'schen Jugendkraftprobe ein Doppeltes möglich: entweder eine kühne, herrliche Mannesreife, wenn er sich aus eigener Kraft eigener Meisterschaft zu befleißen mag, oder ewige Frühreife eines stupenden Erinnerungs- und Kombiniertalentes. Wünschen wir dem hochstrebenden jungen Künstler, daß ihm das Erstere beschieden sein möge!

Auf dem Gebiete der „modernen Spieloper" hat das Gärtnertheater während des letzten Quartals zwei Neuigkeiten gebracht: die eine, der „schöne Kurfürst" betitelt, wurde vom Publikum feierlich und standesgemäß abgelehnt, die andere, „Gillette von Narbonne", mit herzlichem Beifall aufgenommen. Der „schöne Kurfürst" ist eine bodenlos langweilige, polizeiwidrig geistlose Macherei und es ist wohl nur dem Papa Helmesberger zu verdanken, dessen Name in der Wiener Musikwelt guten Klang hat, und einigen rührigen journalistischen Freunden, daß diese öde Operetten-Simpelei des Herrn Helmesberger junior — der's ja eigentlich gar nicht nötig hätte — ihren Weg nach München, Berlin und einigen anderen gutmütigen Orten gefunden hat. — „Gillette von Narbonne" von dem Pariser E. Audran ist ein ganz niedliches, stellenweise sogar echt poetisches Musik-Komödchen, eine übermütige Boccaccio'sche Novellette in ein schalkhaft-sentimentales Singspiel verwandelt. Die musikalischen Schwierigkeiten sind allerdings derart, daß man sie einem nicht ganz unbegabten Kanarienvogel in acht Tagen einorgeln könnte — allein die Kunst des Vortrags, des Spiels, der pikanten Zweideutigkeiten macht ja bei dergleichen Sachen alles aus. Frau Adolfine Zimaier vom Berliner Walhalla-Theater gastierte in der Titelrolle und wußte trotz mäßigster stimmlicher Mittel auch anspruchsvollere Hörer und — Seher auf's angenehmste zu unterhalten.

Merkwürdigerweise lag das eigentliche Ereignis der Frühjahrssaison für das Gärtnertheater diesmal weder in der Operette, noch im heiteren Volksstück, noch in der pudelnärrischen Posse, sondern im veritablen hochlitterarischen Trauerspiel, nämlich in der Première des Kirchbach'schen „Waiblinger" mit Herrn Karl Häusser vom Hoftheater in der Titelrolle. Daß ein Stück, welches einen so bedeutenden Charakterdarsteller wie Herrn Häusser zum gefahrvollen Versuch einer ersten Aufführung auf die Bretter des Gärtnertheaters zu locken vermag, ein außerordentliches schauspielerisches Interesse bieten muß, leuchtet ein. Kirchbach hat mit seinem „Waiblinger" einen Versuch angestellt, der das höchste psychische und physische Kraftmaß vom Darsteller fordert — und Häusser hat es glänzend gegeben. Dieser somnambule Ingenieur Waiblinger, dem alle Tollheiten der Shakspeare'schen Gedankenhelden zusammen im Leibe stecken, der aus Nervenzerrüttung, kaltblütiger Spintisiererei, theoretisierender Bosheit und sozialistisch-kommunistischer Halluzination zugleich eine Mordthat begeht und drei Akte hindurch vor sich rechtfertigt, bis ihm im vierten Akt das Herz in die Hosen fällt und im fünften Akt, der staatlichen Gerechtigkeit, die ihn schon am Kragen hat, entschlüpfend, durch den Todessprung in den Abgrund sich selbst justifiziert: dieser unglaubliche Tollhäusler ist ein Prachtproblem für die darstellende Kunst.

Leider war das kunstsinnige Publikum gerade nicht in der Experimentierlaune — und das Gärtnerplatztheater blieb an diesem außerordentlichen Abend, dessen Ertrag überdies noch der Unterstützungskasse des Münchener Journalisten- und Schriftstellervereins zu gute kommen sollte, bis über die Hälfte unbesetzt. Darsteller und Dichter wurden durch wiederholten Hervorruf ausgezeichnet.

Von den dramatischen Neuigkeiten im k. Hoftheater beschäftigte hauptsächlich

„der arme Heinrich" nach Hartmann v. d. Aue von Paul Pöhnl die ästhetische Kritik. Wie Kirchbach das „Trauerspiel unserer Zeit" mit einiger Ausschließlichkeit betont, so hat Hans Pöhnl an der deutschen Vergangenheit seinen Narren gefressen. „Den kleinen modernen Menschen wollt ihr? bekommt ihr denselben nicht satt in euren vier Wänden?" fragt Herr Pöhnl, der schließlich doch auch nur das Kind seiner Zeit, etwas unhöflich seine Zeitgenossen. Ich sehe nicht ein, warum der Mensch „klein" sein muß, nur weil er „modern" ist. Kirchbach's Waiblinger hat bewiesen, daß ein „moderner" Mensch Held und Narr zugleich im Riesenformat sein kann. Ohne uns weiter in die siebzehn Seiten langen Erörterungen, Vorwürfe, Rechtfertigungen u. s. w. einzulassen, die Herr Pöhnl als Vorrede seinem Stücke beigedruckt hat, — denn darüber ließe sich fortstreiten bis zum jüngsten Tag — müssen wir konstatieren, daß der „Arme Heinrich" auf der Bühne einen ganz stattlichen Eindruck gemacht hat und daß das Stück reich ist an wirkungsvollen Szenen und kulturhistorisch fesselnden Bildern. Auch hinsichtlich des Sprachstils verdient das reizvolle Pöhnl'sche Experiment unsere Anerkennung.

Von den zahlreichen Neueinstudierungen hat uns im k. Residenztheater der Ludwig'sche „Erbförster" am meisten gefallen. Schicksalstragödie hin, Schicksalstragödie her — es steckt eine Kraft in dem Stücke, eine so zermalmende Leidenschaft, daß man herrlichst erschüttert dem Spiel vom Anfang bis zum Ende mit voller Teilnahme folgen muß. Und dieser Erbförster des Herrn Schneider! Das war eine wundervolle Leistung, in Beseelung, Spiel und Maske von vollendeter bis in den feinsten Ausklang charakteristischer Harmonie.

II.

Vielseitig und beweglich wie wir Münchener nun einmal sind — trotz Bierkultus, Frömmigkeit und äußerlicher Spießbürgerei — haben wir uns in den letzten Monaten mit äußerster Aufmerksamkeit in einer Reihe von Ateliers, in Ausstellungssälen und Panoramen umgethan, um uns an dem regen Leben und Streben, das allerorten herrscht, weidlich zu erbauen. Wir haben auch in manche dunkle Ecke geblickt. Wir haben unersättliche Erwerbsgier, Neid, Bosheit, pfiffige Dummheit im schlau inszenierten und maskierten Kampf gegen braves Talent, gegen stille, ehrliche Arbeit, gegen naiven Hochsinn und vornehme, stolze Empfindung gesehen: manches heimliche Kampfbild hat uns bis in die innerste Seele tief verletzt; allein wir wissen keine wirksame Abhilfe gegen das Raubzeug im Hochwalde des Ideals, solange der thatkräftige Gemeinsinn der Edlen, der berufsgenossenschaftliche Korpsgeist der großen, unantastbaren Talente noch so viel zu wünschen übrig läßt.

Wir haben unterwegs auch manchen traurigen Spaß der Kunstverwalter im Büreaukratenzopf mit angesehen. Sodann ganz kuriose Veranstaltungen, die öffentlichen Erzdenkmale, Brunnen u. s. w. von der köstlichen Patina zu „reinigen", daran herumzuschaben, zu reiben, zu kratzen, zu bürsten, bis das Erzbild wie eine frisch gewichste Ofenröhre glänzte. Die Kunstobrigkeit scheint in der Kunststadt ihren eigenen souveränen Geschmack zu haben und immer auch die Mittel und Personen zu finden, ihr apartes Schönheitsbedürfnis ungehindert an öffentlichen Kunstdenkmälern zu befriedigen.

Auch über gewisse Probleme der religiösen Malerei hatten wir Veranlassung nachzudenken angesichts der Kreuzigungsgruppe im Piglhein-Panorama und einer großgedachten Skizze „die Einsetzung des Vaterunsers" oder „Wie Christus seine Jünger beten lehrt" im Atelier von Adolf Pichler. Nicht weniger kam uns der gewaltige Riß der Empfindung, der durch die gesammte Kunstthätigkeit Münchens geht und zwischen den Jüngeren und Aelteren, zwischen Radikalen und Konservativen eine immer tiefere Kluft befestigt. Man kann sich z. B. keinen größeren Gegensatz denken, als ihn die Ateliers Piglhein's, Koppay's — und Grützner's und Defregger's bieten; und dann mache man rasch hintereinander Besuche bei Gabriel Max, Frank

Kirchbach, Albert Keller und einem Dutzend anderer starker, eigenartiger Talente — welch' eine Wanderung durch die gegensätzlichsten Kunstwelten! Und da spricht man noch schlankweg von einer „Münchener Schule" als einer einheitlichen, technisch und ideell homogenen und alleinherrschenden Lebensäußerung des lebendigsten Kunstgeistes in München! O über diese blinde Schablonen-Denkerei!

Ueber diese und tausend andere Dinge in unserm täglich mannichfaltiger und widerspruchsreicher werdenden Kunsttreiben müssen wir uns nach und nach unsere Sorgen und Meinungen vom Leibe schreiben — damit wir Raum für neue gewinnen — und unsere Freuden und Leiden mitteilen, um sie desto intensiver zu genießen.

Im nächsten Hefte sei der Anfang mit Piglhein und Koppay gemacht!

Augenblicks-Bilder.

Aus der Kaiserstadt.

Es ist selbstverständlich, werte Freundin in Berlin, daß ich unter dem Worte „Kaiserstadt" nur Wien, mein liebes, schönes, rebenumgürtetes Wien verstehe und nicht an Ihre nordische, göttergleiche Weltstadt Berlin denke. Glauben Sie nicht, blauäugige Pallas, daß wir die Fehler unseres geliebten Wien nicht erkennen und nicht mit aller Schärfe beurteilen.

Können Sie sich eine Ehe denken, in der Mann und Weib zuweilen streiten und bitterböse auf einander sind? Sie können es nicht; denn „denken", mit nordischer Schärfe erläutert, setzt volles Begreifen der Sache voraus und wie sollte Ihre Sanftmut den Streit in der Ehe begreifen können? Es giebt aber solche Streitfälle. — Das erzählte mir warnend schon meine Großmutter. Nun also — der Wiener und Wien liegen einander oft in den Haaren, aber von einander lassen — für die Dauer sich trennen, das geht nicht, gerade so wenig, wie Mann und Weib in der Ehe; sie kommen trotz alles Streitens wieder zusammen und finden es so — am erträglichsten.

Gegenwärtig, werte Freundin, hat Wien wieder einmal Muße, von den Wienern auszuruhen, die fortgezogen sind in die weite Welt und in die nahe Umgebung, von den Fremden, die noch immer nicht kommen, trotzdem der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs ihnen die schönsten Sommerfrischen im Gebirge anpreist.

Dieser Verein nimmt die Sache ernst und gründlich, er zeigt den Fremden nämlich nicht nur, wo es in Wien am schönsten und besten sein sollte, er hat sich in ein Auskunftsbureau verwandelt und weist ihnen gleich die Wege, welche sie aus der Donaustadt weiter in Sommerfrischen zu wandern haben. Böse Zungen behaupten, daß hier zuweilen etwas Protektion mitspiele — aber wer wird sich im Juli „bei dera Hitz!" darüber ereifern? Könnten Sie jetzt, wo die Herrschaft und die Dienerschaft auf den Schlössern, an den Quellen, in den Bergen lebt, wo nur ein einziger, meist alter, verläßlicher Hausgeist zurückgeblieben ist, um den Kampf mit den Motten aufzunehmen, hören, wie's in den Mauern der Paläste flüstert, von wie viel Intrigue, Falschheit, Flachheit, Hohlheit da interessante Geschichten von Fauteuil zu Fauteuil fliegen, was der berühmte Erard- oder Steinway-Flügel halb gähnend, halb lachend summt, wie aus der letzten, kalten Asche des modischen Ofens Kobolde hervorspringen, um ihre Wahrnehmungen noch schnell auszutauschen, damit, ehe die Aschenteilchen vollständig zerflattern, jedes einzelne die ganze Geschichte mit in die Weite nehme —!

Ich sage nichts wieder, meine Freundin, von dem, was ich erlauscht habe.

Das ist schließlich immer das alte Lied, man singt es an der Spree und an der Isar, an der Themse und an der Seine — überall. Die Menschen lieben und hassen so ziemlich in gleicher Weise, etwas feiner, etwas gemeiner. Nur zuweilen weht es uns an wie Blumenduft, dann scheint es uns plötzlich, als nähme die Alltagsmaske schöne, ideale Züge an. —

Da hängt in einem großen Salon der Residenz das Bild des vor nicht wenigen Jahren verstorbenen Hausherrn. Ein dichter Lorbeerkranz umwindet dasselbe — jahraus, jahrein — und wunderbar, der Mann verdient den wirklich noch immer frischen Kranz. — Des Winters pflegt man mit der Auffrischung zu warten bis eine große Soirée bevorsteht — und die noch immer verführerisch schöne Wittwe sieht dann nach, ob alles in Ordnung ist und die spitzen Blätter den Toten nicht stechen. Im Sommer müssen gutherzige Gärtner das Geschäft besorgen, da begreiflicherweise weder trauernde noch lachende Wittwen auf die haute-Saison in diversen Bädern verzichten können. So wie die schöne, junge Wittwe abgereist ist, kommt eine schlichte, stille Frau leise in's Haus — sie sieht um zwanzig Jahre älter aus als die abgereiste, sie dürfte um fünfzehn Jahre jünger sein; und nun bringt sie Rosen, Rosen in allen Farben, sie holt ein Kelchglas aus der etwas abgegriffenen Tasche, füllt es nicht mit Wasser: „Die Rosen müssen welken, wie Du nur zu rasch gestorben bist, einziger Mann, den ich geliebt habe." Die Frau verschwindet, in die Hand des verschwiegenen Dieners fällt ein Silbergulden. Am nächsten Tag kehrt die blasse Frau zurück und so fort und fort, so lange die Rosen dauern — dann bleibt sie aus. — Der Lorbeer wird erneuert, die Gnädige kommt aus dem Badeorte und wundert sich über den Duft — es duftet so welk, und sie ist doch so jugendfrisch, so berechtigt zu allen Ansprüchen.

Mehr als von großer und kleiner Médisance redete man in der letzten Zeit von der großen Veränderung, welche mit der „deutschen Zeitung" vorgegangen ist, indem eine große starke Partei sie öffentlich als ihr Organ anerkannte und durch die moderne Wissenschaft neues, frisches, kräftiges Blut bis in die Herzkammern des alten Körpers trieb. Die Transfusion mit Friedjung wirkt Wunder. Wir stehen vor einem Programme, das, auch wenn es nicht ganz wahr werden sollte, doch sehr schön ist. Sie wissen vielleicht nicht, was die „deutsche Zeitung" ist, liebe Freundin, und meinen, in Wien seien doch alle Zeitungen deutsch. Sie sollten Recht haben — aber die wirkliche deutsche Zeitung sucht ihren Schwerpunkt in dem Kampfe, welcher in Böhmen, unter anderen Slaven und ihresgleichen gegen das Deutschtum tobt — sie kämpft mit Glück — hat sie auch nicht viele Schlachten gewinnen können, sie verteidigt das Land auf's Aeußerste und ist sich seit Jahren zielbewußt geblieben.

Der deutsche Schulverein, dessen großartige Leistungen den heftigsten Schmerz der verschiedenartigsten Gegner erregen, hat in Laibach am 5. Juli Veranlassung zum Beschluß der Errichtung eines slovenischen Kindergartens in Triest gegeben. „Man müsse dagegen wirken, daß zwischen Berlin und der Adria eine deutsche Brücke gebaut werde." In Graz bildete sich ein „Neuer Schulverein für Deutsche," welcher der antisemitischen Richtung huldigt, und mit dem deutschen Schulvereine, der vor allem an der konfessionslosen Volksschule fest halten möchte, nicht zu verwechseln ist. Sie gähnen, — was hilft einer schönen Frau die Vereinigung so vieler Männer und Frauen im Schulverein, wenn der einzige, derjenige Mann darunter fehlt, für den man sich etwa begeistern könnte?

Nun — die Residenz erzählt sich gegenwärtig noch immer sehr viel von dem neuen Handelsminister, dem Herrn von Baquehem. Er ist ein junger Mann, erst sechsunddreißig Jahre alt, ein schöner Mann, und soll es wirklich seinem großen Talente verdanken, daß eine sehr hohe Person, die sich lebhaft für ihn seit seiner frühesten Kindheit interessiert, ihm einen so wichtigen Posten anvertrauen durfte.

Wir hören jetzt, daß Markgraf Pallavicini, welcher mit Herrn v. Crommelin und zwei Bergführern bei Ersteigung des Großglockners verunglückte und verzweifelte greise Eltern zurückläßt, interessante Aufzeichnungen über frühere gleichfalls sehr gefährliche Wanderungen geführt haben soll. Eine von Lebenslust und Lebenskraft

strotzende Natur gab vielen, die ihn wiederholt warnten, sich Gefahren so nutzlos auszusetzen, die Antwort: das Leben ist gar nicht des Lebens wert, wenn man an den Tod auch nur denken sollte.

In Ischl hat die Ankunft der Kaiserin nicht wenig überrascht; sie hielt es nur drei Tage in Gastein aus. Von gut unterrichteten Leuten wird dieser rasche Wechsel der Entschlüsse, eine am österreichischen Hof selten vorkommende Thatsache, mit der Königstragödie in Bayern in Verbindung gebracht. Die Kaiserin sei so aufgeregt, so verstimmt, so erschüttert, daß sie es in dem ihr unbekannten Hochgebirge Gastein's nicht ausgehalten habe, sie wollte zurück nach ihrem lieben Ischl, wo sie als Braut, als junge Gattin und als blühende Frau immer glücklich gewesen ist. Man sagt, auch auf das Nervensystem der Prinzessin Valerie habe das schreckliche Ereignis in Berg unheilvolle Wirkungen ausgeübt.

Nun wissen Sie eine Neuigkeit, die bis heute kein politisches Blatt zu bringen wagte. Dafür, liebe Freundin darf ich mir erlauben, Ihnen ein vielleicht altes, aber nicht ganz unwahres Wort zu erzählen, über das Sie natürlich verächtlich die Achseln zucken: wären Sie sehr gekränkt, wenn ich von schönen Schultern redete, und sie sind ja doch wirklich schön Ihre Schultern? Also — man spricht in einer Gesellschaft von Frauen und Moden, von Moden in Berlin und Moden in Wien. Ach, bemerkt jemand, die Mode ist gleichgiltig. Die Wienerin wechselt dieselbe immer fort, sie giebt nicht Ruhe, bis sie selbst hübsch geworden ist. — Hüten Sie also Ihre Schwestern vor der Nachahmung — man kann als Berlinerin reizend sein, aber auch in Wien einem Geschmack huldigen, der nun einmal nicht für Berlin geeignet ist.

Ich weiß nicht, werte Freundin, es fängt an mir mit Berlin zu ergehen, wie mit — Rom — Lachen Sie aus vollem Halse. Ich muß bei dem Namen „Berlin" immerfort „denken" und bekomme aus Bewunderung für Ihre Weltstadt, denn wahrhaftig Berlin ist weit mehr Großstadt als Wien, schließlich Kopfschmerzen. — In Rom bekommt man diesen gewissen historischen Druck im Gehirn, wenn man immerfort die ganze Geschichte der Welt auf dem Fleck zu sehen glaubt, über den der Fuß gerade setzt. In Wien, in Wean, ist das anders. Die historische, große Vergangenheit, die merkwürdige Stadtgeschichte, welche Archivar Weiß so wunderbar zu schreiben versteht, hat mir noch keine bange Stunde bereitet. Es umfängt uns so wie etwas von frischem, heiterm Duft, den ich selbst in München nicht finde, wo man zu viel Bilder sieht, zu viel Bier trinkt und nicht genug Wein bekommt. Ich segne dich, holde, würzige Rebe von Vöslau! —

Gottlob, auch wir haben noch Reben und fest und treu steht auch sie — die Wacht an der Kaiserstadt, die Liebe zum herrlichen Wien. —

Damit wäre nun ein poetischer Schluß gefunden, der aber nicht mit meinen pädagogischen Zwecken zu vereinen ist. Unser Wearn ist uns in manchen Dingen zu rasch gewachsen, es schäumt und gährt wie junger Most, und wir brauchen abgeklärten edeln Trank. — So habe ich Ihnen heute ein wenig Schaum von der Oberfläche abgeschöpft, — demnächst wollen wir nicht mehr so leichtherzig plaudern. Ich wenigstens möchte mir einige Steine vom Herzen reden. — Ich mache es wie das Orchester. Ich will nun zuerst die einzelnen Instrumente stimmen und ordnen — dann mag es durch's volle Haus brausen, im Schmerz und in Lust, dann will ich Ihnen ein Lied geigen wie Wien lebt und liebt, wie es stirbt, wie es leidet — wie oft die Existenzen die sieben Himmel mit dem Fegefeuer vertauschen müssen. — Es soll ein Sang werden, der unsere Kaiserstadt bald aus dem Traumleben weckt, bald zur Ruhe ermahnt — haben Sie Geduld mit einem alten Wienerherzen und seien Sie versichert, daß Graf Vassili an mir keinen Nachbeter und keinen Nachtreter finden wird.

S. v. A.

Deutsches Volk und deutsche Kunst.

Offene Briefe von Paul Marsop.

(München.)

Verehrter und lieber Herr Kollege!

Sie haben unlängst in einem Aufsatze, der allerwärts berechtigtes Aufsehen gemacht hat, vieles Bemerkenswerte über das Thema „Deutsches Volk und deutsche Kunst" gesagt. Sie haben mich in solch' verbindlicher Weise aufgefordert, zu Ihren Ausführungen Stellung zu nehmen, daß Sie mir ein Nicht-Eingehen auf Ihren Wunsch leicht als litterarische Unhöflichkeit deuten dürften. Dessenungeachtet kann ich es beim besten Willen nicht mehr über mich gewinnen, mich an einer öffentlichen Erörterung der durch Sie wieder so kräftig angeregten Bayreuther Fragen zu beteiligen. Nicht als ob sich meine Begeisterung für die Schöpfungen Wagner's im Laufe der Zeit abgekühlt hätte. Unsereiner, der bereits in den Jahren zur Fahne stand, in denen das Bekennen zur neuen Lehre gesellschaftliche Recht- und Friedlosigkeit, ja den fast notgedrungenen Verzicht auf ein Vorwärtskommen im Berufswege zur Folge hatte, verschrieb sich dem „Tristan" für Lebenszeit und zwar mit seinem Herzblute — Opfer, die zu bringen der Nachwuchs, die gegenwärtig thätigen Wagner-Ueberpinsler nicht mehr nötig haben — selbst wenn sie, was mir sehr unwahrscheinlich dünkt, den Mut dazu besäßen. Unsereiner bleibt also fest. Allerdings führt er nicht bei jeder Gelegenheit die hergebrachten Begeisterungsphrasen im Munde; er lebt des Weiteren nicht allein von Parsifal, Krautsalat und Liebe, sondern auch von Bach, Beethoven und Beefsteaks; er erdreistet sich sogar — o unerhörtestes der Verbrechen! — die Werke des Meisters selbst sonder Scheu zu vivisezieren und es gelegentlich auszusprechen, daß auch Ihm nichts Menschliches fremd gewesen sei. Dagegen wandelt er still beschaulich seine Straße fort, sammelt seinen Wagnerpfennig und versucht es, im Bunde mit den wenigen Gleichgesinnten, die schriftstellerische Behandlung der Kunst aus der Dunstatmosphäre der Schwefler und Schwärmer auf den festen Boden der wissenschaftlichen Erörterungen, der historischen Kritik hinüberzuretten. Aber er versteht sich ungern dazu, sich in Kunstfragen wieder einmal an die breite Oeffentlichkeit zu wenden.

Denn er hat durch eine erkleckliche Anzahl von Erfahrungen und Beobachtungen die Ansicht gewonnen, daß bei uns in Deutschland ein offenes Aussprechen in Kunstdingen so gut wie nichts nützt. Die großen Künstler wissen das, was man ihnen sagen könnte, ebensowohl wie wir selbst; zwei Takte von Heinrich Vogl's „Loge" sind unendlich viel mehr wert als alle seit 1869 geschriebenen Rheingold-Rezensionen zusammengenommen. Den weniger Fähigen und Bedeutenden kann man hinwiederum das Talent nicht tropfenweise einträufeln, welches ihnen die Natur versagt hat. Des Weiteren haben, wenn wir ehrlich reden wollen, auch sie das Recht, den Kritiker als eine gewisse minderwertige Menschheitsabart zu betrachten: denn der beste Theoretiker schafft eben noch nicht so viel Positives wie der kleinste Künstler . . . .

„Aber man könnte vielleicht auf das Publikum zu wirken suchen." Verehrter Freund, Sie verlangen zu viel von der deutschen Nation. Sie liest Alles: Fortschrittliches, Rückschrittliches, Zwischenschrittliches, Staats-, Geld- und Kunstvereinsreptilienblätter, die Aeußerungen der bestellten Liebe und des unverstellten Hasses. Sie bildet sich sogar auf Grund des täglichen Genusses von drei Kubikmeter Lesefrüchten ihre eigene Meinung. Sie geht in's Theater, weil der liebe Nächste auch seinen Abonnementsplatz hat. Sie zeigt sich sogar begeistert, und zwar im einzelnen Falle stets auf die Aufforderung dessen hin, der sie jeweilig am besten zu „harangieren" versteht. Aber sie thut nichts für die Kunst, gar nichts, weniger als nichts, wenn dies möglich sein könnte.

Das Gegenteil wäre auch verwunderlich. Ueberlegen Sie nur. Unsere Nation war — es steht das in allen Litteratur- und Kulturgeschichten — von jeher eine

denkende; sie ist zudem seit 1870 eine politische geworden. Wie sollte da neben Denken und Politik in den durch dieses Beides schon über alle Maßen in Anspruch genommenen Staatsbürgern noch ein drittes Platz haben — sei es selbst ein so schmiegsames Ding wie das Gefühl? Das ist billigerweise nicht zu beanspruchen. Der Kunst kann man jedoch ganz und gar nicht mit der Politik und mit dem Denken nur bedingungsweise beikommen. Zum Mindesten ist der nicht geneigt, Etwas für sie zu thun, der Nichts für sie fühlt. Man kann nun wohl Jemand dazu auffordern, zu denken — beispielsweise einen im Dampfe der Weihrauchwolken bereits halb erstickten Auch-Wagnerianer — aber nicht gut zu fühlen. Es verhält sich mit dem Idealen ganz so wie mit der Religion; denen, die Nichts mehr oder noch Nichts davon in sich haben, kann man Solches nicht von der Kanzel oder vom Katheder herunterpredigen; wer aber von dem Einen oder dem Anderen Etwas in sich verspürt, der findet wohl selbst diejenigen heraus, welche ihn darin unterweisen. Die verehrliche deutsche Nation könnte gemäß der Aufforderung Wagner's nur „wollen", das heißt: helfen wollen, wenn sie für seine Kunst Etwas fühlte. Doch sie fühlt nichts.

Unter diesen Umständen ist das bestgemeinte Aussprechen und Antreiben von keinem Nutzen. Es gibt Dinge, hinsichtlich derer Zureden nichts hilft. Probieren Sie es einmal, Herrn Wallfischsohn gut zuzureden, sich in Fräulein Schulze zu verlieben. Sie werden mit der außerordentlichsten Beredsamkeit nichts ausrichten; er wird Sie nach Gründen fragen, und Sie werden ihm zugestehen müssen, daß die Menschen nicht aus Gründen zu lieben pflegen.

Es ist schon so, lieber Herr Kollege: wir wollen uns nur ruhig eingestehen, daß wir eine gute Reihe von Jahren umsonst gearbeitet haben. Ja, wenn wir noch Politiker wären: dann könnten wir den in diesem Fache allgemein vorzüglich bewanderten Deutschen vielleicht ein Gefühl aufschwatzen, das bereits längst gehegt zu haben sie sich hinterher einreden könnten. Denn politisch sein heißt: einem Anderen weismachen, daß er dasselbe wolle oder gewollt habe, wie wir. Aber wir zwei und unsere paar Gesinnungsfreunde sind unpolitische Geschöpfe. Wir sind von Haus aus nur auf Denken und Gefühl veranlagt; die höhere, die politische Einsicht geht uns ab — trotzdem oder weil wir keine schlechteren Patrioten sind als unsere besser befähigten Mitbürger. Deswegen wollen wir uns nicht einbilden, daß wir auf Diese in Kunstdingen irgendwelchen Einfluß auszuüben fähig seien.

Welchen Zweck hätte demnach ein irgendwie geartetes theoretisches Bestreben? Dem Deutschen ist nichts beizubringen. Sofern er sich nicht nur auf den Staats- und neuerdings auf den Weltbürger, sondern auch auf den Kunstbürger hinausspielt, hat er nichts gelernt und nichts vergessen — nämlich aus dem sehr einfachen Grunde, weil er nie etwas wissen wollte.

Und das gesammte von diesen modernen Barbaren erfüllte Gebiet, „die ganze deutsche Welt innerhalb und außerhalb der schwarz-weiß-roten Pfähle" soll sich, in Gemäßheit der neuerdings von unserem werten Gesinnungsgenossen, dem trefflichen Moritz Wirth in Leipzig ausgesprochenen Forderung, „mit Wagnertheatern bedecken". Die neue Kunst, so führt er aus, könne auf die Dauer der neuen Stätte nicht entbehren; schon würde das Bedürfnis, die Wagnerischen Werke in einem anderen Raume, als dem gewohnten Opernhause dargestellt zu sehen, in weiteren Kreisen empfunden. Der Bau von Bayreuth dürfe nicht der einzige bleiben. Diejenige Stadt, Landschaft, Kunstgemeinde, welche ein solches Haus errichtet haben würde, werde das Recht haben, sich den „Parsifal" zu erbitten. —

Criticus criticum non decimat. Verzeihen Sie die kleine Variation, die mir beim Studium der tonkinesischen Preßverhältnisse einfiel. Aber ernsthaft gesprochen: ich könnte auch sonst den von Wirth verfochtenen Sätzen nichts entgegenstellen. Sie drücken das in kurzen, schlagenden Worten aus, was uns, der Fraktion der Unabhängigen, die wir die Kunst nur um der Kunst willen lieben, der Inbegriff unserer Wünsche und Hoffnungen ist. Ich unterschreibe Wort für Wort. „Mit Hand und

Fuß", wie sich neulich der Herr Redakteur Hieronymus Kleesame ausgedrückt haben soll.

Die Sache hat nur einen kleinen Haken: Wer vermag es, den schönen Traum zu verwirklichen?!

Damit genug für heute.

(Fortsetzung in der Broschüre „Unsere Illusionen! Offene Briefe an Herrn Gottlieb Zwinkerlein, Vorsitzenden des R. Wagnervereins zu Klein-Brktztlwitz." 48 Seiten. München, Verlag von Jos. Bibl.)

Vom Büchertisch.

Das Menschen-Ideal und seine Erfüllung. Von Otto Spielberg Zürich 1886. Verlags-Magazin.

Es wäre nicht nur feige, es wäre auch sehr wenig praktisch, wollte man vor der Thatsache die Augen schließen, daß sich fast auf allen Gebieten des Schrifttums seit einigen Jahren eine Richtung herausgebildet hat, die stark revolutionärer, umstürzender, zerstörender Natur ist. Der Sehnsuchtsschrei nach gesünderen Verhältnissen schlägt deutlich vernehmbar aus einer ganzen Reihe essayistischer, feuilletonistischer, novellistischer Schriften heraus . . . aus den leidenschaftlichen Kapiteln einer Bleibtreu'schen „Schlechten Gesellschaft," aus den Novellen einer Kapff-Essenther, eines Schwarzkopf („Bilanz der Ehe"); aus dem Flugschriften-Zyklus „Gegen den Strom" einer Wiener Schriftsteller-Gesellschaft; aus den Büchern Nordau's, Dahlens („Aufzeichnungen über die europäische Gesellschaft") Spielbergs, Voglers*) („Verwahrlosung des Charakters") . . . Otto Spielberg, der Verfasser der drei Bändchen „Philosoph für die Welt", des Büchleins „Schleier der Maja" ist vielleicht der radikalste und in gewissem Sinne unversöhnlichste in der Gruppe dieser Schriftsteller . . . Bei ihm ist Alles Glut, Leidenschaft, Fanatismus . . . Er schont Nichts, das ihn nur im Geringsten krank, unhaltbar, verwerflich dünkt . . . Dieser Schriftsteller besitzt eine Doppelnatur und er läßt die Kräfte dieses Doppelwesens mit der elementaren Wildheit eines Lamennais spielen . . . Dieser Geist zersetzt Alles, er ist ohne jedes Mitleid für Gewohnheiten, Zustände, Verhältnisse, die der Menge an's Herz gewachsen sind, weil sie schon die Väter und Großväter gehegt und gepflegt haben . . . Die Berechtigung der Tradition erkennt Spielberg nicht an — für eine vom Standpunkt der historisch-genetischen Entwicklung vorgenommene Betrachtung der menschlichen Geschichte ist Spielberg ohne jedes Verständnis . . . Seine ungestüm drängende und gährende Natur widerstrebt mit Rousseau'scher Energie einer Kultur, die in seinen Augen nur Schattenseiten hat, die unselbständige Existenzen schafft, die sich in ihren Bethätigungsorganen, dem Staat, der Gesellschaft, der Kirche, nur mit giftigstem Hohn gegen jedwedes ursprüngliche Menschenrecht wendet . . Spielberg hat eine besondere Anlage für die Entdeckung und Bloßstellung menschlicher Irrtümer, Schwächen und Gebrechen . . . Sein Auge gleicht einem Mikroskope, das eine Mücke

*) Hier sind auch nicht zu vergessen die ästhetischen und kunstpolitischen Schriften Richard Wagner's und Friedrich Nietzsche's, sowie nach einer andern Seite hin gewisse Veröffentlichungen Du Prel's u. a. Auch in der freimaurerischen, vegetarischen und spiritistischen Litteratur finden sich außerordentlich charakteristische Werke für die Revolution des Geistes, in der wir thatsächlich stehen. D. R.

zu Elephantengröße erhebt . . In Vielem hat ja Spielberg so Recht, so Recht! . . Und der Aufschrei seiner verwundeten zornigen Seele, ihr bitteres, schneidendes Hohngelächter, ist auch vom ethisch-moralischen Standpunkte in so manchen Fällen nicht ungerechtfertigt. Aber trotz alledem hat seine Schrift mehr poetischen als ökonomisch-praktischen Wert. Ein mutiger, unabhängiger Geist spricht aus jeder Zeile, und zudem ein Geist, der an die Erfüllung seiner Ideale unentwegt glaubt . . Das ist eben das Große und Bedeutsame an diesem Bußprediger: er hat einen starken, zähen Zukunftsglauben. Er zersetzt und zersetzt nicht nur und jammert Weh und Ach über die allgemeine Auflösung, über den Bankerott der Menschheit — er hält zugleich daran fest, daß es doch einmal „Völkerlenz" werden muß . . Wir Anderen, minder gläubigen Seelen meinen allerdings dazu: Das sind auch nichts weiter als die ach! so hinfällig gewesenen Hoffnungen und Erwartungen eines Thomas Morus, Cabet, Campanella, Graf Saint Simon — die sonderbaren Schwärmereien eines Fenelon, Proudhon und vieler Anderen . . . Mancher Vorschlag Spielbergs schmeckt wahrhaftig nach dem Rezepte Thomas Morus, der empfahl, um das Gold zu diskreditieren, den Sträflingen goldene Fesseln anzulegen . . .

Aber trotzdem: die ursprüngliche Kraft und Wucht dieses Buches thut wohl in einer Zeit, wo Alles nach der Schablone denkt und schreibt. Spielberg ist nicht nur ein ungewöhnlicher Unzufriedener, er ist auch ein ungewöhnlicher Schriftsteller.

Hermann Conradi.

Die neue Circe. Eine italienische Dorfgeschichte von Richard Voß. Dresden und Leipzig. Verlag von H. Minden. Zweite Auflage.

Es ist verwunderlich, daß gerade dieses Werk in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebte. Der Grund wird darin liegen, daß Voß in der „neuen Circe" seinen Lesern viel leichtere Kost als in seinen bisherigen Werken vorsetzt. Diese Novelle macht als Ganzes einen fast schwachen Eindruck. Die Handlung ist in Anbetracht des Umfangs dürftig und ohne eigentliche Pointe. Was den Leser aber auch hier mit unwiderstehlicher Gewalt fesselt, ist der bestrickende Zauber, die wirklich großartige Schönheit der landschaftlichen Schilderungen, die wohl in keiner andern Erzählung von Voß, vielleicht „Bergasyl" ausgenommen, so lebendig, so glühend, so farbenprächtig sind. Sehr erfreulich ist die kräftige Sprache, die vor keinem gut deutschen, kernigen Ausdruck zurückscheut. Die Charakterzeichnung hingegen ist nicht immer zu loben. Voll des köstlichsten Humors ist der Vertrag, den die beiden reisenden Freunde mit einander schließen; das ist eine wahre Perle! Ueberhaupt zeigt Voß in der „neuen Circe" vielfach einen geistreichen Witz. Sonst macht Manches den Eindruck des Unnatürlichen, Uebertriebenen.

Arthur Gutheil.

Johannes Prölß als Lyriker. Trotz der trostlosen Verhältnisse, die heute auf ästhetisch-kritischem Gebiete herrschen, fanden die vor einigen Monaten in Sauerländer's Verlag zur Ausgabe gelangten Gedichte von Johannes Prölß, welche den Gesammt-Titel „Trotz alledem!" führen, eine vorwiegend günstige Beurteilung. Und mit vollem Recht; denn in diesen Gedichten spricht sich ein echtes, natürliches, tiefes Empfinden, geläutert in Form und Inhalt, herzgewinnend aus. Und des jungen Dichters hie und da stark hervortretende Aehnlichkeit mit Emanuel Geibel ist durchaus keine anempfundene, sie ist in viel höherem Grade eine innere Gemütsverwandtschaft. Denn ebensowenig wie Geibel's ist starke wilde Leidenschaft die Sache von Proelß, er neigt auch nicht zur Ironie des Schmerzes, zum schneidigen Wehruf, er ist weich, innig, tief, heiter, anmutig, schalkhaft, sanglich, von freudiger Sinnlichkeit und sinniger Liebe zur Natur. Was also speziell seine Liebes-

Lyrik betrifft, ein Dichter für die Frauen im guten Sinne des Wortes. Daß bei solcher Anlage und Neigung auch das Elegische zu wirksamem Ausdruck gelangen muß, ist selbstverständlich, und auf diesem Gebiete gehören die beiden Gedichte „Ein Scheiden" und „Reue" zu den schönsten der Sammlung. Wie voll und tief klingt doch der Schluß des erstgenannten:

„Mir ist die Liebe Herzensreligion,
An ihren Altar war ich fromm getreten:
Dir war sie Kurzweil nur und Flitterlohn
Der Eitelkeit: — so wurde stumm mein Beten.

Du — selbst in deinen Träumen eitle Lust,
Ich — selbst in Lust und Scherz ein ernster Träumer —
So sei denn frei, du Falter, unbewußt
Hinflatternd such' dein Glück — vorbei dem Säumer!

Ja, tot sei ich für dich! Ich will es sein,
Weil es mich zieht zu höher'm, reiner'm Leben —
Wie einer Toten will ich denken dein —
So laß uns scheiden und uns still vergeben!

Und wenn mich später die Erinnerung
An dich beschleicht, will ich dich segnen leise:
Wir irrten uns — wir waren ja so jung —
Und du hast mich geliebt auf deine Weise!"

Und wie stimmungsvoll und plastisch ist gleich die Anfangsstrophe des zweitgenannten Gedichts:

„An's Fenster schmiegend den zitternden Leib,
Kühlt die fiebernde Stirne das schöne Weib.
In das nächtige Grau, in das herbstliche Land
Starrt ihr irrendes Auge unverwandt.
Ihr Antlitz, bleich wie von Marmelstein —
Das Herz aufseufzend in stummer Pein —
Was sucht ihr Blick in dem Schneegefild,
Was will das trauernde Frauenbild? . . . .
— Sie sucht ihre tote Liebe!

Je weicher und inniger Prölß aber in seinen Liebesgeschichten ist, um so mehr überrascht er in den Zeit- und Streitgedichten durch kraftvoll-trotzigen Ton, durch sein feuriges Eintreten für die idealen Kämpfer um Deutschlands Ruhm und Größe früherer Zeit und stellt sich hiedurch in sehr erfreulichen Gegensatz zu der servilen politischen Erfolgsverhimmelung des „jüngsten Deutschland", das der Reaktion die Standarten trägt und im absolutesten Absolutismus die menschenwürdigste Regierungsform sieht. Ganz prächtig ist in dieser Bezeichnung das, den großen Kämpfer für Licht und Freiheit feiernde Lied: „Hutten's Schwanengesang" mit seinem kraftvollen Refrain: „'s ist eine Lust zu leben!" Machtvoll packt auch das Gedicht „Giordano Bruno" mit seinem trotzig-knirschenden, immer wiederkehrenden Vers: „Verbrennen ist nicht widerlegen!" Am wärmsten aber berührt, weil es uns am nächsten liegt „Das deutsche Lied", in welchem Prölß mit mannhaftem Mute jene patriotischen Sänger preist, welche die heutige Größe Deutschlands vorbereitet haben. Er beginnt:

„Rühmt ihr die Macht der Waffen,
Des Staatsmanns kluge List,
Als hätten die geschaffen
Allein, was Ruhm uns ist:
Des Vaterlandes Einung,
Das Glück, das lang uns mied . . . .
Ich hege and're Meinung
Und sei're das deutsche Lied!"

. . . . . .

„Das Lied vom Vaterlande,
Das kühn in's Leben trat —
Als seine Hüter Schande
Ihm brachten und Verrat;
Das Lied vom freien Rheine,
Der unser müsse sein —
Das Lied vom Feuerweine
Und von der Wacht — am Rhein!"

. . . . . .

Nach mehreren ungemein schwungvollen geharnischten Strophen, welche den Gedanken ganz ausführen, schließt er also:

„Noch ist es nicht verklungen,
Noch ist nicht vollerfüllt,
Was jene kühn gesungen
In Sehnsucht ungestillt.
Doch was mit freud'gem Beben
Heut' jeder Deutsche preist —
Das rief zuerst in's Leben
Des Volkes Dichtergeist!"

Schöner Idealismus spricht aus den Gedichten: „Vom echten Barbarossa", „Das Rhone-Gold" und „Auch ein Held", während „Der anonyme Schuft" auf nicht politischem Gebiete denselben kernig-trutzigen Sinn des Dichters offenbart, der ihn als politischen Sänger auszeichnet.

Am wenigsten scheint mir die Kraft und Eigenart von Johannes Prölß auf dem Gebiet der Ballade zu liegen, auch die dürftige Zahl derselben in der Sammlung veröffentlichen Balladen deutet darauf hin, daß seine Neigung ihn weniger dahin drängt; doch das mag wohl auch darin seine Ursache haben, daß Prölß noch ganz und gar Lyriker ist, das heißt, daß ihn der künstlerische Ausdruck seines subjektiven Fühlens noch vor allem Andern beschäftigt und befriedigt, während die Ballade, schon halb episch, die Darstellung fremder Zustände und Gefühle verlangt.

Doch alles in allem genommen ist nicht allein die Begabung, sondern auch das, was Prölß in diesem Bande lyrischer Gedichte bietet, entschiedener Beachtung würdig, und der Dichter berechtigt zu schönen Erwartungen für die Zukunft, wenn er sich erst zu voller Objektivität durchgerungen haben wird, jener künstlerischen Objektivität, die sich gar wohl verträgt mit der hinreißendsten Glut des eigenen Empfindens und die letzte Bedingung vollendeten künstlerischen Schaffens ist. Diese Objektivität fehlt zum Teil noch dem Dichter und ließ ihn auch manches Unbedeutende oder allzu Persönliche in die Sammlung aufnehmen.

Oskar Welten.

König Ludwig II. von Bayern. Sein Leben, Wirken und Tod, geschildert von George Morin. München, Franz'scher Verlag. 68 Seiten. Mit einem Lichtdruckbild.

Unter den zahlreichen volkstümlichen Veröffentlichungen dieser Art verdient die vorliegende Schrift den ersten Platz. In ihrer knappen Form übersieht sie doch nichts Wesentliches und ist in einem schlicht-vornehmen, gemütvoll-freisinnigen Ton gehalten. Angesichts so vieler zweifelhafter Machwerke, die in diesen schmerzlichen Tagen schmutzige Spekulanten unters Volk schleuderten, kann die Verbreitung dieses edlen Schriftchens nicht genug gewünscht werden.

F. Hammer.

Aus den Frühlingstagen des deutschen Vaterlandes. Eine schlesische Geschichte von G. v. R.-T. Verlag von Richard Preyß, Augsburg 1885. Ein Buch für das christliche Haus. Die Geschichte spielt zur Zeit, da unser ge-

knechtetes Vaterland zur Gerechtigkeit erwachte und den „genialen Eindringling und Unterjocher" begeistert über die Grenze jagte. Die fromme Verfasserin schildert die Leiden und Freuden, die Trübsale und Hoffnungen des schlesischen, des deutschen Volkes während der Unterdrückung, die flammende Begeisterung, die opferfreudige Hingabe an das Vaterland während und nach der Befreiung. Den Rahmen hiezu bietet die Geschichte einer vaterlosen Pfarrfamilie. Zahlreiche Kern- und Vaterlandslieder, sowie viele biblische Sentenzen sind in die Erzählung verwoben. Bußfertige heilsbegierige Seelen können sich daran erquicken. Den „Profanen" erfreut die patriotische Begeisterung, welche das Buch wie Frühlingshauch durchweht Die Darstellung ist frisch, innig, warm, die Charakterisierung unbedeutend: die Personen sind übertrieben idealisiert, lauter religiöse Musstermenschen, Heilige. Immerhin darf das Buch zu den besseren Leistungen der christlichen Familiennovellistik gerechnet werden.

Junker.

Max Kretzer, Im Riesennest. Berliner Geschichten. Leipzig, W. Friedrich. Die Kritik über Kretzer's Werke, soweit sie in der deutschen Journallitteratur bis jetzt zum Ausdruck gelangte, gibt nicht nur ein trostloses Bild der herrschenden ästhetischen Zerfahrenheit in unserer Kritikasterie, sondern auch der häßlichsten Vergiftung unserer litterarischen Empfindungen. Aus dem Chaos der widersprechendsten und widerwärtigsten Meinungen und Insinuationen steigt jedoch das Bild des genialen Sittenschilderers immer lichter und siegreicher empor. An der außerordentlichen Elementarkraft des Kretzer'schen Genius ist seit dem Erscheinen seines jüngsten Romans „Drei Weiber" nicht mehr zu zweifeln. Die kritische Debatte kann sich nur an technische Besonderheiten und an Nebendinge der Mache heften. Auch die interessante Sammlung „Im Riesennest" bietet hiezu schätzbares Material. Wir werden nächstens auf diese Werke ausführlicher zurückkommen.

Ignotus.

Philipp von Jolly. Ein Lebens- und Charakterbild von Gottfried Böhm. München, Cäsar Fritsch. 48 Seiten. Mit einem Lichtdruck und Schriftenverzeichnis.

Diese Arbeit, ausgezeichnet durch feine, knappe und doch erschöpfende Darstellung, wird den zahlreichen Freunden und Schülern des unvergeßlichen Münchener Professors nicht allein, sondern auch den vornehmer gebildeten Familien eine hochwillkommene Gabe sein. Sie ist eine nicht genug zu schätzende Bereicherung unserer biographischen Litteratur.

H. Frank.

Zuschrift aus dem Leserkreis.

Ein Kritiker der „Gartenlaube".

Verehrliche Redaktion der „Gesellschaft"!

In der Nummer 43 des Jahrgangs 1885 der „Gartenlaube" veröffentlicht ein Herr Dietrich Theden auf S. 713 eine Besprechung des „Gudrun-Liedes" von Engelmann, die zusammen mit einer größeren Illustration gerade diese eine Seite füllt. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über den Wert der mittelhochdeutschen Dichtung und der vorliegenden Uebersetzung wendet sich der Kritiker zu einer Darstellung der Hauptcharaktere. Dabei hat er in schamloser Weise Wilhelm Scherer's Geschichte der deutschen Litteratur ausgeschrieben, wie folgende Gegenüberstellung zeigen möge.

Scherer:	Hr. Theben:
S. 138: Hagen ist barbarisch ungeschlacht, riesenhaft täppisch, naiv eingebildet, im Grunde gutmütig.	Hagen ist riesenhaft ungeschlacht, naiv eingebildet, im Grunde gutmütig.
S. 138 f.: Hettel . . . entspricht dem Begriff königlicher Würde, wie ihn etwa das Nibelungenlied festhält. Er hört auf den Rat seiner Vasallen. Er bleibt höflich, auch wo er abweist. Er will nicht Furcht, sondern Neigung erwecken.	Hettel ist eine echt königliche Erscheinung, hört auf den Rat seiner Vasallen, bewahrt in allen Lagen Ruhe und Besonnenheit, begegnet Jedermann mit Milde, will nicht Furcht, sondern Neigung erwecken.
S. 138: Horand ist der deutsche Orpheus: wenn er singt, schweigen die Vögel, die Tiere im Walde hören zu fressen, das Gewürm im Grase zu kriechen, die Fische zu schwimmen auf; es horcht alle Kreatur.	Horand ist der deutsche Orpheus: wenn er singt, schweigen die Vögel, die Tiere im Walde lassen die Weide, das Gewürm im Grase hört auf zu kriechen, des Stromes flinke Fische lauschen in der Flut.
S. 140: Und trotz seiner Kürze (des Ausdrucks) wird er nie dunkel. Er verlangt eine vollkommen wache Aufmerksamkeit: aber eben dadurch erweckt er sie.	. . ., die überraschende Kürze des Ausdrucks spannt die Aufmerksamkeit, die überall knappe und zielbewußte Schilderung läßt Widersprüche nicht aufkommen.

Wenn auch zu wünschen ist, daß Scherer's Urteile über deutsche Litteraturdenkmale selbst in das Gartenlauben-Publikum eindringen, so sollte es dazu nicht der Vermittlung des Herrn Theben bedürfen, der übrigens das Wichtigste in der Ansicht des berühmten Litterarhistorikers, die Ueberordnung der „Gudrun" über das Nibelungenlied, nicht zu akzeptieren wagt, wohl weil er selbst mehr von diesem als von jener hat reden hören.

Berlin. Dr. Friedrich Ramhorst.

Zur Nachricht.

☛ Das Augustheft wird außer dem Schluß der Walloth'schen Novelle und des Plümacher'schen Essays eine große abschließende Studie von Michael Flürscheim über die Bodenbesitz-Reformfrage enthalten. Von den übrigen Beiträgen werden besonders eine größere Studie über den Militarismus in Deutschland von Karl Bleibtreu sowie eine Abhandlung von G. Cristaller über realistische und unrealistische Kunstbetrachtung das allgemeine Interesse herausfordern. Für den unterhaltenden und poetischen Teil werden hervorragende Münchener, Wiener und Berliner Mitarbeiter ihr Bestes spenden.

Die Redaktion.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, k. b. Hofbuchhändler. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), sämtliche in München.

Die Gesellschaft.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. August 1886. 2. Band 2. Heft

St. Petersburg.

Dramatische Szene von Julius Riffert.

(Leipzig.) (Nachdruck verboten)

Vorbemerkung der Redaktion.

Unser geschätzter Mitarbeiter bietet uns hier den ersten Aufzug seines neuen gleichnamigen fünfaktigen Trauerspiels. Es ist ein kühner Griff „in's volle Menschenleben" des „heiligen" Rußlands von heute.

Personen:

Iwan Korsakoff, Marinelieutenant. — Leo Löwenthal. — Feodor Garigin. — Boris Mladetzki, Student. — Michael Somoff. — Sofie von Axelrode. — Annuschka Tegoroff: sämtlich Nihilisten und Nihilistinnen. Szene: Ein einfaches Zimmer mit Fenstern nach dem Hintergrunde hinaus. Zeit: das neunte Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts.

Erster Auftritt.

Sofie. Annuschka.

Sofie. Du konntest auch früher kommen, Annuschka. Ich bin so aufgeregt.

Annuschka. Früher kommen! Das ist leicht gesagt. Auf den Straßen ist eine Bewegung wie zu Neujahr und am Platze hier hat man Not und Mühe hindurchzukommen. Meine arme Brust! (Sie hustet.) Ist das aber auch ein Gedränge!

Sofie. Ich wollte der Tag wäre erst zu Ende. Es ist doch keine Kleinigkeit das Sterben mit ansehen müssen, vielleicht schwerer als das Sterben selbst. Wär's nur erst vorbei!

Annuschka. Wozu das Philosophieren! Wir sind ja noch in Sicherheit und wer frei ist, kann die Sonne loben. Und ist es nicht aller Anerkennung wert, daß wir uns hier so nahe beim Feuer versammeln? Wie leicht kann es uns mit versengen! Nun, sei's wie's will. Es muß wohl in der menschlichen Natur liegen, auch in diesem Falle neugierig zu sein —

Sofie. Oder mitleidig. Ist es doch eine Art von letztem Geleit, das wir den armen Freunden geben. Und das ist auch menschlich. Da kommt Garigin.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Feodor.

Annuschka. Guten Morgen, mein Schatz.

Feodor. Ich wollte, es hieße guten Abend und die Prozedur wäre abgethan.

Annuschka. Auch du hast Fieber? Wohl gar Furcht?

Feodor. Kein Gedanke. Aber soll man dazu lachen, wenn gute Bekannte so (mit der Geberde des Hängens) ins Jenseits spediert werden? Und die Vorbereitungen erst dazu! (Einen Blick durch's Fenster werfend.) Hu! die schwarz angestrichenen Balken mit den verhängnisvollen Ringen und Stricken — scheußlich!

Annuschka. Willst du uns nicht gleich eine wissenschaftliche Vorlesung über die Bedeutung des Hängens halten, Gelehrter außer Diensten, in die Brüche gegangener Universitätsprofessor, Anhänger von — ja, wie lautet denn der schreckliche Name, den man kaum aussprechen kann, da aus Deutschland —

Feodor. Schopenhauer, Kind, Schopenhauer. Aber statt mich mit meiner Vergangenheit zu hänseln, erweise mir lieber einen Liebesdienst und gieb mir einen Kognak — vielleicht wird mir darnach besser.

Annuschka. Sofie wird ihn dir geben, sie ist ja die ewig Liebreiche. Sofie, hörst du nicht?

Sofie (die am Fenster gestanden.) Im Schrank steht alles, was ihr verlangt. Bedient euch doch. Ihr wißt ja, daß es euch auch gehört. Da kommt wieder Jemand.

Annuschka. Diesmal sind es zwei: Somoff und Löwenthal.

Dritter Auftritt.

Vorige. Leo und Michael.

Feodor (trinkend.) Ah, der thut gut! Prosit, Freunde. Trinkt auch, es ist der Scheidetrunk für unsere braven Genossen.

Leo. Nein, ich mag nicht. Sind alle beisammen?

Sofie. Boris fehlt noch und Korsakoff.

Leo. Boris?

Sofie. Fällt dir das auf?

Leo. Nein. Und Korsakoff ist mit seiner Mannschaft zur Hinrichtung kommandiert? Sonderbar!

Feodor. Wäre es nicht lächerlich, so möchte man hier an einen Akt göttlicher Gerechtigkeit denken.

Annuschka. Mach dich nicht albern, Feodor. Göttliche Gerechtigkeit!

Leo. Göttliche Gerechtigkeit! Freilich, das ist albern.

(Sie lachen.)

Sofie. Der Zufall war's, der Zufall.

Feodor. Natürlich der Zufall! Das bestreite ich ja gar nicht. Ich wollte damit nur sagen —

Annuschka. Der Gelehrte! Der Professor!

Feodor. Ach was, sagen wollt ich nur, was Heine sagt:

Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen.

Das ist auch mein Bekenntnis. Und nun anstatt über mich zu lachen, gebt dem guten Michael lieber auch einen Schluck — er ist nicht so enthaltsam wie Leo.

Michael. Recht so. Ich habe ohnehin wenig geschlafen. In meiner Fabrik giebt's jetzt auch des Nachts viel zu thun. Die Kerle sind hinter meinen Reden her, wie die Sperlinge hinter den Brocken. Man kann ihnen nicht genug sagen. Die Druckschriften —

Sofie. Sei nur vorsichtig und verrate nicht zu viel. Auch du, Annuschka.

Annuschka. Mir guckt so leicht keiner in die Karten auf meiner Fabrik. Uebrigens brauche ich Geld.

Feodor. Ich auch. Mein Quartier wird mir sonst gekündigt, und es liegt so günstig.

Annuschka. Feodor lebt nur zu üppig — wir sollten den Feinschmecker kürzer halten.

Feodor. Immer sticheln! Wer kann mir Geld geben?

Sofie. Ich will's thun. Aber wenn mein Baargeld auf die Neige geht, müssen wieder die Brandschatzungen dran. Es sind noch genug da, die zahlen können.

Leo. Auch die Züricher mögen wieder einmal an uns denken. Es sind Reiche darunter. Uebrigens, Sofie —

(Er zieht sie beiseite.)

Feodor. Kinder, denkt mehr an unsere armen Kameraden. Denen mag nicht so lustig zu Mut sein, wie uns.

Annuschka. Es ist nur der Galgenhumor, der aus uns lacht.

Feodor. Galgenhumor ist treffend. Und wie alles von Volksmassen eingeschlossen ist auf dem Platz. Nur das verhängnisvolle Viereck ist frei. Rührt dich das nicht, Michael?

Annuschka. Michael zittert nicht.

Michael. Ich weiß nicht was das ist. Mich könnten sie ruhig hängen, deshalb würde ich mir den letzten Schlaf doch nicht verkümmern lassen.

Feodor. Donnerwetter!

Michael. Was ist so Grausiges dabei? Auf unserm Dorf ward einmal ein Jude gehängt, der gestohlen hatte —

Annuschka. Ein Jude! Hörst du, Leo?

Michael. Bei dem riß der Strick ein paar Mal entzwei und jedesmal, wenn sie ihn wieder aufknüpfen wollten, sprudelte der arme Schelm die Worte hervor: Ist noch keine Begnadigung da? Ist noch keine Begnadigung da? Und was er für jämmerliche Gesichter in seiner Todesangst dabei schnitt — kein Mensch konnte sich das Lachen verhalten. Es war eine zu possierliche Geschichte!

Feodor. Wo nur Boris bleibt? Er kann vielleicht durch die Massen nicht mehr hindurch.

Leo. Boris!

Annuschka (zu Feodor und Michael). Was haben nur die beiden da zu flüstern?

Leo. Hört! Wer von euch will Boris überwachen?

Feodor. Wie so? Hältst du ihn für unsicher?

Leo. Wer will ihn beobachten, frag ich.

Michael. Wir alle.

Sofie. Leo meint, es sei gut auf ihn Acht geben.

Annuschka. Haltet ihr ihn für einen Verräter?

Leo. Ich sage nur: achtet auf Boris. Er scheint mir nicht sicher zu sein.

Feodor. Das wäre!

Annuschka (zu Sofie) Hast du ihn denn nicht überwacht?

Sofie. Ihn zu uns gelockt, ja. Was weiter mit ihm ist, weiß ich nicht. Ist er doch nicht mein Geliebter.

Leo. Er sucht sich abzusondern, ich traf ihn in Gedanken. Meine Gegenwart schien ihm nicht angenehm zu sein. Er wurde verlegen.

Annuschka. Aber das wäre ja sein Tod, wenn er untreu würde. Wie will er von uns los?

Leo. Wehe ihm, wenn er untreu ist! Dann wäre ihm besser, er stürbe heut draußen mit den dreien —

Michael. Erbarmen giebt's dann nicht.

Feodor. Er kommt.

Leo. Laßt euch nichts merken. Nun, so spät, Boris?

Vierter Auftritt.

Vorige. Boris.

Boris. Verzeiht, es war mir nicht möglich, mich schneller durch die Straßen hindurchzuwinden. Es ist ein furchtbares Gewühl auf den Straßen — sogar die Dächer sind von Volk besetzt — auch ist da einige Vorsicht nötig. (Für sich.) Wenn ich nur von ihnen frei wäre!

Leo. Aber wir sind doch früher hier, Boris, die ganze Sektion, soweit sie kommen kann — es war jedenfalls geratener, früher aufzubrechen.

Boris. Wie ich schon sagte: Verzeihung nochmals. Ich hätte mich eher auf den Weg machen sollen. Auch rückte das Militär schon an — seht ihr?

Feodor. Wahrhaftig, sie kommen; Bewegung läuft durch die Massen — da!

Sofie. Schweigend ziehen sie auf. Könnt ihr Korsakoff erkennen?

Annuschka. Nein.

Michael. Doch, da grade im ersten Glied, wo die Marinesoldaten halten, rechts vom Galgen. Könnt ihr sehen?

Feodor. Wenn wir deine Augen hätten, ja.

Boris. Rechts vom Galgen! Ein böses Omen!

Leo. Erschrickst du darüber, so nahe beim Henker zu stehen?

Boris. Ich? Wo sagte ich das? Keineswegs.

Annuschka. Ist er betrunken?

Feodor. Wer?

Annuschka. Froloff, der Henker.

Feodor. Wann hätte der eine Hinrichtung nüchtern vollzogen? Besoffen hängt er, besoffen prügelt er Frau und Kinder, besoffen empfangt er seine Knutenhiebe, wenn er die Stricke der Gehängten für schweres Geld verkauft hat, und besoffen wird er dereinst zum Teufel fahren. Das ist so ein Bild aus unserem heutigen Rußland.

Boris. Wahr, sehr wahr!

Michael. Da kommen sie.

Annuschka. Wer? Die Drei?

Michael. Werotschitsch, Petroff und —

Sofie. Olga! Auf einem Schandkarren gefesselt die Edlen, die nur das Beste ihres Landes wollten, mit Tafeln auf der Brust, besagend: Hochverräter.

Leo. Halt, nimm den Namen Petroff aus. Er hat Angaben gemacht, um sich zu retten. Ihm geschieht sein Recht, wenn er stirbt.

Annuschka. Nieder mit dem Elenden!

Boris (für sich.) Wie jämmerlich bange mir ist!

Feodor. Wie schauen sie denn drein? Meine verdammte Kurzsichtigkeit —

Sofie. Bleich, aber gefaßt und ruhig. Ritterlich hilft Werotschitsch Olga vom Karren — sie umarmen sich noch und küssen sich — der letzte Gruß!

(Kurzer Trommelwirbel.)

Feodor. Könnt ihr verstehen?

Annuschka. Das Todesurteil. Jetzt stehen sie unter dem Galgen.

Feodor. Was riefen sie?

Michael. Hoch lebe die soziale Revolution!

Leo. Die Tapferen!

Michael. Jetzt geht's an's Werk. Weg vom Fenster, wer Nerven hat!

Sofie. Der Henker packt sie — das Todenhemde wird ihnen übergeworfen — und da, Werotschitsch — entsetzlich!

Annuschka. Nur schnell! nur schnell!

(Sofie und Annuschka treten nach vorne.)

Feodor. Und jetzt die Trommeln!

Boris. Furchtbar!

(Feodor und Boris treten beiseite, so daß nur Leo und Michael am Fenster stehen bleiben. Trommelwirbel. Pause.

Leo. Der Strick reißt — wie wahnsinnig ringt er mit Froloff. —

Michael. Der arme Kerl! Er unterliegt!

Feodor. Können das die beiden andern sehen?

Michael. Alles! alles!

Sofie. Gnade! Gnade!

Annuschka. Von dem Henker des Tyrannen? Aber auch wir werden keine Gnade üben, keine!

(Kurze Pause. Fortwährender Trommelwirbel.)

Leo. Sagte ich's nicht? Er fragt, ob keine Begnadigung für ihn sei.

Annuschka. Petroff?

Michael. Ja.

Annuschka. Weg! weg!

(Wiederum kurze Pause. Fortwährender Trommelwirbel.)

Feodor. Ist es denn noch nicht zu Ende?

Boris. Nur nicht wieder reißen! Nur nicht wieder reißen!

Michael. Jetzt ist es vorbei.

Feodor. Gott sei Dank!

Sofie. Sind alle tot?

Leo. Alle. (Der Trommelwirbel bricht ab. Lange Pause.) Mut, Mut, Kinder! Die Antwort hierauf lautet: Rache! Rache!

Alle (außer Boris): Rache! Rache!

Boris. (Für sich.) Keinen Tag länger bleibe ich bei ihnen — mag daraus werden, was da will — lieber sogleich als Abtrünniger niedergestoßen werden — als so enden!

Annuschka. Horch, was ist das!

Sofie. Korsakoff!

Leo. Schon?

Fünfter Auftritt.

Vorige. Korsakoff.

Korsakoff. (kommt hereingestürzt.) Fürchterlich! fürchterlich! Wie er sie packte und der Strick sie umschlang — sie legte noch friedlich die Hände in eins, wie zum Gebet, Olga — und dann hinab, krachend hinab — o immer wird mir's in den Ohren tönen, immer!

Sofie. Fasse dich. Wir alle sahen's.

Korsakoff. Aber nicht wie ich. Saht ihr, wie sie den letzten freien Blick mir zuwarf, einen Blick — o, ihr saht ihn nicht! Und ich mußte steif und kalt stehen bleiben, fühllos, wie ein Henker — o!

Boris. Unglücklicher, war sie dir mehr?

Korsakoff. Alles! alles! Geliebte, Weib, Freund, alles! alles! Hinspringen hätte ich mögen und den Henker würgen, der sie würgte — aber wie erstarrt stand ich da und mir vor den Augen floß alles in einander.

Boris. Armer Freund!

Leo. Wie er grade an ihm hängt! Da müssen wir wachsam sein.

Annuschka. (achselzuckend.) Männerschwäche.

Korsakoff. Ja, rede mir zu, und sprich freundlich zu mir — es thut wohl. Es ist eine Stütze und ich habe jetzt keine. Verlaß mich nicht in diesem Augenblick — verlaß mich nicht!

Boris. (für sich.) Wehe mir! (Laut.) Denke an —

Leo (herantretend). Rache, Iwan. Das ist das, was ein Mann wie du sinnen muß.

Boris (für sich). Doppelt wehe!

Korsakoff. Ja, Rache! Rache! Aber eine solche, die durch die Welt schlagen soll, wie der Funken durch den Draht — blitzschnell, vernichtend!

Sofie. Ein Mann ein Wort!

Feodor. Wir alle schwuren's schon.

Michael. Wann soll's geschehen?

Korsakoff. Morgen, morgen will ich's euch sagen, nur heute, heute nicht! Fort! fort! Alles was ihr wollt erdulden, nur das nicht wieder! Kommt morgen zu mir — oder wohin ihr wollt — dann sollt ihr's erfahren! Sie sollen an heute denken! (Ab.)

Sechster Auftritt.

Vorige ohne Korsakoff.

Leo. Er war wie sinnlos. Wo kommen wir zusammen?

Annuschka. Welches Quartier ist am sichersten?

Sofie. Meins hier. Der Dwornik ist in unserm Solde.

Leo. Also hier. Sind alle da, die kommen können?

Alle. (außer Boris.) Alle! alle!

Leo. Du sprachst nichts, Boris? Du —

Boris. Auch ich. Ich auch. (Für sich.) Aber hoffentlich dann nicht mehr mit gebundener Zunge!

(Der Vorhang fällt.)

In der Sommerfrische am Starnberger See.

Novelle von Wilhelm Walloth.

(Darmstadt.)

(Fortsetzung und Schluß.)

24. Mai.

Was soll das werden! Wie lange kann ich diesem mir so unbekannten Herzensdrange widerstehen!

Ich fürchte, was die Welt seit viertausend Jahren „Liebe" nennt, es hat mich zum erstenmal gründlich überfallen, meuchlings wie ein vermummter Wegelagerer in der Nacht.

„Ich kenne dich nicht, sage ich zu diesem Wildfremden, „weiche von mir."

„Ich aber habe dich gekannt," höhnt er, „gestatte, daß ich dich vor Allem deiner werten Vernunft beraube!" „Vielleicht werde ich deiner doch noch Herr," erwidert mein Gemüt. „Wenn ich dich auch aus eigener Erfahrung noch nicht gekannt habe, an Anderen habe ich dich kennen gelernt und ich weiß, magst du dich auch noch so riesenhaft geberden, ein Schwächling bist du eigentlich doch, den oft der Zwerg Verstand mit einer Drohung seines kleinen Fingers verjagt."

So rüstete ich mich mit Thatkraft und Vertrauen aus. Ich zwang mich, in dem Mädchen nichts anderes zu sehen, als ein irdisch Wesen, mit allen Gebrechen dieser Zeitlichkeit behaftet. Wie, wenn sie z. B. von Glas wäre und ich sähe ihr Blut pulsieren, ihr Herz und ihre Lunge keuchend arbeiten? Denke sie Dir als anatomisches Präparat von Wachs! Oder lieber in Spiritus. Hätte dieser schöne Körper nicht ebenso gut als Mißgeburt das Licht der Welt erblicken können? Sind ihre Eingeweide nicht allen schmutzigen Notwendigkeiten der Verdauung unterworfen? Hat sie nicht Sommersprossen auf der Nase? Ich glaube sogar bemerkt zu haben, daß ihr die Kopfhaare leicht ausgehen und wie mich dünkt ist ihre Unterlippe zu dick. Das kann sich nach einigen Jahren schön auswachsen!

Mit solchen Gedanken gewappnet, durcheilte ich den Park und hegte keinen sehnlicheren Wunsch, als sie nicht zu finden. Leider mußte ich sie aber doch finden. Sie hatte ihre Staffelei aufgestellt und malte eifrig. Es war die Stelle, die ich Dir im vorigen Brief beschrieben, der Bach von Bäumen umrauscht.

„Guten Morgen!" lachte sie mich an mit ihrem lieben Gesicht, ihren glänzenden Augen. „Wie spät Sie aufstehen! Ich bin schon seit sechs Uhr hier und friere."

Es war ein feuchter, verdrießlicher Morgen; der Wind rüttelte unwirsch an der Staffelei, so daß sie Mühe hatte, das dünne, fischgrätenartige Gestell auf den Beinen zu halten. Die Sonne fand es heute kaum der Mühe wert, die trübselige Erde zu beleuchten, vielleicht auch hatte sie den Schnupfen und verbarg deshalb alle fünf Minuten ihre Nase in den Wolken.

„Ei, was Sie für blaue Hände haben," sagte ich recht unfreundlich, knöpfte

meinen Mantel bis obenhinauf zu, schlug den Kragen um die Ohren und schickte mich an weiter zu gehen. „Es ist zu kalt, um sich ruhig an einer Stelle aufzuhalten", setzte ich hinzu.

Ich bin tiefbetrübt, hier, nachdem ich so stolz begonnen, von meinem Wankelsinn schmähliches Zeugnis ablegen zu müssen. Neben der Staffelei stand ein Feldstuhl und — statt spornstreichs davonzugehen, setzte sich Dein Freund darauf. Nun begann ich auf das schlechte Bett meiner Hauswirtin zu schimpfen; ich ereiferte mich mehr und mehr, ich geriet in einen wahren Zorn, und schwor dereinst vor dem Richtstuhl Gottes einen Prozeß anzustrengen gegen diese ungastlichen Matratzen.

„Wissen Sie was," schnitt sie meine Auslassungen ab, „meine Hauswirtin hat noch zwei Zimmer unbesetzt."

Mir stockte das Wort im Munde, ich weiß nicht, ob aus Schreck oder aus Freude oder aus freudigem Schreck.

„Ja," meinte ich gedehnt, „was wird aber meine verehrliche Hauswirtin dazu sagen, wenn ich so plötzlich umziehe?"

Jetzt fühle ich erst, wie dumm dieser Einwurf war. Sie malte, ohne aufzusehen, rüstig weiter und erwiderte dann mit Ruhe: „Machen Sie es so: Gehen Sie nach Hause, bezahlen Sie Ihre Miete, packen Sie Ihren Koffer ganz im Geheimen, alsdann verlassen Sie das Haus so harmlos als wollten Sie einen kleinen Spaziergang machen. Dann schicken Sie den Hausknecht des Wirts auf Ihr Zimmer mit dem gemessenen Befehl, Ihren Koffer zu nehmen und hinübertragen zu meiner Hausfrau Anna Pinzer. Auf diese Art kommen Sie mit Ihrer Mieterin gar nicht mehr in Berührung."

Ich saß eine Weile betroffen und sinnend auf meinem Stuhl. Da seh' mal Einer her! Sie hat diesen Feldzugsplan mit solcher Sicherheit improvisiert, daß ich fast glaubte, sie müsse Aehnliches während der Nacht erwogen und entworfen haben. Vergebens suchte ich jedoch in ihren Mienen herauszulesen, was ich gerne herausgelesen hätte, irgend einen verräterischen schlauen Zug; in ihren Worten wie in ihrem feinen Gesicht prägte sich gleichmäßigste, beinahe an Kälte gemahnende Ruhe aus. Endlich sagte ich mit geheuchelter Unbefangenheit und in möglichst gleichgiltigem Ton: „Der Plan gefällt mir." Weiter brachte ich kein Wort hervor. Auch sie schwieg, hauchte sich in die Hände und verteidigte ihre Leinwand gegen die Angriffe des Windes. Ich zitterte vor Frost, meine Gedanken schlichen wie gelähmt durch mein Hirn — und doch war mir merkwürdig heiß und meine Seele in Aufruhr.

Neben mir rauschte ihr Kleid, wenn ich emporsah, fiel mein Blick auf ihre nachdenklichen Züge, auf ihr still beobachtendes Auge. Der Bach sickerte durch die grünen Steine und Sonnenlichter fielen zuweilen wie ein Goldregen über die Blätter auf die Wellen herab. Wie knapp ihr der Mantel um die schlanke, schmiegsame Taille saß! Neben ihr am Boden entdeckte ich plötzlich ihr Skizzenbuch. Eine Siedhitze drang mir nach dem Kopf; ich griff mit den verfrorenen Fingern leise nach dem leinenen Einband. Sie merkte es nicht. Ich tastete mich weiter; jetzt machte sie eine Bewegung — wie ein Dieb zog ich die Hände zurück. Jetzt war sie wieder in ihre Malerei vertieft. Ich begann von Neuem meinen Angriff. In mir dröhnte es beständig: das letzte Blatt mußt du sehen, das letzte Blatt birgt ein Geheimnis, das letzte Blatt! Alle meine Sinne konzentrierten sich auf das letzte Blatt. Nun hatte ich den Zeigefinger zwischen die Einbanddecke geschoben, mein Auge beobachtete, vor Anstrengung thränend, jedes Zucken ihres Kopfes. Ich bog mich herab, — nun rasch einen Blick wie der Blitz in die entfalteten Blätter! In diesem Moment hörte ich, wie sie ihre Pinsel zusammen legte, ihre Arbeit beendigte. Aber ich hatte gerade Zeit genug gehabt zu sehen. Ach, die Entdeckung! Das entschleierte Geheimnis des letzten Blattes! Lieber Freund, sie liebt mich! Wenn ich Dich hier hätte, wie wollte ich Dich umarmen und weinen an Deiner Brust Thränen seligster Lust und das Wort: Sie liebt mich! unaufhörlich hinausrufen in die Welt. Ja, ich habe es hinausgerufen und gewiß hast Du es gehört! Gestehe es nur als Du vor Deiner Staffelei saßest, hast Du es vernommen, und plötzlich erleuchtete sich bei dem Schall

Dein dunkles Atelier und Du lächelteſt vor Dich hin. Warum uns nur der Gedanke ſo tief ergreift, das Alles eines andern Weſens zu ſein! Sind wir uns nicht ſelbſt genug? Sind wir nicht unſer höchſter Beſitz? Aber mir iſt, als beſäße ich mich zweimal, nein, hundertmal und das hundertſte Mal beſſer, edler, ja erſtaunenswerter, ſeit ich weiß, daß ich in ihr lebe, webe und bin. Meine Kraft hat ſich vertauſendfacht. Treibe ich Götzendienſt mit mir ſelbſt?

Muß ich Dir noch ausdrücklich ſagen, was das letzte geheimnisvolle Blatt des Skizzenbuchs enthielt? Haſt Du es noch nicht erraten?

Doch Euch kühlen Naturen muß man zu Hilfe kommen, ihr glaubt nichts, als was ihr ſeht, und was ihr ſeht, bezweifelt Eure grobe Kritik noch! Alſo: Mich enthielt das Blatt! Mich ſelbſt wie ich leibe und lebe, meine Züge in voller Aehnlichkeit, zwar flüchtig ſkizziert, aber deutlich erkennbar. Ein unbezweifelbares Dokument! Ach, und als wir nun gingen! Sie mag mich für betrunken gehalten haben, da ich beſtändig lächelte und den Bäumen Komplimente machte und den vorübergehenden Bauern Geldmünzen zuwarf und auf keine ihrer Fragen antwortete, ſondern ſie nur immer anlächelte. Nein, ſie achtete gar nicht auf mich, ſie hielt den Kopf zur Erde geſenkt, als drücke eine ungewohnte Laſt ihr Haupt. Sie ſchien nachzuſinnen. Ich ſollte gleich erfahren worüber. Da wir von Ferne den Dorfkirchturm, die mit Grün durchwirkten Dächer und als blauen Hintergrund den See erblickten, blieb ſie plötzlich ſtehen und ich dachte, ſie genöſſe, wie ich, das reizende Welt-Gemälde da vor uns, das Gemälde des himmliſchen Landſchafters. Sie aber wandte ſich an mich mit den klugen Worten: „Die Bewohner von Bernried ſind ſehr erpicht auf Klatſchgeſchichten; von nun an dürfen wir uns nicht mehr zuſammen im Dorfe ſehen laſſen, Jeder muß für ſich allein gehen.“

Hierauf verließ ſie mich, mit einem ſanft grüßenden Nicken, und ich ſah ihr nach und dachte mit ſüßem Grauen daran, daß ich heute Abend ſchon unter einem Dache mit ihr leben ſollte, und während ich ſo ſtand, in Träumen verſunken, bog ſie um die Ecke eines Hauſes, das Skizzenbuch entglitt bei dieſer Bewegung ihren Händen, ſie bückte ſich haſtig, es aufzuheben. Wahrhaftig, ſie errötete? Hatte ihr Blick zufällig das letzte Blatt geſtreift? Sie wandte ſich noch einmal nach mir um — und war verſchwunden.

26. Mai.

Welch' eine Nacht! So muß es der Seele zu Mute ſein, wenn Himmel und Hölle ſich um ſie reißen. Doch ich muß Dir zuvor berichten, ehe ich weiterfahre, daß ich umgezogen bin. Von meinen zwei Zimmern iſt das eine, das Schlafzimmer, nur durch eine Holzwand von dem des Fräuleins Kaiſer getrennt. Meine alte Hauswirtin hat mich, als ſie erfuhr, ich wolle plötzlich ihr Haus verlaſſen, zu finden gewußt, und die Sonate, die ſie dann anſtimmte und durchſpielte, war keine von Mozart. Ich gab ihr drei Mark mehr als die Miete betrug, jedoch ſelbſt dieſes Begütigungsmittel hemmte den Strom ihrer Beredſamkeit nicht. Sie ließ mich deutlich heraushören, warum, um wen und was es mir bei dieſem Wohnungswechſel eigentlich zu thun geweſen ſei. Matratzen? Larifari. Worüber ich doch einigermaßen in Verlegenheit geriet . . . „Ei, freilich! Bei mir wohnt halt kein junges Fräulein!“ waren ihre ſtets wiederkehrenden Worte. In Gottes Namen!

Meine neue Hauswirtin iſt — ſie läßt ſich nicht leicht beſchreiben. Ich könnte ſagen, ſie ſei die komiſchſte Sprachfertigkeit in Perſon, doch dies giebt Dir kein Bild. Aber die Zunge! Sie baut Sätze von einer Länge, daß der Verſtand beſchämt aufgiebt zu folgen, und windet ſich aus ihren Gedankenverſchlingungen oft mit einer Geſchicklichkeit heraus, um die ſie jeder deutſcher Katheder-held beneiden würde. Sie war in ihrer Jugend mit ihrer Herrſchaft in Paris und verbindet nun bajuwariſche Biederkeit mit franzöſiſcher Artigkeit. Natürlich, als ich in ihrem Hauſe ankam, war das Erſte was ſie that, in echt chriſtlicher Weiſe auf ihre Vorgängerin loszuhacken. Stolz iſt ſie auf ihr Franzöſiſchſprechen und ſieht mit einiger Ver-

achtung auf ihre bäuerische Umgebung herab, von welcher sie ehrfurchtsvoll „die Pariserin“ genannt wird.

Fräulein Kaiser hatte sich, während ich mich in den neuen Zimmern wohnlich einrichtete, zurückgezogen. Ich nahm mir ein Herz und klopfte gegen Mittag an ihrer Thüre. Sie öffnete verlegen, und ich erschrak über ihr erhitztes Gesicht. Was sollte das bedeuten? Ihr Auge vermied in das meine zu blicken. Es scheint denn doch eine Art Reue über sie gekommen zu sein . . . Sie habe Kopfweh und wolle heute allein bleiben, war ihre Antwort auf die Einladung mit mir eine Kahnfahrt nach der poetischen Roseninsel und dann quer über den See nach Schloß Berg zu unternehmen. Mit welcher Heftigkeit sie die Thüre schloß! Der Schlüssel drehte sich so knirschend und energisch, als gälte es eine unüberwindliche Absperrung zwischen ihr und der Welt für ewig.

Was sollte ich nun allein den lieben langen Nachmittag in dieser verteufelten Stimmung anfangen? — Geh', nimm' einen gebrechlichen Seelenverkäufer, ein halbverfaultes Boot und rudere dich gründlich aus! Kämpfe mit dem Element, das ist schließlich heldenhafter und gesünder, als dieser dumme Streit mit Mädchenherzen und verliebten Weiberlaunen — alle Wetter! Aber ich hatte mir gut Mut zusprechen: eine zunehmende seelische Verstimmung umflorte und fesselte alle fröhliche Kraft des Leibes. Mühsam richtete ich mir ein altes Boot zur einsamen Ausfahrt zurecht. Und, o Wunder, wie ich so in gleichmäßigen Ruderschlägen die Flut durchschnitt, der Himmel sich allmählich umdüsterte und kein Lüftchen sich rührte, da hob in meinem Geiste ein Bilden, ein Singen und Klingen an und alle Wirklichkeit in Traum auflösend, lieh mein Mund den inneren Phantasien lauten, rhytmischen Ausdruck, während ich die Ruder einzog und das Schifflein dem plätschernden Spiel des Wassers überließ.

Das Boot sich auf den Wellen wiegt,
Der Fährmann gähnt verdrossen,
Traumgleich das Ufer vorüberfliegt,
Ich halte die Augen geschlossen.

Nun geht's hinab in die Unterwelt,
Dumpf rauschen des Styxes Wogen,
Von seinen Ufern, kaum erhellt,
Kommt trauriger Sang gezogen.

Schon gähnt der schwarze Schlund mich an,
D'raus weht es mit kalten Schauern;
Die Schatten um meinen zitternden Kahn
In bleichen Gruppen kauern.

Leb' wohl, du schönes Sonnengesicht!
Du stirbst an dieser Schwelle.
Hier herrscht nur graues Geisterlicht
Und der Sterne wehmütige Helle.

Leb' wohl, mein Freund! Für mich nicht Kuß,
Für mich nicht Wein und Gelächter:
Schon hör' ich das Bellen mit Verdruß
Des hündischen Tartarus-Wächter.

Auch du leb' wohl, du fußes Leid!
Ich hab' aus dem Lethe getrunken.
Wie ist, was mich drückte, so weit, so weit
In schöne Nebel versunken . . .

Ich weiß nicht, wie's dann weiter kam. Vielleicht hab' ich mich selbst in Schlaf gesungen. Plötzlich wacht der Gedanke auf: Wo bist du? Wo wolltest du hin? Des Königs Roseninsel und sein weißfunkelndes Schlößlein Berg da drüben, sind sie dir ein Traumbild aus dem Tartarus geworden? Allein ich habe alle Richtung und Energie scharfen Ruderns verloren. Mit matten Schlägen trieb ich

dahin — in eine neue Traumwelt hinein. Ich war heute wie behext auf diesem matten Wasserspiegel. Ja, der junge König da drüben . . . Seine Braut . . . Die Wassernixe . . . Alle Verhältnisse der Wirklichkeit flossen kaleidoskopisch ineinander bei jedem Ruck meines Fahrzeugs.

Die schöne weiße Nixe muß
Zergehn, verwehn im Wellenschaum.
Wie kalt der Wogen Todeskuß!
O Leben schöner Traum!

Die schöne weiße Nixe singt
Im Mondenschein so krank und müd';
Weit über's Meer zum Felsschloß dringt
Das traurige Sterbelied.

Dort oben schreitet mit seiner Braut
Der Königssohn so stolz und hehr!
Freudigen Mut's er hinunterschaut
Auf's stürmische, dunkle Meer

Es rauscht das Meer, die Wolke flieht,
Der Braut wird es so totesweh,
Sie hört das düstere Sterbelied:
O schöner Tod in der See . . .

Unsinn, rief ich mir zu. Vom lichten Starnberger See zum dunklen Meer, vom freudigen, friedlichen Genießen an diesem idyllischen Gestade zu trübem Todesahnen: es ist zu toll. Ganz schwermütig und mit Gott und der Welt unzufrieden, lenkte ich das Fahrzeug uferwärts und ging heim.

Ich griff zur Feder, um mir die bangen Gedanken aus dem Kopfe zu schreiben. Natürlich wieder Verse! Da, bestaune die Bruchstücke!

Vom Aug' des Monds sein Atmen treu bewacht
In feierlich einsamer Bergespracht,
Schläft er vor mir, der See, der düstre, alte. —
Ich wollt in ihn wie in ein Leichentuch
Einhüllen, senken meines Daseins Fluch
Und all' mein Leid in seine schwarze Falte.

Ich wollt' den Winden lassen meine Pein,
Als wär's ein Wrack, mein steuerloses Sein
Wegreißen lassen, See, von deinen Wogen;
Ich wollt' am Grund, wo keine Welle zieht,
Das Reich des Nichts aufsuchen lebensmüd',
Und fühl' es nun — ich habe mich betrogen.

Ach, wenn der Donner seinen Wolkenleib
Wild um dich schlingt, wie um ein weißes Weib,
Ein zitterndes — ein Mohr die schwarzen Glieder,
Und du dich sträubst, und er kußlechzend brüllt,
Mit Blitz und Sturm den Busen dir umhüllt —
Dann sink ich zitternd auf mein Antlitz nieder.

Das genüge als Zeugnis meiner Stimmung an diesem denkwürdigen Nachmittag. Eine genauere Analyse meiner Gefühle würde noch Wunderlicheres zu Tage fördern. Ich will Dich damit verschonen.

Ich blieb den Abend zu Hause, ließ mir das Essen auf mein Zimmer bringen und fühlte mich so unbehaglich wie zuvor.

Mitleid mit dem Mädchen beklemmte mich. Habe ich recht gethan, so rasch ihrem Vorschlage zu folgen? Habe ich nicht zu eilig gehandelt? Die ganze Nacht hindurch quälten mich Vorwürfe. Und dabei die interessante Wissenschaft: es trennt dich nur eine dünne Holzwand von der süßen Schläferin; sie hört es, wenn du leise an die Wand klopfst; sie malt sich vielleicht aus, wie du in den Polstern vergraben schnarchst und schämt sich, die Kleider abzulegen, denn eigentlich ist doch eine

dreifingerdicke Holzwand für einen feurigen Liebhaber gar kein Hindernis . . . Und wenn sie nun doch endlich die Kleider ablegen muß und im unschuldsvollen Nachtgewand behende unter die Decke schlüpft! . . . Ich küßte die wurmstichige Holzwand, bei Gott, ich küßte sie. Auch war ich ungezogen genug, auf jede Bewegung der Kleinen zu lauschen. Da sie aber, wie ich sogleich merkte, auf den Zehen durch's Zimmer ging, strengte ich meine Gehörnerven vergebens an; kaum, daß ein leises Rauschen, ein feiner Tritt wie von einer vorsichtig aufgesetzten Fußsohle zu mir herüber drang. Wie sehnte ich den lichten Morgen heran! Meine Phantasie, von Dunkelheit und Stille entzündet, begann sich zu immer keckeren Entwürfen aufzuschwingen. Am Ende konnte sie sich aber doch nur an selbst geschaffenen Qualen weiden.

Des Mädchens Eigenheit stand lebhaft vor meiner Seele, ich unterhielt mich mit ihr, ich frug sie, ich legte ihr Antworten in den Mund, ich umschlang sie und küßte sie. Dann bemitleidete ich mich selbst, meine Leiden flößten mir Respekt vor mir selbst ein, ich hätte mir selbst um den Hals fallen und mich trösten mögen und sagen: du bist nicht allein unglücklich, sie ist es ebenso, und daß sie unglücklich ist, begründet dein Glück, und daß du unglücklich bist, begründet ihr Glück; ihr seid Beide ein Wesen geworden durch die sich suchenden Seelen. Und ich küßte mein thränenfeuchtes Kopfkissen und lächelte von den Schauern süßester Entsagung überrieselt. Welche Wonne birgt die ungestillte Sehnsucht in sich! Kann die gestillte solche Seligkeiten geben? Und ich faßte den Plan, ihr meinen Seelenzustand zu enthüllen, sie soll erfahren, morgen schon erfahren, wie es um mich steht, dann mag sie über meine Zukunft entscheiden. Seltsam bleibt es doch immer, warum wir Menschen uns scheuen, die einfachsten, natürlichsten menschlichen Empfindungen gegen einander auszusprechen. Das Wort wird mir Schweiß kosten morgen; ich werde mir vorkommen wie ein auf der That ertappter Tempelschänder. Und was bin ich denn im Begriff, so Schlimmes zu thun? Thue ich nicht, was Millionen vor mir gethan, Millionen nach mir thun werden? Was mein Vater gethan, ehe er meine Mutter heiratete? Und doch liegt es mir wie Blei auf der Zunge und doch schäme ich mich vor mir selbst, diesem Mädchen unzweideutig zu zeigen, was ich für sie so glühend empfinde. Es ist mir gerade, als wolle ich das große Geheimnis der verschleierten Natur aufdecken und rührte dabei an mein eigenes, dunkles Lebensprinzip.

1. Juni.

Lieber Freund! Deine Warnung kommt zu spät. Es ist geschehen. Kaum vermag ich mich zu sammeln, um Dir diesen Brief zu schreiben, meine Feder taumelt über das Papier, ich sehe kaum, welche Buchstaben ich mache. Ich muß mich besinnen, was ich eigentlich gestern erlebt. Mein Gehirn ist so leer, so weggeblasen, alle Denkkraft verdunstet; alles um mich her blickt mich so farblos gespenstisch an, als ertränke es in grauem Nebel.

Es ist mir, als hätten sich alle Seufzer, die je auf diesem Erdenrund von verliebten Hansnarren geseufzt wurden, in meiner Brust gesammelt und sie könnten keinen Ausgang mehr finden, sie seien verirrt und rängen vergebens nach Freiheit.

In meinen Augen zuckt es von Thränen, die nicht fließen können, und wenn ich den Mund öffne, um meiner Hauswirtin einen Wunsch zu äußern, kaue ich mühselig an jedem Worte.

Doch Dir zu Liebe will ich mich zu fassen suchen; es kostet mich mehr, als Du wähnst, aber ich will es aussprechen, was mir widerfuhr, oder vielmehr, ich will Dir den Traum den ich gehabt, erzählen. Ja! dieser ganze gestrige Tag, er kann nur ein Traum gewesen sein.

Ich traf Fräulein Kaiser beim Mittagstisch. Es war ihr ergangen wie mir, sie gestand mit reinster Kindlichkeit, eine Nacht wie die vergangene habe sie noch nie erlebt. Sie habe geträumt, daß ihr jetzt noch der Kopf wirbele und sie sich besinnen müsse, ob dies eigentlich ein wirklicher Tisch und dies ein Teller sei, oder ob sie diese Dinge sich nur ein wenig deutlicher einbilde. Ich frug, nicht ohne inneren

Jubel, von wem, von was sie geträumt. Erst wollte sie nicht mit der Sprache heraus, dann sagte sie lächelnd, es sei ihr gewesen, als läge sie auf Meereswogen, — das Ufer winkt ihr von Ferne, die Wellen tragen sie bis in die Nähe eines Felsens, den sie umklammern möchte; kaum aber hat sie ihn berührt, so reißt die Sturmflut sie wieder hinaus in's wogende Unbegrenzte und der Kampf beginnt auf's Neue. —

Du kannst Dir ausmalen, wie dieses Bild auf mich wirkte. Während ich aß, fror ich dergestalt im Fieber, daß ich fürchtete, mit der zitternden Gabel auf dem Teller verräterische Märsche zu trommeln. Wir hatten ausgemacht, gegen vier Uhr Nachmittags eine Kahnfahrt zu beiderseitiger Erholung zu unternehmen. Gegen drei Uhr brach ein sündflutartiger Regen nieder. Wir mußten zu Hause bleiben, und ich lud sie ein, zu mir herüber auf mein Zimmer zu kommen: ich wisse wohl, daß unter gewöhnlichen Verhältnissen meine Einladung nicht schicklich sei, wir befänden uns jedoch einmal in ungewöhnlichen Zuständen und seien überdies Beide viel zu wenig Philisternaturen, um bei jedem Schritte erst die grämliche Matrone „Anstand" zu Rate zu ziehen. Ich erstaunte über meine Keckheit und dachte: sie weist dein Anerbieten zurück. Wirklich gab sie nicht gleich ihre Einwilligung, doch mußte ihr mein Betragen Vertrauen eingeflößt haben — sie kam auf mein Zimmer. Natürlich suchte ich ihre Beklommenheit durch ein lebhaftes, sprudelndes Gespräch zu zerstreuen, was mir auch so ziemlich gelang. Sie verließ ihren anfänglichen Standpunkt, das Fenster, um sich an den Tisch zu setzen. Doch ich habe einen Umstand zu erwähnen vergessen, gerade den Umstand, der mich ermutigte, ihr mein Zimmer als Aufenthaltsort anzubieten.

Sie hatte mir nämlich eine Postkarte anvertraut, welche ich die Gefälligkeit haben sollte in den Briefkasten zu werfen. Auf dem Wege zur Post zuckte es mir beständig in der Hand und der böse Feind rief: „Dreh' sie um! Lies!" Mein Gewissen erhob keine entschiedene Einsprache gegen die Einflüsterungen des Satans und ich warf — wie aus Versehen, einen Blick auf die Rückseite der Karte. „Ich bleibe nun länger, liebe Mama — habe hier einen gebildeten, liebenswürdigen Herrn gefunden" — diese zwei Phrasen hatte ich gerade Zeit zu überfliegen, als hinter mir eilige Schritte mich in meinem Frohlocken störten. Ich wandte mich um — sie war es, sie eilte keuchend den Weg herauf und rief mir ein lautes „Warten Sie," zu. „Ich will die Karte selbst auf die Post tragen," sprach sie errötend, als sie mich eingeholt; „geben Sie her!"

Also wir Beide saßen in meinem Zimmer, indeß draußen der Regen unablässig an die Fenster klaschte.

„Entwerfen Sie mir eine kleine Skizze,", bat ich, „ich möchte ein Andenken von Ihnen besitzen."

Sie ergriff die Bleifeder und skizzierte mir eines ihrer Bilder, das gerade jetzt im Münchener Künstlergenossenschaftsgebäude ausgestellt ist. Ich sah still schweigend zu, wie sie Strich an Strich fügte, dabei stets auf die Gelegenheit lauernd, ein Schlaglicht auf mein Inneres fallen zu lassen. Die Gelegenheit wollte nicht kommen.

„Würden Sie mir einen Augenblick sitzen," frug ich sie hierauf. Sie lächelte, bog den Kopf herab, und ich begann zu zeichnen. Mein Kunstwerk kam nicht rasch zu Stande, ich vertiefte mich mit Behagen in die feine Linie ihres Profils und hatte so viel zu verbessern, daß ich in zehn Jahren nicht fertig geworden wäre, wenn sie mich nicht unterbrochen hätte. Meine Ungeduld wuchs, ich fühlte, daß mein Lieblingsthema, auf das ich so gern gekommen wäre, sich in immer weiterer Ferne verlor. Mit dem Mut der Verzweiflung brach ich endlich ein Gespräch über Künstler-Ehen vom Zaun und bat sie, ihre Meinung über diesen Punkt zu äußern.

„Wenn ich ein Mann wäre, ich würde nie eine Malerin heiraten; eher jedes arbeitsame Landmädchen."

„Haben Sie nie den Wunsch gehegt, an der Seite eines Mannes durch's Leben zu wandeln?" frug ich mit Anstrengung. „Nie," antwortete sie. „Ich glaube mir fehlt alle Zärtlichkeit, oder ist es die Abneigung, die ich vor Kindern habe, —

ich weiß nicht, was mich die Ehe mit so mißgünstigen Augen betrachten läßt. Nein das ist es auch nicht — sollte es doch meine Kunst sein? Muß ich aus Ueberschätzung meiner Kunst so gering von dem Beruf des Weibes denken? Ihr habe ich mich geweiht, und ihr bleibe ich treu, sie ist die Begleiterin, an deren Seite ich durch's Leben wandle. Das Ideal der Kunst ist mein Gatte!"

„Aber," wandte ich unverzagt ein, „wenn Sie nun einen Menschen fänden, der im Stande wäre, Sie ganz zu verstehen, der Ihre Liebe zur Kunst teilte, Sie in dieser Liebe zu unterstützen vermöchte, der sich für Sie aufzuopfern bereit wäre — dessen pekuniäre Mittel Sie vor Entbehrungen zu schützen vermöchten —"

Meine Stimme hatte einen leidenschaftlichen Akzent angenommen; die Malerin sah mich mit feuchtglänzenden Augen und einem an's Erhabene streifenden Ausdruck an. „Den," sagte sie, mir die Hand hinreichend, „den würde ich ewig als Freund um mich zu haben wünschen." Hierauf schwieg sie einen Augenblick, ich drückte heftig ihre dargebotene Hand, wollte sprechen, vermochte aber nur zu stammeln.

„Können Sie," begann sie nun wieder, „können Sie sich Fräulein Kaiser als Kindermutter vorstellen? Brei bereiten, durchnäßte Bettchen trocknen, Geschrei beruhigen — wie behielt ich dabei die Fähigkeit, meine künstlerischen Ideen zur Reife zu bringen? Ich wäre im Stande, wenn ich einmal vor der Staffelei säße, meinen Kleinsten ruhig bis zum Abend im Bade zappeln zu lassen, oder wenn mir, während ich ihm das Milchfläschchen ansetzte, ein sublimer Gedanke aufstiege, ihn in die nächst beste Ecke zu werfen im Glauben, es sei ein Packet schmutziger Wäsche. Und erst mein Mann, der könnte sehen, wo er einen zerbrochenen Teller fände, um darauf zu Mittag zu speisen, heißt das: wenn ihm überhaupt nicht der Appetit vor meiner Kocherei gleich am ersten Tag vergangen wäre "

„Wenn Sie so denken, sind Sie allerdings nicht zur Hausmutter zu gebrauchen", brachte ich hervor, mit dem Bleistift unerhörte Kurven auf das Papier ziehend; „auch ich bin kein Freund von dicken Mamas — von nimmer rastenden Aufziehmüttern — aber zur Liebe ist schließlich doch jedes Weib geschaffen —"

„Die Sonne durchbricht die Wolken," fiel sie mir mit seltsamer Lustigkeit in's Wort, „kommen Sie, wir mieten einen Kahn und umschiffen — irgend ein Kap, meinetwegen sogar das Vorgebirg der guten Hoffnung." Sie sprang auf, um sich seemäßig anzukleiden. Ich eilte inzwischen zu dem Ortsschiffer, den Schlüssel für die Hütte zu holen, in welcher der Kahn vor Anker lag. Die plötzliche Heiterkeit des Mädchens hatte ansteckend auf mein Gemüt gewirkt; ich lächelte vor mich hin, wie von einem inneren Lichte erfüllt — „das Kap der guten Hoffnung" sang es leise in mir.

O Frühling, zeig' nun deine Macht,
Dring ihr erwärmend in die Brust,
Daß mir ihr holdes Mündchen lacht
Voll Liebesluſt, voll Liebesluſt.

Ihr Rosen, redet ihr davon,
Wie heiß euch oft mein Aug' bethaut,
Du Bächlein sag' wie oft ich schon
Nach ihr geschaut, nach ihr geschaut.

O Frühling, zeig' nun deine Macht,
Ihr Vögel singt davon ein Lied,
Wie süß des Lebens Frühling lacht,
Wie rasch er flieht, wie rasch er flieht.

Vor Allem hatte ich ihrer Weisung Acht, außerhalb des Dorfes mit ihr zusammenzutreffen, das Geheimnisvolle dieses Zusammentreffens, das Verstohlene unsrer Fahrt gefiel mir. Ich dachte, als ich nach der Fischerhütte eilte, nichts, gar nichts; eine süße Dummheit lag über meinem Geiste, aber mein Herz jubelte und sang, berauscht von der Ahnung des herannahenden Glücks. Ihr letzter Blick hatte mit so verheißungsvoller Festigkeit auf mir geruht! Die landschaftliche Umgebung, die Arbeiter auf den Wiesen, die weißen marmornen Wolkengestalten, das Grün der

tropfenden Bäume, wie es vom Blau des Himmels mosaikartig durchbrochen wurde, dies ganze Bild, ausgefüllt mit dem feinen Golddust der Sonne, von dem nachlassenden Regen wie von einem leichten Silbernetz überwoben, stimmte mich, ich möchte sagen griechisch heiter und nun erst als der See vor mir blitzte in seinen Ufern, dies feuchte, sich in weiter Ferne verlierende Feuer — ich fühlte meine brüderliche Verwandtschaft mit der Natur nie inniger als in diesem Augenblick. Natur! rief es in mir, dir will ich folgen, du bist mein Gesetz, aus deiner Hand will ich die Holde empfangen, nicht aus der Klaue des kalten Gesetzes. Der Gedanke, daß sie mich liebe, gab mir eine Lebenssicherheit, als könne mir nun kein Uebel mehr nahen. Lieber Freund, was sind wir Männer für Schwächlinge! Selbstvertrauen genügt uns nicht; daß Andere auf uns vertrauen, giebt uns erst die feste Stütze!

Sie ließ mich lange warten, doch das steigerte den Wunsch, sie durch die Gebüsche des kleinen Bergpfades herabschweben zu sehen, bis zur dramatischen Spannung. Kommt sie noch nicht? Immer noch nicht? Sie ist's! Nein. Es war' der Wind. Doch nun naht sie. Immer noch nicht. Gedulde dich, glühende Seele. In der nächsten Schifferhütte hörte ich Kettengerassel; ich trat herzu und fand meinen Fischer Jakob im Begriff, ein Boot zur Abfahrt zu rüsten.

„Wohin?" frug ich. Er teilte mir mit, daß im Dorf Seeshaupt ein Tanzvergnügen für diesen Mittag angesagt sei.

„Und Du willst tanzen?" frug ich. Er errötete und nach mannigfachem Ausweichen konnte er mir nicht verhehlen, daß er sich erboten hatte, die Schneiderstochter samt ihrem Verlobten hinüber zu rudern. Sie wollten sich einen vergnügten Mittag machen. „Sie könnten außer mir," setzte er hinzu, „keinen Fährmann haben."

„Und Dein Herz?" sagte ich leise. Er aber that, als habe er meine Frage überhört, indem er eifriger als zuvor das eingedrungene Wasser aus dem Kahn schöpfte.

„Nimm dir an diesem Gesellen ein Beispiel," mahnte eine Stimme in meiner Brust, „und wenn du nicht zum Besitze gelangst, entsage wie er. Aber kannst du, der Gebildete, die Kunst des Entbehrens üben wie dieser Naturmensch?" Ich sah ihm eine Zeitlang schweigend zu, bis er, das kleine Perspektiv, das ich ihm vor einer Woche geliehen, aus der Tasche zog.

„Nehmen Sie es wieder," rief er, „ich habe die Sterne damit betrachten wollen, man kommt ihnen aber nicht näher dadurch, und der Mond sieht nun gar unheimlich in dem Glas aus, so wie er ohne Glas ausschaut, ist er mir lieber. Habe mir überdies Augenschmerzen und Kopfweh dabei geholt."

„Du hast Recht," entgegnete ich ihm, „man darf kein Ding in größerer Nähe sehen wollen als es uns die Natur gerückt, sonst verliert man die Freude daran." Ich hatte noch nicht geendet, als wir draußen vor der Hütte Schritte vernahmen. Jakob lauschte, das Lachen, das nun an unser Ohr schlug, trieb ihm das Blut in die Wangen. Er wandte absichtlich sein Gesicht von dem Eingange weg. Ich hatte mich nicht getäuscht. Die Schneiderstochter erschien am Arm eines kräftigen jungen Mannes auf der Schwelle. Welche Fröhlichkeit brauste in ihren Adern, welche Wonne lachte aus ihren Augen! Mir war, als müßten die altersgrauen Holzbalken der Hütte mit einstimmen in ihr Gekicher und sich biegen vor Lustigkeit. Sie war nicht mehr die träumerische Schöne vom Kirchhof. Sie ließ keinen der Beiden zu Worte kommen, und ich hatte meine Freude daran zu sehen, wie durch ihre Lebensfreudigkeit, sobald sie mit Jakob sprach, aufrichtiger Ernst, fast Mitleid schimmerte, ja es kam mir vor, als wenn sie, wenigstens anfänglich, aus Rücksicht für den Armen, die Hofierung des Schmied's ein wenig unbeachtet lasse.

„Jakob," wandte sie sich an den Fischer, „also wieviel?"

„Nichts," sagte dieser.

„Doch, doch."

„Nein, nichts."

„Ich bitte dich, Jakob," sprudelte sie hervor, „Du kannst es nicht umsonst

thun, ich weiß es, daß Du auf's Feld müßtest, wenn Du uns nicht fahren wolltest. Also geschwind, wie viel?"

„Ich werd' Dich doch einmal fahren dürfen?" lachte er.

„Nein, ich thu es nicht anders. Bitte, sag' mir's —"

„Steigt nur ein, 's ist alles bereit —"

„Ich steige nicht eher ein, als bis, na, wieviel?"

„Nun gut denn! Unter zweihundert Mark thu ich's nicht —"

„Jakob, keinen Spaß, mir ist's ernst —"

„Mir ebenfalls."

So ging es hinüber und herüber, bis sich der Schmied in's Mittel legte und meinte, wenn Jakob so freundlich sein wolle, sie umsonst zu rudern, könne man ihm das nicht wehren. Er sei ohnedies im ganzen Dorfe als der „gute Jakob" bekannt. Das Mädchen stieg ein und murmelte etwas wie: na, er solle schon sehen.

Mit einem kräftigen Ruck hatte der Fischer das Boot in das richtige Fahrwasser gebracht und sprang dann mit der unverhohlenen Absicht, vor dem Auge des Mädchens durch seine Geschicklichkeit zu glänzen, in das bereits in Bewegung begriffene Fahrzeug. Leider erreichte der Ehrliche seinen Zweck durchaus nicht, denn sobald die Liebesleute auf ihrer Bank saßen und in die kühle Seeluft hinausglitten, hatten sie nur noch für sich Augen. Selbst die Grazie, mit welcher mein Freund nun die Ruder zu schwingen bemüht war, fand keineswegs die gebührende Anerkennung. Er war vorhin noch der „gute Jakob", jetzt der gehorsame Ruderknecht. Ich winkte ihm noch einmal zu, er nickte nach dem Strand herüber und genoß dann ohne Neid den Anblick der Liebenden, wie sie sich nicht genug thun konnten mit Flüstern und Kosen. — Mich aber — offen gestanden, mich erfüllten alle drei mit Neid.

Eilige Schritte kündigten mir das Nahen Emiliens. Ja, sie war es! Das niedliche Gesicht vom Rund des Sonnenschirms umrahmt, dessen Reflex ihre zarte Haut in bläulichen Schatten tauchte, tanzte sie den Hügel herab. Wie die Füßchen unter dem wogenden Kleid hervorlugten, abwechselnd erst das linke, dann das rechte, wie das glitzernde Sonnengold, die grünen Blätterfunken um ihre Gestalt spielten! Eben war ich im Begriff, ihr ein fröhliches Willkommen zuzurufen, doch da sie näher kam, hielt ihr umflorter Blick mir das Wort im Munde zurück. Erst als ich bereits die Schifferhütte aufgeschlossen und den Kahn in Bereitschaft gesetzt hatte, wagte ich zu fragen, ob ihr während unserer kurzen Trennung Unangenehmes zugestoßen sei. Sie versuchte zu lächeln, es war ein träumerisches Lächeln, das um ihre weichen Lippen quoll. „Als Sie gegangen waren," gab sie mir nach einer Pause zur Antwort, „überfiel mich eine seltsame Sinnenverwirrung, um nicht zu sagen ein bedrückendes Angstgefühl. Wären Sie nicht bereits nach dem Kahn geeilt, ich würde mein Versprechen, Ihnen zu folgen, rückgängig gemacht haben. Sie mußten lange auf mich warten, nicht wahr?"

„Hat nichts zu sagen," warf ich hin.

„Ich wollte zu Hause bleiben," fuhr sie fort. „Doch die Aussicht, nach langer Zeit endlich einmal wieder das Ruder schwingen zu können, überwog mein Bedenken. Sie wissen nicht, wie leidenschaftlich gern ich das Ruder handhabe."

Der Kahn war von seinem Stützpunkt befreit; ich lud sie mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Kaum saß sie auf der Ruderbank, als sie plötzlich wieder aufstand und mir mit einem so angstvollen Blick in's Gesicht sah, als befürchte sie, der stark gefugte Kahn könne in Trümmer gehen.

„Wollen wir nicht doch lieber zu Hause bleiben?" meinte sie leise.

„Zu Hause bleiben?" entgegnete ich erschrocken, „was ist Ihnen?"

„Nichts, nichts — mir war nur — nein — fahren Sie zu!"

Sie hatte sich wieder gesetzt und ich stieß den Kahn aus der Hütte, während er dahinglitt, an Bord springend, zwar nicht mit der Grazie meines Freundes Jakob, aber immerhin für einen modernen Liebhaber der besseren Stände gewandt und feurig genug. Anfangs sprachen wir kein Wort. Lautlos setzte ich die Ruder-

schaufeln in die krystallene Flut, die uns endlos umschimmerte. Kleine Fische huschten unter dem Bug des Kahns vorbei, Wasserpflanzen schlängelten sich auf dem steinigen Boden, drüben am Ufer ragte der zwiebelförmige Dorfkirchthurm aus dem Grün der Gebüsche, das entgegengesetzte Ufer lag als dünner Streifen hinter uns, uns zur Linken erhob sich das Gebirg wie ein blauer phantastischer Traum. Und nun weiter, immer weiter in die stille blitzende Fläche hinaus!

„Lassen Sie mich rudern," unterbrach sie das Schweigen.

Ich überließ ihr den Sitz. Ich setzte mich ihr gegenüber und verlor mich ganz in die Reize der Natur und die ihren. Wie sanft und doch kraftvoll sie das schwere Ruder hob, wie ihr blasses Gesicht nun zu glühen begann, wie ihre liebliche Brust unter der Anstrengung erbebte! Ich hatte genug zu thun, um jede ihrer Bewegungen in mich aufzunehmen. Die süße Mattigkeit, die sich allmählich in ihren Zügen auszuprägen begann, teilte sich mir mit, ich saß wie ein Berauschter und gab mich dem Wiegen des Kahns mit einer Andacht hin, als habe ihre Berührung sein totes Holz beseelt. Endlich hielt sie inne. Wir waren in eine Bucht gelangt, ein zierliches Jägerhäuschen drängte sich dort bis dicht an den See heran, hier spiegelte sich dichtes Grün, unser Kahn rauschte behutsam durch Schilf und Binsen, einige Wasserrosenblätter schwammen in unserer Nähe, und die Sonne, die ringsum Funken in die Wellen streute, durchströmte uns mit behaglicher Wärme. Einsamkeit überall, Totenstille, außer uns keine Menschenseele weit und breit, allein mit der Natur, die in sich selber zu versinken schien. Ich sah zu ihr auf. Nun erst bemerkte ich, daß mir der Hemd-Aermel (ich hatte mich des Rocks entledigt) zurückgeglitten war, ihr Auge ruhte mit verstohlener Hast auf meinem nackten Arme, und während all mein Blut in siedender Erregung nach meinem Kopfe drang, zog ich langsam den Aermel bis an die Hand vor.

Sofort nahm ihr Gesichtsausdruck eine solche gleichmütige Ruhe an, daß mich fast die Lust anwandelte, die Künstlerin auszulachen.

„Es ist schade," sagte sie hierauf sehr gleichgiltig, „daß wir Künstlerinnen, wenn wir den männlichen Körper studieren wollen, so übel daran sind. Dieses wichtige Studium ist fast nie vollständig durchzuführen. Die Münchener Männermodelle sind von einer unglaublichen Unverschämtheit. Das schreckt jede anständige Malerin von diesem doch so notwendigen Studium zurück, und so werfen sich die meisten auf die Landschaft, ohne daß sie ihr Auge an der strengen Form des Menschenkörpers geübt haben."

„Ich würde," antwortete ich, eine gewisse Beklommenheit verbergend, „durchaus nichts Bedenkliches dabei finden, mich einer Künstlerin, von deren Sittlichkeit ich überzeugt bin, zum Modell anzubieten. Heißt das — wenn sie mich für würdig hielte, der Kunst als Vorbild zu dienen."

Allmählich wuchs in mir die Sehnsucht, meinem Ziele näher zu kommen, das Geständnis, daß sie mich liebe, von ihren Lippen tönen zu hören, bis zur unerträglichsten Qual. Sie schien das zu bemerken, machte aber keine Miene, mir entgegen zu kommen. Wenigstens wurde ich mir nicht klar über ihre wahre Empfindung. Sie riß, was ziemliche Anstrengung erforderte, eine Binse aus dem Boden und peitschte, in träumerisches Sinnen verloren, damit nachlässig die Wellen. Mir schwoll das Herz höher und höher, ich rückte ihr näher, bis ich mit meiner Hand ihr Kleid berührte. Ihr Auge schielte nach mir, doch als ich nun ihre Hand zu ergreifen suchte, entzog sie mir dieselbe. So saß ich denn wieder ratlos. Um mich zu zerstreuen und abzulenken, begann sie nun sich über das Leben der Künstlerinnen in München zu verbreiten, schilderte einzelne Bekannte, erzählte von einem weiblichen Modell, das eine unerhörte Tugend bewiesen, teilte mir mit, daß sie meinen Freund B. kenne, seine Bilder sogar bewundere u. s. w., kurz die Absicht, sich über das Thema hinwegzuhelfen, welches ich so gern zu besprechen wünschte, lag klar zu Tage. Ich warf kaum einmal ein Ja oder Nein in ihre langen, langweiligen Berichte. Schließlich als sie sah, daß ich mich auf keinen anderen Gegenstand bringen ließ, sondern meinen Gedanken nachhing, schwieg auch sie und das frühere sonnige

Schweigen ruhte über dem Wasser. Ein Frosch begann im Schilf sein melancholisches Quaqua-Lied, verstummte aber wieder als beklemme ihn die Feierlichkeit der Natur ringsum. Der Himmel wölbte sich in reiner, unbewölkter Bläue über dem See, der so klar, so friedlich zu ihm emporlächelte. Eine Libelle summte an uns vorbei, zuweilen brach sich eine Welle mit leisem Klagelaut am Bug des Kahns. Ich sah die Holde unverwandt an, ja! und ich täuschte mich nicht, ihre Augenlider, die sich gesenkt, zuckten, eine feuchte, kleine Perle zitterte an den Wimpern. Ich weiß nicht wie mir da plötzlich wurde. Es begann sich mir allmählich Alles, das Mädchen, der See, der Kahn in ein Gewirr von Sonnengold und grünem Nebel aufzulösen, ein kindischer Drang laut aufzuschluchzen überkam mich. Der Kahn trieb ohne jede Leitung weiter, immer mehr in das Binsengestrüpp hinein. Noch fühlte ich mein Herz hämmern, fühlte wie mein Bewußtsein mühsame Anstrengungen machte, über eine zunehmende Schwäche der Nerven Herr zu werden, dann — lieber Freund! von da an weiß ich nicht, was geschah. Ich suche mir umsonst alle Einzelheiten dieses Auftritts zurückzurufen, mein Gedächtnis läßt mich im Stich. Mir ist allerdings, als höre ich sie noch sprechen. Ich hörte sie auch in jenem Augenblick sprechen, aber es klang mir, als habe ich dabei in einem Abgrund gelegen und sie habe mir aus weiter Ferne Worte zugerufen, die ich kaum verstand. Ich glaube, es war gerade das träumerisch-wollüstige Stillschweigen, was mich ermutigte mit einem plötzlichen krampfhaften Entschlusse aufzuspringen, auf den Boden des Kahnes zu knien, sie mit beiden Armen zu umfassen . . . Noch jetzt fühle ich ihre Hand meinen nackten Arm fest umklammern. Ich glaube, sie sprach gütig zu mir; sie stellte mir vor, daß, da eine Ehe zwischen uns unmöglich sei, auch jede andere Art von Vereinigung ausgeschlossen bleiben müßte. „Ich habe geglaubt," flüsterte sie, „mich über die Schranken der bürgerlichen Philistergesetze kühn hinwegschwingen zu können, doch ich bin zu feige dazu. Der Gedanke an meine Eltern hat jede derartige Verletzung des Hergebrachten mir als ein Unglück erscheinen lassen." Und nun fügte sie nach einer Pause ein Wort hinzu, das sie, weil sie fühlte, wie es mich schmerzen mußte, nur ganz hastig vor sich hinmurmelte. Sie wolle mir offen gestehen, dies war der Sinn, daß sie mich nicht eigentlich liebe: sie nähme mehr ästhetisches Interesse an mir, mein Geist, und vom malerischen Standpunkt aus, auch mein Körper sei ihr interessant gewesen. Aber Liebe sei das nicht. Wo die Besonnenheit ein so lautes Wort mitspräche, solle man sich nicht in absichtliche Täuschung hineinphantasieren. Kurzum, ich solle meine Leidenschaften zügeln, das wäre mannhaft und klug . . . .

Ich weiß nicht mehr was ich ihr erwiderte. Sie hatte die Ruder ergriffen und ruderte mit atemloser Schnelligkeit heimwärts. Endlich als sie mir durchaus keine Antwort auf meine vielen bestürmenden Bitten gab, kam es über mich wie eine Art kindischen Trotzgefühls.

„Ich kann es nicht glauben," rief ich aus, des Zusammenhangs meiner Worte kaum mächtig, „daß du mich nicht liebst. Und warum liebst du mich nicht? Was gefällt dir nicht an mir?"

Ihr Auge ruhte forschend auf mir, dann erwiderte sie mit einem Ton, der gleichmütige Heiterkeit verraten sollte, der aber immer beim dritten Worte in weiches Vibrieren umschlug: „Es läßt sich auf die Dauer mit dir nicht leben, mein Freund. Dein Charakter ist mir zu verwickelt. Ich glaube sogar, du bist trotz deiner aufrichtigen Herzensgüte ein kleiner Egoist, ein Nero oder irgend ein Scheusal in Miniatur. Verzeihe mir meinen Scherz. Auch bist du mir zu leidenschaftlich. Ich will dir gestehen, daß du mich oft wahrhaft erschreckt durch deine heftigen Ausfälle. Wie kann man mit einem Menschen lange verkehren, der sich von Gegenständen, die Andere mit Ruhe besprechen, oft zu maßlosen Behauptungen hinreißen läßt!" Ein Lächeln erzwingend fuhr sie dann fort: „Kannst du doch ein Wort aus deinen Lieblingsdichtern mit einer Hartnäckigkeit verteidigen, die stark an's Unhöfliche grenzt!"

„Ach! das ist ja Unsinn, was du da schwatzest," polterte ich fassungslos hervor. „Ging es dir im Gespräch nicht gerade so wie mir? Wie oft haben uns die Vorübergehenden mit geheimer Angst beobachtet, wenn wir zusammen gestikulierten.

Wie oft batest du mich um Nachsicht, ich solle deine Aeußerungen nicht so streng nehmen!"

„Du triffst das Richtige," fuhr sie fort. „Sieh, wir Beide sind uns viel zu ähnlich, um ein Wesen sein zu dürfen. Eben das was uns scheinbar verbindet, muß uns trennen."

„Trennen!" fiel ich heftiger werdend ein. „Stellst du dich oder bist du herzlos? Trennen! Welcher Einfall! Ja! in Beziehung auf die Ehe vielleicht, doch hält uns diese große Aehnlichkeit ab, in einem freien Zusammenleben glücklich zu sein?"

„Ich habe dir gesagt, daß davon keine Rede sein darf," versetzte sie, das eine Ruder heftig in die Wellen stoßend, daß das Wasser hoch emporspritzte.

„Emilie!" kam es halberstickt über meine Lippen.

„Fasse dich, mein Freund," suchte sie mich zu beruhigen, „zeige dich deiner Freundin, ich bitte dich inständig, nicht in kleinlicher Schwäche, es betrübt mich, ich achte dich viel zu hoch."

„Du achtest mich und liebst mich also nicht im Geringsten?"

„Nein!" sagte sie entschlossen nach einer Pause. Gleich darauf durchzuckte es ihr Gesicht, als habe sie das Nein mehr geschmerzt, als es mich schmerzen sollte. Sie schaute finster neben sich in die Wellen.

„Ich weiß es genauer, als du selbst," sagte ich, „daß du mich liebst." Sie schwieg. Ich fühlte, wie mir die Thränen über die Wangen liefen, und mich zu ihr herabbeugend, flüsterte ich: „Soll ich dir beweisen, daß du mich liebst?" Und nach einiger Erwartung: „Das letzte Blatt deines Skizzenbuchs sagt es, wie es um dein Herz steht!" Es war ausgesprochen, ich konnte es nicht mehr zurücknehmen. Ein unwilliger Blick aus ihren Augen war meine erste Strafe; sie war totenblaß geworden. Jetzt ist es aus, jetzt hast du es mit ihr vielleicht für immer verdorben, raunte mir mein Gewissen zu. Und du hast es so gewollt, entgegnete mein Verstand.

Von da an wagte ich nicht mehr sie anzublicken. Ich saß im äußersten Winkel des Kahns und schaute in die Wellen. Als wir das Ufer erreicht hatten, fühlte ich das lebhafte Bedürfnis, meine Thorheit wieder gut zu machen, doch Verlegenheit und ein falscher Stolz hielten mich davon zurück. Ich stand vor ihr wie gerichtet, tausend unausgesprochene Worte auf den Lippen; sie aber, nachdem sie aus dem Kahn gesprungen war, verließ mich ohne Gruß, ohne Blick. Ohne zu wissen, was ich that, befestigte ich den Kahn und ging dann, fast völlig geistesabwesend, wohin mich meine Füße tragen wollten. Ich weiß nicht wohin und wie lange ich umherlief. Es hatte angefangen zu dämmern, als ich vor meiner Wohnung stand. Ich fühlte die Stiegen unter meinen Füßen erknarren, der Kopf brannte mir, und ich mußte ihn, als ich mich auf mein Sopha geworfen, stützen. Die gesprächige Hauswirtin kam und frug, was ich heute Abend zu speisen wünschte. Ihre Anrede brachte mich wieder zu mir, und ich glaube, ich hörte ihren endlosen Erzählungen mit Interesse zu, ich benutzte sie gewissermaßen als Blitzableiter, ich tauchte mein brennendes Herz in das kalte Wasser ihrer Worte. Als sie gegangen, raffte ich mich auf. Kannst Du Dir denken, was ich nun that? Ich schlich mich an die Thüre ihres Zimmers und lauschte. Es regte sich nichts. War sie überhaupt zu Hause? Nun wagte ich ganz leise zu klopfen. Keine Antwort. Ich klopfte, an allen Gliedern zitternd, zum zweitenmal. Dasselbe Schweigen. Ich wollte jeden weiteren Versuch aufgeben; schon hatte ich die Treppe erreicht, — horch! rief es nicht: „Wer da?" Ich eilte zurück und klopfte zum dritten Mal energisch. Ja, nun rief es: „Wer ist draußen?"

„Fräulein Kaiser," bat ich, „darf ich ein Wort mit Ihnen sprechen?"

„Ich kann Niemand sehen," erhielt ich zur Antwort, „ich habe heftiges Kopfweh."

„Ich hätte ein sehr lesenswertes Buch für Sie," gab ich zurück.

„So legen Sie es vor die Thüre."

Ich ging auf mein Zimmer, wo man bereits mein Abendessen aufgetragen hatte. Du kannst Dir denken, daß ich das Bier sehr flau, den Braten äußerst zäh und den Pfannkuchen mit Galle gewürzt fand. Gut, daß die Köchin nicht meiner

Mahlzeit zusah, ich hätte es auf Lebenszeit mit ihr verdorben. Mechanisch griff ich nach einem Buch, das vor mir lag, es war Virgils Aeneide, setzte meinen Hut auf und beschloß mir das Herz draußen im Freien zu erleichtern. Der Mond blickte so zutraulich tröstend durch meine Fenster. Das kleine Zimmer schwamm in sanftblauen Lichtwellen. Gleich legte sich's wie eine warme Hand über mein Herz, es hauchte mich an wie Rosendüfte aus einer anderen Welt und ich nickte dankend zu dem ehrlichen Mondgesicht hinauf. Mir war als lächele er mitleidig und gähne dann ein wenig. „Mir nichts Neues, Freund", schien er zu flüstern, „ich habe dieselben Zustände heute vor dreitausend Jahren an einem jungen Aegypter, auch einem Poeten, beobachtet. / War recht interessant, aber genau dieselbe Geschichte. Kannst dich auch mit dem seligen Leander trösten, den ich ertrinken sah. Auch Romeo mag dir als Beispiel dienen, wie vorsichtig man mit Giften umgehen sollte, wenn man nicht Chemie, besonders die der Liebe, studiert hat." Und dann war mir's, als zöge er sich eine alte Nachtmütze über den Kopf und beginne zu schnarchen. Ja, ja! wer so viel Elend in der Welt gesehen wie unser Mond, dem geht es wie dem Totengräber, der ein Grab schaufelt, während er sich ein Schelmenlied dazu pfeift.

Als ich auf die Hausflur trat, hörte ich die Stimme meiner Wirtin im Zimmer Emiliens. Sofort war mir der Zusammenhang klar. Bedauernswertes Mädchen! Da sie meine Aufmerksamkeit nicht im gewünschten Maße auf ihre Erzählungen zu lenken gewußt, hatte Frau Anna dich zum Schlachtopfer erwählt; sie ergoß, wie mir ihr schmetterndes Organ bewies, eine wahrhaft beängstigende Flut über das arme Kind aus, welches nur zuweilen das tiefsinnige Epos von der gestohlenen Wurst, das Idyll von den Toilettegeheimnissen der Frau Baronin oder das Drama vom teuren Turbot der Exzellenz mit einem „so, so" unterbrach. Hier mußte Rettung geschaffen werden. Also angeklopft! Doch halt! Jetzt war mir, als flüsterten Beide. War der gestohlene Turbot oder die Wurst nur Vorwand? Ich lauschte angestrengt. Klang das nicht wie ein Seufzer? Und jetzt — „ich fühle mich so unglücklich —" ja, lieber Freund, so hallte es aus dem Innern, — „ich fühle mich so unglücklich!" Und nun ein unterdrücktes Weinen? Unmöglich! Dieses starke Mädchen? Und Frau Anna? Wo bleibt sie mit ihrer weitläufigen Erzählung? Warum dämpft sie ihre Stimme bis zu zitternder Weichheit? Ich warf den alten Virgil zu Boden und schlich mich davon wie ein Verbrecher. Unglücklich fühlte sie sich! Unglücklich! Und was hält sie ab, sich glücklich zu fühlen, einen Andern glücklich zu machen? Wie kühl schlug mir der Nachtwind entgegen! / Die Natur ruhte im Arm der Nacht, wie eine scheue Braut, und die Nacht beugt sich über sie, horcht auf ihre friedlichen Atemzüge und fürchtet, sie könne erwachen und mit ihr entfliehen. Die Häuschen schienen in Schlaf genickt zu sein, nur hie und da glomm noch ein banges Rot aus einem der Fenster, nur hie und da tönte das schläfrige Gebrumm einer Kuh zu mir herüber. Nun lag der Kirchhof vor mir, die Kreuze hingen schlaftrunken auf die Seite, und ich mußte Derer gedenken, die man so gerne fragen möchte: Wie bekommt euch die ewige Ruhe?

„Auch wir haben geliebt, gelebt und gelitten," rauschte es mir aus den welken Kränzen entgegen, „aber sieh' hin, was uns davon geblieben! Alles geht vorüber, und was vorübergegangen — ist es nicht so gut, als wäre es nie gewesen?"

Und nun knisterten die welken Blätter und wisperten wie die dürren Zungen, des Schicksals. Drüben im Erker schimmerten meine stillen Freunde, die Toten-Schädel, zu mir herüber. Ist es nicht Sarkasmus, dieses Grinsen um die Mund- und Nasenhöhle, dieses lächerliche Zähneblecken? Kücherten sie nicht boshaft, diese trübseligen Gestelle, auf die das Leben einmal flüchtig seine Blumen gestreut? Und als mein Blick nun empor sah zum Monde — bist du nicht eben auch ein solcher fleischentblößter Totenschädel der Ewigkeit, du dort oben?

Nein! Ich will leben und lieben; noch pocht die Hoffnung in meiner Brust zum ersten Male widerte mich die knöcherne Gesellschaft an. Dein Blut glüht noch in deinen Adern, dein Mund haucht noch Leben, und er sollte keinen Mund finden, dem dieses Leben ein wonniger Trank ist? Und dein weltwundes Herz sollte nie

vernarben können an der Wärme eines andern Herzens? Wie durchschauerte mich die schweigende Größe der Natur, da nun der mondbeglänzte See seinen zitternden Silberspiegel vor mir enthüllte. Rings die Büsche schwarz, wie in süße dunkle Träume versunken; labend der Wind, als käme sein Atem tief aus der innersten Brust der unentweihten Natur. Welch' süße Verstörung nun auch aus dem Monde lächelte! Wie verschämt er den Silberschleier über seine Landschaft hing, und wie ihre Reize nur desto reizender lockten, wie man in jedem dunklen Strauch tausend schöne Geheimnisse vermuten mochte!

Durch die mondbeglänzten Föhren,
Tief aus wildverwachsner Kluft
Kannst du oft ein Klingen hören
Und es weht wie Zauberduft.

Und du fragst dich wie im Traume,
Wer so wunderlieblich klagt,
Welch' ein Zug am Waldessaume
Dort so bleich vorüberjagt?

Kronen blinken, schlanke Prinzen
Drücken Mädchen an die Brust,
Und die bösen Hexen grinsen,
Und der Knapp' schaut siegsbewußt.

Und du stehst noch bang beklommen,
Sieh, da faßt dich eine Hand:
Willst du, Fremdling, wiederkommen
In mein schönes Fabelland?

Ach, die nichtigen Träume vom Fabelland, die sind für fromme Kinder; davon wird kein krankes, wildbegehrendes Herz gesund . . .

Mondschein will mit sanftem Glühn
Nun des Waldes Dunkel lichten;
Einsam schleicht ein Karrn dahin
Durch des Hohlwegs düstere Fichten.

Müder schleicht am Karrn das Pferd,
Und der Fuhrmann schmiegt sich träumend
An das Mädchen, das er fährt,
Weg und Karrn und Roß versäumend.

Und doch, wie nimmt der Zauber der Nacht alles bestimmte Denken gefangen und entführt unsere Seele in das Traumreich der Romantik! Soll ich mich wehren? Soll ich selbst durch die poetische Larve der Nacht nur das harte Auge vernichtender Wahrheit blitzen sehen? Träume — träume —!

Die Kähne in den Schiffshütten regen sich unter Plätschern und Lecken der Wellen, am Ufer knistert der Schaum, die Luft zittert leise; es ist als vernähme das Ohr die Schritte unsichtbarer Blumengeister, die sich Treppen aus Luftatomen bauen; der Glaube an Elfen, die Mondstrahlen zu Silbertropfen destilieren, um sie an die Gräser zu haften, erwachte. Ach, und wie Dein armer Freund an dem einen Wort hing, das sein ganzes Wesen durchzitterte „unglücklich!" „Ich fühle mich so unglücklich!" Grausames Herz, gestehe es, du fühlst dich glücklich, eben weil sie sich unglücklich fühlt!

Doch nun stiegen die Zweifel empor. Kann sie sich nicht auch aus anderen Gründen unglücklich fühlen? Vielleicht deshalb, weil sie deine ehrliche Liebe nicht erwidern kann? Weil es ihr wehe thut, dir, den sie schätzt, die harte Wahrheit sagen zu müssen? Ich sprang vom Boden auf, ein jäher Schreck durchzuckte mich. Ja! das war's, ihre Seele ist so frauenhaft feinfühlend, du stehst so hoch in ihrer Achtung! Ihre grausamen Worte schmerzen sie und sie kann es doch nicht ändern: sie liebt dich nicht! Wie einsam ich mir plötzlich wieder vorkam!

Und nun, lieber Freund, als ich mich so verlassen wähnend, hinausstarrte ins nächtige Dunkel mit Thränen überfüllten Augen, da kam das Glück in Person!

Er war so kurz dieser Augenblick, nur ein Augaufschlagen des Glücks, und von nun an, das fühle ich, kann ich nichts mehr erleben, das dieser Sekunde gleich käme an Entzücken, an Qual, an traumhafter Schönheit. Ich fürchte fast, diese Erinnerung zu entweihen, wenn ich sie beschreibe. Ich weiß nicht wie lange ich so stand, gelehnt an einen Baumstamm, aber plötzlich — es war keine Einbildung — plötzlich fühle ich mich von hinten umschlungen, zwei heiße Lippen preßten sich zitternd auf die meinen, ein kaum hörbares Lebewohl drang mir ins Herz, und ehe ich noch zu mir selbst kam, war eine weiße Gestalt in dem nahen Gebüsch verschwunden! O, ich habe nicht geträumt . . .

3. Juni.

Lieber Freund! Ich weiß eigentlich nicht, was ich Dir heute schreiben soll und doch fühle ich, daß ich dir schreiben muß . . . . . .

Der Frühnebel hob sich durchglüht im Sonnenlicht, ballte sich zu Wolken und ließ im Grase unzählige Diamanten zurück, die trügerischen Geschenke seiner Liebe. Dicht am Ufer des See's steht meine Lieblingsbank, dort eilte ich hin. Unterwegs fand ich meinen Schiffer, der in seinem Kahn saß, den Kopf müssig in die Hand gestützt, sich den Wellen überlassend. Als er meine Schritte vernahm, erhob er sich und rieb sich rasch die Augen, als habe er geschlafen. Ach, diese plumpe Verstellung gelang seiner ehrlichen Gradheit so schlecht, daß ich vielleicht zu anderen Zeiten darüber gelacht haben würde.

„Du hast ja geweint, Jakob," sprach ich ihn an.

„Nein," beteuerte er, „mir ist ganz leicht um's Herz."

„Mache mir nichts weiß, du bist zu ungeschickt zum Lügen, Kamerad," warf ich möglichst leichtfertig hin. Er versuchte auf diesen Ton einzugehen, indem er gezwungen lächelte.

„Was hat sich denn zugetragen," begann ich wieder, „du weißt, daß du mir Alles mitteilen darfst wie deinem Beichtvater."

Sein Gesicht verzog sich zu einer höchst komischen Grimasse, darauf öffnete er den Mund, als ob er sprechen wolle, schloß ihn wieder und machte eine Geberde, die etwa ausdrücken konnte: es ist höchst gleichgiltig was mir fehlt, denn wer kann mir helfen!

Die Sonne überglänzte nun den weiten See, das grelle Licht, die dünne Luft durchfröstelte mein Herz.

„Tröste dich mit mir, armer Junge," sagte ich.

„Ich hab's gleich gemerkt," fiel er mir ins Wort, „daß Sie das Fräulein gerne sehen."

Hierauf wußte ich nichts zu erwidern. Die Erinnerung an sie überdrang mich auf einmal mit einer Heftigkeit, daß ich sogleich hätte davonlaufen mögen. Nun erhob der Dorfkirchthurm seine Stimme und rings alle die Kirchen, die um den See zerstreut liegen, fielen ein in den ernsten Morgen-Mahnruf: Gedenket der Zeit, jede vorüberschwebende Stunde gräbt euer Grab um eine Schaufel tiefer! Wie doch der Glockenton an die Hohlheit alles Daseins mahnt — —

„Morgen," flüsterte Jakob, „werden die Glocken ebenso tönen wie jetzt. Dann steht sie vorm Altar mit ihm."

Ich fuhr aus meinem Sinnen empor. Ich betrachtete ihn mitleidig, und da ich nichts sagte, streckte er mir seine knorrige Hand hin, die ich drückte, wie ich lange keine Hand gedrückt. Darauf ging ich schweigend von dannen. Der Sonnenschein kam mir wie mit einem Spinnengewebe überhangen vor; es ließ mich Alles um mich her so gleichgiltig, der Gesang der Vögel beleidigte mich.

Ich soll, wie es scheint, in meinem Schreiben unterbrochen werden, Schritte nähern sich meiner Thüre — Richtig! meine Hauswirtin . . .

Frau Anna überbrachte mir Virgils Aeneide: Fräulein Kaiser danke mir herz-

lich für das geliehene Buch — so lautete der Auftrag — sie habe es ihrer raschen Abreise wegen nicht auslesen können.

Ich habe hier abgebrochen und füge jetzt, da bereits das ganze Dorf schläft, noch einige Worte hinzu. Ich war in ihrem Zimmer! Der letzte Strahl der Sonne quoll durch das rebenumlaubte Fensterchen. Die kahlen Wände erglühten, ein mageres Christusbild hing, den Kopf geneigt, die Arme ausgerenkt, kläglich überm Bett. Das Bett stand noch wie sie es verlassen, die Leinen und Decken säuberlich zurückgeschlagen; eine Vertiefung in den Polstern ließ noch die Formen ihres Körpers ahnen. Der Sonnenstrahl, der auf die Komode fiel, konnte die verwelkten Blumen, die sie gestern dort in die Vase gestellt, nicht mehr in's Leben küssen. Auf dem Tisch stand die Schüssel, in welche sie ihre schönen Hände getaucht, der Kamm lag daneben, der ihre Haare durchfurchen durfte, einige dieser braunen Haare hingen in seinen Zähnen . . . Es war, als schwebe ihre Seele unsichtbar durch diesen Raum. Und dann war mir, als lebe sie nicht mehr, als habe man sie eben hinausgetragen in jene Wohnung, die Keiner mehr verläßt, und als klage der verklimmende Sonnenstreif, wie öd, wie leer, wie unheimlich jetzt das Zimmer . . . Nun nahte Frau Anna mit Besen, Bürste und Wasserkübel. „Ich muß das Zimmer wieder in Stand setzen, es können jeden Augenblick Gäste eintreffen." — Und der Blumenstrauß flog aus dem Fenster, das Bett wurde auseinandergerissen, der Boden, über den ihre lieben Füße geglitten, wurde mit Wasser überschwemmt und gescheuert . . .

5. Juni.

Jetzt erst ist mir der Widerspruch ihres Denkens und Handelns in seiner ganzen Schärfe aufgedeckt, nun erst fühle ich, daß sie mich geliebt. Anfänglich wollte ich verzweifeln an Allem, nun aber habe ich die Ruhe klarer Erkenntnis gefunden. Als ich gestern Abend zu Bette ging, wie süß klang ihr Lebewohl durch jeden meiner Gedanken nach, wie begleitete es jede meiner Handlungen, wie stand es vor der Schwelle des Schlafs freundlich grüßend, wie schlich es sich in meine Träume und wie umarmte es meine ganze Seele, wenn ich wieder erwachte! Mein ganzes Sinnen war nur ein Echo ihres letzten Wortes. — — — —

Als ich mich gegen Abend wie beiläufig nach Fräulein Kaiser erkundigte, erhielt ich von Frau Anna mit einem prüfendem Blick zur Antwort: Ja! die ist längst weg. „Weg? Wohin?" „Nach München," entgegnete Anna gedehnt. „Einen herzlichen Gruß soll ich ausrichten, ihre Monatsmiete 20 Mark hat sie bis auf den letzten Pfennig richtig bezahlt, obgleich sie doch kaum drei Wochen hier gewohnt. Ich wollte das Geld nicht annehmen, lieber Gott, ich weiß, daß sie sich mühsam durchdrücken muß, aber —" das Uebrige hörte ich nicht mehr.

1. Juli.

Es ist beschlossen, ich reise ihr nach. Ich muß sie wieder sehen, ich verschmachte in dieser Einsamkeit. Menschliches Treiben mit all deiner Not, deinem Elend, daß es uns doch stets wieder nach dir zurückzieht! // Dem Frosche ist es doch nur im Sumpf wohl, und wenn auch das Quaken des Einzelnen häßlich klingt, wenn eine ganze Froschversammlung ihr Quaqua erhebt, wird ein Konzert daraus. Wie sehne ich mich nach dem Menschenland, dem Element, dem ich entsprossen, wie sehne ich mich danach mitzuquaken in ehrenwerter Versammlung der Stadtkultur-Sümpfler!

3. August.

Ein feiner Regen erfüllte die Luft, als ich die Straßen Münchens durchlief und alle Käse- und Gemüsehändler nach der Gartenstraße Nr. 13 befrug. O so eine Stadt! Das Pflaster holprig und schlüpfrig, die Vorübergehenden grob, die Luft feucht grau, den nassen Sprühregen im Gesicht, nasse Füße, ein Anflug von Zahnweh, und ein Wind, der mir dreimal hintereinander den Hut in die Gosse jagte, einmal gerade im Augenblick, als ich die Pferdebahn besteigen wollte. Das sind die Annehmlichkeiten, die meinem Forschen nach meinem romantischen Liebchen die

moderne Würze gaben. Wie roh und unmenschlich erschien mir nach der idyllischen Ruhe meines Bernried dieses Hasten und Drängen der Straße!

O säh ich noch einmal die grünenden Matten
Und könnt' mich ergehen im sonnigen Wald!
Doch mich umschweben die fröstelnden Schatten,
Mein Geist ist trüb, mein Herz ist kalt.

Selbst die Pferde und Hunde haben unter der Geldgier ihrer, ich hätte fast gesagt Mitmenschen zu leiden. Da stürzen sie durch die Straßen, werfen einander um, treten sich auf alle möglichen leiblichen und moralischen Hühneraugen, nur um einen Zipfel des entschwindenden Glücks zu erfassen. Mir dünkt, ich sehe auf jeder dieser Wangen den roten Abdruck der fünf Finger des Schicksals stehen.

Dort ein Bettler, dort ein geschundener Arbeiter, dort ein protziger Reicher, dort ein Betrunkener!

Der denkt an seine Akten, der an sein dunkles Bureau, der an seine Kranken, der an seine dumpfe Werkstatt, der an gar nichts, nur um die Qual des Lebens weiter genießen zu können. Und über ihren Häuptern donnert der Kirchturmglockenschwängel wie ein gewaltiger Geißelhieb der Zeit, und der Zeiger streicht ihnen gelassen eine Stunde nach der anderen vom Leben.

Als ich das Haus gefunden, nach langem Suchen gefunden, fuhr man mich sehr barsch an. Die Familie Kaiser sei vor einigen Tagen ausgezogen. Niemand wisse wohin. Der Vater sei gestorben, die Mutter ihm rasch in's Grab gefolgt. Von dem Fräulein wisse man gar nichts.

2. September.

Eine Spur, eine Spur! Im Blatte las ich, daß eine kleine Waldlandschaft, in der Münchener Künstlergenossenschaft ausgestellt, einen Amerikaner gefunden habe, der 6000 Mark für das Bild geboten. Das Bild sei von Fräulein E. Kaiser. Eine Waldlandschaft! Ich kann mir's denken.

Ueberm totenstillen Sumpfe –
Will der Halbmond trüb sich zeigen,
Ueber oede Weidenstumpfe –
Schlummertrunkne Vögel streichen.

Kühle Abendwinde hasten
Durch das Schilf, es aufzuwecken;
Lautlos scheu die Nebel tasten
An des Moorgrunds feuchten Hecken.

Aus dem Schilf ein hohles Röcheln
Als ob's ahnungstrüb mich frage:
Wird dir jemals Liebe lächeln?
Bleibt sie dir verscholline Sage?

25. September.

Ich durchwandelte heute die Ausstellungs-Säle der Münchener Künstlergenossenschaft. Viel grob naturalistisches Machwerk unter den Bildern, das mich jedesmal ärgert, wenn ich einen Blick darauf werfe. Die Runzeln eines alten Weibes z. B. mit einer Naturwahrheit wiedergegeben, daß die Natur, könnte sie das geistlos nachkopierte Bild sehen, vor sich selbst entsetzt davonlaufen würde. Dann ein gemalter Morast ohne alle malerische Reize und bei dessen Betrachtung einem die Stiefelsohlen zucken. Dabei ein Goldrahmen um diesen Schmutz: ein in goldener Schüssel servierter Unflat. Das möchten die Dummköpfe für Realismus ausgeben! Elende Falschmünzerei! Ich hielt mich bei diesen traurigen Symptomen eines heruntergekommenen Geschmacks nicht lange auf, sondern schlenderte weiter bis in die entferntesten Säle. Meine Betrachtungen störte Niemand; ich war so ziemlich der einzige Beschauer. Göttliche Stille in dem Prachtraum, und ich allein mit den stummen Bildern!

Mich überkam fast ein Angstgefühl, als würde ich nie mehr den Ausweg aus diesem Labyrinth finden. Die Abendsonne glomm Abschied nehmend durch das Oberlicht, vergoldete die Polster und verschönte manch' häßliches Bild. Es war Zeit zu gehen. Aber ich konnte mich noch nicht trennen von einem Bilde, das im letzten der Säle aufgestellt war, und das durch eine tiefpoetische Auffassung des Waldes meine Phantasie fesselte. Ein dunkelroter Sonnenstreif fiel über das Gemälde und erhöhte dessen Wirkung zur Täuschung. Welch' trunkene Schwermut über diesen herabneigenden Aesten hing!

Mein Auge suchte das Namensschildchen, das am Rahmen befestigt war — Fräulein E. Kaiser!

Du kannst Dir nun denken, wie es mich anzog, das süße Geheimnis zu ergründen, das hier auf diesem Waldteiche über dem kärglichen Schilf, den bleichen Wasserrosen schwebte . . . In Gedanken versunken, stand ich da, als mich das Rauschen eines Kleides aus meinen endlosen Träumen weckte. Ich wendete den Kopf, eine verschleierte, ganz in Schwarz gekleidete Frauengestalt war mir genaht. Ich kannte sie nicht. Jetzt machte sie eine zuckende Bewegung mit dem Taschentuch nach den Augen. Mein Herz krampfte sich zusammen, ein Schrei blieb mir im Halse stecken, als ich durch den dunklen Flor ein liebes, bleiches Gesicht erkannte, in dessen geröteten Augenlidern Thränen hingen. Nun streckte sie mir die Hand entgegen — — es war als ob sie meine Hand nie wieder los lassen wollte, so innig, so fest umklammerte sie dieselbe. Noch immer stand ich keines Wortes mächtig, von Mitgefühl übermannt. Sie aber flüsterte: „Meine Eltern sind beide tot, die Zeit, von der Sie einst sprachen, ist für mich gekommen. Wollen Sie — willst Du mein Freund sein?"

„Für ewig!" preßte ich hervor. Sie sank auf das Polster und ließ ihren Thränen still den Lauf. Ich wagte sie nicht zu stören, bis die Glocke des Aufsehers uns zu gehen befahl.

„Es ist Zeit, Emilie!" flüsterte ich.

Sie reichte mir den Arm und wir gingen.

Allerlei Humore.

Vorbemerkung der Redaktion.

In der „Gesellschaft" soll es hinfort auch eine reservierte behagliche Ecke für die Freunde und Liebhaber des Humors geben. Wir erfüllen damit eine angenehme Pflicht nicht nur gegen unsere Leser, sondern auch gegen die Schriftsteller. Die humoristische Litteratur von der mannhafteren, genialeren Richtung, für die besonders die Kümmeltürken, die Feigenblattfexen und andere lächerliche Sprößlinge unseres Kulturphilisteriums gewachsen sind, mußte sich längst aus der altjungferlich verprüdeten Familienpresse in selbständige Schriften und Werke flüchten, um ihres Lebens ungestört froh werden zu können. Wir beabsichtigen nun zunächst, dieser freien humoristischen Litteratur des In- und Auslandes dadurch zu nützen, daß wir durch Mitteilung von Proben Interesse für sie erregen und ihr neue treue Freunde gewinnen. Daß wir nur das Geschmackvollste auszuwählen bemüht sein werden, ist selbstverständlich. Wir beginnen heute mit einer Probe aus dem Französischen: Die Grabrede von Armand Silvestre. Der Verfasser, 1839 zu Paris geboren, absolvierte das Polytechnikum, trat als Genie-Offizier in die Armee — und ergab sich gleichzeitig der schöngeistigen Litteratur. Heute ist er einer der hervorragendsten Vertreter des französischen Humors in altgallischer Färbung. Wir entnehmen das Probestück dem „Lachenden Paris," einer sehr zu empfehlenden Sammlung von H. Osten (Berlin, Eckstein's Nachfolger). Doch haben wir die Uebersetzung einer neuen Durchfeilung unterzogen im Interesse eines möglichst fremdwortfreien Deutsch. Die nächsten humoristischen Probestücke werden uns die soeben bei G. Franz in München erschienenen polnischen Ghetto-Geschichten von Leopold von Sacher-Masoch und das Faschingsbrevier von Hermann Conradi und J. Bohne (Zürich, Schabelitz) bieten.

Die Grabrede

Von Armand Silvestre.

(Paris.)

Es sind gerade fünfzehn Jahre her, daß Chaboisvert das Zeitliche gesegnet hat. Ich hebe dies gleich am Anfang hervor, damit Ihnen die rührende Geschichte nicht allzu nahe gehe, wie eine Sache, die sich etwa vor Kurzem abgespielt hat. Denn erfahrungsgemäß dämpft die Zeit unser Mitgefühl bedeutend ab, und die empfindsamsten Herzen beobachten beispielsweise eine ziemlich reservierte Haltung gegenüber den Unglücksfällen in altgriechischen Königsfamilien. Wir sparen eben mit unseren Thränen zu Gunsten unserer eigenen Zeit.

Chaboisvert starb im Jahre 1871. Er war ein vortrefflicher Junge, der einige Gedichte verfaßt und einige Bilder gemalt hatte. Die Dichter bewunderten seine Farbengebung und die Maler seine melodischen Rhythmen. Chaboisvert war in den kleinen Kaffeehäusern der Bohème ein Stammgast und erfreute sich der Gunst einer erlesenen Reihe von Ladenmädchen, Probiermamsellen und sonstigen Dämchen, bei denen er als ein tiefsinniger Denker in hohem Ansehen stand. Ich sehe ihn deutlich vor mir, mit seinem unrasierten Gesicht, seiner genial verwirrten Frisur und der kurzen Pfeife, die er selbst dann im Munde behielt, wenn er seinen Absynth trank und dabei die geistreichsten Sentenzen zum Besten gab. Chaboisvert war zweifellos kein neidisches Gemüt, denn er empfand für Alle, die es auf den Gebieten der Malerei und Dichtkunst zu Etwas gebracht hatten, ohne Unterschied der Person, die tiefste Verachtung. Dabei war aber Chaboisvert ein seelenguter Kerl, der ob seines originellen Wesens von den früher geschilderten Damen und Fräulein vergöttert wurde und dieser Vergötterung nicht die geringste Sprödigkeit entgegenbrachte.

Im Uebrigen erinnern Sie sich ja selbst noch Alle an die liebenswürdigen Eigentümlichkeiten Chaboisvert's, um begreifen zu können, welch' schmerzliche Ueberraschung es für mich sein mußte, von Freund Jacques zu erfahren, daß Chaboisvert plötzlich gestorben sei.

* * *

„Wir müssen für ihn ein ehrenvolles Begräbnis veranstalten," meinte Jacques.

„Gewiß. Hinterläßt er etwas?"

„O ja, einige Schulden, welche der Aermste nur mit Mühe kontrahieren konnte. Davon aber werden wir wohl kaum die Kosten zu einem anständigen Leichenbegängnis bestreiten können. Zur Erhöhung der Wirkung solltest Du am Grabe eine Rede halten."

„Aber, lieber Freund, wie Du weißt, bin ich kein Redner."

„Bah! Wenn nur die Redner Reden halten dürften, so würde die heutige Welt lautlos zu Grunde gehen."

„Dann weiß ich auch nicht, was ich am Grabe sprechen soll," sagte ich zögernd.

„Daß die bildende Kunst und die Dichtung soeben einen schweren Verlust erlitten . . . und dergleichen. Du wirst mit Deiner Grabrede schon zu Rande kommen. Das macht mir keine Sorge. Was mich ernsthafter beschäftigt, ist die Trauergesellschaft. Es werden außer uns Beiden höchstens vier oder fünf anständige Leute dabei sein. Alles Uebrige dürfte sich aus den kleinen Kaffeehäusern rekrutieren. Du kennst ja die Beliebtheit des Verewigten in diesen Kreisen."

„Du vergißt die Ladenfräulein, Probiermamsellen, Näherinnen und Blumenmacherinnen, welche zweifesohne unserem teueren Chaboisvert das Geleite geben werden."

„Er besaß einen großen Anhang unter ihnen, weil er sie mit der ausgesuchtesten höfischen Galanterie früherer Jahrhunderte behandelte."

„Ganz richtig. Ich werde diesen Punkt auch in meiner Grabrede nach Gebühr

zu würdigen versuchen. Ich liebe die wohlerzogenen Menschen, welche in allen Frauen die schöpferische Kraft der Natur verehren. In meinen Augen gilt nichts so viel, wie die natürliche Galanterie gegen alle Frauen. Jetzt weiß ich schon, was ich am Grabe sprechen soll. Den Einfluß, welchen Chaboisvert auf die künstlerische Entwicklung unseres Jahrhunderts genommen, werde ich nur flüchtig berühren und hauptsächlich seinen an die Troubadours gemahnenden Umgang mit Frauen hervorheben."

„Recht so!" rief Jacques. „Und nun Adieu, ich muß fort, um wegen der Kränze und des Leichenwagens die nötigen Anordnungen zu treffen. Ich bin solchen Anlässen, mich mit Totengräbern und Leichenbestattungs-Gesellschaften ins gute Einvernehmen zu setzen, durchaus nicht abhold. Schließlich kommt ja doch Jeder in ihre Hände, und es ist immer gut, sich mit Niemandem zu verfeinden. Adieu!"

* * *

Nachdem Jacques seiner Wege gegangen war, setzte ich mich an den Schreibtisch, um meine, vielmehr Chaboisvert's Grabrede zu entwerfen. Um mich in die entsprechende Grabesstimmung zu versetzen, las ich einige Trauerreden Bossuet's. Unter uns gesagt, es sind Meisterwerke; allein ich fand nichts darin, was meinem Zwecke hätte dienlich sein können. Ich sah bald davon ab, nach Bossuet'schem Muster eine Parallele zwischen Chaboisvert und Condé zu ziehen. Sie wäre ganz entschieden zu Gunsten Chaboisvert's ausgefallen, und ich liebe es nicht, altehrwürdige Heiligenscheine des Ruhmes zu zerstören. Gleichwohl fand ich in dem berühmten Klassiker einen ergreifenden Anfang zu meiner Grabrede: „Chaboisvert ist nicht mehr! Chaboisvert ist gestorben!" Nachdem der Anfang gefunden war, setzte ich die Arbeit mit großer Leichtigkeit fort und gab darin von Zeit zu Zeit der Akademie einige zarte Fußtritte, welche es verschmäht hatte, diesen tiefsinnigen Denker, diesen empfindungswarmen Poeten in ihre Mitte zu berufen. In kurzen, kräftigen Strichen zeichnete ich die Lebensbahn des verewigten Künstlers, über welche die rauchgeschwängerten Dünste des Kaffeehauses ihre milden Schatten warfen. Sodann eilte ich zu der Stellung, welche Chaboisvert den Frauen unserer Zeit gegenüber eingenommen hatte. „Alles für die Frauen! Das war die Devise seines Lebens. Er hatte diese Parole in eine Gesellschaft geschleudert, in der die freie Frau noch immer nicht den ihr gebührenden Ehrenplatz einnimmt." Meine Grabrede verbreitete sich nun mit machtvoller und zugleich rührender Beredtsamkeit über die tapferen Genossinnen der jungen Ritter vom Geiste, welche inmitten der dichtesten Tabakwolken ausharren und eine große Anzahl von Bierkrügeln leeren. „Gehet hin in die Familien der Bürgerschaft und sehet zu, ob Ihr dort auf dem Altar der wohlgeordneten, gesitteten Häuslichkeit solche opferfreudige Hingabe findet! Ihr werdet enttäuscht und ernüchtert zurückkehren!"

Meine Rede war fix und fertig, und nicht ohne Stolz blickte ich auf die Papierbogen, auf welchen ich meine Grabgedanken niedergelegt hatte.

* * *

Jacques hatte Recht gehabt. Außer uns folgten nur noch zwei oder drei Personen dem Sarge, welche sicher waren, nicht jeden Augenblick von einem wütenden Gläubiger angefallen zu werden. Dann gab's allerlei seltsame Kaffeehaus-Kumpane und eine große Anzahl von Fräulein, welche dem Dichter und Maler die letzte Ehre erwiesen.

Wie Madame de Montespan hatte Chaboisvert das erdenklich schlimmste Wetter zu seinem Begräbnis ausgewählt. Der Regen floß in Strömen vom düsteren Himmel, und wir wanderten stumm, fröstelnd und nachdenklich unter unseren Regenschirmen dahin. Als der Leichenzug das Thor des Friedhofs erreichte, stieß er daselbst mit einem zweiten Zug zusammen, was selbstverständlich keine geringe Ver-

wirrung hervorrief — eine Verwirrung, welche es mit sich brachte, daß ich plötzlich meinen Freund Jacques aus den Augen verlor. Ich setzte in tiefes Sinnen verloren, meinen Weg fort. Der Leichenwagen fuhr langsam durch mehrere vollständig durchnäßte Alleen und bog endlich in eine Seitenstraße der in traurige Nebel gehüllten Totenstadt. Stumm blickte ich zu Boden, denn die Erinnerung an den so jäh Dahingeschiedenen machte mich für alle äußeren Vorgänge ganz unempfindlich.

Der Totenwagen hielt. Der Sarg wurde abgehoben. Die Seile, auf denen er in das Grab hinuntergelassen wurde, knirschten ganz unheimlich. Die Empfindung der Angst, welche jeden Menschen beschleicht, der zum erstenmale öffentlich sprechen soll, erfaßte mich. Ich ergriff meine Grabrede und trat zitternd, ohne einen Blick auf die übrigen Trauergäste zu werfen, an den Rand des Grabes. Von der Befürchtung erfüllt, daß der aus Bossuet's Werken geschöpfte Anfang: „Chaboisvert ist nicht mehr! Chaboisvert ist tot!", möglicherweise als ein Plagiat betrachtet werden könnte, ließ ich diesen schmerzlichen Ausruf weg und apostrophierte den Verstorbenen mit tränenerstickter Stimme: „Du, dessen Hingang wir alle so tief betrauern! . . ." Ein Murmeln des Beifalls begleitete den ersten Teil meiner Grabrede. Aber als ich daran ging, das Kaffeehausleben des Verblichenen zu schildern und seine Stellung zu dem weiblichen Geschlecht zu kennzeichnen, empfand ich unwillkürlich, daß die Zuhörer mir ein gewisses Befremden, ja sogar einen lebhaften Widerwillen entgegensetzten. Ich sagte mir, die Menge folge niemals willig, wenn man sie nicht machtvoll zu packen verstehe. Von dieser in allen Lehrbüchern der Beredtsamkeit ausführlichst erläuterten Voraussetzung ausgehend, hielt ich den einmal angeschlagenen Ton fest und beleuchtete energisch das Verhältnis Chaboisvert's zu den Ladenmamsellen, Näherinnen und den sonstigen jungen Damen. Ich schilderte das stille Glück des Verstorbenen, wenn er, eine lange Pfeife im Munde, ein Fräulein auf jedem Knie, seine tiefsinnigen Lebensanschauungen im Kaffeehause zum Besten gab.

„Oh, der Elende! Die Kanaille! Der Lügner!" hörte ich plötzlich eine Stimme aus der Menge rufen.

Erstaunt blickte ich auf und wurde einer kleinen dicken Frau in Trauerkleidern gewahr, welche in Krämpfe fiel, während sie schluchzend schrie:

„Oh, dieser infame Lügner!"

Bevor ich mich noch von meinem Staunen erholt hatte, packte mich ein alter Herr mit wütenden Mienen beim Arme und rief vor Erregung bebend:

„Mein Herr, Sie sind ein elender Kerl! Es ist wahr, Chamuzot amusierte sich gern, aber derlei erzählt man doch nicht vor der Wittwe und den ihren Vater beweinenden Kindern!"

„Chamuzot? . . . Wittwe? . . . Kinder?! . . ." stotterte ich entsetzt.

Wie Schuppen fiel es mir jetzt von den Augen. Ich stand in der Mitte von Leuten, die mir völlig unbekannt waren. Mein schreckensstarrer Blick fiel auf einen prachtvollen Lorbeerkranz, dessen Bänder die Inschrift trugen: „Chamuzot, dem edelsten, besten aller Hutmacher!" — Ich hatte mich am Tore des Friedhofs geirrt und war in den zweiten Leichenzug hineingeraten. Ich hatte den Sarg eines Hutmachers begleitet, während der arme Chaboisvert noch immer auf seinen Nachruf wartete. Oh! Was bei einem derartigen Regen einem alles passieren kann.

Die Schnelligkeit, mit der ich mich vom Grabe des Herrn Hutmachers Chamuzot entfernte, wird man in Anbetracht der drohenden Haltung, welche die Trauergäste mittlerweile angenommen hatten, leicht ermessen können.

Ich eilte, so rasch mich meine Beine trugen, an die Gruft Chaboisvert's, um meine Grabrede zu Ende zu führen, allein ich kam zu spät. Die Totengräber hatten bereits ihres Amtes gewaltet.

„Du bist ein rechter Feigling, Du Ausreißer!" raunte mir Jacques zu, indem er mir zornig entgegentrat. — — —

Es ist mir niemals gelungen, mich von diesem Vorwurfe reinzuwaschen. Man nahm meine Unterschrift bei der Subskription für das Grabmal Chaboisvert's nicht

an, welche schließlich zur Begleichung einer großen Kaffeehauszeche verwendet wurde. Ich für meinen Teil rächte mich für die mir damit angethane Beleidigung, indem ich an dieser neuen Sorte von Bildhauer-Arbeit niemals teilnahm. Ich werde mir diese Grabrede zur Warnung dienen lassen, und wenn die Nachwelt darauf rechnet, in mir den Bossuet unseres Jahrhunderts zu verehren, so kann sie lange rechnen. Meinetwegen kann jetzt Jeder sterben, mich selbst eingeschlossen. Ich werde nie mehr eine Grabrede halten, nicht einmal die meinige. Ich habe darauf einen feierlichen Eid abgelegt. Verwünschter Hutmacher!

Größenwahn des Militarismus.

Von Karl Bleibtreu.

(Berlin.)

Vorbemerkung der Redaktion.

Gewohnt, unsern Mitarbeitern das höchstmögliche Maß freier Meinungs-Aussprache zu sichern, bringen wir auch diese bedeutsame Arbeit ohne redaktionelle Striche, obschon wir nicht durchweg die Auffassung des verehrten Verfassers teilen. Wir haben uns in dem Kapitel: Krieg dem Kriege in unserm Buche „Flammen!" über den vorwürfigen Gegenstand vor Jahren bereits ausführlich geäußert.

„Der Kriegsgedanke und die Volkserziehung" lautet der Titel einer Broschüre von Bernhard Kießling, k. bayer. Leutenant. (Berlin, Friedrich Luckhardt). Diese Broschüre ist geistvoll geschrieben, zeugt von eigener Gedankenthätigkeit und bedeutendem Wissen besonders in der philosophischen Litteratur. Dennoch verhehlen wir nicht, daß wir sie mit einer gewissen, steigenden Entrüstung gelesen haben. Der Größenwahn des Militarismus entpuppt sich hier wieder einmal mit erschreckender Offenheit. Es ist ja an sich ganz löblich, wenn man seinen speziellen Beruf am höchsten stellt. Ludwig Feuerbach sagt in seiner „Philosophie des Christentums" sogar irgendwo, daß diese Einseitigkeit ein notwendiges Erfordernis des menschlichen Denkvermögens sei. Am höchsten stehen daher diejenigen Geistesrichtungen, welche die umfassendsten und wenigst einseitigen ihrem Wesen nach sein müssen: Poesie und Philosophie. Wenn sich denselben technische Künste, Musik, Malerei u. s. w. ebenbürtig zur Seite stellen möchten, so bleibt dieser harmlose Größenwahn ohne schädliche Folgen und gleichsam in der Familie, obschon er die in Deutschland grassierende Ehrfurchtslosigkeit vor der Dichtung natürlich verstärken hilft. Aehnlich steht es mit der Ueberhebung der exakten Naturwissenschaften. Jedoch dies sind alles nur theoretische Fragen, die wenig ins praktische Leben einschneiden. Anders aber steht es, wenn ein bestimmter Stand mit dünkelhaftem Kastengeist sich über alle andern erheben will, wie dies ein altes Vorrecht des Kriegerstandes ist. So lange die Welt im Altertum und Mittelalter wesentlich auf dem Kriegszustande fußte, mochte dies angehen. Heute aber in der neusten Zeit darf dies natürlich auf die Dauer nur dann möglich bleiben, wenn es gelingt, die Soldateska mit einem Schleier des Idealismus zu umweben und sie auch geistig als führendes Element hinzustellen. Dies ist denn auch der Zweck der vorliegenden Schrift. Der Dichterknabe Chatterton hat das berüchtigte Wort gesprochen, daß er den Intellekt eines Mannes geringachte, der nicht zugleich von zwei entgegengesetzten Seiten her ein Thema behandeln könne. So wollen wir denn wahrlich nicht mit den einseitigen Sophismen ins Gericht gehen, mit denen man einer an sich möglichst unidealen Thatsache die idealsten Seiten abzugewinnen sucht. Der geistvolle Verfasser beginnt, wie all seine Mitkämpen, mit Ausfällen gegen die Schwärmereien der Friedensliga von einem

„ewigen Frieden.“ Es ist stets das sicherste Mittel, das denkfaule Philistertum für sich einzunehmen, wenn man die Gegner als unpraktische Idealisten hinstellt. Nun sind aber alle ideal schöpferischen Geister stets eminent *positiv* angelegt, wie denn z. B. zu einem wirklich großen Dichter der durchdringendste, schärfste Verstand und realistische Weltkenntis gehören. Vermöge dieser überlegenen Verstandeskräfte sind solche wahren „Idealisten“ daher befähigt, die komische Ideologie der Utilitarier, den Fanatismus der Materialisten, zu durchschauen. So sagt der vom Verfasser fortwährend angezogene Göthe das genial treffende Wort über den großen Anti-Ideologen Napoleon: „Er, der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewußtsein nicht erfassen; er leugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er es eifrig zu verwirklichen trachtet.“ Und wenn auch dieser Satz nicht auf den Verfasser vorliegender Broschüre paßt, so werden wir doch daran erinnert, wenn er umgekehrt die spaßhafte Absicht hegt, dem Roh-Realistischen das Ideelle unterzuschieben.

Zuvörderst stellt er, gleich seinen übrigen Gesinnungsgenossen, die Theorie vom „ewigen Krieg“ auf, die sich angeblich auf Darwins „Kampf ums Dasein“ stützen soll. Nun ist es keine Frage, daß in den Urzeiten der sogenannte „Kampf ums Dasein“ mit dem Kriegszustand identisch war. Gleichwohl wurde derselbe bereits in jenen barbarischen Epochen als ein schweres Uebel angesehen und die Söhne Kains spielen neben den friedlichen Nachkommen Seth's durchaus keine gefeierte Rolle. Die gesammte Kulturentwicklung läuft aber einfach darauf hinaus, den Kampf ums Dasein zu mildern und vor allem aus dem Bereich der rohen Gewalt zu rücken. Die Geschichte der Zivilisation ist einfach die Geschichte der zunehmenden Waffenabschaffung. Sogar im Kriege selbst ist die rohste Form des Kampfes, das Handgemenge, wo persönliche Stärke entscheidet, fast auf den Aussterbeetat gesetzt. Wie wenig man übrigens selbst in der Urzeit das Waffenhandwerk als etwas allgemein Gültiges betrachtete, geht hervor aus dem Bestehen der abgeschlossenen Kriegerkasten. Ein Ueberbleibsel derselben scheint es, wenn bis ins vorige Jahrhundert der Mann aus den besseren Ständen den Degen an der Seite trug. Seit hundert Jahren ist auch dieser schwache symbolische Ueberrest verschwunden.

Wenn nun die Milderung des „Kampfes ums Dasein“ Hauptziel aller Kulturbestrebungen ist und wenn eine solche Milderung in fortschreitender Progression in der That ersichtlich wird, so scheint die Möglichkeit eines „ewigen Friedens“ nicht absolut ausgeschlossen, da die roheste Form des Daseinskampfes, der *Krieg*, auch am leichtesten zu beseitigen ist. Ob aber „ewiger Krieg“ oder „ewiger Frieden“ der Menschheit bevorsteht, ist ja nicht zu beweisen, da nur die Erfahrung es lehren kann. Fürs erste sind beides hohle Phrasen. Die Wahrscheinlichkeit spricht aber gewiß eher für den „ewigen Frieden.“ Um dessen Unmöglichkeit zu folgern, berufen sich die so hochidealen Kriegsfanatiker auf die Schlechtigkeit der Menschennatur. Sie vergessen dabei, daß nicht nur die edeln, sondern ebenso die niederen Regungen *gegen* den Krieg stimmen, da dem allmächtigen Egoismus und Eudämonismus des Krieges Mühsal gewiß nicht als ein Wünschenswertes erscheint. Der Krieg ist *nicht* identisch mit dem „Kampf ums Dasein“ und der Krieg ist *keine* Notwendigkeit der sittlichen Weltordnung, der „ewige Krieg“ ein Fabelpopanz und der Krieg in jedem Fall ein Uebel. Letzteres geben die Militäridealisten mit verschämter Salbung natürlich allerorten zu. Denn der Avancier-Wunsch des Leutenants ist doch wirklich kein ausschlaggebendes Moment für Bejahung der Kriegsnützlichkeit!

Aber die Kriegsenthusiasten schwingen sich nun sofort wieder auf den Kothurn des Ideals, indem sie eine Art persischer Religion proklamieren, den ewigen Kampf von Ormuz und Ahriman — um den *Kampf* an sich als aller Dinge Herrlichstes zu preisen. Wir befinden uns in der angenehmen Lage, dasselbe philosophische Lebensprinzip zu hegen und auch öfters schriftlich ausgeführt zu haben. Nun möchten wir aber fragen, all die angeklebten Tiraden über Stählung des Kampfmutes, Verweichlichung u. s. w. lächelnd übergehend: was das wohl mit dem *Krieg* zu thun habe?! „Denn ich bin ein *Mensch* gewesen und *das heißt* ein *Kämpfer* sein“ —

so wars gemeint, als Zoroaster seine herrliche Kampflehre schuf. An den Krieg hat er sicher nicht gedacht, denn das hieße Kampf von Ahriman gegen Ahriman, das hieße den Teufel vertreiben durch Beelzebub. Der wahre ernste Kampf, der schwerste und mutvollste Kampf, von dem allein die Entwicklung der Menschheit abhängt, ist der Kampf mit den Dämonen der Welt und der eigenen Brust. Dagegen ist der Kampf der Waffen ein erbärmlicher Tand, eine komödiantische Aufregung, des wahren sittlichen Ernstes bar.

Es ist eigentlich albern, solche Selbstverständlichkeiten noch zu erwähnen. Der Kampf ums Dasein selbst im bürgerlichen Leben erfordert hundertmal mehr Energie und sittlichen Mut, als der frivole oder rein physische Schlachtenmut. Auch die Bestie ist tapfer in diesem Sinn; aber wenn sie mal nichts zu fressen hat, dann winselt sie. Man müßte es nicht nur als sittliche, sondern erst recht als intellektuelle Unreife beklagen, wenn die Abneigung gegen Krieg und Soldatenspielen, gegen welche Verfasser polemisiert, nicht bei einem modernen Bürger vorhanden wäre. Möge sich der rote Kragen an der Verehrung der Knaben und Weiber genügen lassen.

Wenn nun alle idealen Redensarten nichts gegen die schlichte Logik der Vernunft verfangen und der Krieg, seines idealen Schimmers entkleidet, als ein trauriges, wenn auch momentan notwendiges Antikultur-Uebel erscheint, so fällt natürlich eine übertrieben hohe Auffassung des Soldatenstandes ins Nichts zusammen. Es soll keinen Augenblick bestritten werden, daß der Krieg die edelsten Gefühle der Menschenseele ausbilden kann, natürlich ebenso die allerniedrigsten; es ist furchtbar, daß die von Natur gutmütigsten und in der gerechtesten Sache kämpfenden Soldaten sich in der Erregung den tollsten Exzessen hingeben können. Das alles aber gilt für den Krieg nur wie für jedes andere außergewöhnliche Erreignis, das mit Gefahr verbunden ist. Was aber — fragen wir hier wieder — hat der Krieg mit der Ueberhebung des Offizierstandes zu thun?! Denn nur darum handelt sich's bei dieser Broschüre und vielen ähnlichen! Der Krieg selbst wird ja auch nur gleichsam als pièce de résistance im Hintergrunde weihevoll verwertet; der wahre Zweck ist blos der, die übertriebenen Achtungsansprüche des Offizier in Friedenszeiten zu begründen.

Heut bei der allgemeinen Wehrpflicht ist ja selbst dieses wunderherrliche Institut der sittlichen Weltordnung, „Krieg" genannt, den priesterlichen Händen einer speziellen Kriegerkaste entwunden — wenigstens was die Gefahr, diese so wundersam sittlichende Gefahr, anbelangt: dies höchste sittliche Gut teilt der Offizier brüderlich mit jedem waffenfähigen Bürger, um für sich hernach bloß das minderwertige schnöd materielle Gut etwaiger Dotationen und Auszeichnungen zu behalten.

Diese großartige Selbstverläugnung, diese freigebige Humanität im Teilen der Sittlichkeitsmomente des Krieges, damit selbst der Geringste derselben teilhaftig werde, ist um so höher zu schätzen, als sich ja der Offizier auch ohne den „Kriegsgedanken" um die „Volkserziehung" so unendliche Verdienste erwirbt. Wenigstens ist laut unserm gelehrten Verfasser der Leutnant der wahre Erzieher des deutschen Volkes, während unsere ganze sonstige Erziehung ungenügend und schädlich wirkt. Den letzteren Teil seiner Prämissen mag ich durchaus nicht befehden. Der deutsche Schulmeister leidet eben an dem gleichen Unfehlbarkeitsdünkel wie der „militärische Erzieher" und es scheint daher nur ergötzlich, wenn der Letztere durch seine gewichtige Autorität die Feinde des bestehenden Erziehungssystems verstärkt. Diese Frage interessiert uns ja aber hier nicht, sondern nur die, welcher moralische Nutzen denn eigentlich durch die militärische Erziehung, d. h. die allgemeine Wehrpflicht, bewirkt wird. Es ist mindestens zweifelhaft, ob die dreijährige (in Frankreich noch längere) Entziehung der besten physischen Kräfte aus dem eigentlichem produktiven Kampf um's Dasein nationalökonomisch günstig zu nennen sei. Es ist zweifelhaft, ob wirklich eine Kräftigung der physischen Gesundheit durch das „Dienen" erzeugt wird, die im Verhältnis zu dem enormen Zeit- und Müheaufwand steht. Vermutlich würden Arbeiten in frischer Luft oder Reisen oder Sport in einem Viertel der Zeit hier wohlthätiger wirken, da die tausend ungesunden Nebendinge des Kasernenlebens,

sowie die Ueberanstrengung und die fortwährende Unruhe oder gar Angst sehr störende Beigaben des Soldatenlebens sind. Turn-, Fecht- und Schießklubs dürften Gewandtheit und Handhabung der Waffen vielleicht leichter lehren, als die Hudelung des Unteroffiziers es bewerkstelligen kann.

Doch halt, alle Unannehmlichkeiten des Soldatenlebens sollen ja eben den Charakter stählen. Den Charakter! Kann man von Charakter überhaupt noch reden, wo die Grundlage jeder Charakterfestigung, nämlich freier Entschluß und eigene Initiative, von vornherein ausgeschlossen sind? Der „Dienst" soll die große Tugend des Gehorsams einpflanzen. Nun unterschätze ich diese Tugend nicht. Alle Vereinigungen, heißen sie nun Staat, Heer, Privatverein, können sich nur halten durch Gehorsam gegen das Höhere, den allgemeinen Zweck. Dieser Gehorsam aber ist das legitime Kind des freien Willens, der freien Erkenntnis, während der vom Militär geforderte Gehorsam der des Sklaven ist. Würde dieser Gehorsam wirklich als unauslöschliche Tugend durch die allgemeine Wehrpflicht eingeimpft, so könnte dies nur widerliche und traurige Folgen haben. Ein solcher Gehorsam fügt sich in keiner Hinsicht dem modernen Bürgerleben ein; er wird dort nicht verlangt und wäre nur vom Uebel. Nur im sogenannten „Staatsdienst" kann er von Nutzen sein und wirklich blühen ja Streberei und Knechtssinn dort täglich herrlicher auf. Diese hohe Tugendlehre der militärischen Erziehung mag daher einem Absolutisten erhaben, einem modernen Menschen aber als verächtliche Untugend erscheinen.

Ich läugne auch direkt, daß diese zweifelhafte „Subordination" (die nur im Armeewesen Berechtigung hat) irgend Jemandem für sein späteres Zivilverhältnis eingeprägt werde. Die Naturen sind eben verschieden. Der größte Militär (Napoleon) hat direkt gesagt: Nach seinen Erfahrungen sei der Satz „Wer herrschen will, muß erst dienen lernen," barer Unsinn. Gerade die, welche nie und nirgends Unterordnung verstünden, würden sich um so besser auf's Gebieten verstehen.

Vergeblich wird man daher freien, selbständigen und initiativen Naturen (ich meine hier natürlich keine Herrschernaturen, sondern überhaupt alle energischen Impulsiven) blinden Geharsam predigen. Wer den militärischen Gehorsam aus der Dienstpflicht in's Leben nachschleppt, war einfach so angelegt und bedurfte einer solchen Erziehung gar nicht. Die Majorität der Menschheit besteht eben schon aus Lakaienseelen, diensteifriger Naturen, Stimmvieh.

Vor geraumer Zeit machte der Fall viel Aufsehen, daß vier Landwehrmänner bei einem Manöver sich geweigert hatten, in einem Viehwagen transportiert zu werden, darob an den Kaiser ein Beschwerdetelegramm richteten und dafür zu vielen Jahren Zuchthaus verurtheilt wurden. Die Höhe des Strafmaßes mag zu hart gewesen sein; aber das Mordsgeschrei, das die liberalen Blätter darüber erhoben, war unberechtigt. Eine so beispiellose Dreistigkeit, wegen einer solchen Lapalie die Vorgesetzten beim obersten Kriegsherrn per Telegramm zu verklagen, verdiente exemplarische Züchtigung. Es liegt hier sogar eine Unverschämtheit vom rein menschlichen Standpunkte aus vor. Eine andere Frage ist es freilich, ob der betreffende Offizier, falls er wirklich etwas Gesetzwidriges — z. B. körperliche Mißhandlung — begangen hätte, ebenfalls wegen Ungehorsams gegen das Militärgesetz ähnlich hart bestraft worden wäre. Ich fürchte fast, hier hätte die Antwort gelautet: Ja Bauer, das ist ganz was anders! — Jedenfalls aber zeigt die bloße Möglichkeit eines solchen naiven Aufbegehrens seitens vier beliebiger preußischer Landwehrleute, wie wenig der Sinn sklavischer Unterwürfigkeit — als „Gehorsam" ein notwendiges berechtigtes Militärgebot — im späteren Zivilisten wurzeln bleibt. So sind sie nunmal die modernen Menschen! Vom Militär-Standpunkte aus, der die Menschheit als eine Masse zu drillender Rekruten betrachtet, ist das beklagenswert, aber leider unabänderlich!

Die weiteren segensreichen Einflüsse des „Dienens" machen sich bemerkbar in einer allgemeinen Zufahrigkeit und verstärkter Brutalität in den unteren Schichten, wie denn seit dem Kriege die Verbrechen gegen das Leben, das Messerstechen, die Roheit der Balgereien sich rapide steigerten. Bei den höheren Ständen (Einjährig-

Freiwilliger, Reserveoffizier, d. h. ein Geschöpf mit den Pflichten ohne die Rechte des Offiziers) bleibt eine vermehrte Vorliebe für alles Aeußerliche, Schein, Etikette und alles überreizte falsche Point d' honneur-Gefühl zurück. Das sind die logischen Folgen — weiter nichts. Durch diesen Geschmack am Aeußerlichen wird oft für lange Zeit der wahre Ernst zur Arbeit untergraben. Die aus der Dienstpflicht Zurückkehrenden, seien sie Gelehrter oder Bauer, müssen sich erst mit Anstrengungen wieder an ihren wahren Beruf gewöhnen, aus dem sie plötzlich herausgerissen sind. Natürlich ist unser geschätzter Militärpädagoge harmlos genug, den Hauptwert der Erziehung auf Berücksichtigung der individuellen ursprünglichen Eigenschaften zu legen. Kann er sich das Lachen verbeißen, wenn er, einige Sätze des deutschen Ausbildungs-Reglements zitierend, ernstlich davon redet, daß die Militärerziehung auf dies wichtigste Moment Rücksicht nehme?! Das ist des Spaßes und der — Selbsttäuschung genug!

Ja, sehr richtig heißt es in den Vorschriften der Militärerziehungsmethode: „Eine äußere, wesentlich nur durch Uebungen im Ganzen erzielte Zusammenfügung der Truppe wird bei unerwarteten Ereignissen nicht vorhalten und die Disziplin nur dann ein festes dauerndes Band für das Ganze abgeben, wenn sie auf dem Bewußtsein basiert, daß im Ernstfall der Erfolg von der Erhaltung des durch den Führer geleiteten Zusammenwirkens abhängt." Das sind goldene Worte und die Erfahrung bestätigt sie.

Die preußische Armee von 1806 besaß ein treffliches Offizierkorps in den subalternen Chargen und eine wohlgedrillte Armee, die mit ihrer veralteten Lineartaktik so lange wacker schlug, bis die elende Oberleitung jeden Widerstand gegen den besser geführten Feind unnütz machte. Hätte sie aber jene innere Einheit, jenes feste dauernde Band des bewußten Zusammenwirkens besessen, so wäre von einer so beispiellosen Auflösung des gesamten Heergefüges keine Rede gewesen.

Im Befreiungskriege aber leistete nachher die preußische Armee Unerhörtes, trotzdem sie zum größten Teil aus Landwehren und das Offizierkorps der Linie wesentlich aus denselben Elementen bestand. Die französischen Truppen mit ihren Veteranenoffizieren waren technisch überlegen. Aber diesmal war die preußische Oberleitung eine glänzende, und das innige moralische Zusammenwirken der Gemeinen und Offiziere ergab sich aus dem gleichmäßig alle durchlohenden Patriotismus.

Es ist also immer der moralische Faktor, die Idee, die siegt — falls sie nur einigermaßen praktisch unterstützt wird. Wie aber soll in gewöhnlichen Zeitläuften durch Militärerziehung dies moralische Element erzielt werden, da weder Offiziere noch Unteroffiziere darauf ausgehen, sich die Liebe ihrer Untergebenen zu erringen?

Nach dieser Theorie würden ja die Chancen des nächsten deutsch-französischen Krieges ungünstig für uns stehen. Denn wie 1870 die technisch ebenbürtige, besser bewaffnete Streitmacht Frankreichs zertrümmert wurde, weil das einmütige Zusammenwirken der Deutschen durch begeisterte Vaterlandsliebe erreicht wurde — so sind die Franzosen diesmal diejenigen, welche ein einmütiges bestimmtes Ziel haben, während in Deutschland kein Mensch einen ersehnbaren Wunsch und Zweck dabei im Auge hat. Aus diesem Grunde siegen ja oft schlecht bewaffnete ungeübte Haufen in Revolutionskriegen über die ältesten Truppen. Denn wer siegen will und das Leben für nichts achtet, der muß siegen. Diesen Geist kann aber wahrlich keine Erziehung und am wenigsten die militärische, wie sie bei uns getrieben wird, erzeugen!

Wir haben aber oben noch einen andern Punkt berührt, wir sprachen von der Oberleitung. Und da ergiebt sich denn für den Kundigen wiederum die Lächerlichkeit des Offiziersdünkels an sich. Denn nicht die Tüchtigkeit des Offizierskorps entscheidet im Kriege, sondern lediglich die geistige Beschaffenheit des Oberkommandos. Mit schlechten Truppen und Offizieren siegt ein guter Feldherr über gute Truppen und Offiziere unter einem schlechten Feldherrn. Das ist beinahe selbstverständlich.

In Anerkennung dieser Thatsache gehen die heutigen Offiziere sogar so weit, daß sie schon die bloße Energie ohne Talent im Oberbefehl für genügend achten,

mit schlechten Truppen Gewaltiges zu leisten. Sie verehren Gambetta, dessen Organisationstalent einfach auf rücksichtslos durchgreifende Brutalität sich beschränkt. Goltz und York erklären geradezu, Gambetta habe in seiner Art wenigstens die Hälfte eines großen Feldherrn repräsentiert — Gambetta, der prahlende Charlatan, der schwatzhafte Advokat, dem notorisch selbst die Anfangsgründe militärischen Wissens fehlten, der nicht mal ein Dilettant, sondern ein einfacher Laie genannt werden muß! So leicht ist es nach Ansicht des Fachmilitärs ein genügend großer Heerführer eines großen Volkes zu werden, falls man nur überhaupt über das Durchschnittsmaß der Intellekte hinwegragt! Wie viele Lord Clives mögen da wohl unter Kommis, wie viele Nelsons unter Matrosen, wie viele Gambettas unter Parlamentariern verborgen schlummern, die nur der Zufall nicht begünstigt!

Wirklich meint ja auch Carlyle, daß im Grunde alles wahre Genie eins und unteilbar sei — daß Shakespeare der größte Staatsmann, Burns der größte Redner und Reformer u. s. w. geworden wären. Und jedenfalls steht fest, daß die wenigen großen Feldherrn, welche uns die Geschichte zeigt — Cäsar, Napoleon, Cromwell, Friedrich der Große, — nicht durch Selbstbestimmung, sondern durch die Gewalt der Umstände Feldherrn wurden und in allen möglichen andern Gebieten sich zugleich versuchten, wie denn nach Napoleons und Friedrichs Vorgange auch unser Moltke stark litterarische Neigungen aufweist. Alle großen Feldherrn, ohne jede Ausnahme, wurden große Feldherrn, weil sie überhaupt große Männer waren, und jeder bildete sich selbst ohne alle Schule durch eigene Denkthätigkeit und Initiative zum Feldherrn aus. Die „militärische Erziehung" hat also auch auf das wichtigste Moment des militärischen Erfolges: die Feldherrnerzeugung, nicht den geringsten Einfluß. Sie könnte hier höchstens schädlich wirken, da ihr Grundprinzip, das Nivellieren, die Eigenart niederdrückt und das Prinzip der geduldigen Unterordnung, des Avancements nach Anciennität, das Aufkommen des Genies ohnehin hindert. Daher sind Revolutionszeiten (siehe die französische Revolution, den amerikanischen Befreiungskrieg und später den Sezessionskrieg) die wahren Pflanzstätten militärischer Begabung, während die berühmte „militärische Erziehung" nur Theoretiker und Gamaschenhelden erzeugt.

Wir fragen also nochmals zum Schluß: hat der Größenwahn des neudeutschen Militarismus das Recht, sich mit solcher Wichtigthuerei als Hauptfaktor der Volkserziehung aufzuspielen? Wir antworten mit einem kräftigen: Nein!

Das Soldatentum ist auf lange Zeit hin ein notwendiges Uebel und wir betrachten den Offizier mit jener stillen Resignation, mit welcher wir Chirurgen, Totengräber, Henker, Polizisten, Gerichtsvollzieher u. s. w. als ein unabänderliches Utensil der sittlichen Weltordnung hinnehmen. Aber dem Offizier zu den großen äußern Vorrechten seiner Stellung auch noch ein ideales Piedestal zu errichten — diese Zumutung lehnen wir ruhig, aber entschieden ab.

Verstaatlichung von Grund und Boden.

Von Michael Flürscheim.

(Gaggenau, Baden.)

Vorbemerkung der Redaktion.

Wir haben bereits im vorigen Heft auf die Bemühungen hingewiesen, für die Flürscheim'schen Reformgedanken wirksame Vereinshilfe zu finden.

Die angestrebte Begründung einer „Land-Liga", die für die allmähliche Ueberführung des Privateigentums am Grund und Boden in das Eigentum des Staates — in das Gemeintum Aller — eintreten will, ist nunmehr vollzogen. Ihr Ehrenpräsident ist Dr. A. Theodor Stamm-Wiesbaden

der Verfasser der „Erlösung der darbenden Menschheit", der die Notwendigkeit der Bodenbesitzreform zur Elends-Abhilfe in diesem Werke, das 1870/71 zum ersten Male erschien und inzwischen drei Auflagen erlebte, begründete. Der geschäftsführende Ausschuß der Land-Liga, deren Sitz Berlin sein wird, besteht aus den Herren: Martin Hildebrandt-Charlottenburg, Redakteur Max F. Sebald, Buchdruckereibesitzer Robert Funke-Berlin SO. 16 (Schatzmeister), Fabrikdirektor Paul Görling-Forst N. L. und Dr. med. H. Wehberg-Düsseldorf. Als Organ der „Land-Liga" gilt bis auf Weiteres die in Berlin erscheinende „Landwirtschaftliche Börsen-Zeitung". Nachstehender Aufruf geht uns mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

Die Anregungen, welche die am 6. Juni d. J. in Berlin stattgehabte Versammlung der Freunde einer Reform des Grundbesitzes in weiten Kreisen gab, haben nunmehr dazu geführt, im Angesichte der auch unser deutsches Vaterland schwer bedrohenden sozialen Zustände eine Vereinigung deutscher Männer in's Leben zu rufen, deren Zweck es sein wird, auf friedlichem Wege eine Umgestaltung der bestehenden Gesellschaftsordnung anzustreben, welche die Erhaltung des innern Friedens des Reiches und die Wohlfahrt seiner Bürger erhoffen läßt.

Der Erhaltung des innern Friedens galten die sozialistischen Reformen, welche die Regierung unter der Zustimmung der Mehrheit des Deutschen Reichstages durchgeführt hat, und gelten diejenigen, welche in der Kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1882 verkündet, bisher noch nicht Gesetz geworden sind.

In Erwägung aber, daß diese Reformen nur einen Teil der Uebelstände mildern können,

in Erwägung ferner, daß die unausgesetzt fortschreitende Vernichtung des Wohlstandes im Volke immer dringender durchgreifende staatliche Maßregeln erheischt, welche diesen Zersetzungsprozeß aufzuhalten im Stande sind und die Bedingungen in sich tragen, die das arbeitende Volk zum Genusse seiner Arbeit, das ist: zum Wohlstand gelangen läßt,

in Erwägung endlich, daß in der Zurücknahme allen Grund und Bodens in das Eigentum des Staates — in das Gemeintum Aller — die einzige Möglichkeit gegeben ist, den verderblichen Wirkungen des Kapitalismus Einhalt zu thun und die ehrliche Arbeit aus der Abhängigkeit vom Kapitalismus zu befreien, wird diese Vereinigung unter dem Namen: „Land-Liga" eintreten, zunächst für die Forderung:

„das ausschließliche Recht der Grund- und Bodenbeleihung auf das Reich zu übertragen"

um so, auf gesetzlichem Wege, die allmähliche Ueberführung des Privateigentums am Grunde und Boden in das Eigentum des Reiches anzubahnen.

In der Erwägung weiter, daß diese Forderung, von deren Erfüllung allein das dauernd, Bestehen der Ordnung und des Reiches erhofft werden kann, nicht Sache der politischen Ueberzeugung sondern vielmehr der wirtschaftlichen Erkenntnis ist,

in endlicher Erwägung, daß die Erfüllung dieser Forderung aber nur dann möglich sein wird, wenn die Einigkeit des Volkes in der Einigung aller Parteien für diese Forderung errungen werden kann, will die „Land-Liga" — fern den Bestrebungen aller politischen Parteien — in ihrer Vereinigung den Boden schaffen, auf welchem die Parteien sich einen können zu des Reiches Wohlfahrt und Herrlichkeit!

An Alle, die mit uns der gleichen Ueberzeugung sind, geht dieser Ruf! —

Sammeln wir uns! Vereinigen wir uns! Treten wir mit unsern ganzen vereinten Kräften für die Wahrheit ein, die von der deutschen Wissenschaft zuerst erkannt wurde, verbreiten wir ihr Licht in alle, alle Kreise, und die finstern Wolken werden weichen, die immer drohender und immer dichter sich zusammenballen über den Häuptern der heutigen Gesellschaft.

Die Zeit ist ernst! Schon hier und dort sind die Feuergarben hernieder gefahren, verwüstend und vernichtend: die Flammenzeichen einer dunkeln Zukunft. Wie lange noch? — das ist die große Frage, in deren Angesicht wir stehen — wie lange noch wird unser deutsches Vaterland bewahrt sein vor der Erfüllung der Geschicke? —

Möge die ernste Zeit auch ernste, überzeugte Männer finden. Möge niemals ein „Zu spät!" dem deutschen Volk entgegen gellen.

Verschließt sich doch selbst Fürst Bismarck nicht der Erkenntnis der Not des Volkes und der dräuenden Gefahr, wie er am 26. März im Deutschen Reichstag aussprach:

> „Wenn wieder große europäische Erschütterungen kommen sollten, sie werden sehr viel komplizierter sein als diejenigen, die wir hinter uns haben, und sie werden zum Teil internationaler Natur sein. Wenn solche Bewegungen kommen, so möchte ich, daß das Deutsche Reich mit der vollen Festigkeit, die wir ihm in der Friedenszeit zu geben vermögen, diesen Möglichkeiten entgegentritt. Wir haben fünfzehn Jahre Frieden gehabt, wir haben sie bisher, wenn ich von der Thätigkeit des Kriegsministeriums absehe, meines Erachtens nicht so benutzt zur Festigung des Reichs, wie wir sie hätten benutzen können. Namentlich die Herstellung der Zufriedenheit durch Verminderung des Druckes der öffentlichen Lasten, die Durchführung der sozialistischen Reformen, die wir angefangen haben, von denen wir der kostspieligsten und schwierigsten, der Altersversorgung, noch gar nicht einmal nahegetreten sind, dazu hätten wir eine reichliche Zeit gehabt, und es ist noch tempus utile. Ich sehe noch keine Gefahr, die uns unmittelbar bevorstände, obschon ich sagen muß, vielleicht zum Schaden meiner diplomatischen Reputation, daß ich im Frühjahr 1870 auch nicht vorhergesehen habe, daß wir in wenigen Monaten in anderen Verhältnissen sein würden."

Noch ist es Zeit! — Nur glaube man nicht, mit kleinen beschränkten Maßregeln in einer Zeit auskommen zu können, die sich anschickt, eine neue höhere Epoche der menschlichen Kultur zu gebären. Eine solche große Zeit verlangt ein großes freies Denken, heischt große Opfer von jedem Einzelnen.

Welches Opfer wäre aber für das deutsche Volk so groß, das es nicht freudig gäbe für das Vaterland?

Und trotzdem ist das Opfer, das die Zeit erheischt, ein kleines und geringes! — Grundeigentum, ein für die Meisten leerer, inhaltlos gewordener Titel, den wir geben müssen, um das, was kaum noch unser Eigen ist, von Neuem zu empfangen als sicheren Besitz, den uns kein römisch Recht mehr streitig machen kann, der fest sich gründet in der Kraft des ganzen deutschen Volkes.

Wohlan denn, Ihr deutschen Männer, vereinigt Euch mit uns, auch wenn die, die Euch rufen, nicht prunken können mit Namen, Titeln, Ehren. Der Sache, nicht dem Namen sollt Ihr folgen, der Sache, welche die Wahrheit in sich trägt, der Sache, auf deren Banner in goldnen Lettern die Worte leuchten sollen, die immer noch das deutsche Volk zum Sieg geführt: Für Kaiser und Reich!

Wir sind nach den vorausgegangenen Betrachtungen im Juni- und Juliheft endlich auf der letzten Stufe unserer Arbeit angekommen, bei der Ausführung der Mittel und Wege, mittelst deren das vorgesteckte Ziel zu erreichen ist, sowie bei den Wirkungen der vorgeschlagenen Reform und der Widerlegung der Einwände. Zuvor wollen wir uns jedoch in wenigen Zügen die bis hierher durchgeführte Arbeit nochmals vorführen.

Wir haben zuerst gesehen, daß die soziale Frage heute nicht mehr das ist, was sie in früheren Zeiten war, eine Mangelfrage, sondern daß sie im Gegenteil zu einer Ueberflußfrage geworden ist.

Die riesig gewachsenen Produktionsmöglichkeiten haben die gütererzeugende Kraft des Menschen mindestens verfachfacht; jedoch nicht die Fähigkeit des einzelnen Menschen, sich Güter zu verschaffen. Im Gegenteil hat diese durch ein scheinbar unbegreifliches Verhängnis abgenommen, denn mit zunehmender Produktivität der menschlichen Gütererzeugungskraft ist es für den Einzelnen schwerer geworden, diese Kraft verwenden zu können. Das stets schwerer auf dem Volke lastende Produktionsverbot entspringt den unabgesetzten Gütervorräten, der sogenannten „Ueberproduktion".

Diese Erscheinung entstammt der Monopolisierung des Anrechtes auf den größten Teil des Produktionsertrages durch eine kleine Minorität, welche ihren Anteil nicht aufzehren kann und will, sondern einen stets zunehmenden Teil davon zinsbringend, d. h. neue Produktion schaffend, anlegt. Hierdurch wächst ständig ihr relativer Anteil an der Nationalproduktion, ohne daß ihr Konsum im Verhältnis zunimmt. In gleichem Verhältnis nimmt der entsprechende Anteil, welcher den arbeitenden Volksmassen, d. h. mindestens 98 Prozent der Bevölkerung, am nationalen Produktionsertrag gut kommt, ständig ab, und damit die Möglichkeit für dieselben, sich mittelst Austausch ihrer Anteilquoten am Produktionsertrag das Konsumrecht der sich mehr und mehr anhäufenden Gütermassen von der im Besitz derselben befindlichen Minorität zu verschaffen, deren Eigenkonsum das Defizit nicht deckt.

Das natürliche Ergebnis ist also zunehmender Güterüberschuß bei wachsendem Mangel, steigende Arbeitsnot bei sich vermehrender Arbeitsproduktivität, bei sich vergrößernder Nationalproduktion, ständig zunehmende Kraftvergeudung durch Arbeitslosigkeit, und Vermehrung der unproduktiven Arbeit auf Kosten der produktiven.

Wir haben ferner gesehen, auf welch' schwachen Füssen alle anderen nur örtlich möglichen Erklärungen dieser Weltkalamität stehen, und wie nur die genannte Diagnose überall zutrifft, wie ferner ihre Richtigkeit dadurch gewährleistet wird, daß der Notstand eines Landes stets genau im Verhältnis zum Vorhandensein der genannten Zustände ist, d. h. daß er der Ungleichheit in der Güterverteilung, der Größe des Beteiligungsmonopols einer Minderheit an der nationalen Güterproduktion entspricht, daß daher oft in den reichsten Ländern die Volksnot am größten, in den ärmsten am kleinsten ist.

Ich habe dann dargelegt, woher diese unheilvollen Vermögensverschiebungen allein entstehen, bestehen und ständig zunehmen konnten und können, woher es kommt, daß das große ökonomische Naturgesetz der freien Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte unter gegenwärtigen Verhältnissen solche schlimmen Resultate zeitigt, so daß ein stets zunehmender Teil des Volkes begonnen hat, das Gesetz selbst für falsch zu erklären und das Heil nur in staatlichen Zwangseinrichtungen zu suchen.

Ich habe gezeigt, wie das unrichtige Wirken des genannten Gesetzes dem unheil-

vollen nationalökonomischen Irrtum entstammt ist, den Grund und Boden dieser Welt zum verkäuflichen Handelsartikel zu machen, wie die Produkte der Menschenarbeit, anstatt wie es in der Urgeschichte aller Völker der Fall war, ihn als unveräußerliches Eigentum der Nation zu betrachten, das nur temporär an Einzelne zur Benutzung vermietet werden kann.

Ich habe ausgeführt, wie das Gesetz des freien Waltens der wirtschaftlichen Kräfte, das ökonomische Schwerkraftsgesetz, unheilvoll wirken mußte, wenn das Grundprinzip, auf dem es ruht, der Allgemeinbesitz des Grund und Bodens, ohne den menschliche Existenz und menschliche Arbeit irgend einer Art unmöglich ist, mißachtet wird.

Ich habe ferner dargelegt, wieso diese Wirkung des Privatbodenmonopols nicht nur aus genanntem Verhältnis des Bodens zur Menschen-Arbeit und -Existenz entspringt, nicht nur daher, daß die von dem Wirken der Allgemeinheit geschaffenen Bodenwerterhöhungen von einzelnen monopolisiert werden, sondern besonders dadurch, daß ohne Privat-Bodenbesitz mit seinem Anhängsel dem Bodenpfandrecht und seinem Kind den Staatsschulden, es keine absolut sichere Kapitalanlage geben würde und sich alles Kapital der Produktion zuwenden müßte, deren Risiko seine dauernde Anhäufung im Einzelbesitz unmöglich macht, besonders da durch Wegfallen des der Grundrente entstammenden eigentlichen Zinses, der Kapitalnutzen sich mehr und mehr auf die Sicherheitsprämie reduzieren würde, die bei zunehmender Volksprosperität einem Minimum zustreben müßte. Durch billiges, leicht erhältliches Kapital aber steigender Wert der Arbeit, erhöhter Lohn, wachsender Volkskonsum, steigende Produktion bei richtiger Güterverteilung.

Dies ist in großen Linien das Bild des Rohbaues, das sich in den drei Kapiteln nach und nach entwickelt hat.

Gemeinbesitz des Grund und Bodens ist das Material, aus dem er errichtet werden soll und die erste Frage, welche sich uns nun aufdrängt, ist die der Art und Weise, wie dieses im Laufe der Zeit von den Völkern vergeudete Baumaterial wieder zu beschaffen ist.

In den wenigsten Ländern sind die Zustände so einfach wie in England, wo heute noch meistens die Nachkommen jener normännischen Räuber im Besitze sind, welche Englands Grund und Boden seinem Volke stahlen, teils mit Gewalt, teils auf dem Wege der von ihren im ausschließlichen Besitze des Gesetzgebungsrechtes befindlichen Nachkommen gemachten Gesetze. Von letzteren sind zwei besonders bemerkenswert, weil sie am besten illustrieren, wohin Interessengesetzgebungen führen.

Früher ruhten die Lasten der Verwaltung, des Krieges und des Kultus, also damals die ganzen Lasten des Staates, auf dem Grundbesitze. Sie bestanden zuerst in persönlicher Leistung der Grundbesitzer, welche die Verwaltung besorgten und mit ihren Reisigen den Kriegsdienst leisteten oder als Mönche und Priester den Kultus versahen. Später wurden Subsidien festgesetzt in Höhe von vier Schilling pro Pfund Grundrente.

Da aber die Grundbesitzer die Klinke der Gesetzgebung in ihrem Besitze hatten, wurde festgesetzt, daß diese vier Schillinge nicht von der jeweiligen Grundrente zu erheben seien, sondern von der, welche zur Zeit der Festsetzung dieser Steuer existierte. Die Folge davon war, daß diese Steuer durch das Steigen des Bodenwerts von vier Schilling, $^1/_5$ der Bodenrente, auf zwei Pence, also $^1/_{120}$ derselben herabging.

Da hierdurch die Steuer beinahe ganz vom Grundbesitz auf das arbeitende Volk abgewälzt war, fand endlich 1692 nach der Revolution eine neue Taxation statt, die heute noch gilt. Indem nun aber die Grundwerte seitdem wieder riesig gestiegen sind, und die Steuer statt mit denselben zu steigen, noch von dem damaligen Werte erhoben wird, so ist sie in Wirklichkeit wieder auf eine Bagatelle gesunken, und diese kleine Quote wird noch obendrein größtenteils auf den Pächter abgewälzt, so daß in England die Staats- und Gemeindesteuern zum allergeringsten Teile von den Grundbesitzern gezahlt werden, welchen der Löwenanteil des Nationaleinkommens zufällt.

Es ist kein Wunder, daß in einem Lande, dessen Grundbesitzer auf so schamlose Weise das Volk ausgeraubt haben, die immer mächtiger werdende Partei der Landverstaatlicher, die sich land restoration league (Landzurücknahme-Liga) nennt, die einfache Konfiskation des gesamten Grundbesitzes auf ihre Fahne geschrieben hat.

Bei uns liegen die Verhältnisse anders. Wenn auch jeder Anspruch auf ein Privatbesitzrecht an Grund und Boden ursprünglich Raub am Volksvermögen war, so sind doch nur in den wenigsten Fällen die Nachkommen der ursprünglichen Räuber heute noch im Besitz. Meistens ist das Besitzrecht von den heutigen Besitzern oder einem ihrer Vorgänger erkauft, d. h. im Austausch gegen Arbeit in irgend einer Form erlangt worden, und schon als Gebot der Gerechtigkeit muß ein Abfinden der erworbenen Rechte in's Auge gefaßt werden, auch wenn die Opportunität nicht diesen auf friedlichem Weg erreichbaren Modus als den geeigneteren bezeichnete.

Wir wollen daher sowohl das Mittel der direkten Konfiskation außer Betracht lassen, welches in einfacher Wegnahme durch Volksbeschluß bestünde und welches nur auf dem Wege der Revolution erreichbar wäre, als das der indirekten, allmählichen Konfiskation, dem sprüchwörtlichen successiven Abschneiden des Hundeschwanzes, aus der allmählichen Erhöhung der Grund-, Uebertragungs- und Erbsteuer bestehend und uns mit zwei Ablösungsmethoden beschäftigen, die Dr. Theodor Stamm in seiner „Erlösung der darbenden Menschheit" vorschlägt, deren erste momentan durch Annahme des Hundertmillionenprojektes Fürst Bismarck's in Ausführung zu treten beginnen würde.

Dieselbe bezweckt nämlich die Expropriation gegen Staats-Pfandbriefe, oder gegen vom Staate garantierte Kommunal-Pfandbriefe, wenn die Kommune die Besitzerin werden soll.

Diese werden schneller und schneller amortisiert, indem der Staat aus der mit der wachsenden Bevölkerung und der zunehmenden menschlichen Produktionsfähigkeit ständig steigenden Bodenrente eine rasch zunehmende Einnahme erzielt, während die allmähliche Amortisation der Pfandbriefe, deren Zinsfuß, d. h. also die Staatsausgaben immer weiter reduzieren muß, besonders wenn andere Nationen dem Vorgange Deutschlands folgen (England wird uns wahrscheinlich sogar vorangehen); denn hierdurch nimmt das Quantum der sicheren Anlagewerte ständig ab, während das um dieselben werbende Kapital sich ständig rascher vermehrt.

Das in Folge Mangels sicherer Placements bewirkte successive Hindrängen des Anlage suchenden Kapitals auf Ackerbau, Industrie und Handel würde nämlich, wie schon ausgeführt, schnell eine bessere Güterverteilung bewirken und dadurch die Produktion und Kapitalbildung bedeutend erhöhen. Das beste Beispiel hierfür bietet der trotz der das Volksblut schröpfenden Napoleonischen Kriege riesig gewachsene Kapital-Reichtum des Frankreichs von 1815 mit seiner durch die Konfiskation des Emigranten- und Kirchengutes bewirkten allgemeineren Verteilung des Nationalvermögens gegenüber der Armut und dem allgemeinen Elend von 1789 mit seinen zentralisierten Besitzverhältnissen. Die politischen Verhältnisse sind unschuldig hieran; denn der Druck des Napoleonischen Despotismus lag schwerer auf Frankreich, als der Ludwig XVI. —

Der andere, viel leichter durchführbare, aber auch langsamer wirkende, daher bei der Größe der sozialen Gefahr vielleicht weniger empfehlenswerte Vorschlag Stamms, den ich in meiner bei Bruns in Minden erschienenen Broschüre „Das Staatsmonopol des Grundpfandrechts als Weg zur Reform unserer wirtschaftlichen Verhältnisse" weiter ausarbeitete, will seitens des Staates resp. der Kommune unter Staats-Aufsicht und Garantie die Uebernahme aller Bodenschulden in irgend welcher Form, welche dann von den Schuldnern nicht mehr zurückgezahlt werden können. Die Mittel hierzu werden gleichfalls durch Bodenpfandbriefe geboten, deren Amortisierung mittelst des Zinsnutzens zwischen dem billigeren Staatskredit gegenüber dem höher verzinsten Privatkredit erfolgt. Auch dieser Nutzen wächst mit dem infolge ihrer successiven Amortisation abnehmenden Zinsfuß der Pfandbriefe, dem der unveränderliche von den Hypothekenschuldnern gezahlte höhere Zinsfuß gegenüber steht.

Während und nach der Amortisation der Pfandbriefe wäre das hierbei vom Staate verdiente Kapital zum successiven Ankauf des Grund und Bodens zu verwenden.

Dies die Mittel und Wege der friedlichen Durchführung, und nun zu den hauptsächlichen Einwänden.

In erster Linie finden wir die Angst vor der Staatsallmacht, die freiheitlichen Bedenken, die ihre beste Nahrung aus Vorgängen im öffentlichen Leben der neuesten Zeit ziehen, welche das Bedenkliche der Vergrößerung des staatlichen Einflusses auf den Stimmgeber darlegten. Ich könnte zwar hierauf vor allem in Frage stellen, ob der eventuell durch das Grundbesitzmonopol vergrößerte Einfluß des Staates gefährlicher für die Sache der Volksfreiheit sei, als der der Privaten, welchen dasselbe jetzt eine mehr oder weniger große Macht über den Stimmgeber verleiht; doch ich bin überhaupt der Ansicht, daß die Grund- und Bodenreform nicht nur nicht nachteilig, sondern fördernd auf das Prinzip der Selbstregierung wirken muß, daß sie eher das demokratische System auf Kosten des autoritären kräftigen würde, statt umgekehrt.

Der schlimmste Feind der Volksfreiheit ist die Gleichgiltigkeit des Volkes für die Staatsverwaltung und diese Gleichgiltigkeit muß überall überhand nehmen, wo die materielle Not das ganze Interesse mehr und mehr auf die Erwerbsfrage drängt und wo diese von der Art der Staatsverwaltung anscheinend wenig beeinflußt wird. Roms Geschichte gibt hierfür die besten Belege. Je ärmer das Volk, umsomehr tritt die Brodfrage in den Vordergrund, alles andere verdrängend. Nur die geringe Anzahl der materiell besser Gestellten gönnt sich den Luxus der politischen Arbeit. Einfluß auf die Massen können dieselben jedoch nur dann gewinnen, wenn sie diesen die Ueberzeugung beibringen können, daß eine Aenderung der Zustände die Brodfrage beeinflussen kann. Hätten sie den Hunger der französischen Volksmillionen nicht zum Alliirten gehabt, wäre es den Mirabeaus, Dantons, Desmoulins nie geglückt, die 1789er Revolution herbeizuführen.

Wer, wie ich, auf dem Lande unter Bauern und Arbeitern lebt, kann sich hiervon bald überzeugen. Ich habe die moralische Gewißheit erlangt, daß eine Aufhebung des Reichstags unsere Bauern sehr kalt lassen würde, während die Sistierung ihres Rechtes auf Laubstreu sie früher oder später zur Empörung treiben könnte. Die Macht der sozialdemokratischen Bewegung auf den Arbeiter, die Kolonialbegeisterung und ähnliche Erscheinungen liefern Beweise in gleicher Richtung. Nehmen wir dagegen die Gleichgiltigkeit, mit welcher die Frage zweijähriger Budgetperioden, die Behandlung des Parlamentes von Seiten der Regierung oder sogar verhüllte Drohungen gegen das allgemeine Wahlrecht von den Massen aufgenommen werden!

Nun würden aber gerade durch die Verstaatlichung des Grundeigentums die politische und wirtschaftliche Frage so eng und untrennbar verbunden, daß sie gar nicht mehr zu scheiden wären. Da der Grund und Boden die direkte und indirekte Quelle aller Güter ist, so hat der Staat als sein Besitzer (resp. oberster Verwalter, im Falle die Kommunalisierung beliebt würde) den mächtigsten Einfluß auf die Güterproduktion des Volkes. Die Staatsverwaltungsfrage würde zur Brodfrage für das Volk und damit würde derselben sein volles ungeteiltes Interesse zugewandt werden. Der bodenbesitzende Staat würde also seiner inneren Naturnotwendigkeit nach zum Volksstaat werden; denn wo das ganze Volk sich mit vollem Interesse der Staatsverwaltung widmet, kann ihm keine Macht der Welt auf die Dauer diese Verwaltung, also die Selbstregierung, vorenthalten. Die Frage der Regierungsform ist hierbei eine völlig nebensächliche, sich meist nur auf den verhältnismäßig unbedeutenden Unterschied beschränkend, ob das Staatsoberhaupt durch Wahl oder Vererbung zu ernennen sei. Bei inniger Beteiligung des Volkes an seiner Regierung kann eine Monarchie eher Volksregierung sein als eine Republick, in der sich das Volk gleichgiltig von der Staatsregierung fern hält. Man vergleiche die heutige englische Monarchie mit der venetianischen Republick oder mit der römischen zur Zeit ihres Verfalles.

Noch andere Momente wirken mit, welche die Befürchtungen von für die Volks-

freiheit aus dem Staatsmonopol des Grundbesitzes entstehenden Gefahren nicht nur grundlos erscheinen lassen, sondern die ebenfalls beweisen, daß gerade das entgegengesetzte Resultat erzielt werden muß. Das von der Regierung abhängige Beamtenheer würde nämlich durch die Bodenreform nicht nur vergrößert, sondern bedeutend reduziert werden. Die heutigen Kommunalbehörden würden völlig ausreichen, das Grundeigentum der Gemeinden zu verwalten und die bestehenden staatlichen Oberbehörden könnten vollständig die Kontrole besorgen. Nach Rückbezahlung der Pfandbriefe würden aber die durch die gebesserten wirtschaftlichen Verhältnisse bedeutend gesteigerten, zwischen Kommune und Staat geteilten Pachteinnahmen (heute schon auf drei Milliarden Mark für Deutschland geschätzt) nach und nach alle anderen Kommunal- oder Staatssteuern entbehrlich machen.

Hierdurch würden aber die Steuer- und Accisebeamten und bei Durchführung der Reform in der übrigen Welt auch die Zollbeamten überflüssig werden. Der Einführung des Weltfreihandels stünden dann nämlich alle jene Bedenken nicht mehr entgegen, die ihn heute nur als schönes, aber anscheinend unerreichbares Ideal erscheinen lassen. Die Abnahme der Verbrechen, welche gesunden wirtschaftlichen Verhältnissen folgen müßte, machte den größten Teil der Kriminalbeamten überflüssig und Weltfreiheit, Weltwohlstand mit freiem Welthandel müßte Weltfriede und Abschaffung der stehenden Heere bewirken, wodurch die größte Gefahr für die Volksfreiheit verschwinden würde. Abgesehen hiervon würde aber die Unabhängigkeit der Staatsdiener durch die wirtschaftliche Reform an und für sich schon eine größere werden. Der Beamte ist um so freier, je leichter es ihm wird, anderweitig sein Brod zu finden, was unter besseren wirtschaftlichen Verhältnissen in hohem Grade der Fall sein müßte. Aus gleichem Grunde aber würde auch die der Volksunabhängigkeit so gefährliche Macht einer ausländischen Priesterherrschaft über die deutschen Seelsorger gebrochen. Nie hätten sich unsere deutschen Priester unter das kaudinische Joch gewisser ihnen aufgezwungener Dogmen gebeugt, wenn der schwere Existenzkampf ihnen nicht anderweitigen Broderwerb beinahe unmöglich gemacht hätte. Andererseits würde der wachsende Volkswohlstand steigende Bildung und Fähigkeit zur Selbstregierung erzeugen. Allgemeines Stimmrecht neben zunehmendem Volkselend heißt, entweder Volksunterdrückung durch die Brotherren, welche sich das Stimmrecht dienstbar machen, oder das Schmieden einer Waffe zur Zerstörung unserer ganzen Gesellschaft. Das Heilmittel hiergegen ist natürlich nicht die Aufhebung des Stimmrechtes, sondern die wirtschaftliche Reform. Man rettet einen überhitzten Dampfkessel nicht durch Festschrauben der Ventile, sondern durch Entfernung des Brennmaterials.

Dieser Einwand, der eine Gefahr der wachsenden Staatsmacht für die Volksfreiheit befürchtet, ist also in sein Gegenteil verkehrt. Er konnte überhaupt nur entstehen, weil man auf den ersten Blick geneigt ist, den riesigen Unterschied zwischen dem hier vorgeschlagenen Staatsmonopol und den verschiedenen Staatsmonopolen zu übersehen, von denen in letzter Zeit so viel die Rede ist.

Ein Produktions- oder Betriebsmonopol des Staates bezüglich des Tabaks, des Branntweins, der Schuhe oder Stiefel, oder aller Artikel des menschlichen Verbrauches, d. h. die Einführung des Grundsatzes der Staatsproduktion — denn nur hinsichtlich der Ausdehnung des Monopols unterscheiden sich die Projekte der Reichsregierung von denen der Sozialdemokratie — müßte freilich die Macht des Staates den Bürgern gegenüber unter Gefährdung der Volksfreiheit vergrößern, oder letztere sogar ganz vernichten, wenn das Monopol die von der Sozialdemokratie verlangte Ausdehnung erhielte.

Die vom Staat abhängige Beamten- und Arbeitermenge würde vergrößert, die Zahl der unabhängigen Bürger verhältnismäßig verringert, die im sozialistischen Staat alle mit ihrer ganzen Existenz vom Staat abhängen und die Sklaven der herrschenden Macht sein würden, möge solche eine monarchische oder demagogische sein.

Hier liegt der große Unterschied zwischen Staatsbesitz und Staatsproduktion. Ersterer gewährleistet allgemeinen Wohlstand durch Verhinderung der das wirtschaftliche Gleichgewicht störenden übermächtigen Privatbesitzaufhäufungen, stimuliert die

freie Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte, die individuelle Energie und die freie Volksentwickelung bei großem Interesse an der Staatsverwaltung, d. h. der Verwaltung des gemeinschaftlichen Vermögens. Die Staatsproduktion dagegen macht jede freie, politische und wirtschaftliche Entwickelung unmöglich, indem sie aus dem freien Arbeiter, der sein Heil in höchster Entwickelung seiner individuellen Produktionskraft sucht, einen abhängigen Staatsangestellten macht, dessen höchstes Ziel die geringstmögliche Leistung für möglichst hohe Bezahlung, also ein Rückschritt in der Produktion sein würde.

Die Einführung einzelner staatlicher Produktions- und Betriebsmonopole hat außerdem noch den bekannten Nachteil jeder indirekten Besteuerung, daß sie eine nach unten hin progressive Einkommensteuer ist, während die mittelst des Staatsbesitzes erzielte Besteuerung alle genau im Verhältnisse ihres Staatsgenusses trifft; denn alle zahlen mehr oder weniger, je nachdem sie von den Staatsgütern in Benutzung nehmen. Wir erhielten also die gerechteste Besteuerung.

Da die Verpachtung der Staatsländereien, Staatsfabriken, Häuser, Produktionswerkzeuge u. s. w. immer an den Meistbietenden erfolgen würde und das Genossenschaftsrecht, sowie das billige, der Arbeit leicht zugängliche Kapital neben dem hohen Wert der eigenen Arbeit und besonders die den kleinen Landwirten günstigere Einteilung der Güterkomplexe auch dem Aermsten die Möglichkeit verschaffen würde, an der Bewerbung als Gleichgestellter teilzunehmen, so ist nicht nur für höchstmögliche Verwertung des Staatseigentums gesorgt, sondern auch für gerechteste Verteilung des daraus erzielten Unternehmernutzens.

Noch ein Einwand, der öfters gemacht wird, verdient nähere Beleuchtung.

Wie kann man in einer Zeit, in der die Landwirtschaft ständig ungünstigere Resultate liefert, von einer Uebernahme des Grund und Bodens durch den Staat eine steigende Rente erwarten, da ja doch die landwirtschaftliche Verwertung des Bodens stets die weitaus überwiegende bleiben muß?

Ich könnte mir die Erwiderung leicht machen, indem ich darauf hinweise, wie das Wirken ökonomischer Gesetze nicht nach temporären Konjunkturen zu beurteilen ist, sondern nach längeren Zeitperioden. Daß die Grundrente eines Landes, dessen Bevölkerung zunimmt und dessen Produktionsmethoden sich verbessern, ständig steigt, ist ein nationalökonomisches Gesetz, dessen Richtigkeit gerade so wenig durch einen temporären Rückgang beeinträchtigt wird, wie das Steigen der Meeresflut durch das Zurückweichen der einzelnen Welle.

Ich begnüge mich jedoch nicht mit einer so allgemeinen Erwiderung, sondern gehe näher auf die Frage von der Not der Landwirtschaft ein.

Dieselbe beruht vor allem auf denselben Fundamenten, auf denen die bereits beleuchteten allgemeinen wirtschaftlichen Notverhältnisse basieren. Die zunehmende Arbeitsnot und die abnehmende Konsumfähigkeit der Volksmassen erzeugen selbstverständlich auch eine abnehmende Nachfrage nach den Produkten der Landwirtschaft.

Ich habe bereits ausgeführt, daß trotz des anscheinend riesigen Getreideüberflusses noch immer nicht genug Getreide produziert wird, um alle hungernden Magen damit zu füllen. Sowie durch eine wirtschaftliche Reform eine bessere Güterverteilung stattfindet, werden sich schnell die Getreidemagazine leeren. Die steigende Kaufkraft der Volksmassen würde aber außerdem den Bedarf nach anderen Produkten der Landwirtschaft simulieren, deren Erzeugung eine bessere Rentabilität gewährt, z. B. Gemüse, Eier, Milch, Butter, Geflügel, Fleisch, Hopfen, Hanf, Tabak, Oelgewächse, Obst, Futtergewächse u. s. w. Die Vereinigten Staaten mit ihrer verhältnismäßig größeren Konsumkraft der Volksmassen gewähren ein Bild, das uns eine Ahnung davon geben könnte, wie es in dieser Beziehung bei uns unter den durch die Bodenreform gebesserten wirtschaftlichen Zuständen aussehen würde, d. h. ein um so schwächeres Bild einer um so viel glänzenderen Wirklichkeit, als die Konsumkraft des Volkes unter richtigen Verteilungsverhältnissen die der heutigen Einwohner der Vereinigten Staaten übertreffen müßte.

Nur der, welcher, wie ich, lange Jahre drüben lebte, hat eine Ahnung von

dem riesigen Bedarf, der dort in Luxusbodenprodukten — wenn ich sie so nennen darf — herrscht. Tausende von Morgen sind z. B. mit Pfirsichen und Erdbeeren bepflanzt. Ganze Fabriken leben nur von der Produktion von Körben für diese Obstgattungen. Der Fleisch-, Gemüse-, Butter- und Eierbedarf ist ein ganz riesiger u. s. w. Wäre es sonst möglich, daß die Landwirtschaft der östlichen Küstenstaaten neben der des Westens bestehen könnte? Dieselbe ist ja dieser gegenüber in einem noch schlimmeren Verhältnis, als unsere deutsche Landwirtschaft, denn das konkurrierende Getreide des Westens ist näher und billiger, die Löhne sind höher und kein Zoll verleiht Schutz. Trotzdem herrscht allgemeiner Wohlstand unter den Landwirten der Küstenstaaten, der jetzt erst abzunehmen anfängt aus denselben Ursachen, die bei uns maßgebend sind, nämlich weil der Volkskonsum ständig abnimmt und zwar naturgemäß zuerst in den Luxusbodenprodukten, welche die Haupteinnahme der betreffenden Landwirte bildeten. Die Millionen der Vanderbilts, Goulds, Huntingdons, Mackays u. s. w. haben bereits ihre zerstörende Wirksamkeit begonnen und es wird nicht lange dauern, so werden wir die amerikanischen Landwirte, schließlich auch die des Westens, gerade so klagen hören wie unsere.

Außer der genannten Hauptursache wirkt unsere Bodenverteilung wesentlich mit bei der Hervorbringung unserer Zustände. Im Süden die Zwergwirtschaft mit ihren Ackerstriemchen, auf denen eine Mähmaschine nicht wenden könnte, ohne des Nachbars, Feld zu berühren und ihrer Zersplitterung, die den Bauer mit dem Hin- und Herfahren zwischen seinen zerstreuten Landfetzchen die kostbare Zeit vergeuden läßt. Im Norden und Osten die Latifundienwirtschaft. (In den alten Provinzen Preußens gab es 1865 15632 Gutsbezirke mit durchschnittlich je 2523 Morgen).

Auf keinem Gebiete würde die Grund- und Bodenverstaatlichung eine weitgehendere und schnellere Besserung hervorrufen. Die $36^2/_3$ Millionen Hektar Acker, Wiesen und Weideland Deutschlands ergeben, auf sechs Millionen Landwirtschaft betreibender Familien verteilt, einen Durchschnittsbetrieb von sechs Hektaren, welche vollständig ausreichen, einer selbst arbeitenden Familie Wohlstand zu gewähren. Selbstverständlich würde jedoch keine derartige Einteilung stattfinden. Solche würde sich nach den Umständen und Verhältnissen ordnen. Während einerseits Gemüsegärtner in der Nähe einer Stadt mit 1 preußischen Morgen ($^1/_4$ Hektar) auf Mistbeeten so viel erzielen, um anständig zu leben, sind auch größere Güter nötig, um mittelst Maschinenbewirtschaftung billiges Getreide für den Verkauf zu erzielen. Es wäre hierbei jedoch vor allem an einem wichtigen Grundsatze festzuhalten, der nur zu oft aus dem Auge verloren wird, der nämlich, daß es vorerst weniger wichtig ist, möglichst viel Getreide mit möglichst wenig Menschenarbeit zu erzielen, als möglichst viel Menschen auf möglich wenig Boden zu ernähren. Menschen und nicht Getreidesäcke müssen das erste Ziel einer gesunden Nationalökonomie unter gegenwärtigen Verhältnissen sein und im Anfange der Grundverstaatlichungsperiode würde es wahrscheinlich ratsam werden, das Gesetz zu passieren, daß, so lange sich noch Leute finden, welche 5—6 Hektarparzellen pachten wollen, erst diese befriedigt werden müssen, ehe größere Komplexe abgegeben werden.

Wenn erst einmal die Wirkung der Bodenreform auf die Güterproduktion eingetreten sein wird, können andere Grundsätze platzgreifen. Wenn durch richtige Güterverteilung der allgemeine Konsum sich ständig hebt und es sich nicht mehr darum handelt, Arbeit für bedürftige Menschen zu schaffen, sondern darum, Menschenkraft zu sparen, um mittelst möglichst geringer Kraftaufwendung möglichst viel Güter zu erzeugen, sei es direkt oder durch Tausch im Welthandels, dann werden die Güterkomplexe, durch die von selbst danach sich einteilende Nachfrage die Größe annehmen, bei der sich im Verhältnis zu Pachtwert und Arbeitsaufwand das größte Quantum landwirtschaftlicher Produkte erzielen läßt. Auch auf diesem Gebiete wird also dieses wirtschaftliche Naturgesetz der Gütererzeugung mit geringst-möglichem Kraftaufwand in Funktion treten können, wenn die Basis des Bodengemeinbesitzes wieder hergestellt ist, während ohne diese Grundlage des richtigen Wirkens aller wirtschaftlichen Gesetze es nur Unglück schaffen würde. Es würde dann besser dem genannten

nationalökonomischen falschen Platz machen, möglichst viel Menschen zu beschäftigen und zu ernähren, einerlei wie sich der Herstellungspreis ihrer Produkte stellen möge.

Der Landwirt bedarf jedoch außer Land auch noch Wirtschaftsmaterial resp. Kapital, und hier tritt die Wirkung der Bodenreform zu seinen Gunsten am mächtigsten hervor. Nur diese, nicht Schutzzölle können ihm hier helfen.

Klar wie wenige hat dies ein bekannter Landwirt der Provinz Sachsen Herr E. von Helldorf-Baumersroda in seiner Broschüre „Verstaatlichung des Grund und Bodens oder Schutzzoll für die Landwirtschaft" erkannt. Er führt mit genauen Betriebsziffern und logischen Deduktionen aus, wie Schutzzölle nur dem Grundbesitzer, aber nicht dem Landwirte nützen. Sie treiben den augenblicklichen Bodenpreis hinauf, erschweren aber dem Landwirte den Betrieb; denn als Pächter muß er eine höhere Pacht zahlen, als Gutskäufer muß er mehr Kapital im Gutskauf festlegen, das er sonst für die Wirtschaft verwenden könnte, oder mehr Hypothekenzins zahlen, der von seinem Reinertrag abgeht. Man vergißt überhaupt gewöhnlich den Unterschied zwischen Grundbesitzer und Landwirt, weil bei uns Beide häufig in derselben Person existieren. In England, wo dies meist nicht der Fall ist, hat man darum auch schon längst das Schädliche der Getreidezölle erkannt, deren steigende Höhe daselbst nur die in die Gutsherrentasche fließenden Pachten hinauftrieb, aber das Loos der Landwirte und Landarbeiter verschlechterte.

Herr von Helldorf zeigt, wie die Schwierigkeit für unsere Landwirte hauptsächlich in den ständig gestiegenen Grundpreisen besteht, durch welche den Käufern eines Gutes immer mehr Kapital, das sie für die Bewirtschaftung nöthig hätten, im Kaufgeld entzogen oder ihm eine Hypothekensteuer auferlegt wird, welche die Grundrente, die ihm das betreffende Kapital bringt, übersteigt.

„Jeder einigermaßen rechnende Landwirt", meint er, „handelt nach dieser Erkenntnis." „Besitzt er 50 bis 60000 Mark, so kauft er nicht 25 Hektar Land und wird Bauer, sondern er pachtet, trotz der unnatürlich in die Höhe geschraubten Pachtpreise."

Man braucht aber kein tüchtiger Landwirt zu sein, wie Herr von Helldorf, um klar zu erkennen, daß der Landwirt als solcher unter den neuen Verhältnissen besser fahren muß, als unter den heutigen. Er hat dann genügendes Areal statt heute meist Zwergwirtschaft, bei der $^4/_5$ der Kräfte vergeudet werden. (Im Großherzogtum Baden kommen auf 189000 Betriebe nur 360000 Hektar Land. In Württemberg haben 165135 Betriebe d. h. 53,6% im Durchschnitt nur $^3/_4$ Hektar.) Sein ganzes Kapital ist für die Wirtschaft verwendbar, und was ihm fehlt, erhält er billiger als heute. Es ist steigender Bedarf nach gut rentierenden landwirtschaftlichen Produkten, statt dessen Abnahme bei fallenden Preisen. Der Wert der Arbeit des Landwirts steigt also bedeutend. Er gewinnt weit mehr als Arbeiter, wie er als Grundbesitzer einbüßt. Und was hat er dagegen zu leisten? Die Staatspacht, die er unter solchen Verhältnissen leicht verdient und wogegen nach und nach alle direkten und indirekten Steuern wegfallen. Er kann sich freilich nicht „Eigentümer" nennen, aber sich gewiß eher als wirklichen Besitzer seines Bodens betrachten, den er auf längere Jahre gepachtet hat und mit dem Vorrecht, zum Tagespachtwert das Gut für sich und seine Kinder weiter behalten zu dürfen, als heute, wo er oft von der Gnade des Hypothekenbesitzers abhängt, der eigentlich der wirkliche Eigentümer des Gutes ist. Kein Güterpächter kann seine Söhne zu Vagabunden machen, denn mag er noch so schlecht wirtschaften, so haben seine Kinder ihr Pachtvorrecht, das ihnen in der Gemeinde des Vaters zukömmt und können sich, wenn sie fleißig sind, mit dem leicht und billig erhältlichen Betriebskapital schnell wieder hinaufschwingen. Ueberhaupt ist Name neu Schall; besonders hier. Kann sich denn überhaupt die Eintagsfliege „Mensch" dir einige Stunde auf dieser Erdkruste als Mieter zubringt, im Ernst deren Eigentümer nennen?

Und das städtische Grundeigentum?

Hier tritt die Bedeutung der Reform noch mächtiger hervor.

Die städtischen Grundeigentumsverhältnisse bieten den merkwürdigsten Beweis

für die Macht der Gewohnheit, die uns das Verrückteste als selbstverständlich, das Vernünftigste als unmöglich erscheinen läßt. Müller hat einige Morgen Land in der Nähe einer Großstadt, die Stadt dehnt sich aus und das Land Müllers wird Bauterrain. Er verkauft es nicht, sondern fährt fort, Salat darauf zu pflanzen wie vorher. Die Stadt vergrößert sich weiter. Rings um Müllers Land entstehen Straßen und Häuser und auch durch dasselbe hindurch wird auf dem Expropriationswege eine Straße geführt. Müller läßt sein Terrain unbebaut und pflanzt weiter Salat darauf.

Die Stadt wächst weiter. Der Bedarf von Häusern nimmt zu und da Müller nicht verkaufen will, muß weiter hinausgebaut werden. Die Leute, die hierzu genötigt sind, müssen Tag für Tag einen weiten Weg machen, direkt an Müllers leerem Terrain vorbei, das so viel günstiger für sie gelegen wäre.

Schließlich wird Müller ein so bedeutendes Angebot gemacht, daß er verkauft. Er hat tausendfach so viel erhalten, als er 30 Jahre vorher für das Land gezahlt hatte. Wer schuf diesen Mehrwert? Müller? Nein, er pflanzte seinen Salat oder verpachtete seinen Acker und saß in seinem Lehnstuhl zu Hause. Der Mehrwert wurde durch den Zuzug neuer Einwohner und durch die Gesamtarbeit dieser und der früheren Bewohner der Stadt geschaffen, besonders auch durch die öffentlichen Einrichtungen, welche dieselben auf ihre Kosten gemacht hatten, nämlich den Bau von Straßen, Pferdebahnen, Dampfbahnen, Kanälen, Gaseinrichtungen, Wasserleitungen, Schulen, Schlachthäusern, Hospitälern, Theatern, Museen u. s. w., die Einrichtung von Sicherheitsdienst, Reinigung, Fuhrgelegenheiten u. s. w. Zu alle diesem zahlte Müller nur einen ganz unbedeutenden Beitrag, aber der Nutzen kam seiner Tasche zu gut. Er verdiente Millionen, und die Stadtgemeinde oder die Bürger machten Millionen Schulden, um dieselben Auslagen bestreiten zu können, die am Meisten bei der Erzeugung der Müllerschen Millionen thätig waren. Hier haben wir einen Privatgrundbesitzer, der nichts that, als einen kostbaren Platz, der fleißigen Bürgern dringend nötig gewesen wäre, um ihre Häuser darauf bauen zu können, mit Beschlag zu belegen und einen leeren Platz mitten in einem bebauten Quatier so lange offen zu halten, bis ihm sein Wucherpreis bezahlt worden war und er dafür, ohne jede Eigenarbeit, die Millionen einsteckte, welche auf Kosten der Gesamtbürgerschaft, die ihrerseits dafür Schulden machte, produziert worden waren.

Dieser verrückte Zustand erscheint uns als der natürliche und dagegen der Gedanke, daß die Stadt Eigentümerin ihres Terrains wäre, und daß sie nach eigenem Plan die Bebauung dieses Terrains mietweise gestattete (wie es in London von dem Duke of Westminister, Duke of Bedford u. s. w. geschieht), daß der gesammte Mehrwert des städtischen Terrains, der hauptsächlich mittelst der städtischen Meliorationen geschaffen wurde, ihr gutkäme, wodurch sie in den Stand gesetzt würde, diese Meliorationen zu bezahlen, ohne Steuern dafür erheben zu müssen und statt Schulden zu machen, unendlich viel Gutes für das Gemeindewohl stiften könnte, — dieser Gedanke, so einfach und natürlich er auch ist, erscheint uns als unausführbar.

Unsere Städte würden als Besitzerinnen ihres Grund und Bodens ähnliche Mietverträge mit den Hausbesitzern machen können, wie sie die englischen Grundbesitzer machen. Nach 49, 60 oder 99 Jahren fallen die Häuser, die von den Besitzern in Stand gehalten werden müssen, ohne jede Vergütung diesen Herren zu. Die Hausmiete wird hiedurch nicht höher, denn die Amortisationsquote, welche darauf zuschlagen ist, wird durch den billigeren Zinsfuß mehr als ausgeglichen, der in England wegen des Mangels an direkter und indirekter Grund- und Bodenanlage herrscht, welcher Mangel das ständig sich mehrende Kapital auf die sichersten der aus den Produkten der menschlichen Arbeit bestehenden Anlagen, auf Hausbauten drängt. Aus gleicher viel intensiver auftretenden Ursache würde unter den vorgeschlagenen Reformverhältnissen der Zinsfuß für Hausbauten noch viel weiter heruntergebracht. Auch fielen dann noch mehr als heute in England die künstlichen Preistreibungen und Raumknausereien der Bodenwucherer weg, durch welche der gesunde Volksleib aufs Schändlichste vergiftet wird. Man würde also noch billiger und besser wohnen

als heute, wie man in London billiger und gesunder wohnt als in irgend einer anderen Großstadt, trotzdem im Laufe der Zeit die Stadt nicht nur die Besitzerin ihres Grund und Bodens, sondern auch aller Baulichkeiten würde, ohne gleich den englischen Lords für Letztere einen Pfennig auszugeben. Die Gesammtmiete würde immer mehr der Stadt zufallen und Letztere könnte damit nicht nur ihre sämtlichen Bedürfnisse decken, ohne Steuern zu erheben, sondern noch riesige Summen an den Staat abgeben. —

Ich will nur im Vorübergehen den Einwurf der Malthusianer berühren, der Anbeter einer Theorie, wie sie nie bequemer für den Reichen und Mächtigen geschaffen worden, der sich vor seinem Gewissen entschuldigen will, daß er nichts thut, um dem Elend abzuhelfen.

Wenn es nämlich wirklich wahr wäre, daß das Anwachsen der Bevölkerung die natürliche Tendenz hat, die Produktion von Existenzmitteln zu überholen, so hülfe freilich jedes Bemühen nichts, denn die Existenzmittel der Volksmassen müßten stets auf ein Minimum heruntergedrückt werden, und die Aufopferung der Reichen würde nichts nützen, da sie nur eine weitere Volksvermehrung hervorrufen würde. Daß sie den betreffenden Klassen so bequem war, ist aber auch das Einzige, was dieser erbärmlichen wissenschaftlichen Lüge eines Dieners der englischen Nationalkirche, einer Kirche, die von jeher im Dienste der englischen Grundbesitzer stand, solche Macht verschaffte, trotzdem ein Blick in die Welt der Thatsachen Jedem sofort ihre Schwäche offenbaren muß. Es wäre sonst unerklärlich, wie sie sich in einer Welt erhalten konnte, in der das Unglück des Volkes nicht dem *Mangel*, sondern dem *Ueberfluß* an Existenzmitteln entstammt. Auch ist es eine alte Erfahrung, daß, die Bevölkerungsvermehrungsziffer mit steigendem Wohlstand abnimmt, mit zunehmendem Elend zunimmt. Man vergleiche den Kinderreichthum der ärmeren mit dem der reicheren Volksklassen, den der Völker mit genügendem und gut verteiltem Volksvermögen mit dem derer, in welchen Massenarmut herrscht, — Frankreich und die Neuenglandstaaten, mit England und Deutschland! Mit wachsendem Wohlstand kommt wachsende Bildung, lernt der Mensch seine Triebe dem Verstand unterzuordnen, während Armut und Elend, Unbildung und Unwissenheit im Gefolge haben und den Menschen zum Tiere mit seinem ungezügelten Instinkten herabwürdigen. —

Denen, welche auf anderem Wege eine gleichmäßigere Vermögensverteilung erzielen wollen, erwidere ich, daß es keine sichere und bessere geben kann, weil es keine giebt, die so mit dem wirtschaftlichen Grundgesetze in Einklang steht, welches da lautet: „Die Erde und die Natur gehört allen Menschen gemeinsam, da sie nicht das Produkt der Menschenarbeit sind; das Erzeugnis seiner Arbeit dagegen dem Einzelnen für sich.“ Alle anderen Wege verlangen widernatürlichen Eingriff in die Naturgesetze. Voran stehen die Vorschläge der Sozialdemokratie mit ihrer Zerstörung des freien Individualismus. Ich stimme zwar mit Stuart Mill darin überein, daß selbst die Uebel, welche die Durchführung dieser Vorschläge und sogar der des Kommunismus herbeiführen würde, nur als ein Stäubchen in der Wagschale erscheinen müssen, wenn auf der anderen Seiten die Beibehaltung unserer heutigen Zustände ohne wirtschaftliche Reform in Betracht käme, aber wir stehen zum Glück nicht vor diesem Dilemma. Die Durchführung der Bodenreform würde alle Vorteile der sozialdemokratischen Reformprojekte ohne deren Nachteile bringen. Man kann einen Braten herstellen, ohne dafür ein Haus anzuzünden.

Erbschafts- und progessive Einkommensteuergesetze oder ähnliche Mittel sind unnatürlich, weil sie das freie Verfügungsrecht über selbstgeschaffene Güter hindern, oder die Produktivität der Arbeit eines Menschen im Verhältnis ihres Erfolges mit Strafe belegen. Sie sind schwer durchführbar, weil sie durch Umgehungen zu leicht unwirksam werden und hierdurch auch noch die Volksmoral schädigen. Die Aufhebung des Privatbodenbesitzrechtes macht sie überflüssig, weil die Quelle alles Reichtums und der größte Teil desselben hiedurch nicht mehr vererbbar wird, weil die Hauptwurzel alles Einkommens dem Staate zufällt und trotzdem für diesen nur die

Produktionskraft der Natur beansprucht wird, dem Menschen das volle Recht über alle selbstgeschaffenen Werte lassend.

Ich kann natürlich hier nicht alle möglichen Einwände beleuchten. Es würde zu weit führen. Im meinen Schriften und besonders in meinem Buche: „Auf friedlichem Wege" (Selbstverlag, Gaggenau, Baden) habe ich mich in dieser Richtung eingehender ausgesprochen, besonders bezüglich der Wirkungen der großen Reform auf allen Gebieten. Ich habe mich darin u. a. bemüht, auszuführen, wie diese Wirkungen nicht nur auf dem Gebiete des materiellen Wohlergehens liegen, sondern wie sie mit mächtigem Arm in das Seelenleben des Menschen hinübergreifen. Stuart Mill sagt mit Recht, „der Mensch kann nicht besser gebildet, als genährt sein." Unser Körper ist der Acker, auf dem unsere Geistesprodukte aufschießen und wie wir diesen Acker bestellen, so wird die Frucht aussehen, die ihm entsprießt.

Ich verkenne in keiner Weise die eminent wichtige sittlich-religiöse Seite der sozialen Frage; aber ich gebe zu bedenken, daß der Baumeister eines Hauses sich erst mit dem Fundament und den Hauptmauern zu beschäftigen hat, ehe er an die Einteilung der Zimmer, an die Tapeten und an den innere Ausstattung denken kann. Die materielle Grundlage ist das Fundament, die Hauptmauer, ohne die alles andere in der Luft schwebt, ein Fata Morgana dieser Lebenswüste bleibend. Erst wenn diese Grundmauer hergestellt ist, wenn sich auf einer gesicherten Existensbasis der Bau eines gesunden Volkskörpers erheben kann, dann ist es Zeit, sich solchen Aufgaben zu widmen. Ob die Zimmer dann im christlich-germanischen, maurisch-mohamedanischen, orientalisch-jüdischen oder modern-humanistischen Stil einzurichten sind, wird Nebensache sein. Man wird mit Erstaunen finden, daß diese verschiedene Baustile sich immer weniger von einander unterscheiden werden, sich eher, als man es heute ahnt, im großen Menschheitsbau der Zukunft in einander verschmelzen, sowie das trennende Schlachtschwert begraben worden ist, das die Menschen von einander entfernt hält im großen Daseinskampfe und dessen Name da ist: „Die Furcht vor der Not." Dieses Schwert drängt sich nur zwischen Bruder und Bruder, es schlägt nicht nur den Armen und Elenden; auch dem Reichsten erscheint es in seinen Träumen als Schreckensgespenst, ihn zu neuen Erwerbungen hindrängend, im vergeblichen Wahne damit sich und den Seinen Sicherheit für alle Zukunft zu schaffen. Thörichtes Bemühen! Mit jenen Anhäufungen von Reichtum auf Reichtum bewirkt Ihr Verblendeten nur das gerade Gegenteil. Ihr reißt die Steine aus dem Fundament weg und baut damit neue Stockwerke (siehe die vorgeführten Veränderungen der Einkommensverhältnisse), um Euch hoch oben ein sicheres Heim vor dem in der Tiefe wildbrausenden und stets wachsenden Ozean des Menschenelends zu schaffen. Ein wahnwitziges Beginnen fürwahr!

Euer Bau muß stürzen, Euch und Alle in den grauenvollen Fluten begrabend, so wahr es ewige Naturgesetze giebt, die Ihr mit allen Euern Reichtümern nicht ändern könnt! Es gibt nur eine Sicherheit für Euch, nur eine Rettung und auch die nicht lange mehr, denn schon schwankt der Bau, den Ihr immer höher hinauftreibt auf immer schmaler werdender Grundlage! Diese Rettung besteht in Eurer vollen, aufopfernden Mitarbeit an einer gründlichen wirtschaftlichen Reform. Ich weiß wohl, daß es sich hierbei um eine Riesenarbeit handelt, aber sie ist durchführbar, wenn Ihr, um ihr Bahn zu brechen, nur einen kleinen Teil der von Euch aufgespeicherten Güter verwendet, mit denen Ihr jetzt Jahrein, Jahraus die Weltnot verschlimmert!

Ist der Genuß, das Größte und Edelste mit errungen zu haben, nicht größer für Euch als alle Genüsse, die Ihr Euch sonst mit Eurem Reichtum verschaffen könnt?

A. T. Stewart, der berühmte New-Yorker Millionär, der über 50 Millionen Dollars hinterließ, sagte einst zu einem Bekannten: „Was nutzt mir dieser Reichtum? Ich kann keinen Cent davon mit mir nehmen, wenn ich sterbe, und hier nach Allem bringt es mir Nichts als Nahrung, Kleidung und Obdach!" Nein, er brachte ihm sonst noch etwas. Er brachte den Leichendieb, der sein Grab sogar schändete.

Es ist eine Krankheit, diese Anhäufungswut, welche die Stewarts, Jones, Hun-

tingdon, Mackays, Vanderbilts, Rothschilds, Bleichröder u. s. w. entstehen läßt, aber diese Krankheit ist nicht durch praktisches Christentum zu heben, sondern indem man ihr den Boden entzieht, auf dem sie sich so schauderhaft entwickelt hat, das Monopolrecht des Erdbesitzes. Religiöses Bewußtsein, moralische Erhebung, ausgebildete Humanität sind schöne edle Bausteine, deren Wert im Menschheitsbau ich nicht verkenne. Sie zerbröckeln jedoch zu Staub unter dem wirtschaftlichen Druck, den unsere unnatürlichen Verhältnisse schufen, so lange die Hauptpfeiler jeder gesunden Entwickelung fehlen. Ohne diese ist der Einzelne ohnmächtig.

Es geht sogar dem Besten wie jenem Hunde, der abgerichtet war, beim Bäcker die Brödchen zu holen und der einst von einer Anzahl Kollegen angefallen wurde. Er verteidigte das ihm anvertraute Gut mit voller Macht, bis er sah, daß er doch überwältigt würde. Dann fraß er selbst mit. Seine eigene Entsagung hätte dem Herrn ja doch kein einziges Brödchen gerettet. So lange die jetzigen Zustände dauern, ist Mitfressen die einzige Politik für den Einzelnen. Nur sollte er dann die dadurch erlangte Kraft für den großen Reformkampf benützen. —

Und so komme ich denn zum Schlusse, nachdem ich die Nachsicht meiner Leser so lange in Anspruch genommen habe. Ich bedauere es, wenn ich vielleicht Manchen darunter gelangweilt habe; aber ich konnte nicht länger schweigen. Seit Jahren habe ich verzweifelnd dem Treiben unserer Parteien zugesehen, habe trostlos erkannt, wie immer mehr um die äußere Hülle, um Nebendinge gestritten wird, während im Innern der Kern verdorrt, ein sicheres Zeichen nahenden Verfalls. Und während dessen erhebt sich unter uns die glühende Lava des sozialen Erdkörpers, dessen dünne Rinde unsere besser situierten Klassen bilden, wie bei dem wirklichen Erdkörper, nur ungefähr 1% des Gesammtdurchmessers einnehmend. Die feurige Masse geräth in's Wallen, in's Wogen; bereits zittert die schwache Schale unter ihrem Andrange. Und wir fahren fort uns über konstitutionelle Streitfragen zu ereifern, die kostbare Zeit mit eitlem Tändeln zu vergeuden, wie die alten Pompejianer im Circusspiele, während schon der Aschenregen, der sie begrub, seinen Anfang nahm. Denket doch jener stolzen Zivilisation, die vor zwei Jahrtausenden am Ufer der Tiber blühte und was von ihr nach einigen Jahrhunderten übrig war? Fragt Ihr, wo denn heute die zerstörenden Barbaren herkommen sollen? Haben Euch die Londoner und Niederländer Vorfälle vor wenigen Wochen. keine Antwort gegeben? Die Gassen unserer Großstädte beherbergen schlimmere Vandalen und Hunnen, ruft Henry George mit Seherblick, als jene, welche die römische Zivilisation zerschmetterten. Diese Worte haben die Ereignisse in Belgien treffend illustriert.

Und wir könnten so viel thun! Auch der Schwächste unter uns kann es. Es gilt vor allem mit redlichem Bemühen die Wahrheit zu erforschen, die wahre Wahrheit mitten aus den Lügen herauszuholen, die der Interessenkampf tagtäglich um uns herum anhäuft. Es gilt dem Sozialdemokraten zu zeigen, daß der Unternehmer es nicht ist, der ihm das Brod wegnimmt, sondern daß dieser mit ihm unter derselben Sklavenkette schmachtet, deren Glieder durch die Verschacherung des Erdbodens geschmiedet wurden, und daß die Produktivassoziation demselben Ruin unterworfen ist wie der Einzelunternehmer, so lange diese Kette nicht zerbrochen ist. Es gilt ihm zu zeigen, daß das Brechen derselben mit einem Schlage den heutigen Zuständen ein Ende machen muß, ohne daß es nötig wäre, dafür den Individualismus, die freie Entwicklungskraft des Menschen in Fesseln zu schmieden. Mit dem Recht auf Land ist mit einem Schlage von selbst das Recht auf Arbeit gewährleistet.

Es gilt dem Agrarier zu zeigen, daß es nur ein Heil für die Landwirtschaft geben kann und das heißt: Hebung des Volkskonsums, der nur möglich ist, wenn ungerechte Besitzmonopole aufgegeben werden, die unser wirtschaftliches Leben in einer erstickenden Binde einschnüren, dem Strome unserer Produktion künstliche Dämme setzen, innerhalb welcher er mit zerstörender Macht dahinrast, alles in seinem Wege zerstörend, anstatt in freier Ausdehnung das ganze Land zu befruchten. Gerechte

Güterverteilung würde den großen Waldungen gleichen, welche den köstlichen Regen aufsaugen und für den Zukunftsbedarf aufspeichern. Ihre Abwesenheit schafft den reißenden Strom des Land- und Kapital-Latifundientums, der in jäher Ueberschwemmung das fruchtbare Unterland mit sich fortreißt, das er noch fruchtbarer hätte machen sollen.

Die Wahrheit also, die volle Wahrheit ohne Voreingenommenheit! Können wir sie ergründen und verbreiten, so haben wir genug geleistet. Das Weitere ergibt sich hierauf von selbst. Ueberlassen wir es dann ihrer siegenden Kraft, sich auch in der Welt der Thatsachen Geltung zu verschaffen!

Diese Wahrheit wird uns zeigen, daß wir im Reiche der elendsten Lüge leben, im Reiche der unheilvollsten Phrase. Kann es denn auch anders sein in einer Welt, in der in Folge des Umsturzes eines großen Grundprinzips in der Praxis als Lüge erscheinen muß, was unserer innersten Ueberzeugung nach Wahrheit ist?

Wir wissen, daß Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, Genügsamkeit edle Tugenden sind und wir sehen, daß die unheilvolle Absatzkrisis noch verschlimmert wird, wenn diese Tugenden geübt werden. Wir wissen, daß Krieg, Brand, Erdbeben u. s. w. schreckliche Geiseln sind und wir sehen Menschen sie ersehnen, weil sie Güter zerstören und neue Produktion möglich machen. Wir wissen, daß unwirtschaftliche Kraftvergeudungen in Industrie, Handel und Gewerbe ein großes Uebel bedeuten und sind genötigt, sie ständig zu verschlimmern, um nicht im Fette der sonst noch viel rascher wachsenden absatzlosen Produktion zu ersticken. Also die Wahrheit, deren Erforschung die höchste menschliche Aufgabe ist, wird ihre Zauberkraft bewähren, wenn wir ihr aufrichtig und ohne Selbstsucht nachstreben! Sie wird uns dann erkennen lassen, daß ohne Volkswohlstand keine Volksbildung, keine Volksherrschaft, kein Volksglück möglich ist und daß vor Allem hier der Hebel anzusetzen ist, um eine gesunde Regierung in die Höhe zu bringen.

Dies zu beweisen, war was ich selbst in dieser Arbeit versucht habe. Aber wenn ich mir auch der vollsten Aufrichtigkeit und Selbstlosigkeit bei ihrer Abfassung bewußt war, so bin ich doch nur ein irrender Mensch und was ich selbst für Wahrheit halte, kann vielleicht thörichter Irrtum sein. Ich werde dankbar die Belehrung meiner Leser annehmen, wenn sie mir hierfür den Nachweis liefern können und ich stelle mich Allen mit Freuden zur Verfügung, welche durch eine Besprechung dieser wichtigen Fragen mehr Licht in dieselben bringen möchten.

Das Verhältnis von Tugend und Glück in seiner geschichtlichen Entwickelung.

Von O. Plümacher.

(Berlin.) (Nachdruck verboten.)

Zweiter Teil.

Ueberschauen wir noch einmal kurz das früher Betrachtete, bevor wir unsere Aufmerksamkeit einem wichtigen Wendepunkt in der Geschichte der Ethik zuwenden.

Die Ethik des älteren Griechentums lehrt die sensualistisch-egoistische

Glückseligkeit des Individuums suchen; inhaltlich bestimmt wird das sittliche Thun durch das Ideal der griechischen nationalen Eigenart.

Die Ethik des *nachklassischen Altertums* (Alexandriner, Neu-Platoniker) lehrt das individuelle Heil des in der Gottheit ewigen persönlichen Geistes; der Tugendweg ist die Ueberwindung der Sinnlichkeit durch die höhere Vernünftigkeit.

Die *christliche Ethik* weist den Weg zur *Glückseligkeit im Jenseits*, die ewige Sicherung der Ichheit durch den Verzicht auf die sensuelle Lust, die ewige Selbstbehauptung durch die zeitliche Selbstverleugnung im Dienste Gottes.

Die *Ethik des Humanismus* lehrt die Förderung des individuellen Wohles durch die Hingabe an die Interessen der Menschheit, in deren Gesammtwohl das Wohl des Einzelnen eingeschlossen ist. Da aber ein der Vernunft völlig entsprechender Zustand der Menschheit, welcher als vollkommene Glückseligkeit Aller auch die ganze Glückseligkeit des Individuums einschlösse, stets nur *Ideal* bleibt, so muß der Ausfall an Glück von dem Individuum gedeckt werden durch das Bewußtsein der sittlichen Würde und den ästhetischen Selbstgenuß der Tugend.

Auf all' diesen Standpunkten wird die Sittlichkeit als in mehr oder minder direktem Kausalverhältnis zur Glückseligkeit erachtet. Nun ist ja aber auch das *natürliche Streben* ausschließlich ein Streben nach dem Glück. Jedes Lebewesen will instinktiv seine Selbstbehauptung; der Mensch aber, entsprechend seiner Fähigkeit der denkenden Betrachtung und Beurteilung seiner instinktiven Begehrungen, handelt bewußt mit mehr oder minderer Geschicklichkeit im Interesse seines vermeintlichen Wohls. Wo liegt denn nun die Grenze zwischen dem naturalistischen und dem sittlichen Glücksstreben?

Diese Frage beseitigt die *Kant*'sche Philosophie, welche einen Wendepunkt in der Geschichte der Ethik bezeichnet. Es gibt gar keine solche Grenze, meint Kant, denn das Sittliche ist der *Gegensatz* zum Natürlichen. *Alles* auf Lust und Glückseligkeit gerichtete Streben ist bloß naturalistisches Thun; nur das ist sittliches Thun, was durch die autonome, von keiner Rücksicht auf das Behagen oder die Glückseligkeit beeinflußten *Vernunft* motiviert wird. Das Sittengesetz in der menschlichen Brust ist der „kategorische Imperativ", es ist der Ausdruck des Willens, als des freien, mit der Vernunft einigen Wesenheit des Menschen als Bürger einer intelligiblen, *reingeistigen Welt*; nicht aber ist er eine Nützlichkeitsregel für die empirischen Zwecke individueller, endlicher Glückseligkeit. Die Stimme, die dem Menschen sagt „du sollst", ist die Stimme der allgemeinen Vernunft; soweit der Wille frei ist, d. h. von keinen empirischen, sinnlichen Rücksichten gehemmt, der Vernunft gehorcht, ist das Wollen Aller gleich; nur soweit der Wille von Lust und Unlust motiviert wird und sich auf sinnliche Objekte richtet, ist das Wollen verschieden, denn die Menschen stellen sich alle verschieden zu den verschiedenen Dingen. Keinerlei Interesse soll uns veranlassen, der Stimme des Gewissens Gehör zu geben, als einzig und allein die Achtung vor dem Gesetz selbst. Die „Achtung" ist zwar auch ein Gefühl, aber kein sinnliches, durch empirische, Lust oder Unlust erweckende Dinge hervorgerufen, sondern ein intellektuelles, aus der Vorstellung des Vernunftgesetzes hervorgehendes.

Die Vernunft, die, wie sie sich in der Stimme unseres Gewissens als das Wesenhafte unseres intelligiblen, d. h. dem sinnlichen, erfahrungsmäßigen Leben *jenseitigen* Seins erweist, auch das *Allgemeine* ist, bestimmt nun auch den Inhalt unseres unter das Sittengesetz gestellten Thuns; „handle so" — lehrt Kant — „daß die Maxime deines Willens zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten kann", d. h. alles Willkürliche, Individuelle, alles durch Gefühle Motivierte soll ausgeschlossen sein, und der Mensch soll als selbstloser, von keinen Gefühlen bewegter Repräsentant der abstrakt gedachten Weltvernunft sich darstellen.

Kant war Pessimist.

Er zerstreute nicht nur den Wahn, als ob mit der Uebung der Sittlichkeit auch gleich die Glückseligkeit als Lohn garantiert sei, sondern er hatte eine schlechte Meinung von den Menschen als Naturwesen; er meinte: Achtung sei das einzige, was dem Menschen dem Sittengesetz gegenüber anstehe, auf Zustimmung, auf Neigung könne man nicht rechnen; nur mit Unlust könne die Pflicht gethan werden, die stets in Widerstreit mit unseren egoistischen Begehrungen stehe.

Auf diese finstere, die Natur unterschätzende Anschauung bezieht sich Schillers Spott in der Xenie:

Gerne diene ich den Freunden, doch thu' ich es leider mit Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.
Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann thun, was die Pflicht dir gebeut.

Unsere Zeit verwirft diese trübe Anschauung; wir haben eine bessere Meinung von der empirischen Natur. Wir sind Monisten mit dem Verstande und mit unserem Herzen. Wir glauben, daß dieselbe absolute Weltvernunft, welche als kategorischer Imperativ uns befiehlt, ohne Rücksicht auf unser sinnliches Behagen das zu thun, was wir den Interessen höherer Lebensgestaltungen (der Familie, des Staats, der menschlichen Gesellschaft, der sittlichen Weltordnung) für angepaßt erachten, auch jene Gefühle in unsere Seele gepflanzt habe, welche uns über uns selbst hinwegheben und uns den Nächsten gleichsam in das Ich einschließen lassen. Wir rechnen es Kant hoch an, daß er das individuelle Glücksstreben als etwas außerhalb des sittlichen Gebietes stehendes erklärt, daß er die Sittenlehre auf die ihr gebührende höhere Stelle gehoben hat, indem er sie darstellt als Systematik jener menschlichen Bestrebungen, in denen der Einzelne aufhört, blos als Naturindividuum für sich zu sein und mit Bewußtsein ein Träger und Verwirklicher der Weltzweckmäßigkeit zu sein beginnt; aber wir halten nicht nur denjenigen für einen tugendhaften Menschen, der die Sittlichkeit mit saurer Miene als „verfluchte Pflicht und Schuldigkeit" übt, sondern auch denjenigen — und diesen erst recht — der in warmem Gefühl für die Menschen und den ihm vom Schicksal zugewiesenen Lebenskreis thut, was er als gut erachtet, weil er es nicht lassen kann, weil es ihm schmerzlich wäre, anders als sittlich, anders als den Idealen entsprechend zu handeln.

Wir sind vollkommen überzeugt, daß alles Thun, welches mit Rücksicht auf das eigene Wohl oder Weh geschieht, nur natürliches, nicht aber sittliches Thun ist, und daß auch ein bedeutendes Opfer von Annehmlichkeit oder bequemer Passivität, wenn es gebracht wird, um künftigen Nutzens willen, eine Handlung nicht in eine andere Kategorie stellt, als in die auch die Bereitwilligkeit gehört, mit der man sich einen kranken Zahn ausziehen läßt, um sich die Nachtruhe zu sichern. Alles Handeln, welches den eigenen Gewinn im Auge hat — wäre es auch erst die erhoffte Seligkeit im Himmel — ist natürlich-egoistische Tätigkeit; aber wohlverstanden: dies Thun im eigenen Interesse ist damit noch nicht unsittlich. Denn nicht in dem Sinne sind Natur und Sittlichkeit Gegensätze, daß das natürliche Streben des Individuums schon an und für sich ein unsittliches wäre; nein, es wird es erst, wenn es die Interessen Anderer zu seinem Vorteil schädigt, oder da sich nicht zu verläugnen weiß, wo das Wohl weiterer Kreise mit dem seinen in Widerstreit kommt.

Da das Vernünftig-sittliche in der Regel innerhalb eines Kulturstaates auch das Gesetzliche umfaßt, so ist es begreiflich, daß das sittliche Handeln unter normalen Verhältnissen auch das für die bürgerlichen Umstände günstigste ist; ebenso wie der Zusammenhang der Naturordnung mit der sittlichen Weltordnung es mit sich bringt, daß das Individuum sich in der Uebung der Tugend eines Seelen-Gleichgewichts erfreut, das gleichsam als Lohn für die der Selbstsucht abgeforderten Opfer gelten mag. Nur ist auf solches Zusammentreffen gar nicht zu rechnen, weil die Forderung an die sittliche Thätigkeit gerade da am energischsten auftritt, wo das Normale den Ausnahmsverhältnissen weicht. Gerade der heroische Opfermut und das Märtyrertum für die Idee entbehrt meistens auch der zeitgenössischen Anerkennung, und die

wahre Begeisterung für das Sittliche thut sich selbst nie genug und ermangelt daher der Selbstbefriedigung, auf deren Polster die Selbstsucht es sich so bequem zu machen versteht.

Die moderne Sittenlehre schließt die persönliche Glückstreberei aus, d. h. sie will nicht Anleitung sein, wie das Individuum sein empirisches Wohl fördert; dagegen ist ihr Objekt das Weltwohl im Sinne von ewigem Weltzweck und das Verhältnis des Einzelnen zu diesem letzteren. Mit den Worten unseres bekanntesten zeitgenössischen Philosophen heißt das oberste Moralprinzip: mache die Zwecke des Unbewußten zu Zwecken deines Bewußtseins. Das heißt aber nichts anderes als: stelle deine individuelle Kraft mit bewußtem Wollen in den Dienst des Absoluten, des im Weltprozeß lebenden Gottes und spiele deine Rolle, mag sie dich als Held in den Vordergrund der Bühne führen oder mit der Masse bescheiden im Grunde halten, entsprechend deiner besten Einsicht in das, was als Mittel zum großen Weltzweck an gegebener Stelle und zur gegebenen Zeit geboten erscheint. Wie im menschlichen Körper jedes Glied seinen bestimmten Zweck, jedes Organ, jede Zellengruppe besondere Funktionen und Aufgaben für das Leben des Gesamt-Organismus zu erfüllen hat, so ist auch der absolute Weltzweck, an den wir glauben müssen, weil sonst die Stimme der Vernunft und das Sittengesetz in unserer Brust ein höllischer Spuk wäre, in eine unendliche Menge Mittelzwecke gegliedert. Nur je ein kleines Stück des Weges des Weltganges ist uns zu erkennen gegeben und daß wir uns auf diesem kleinen Stück zurecht finden können, sind uns die sittlichen Instinkte verliehen. Ohne unser Reagieren mit den Gefühlen der Lust und Unlust, des Wohlgefallens und des Abscheues auf äußere Vorgänge und auf unsere inneren Vorstellungen wären wir gar nicht fähig unserer Maxime: „allgemein-giltig handeln zu wollen", einen konkreten Inhalt zu geben; der „kategorische Imperativ" wäre eine taube Nuß. Die Anforderung des Absoluten (d. i. der Einheit von Gott und Welt) tritt in den allermeisten Fällen in der Form auf, daß „der Nächste" an die Liebe, die Gerechtigkeit, die Billigkeit, die Redlichkeit, die Mitleidigkeit eines sittlichen Individuums appelliert; daher erscheint dann die Sittlichkeit in erster Linie als das selbstlose Handeln im Interesse des Glückes des Nächsten, der Gesellschaft, der Menschheit. In Wirklichkeit aber ist sie selbstloses Thun im Dienste des Weltprozesses und seines Zweckes. Die Ethik ist Eudämonik, aber nicht Individual-Eudämonik, nicht die Lehre von der Glückseligkeit des Einzelnen, sondern Glückseligkeitslehre des Absoluten.

Bös und Gut, Lust und Unlust sind relative Begriffe. Auch wenn die Sittlichkeit nur das Böse überwindet und die Unlust vermindert, hat sie das Wohl gefördert; ganz abgesehen davon, daß das Sittliche als solches, das Selbstlose im höheren Dienst an und für sich das Gute ist.

Anmerkungen zur Zeitgeschichte.

Von M. G. Conrad.
(München.)

Ein Jubiläum jagt das andere. Ein schier ununterbrochenes Jubilieren geht durch unser Land. Wir sind im schönsten Zuge, das feierndste und feierlichste Volk der Erde zu werden. So stehen wir jahrein jahraus mit rückwärts gewandten Köpfen und Gedanken und wecken die Vergangenheit und lassen sie im Paradeschritt durch die Gegenwart marschieren und bringen ihr pathetisch den Tribut unserer unbegrenzten Verehrung.

Wollen wir uns mit dem Vergangenheitsjubel die Gegenwartssorgen erleichtern und den dräuenden Horizont der Zukunft aufhellen? Eine Frage an das Volksgewissen: Leiden wir an der historischen Krankheit?

* * *

Es liegt in all' dem Jubilieren ersichtlich etwas Erschlaffendes, Rückfälliges, Unterwürfiges. Ein Volk in seiner männlich-stolzen Vollkraft dürfte keine rechte Freude haben an diesen archäologischen Zerstreuungen, an diesen Ablenkungen vom Ziel, an diesen fortgesetzten Ruhepausen in seinen geistigen und sozialen Arbeiten und Kämpfen.

* * *

Es läßt sich wohl auch eine andere, tröstlichere Betrachtung daran knüpfen: die Jubiläumsfeier soll vielleicht weniger eine greisenhaft schwärmerische Huldigung an das Vergangene, noch weniger ein Opiat gegen alles Erneuernde, gegen Reformations- und Revolutions-Bewegungen sein, als vielmehr eine Heerschau der Geister, ein Stelldichein der verborgenen Kräfte und Mächte des politisch geeinigten Volkes, ein Ausmustern der Waffen und Rüstungen für die Kämpfe der Zukunft?

* * *

Doch scheint bei der Jubiläumsfeier der Künstler in Berlin, wie bei der Jubiläumsfeier der Gelehrten in Heidelberg ein gewisser Beigeschmack des Byzantinischen nicht überwinden gewesen zu sein. Wer die altertümelnde Verschnörkelung des modernen Geistes nicht grotesk, sondern stilvoll findet, wird diesen Beigeschmack freilich mit besonderer Lust verspürt haben.

* * *

Einer Zentenarfeier, der unser volles Mitgefühl sicher gewesen wäre, sind wir durch das tragische Ereignis in der Familie der Wittelsbacher in diesem Jahre beraubt worden: des hundertsten Geburtstagsfestes des bayerischen König Ludwigs I. am 25. August. Man kann die Feste, selbst wenn sie erhabenen Herrschern gelten, nicht immer feiern wie sie fallen. Die geplante Zentenarfeier, die in der Hauptsache ein großes Künstlerfest zu Ehren eines ruhmreichen Künstlerkönigs werden sollte, mußte auf das nächste Jahr verschoben werden. Ludwig Augustus von Bayern — der Augustus wird besonders vom Professor Sepp, seinem Biographen, betont, dessen Darstellung vaterländischer Personen und Dinge löblicherweise immer gern ins Imposante geht — war bekanntermaßen der Schöpfer der Kunststadt München. Daß sie das geblieben und mittlerweile nicht ganz als Bier-Metropole versumpfte, das sollte eben die großartige Zurüstung einer Ludwigs-Zentenarfeier glänzend beweisen. Möglich, daß dabei doch nicht ganz zu verschleiern gewesen wäre, wie die Kunststadt unter Ludwig dem Ersten und die Kunststadt unter Ludwig dem Zweiten in wichtigsten Punkten sehr verschiedener Artung sind — und wie die Verschiedenheit nicht durchweg zu Gunsten der Gegenwart spricht. Es ist ja inzwischen gar Vieles stecken geblieben und verfallen, was unter des ersten Ludwig königlicher Fürsorge ruhmreichste Entwicklung verhieß. Durch den Aufschub der Feier wird die Abschätzung an Gerechtigkeit, Ruhe und Tiefe gewinnen und die Parallele zwischen Großvaters- und Enkelszeiten um so lehrreicher und eindringlicher werden.

* * *

Mit dem Tode Pilotys, des Münchener Akademie-Direktors, ist wieder eine der großen Charakterfiguren von dem vaterländischen Kunstschauplatze abgetreten. Die ganz natürliche Bewunderungsstimmung der Grabredner und Nekrologschreiber mag zunächst die Verdienste dieses Begründers der Münchener Koloristenschule übertrieben haben — immerhin bleiben die Erfolge dieses Künstlers, besonders die durch sein wunderbares Lehrtalent erzielten, ebenso unanfechtbar wie außerordentlich. Man betrachte sich doch einmal folgende Schülerreihe: Lenbach, Dietz, Makart, Max, Defregger, Leibl, Grützner, Seitz, Lossow, Kurzbauer, Rosenthal, Schmidt, Gabl, Liezen-Mayer, Benczur, Siemiradzki, Hellquist, Brozik, Gysis — — aber der Raum verbietet ja schon eine annähernde Vollständigkeit — und da sollte dem Meister nicht bange werden, inmitten einer solchen Fülle der reichsten und manchfaltigsten Talente sich noch bei Lebzeiten schöpferisch überholt zu sehen? Und Piloty der Künstler,

nicht der Lehrer, ist in der That von seinen Schülern überholt worden, so daß sein Hinscheiden nicht als der Verlust einer unersetzlichen Produktionskraft beklagt werden kann.

* * *

Alle Hochachtung vor der Malerei und den Malern unseres Jahrhunderts, aber die wahrhaft großen, weltstürzenden Offenbarungen des modernen Menschheitsgeistes darf man bei diesen Zauberern des schönen Scheins, der farbigen Täuschung nicht suchen. Alle Revolutionen des Pinsels und der Palette, die Europa seit fünfzig Jahren erlebte, sind doch nur geniale Scherze im Vergleich zu den Umwälzungen, die sich auf dem Gebiete der Poesie und Musik vollzogen haben. Eine Himmelsstürmerei wie das Gesammtkunstwerk des Dichter-Komponisten Richard Wagner steht ohne Beispiel da; die Gedanken, die sich im Festspielhause zu Bayreuth ihre Verkörperung schufen, sind von einer so unergründeten Macht und Kraft, daß die kühnsten Farbenträume daneben verblassen. So Edles und Kraftvolles auch von der Malerei im Drange nach Vernatürlichung und Befreiung von Zopf, Schablone und koloristischem Asketentum im Laufe der letzten Jahrzehnte geschaffen wurde, es reicht nach Tiefe und Umfang der Wirkung nicht an das Wagner'sche Musikdrama heran. Für den „Ring", „Tristan" und „Parsifal" suchen wir vergebens nach gleichwertigen mitzeitigen Schöpfungen auf andern Kunstgebieten.

* * *

Es hat nicht an allerlei braven Leuten und schlechten Musikanten gefehlt, die sich die Prophezeiung leisteten: Wagners Tod bedeute auch den Heimgang seiner Bayreuther Theaterunternehmung, das Haus auf dem Festspielhügel werde sich allgemach in ein Mausoleum der selig entschlafenden Zukunftsmusik verwandeln! Die diesjährige Festspielzeit hat diese lieben Propheten gründlich auf den breiten Prophetenmund geschlagen. So gewaltig erweist sich des Meisters Geist und Kraft in seinem Lebenswerke, daß auch ohne seine persönliche Mithilfe die Begeisterung der ausübenden Künstler wie des empfangenden Publikums in ungeschwächtem Feuer die erhabene That erstrahlen läßt. Ein Pfand für die Zukunft bietet der künstlerische Nachwuchs, der, ganz erfüllt von des Meisters Idee, die Lücken ausfüllt, welche Zeit und Umstände in das Bayreuther Künstlerpersonal gerissen. Wie hat nur der kaum dreißigjährige Felix Mottl aus Karlsruhe zum erstenmal den „Tristan" in Bayreuth dirigirt! Und wie verjüngt das Werk in Bayreuth die Alten! Heinrich Vogl, der gefeierte Tristan von der Münchener Hofbühne, war in Bayreuth kaum wieder zu erkennen, so gewaltig war er mit seiner neuen Aufgabe am neuen Ort gewachsen. Und die Isolde der Frau Sucher, die Brangäne der Frau Staudigl, — welche erstaunliche Leistungen! Noch nicht auf der nämlichen Höhe zeigten sich von neuen Mitwirkenden Hr. Plank, Hr. Wiegand und Hr. Scheidemantel. Aber ihre großen Kunstmittel werden nach längerem Mitwirken an den Festspielen sicherlich auch sie zur vollen Meisterschaft gelangen lassen. Daß Meistersinger wie Gura, einer der vornehmsten, vollendetsten Künstler, und der treffliche Siehr ihrem Bayreuth nicht mehr untreu werden, darf den Wagnerianern zu stolzer Hoffnung gereichen.

* * *

Mitten in die Bayreuther Festspielzeit fiel diesmal ein schmerzlich erschütterndes Ereignis: der plötzliche Tod von Franz Liszt, Wagner's großem Genossen. Wie ist dieser seltene Mann, ausgerüstet mit allen Hoheitsrechten des Genies, über ein halbes Jahrhundert lang als der souveränsten Künstler einer durch die Geschichte moderner Musik geschritten, bald allein, bald im Verein mit seinem Genossen die heldenhaftesten Thaten verrichtend! Unser heutiges Geschlecht muß schon alte, vergilbte Bücher und Zeitschriften aus den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Säkulums aufschlagen, wenn es die ersten litterarischen Zeugen von dem epochemachenden Auftreten des Meisters Franz Liszt vernehmen will. So schrieb Heine 1837 aus Paris seine Eindrücke, die wunderbarerweise die ganze Natur Liszt's, wie sie die spätere Entwicklung voll enthüllte, nach allen Seiten treu und rein widerspiegelten:

„Er ist unstreitig derjenige Künstler, welcher in Paris die unbedingtesten Enthusiasten findet, aber auch die eifrigsten Widersacher. Das ist ein bedeutendes Zeichen, daß Niemand mit Gleichgiltigkeit von ihm redet . . . Es gehört Feuer dazu, um die Menschen zu entzünden, sowohl zum Haß als zur Liebe. Was am besten für Liszt zeugt, ist die volle Achtung, womit selbst die Gegner seinen persönlichen Wert anerkennen. Er ist ein Mensch von verschrobenem (sic!) aber edlem Charakter, uneigennützig und ohne Falsch. Höchst merkwürdig sind seine Geistesrichtungen; er hat große Anlagen zur philosophischen Spekulation, und mehr noch als die Interessen seiner Kunst, interessieren ihn die Untersuchungen der verschiedenen Schulen, die sich mit der Lösung der großen Himmel und Erde umfassenden Frage beschäftigen. Er glühte lange Zeit für die schöne Saint-Simonistische Weltansicht, später umnebelten ihn die spiritualistischen oder vielmehr vaporischen Gedanken von Ballanche, jetzt schwärmt er für die republikanisch-katholischen Lehren eines Lamennais, welcher die Jakobinermütze auf's Kreuz gepflanzt hat . . . Aber lobenswert bleibt immer dieses unermüdliche Lechzen nach Licht und Gottheit, es zeigt seinen Sinn für das Heilige, Religiöse. Daß ein so unruhiger Kopf, der von allen Nöten und Doktrinen der Zeit in die Wirre getrieben wird, der das Bedürfnis fühlt, sich um alle Bedürfnisse der Menschheit zu kümmern und gern die Nase in alle Töpfe steckt, worin der liebe Gott die Zukunft kocht: daß Franz Liszt kein stiller Klavierspieler für ruhige Staatsbürger und gemütliche Schlafmützen sein kann, das versteht sich von selbst. Wenn er am Fortepiano sitzt und sich mehrmals das Haar über die Stirn zurückgestrichen hat und zu improvisieren beginnt, dann . . . erklingt eine Wildnis von himmelhohen Gedanken, wo zwischen hie und da die süßesten Blumen ihren Duft verbreiten, daß man zugleich beängstigt und beseligt wird . . . . Ich weiß nicht mehr was er spielte, aber ich möchte darauf schwören, er variierte einige Themata aus der Apokalypse . . . ." Aber das kann ja Jeder in seinem Heine (Ges. Werke 11. B.) selbst nachlesen, wenn ihn gelüstet, den wilden, wetterleuchtenden, vulkanischen, himmelstürmenden Liszt von damals mit dem göttlich milden, hinreißend anmutigen und liebenswürdigen Liszt zu vergleichen, als welchen wir ihn in den letzten Jahren kennen zu lernen das Glück hatten. Summa: Liszt war nicht blos einer der großartigsten Charakterköpfe in der Kunstgeschichte unseres Jahrhunderts, sondern auch einer der edelsten Menschen, dessen Herz ein unversieglicher Brunnen der Güte, Liebe, Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit gewesen. Daß er nun in Bayreuth seine letzte Ruhstatt gefunden, ist eine neue Weihe dieses seltsamen Orts. Wie Göthe und Schiller das kleine Weimar zu einem Ursitz geistiges Ruhms für alle Zeiten gestalten, so wird durch das geniale Heldentum des musikalischen Dioskurenpaars Wagner und Liszt die Frankenstadt Bayreuth in die erste Reihe welthistorischer Kultstätten ewiger Schönheit erhoben.

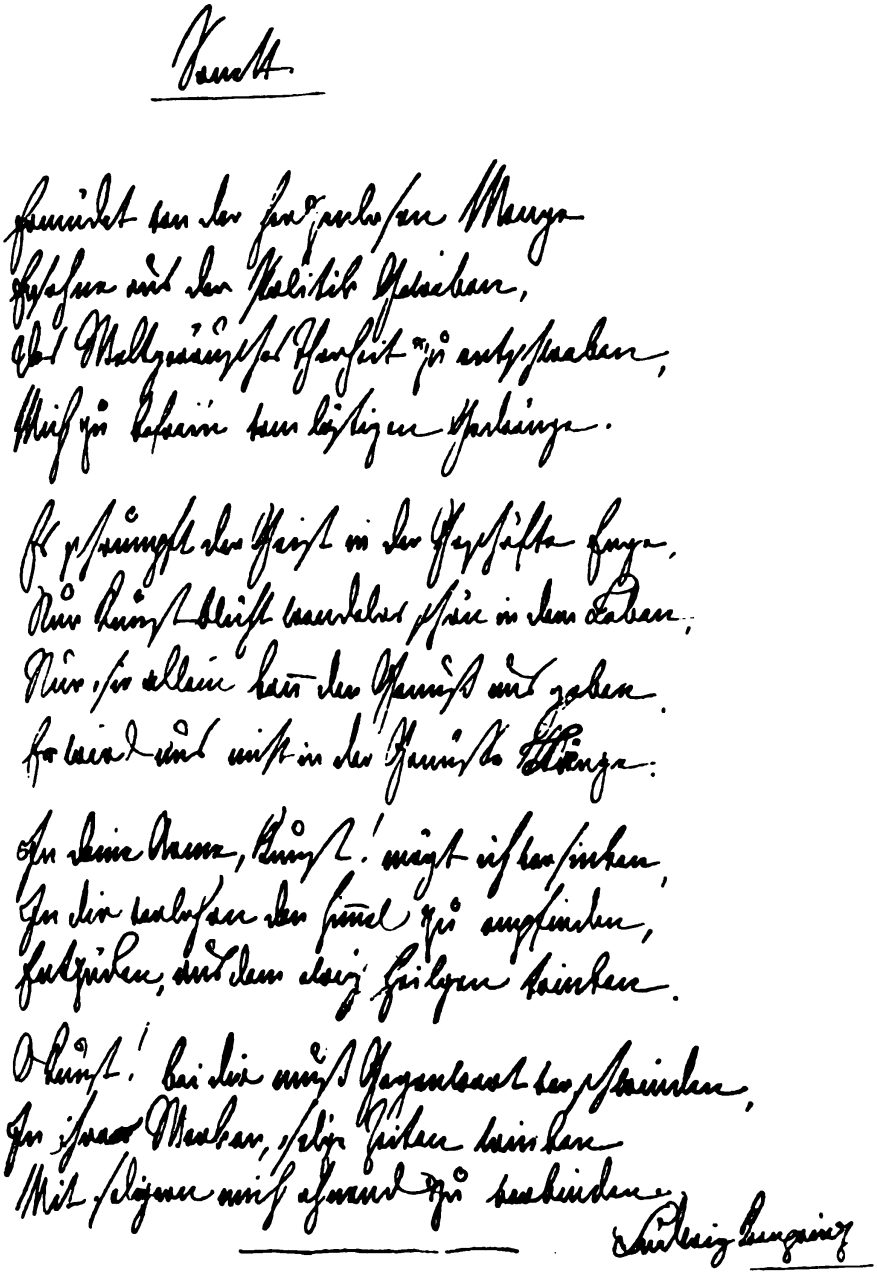
Es lockt eine lohnende Aufgabe den berufenen Biographen, das Liszt'sche Leben und Wirken auf dem Hintergrunde des Gesellschaftslebens unseres Jahrhunderts zu zeichnen mit seinen merkwürdigen internationalen Verknüpfungen, Widersprüchen und Gegensätzen. Welche frappierende Lichter gehen beispielsweise nicht schon von der Thatsache aus: Der Abbé Franz Liszt war der Schwiegervater Richard Wagners und — Emil Oliviers, des letzten napoleonischen Ministers, der anno 1870 mit dem vielberufenen „coeurl eger" Frankreich in den Krieg mit Deutschland treiben ließ!

* * *

Ich kann diese Anmerkungen zur Zeitgeschichte nicht besser schließen, als daß ich sie in einem tiefsinnigen Wort Richard Wagners ausklingen lasse: „Wo der Staatsmann verzweifelt, der Politiker die Hände sinken läßt, der Sozialist mit fruchtlosen Systemen sich plagt, ja selbst der Philosoph nur deuten, nicht aber vorauskünden kann . . . — da ist es der Künstler, der mit klarem Auge Gestalten zu erschauen vermag, wie sie der Sehnsucht sich zeigen, die nach dem einzig Wahren verlangt — dem Menschen!"

Unser Dichter-Album.

(Nachdruck verboten.)



Hochsommer im Walde.

„Kein Mittagessen fünf Tage schon,
Die Heimat so weit, kein Geld und kein Lohn,
Statt Arbeit zu finden, nur Hunger und Not,
Nur wandern und betteln und kaum ein Stück Brot."

Was biegt der Handwerksbursch in den Wald?
Was läuft ihm über's Gesicht so kalt?
Was sieht er trostlos in den Raum?
Was irrt sein Auge von Baum zu Baum?

Die Sonne sinkt und Stille ringsum,
Die Drossel nur lärmt noch, sonst Alles stumm.
Was schaukelt der Erlbaum am Waldesrand?
In seinen Aesten ein Mensch verschwand.

Von seinem ärmlichen Bündel den Strick
Er legt um den Hals ihn, um Wirbel, Genick,
Dann läßt er sich fallen — nur kurz ist die Qual, —
Er sieht die Sonne zum letzten Mal.

Der Thau fällt auf ihn, der Tag erwacht,
Der Pirol flötet, der Tauber lacht.
Es lebt und webt, als wär' nichts geschehn,
Gleichgiltig wispern die Winde und wehn.

Ein Jäger kommt den Hügel herab
Und sieht den Erhängten und schneidet ihn ab
Und macht der Behörde die Anzeige schnell,
Gensdarmen und Träger sind bald zur Stell'.

In hellen Glacés ein Herr vom Gericht,
Der prüft, ob kein Raubmord, wie das seine Pflicht.
Sie tragen den Leichnam in's Siechenhaus,
Und dann, wo kein Kreuz steht, ins Feld hinaus.

Da Niemand zuvor den Toten gesehn,
Erhält er die Nummer drei hundert und zehn.
Drei hundert und neun schon liegen im Sand,
Wer hat sie geliebt, wer hat sie gekannt? — —

Kellinghusen. **Detlev von Liliencron.**

Untreue.

Am Krug „Zum grünen Baume"
Vorüber rauschen die Wellen,
Dort saßen unter den Gästen
Weinfrohe Junggesellen.

Drei Harfenmädchen sangen
Ein Lied im Ton der Gassen:
„Ich hatt' 'mal einen Liebsten,
Der treulos mich verlassen."

Die Jüngste mit schwarzen Locken,
Durchsichtig bleichen Wangen,
Kam schüchtern mit dem Teller
Von Tisch zu Tisch gegangen.

Von Einem in der Ecke,
Da mocht' sie keine Gabe,
Der dacht' in sich versunken:
O läg' sie still im Grabe.

München. **Heinrich von Reder.**

Die gefeite Stunde.

Motto: Ehe der Hahn krähen wird, wirst du mich dreimal verraten.
(Math. 26, V. 34.).

Licht und groß löst aus der Purpurferne
Sich die Glut vom ersten Tagesterne,
Und die Glocke ruft mit erz'nem Munde
Dunkeltönig jene bange Stunde,

Wo in längst entrückten Schmerzenstagen
Einer Gott verriet in blödem Zagen.
— Tief entschlafen träumen noch die Gassen,
Und es schleichen sich die ersten blassen
Frühelichter über Dach und Mauern
Und ein Wind steht auf mit warmen Schauern . . .
Plötzlich bricht ein scharfer Laut die Stille —
Und es ist, als ob der Ruf, der schrille,
Aus verstimmten Saiten sich gerungen,
Die bei einem falschen Ton zersprungen.
— Wieder schreit es klagend durch die Lüfte,
Und zum dritten Mal durch Morgendüfte,
Wie ein Mahnen an der Menschheit Jammer,
Irrt der grelle Ton in meine Kammer.
— Früh vor Tage um die dritte Stunde
Muß sich geisterhaft die alte Kunde
Von dem Hahnenschrei, geweckt zum Leben,
Aus dem Dämmer der Erinn'rung heben.
Und mir ist, ich säh' von Götterblicken
Todbetrübten Glanz herüberschicken,
Und ich hörte aus verlor'nen Weiten
Hoffnungslos den Klang herübergleiten:
„Eh' der frühe Tag beginnt zu strahlen,
„Eh' der Hahn gekräht zu dreien Malen,
„Wenn die Häscher deinem Gotte nahten,
„Wirst du dreimal, Petrus, mich verraten!"
Und ich sah' die sanfte Stirn sich neigen —
Ringsum wächst ein schuldbeklomm'nes Schweigen —
Weinend schleicht der Jünger sich von hinnen —
Und des Morgenlichtes gold'nes Rinnen
Hebt sich wie ein Strom der ew'gen Liebe
Leuchtend über Nacht und finst're Triebe!

Straßburg i. E. **Alberta von Puttkamer.**

Bismarck in München.

„Bismarck! Er naht!" Herab die Hüte flogen,
Ein murmelnd Flüstern irrte durch die Massen;
Dem Meere gleich, wenn Stürme jäh es fassen,
Schwoll es empor in wildbewegten Wogen.

Er kam; da öffneten sich weit die Gassen,
Lebendige Mauern wurden rasch gezogen.
Er schritt hindurch, den Nacken ungebogen,
Ein ehernes Gesetz, der Zeit erlassen.

Kein Gott, noch Halbgott, wie ihn Schwärmer nennen,
Ein Deutscher nur, der seine Kraft erkannte,
Und der den Feinden lehrte, sie zu kennen.

Sein Zauber hieß Gewalt, und sie verbannte
Weichherz'ge Träumer, die in Zorn entbrennen,
Wenn man zu solcher Gottheit sich bekannte.

München. **Franz Wichmann.**

Die siamesischen Zwillinge.

Eine merkwürdige Studentengeschichte.

Die Zwillinge Siam's kamen von fern,
In Deutschland Jus zu studieren.
Der And're blecht die Matrikel nicht gern,
Doch spart' so der Ein' die Gebühren.

Denn, als Nr. II seine Karte bekam,
Hatt' auch Nr. I die seine,
Weil, was in Empfang der And're nahm,
Gleichzeitig besaß der Eine.

Die Herren entschlossen sich, schneidig u. forsch,
Zu sumpfen als Korpsschlaraffen —
Ihr Stammbaum war alt, beinahe morsch:
Er reichte hinauf bis zum Affen.

Sie soffen immer a tempo Rest
Und schwankten voll innerer Freude
Nach Haus. Es hielt sich am Andern fest
Der Eine: so fielen sie Beide.

Und auch der Wissenschaften Pflog
Betrieben sie stets im Vereine:
Der And're schwänzte das Kolleg,
Das Seminar der Eine.

Und lasen Journale die Söhne Siams,
So thaten Sie nie getrennt dies;
Der And're las die Telegramm's,
Der Eine deren Dementi's.

Beim Pauken kam des Gegners Rappier
Mit Beider Schopf in Berührung.
Dann trugen sie stolz der Wunden Zier
Zur Schau in der Jodwattierung.

Die beiden Kompressen, blutbeträuft,
Erregten das Mitleid der Frauen —
O Liebestriumph, als sie schließlich gestreift,
Wie Zebra's in Siam's Auen!

Doch ach! In der Liebe, genau wie im Krieg,
Entscheidet des Mammons Spende;
Dem Noblen nur winket der Minnesieg —
Und Wechsel bilden das Ende.

Ach! Schließlich drängten Tag und Nacht
Die wucherischen Lumpen.
Da sprach zum Andern der Eine sacht:
„Kannst Du mir etwas pumpen?"

Der And're d'rauf: „Das sind' ich stark!
Ließ ich Dich erst d'rum bitten?
Doch laß uns schleunigst hundert Mark
Erpressen einem Dritten."

Dies Attentat vollbrachten sie rasch.
Dann gingen Sie fröhlich zum Sekte,
Wo Jener erstaunt in seiner Tasch'
Auch hundert Mark entdeckte!

Der And're: „Du hatteſt noch Geld zu Haus
Und hieltſt es für Dich? Das ist schmutzig!"
„Mein Herr, Ihre Karte bitt' ich mir aus!"
Entgegnet der Eine trutzig.

Sie schlugen sich auf Pistolen brav.
In's Herz schoß der And're den Einen —
Und weil sie gleiches Geschick stets traf,
So müssen wir Beide beweinen.

Ihr Sterben in vielversprechender Kraft
Ist doppelt zu beklagen,
Weil sie germanische Wissenschaft
Nach Siam hätten getragen.

München. Franz Held.

Das Jubiläumsfest für König Ludwig I. Augustus in Bayern.

Gedenkworte zum 25. August von *.*

Wo immer heutzutage in deutschen Landen eine patriotische Feier begangen wird kommt mit vielem Rechte zuerst in Frage, was hat dieselbe für eine nationale Bedeutung? Hierauf kann die Antwort nirgend zur größeren Befriedigung erteilt werden, als beim Säkularfeste der Geburt König Ludwig I. von Bayern. Er war der deutscheste unter allen deutschen Fürsten. Mit Grund legt ihm sein erster Geschichtsschreiber den Ehrentitel Ludwig Augustus bei, denn er hat ein neues augusteisch-medicäisches Zeitalter begründet und die deutsche Kunst neu aufleben gemacht. Seine Regierung ist geradezu das Zeitalter der Wiederge-

burt der Künste, und daß Deutschland der Mittelpunkt dieser Bestrebungen geworden ist (wogegen Italien fast verschwindet), daß wir auch im Kunstwerke den Aufschwung des XV. und XVI. Jahrhunderts wiederholten und die Nachbarstaaten bereits überflügeln, ist thatsächlich sein Werk. Wollte doch die aus allen deutschen Landen in München sich sammelnde Künstlerschaft den Kunstmäcen auf dem Throne für seine unvergänglichen Verdienste sogar als König der Künstler krönen!

Am meisten ins Gewicht fällt bei der geplanten Ludwigsfeier die Hebung und Kräftigung des deutschen (oder wie der König immer schrieb: teutschen) Nationalgefühls. Er hat es vor allem dahingebracht, was in Bayern nach der

König Ludwig I. von Bayern.

langen franzosenfreundlichen Politik des Ministers Grafen Montgelas keine Kleinigkeit war, daß ein vollständiger Umschwung in der Volksgesinnung eintrat. Er faßte schon als Prinz von zwanzig Jahren, als Deutschland in Folge des Rheinbundes und der Besiegung Oesterreichs und Preußens im Zustande der tiefsten Erniedrigung sich befand, den Plan zur Gründung eines National-Heiligtums, der „Walhalla." Kronprinzen pflegen sonst keine hervorragende Rolle zu spielen, aber Ludwig von Bayern war der Mittelpunkt aller Deutschgesinnten. Wer hat im Ankampf gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft mehr gewagt als der Bayerprinz? Als ein Göthe kein anderes Wort fand als: „Schüttelt nur an euren Ketten,

der Mann ist euch zu stark!" — als Schiller mit seinem Wilhelm Tell unwillkürlich nur die Abneigung der Schweizer gegen alles Deutsche vermehrte, als Theodor Körner, Eichendorff und Schenkendorf noch keinen Befreiungsgesang angestimmt, gab er schon 1807 zur nationalen Umstimmung den Ton an. „Auf ihr Teutschen, sprengt die Ketten, die ein Korse euch hat angelegt, Eure Freiheit könnet ihr noch retten, teutsche Kraft sie ruht noch unbewegt." Man kann an der Form seiner Gedichte mäkeln, aber der Geist, der sich darin offenbart, ist kerndeutsch. Er hat bei der bittersten Knechtung der Nation niemals an dem Wiederaufleben der Nation verzagt, und es war ihm heiliger Ernst, wenn er weiter singt: „Hätt' für immer auf den Thron verzichtet, Retter meines Vaterlands zu sein, wenn durch mich des Feindes Macht vernichtet und geendiget der Menschheit." Es wäre ein schwerer Verlust für die deutsche Litteratur und für die Geschichte der nationalen Erhebung, wenn diese Gedichte, bestimmt den germanischen Geist und kriegerischen Enthusiasmus zu wecken, sich nicht verbreitet hätten, und wie lodert in all seinen politischen Liedern dasselbe Feuer!

König Ludwig verdiente der Deutsche zu heißen, wäre nicht schon ein Anderer ihm mit dieser Benennung zuvorgekommen. Er setzte nicht bloß die Krone, sondern beinahe das Leben aufs Spiel, indem er als offener Widersacher Napoleons auftrat. Als 1809 die französischen Armeen in Spanien gebunden waren, spornte er, so viel an ihm war, den Wiener-Hof durch den kaiserlichen Gesandten in Bayern, den Bruder des österreichischen Premierministers Graf Philipp Stadion zur Kriegserklärung, und als die Nachricht vom glorreichen Siege zu Aspern in München diplomatisch vertuscht werden wollte, versammelte er im Gesandtschaftspalais den gewohnten Cirkel deutschgesinnter Männer zu einem Triumphbanket, wobei er als Trinkspruch sein Pereat Napoleon in die Versammlung rief, und mit dem Glase so heftig anstieß, daß der Fluchbecher einen Sprung erhielt. Als er denselben bei festlicher Gelegenheit 1859 wieder zu Gesicht bekam, rief er lebhaft bewegt: „Meine Gesinnung ist noch dieselbe, obwohl ich um fünfzig Jahre älter geworden!"

Diese Szene erregte das größte Aufsehen in und außer Deutschland und der kühne Sprecher erhielt vom eigenen Vater drei Tage Arrest im Schlosse zu Nymphenburg (sic!). Napoleon schäumte vor Wut und bedrohte ihn mit dem Schicksal des Herzogs von Enghien, ja mit der Entfernung der Dynastie, indem er den Reichsmarschall Berthier, Fürsten von Neuchatel, als Gemahl einer Wittelsbacherin gleich Eugen Beauharnais, in Aussicht nahm. Hatte doch der noch nicht neunzehnjährige Prinz schon bei der Siegesfeier der Schlacht bei Austerlitz in Straßburg Angesichts der Kaiserin Josephine den Franzosen das ominöse Wort entgegengeschleudert: „Das sollte mir das liebste Siegesfest sein, wenn Straßburg, die Stadt, wo ich geboren bin, wieder zu Deutschland käme!" Und diese Sprache hat sich 1870 wie eine Prophezeihung erwiesen und herrlich erfüllt!

Des Weiteren verbannte König Max Joseph seinen nur zu deutsch gesinnten Sohn, welchen später Metternich als den gekrönnten Vorläufer der deutschen Burschenschafter verdächtigte, unter dem Namen eines Statthalters nach Salzburg und Innsbruck, wo er nicht verfehlte, seine Sympathien für die Tiroler kundzugeben, die sich dem deutschen Reichsfeinde gegenüber wie ein Mann von Ehre benommen. Sein Herz schlug höher bei der Nachricht von der Leipziger Völkerschlacht, welche er mit Arminius Sieg im Teutoburgerwalde verglich. Der Anschluß Bayerns an die Alliirten war vor der Schlacht bekannt geworden und zog sofort den Abfall der Sachsen und Württemberger nach sich. Ludwig stiftete zum Andenken an den 18. Oktober einen Fond von 12,000 Gulden für Armenausspeisung, welche Opfer er aber zur Ausrüstung der Landwehr gebracht, deren Oberkommandant er war, ist nachgewiesen. In diese Zeit fällt sein Nachruf an Körner in begeisterten Strophen „Auf Lützow's wilde Jagd", und „Lesend in Theodor Körner's Leyer und Schwert", sowie sein Carmen: An Preußens verewigte Königin Louise." Die höchste kriegerische Lust regte sich in ihm: „Obgleich in mir die Ahnung ist und

war, dann auf dem Schlachtgefild gewiß zu sterben." Beim „Klang des bayerischen Schützenmarsches" im Januar 1814 klagt er das Schicksal an: „Daß es mich vom Kampf entfernt hält; den Tyrannen helfen zu bezwingen, siegend selber nach Paris zu dringen, dies Gefühle ersetzet keine Welt." Obwohl nicht von Natur zum Soldaten bestimmt, wie Friedrich II., dessen Tod seinem Geburtstage genau um 8 Tage vorausging, so daß beide Säkularfeste in dieselbe Zeit fallen, fühlte er doch, Soldat zu sein mit Leib und Seele. Beide Herrscher repräsentieren gewissermassen den Charakter von Nord- und Süddeutschland, das ganz auf den Kriegsfuß gestellte Preußen und den allen Künsten des Friedens und den Musen huldigenden Süden. Als Napoleon von Elba losbrach, griff der Kronprinz von Bayern neuerdings in die Saiten: Die Trompete hör' ich jetzo schallen, in den heil'gen Kampf zu wallen, meinem Auge wird es wieder licht. In der Ruhe muß der Mensch verflachen, aber wenn die Feuerschlünde krachen, fällt von ihm das beugende Gewicht."

Selbstverständlich reichte der Einfluß des grunddeutsch gesinnten Wittelsbachers nicht entfernt hin, nach dem zweiten Pariser Frieden die Herausgabe von Elsaß-Lothringen zu erwirken; er mußte sich begnügen, wenigstens die Rückerstattung der geraubten Kunstwerke zu betreiben, von welchen er bei dieser Gelegenheit viel für den „Kronprinzenbau," die nunmehrige Glyptothek, erwarb. Um so mehr hatte er nun im Frieden den Grundsatz im Auge: „Ohne Kunst und ohne Dichtung hat das Leben keinen Schwung, sie nur geben höhr'e Richtung, freudige Begeisterung." Die Hoffnungen der Patrioten waren nach der langen Reaktion der schrankenlosen Regierungen gegen den deutschen Volksgeist auf König Ludwig I von Bayern gegründet, da dieser endlich den Thron bestieg. Der Dichter Graf von Platen begrüßte ihn mit der Ode:

Vom Sarg des Vaters richtet das Volk sich auf,
Du hast mit uns erlitten den Fluch des Siegs,
Gezählt die Todtennarben der Jünglinge,
Die Deiner Ahnherrn Strom, der Rhein, sah
Seelen verhauchen für deutsche Freiheit u. s. w.

Nun war sein Erstes, deutsche Männer an die Hochschulen zu berufen um sein Volk von den Franzosen abzukehren und den Nationalgeist zu wecken — wie Preußens König im tiefsten Unglück die Regeneration mit der Gründung der Universität Berlin, begann. Bayern erlangte zuerst unter den deutschen Staaten eine konstitutionelle Verfassung, und allein der Bayernkönig begeisterte sich für Völkerfreiheit Während alle Kabinete gleichgiltig blieben, öffnete der sonst so sparsame Monarch seine Kasse, ließ im ganzen Lande sammeln und rief 1822 den Nachkommen des Periander und Perikles zu: „Hellenen, kämpft den Kampf des Todes, verlassen von der ganzen Welt!" Mit demselben Feuer trat er für die Erlösung Schleswig-Holsteins vom dänischen Drucke ein, und der königliche Sänger empfing die gerechte Anerkennung:

„Ist Deutschlands Schmerz ein kleiner,
Und bleibt er unerhört,
Ist auf den Thronen Keiner,
Der Fürsten auch nicht Einer,
Den uns're Schmach empört?"

Darauf lautete die Antwort:

„Es hat uns nicht betrogen
Der Wittelsbacher Blut,
Er hat nicht scheu erwogen,
Er ist vorangezogen
Mit ritterlichem Mut."

Die mit Anfang der dreißiger Jahre am Hambacher Feste wie beim Frankfurter Putsch losbrechenden Demagogen, welche die Nation in eine einer Republik

einigen wollten, durchkreuzten allerdings seine fürstlichen Pläne. Er wußte, daß seine Bayern so gut wie die Preußen von Natur aus monarchisch angelegt seien, und wehrte sich gegen den Umsturz. Aber nach wie vor verbannte er alles Fremdländische von seinem Hofe. Wie er den Befreiungstempel bei Kehlheim an dem deutschen Strome aufgerichtet, ließ er seinem Volke beharrlich eine deutsche Erziehung angedeihen, und hauptsächlich sein Verdienst ist es, wenn 1870, welches Jahr er leider nicht mehr erlebte, der bayerische Stamm mit den Franken und Schwaben wie Ein Mann aufstand, und die Intriguen Napoleons III. vereitelt wurden, in diesen die alten Waffenbrüder zu suchen. Um den Norden und Süden Deutschlands sich näher zu bringen, hatte er den Plan Karls des Großen zur Ausführung gebracht und den Donau-Mainkanal gebaut, auch zuerst den Zollverein zwischen Bayern und Württemberg in's Leben gerufen, der durch Preußen erweitert, wesentlich zur National-Einigung und Wiederaufrichtung des deutschen Reiches beitrug.

Andern zum Vorbilde schöpfte er seinen Kindern deutsche Namen, wie Luitpold Adalbert, Mechtild, Hildegarde, Adelgunde.

Er gebot nur über einen Staat von fünf Millionen; hätte sein Machtwort so weit gereicht, wie das unseres großen Reichskanzlers, er mochte wohl das Mandat ausgehen lassen, auf das wir mit Sehnsucht warten: Jeder Deutsche muß einen deutschen Namen führen, auf welchen er getauft und getraut wird, ohne den er kein Rechtsgeschäft abschließen kann und mit welchem er auch aus dem Leben geht. Es würde namentlich unserer Selbstentfremdung ein Ende machen. Die Bayern sind noch der mächtigste und urkräftigste Volksstamm unter angestammten Herrschern, der noch seinen alten Namen bewahrt hat, zugleich das Bindeglied zwischen dem deutschen und österreichischen Kaiserreiche.

Die Zeit der vollen Anerkennung des hohen Genius unseres großen Königs Ludwig steht erst bevor, auch hat noch kein Bayerfürst ein solche Säkularfeier erfahren. Er sprach es mit Recht aus: „Ich denke deutsch, meine ganze Politik ist deutsch, aber ich baue nicht deutsch!" — insoferne nämlich nur Ein gothischer Dom auf seine Anregung erstand; für die prächtige Restauration alter Kathedralen war er allerdings thätig. Die bayerischen Geschichtsbilder in den Arkaden sind erloschen, um so großartiger offenbaren sich die Fresken im neuen Königsbau in den Nibelungensälen, im Karolinger-, Hohenstaufen- und Habsburger-Saal — welcher Deutsche war vor sechzig Jahren so großer nationaler Gedanken fähig und hat sich seine Künstler zur Ausführung herangezogen?

Die einzige Klage kam über seine Lippen: daß Norddeutschland Alles voraus haben und die Ebenbürtigkeit des Südens, den hier vorherrschenden, von ihm genährten deutschen Geist nicht anerkennen wolle. Dieser Geist hat sich wahrlich auf allen Schlachtfeldern im deutsch-französischen Kriege bewährt, wo immer die Bayern zum Treffen kamen, und wird sich ebenso in aller Zukunft bewähren! Die Unterschätzung nicht sowohl der allzeit schlagfertigen Mannestüchtigkeit der Bayern, sondern vielmehr ihres germanischen Geistes läßt sich bei dem bevorstehenden Jubiläum gut machen, indem alle Deutschen in Ludwig I. den großen König feiern, der während seiner Regierung Bayern zu einer geistigen Großmacht erhoben und wesentlich auf die Erhebung, Machtentwicklung und den neuen Geist der im lang ersehnten Reiche frisch geeinigten Nation hingewirkt hat. Er hat die Parole ausgegeben, welcher wir jetzt und fürder unentwegt treu zu bleiben gedenken: Wir wollen Deutsche sein und Bayern bleiben!

Münchener Künstler-Besuche.

Von M. G. Conrad.

I.

„Weißt Du schon die Neuigkeit? Der Maler Ernst Zimmermann ist zum Professor ernannt worden — und wer meinst Du noch mit ihm?"

„Nun?"

„Bruno Piglhein! Was sagst Du dazu? Wie kommt Saul unter die Propheten?"

„Sehr einfach: Saul hat so viele Schüler und Nachahmer gefunden, daß er selber eine Prophetenschule aufthun und die Anerkennung der andern Schulvorsteher erzwingen kann."

„Nein, ohne Scherz — der Prinz-Regent selbst hat die Ernennung vollzogen."

„Das ehrt ihn und den Künstler gleichermaßen. Piglhein ist ein großer, echter Künstler und der Prinz-Regent als Kenner wie Anerkenner gleich fein und prompt."

„Aber die Auszeichnung kann doch nur dem Panorama-Maler der Kreuzigung Christi gelten?"

„Piglhein hat ja nie etwas anderes als Panorama gemalt!"

„Das ist boshaft, Freund, boshafter, als ich Dir zugetraut."

„Ganz und gar nicht. Die ganze Reihe jener sensationellen Piglhein'schen Frauenbilder, welche den prüden Zöpfen soviel Haarweh verursacht, ist für mich Panoramakunst, d. h. jene außerordentliche Verkörperung des malerischen Gedankens in solcher Kraft und Schönheit der Täuschung, daß die Nerven des Beschauers einen geradezu beängstigend deutlichen, sinnlich-geistigen Eindruck empfangen. Siehst Du in dieser durchdringenden Wirkung ein Unrecht?"

„Ja und nein. Die Lust und Kraft zur Täuschung darf in der Kunst nicht bis zur raffinierten Effekthascherei getrieben werden. Die wahre Kunst will Wirkung, aber nicht Effekt; das ist eine feine Nüance, aber . . ."

„Bitte, das ist gar keine Nüance, das ist deutsche Wortklauberei, Begriffsspielerei, Pedanterie. Doch darüber noch zu streiten, wäre Stimmungs- und Zeitverderb, mein Freund . . ."

„Ganz recht: Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen . . . Schließlich kommst Du gar noch mit der Behauptung: Piglhein war nie etwas anders als religiöser Maler — einfach, weil er's für ersprießlich erachtet hat, eine gute Gelegenheit auszunützen und das Kreuzigungs-Panorama zu schaffen."

„In der That, Freund, Piglhein ist von Natur der religiöse Maler par excellence. Er ist einer der ersten Heiligenmaler unserer Zeit . . ."

„Prachtvoll! Dann hat der heilige Johannes in der Wüste nicht von Heuschrecken und wildem Honig, sondern von Hummersalat und Champagner gelebt — und die Damen, die sich von ihm belehren und taufen ließen, haben ihre fromme Erziehung auf den Pariser Boulevards und in den cabinets particuliers fortgesetzt und vollendet."

„Milde geurteilt: Dein Eifer macht Dich unartig. Jetzt ist's an mir zu zitieren: Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen! Ein Freund bemerkte neulich in Bayreuth: Es gibt diatonische und chromatische Menschen; die diatonischen können eine gewisse Musik, z. B. die von Tristan und Isolde, nicht verstehen und nicht ertragen. So liegt auch bei Dir, dem Akademiker und Metaphysiker, eine natürliche Schranke vor, über die Du in der Kunst niemals hinwegkommen wirst . . ."

„Und die wäre, um Vergebung?"

„Die Unfähigkeit, Kunst und Leben ohne gewisse akademische Moralitäten und metaphysische Voraussetzungen zu betrachten und zu genießen."

„Und die Nutzanwendung in unserm Falle?"

„Wer den tief heiligen, religiösen Zug in Pigleins Malerei, auch in seinen

von Euch einst als frivol und effekthascherisch so arg verlästerten Darstellungen gewisser Damentypen — erkennen will, der muß mit reiner künstlerischer Lust auf das Leben in jeder Gestalt blicken können, der muß so empfindungskeusch und gefühlsstark sein, mit herzlichem Genuß das Menschenleben wie ein Stück Natur zu betrachten, auch das sogenannt sündhafte und hypermoderne . . ."

„Ich bitte Dich, hör' auf! Ich räume Dir gern ein, daß mir diese Vielartigkeit künstlerischer Befriedigung versagt ist. Ich bin auch gar nicht unglücklich, an gewissen halbverwesten, gepuderten und parfümierten Piglhein'schen Pastelldamen den Geruch der Heiligkeit nicht wahrnehmen zu können."

„Je nun, ich mute niemand eine unmögliche Empfindungs- und Gemüts-Steigerung zu. Aber Dir, dem Reinen, wird doch Etwas an Piglheins sämmtlichen Bildern behagen: die reinliche Mache, die saubere Technik?"

„In diesem Punkte hat sich meine Auffassung des Piglhein'schen Talents allerdings wesentlich gebessert."

„Braves Geständnis! O, ich erinnere mich noch ganz wohl: vor vier, fünf Jahren da war Euch sittsamen Akademikern der ganze Piglhein noch ein Greuel; der elegante Lebemann, der verwöhnte, exzentrische Genußmensch, der Taschenspielkünstler mit Pastellstiften, der Farben- und Formenvirtuos — das und noch viel anderes wurde zusammengequirlt und daraus eine höchst zweifelhafte Kunsterscheinung konstruirt. Heute freilich, wo er ein homme rangé ist, ein riesengroßes, ernstes Stück Arbeit in seinem Kreuzigungsbilde vor die bewundernde Welt hingestellt hat . . . und jetzt sogar Professor geworden ist, da lenkt man ein."

„Na, na, na. Eine gesunde, unbefangene Kritik fände auch noch an dem Panorama-Bilde Material genug, um . . ."

„Um sich die wackeligen Zähne auszubeißen. Aber es ist politischer, ihm die Meisterschaft in Bausch und Bogen zuzugestehen und dafür seine Schüler und Nachahmer, die sich noch nicht wehren können, mit Skorpionen zu züchtigen. Da ist z. B. Koppay . . ."

2.

„Ja, der Koppay, da kommst Du mir gerade recht, Anwalt der gekränkten Genies! Zunächst: Piglhein ist eine Künstlernatur durch und durch, bis in die Fingerspitzen geladen mit feiner, nervöser Poesie, ein spezifisch modernes Talent von außerordentlicher Kraft . . ."

„Ah! Nun übertrumpfst Du meine Bewunderung."

„Aber dieser ungarische Schnellkünstler ist überhaupt kein Künstler . . ."

„Also kein Künstler, sondern bloß Ungar. Bei dem stolzen, ritterlichen Selbstbewußtsein dieser begabten Nation ist auch das schon etwas. Zudem hat er eine Schule durchgemacht, die sich sehen lassen kann — und das sollte bei Euch Akademikern von des unfehlbaren Schulsacks Gnaden immerhin etwas gelten."

„Der Mann ist ja gar kein Maler!"

„Das stimmt zum Teil: Koppays Beruf war meines Wissens zunächst nicht auf die Malerei, sondern auf die Baukunst angelegt. Er hat nach seinen Vorstudien in Budapest die Architektur-Fachschule am Wiener Polytechnikum absolvirt, sodann im Atelier des Dombaumeisters und Erbauers des Wiener Rathauses Prof. Schmidt gearbeitet. Hier lernte er seinen Schicksalsmann, den dämonischen Farbenträumer Makart kennen . . ."

„Ja, der fehlte ihm noch, der selige Signor Asphaltini . . ."

„Billiger Spott. Dann arbeitete er lange Zeit bei Hans Canon . . .

„Auch eine Größe, die durch die Magie der Reklame in einem unheimlich grellen Lichte schillert."

„Aber bester Freund, Du bist in einer Laune des Absprechens . . ."

„Nein, ernsthaft: ich ringe nach Gerechtigkeit in meinen Urteilen wie irgend Einer. Aber mich verstimmt der Schwindel, den diese jungen Größen des Tages mit sich treiben lassen. Ich bin nicht gleichgiltig gegen aufstrebende Talente, noch weniger

feindselig. Nur sollten diese Herren den Kampf um Dasein und Anerkennung mit etwas solideren Waffen führen."

„Du stellst damit allerdings keine übertriebene Forderung. Dabei ist jedoch Eins zu bedenken: Die ganze Taktik der Feindseligkeit gegen einen aufstrebenden Künstler besteht heutzutage darin, mit der Miene absoluter Gleichgiltigkeit die vernichtendsten, schmerzlichsten Urteile vorzutragen — Urteile, die so sachlich, so unbefangen, so technisch korrekt klingen, daß sie den Betroffenen zur Verzweiflung treiben können, denn gegen die Ungerechtigkeit und Unehrlichkeit, die sich in solche Formen kleidet, ist nicht anzukommen. Da verlangt man dann noch, der also Mißhandelte solle wählerischer in seinen Mitteln sein, um sich Licht, Luft und ein Bischen liebevolle Anerkennung in diesem Tumult der Absprecherei zu erkämpfen!"

„Donnerwetter, ist das eine Strafpredigt! Also ich will in mich gehen und Buße thun, soweit ich gesündigt. Daß ich aber Puppengesichter mit den Augen und Mienen der Modellköpfe in Modejournalen für Shakespeare'sche Frauengestalten halten soll, wie Herr Koppay will, dazu kann ich mich nicht verpflichten."

„Wer verlangt das? Alles mit strenger Wahl: einige dieser Shakespeare-Köppayaden sind allerdings kaum ernsthaft zu nehmen; es sind interessante Farben- und Kostümspiele, die ihre Seelenlosigkeit nur mühsam verbergen. An Pilghein, seinem Vorbilde, hat Koppay mit ungeheurem Geschick all' die blendenden Vorteile virtuosester Pastell-Mache abgesehen. Er ist reicher in der Farbe, als sein Meister, und seine Farbe hat oft noch mehr Körper und plastische Fülle. Allein in der scharfen, charakteristischen Beseelung, in der überzeugenden Individualisierung bleiben die Koppay'schen Phantasiebilder noch weit hinter den Pilghein'schen zurück. Eine Ausnahme jedoch: als Porträtmaler ist Koppay bereits auf einer Stufe der Tüchtigkeit angelangt, die den Widerspruch zum Schweigen zwingt. Und in seinen Genrebildchen aus der Kinderwelt entfaltet er soviel drollige Laune und geistreichen Humor, daß man ihm dafür einige technische Fehlgriffe nachsehen kann. Und sein „König auf dem Paradebett" — ist das Bild nicht von ergreifender Wahrheit?"

„Lieber Freund, ich bin des Widerspruches müde. Für heute wenigstens. Zu meiner Erholung einen Vorschlag, den du nicht allzu seltsam finden darfst: Suchen wir Koppay in seinem Atelier auf und belauschen wir ihn einmal bei der Arbeit, dann wollen wir zu gelegener Stunde weiter über ihn verhandeln."

„Angenommen!"

Notiz.

Nach Redaktionsschluß (6. August) ging uns eine längere Entgegnung des Herrn Dietrich Theden aus Leipzig auf unsere Zuschrift aus dem Leserkreis im Juliheft zu. Wir werden das interessante Schriftstück im nächsten Hefte veröffentlichen.

Die Redaktion.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, k. b. Hofbuchhändler. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer) sämtliche in München.

Die Gesellschaft.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. September 1886. 2. Band 3. Heft.

Liebe und Brod.

Schwedische Novelle von August Strindberg.

(Nachdruck verboten.)

Der Herr Sekretär hatte ganz gewiß nicht nach den Kornpreisen gesehen, als er bei dem Major vorfuhr um zu freien. Aber der Major hatte nachgesehen.

„Ich liebe sie," — sagte der Sekretär.

„Wieviel verdienst Du?" — fragte der Alte.

„Freilich nur 1200 Kronen, aber wir lieben einander, Onkel." —

„Geht mich nichts an, aber 1200 Kronen Fixum ist zu wenig."

„Und dann habe ich Extra-Einnahmen — und die holde Luise kennt mein Herz."

„Schwatz kein dummes Zeug — wieviel hast Du Extra-Einnahmen?"

„Es war im Tiergarten, als wir uns zum erstenmal trafen . . . ."

„Wieviel hast Du extra?" sagte er jetzt mit strenger Betonung und setzte die Bleifeder an.

„Und Ihr Vaterherz . . ."

„Wieviel hast Du extra?" — Er kritzelte einige Krähenfüße auf das Löschpapier.

„O, das geht wohl an, wenn man nur . . ."

„Willst Du mir antworten oder nicht? Wie hoch belaufen sich die Nebeneinnahmen? Ziffern! Ziffern! Fakta!"

„Ich habe Uebersetzungen für 10 Kronen den Bogen, gebe französischen Unterricht, habe auch Aussicht auf Korrekturlesen . . ."

„Aussichten sind keine Fakta! Ziffern, mein Junge, Ziffern! Was für eine Uebersetzung hast Du gegenwärtig in Arbeit?"

„Das kann ich Dir nicht sogleich sagen."

„Das kannst Du nicht gleich sagen? Du hast ja eine Uebersetzung sagst Du, kannst Du nicht sagen, was es ist? Was ist das für dummes Zeug?"

„Ich habe Guizot, Geschichte der Zivilisation, 25 Bogen."

„Zu 10 Kronen den Bogen, macht 250 Kronen. Und dann?"

„Dann? Das weiß man doch nicht im voraus!"

„Na, schwätze doch nicht! Das weiß man nicht im voraus! Das muß man ja gerade im voraus wissen! Du meinst wohl, wenn man sich verheiraten will, braucht man nur zusammen zu wohnen und sich zu schnäbeln? Nein, mein Junge, nach neun Monaten kommen Kinder, und Kinder wollen Brod und Kleider haben."

„Es muß doch nicht gleich Kinder geben, wenn man sich liebt, Onkel, wie wir . . ."

„Zum Kukuk, wie liebt Ihr Euch denn?"

„Wie wir uns lieben?" — Er legte die Hand auf den Westenaufschlag. —

„Gibt es keine Kinder, wenn man sich liebt wie Ihr? Narr! Aber Du scheinst ein ordentlicher Kerl zu sein, darum magst Du Dich verloben; aber benutze Deine Verlobungszeit wohl dazu, Brod zu schaffen, denn hier stehen harte Zeiten bevor, die Kornpreise steigen!"

Der Sekretär wurde aber ganz rot, als er die letzten Worte hörte; doch die Freude, sie zu bekommen, war so groß, daß er die Hand des Greises küßte. Und,

du lieber Gott, wie war er glücklich! Und wie war sie glücklich! Als sie zum erstenmal Arm in Arm über die Straße gingen, da strahlte ein Lichtschein von ihnen aus und sie glaubten, daß die Leute stehen blieben und Spalier bildeten, um bei ihrem Triumphzuge als Ehrenwache zu dienen. Sie gingen hindurch mit stolzen, frohen Blicken, erhobenen Hauptes und leichten Schrittes.

Und dann kam er Abends zu ihr. Und sie setzten sich mitten in den Saal und lasen Korrekturen; sie las vor und er verglich. Und der Alte sagte, daß er doch ein fixer Kerl sei. Und wenn sie fertig waren, sagte er: „Jetzt haben wir drei Kronen verdient.“ Und dann küßten sie sich. Und den folgenden Abend waren sie im Theater und fuhren nach Hause. Das kostete zwölf Kronen.

Und wenn er zuweilen Abends Unterricht zu geben hatte, dann — was thut man nicht der Liebe wegen — ließ er die Stunden ausfallen und kam zu ihr, und dann gingen sie spazieren.

Aber so nahte der Hochzeitstag heran, da änderte sich die Sache. Da gingen sie zu Brunkeberg, um sich Möbel anzusehen und mit dem wichtigsten mußten sie den Anfang machen. Luise wollte nicht mitgehen, als er das Bett kaufen sollte, aber schließlich that sie es doch.

Sie wollten zwei Betten haben, natürlich, die nebeneinander stehen sollten, damit es nicht so viele Kinder gäbe. Natürlich! Und Nußbaum sollte es sein, jedes Stückchen echt Nußbaum. Und dann wollten sie rotrandige Matratzen mit Sprungfedern und Keilkissen mit Federn haben. Und ein jedes seine Decke, aber natürlich gleiche und Luise wollte eine blaue haben, denn sie war blond. Und dann gingen sie zu Laja. Zuerst natürlich eine Nachtlampe aus rotem Glasfluß für das Schlafzimmer und eine Venus in Terrakotta. Und dann das Tischgerät. Sechs Dutzend Gläser von jeder Sorte mit geschliffenen Kanten und dann die Messer und Gabeln geriefelt und gezeichnet. Und schließlich die Küchengeräte, aber da mußte die Mama mitgehn. Und Gott, was hatte er viel zu thun! Wechsel akzeptieren, zur Bank laufen, Handwerker aufsuchen, Wohnung mieten, Gardinen aufstecken. Und er wurde mit allem fertig! Die Arbeit mußte liegen bleiben, aber warte nur, wenn er erst verheiratet war, wollte er alles nachholen. Sie wollten für den Anfang nur zwei Zimmer haben, denn sie wollten verständig sein! Aber wenn man nur zwei Zimmer haben würde, dann konnte man sie auch gemütlich einrichten. Und so wurden zwei Zimmer und eine Küche gemietet, eine Treppe hoch in der Regierungsstraße, für 600 Kronen. Und als Luise die Bemerkung machte, daß man ebensogut drei Zimmer und Küche vier Treppen hoch für 500 Kronen hätte mieten können, da wurde er etwas verlegen; aber was machte das, wenn man sich nur lieb hatte. Ja, das war auch Luisens Ansicht, aber sie meinte auch, es würde die Liebe nicht beeinträchtigen, wenn man drei Zimmer zu niedrigerem Preise zweien zu höherem Preise vorzöge. Ja, er war thöricht gewesen, das wußte er, aber das machte nichts, wenn man sich nur liebte. Und so waren die Zimmer in Ordnung. Und die Schlafkammer war wie ein kleiner Tempel. Und die beiden Betten standen da nebeneinander wie zwei Equipagen. Und die Sonne schien gegen die blaue Decke und die weißen, weißen Laken und die schmalen Kopfkissen, auf welche eine unverheiratete Tante die Namen gestickt hatte. Es waren große blumige Buchstaben, die sich ineinanderschlangen, wie zu einer einzigen Umarmung und sich hie und da küßten, wo sie in Knoten zusammentrafen. Und die Frau hatte ihren Alkoven für sich und davor einen japanesischen Schirm. Und im Salon, der Speise-, Arbeits- und Empfangszimmer zugleich war, stand ihr Pianino (welches 1200 Kronen gekostet hatte), und da stand sein Schreibtisch mit zehn Schubladen, jedes „Bischen“ aus Nußbaum, und die großen Wandspiegel mit ganzen Scheiben und die Fauteuils, das Buffet und der Eßtisch. Man sah, daß wirklich Leute in dem Zimmer wohnten und sie konnten nicht begreifen, was man mit einem Speisezimmer solle, das mit seinen Rohrstühlen immer so ein ungemütlicher Raum sei! Und dann kam die Hochzeit an einem Samstag Abend! Und dann am Sonntagmorgen! Hei, welch' ein Leben! Ist das schön, verheiratet zu sein! Was ist die Ehe für eine herrliche Erfindung!

Man kann ja gerade machen was man will! Dann kommen Eltern und Geschwister und gratulieren einem noch dazu!

Und die Schlafstube liegt dunkel noch um neun Uhr Morgens. Er will die Laden dem Tageslicht nicht öffnen, sondern zündet noch einmal die rote Nachtlampe an und die wirft ihren bezaubernden Schein über die blaue Decke und die weißen Laken, die etwas zerknittert daliegen, und die Biscuit-Venus steht da, rosenrot und ohne sich zu schämen. Und dort liegt die kleine Frau, so selig erschöpft, aber so munter, als ob es das erstemal in ihrem ganzen Leben wäre, daß sie gut geschlafen hätte. Und heute wird auf der Straße nicht gefahren, denn es ist Sonntag und die Glocken läuten zum erstenmal so jubelnd, so schnell, als ob sie die ganze Welt zusammenrufen wollten um Dank und Lob zu singen dem, der da Mann und Weib geschaffen. Und er flüsterte der kleinen Frau in's Ohr, daß sie sich umwenden solle, er will gehen und das Frühstück bestellen. Und sie steckt den Kopf in die Kissen. Und er schlüpft in den Schlafrock hinter den Schirm, um etwas Toilette zu machen. Und dann kommt er hinaus in den Saal und die Sonne zeichnet einen großen strahlenden Weg auf den Teppich und er weiß nicht, ob es Frühling, Sommer, Herbst oder Winter ist — er weiß nur, daß es Sonntag ist! Und er fühlt seine Junggesellenzeit wie etwas Garstiges, Dunkles von dannen weichen, und in seinem Hause fühlt er einen Hauch von dem alten Heim und zugleich von der zukünftigen Heimat seiner Kinder.

Hei, wie ist er stark! Er fühlt die Zukunft sich entgegenkommen wie einen Berg! Er wird ihn anblasen und er wird niederstürzen wie Sand vor seinen Füßen, und er wird hinwegfliegen über die Schornsteine und Dachfirsten mit seiner kleinen Frau im Arm.

Und dann sucht er seine Kleider zusammen, die er rings umher im Zimmer zerstreut hatte, und die weiße Cravatte findet er auf einen Bilderrahmen, wo sie saß wie ein weißer Schmetterling. Und dann geht er in die Küche hinaus. Ha, wie das neue Kupfer glänzt und die neuen verzinnten Kasserolen! Das gehört ihm und ihr! Und dann trifft er das Dienstmädchen, welches im Unterrock herauskommt und er wundert sich darüber, daß er ihre Blöße nicht sieht. Sie ist geschlechtslos für ihn! Denn für ihn gibt es nur noch ein Weib! Er fühlt sich keusch wie ein Vater in Gegenwart seines Kindes. Und er gibt ihr Befehl, hinunter zu gehen zu den „Drei Römern" und ein Frühstück zu bestellen, schnell aber, brillant soll es sein, Porter und Burgunder. Der Oberkellner weiß übrigens. Grüßen Sie nur von mir! Und dann geht er und klopft an die Schlafzimmerthür. — „Darf ich eintreten?" Ein leiser Schrei. — „Nein, mein Lieber, einen Augenblick!"

Und dann deckt er selbst den Tisch. Und als das Frühstück kommt, legt er alles auf das eigene Service. Und dann faltet er die Servietten und dann wischt er die Weingläser ab. Und dann setzt er das Brautbouquet in ein Glas vor Luisens Couvert. Und als sie endlich hereinkommt im gestickten Morgenrock und die Sonne sie blendet, bekommt sie eine kleine Ohnmacht, nur eine kleine, so daß er sie niederzieht in's Fauteuil vor dem Frühstückstisch. Und nun mußte sie einen kleinen Gilka nehmen in einem Liqueurglas und dann ein Caviarbrödchen. O, wie wonnig! Man kann ja absolut machen was man will, wenn man verheiratet ist! Was würde die Mama sagen, wenn sie ihre Luise Schnaps trinken sähe! Und er bedient sie, läuft und paßt auf, ganz, als wenn sie noch seine Braut wäre. Welch' ein Frühstück nach solch' einer Nacht! Und niemand hat ein Recht, „etwas zu sagen". Und es ist recht und richtig, man amüsiert sich mit dem besten Gewissen und das ist das angenehmste von allem. Er hatte früher oft ein solches Frühstück mitgemacht, aber welch' himmelweiter Unterschied! Unlust, Unruhe, er wollte nicht daran denken! Und als er nach den Austern ein Glas echten Güteborgsporter trinkt, kann er alle Hagestolzen nicht genug verachten: so dumme Menschen, die sich nicht verheiraten! Solche Egoisten! Sollte man sie nicht besteuern wie die Hunde? Aber die junge Frau wagt einzuwenden so freundlich und nachgiebig wie möglich: Sie glaube, daß

die Armen eher zu bedauern seien, weil sie kein Geld hätten, sich zu verheiraten, denn hätten sie Geld, sie würden sich gewiß allesammt verheiraten!

Und der Sekretär fühlt einen Stich im Herzen und wird einen Augenblick bange, wie wenn man übermütig gewesen ist. Sein ganzes Glück ruhte ja auf einer ökonomischen Frage und wenn . . . wenn . . . Bah! Ein Glas Burgunder! Nun sollte das Arbeiten anfangen! Sie würden schon sehen!

Und dann kommt ein gebratenes Birkhuhn mit Preisselbeeren und Westgräs-Gurken. Die Frau wird etwas bestürzt, aber es ist doch so angenehm!

„Lieber Ludwig" — und sie legt ihre zitternde kleine Hand auf seinen Oberarm — „haben wir die Mittel dazu?" Sie sagt glücklicherweise „wir".

„Bah! Einmal ist keinmal. Später wollen wir Hering und Pellkartoffeln essen. Ißt Du Hering und Pellkartoffeln?"

„Das will ich meinen."

„Ja, wenn Du aus gewesen bist und gezecht hast und ein Glas Chateaubriand dazu bekommst."

„Rede doch nicht. Auf Dein Wohl!"

„Das war ein vortrefflicher Birkhahn. Und dann die Artischocken!"

„Nein, aber bist Du ganz von Sinnen, Ludwig? Artischocken in dieser Jahreszeit. Was werden die kosten!"

„Kosten? Sind sie nicht gut? Na, das ist ja die Hauptsache. Und dann Wein! Mehr Wein! Scheint Dir das Leben nicht schön? O, es ist herrlich, herrlich!"

Um sechs Uhr Nachmittags hielt eine Kalesche vor dem Hause. Die Frau wäre fast ärgerlich geworden. Aber wie war es schön, halbliegend nebeneinander im Fond zu sitzen und sachte hinaus in den Tiergarten zu schaukeln. „Es sei gerade so, als ob man zusammen im Bette läge," flüsterte Ludwig und bekam einen Schlag mit dem Sonnenschirm auf die Finger. Und die Bekannten, welche an den Straßen standen und grüßten, und die Kameraden, welche mit der Hand winkten wie wenn sie sagten: „Aha, alter Gauner, Du hast Geld gekriegt!" Und wie die Menschen da unten klein waren und wie eben war die Straße, wie leicht die Fahrt auf Federn und Matratzen! So sollte es immer sein!

Das dauerte einen ganzen Monat. Bälle, Visiten, Diner, Souper, Theater. Aber zwischen durch waren sie zu Hause. Das war dennoch das Beste. Wie herrlich, nach dem Souper seine Frau von Papa und Mama fortzunehmen, sie ihnen gerade vor der Nase fortzunehmen, sie in einen verdeckten Wagen zu setzen, die Thüre zuzuknallen, den Eltern zuzunicken und zu sagen: „Jetzt fahren wir nach unserm Heim und da thun wir was wir wollen. Und dann daheim nehmen wir ein kleines Vesperbrod und sitzen und plaudern bis zum Morgen."

Und zu Hause war Ludwig immer verständig, grundsätzlich. Eines Tages wollte die Frau ihn prüfen mit Hering, Pellkartoffeln und Hafersuppe. O, wie das gut schmeckte! Er war der feinen Küche überdrüssig. Am folgenden Freitage, als es wieder gesalzene Heringe geben sollte, kam Ludwig nach Hause mit zwei Schneehühnern. Er blieb an der Thüre stehen und rief:

„Kannst Du Dir denken, Lischen, kannst Du Dir etwas so Unerhörtes denken?"

„Nein, was denn?"

„Ja, Du kannst es nicht glauben, wenn ich Dir sage, daß ich, ich selbst, auf dem Gemüsemarkte ein Paar Schneehühner gekauft habe für . . . rate einmal?"

Die Frau sah mehr ärgerlich als zum Raten aufgelegt aus.

„Denk Dir nur, eine Krone das Paar!"

Die Frau hatte einmal das Paar für 80 Ore gekauft, „aber," fügte sie versöhnend hinzu, um ihren Mann nicht gänzlich aus der Fassung zu bringen, „es war viel Schnee in diesem Winter".

„Ja, aber Du mußt einsehen, daß das billig ist."

Was wollte sie nicht einsehen, wenn er nur vergnügt war! Aber am Abend sollten sie Grütze haben zur Probe. Als Ludwig indessen ein Schneehuhn verzehrt hatte, war er so satt, daß er nicht im Stande war, so viel Grütze zu essen, wie er

gewollt hätte, um Luisen zu zeigen, daß er wirklich Grütze essen wollte. Und Grütze aß er gern, aber gegen Milch hatte er solch' einen Widerwillen, seitdem er das Wechselfieber gehabt hatte. Er konnte unmöglich Milch essen, aber Grütze würde er jeden Abend essen, wenn Lischen nur nicht verdrießlich werden wollte. Und so gab es nie mehr Grütze!

Nach Verlauf von sechs Wochen wurde die Frau krank, sie bekam Kopfschmerzen und Erbrechen. Es war nur eine kleine Erkältung.

Aber das Erbrechen dauerte an. Konnte sie etwas Giftiges gegessen haben? War das Kupfergeschirr nicht verzinnt? Es wurde zum Arzt geschickt. Er lächelte und sagte, daß alles in Ordnung sei. Was war es, das in Ordnung war? Sollte? Unsinn, das war nicht möglich. Wie sollte das möglich sein? Nein, es sind die Tapeten im Schlafzimmer, ich sag' Dir, ganz sicher ist Arsenik d'rin. Schicke nur zur Apotheke schnell und laß' untersuchen. „Arsenikfrei" schrieb der Apotheker. Das war doch merkwürdig, kein Arsenik in den Tapeten! Die junge Frau blieb krank. Er las in einem Arzneibuche und dann fragte er seine Frau etwas in's Ohr. Ja sieh, da haben wir's. Ha, nur ein warmes Fußbad. Vier Wochen später erklärte die Hebamme, daß alles in Ordnung sei.

„Ja Ordnung, ja das versteht sich, aber es kam so entsetzlich schnell."

Nun, da es einmal so war, so — o wie schön sollte das werden! Denk, ein Kleines, hurrah! Man sollte Papa und Mama werden! Wie sollte er heißen? Denn es mußte ein Junge werden, das war ganz klar.

Aber nun nahm die Frau ihren Mann bei Seite und redete ernstlich mit ihm. Er hatte weder eine Uebersetzung noch eine Korrektur gehabt, seit sie verheiratet waren, und der Gehalt allein reichte nicht.

Ja, ja, man hatte in Saus und Braus gelebt. Herrgott, man ist ja nur einmal jung, aber von jetzt an sollte es anders werden.

Tags darauf ging der Sekretär zum Aktuar, seinem alten Freunde, und bat ihn, Bürgschaft zu leisten bei einer Anleihe. „Wenn man im Begriff ist, Vater zu werden, siehst Du, lieber Freund, muß man sich auf Ausgaben gefaßt machen.."

„Hab' ich auch immer gedacht," antwortete der Aktuar, „und darum habe ich mich nicht verheiraten dürfen, aber Du bist glücklich, der Du Vermögen hast."

Der Sekretär schämte sich auf seiner Bitte zu beharren. Sollte er die Stirn haben, diesen Junggesellen zu bitten, ihm zu Hilfe zu kommen? Diesen Junggesellen, der keine Mittel hatte, eine Familie zu gründen?

Nein, das konnte er doch nicht!

Als er am Mittag nach Hause kam, erzählte ihm seine Frau, daß zwei Herren da gewesen seien und nach ihm gefragt hätten.

„Wie sahen sie aus? Waren sie jung und trugen sie Pince-nez? Dann waren es sicher zwei Lieutenants, gute alte Freunde aus Vaxholm."

„Nein, es waren keine Lieutenants, sie sahen älter aus."

Aha, nun wußte er. Es waren alte Freunde aus Upsala, wahrscheinlich der Dozent P. und der Gymnasiallehrer R., die nachsehen wollten, wie es dem alten Lube ging, seitdem er verheiratet war.

„Nein, sie waren nicht aus Upsala, sie waren aus Stockholm."

Das Mädchen wurde gerufen. Sie glaubte, die Herren hätten gewöhnlich ausgesehen und Stöcke gehabt.

„Stöcke! Hm!"

Er konnte nicht begreifen, wer das gewesen sein konnte. Nun, man erführe es früh genug, wenn sie wieder kämen. Indessen war er drunten am Kornhafen gewesen und hatte eine Kanne Erdbeeren ergattert für einen wahren Spottpreis. Ja, es war wirklich lächerlich!

„Kannst Du Dir denken, Erdbeeren für 1 Krone und 50 Öre die Kanne in dieser Jahreszeit!"

„Ludwig, Ludwig, wie soll das gehen?"

„O famos, habe heute eine Uebersetzung bekommen."

„Aber Du hast Schulden, Ludwig!“

„Bagatelle, Bagatelle! Warte nur, bis ich meine große Anleihe bekomme.“

„Deine Anleihe! Das gibt ja eine neue Schuld.“

„Ja, aber unter solchen Bedingungen! Komm, laß uns jetzt nicht von Geschäften reden. Sind die Erdbeeren nicht gut? Sollte ein Glas Sherry dazu nicht schmecken? Wie? Lina, geh' hinunter in die Weinhandlung und hole eine Flasche Sherry-Pale! Echten!“

Nachdem er seinen Mittagsschlaf auf dem Sopha gehalten hatte, bat die Frau, ein Wort mit ihm reden zu dürfen, aber er solle nicht böse werden.

„Böse? Er? Gott bewahre! Haushaltsgeld nicht wahr?“

„Nun ja! Das Kontobuch beim Krämer war nicht bezahlt, der Schlachter forderte, der Droschkenkutscher ließ die Thüre nicht kalt werden, kurz es war nicht auszuhalten.“

„Weiter nichts? Die sollen morgen am Tage jeden Pfennig haben. Diese Unverschämtheit, um solche Kleinigkeiten zu mahnen. Sie sollen morgen jeden Pfennig bekommen und dann sollen sie einen Kunden verlieren. Aber nun wollen wir nicht weiter über die Sache sprechen. Wir wollen spazieren gehen. Keinen Wagen. Wir wollen mit der Pferdebahn zum Tiergarten fahren und den Staub des Tages etwas abschütteln.“

Und dann fuhren sie in den Tiergarten. Als sie in die Alhambra eintraten und ein separates Zimmer nahmen, da kicherten die jungen Herren im Sal. Sie glaubten, wir seien auf Abenteuer aus. Wie komisch! So dumm! Aber der Frau gefiel das nicht recht. Und dann diese Rechnung nachher. Wenn wir statt dessen zu Hause geblieben wären, was hätten wir für das Geld kaufen können!

Die Monate gehen, die Zeit naht heran. Es müssen Wiege- und Kinderaussteuer da sein. Und das soll viel sein. Herr Ludwig ist den ganzen Tag aus in Geschäften. Aber die Kornpreise sind gestiegen. Die schweren Zeiten nahen. Keine Uebersetzung, keine Korrektur. Die Menschen sind Materialisten geworden. Sie lesen keine Bücher mehr, sondern kaufen Brod für das Geld. In welcher krass prosaischen Zeit man lebt! Das Ideal verschwindet aus dem Leben, die Schneehühner sind unter zwei Kronen das Paar nicht feil. Die Droschkenkutscher wollen die Sekretäre nicht gratis zum Tiergarten fahren, denn sie haben auch Frau und Kinder, und der Krämer will sogar für seine Waren bezahlt haben. O, welche Realisten!

Der Tag kommt und die Nacht ist nahe. Er muß sich anziehen und zur Hebamme laufen. Er muß das Krankenbett seiner Frau verlassen, um im Vorzimmer die Gläubiger zu empfangen. Und dann hielt er seine Tochter in den Armen. Da weinte er, denn er fühlte die Verantwortung, eine Verantwortung, schwerer, als daß seine Kraft sie tragen konnte und er macht sich neue Gelübde. Aber seine Nerven sind hin. Er hat eine Uebersetzung bekommen, aber er kann nicht dabei sitzen bleiben, er muß unaufhörlich aus in Geschäften.

Er stürzt zum Schwiegervater, der zur Stadt gekommen war, mit der Nachricht:

„Ich bin Vater!“

„Gut,“ sagt der Schwiegervater, „hast Du Brod für's Kind?“

„Nein, augenblicklich nicht, Du mußt helfen, Papa!“

„Ja, für den Augenblick, aber nicht immer! Ich habe nicht mehr, als Luise und die andern Kinder brauchen.“

Und nun soll die Frau Hühner haben, die er selbst auf dem Heumarkte kaufte, und Johannisberger für 6 Kronen die Flasche, echt muß er sein.

Und dann soll die Hebamme 50 Kronen haben. Warum sollen wir weniger geben als die anderen? Hat nicht der Hauptmann auch 50 gegeben?

Die Frau ist bald wieder auf den Beinen. O, sie ist wieder wie ein junges Mädchen, schlank wie eine Tanne, etwas bleich, aber das kleidet sie gut.

Der Schwiegervater kommt und hat wieder eine Unterredung unter vier Augen mit Ludwig.

„Nun sei so gut und komm' mir für's Erste nicht mit mehr Kindern," sagt er, „denn dann bist Du ruiniert."

Welche Sprache von einem Vater! Ist man nicht verheiratet? Liebt man sich nicht? Soll man nicht Kinder haben?

„Ja, aber man soll auch Brod für die Kinder haben. Lieben, das wollen alle jungen Leute, tändeln, in's Bett kriechen, sich amüsieren, aber die Verantwortung!"

„Du bist auch Materialist geworden, Papa!"

O welch' eine elende Zeit! Keine Ideale mehr! Das Haus war unterminiert. Die Liebe lebte, denn sie war stark und die jungen Gemüter waren weich. Die Pfändung stand bevor und der Konkurs drohte. Der Schwiegervater kam mit einem großen Möbelwagen und holte seine Tochter und die Enkelin und verbot dem Schwiegersohne sich zu zeigen, bevor er Brod hätte und die Schulden bezahlt. Der Tochter sagte er nichts, aber als er sie nach Hause führte, war es ihm, als käme er mit einer Verführten heim. Er hatte sein unschuldiges Kind einem jungen Herrn auf ein Jahr geliehen und so bekam er sie ja wieder „geschändet". Sie wollte wohl bei ihrem Manne bleiben, aber sie konnte nicht auf der Straße wohnen mit ihrem Kinde. Und so mußte Herr Ludwig zurückbleiben und zusehen, wie sein Heim ausgeräumt wurde. Aber es war ja nicht sein, wenn er es nicht bezahlt hatte. Ha, die zwei Herren mit den Pince-nez nahmen die Betten und das Bettzeug, sie nahmen die Kupferkasserolen und das Blechgeschirr, Tischservice, Leuchter und Kronleuchter, alles, alles! Und als er dann einsam in den beiden Zimmern stand, o wie leer, wie elend! Wenn er nur sie zurückbehalten hätte! Aber was sollte sie machen hier in den leeren Räumen? Nein, da war es besser, so wie es war. Sie hatte es ja gut!

Und dann begann der grausame Ernst des Lebens. Er bekam Anstellung bei einer Morgenzeitung zum Korrekturlesen. Um Mitternacht sollte er auf dem Bureau sein und um drei Uhr konnte er weggehen. Da es nicht zum Konkurs gekommen war, so blieb er im Bureau, aber Beförderung, daran war nicht zu denken.

Endlich bekam er Erlaubnis, Frau und Kind einmal in der Woche zu besuchen, aber immer unter Bewachung. Und in der Nacht von Sonnabend auf Sonntag mußte er immer in einer Kammer neben der des Schwiegervaters schlafen. Sonntag Abends mußte er wieder zur Stadt, denn am Montag Morgen sollte die Zeitung erscheinen. Und wenn er dann Abschied nahm von Frau und Tochter, die ihn bis zum Thore begleiteten und er ihnen vom letzten Hügel zuwinkte, dann fühlte er sich so elend, so unglücklich, so gedemütigt. Und dann sie! Er hat ausgerechnet, daß er 20 Jahre braucht, um seine Schulden zu bezahlen. Und später! Auch später konnte er Frau und Kind nicht versorgen. Aber seine Hoffnung! Er hatte keine. Wenn der Schwiegervater stirbt, sind Frau und Kind obdachlos und er wagt nicht, ihm den Tod zu wünschen. O wie ist das Leben grausam, so grausam, daß es nicht nur allen Menschenkindern keine Schneehühner und Erbeeren und Bordeaux, sondern nicht einmal Grütze und trockenes Brod zu bieten vermag! Verdammt!

Aus dem Leben einer Tänzerin.

Einer italienischen Handschrift nacherzählt

von Fritz v. Bruck.

(Forts.) (Nachdruck verboten.)

Mit zwölf Jahren tanzte Marietta dall'Oro die Schmetterlings- und Sylphidenrollen in den großen Ballets des San Carlo-Theaters zu Neapel. Merkwürdigerweise war an der jungen, vielversprechenden Tänzerin nichts von jenem krankhaft-

kümmerlichen Aussehen zu bemerken, das diesen Geschöpfen größtenteils eigen ist, da sie des natürlichen Lichtes, der gesunden, freien Luft entbehren, die in jenem Alter ihrer normalen Entwicklung so notwendig wäre, und sich statt dessen in der künstlichen, unnatürlichen Welt der Coulissen voll Staub und Moder herumschlagen müssen. Marietta war ungemein frühreif und hatte gesunde Säfte genug, um all den ungünstigen äußeren Umständen, die ihrem frischen Aufblühen feindlich im Wege standen, das Gegengewicht zu halten.

In duftige Gaze gehüllt, mit wilden Rosen phantastisch bekränzt, die zarten Schultern weit entblößt, so zeigte sie sich zum erstenmal dem in Bezug auf Tanz und Tänzerinnen so sehr verwöhnten napolitanischen Publikum. Die schlanken Arme gemahnten in keiner Weise an jene jungfräuliche Hölzernheit, die in Form eines unschönen Knochens zum Ellenbogen heraufschaut. Beine und Knie zeigten bereits eine feste, stramme Muskulatur.

Marietta war sozusagen mit Flügeln an der Ferse geboren. Ihre künstlerische Ausbildung aber verdankte sie Guglielmo Tirabritto, der, erst noch vielberühmter Tänzer, durch einen unglücklichen Sturz plötzlich zum Invaliden geworden war. Gerade auf dem Höhepunkt seines Ruhmes hatte ihn das Schicksal ereilt und ihm das rechte Bein zerschmettert, als er eines schönen Abends in Bologna — aus Versehen wohl — die Mauern eines Nonnenklosters ersteigen wollte. Daraus folgte, daß er nun bis ans Ende seiner Tage zu einer elenden Krückenexistenz verdammt sein sollte. Indeß, das gesunde Bein besaß immer noch Genie genug für zwei. Dank seiner klugen Ratschläge und Lehren entwickelte sich seine Lieblingsschülerin zu einer vorzüglichen, vielbewunderten, geräuschvoll applaudierten ersten Tänzerin — einer prima ballerina. Ihre knospende, erst werdende Schönheit, die fast noch das Kind durchblicken ließ, und darum ihren Reiz noch erhöhte, weckte manches Verlangen. Marietta's Mutter, eine obskure Statistin und geriebene Spitzbübin, hatte rasch die Situation überschaut und ihren Plan darnach entworfen. Vor allem mußten Knicker und Leute niederer Herkunft ferngehalten werden. General Autrodoco, Kommandant der österreichischen Armee in Italien, bot einen Schmuck im Werte von siebentausend Friedrichs'dor. Ein Prinz von Salerno aus königlichem Geblüt sprach von nichts weniger als einer Trauung auf die linke Hand, die er der Signorina Marietta anbot. Genug, um einer kleiner Tänzerin den Kopf zu verdrehen! So geschah es denn auch. Zur Verwunderung aller Beteiligten jedoch in ganz anderer Weise, als sie sich solches gedacht.

Marietta, die reizende, vielumworbene, vielbegehrte kleine Fee, war eines schönen Morgens fast spurlos verschwunden. Ihr Ritter, ein junger glutäugiger Palermitaner, hatte sie ohne viel Besinnens und ohne lange Unterhandlungen — frischweg entführt! Der geniale Jüngling hatte bislang das Handwerk eines komischen Poeten betrieben und nannte außer seinem Lieb nichts sein eigen als eine Baarschaft von dreißig Piastern. Aber Jugend macht sich keine Sorge; hatte er doch Feuer im Leibe für zehn!

Sechs Monate lang hielten sich die beiden verliebten Kinder, unter dem Schutze Tirabritto's, in einer Vorstadt Catania's am Fuße der Sicilianer Berge verborgen. Es war eine süße, sonnig-morgenfrische Liebe! Die Signorina konnte sich später nie anders als in zärtlichster Rührung des armen Lorenzo erinnern, der so hübsche Sonette machte und so große, große schwarze Augen hatte.

Marietta war launenhaft und eigenwillig wie eine vornehme Dame. Sie war nicht mehr die zarte Sylphide vom San Carlo-Theater! Aus dem frühreifen Mädchen war ein üppiges Weib geworden. Ihre vollen Lippen hatten sich unter Lorenzo's Küssen noch blutiger gefärbt und stachen jetzt verführerisch ab von der vornehmen Blässe des Gesichts. Verschleiert lag in dem Abgrund ihrer Augen die ganze wollüstige Wonne des genossenen Glücks.

Sie tanzte nun am Hofe von Modena. Vor Kurzem noch so unschuldsvoll und mädchenhaft scheu, erging sie sich jetzt beim Tanze in weichen, wollustatmenden, faszinierenden Wendungen und Drehungen. Es schien, als berauschte sie sich selbst

am Tanz und ihrer eigenen Schönheit. Wie Flammen ging es von ihr aus, und in jeder ihrer Bewegungen lag die Erinnerung an brünstige Umarmungen. Mächtig nahm sie die Sinne der Zuschauer gefangen und brachte das ganze Herzogtum in Aufregung.

Franz von Este selbst kam eines Abends, allein und verkleidet, um an ihre Thür zu klopfen. Durch einen besonderen Gnadenakt ihres Genies tanzte sie vor ihm mit nackten Beinen jene berühmte Pantomime, die von Miß Harte der Hygia gelehrt worden war, den zaubervollen Shawl-Tanz. — Franz war in Extase und erklärte, daß er am nächsten Tage wieder kommen werde.

Vor Sonnenaufgang war Marietta sammt ihrem getreuen Tiradritto verschwunden.

Von Florenz aus, wo sie sich später lange aufhielt, erfüllte ihr immer wachsender Ruf ganz Italien. Die Mailänder Scala ruinierte sich, um sie zu engagieren, und machte hinwiederum brillante Geschäfte durch ihr Engagement. Jedoch die Signorina liebte es nun einmal nicht, sich lange bei derselben Caprice aufzuhalten. Sie löste daher trotz aller Bitten und Vorstellungen des Impresario, trotz alles Tobens des getreuen Tiradritto bald wieder ihren Kontrakt und zahlte eine große Straf-Summe. Tiradritto war längst ihr Faktotum geworden und folgte ihr trotz allen Aergers, den ihm ihre tollen Launen verursachten, wie ein treuer Hund.

In der Zeit ihres Mailänder Aufenthalts verliebte sich Fräulein Marietta in einen gewissen Bon Cousin, Angestellter in einem orientalischen Bazar. Um diese Epoche zu bezeichnen, pflegte sie gleich jener schönen vielbesungenen Prinzessin zu sagen: „Damals, als ich noch Republikanerin war."

Bald erschien sie wieder in Neapel, wo ihre Mutter soeben Himmelfahrt gehalten. Kaum war die erste Trauerzeit überstanden, fing sie an, mit dem Marschall Radetzky, der inzwischen den General d' Autrodoco im Kommando abgelöst hatte, absolutistische Politik zu treiben.

„Damals, als ich Oesterreicherin war," sagte sie später zur Bezeichnung dieser Epoche.

Sie wollte durchaus nicht wieder in San Carlo tanzen, denn es war zu jener Zeit, wo von der hohen Obrigkeit den Tänzerinnen grüne Tricots vorgeschrieben waren, und die Beine dadurch wahren Palmstengeln glichen. Lieber verzichtete sie auf allen Ruhm.

So verstrichen drei Jahre in süßem Nichtsthun und ihr bis dahin unbekannten Liebesgenüssen. Da auf einmal fuhr der Coulissenteufel wieder in sie, um ihr keine Ruhe zu lassen, bis sie aufs Neue ein Engagement unterzeichnet hatte. Dießmal wagte sie den großen Sprung nach Covent-Garden in London. Der ewige Nebel machte sie aber bald halb verrückt vor Traurigkeit, und trotz aller Theaterfreuden litt sie einen ganzen Winter lang an Spleen. Sie meinte sich zu zerstreuen, indem sie Sir William Campbell heiratete, der ihr ein immenses Vermögen zu Füßen legte.

Als man ihr den bräutlichen Kranz aufs Haupt setzte, schwebte ein sonderbares, malitiöses Lächeln um ihren Mund. „Warum lachen Sie, Mylady?" fragte mit strafend-ernster Miene der Bräutigam. „Mein Gott," erwiderte sie, „ich erinnere mich gerade, daß ich solche Kränze schon oft getragen, immer im dritten Akt, mein Lieber, wenn Colombine sich mit Harlequin verheiratet."

Die Flitterwochen konnten Marietta natürlich nichts Neues bringen. Sir William blieb ihr gleichgültig. Selbst die drei Liebhaber, welche sie sich aus Verzweiflung anschaffte, vermochten es nicht, die schwer auf ihr lastende Langeweile zu zerstreuen. So nahm sie ihre Zuflucht wieder einmal zu dem altbewährten Mittel des völligen Staffage-Wechsels. Sie ließ unversehens in aller Eile die Koffer packen, schiffte sich ein auf dem Paquebot von Dover und nahm den Flug nach Paris. Tiradritto atmete erleichtert auf, denn diesmal war er mit der Flucht einverstanden.

Längst schon hatte sich ihm die Brust voll Bitterkeit unter der würdigen Intendanten-Livée zusammengeschnürt — in diesem langweiligen englischen Palast, wo seine einzige Unter-

haltung darin bestand, zu der in seiner Erinnerung lebenden Musik irgend eines Ballets aus sonnigeren Tagen mit seiner Krücke den Takt zu klopfen. —

In Paris erinnern sich die poetischeren Leute heute noch der unvergleichlichen Mariette Dall'Oro, der reizvollen Mimin mit den Granatlippen, die ihnen händevoll Sonnenschein ins Gesicht warf und in dem Walzer „Gisella" alle Furien der napolitanischen Tarantella losließ. In Zeit von acht Tagen war sie auch hier berühmt und der Liebling des verwöhnten Weltstadtpublikums. Zudem entpuppte sie sich gleich als echte Pariserin. Keiner der diesem, vor den Weibern aller Nationen bevorzugten Geschöpfe eigentümlichen Reize ging ihr ab. Sie war schön, anmutig, pikant, voll Koketterie und Launenhaftigkeit, verschwenderisch, gutmütig und grausam. Sie besaß die luxuriösesten Gespanne und Equipagen, einen Mohren und eine Loge in den Bouffes Parisiennes für die Abende, an denen sie nicht tanzte, und als Liebhaber den Baron de Chalmy, den sie mit der Grazie eines Engels zu ruinieren verstand. Dabei war allgemein bekannt, daß sie sich über die Maßen für das Schicksal eines schwedischen Komponisten interessiere, der ihr eine Polka-Mazurka dediziert hatte und an der Schwindsucht starb. Sein Tod ging ihr sehr zu Herzen und bildete einen der wenigen traurigen Momente in diesem Leben voll Genuß und Sonnenschein. Die unstäte Abenteuerin war nun wirklich einmal tiefer von der Liebe gepackt. Dieser fremde junge Mann, von der Sanftmut eines kranken Kindes, der ruhigen Blickes ins Grab sah, hatte es ihr angethan. Sie vergoß heiße Thränen um ihn.

Zur selben Zeit brachten die Blätter die Nachricht vom Tode Sir William Campbells, der sich an einem allzuneblichen Oktobermorgen an einer Cypresse höchst eigenhändig erhängt hatte. Der Tod des Gatten konnte nun als Vorwand dienen, für den Geliebten die Trauer anzulegen. Jedoch — schwarzes Gewand verträgt sich schnell — sagt ein altes Sprüchwort.

Marietta sehnte sich wieder einmal nach Abwechslung. Sie machte sich auf, um von Neuem die Welt zu durchziehen.

In Deutschland wurde sie durch mehrere Begegnungen mit der Gräfin Morgane von Poleastro ausgezeichnet.

Sie tanzte in Wien, Madrid und Lissabon, immer noch geräuschvoll und vergnügt durchs Leben stürmend. Der Zeit zum Trotz war sie jung geblieben, nicht ganz so jung wie die kleine Marietta vom San Carlo-Theater, aber dafür tausendmal reizender! War es möglich, daß sie in der That schon vierzig Jahre zählte? Bah, wer dachte bei ihrem Anblick daran? Gewiß Niemand. Wozu sich also grämen!

Es kam ein Engagement nach Petersburg. Sie erschöpfte dort ganze Platina-Mienen — und befreite Hunderte von Sklaven. Darauf folgte ein zweiter Abstecher nach dem Lande der Torreros — und hierauf eine Rückkehr zu den Platina-Mienen. Diesmal jedoch erfaßte sie schon in Moskau eine solche Sehnsucht nach der südlicheren Sonne, daß sie plötzlich wieder umkehrte und nach Italien fuhr.

Da begegnete sie eines Tages unter den schattigen Bäumen einer Promenade in Ferrara dem armen Poeten Lorenzo wieder! Er lebte da mit Mühe und Not; er schrieb Textbücher und arrangierte Scenarios.

Das vielfach ausgestandene Elend hatte in seinem Kopf die Erinnerung an die Vergangenheit fast verwischt. Er sagte: „Ich bin alt," und entsann sich nur noch schlecht des San Carlo-Theaters zu Neapel und der Vorstadt von Catania am Fuße der Sizilianer Berge. Mariette selbst mußte endlich zugeben, daß es lange, sehr lange her war seit alledem. Zum Teufel, ja!

Tiradritto war einmal wieder außer sich. In einer ihrer plötzlichen Launen hatte sie das Theater verlassen. Sie tanzte nicht mehr. Höchstens noch zuweilen vor dem Spiegel, wenn die Zofe nicht zugegen war. Durch ein duftiges Briefchen knüpfte sie die alte Freundschaft mit Baron de Chalmy wieder an, flog selbst nach Paris und ließ sich, unter dem Namen einer Lady Campbell, häuslich dort nieder.

Das reizende kleine Hotel, das sie in der Avennue Marigny bewohnte, sah mit seinen kunstvoll bemalten Fenstern, den zierlichen vergoldeten Balkonen, wo der

Oleander so üppig blühte und der indische Cactus in voller Kraft strotzte, so recht aus wie der Pavillon einer verwöhnten Favoritin.

Es waren fünf Jahre verstrichen. Da, an einem einsamen Winterabend, überkam es die immer noch schöne, unverbesserlich kokette Tänzerin wie Sehnsucht und Reue. Sie hüllte sich wieder einmal in rosafarbige Gaze und ließ sich mit wilden Rosen schmücken. Ein halb wehmütiges, halb befriedigtes Lächeln glitt über ihre Züge, als sie so zwischen den großen Spiegeln ihres Boudoirs saß und sich von allen Seiten betrachtete.

Sie erwartete Baron Chalmy an diesem Abend. Er kam nicht. Statt dessen schrieb er ihr ein von Liebenswürdigkeit und Höflichkeit triefendes Briefchen, um ihr mitzuteilen, sie möge ihn nicht erwarten, er könne überhaupt nicht mehr kommen. Und aus welchem Grund? Weil er zu alt sei! Lächerliche Ausrede! Er war ja kaum sechzig und sie selbst gar erst fünfzig Jahre!

Außer der Kränkung, welche ihr der Abfall dieses Liebhabers zufügte, versetzte er sie nebenbei auch noch in pekuniäre Sorgen. Was nun thun, zum Theater zurückkehren? Gedankenvoll, mit kritischen Blicken betrachtete sie sich von Neuem in dem großen Spiegel. Er konnte ihr nur wiederholen, was sich nicht länger verheimlichen ließ. Von den Schläfen gegen das Auge zu liefen fächerförmig kleine Fältchen, die unter allem blanc de perle nicht mehr verschwinden wollten. Ihr einst so frischer und zarter weißer Hals glich jetzt in der Farbe altem Elfenbein und zeigte in der Mitte eine kleine Fettwulst, so daß man glauben konnte, zwei unsichtbare Fäden schnüren ihn ein. Sie war in der That ein bischen sehr fett, von überquellenden Formen. Trotzdem hatten diese Anzeichen des naherückenden Alters sie eher nur verwandelt, als definitiv ihrer Schönheit beraubt.

Eine weiche, schmachtende Grazie ging von ihrer Person aus, sie besaß jetzt den bestrickenden Reiz und das Verführerische dessen, was bald nicht mehr sein wird, — die süße Poesie eines sonnigen Herbst-Nachmittags, den wehmütigen Untergangszauber — wie sie einst den herben Reiz des erst Werdenden in so hohem Maße besessen. Unwillkürlich mußte man sie mit einer voll erblühten üppigen Rose vergleichen, die bereits jene berauschenden Düfte aushaucht, welche ihr nahes Verblassen und Vergehen künden.

Im Herzen der Tänzerin sah es übrigens durchaus noch nicht so traurig und todessehnsüchtig aus. Im Gegenteil! Sie litt unsäglich darunter, daß sie nun den lärmenden Lustbarkeiten und den ihr zur süßen Gewohnheit gewordenen Abenteuern entsagen sollte. Die flüchtige Erinnerung konnte ihr keineswegs genügen — denn sie hatte Stunden voll heißen, mühsam verhaltenen Verlangens. Abends, um die Zeit wo sie sonst gewohnt war zum Theater zu fahren, überkam sie jene Sehnsucht, jenes eigentümliche Heimweh, das auch die gefangenen Vögel ergreift und voll Unruhe hin und her treibt, wenn ihre Genossen sich zum allgemeinen Aufbruch sammeln.

Sie trat wieder ins Ballet der großen Oper ein und einige Jahre ging alles gut, denn — sie besaß ein „Feuilleton," will sagen einen journalistischen Freund, der sich jeden Freitag einschloß, um vierundzwanzig kleine Blättchen Papier mit Theaterchronik vollzuschwärzen, was sodann jeden Montag von seinem Blatte abgedruckt und vor die Augen des Publikums gebracht wurde. Unglücklicherweise trug das „Feuilleton" eine Perrücke. Bei Gelegenheit einer Zänkerei hinter den Coulissen, deren Veranlassung eine Kleine vom Balletkorps gewesen war, oder vielmehr die übertriebene Lobeserhebung der — Trikots derselben von Seiten des „Feuilletons," riß Marietta diesem die Perrücke herunter und schleuderte sie ihrer Rivalin vor die Füße. So gedemütigt, ging das „Feuilleton," welchem das Alter der Geliebten wohl bekannt war, wutschnaubend hin und überlieferte das Geheimnis des Geburtsscheins der Presse. Das Engagement der Tänzerin wurde auf diesen Vorfall hin nicht wieder erneuert.

Zum Glück hatte sie unter dem Harlekinsmantel hervor zuweilen einem Possendichter zugelächelt. Auf dessen Verwendung kam sie ans Theater der Porte Saint Martin. Dort lernte sie eine Statistin, eine ganz verdorbene Person kennen, die sich

einem Tingeltangel-Sänger zu liebe in Schulden gestürzt. Um sich dieser neuen Freundin aus weiß Gott welchem Grund gefällig zu erweisen, versetzte sie ihre Diamanten, kaufte aber gleich darauf neue, die niemals bezahlt wurden. Obendrein nahm sie die Statistin zu sich in ihr Hotel. Wegen der unbezahlten Diamanten mußte sie jeden Augenblick gewärtigen, daß ihre luxuriöse Einrichtung mit Beschlag belegt werde. Dem zu entgehen, ließ sie ihren ganzen Besitz auf den Namen der Freundin schreiben. Ungerührt von so viel Vertrauen, setzte diese schnöde Person eines Tages ohne Weiteres Marietta an die Luft, ihr ein höhnisches „alte Närrin!" nachrufend. Marietta weinte bitterlich. Es war das erstemal gewesen, daß man sie ins Gesicht hinein „alt" und „närrisch" geheißen.

Gefolgt von dem getreuen Tiradritto, zog sie weiter, in einem billigen Gasthaus ein Unterkommen zu suchen.

Am Theater der Porte-Saint-Martin hatte sie beim Publikum zwar nur wenig Anklang gefunden, trotzdem wurde ihr von einem Theater ersten Ranges die zweite Rolle in einem Ballet angeboten. Sie schlug das Anerbieten aus und versuchte, um zu leben, ihre unbezahlten Diamanten zu verkaufen. Die Folge war, daß sie vor Gericht zitiert wurde und den unrechtmäßigen Erlös wieder herausgeben mußte. Nun war guter Rat teuer. Sie mußte sich schließlich bequemen, in einem Theater zweiten Ranges eine untergeordnete Rolle zu übernehmen. Nachdem dreißig Vorstellungen dahingegangen, ohne daß sie irgend welchen Triumph errungen, wurde sie entlassen. Man fand, daß sie zu dicke Beine habe. Und doch war sie eine große Künstlerin. So viel Mißgeschick drohte sie zu tödten. Dabei war sie fünfundfünfzig Jahre alt geworden.

Eines Tages, als sie schon sehr arm war, besuchte sie einen Theaterdichter, von dem sie annahm, daß er ihr Lächeln noch nicht vergessen habe. Er bot ihr zwanzig Franks — und sie nahm sie an. Bei ihrem früheren Geliebten, dem „Feuilleton," an den sie sich nun wandte, wurde sie nicht einmal vorgelassen. Von der Straße aus mußte sie noch sehen, wie die ehemalige Kleine vom Balletkorps, jetzt erste Tänzerin, am Fenster stund, ihr höhnische Grimassen schnitt und aus vollem Halse lachte. „Der Besenstiel!" rief Marietta, denn Rache muß sein. Ein andermal, sie hatte eben noch zehn Sous in einem abgegriffenen Portemonaie, klopfte sie an die Thür des Baron Chalmy. Er ist ein Edelmann, dachte sie, und wird mich nicht abweisen. „Sie wünschen meinen Vater zu sprechen, Madame?" fragte ein ganz junges Mädchen, das neugierig hinter dem Bedienten erschien, der geöffnet hatte. „Nein, mein Fräulein, ich habe mich in der Thüre geirrt," entschuldigte sich errötend die alte Sünderin und schlich von dannen.

Marietta und Tiradritto führten jenes taurige Dasein, bei dem man sich jeden Morgen darüber verwundert, daß man noch Abends zuvor etwas gegessen.

Es war in der Rue d' Auvergne ein Tanzkursus etabliert, den ein ehemaliger Feldwebel dirigierte. Mariette kaufte die Bude. Zwar hatte sie kein Geld, aber sie versprach welches. Nun weiß man ja, wie es mit derartigen Unternehmungen bestellt ist. Niemand bezahlte an der Thür das vorgeschriebene Eintrittsgeld, obgleich Tiradritto steif und würdig an der Kasse saß. Gegen Mitternacht jedoch fing die zweifelhafte Gesellschaft an, Champagner zu trinken, zu spielen — und das brachte doch einiges Geld ein.

Es wurde auch ein wenig betrogen und man behauptete, daß Marietta sich mit den Betrügern in den Raub teile. Dem war aber nicht so. Die Polizei bekam Wind von der kleinen Spielhölle, brach ein, nahm die Karten weg und warf die Gesellschaft auf die Straße.

Die Männer fluchten, die Weiber lachten, man ließ sich Wagen holen und alles fuhr nach Hause, ausgenommen Marietta und Tiradritto. Ihnen blieb nur das Pflaster, und die Kasse war in den Händen der Polizei. Und dann, wo hätten sie auch hin sollen? War doch der Ballsaal ihre einzige Wohnung und den hatte man ihnen vor der Nase zugesperrt!

An einem Abend im Februar während des Karnevals, es fiel ein ganz feiner Regen und ein eisiger Wind blies durch die Straßen, befand sich Marietta wieder einmal ohne Obdach auf der Straße. Sie war in blaßrote Gaze gehüllt, trug ein kurzes Röckchen, das ihre immer noch schönen Beine sehen ließ, und hatte wilde weiße Rosen, ihre Lieblingsblumen, im Haar. Was thun? Die Nächte sind so lang und der kalte Nordwind zwickte sie böse in die Waden. „Komm," sagte Tirabritto, „ich bin befreundet mit dem Kassier an einem Vorstadtball-Lokal, der wird uns schon umsonst hineinlassen und da kannst Du Dich wenigstens erwärmen." Aber der gute Freund stellte seine Bedingung: Tirabritto mußte eine Flasche Wein versprechen. Da er mit vielen schlechten Subjekten bekannt war, hoffte er, es werde ihm gelingen, bei irgend einem derselben zwanzig Sous zu pumpen. Er versprach also den Wein und sie traten ein. Nachdem man getrunken hatte, sollte bezahlt werden. Da die zwanzig Sous aber noch nicht aufgetrieben waren, gab es Streit mit dem Kellner, die Polizei schritt ein und Tirabritto sammt Marietta wurde zur Wache gebracht. Dort übernachteten sie. „Wie schmutzig es hier ist!" hatte Marietta beim Eintritt gerufen. Es war eine traurige Nacht.

Ganz außen in der Nähe des Festungswalls befand sich eine Ansiedelung aller möglichen verrufenen Baracken. Dahin zogen sich Nachts Bettler und sonstige Gauner, die den Tag über in der Stadt Beute gemacht, zurück. Auch Marietta und Tirabritto bewohnten jetzt eine dieser elenden Hütten. Thüre und Fenster schlossen schlecht und Marietta hustete viel. Sie war jetzt vierundsechzig Jahre alt, mager und von abschreckender Häßlichkeit. Trotzdem hörte man sie oft sagen: „Sobald ich Geld habe, werde ich mir einen Spiegel kaufen." Wovon lebten sie nur? Tirabritto entfernte sich am frühen Morgen, kam Abends nach Hause und brachte manchmal ein paar Sous heim. „Ich habe es entlehnt," pflegte er dann zu sagen.

Eines Tages, als Marietta im Sonnenschein spazieren ging, hörte sie in einem benachbarten Hofe auf der Drehorgel eine lustige Weise spielen. Sie erinnerte sich daß sie einst nach dieser Melodie getanzt hatte vor Franz d'Este in Modena — vor einem Herzog! Sie seufzte und lief unwillkürlich den Tönen nach. Wie war sie erstaunt, als sie in dem Musikanten ihren treuen Tirabritto erkannte. Ja, er war es, der da in einem schäbigen, zerlumpten Bettlerkostüm die Drehorgel spielte und mit seinem Stelzbein den Takt dazu trippelte und von Zeit zu Zeit rief: „Meine schönen Damen, meine guten Herren, erbarmen Sie sich eines armen, alten Invaliden!" Marietta sprang ihm weinend an den Hals: „Spiele immer zu, immer zu!" rief sie, raffte ihren alten, zerfetzten Rock in die Höhe und fing an zu tanzen. Ihre wirren Haare, ihre zerlumpten Kleider flogen, sie zeigte ihre schmutzigen, mageren Beine, deren nur eines mit einem Strumpf bekleidet war. Ein grauenhafter Anblick. Aber sie tanzte jenen vergessenen wunderbaren Tanz, dessen geheimnisvollen Reiz ihre Mutter einst bei Hofe der Miß Harte abgeguckt hatte und den Lady Hamilton einst so gern nachahmte bei den kleinen familiären Soupers der Königin Caroline von Neapel. — Eine dicke, üppige Köchin ging über den Hof und schimpfte die Tänzerin und ihren Orgelmann „garstige Affen!" Was that's?

Von nun an betrieben sie den Bettel gemeinsam. Er spielte und sie tanzte. Da man über sie lachen mußte, so warf man ihnen für den Spaß immer etwas zu. Sie konnte nun einen Spiegel kaufen und ein wenig Schminke .... Ihr Husten war zum Asthma geworden. So blieb sie eines Tages im Bett und am Abend war alles zu Ende — — — — —

Wenn in Paris die Pferde am Leichenwagen weiße Federbüsche aufgesteckt haben, so weiß jedermann, daß das ein teurer Luxus ist. Bei Marietta's Leichenzug fehlten sie nicht. Tirabritto hatte den Luxus bestritten. Tirabritto folgte allein dem Wagen. Er hielt sich mit beiden Händen krampfhaft hinten fest und humpelte keuchend nach. Am Abend zuvor, beim Einrennen einer Thür, hatte er seine Krücke zerbrochen — und noch keine andere gefunden.

Beim Verlassen des Kirchhofs packten ihn zwei Polizisten am Kragen. Er war beschuldigt, aus dem Laden eines Goldschmieds für mehrere hundert Franks Waaren gestohlen zu haben.

Zwei Monate später wurde das Urteil gesprochen. Der Freund der seligen Marietta endete sein Dasein im Zuchthause.

Allerlei Humore.

I.

Eine sonderbare Geschichte.

Originalskizze von Hans A. Krause.

. . . . „Ein Vampyr saß auf meiner Brust. Seine behaarten Krallen hatte er mir um den Hals geschlungen und seine kalte Schnauze sog das unter dem Drucke der Krallen hervorquellende Blut. Es war mir, als läge ein ganzer Berg auf meinem Leibe. Mein Atem stockte. Von Zeit zu Zeit hob das Ungetüm sein Haupt und starrte mich mit seinen großen Glotzaugen an; ein abscheuliches Schmatzen löste sich von seinen Lippen. Aber allsogleich schlang es wieder seine langen Arme um meinen Hals und ich fühlte auf's Neue den Druck der scharfen Krallen.

Als es wieder einmal von mir etwas abgelassen, gelang es mir, mich aufzurichten. Das Tier ließ ein unterdrücktes Knurren hören und sprang mit einem Satze nach der Ecke, in welcher der Ofen stand.

O wie wohl ward mir! Meine von dem langen Drucke niedergehaltene Brust dehnte sich, ich glaubte, die Lunge steige mir bis in die Kehle herauf.

Ich war erwacht.

Aber mein Gott, was war denn das? Träumte ich noch immer? — Ich netzte meine Finger mit Speichel und fuhr mir über die Augen und hinter das Ohr; ich schob die Finger zwischen die Zähne und biß darein. Es that weh; ich war überzeugt, daß ich wachte.

Und doch glaubte ich zu träumen. Aus der Ecke, in welcher der Ofen stand, kam ein Schnarchen und Pfauchen, wie es ein Pavian ausstößt, wenn ihn die Jungen reizen.

Es war eine finstere Nacht. Keine Gardine verhüllte das Fenster und doch sah ich nichts von dem rätselhaften Ding in der Ecke. Nur seinen Blick spürte ich auf meinem Antlitze; der Blick schien sich in meine Augen einzubohren und zog sie wie mit Seilen nach der Ecke. Ich lag da, keiner Bewegung fähig, fühlte, wie die Erstarrung an meinen Beinen heraufkroch, klebrig und kalt wie eine Schnecke.

Auf einmal kam es mir vor, als spürte ich einen Strom warmer Luft von der Ecke auf mich herüberwehen, zugleich vernahm ich ein leises Knarren der Dielen. Mein Gehörnerv spannte sich bis zum Zerreißen. Nie in meinem Leben habe ich so scharf gehört, als in diesen Augenblicken hilfloser Angst und tödlichen Schreckens. Ganz deutlich vernahm ich, wie die Gestalt erst den einen Fuß aufhob, ihn langsam nach vorwärts lenkte, ihn auf die Spitze setzte und dann erst allmählich dem Boden näherte. Eine Ewigkeit schien mir vergangen zu sein, bis auch der zweite Fuß nachgekommen. Und doch kam die Gestalt immer näher zum Bette; ganz deutlich sah ich zwei glühende Augen, schwarze flimmernde Kugeln, um welche weiße Ringe kreisten. Das Schnarchen und Pfauchen klang nicht mehr so hell wie früher, es schien aus der Tiefe zu kommen, es klang wie stoßweise verhaltenes Atmen.

Schon dreimal hatte die Gestalt zuerst den einen, dann den anderen Fuß nach vorwärts geschoben; noch ein Schritt und sie stand bei meinem Lager. Plötzlich

ertönte ein helles Krachen. Schaurig hallte der Ton in dem abgelegenen Dachzimmer wieder. Der rechte Fuß der Gestalt war an einen Stuhl gestoßen und hatte denselben mit schmetterndem Schlage zu Boden geworfen.

Der laute Ton löste die über mich ausgegossene Starrheit und gab mir wieder die Herrschaft über meine Glieder.

Mit einem Sprunge war ich aus dem Bette und hatte den runden Tisch zwischen mir und der Gestalt, die ein zorniges Schnarchen, das wie eine Art heiseres Bellen klang, von sich gab.

Der Tisch stand in der Nähe des Fensters und wenn es auch dort nicht hell war, so schwamm über den Gegenständen doch ein gewisser Schein, der ihre Umrisse, wenn auch verschwommen, deutlich machte.

In wildem Jagen ging's um den Tisch herum. Ich voran, die Gestalt hinterdrein. Die Gestalt war ein Mensch — ein Mann. Immer näher zum Fenster schob sich der Tisch, schon war kein Zwischenraum mehr zwischen Tisch und Wand. Meine Gedanken verwirrten sich. Mit der Taktmäßigkeit von Hammerschlägen durchzitterte mich der Gedanke: Leben . . . leben . . . leben . . .

Der Unbekannte griff über den Tisch nach mir, um mich zu erhaschen. Ich stemmte mich mit beiden Händen gegen den Tisch und suchte mich an der Wand in die Höhe zu schieben. Auf der anderen Seite richtete sich die Tischplatte empor; da fährt eine mächtige Hand — mir schien sie die Kralle des Teufels — nach mir herüber, ich riß meine Hände von der Platte — und der Tisch mit Lampe, Wasserflasche und allem, was darauf stand, stürzt auf meinen Feind und wirft ihn zu Boden.

Bevor er Zeit gefunden, sich zu erheben, hatte ich das Fenster aufgerissen und versuchte, über das Dach hinauf zu kriechen, um mich durch eine Dachlücke zu retten. Auf den scharfkantigen Ziegeln riß ich mir die Knie wund und unter den abgestoßenen Fingernägeln spritzte das Blut hervor. Aber doch hatte ich die Holzverkleidung des Schlages schon mit der Hand gefaßt, da ertönte wieder ganz nahe unter mir das entsetzliche Schnarchen — und jetzt klang es mir wie das Hohngelächter einer Horde von Teufeln.

Zu Tode erschrocken, hielt ich einen Augenblick im Klettern inne. Im nächsten Augenblicke hatte er mich am Hemde erfaßt und schlugen die Zähne des Rasenden in meinen rechten Fuß. Der Schmerz ließ mir die Zähne übereinander beißen. Aber ich fiel nicht. Mit beiden Händen erfaßte ich den Balken über mir und zog mich empor, bis ich das linke Knie auf den untern Rand der Schlagöffnung und den Rücken gegen die Dachbalken stemmen konnte. Freilich hatte ich auch ihn mit heraufgezogen, der noch immer an meinem Fuße hing.

Mit einemmale fährt meine Rechte an einen Dachziegel und fast hätte ich vor Freude meinen Halt fahren lassen — der Ziegel war locker. Eine mordlustige Wut war über mich gekommen und mit einer unnennbaren Befriedigung schmetterte ich mit der schmalen Seite des Ziegels auf den Kopf des Verfolgers; noch einmal und ein drittes und viertesmal. Die Zähne lösten sich, nur am Hemde spürte ich noch den Zug. Noch einmal ließ ich den Ziegel mit aller Gewalt herabfallen. In demselben Augenblicke fuhr für einen Moment die Mondsichel hinter den Wolken hervor. Ein schwacher Strahl fiel auf das Gesicht des Mannes: ich sah in das wutverzerrte, blutüberströmte Antlitz meines Vaters. Seine Augen waren aus den Höhlen getreten, die Zunge hing ihm aus dem Munde und in den Mundwinkeln stand gelber Schaum. Lautlos fuhr er zur Tiefe. An der Dachrinne gab es dem Körper einen Schwung, als wäre er ein Gummiball . . . . Ich verlor die Besinnung . . . . ."

„Und Sie fielen durch die Lucke auf den Dachboden. Dort fand man Sie am nächsten Tage und kein Mensch konnte sich Anfangs erklären, wie Sie in den von Außen versperrten Raum gelangt waren," sagte der protokollführende Polizeikommissär und spritzte seine Feder aus.

Bei den Worten des Beamten war die Kranke unruhig geworden. Ihre Augen begannen zu rollen und in den Mundwinkeln zeigte sich gelblich-roter Schaum. Auf

einmal streckte sie ihren rechten Fuß aus dem Bette und schrie: „Gebissen hat er mich, gebissen . . . da . . . da . . . . Ich muß ihn mir erschlagen . . . . . den Hund . . . .“ Ihre Stimme erstarb in einem eigentümlichen Schnarchen und Pfauchen, das gar nichts Menschliches mehr hatte. Und schon sprang sie auf den Beamten los. Aber schnell hatten sie die zwei baumstarken Wärterinnen erfaßt und steckten sie in die Zwangsjacke. Ihre Brust hob sich stoßweise, von den Augen sah man nichts als das blutunterlaufene Weiße, in großen Blasen fiel der Schaum von ihrem Munde.

In demselben Augenblicke ging Professor Eckert mit seinen Schülern durch den Krankensal. Er wies mit der Hand nach der Unglücklichen und sagte: „Sehen Sie, meine Herren, das sind die Symptome der Lykanthropie; die Kranke hat soeben den zweiten Anfall. Die Arme ist zu bedauern. Erst vor einigen Tagen hat sie ihr Examen als Lehrerin abgelegt. In einigen Stunden wird der dritte Anfall eintreten; sie wird ihn nicht überleben . . . . . .“

Protokoll über die Sektion des Flickschusters Krantz aus der Schimmelgasse: „4 cm. lange, $1^1/_2$ cm. breite Wunde quer über die Schädelbecke; der Knochen durchschlagen und das Hirn ausgetreten. Das Kleingehirn breiig mit gries-ähnlichen Beimengungen. Bruch der Wirbelsäule zwischen 2. und 3. Halswirbel. Bruch der rechten Hand beim Handgelenke. An der Wade des rechten Fußes zeigten sich fünf kleine eiternde Wunden, gleichend den Malen eines Hundebisses. Die Blutzersetzung war bereits eingetreten. An vielen Stellen der Gefäße war das Blut in große Knollen zusammengefahren. Dr. Lerch, Oberarzt.“

II.

Chochmad Jad.

Von Leopold v. Sacher-Masoch.

Vorbemerkung der Redaktion.

Wir entnehmen diese Probe jüdisch-humoristischer Novellistik den im Franz'schen Verlag soeben erschienenen „Polnischen Ghetto-Geschichten“. Wir würden etwas sehr Ueberflüssiges thun, wollten wir dem besonders als Judenmaler weitberühmten (übrigens altchristlichen) Autor unser Geleitswort anbieten. Sicher haben unsere Leser den genialen Verfasser von „Kain's Vermächtnis“ längst durch eins oder das andere seiner zahlreichen leider nicht immer gleichwertigen Werke liebgewonnen.

Die Menschen heiraten nicht selten aus gar eigentümlichen Motiven. Ich habe einen jungen Edelmann gekannt, der plötzlich den Entschluß faßte, sich einen Vierer-zug zusammenzustellen. Er begann damit, daß er sich eine große Peitsche kaufte. Dieselbe stand lange Zeit verlassen in irgend einem Winkel, dann erbte er eines Tages von einer alten Tante einen Wagen, und zwei Monate später heiratete er eine junge Dame, die auf dem rechten Fuße hinkte und auf dem linken Auge schielte, nur deshalb, weil sie vier hübsche Rappen besaß.

So hatte der reiche Kaufmann Adolf Salon das zweitemal ein schönes, aber ganz armes Mädchen zur Frau genommen, zu keinem anderen Zwecke, als um eine Pflegerin zu haben. Er litt an der Gicht und es gab Tage, wo er das Haus, und auch solche, wo er seinen Lehnstuhl nicht verlassen konnte. Seine Frau pflegte ihn treu und unermüdlich, und sie that noch mehr als dies, sie führte sein ganzes Geschäft, sie stand für ihn im Laden und verkaufte, und sie schrieb an seiner Statt alle Briefe die zu schreiben waren, und führte die Bücher mit ihrer wohlgeformten weißen Hand. Dafür konnte sie im Winter in eine weichgefütterte Pelzjacke schlüpfen und im Sommer an dem offenen Fenster sitzen, zu dem aus dem Garten der holde Duft der Levkojen, Nelken und Reseden emporstieg, und sich täglich an einem wohlbesetzten Tische niederlassen.

Das war Alles, was das Leben ihr bot, so lange ihr Mann an ihrer Seite war, aber er erlöste bald sie und sich selbst, indem er für immer die Augen schloß.

Frau Salon war mit einemmale in der glücklichsten Lage der Welt, denn kann es etwas Beneidenswerteres geben, als eine junge, schöne und reiche Witwe, die wieder vollkommen frei über sich verfügen kann, aber die Welt mit ganz anderen Augen ansieht, wie ein Mädchen, deren Herz noch lebhaft schlägt, aber unter der Herrschaft eines durch Erfahrungen geschulten gesunden Verstandes steht?

Nachdem sie ihre Pflicht gegen den Verstorbenen nach jüdischem Brauch ebenso gewissenhaft erfüllt hatte, wie vordem jene gegen den Lebenden, erinnerte sich Frau Salon, daß sie eigentlich bis jetzt nur wie eine Pflanze in einem Wasserglase gelebt hatte, zuerst als die Tochter eines armen Tröblers, mit Großeltern, Eltern und neun Geschwistern in einen Raum zusammengepfercht, in dem ein großer Mann nicht aufrecht stehen und einer mit langen Beinen höchstens vier Schritte hin und her machen konnte, und dann als die Frau eines Mannes, der auf dem weichsten Bette wie auf der Folter lag, und sie begann jede Art von Vergnügen, die man in einer galizischen Kreisstadt mit nicht ganz 20,000 Einwohnern haben kann, mit vollen Zügen zu schlürfen. Sie hielt Wagen und Pferde, führte eine bessere Küche als der Kreishauptmann, gab Gesellschaften, hatte im Winter eine Loge im Theater, brachte im Sommer mehrere Wochen in einem Bade zu, kleidete sich wie eine Gräfin und ließ sich allerorten den Hof machen, besonders aber in ihrem Gewölbe, in dem sie untertags stets zu finden war, denn sie vernachlässigte ihr Geschäft jetzt, wo sie ihre eigene Herrin war, umsoweniger.

In diesem kleinen, dämmerigen Gewölbe war ein dunkler Winkel, in dem ein alter Lehnstuhl stand. In diesem saß Frau Salon und hielt Hof. Hier kamen täglich die Offiziere, die jungen Beamten und auch die galanten Gutsbesitzer vom Lande zu ihr, um ihr Schönheiten zu sagen, die sie gerne, aber stets mit einem skeptischen Lächeln anhörte. Ihr schönes Gesicht glich dann, wenn dieses Lächeln ihren vollen roten Mund umspielte, einem Gedicht von Heine, wie der Gerichtsadjunkt Wistozki zu sagen pflegte, der ab und zu Korrespondenzen „Vom Pruth" für den Krakauer „Czas" („Die Zeit", das größte politische Tageblatt der Polen) schrieb. Und war sonst Niemand da, so machten der schönen Frau ihre beiden Commis den Hof, jeder in seiner Weise.

Benseſ, ein junger Mann mit den edel geschnittenen Zügen eines schönen Sultans, gut gewachsen und ziemlich belesen, fand stets jene süßen Worte, welche sich so leicht in das Herz eines Weibes schmeicheln. Außerdem gab er seiner Liebe für Frau Salon insbesondere dadurch Ausdruck, daß er jeden Tag eine andere Schleife um seinen Hals knüpfte und in den Büchern, die er ihr zum Lesen brachte, gewisse Stellen rot anstrich oder gar Bemerkungen an den Rand schrieb.

Der andere hieß Perl Goldfisch. Dies war aber noch sein geringstes Unglück. Auch das, was ihm die Natur versagt hatte, hätte er noch verschmerzt, aber die Natur war dort freigebig gegen ihn gewesen, wo gerade Sparsamkeit am erwünschtesten ist. Sie hatte ihn vor allem mit einer Nase beschenkt, die ohne Zweifel nur der kräftige Ausdruck einer seltenen Verstandeskraft war, aber leider zu gleicher Zeit ein Ausbund von Größe und Farbenpracht, denn sie schien bald rot zu glühen, bald wie das Meer an südlichen Gestaden zu blauen, oder zeigte gar einen sanften violetten Schimmer. Perl Goldfisch hätte an dieser Nase vollkommen genug gehabt, aber nein, die freigebige Natur mußte ihm noch dazu zwei Ohren geben, die allein im Stande gewesen wären, einem Satiriker Stoff zu tausend Epigrammen zu geben. Lange Ohren sind am Ende keine Seltenheit, und es sind nicht gerade die dümmsten Menschen, die mit diesem Midasschmucke behaftet sind, aber die Ohren des armen Perl Goldfisch waren ein seltenes Naturphänomen. Sie waren fast ebenso breit als lang, durchsichtig wie ein in Oel getränktes Papier und standen zu beiden Seiten des Kopfes wie die Flügel an dem Rade, das die Eisenbahnbeamten als Abzeichen auf der Mütze tragen. Als angenehme Zugabe zu dieser Nase und diesen Ohren waren Perl Goldfisch noch zwei riesige Hände und zwei riesige Füße zu teil geworden.

Dabei war der Arme aber eigentlich gar nicht häßlich. Vor allem hatte er wunderschöne blaue Augen mit einem gewinnenden Ausdruck von Klugheit und Güte und einen Mund voll blendender Zähne.

Perl Goldfisch hatte ursprünglich den Talmud studiert und die Absicht gehabt, Rabbiner zu werden. Einige philosophische und naturwissenschaftliche Werke, die er las, gaben indes seinem Geiste eine andere Richtung, und da er ein ehrlicher Mensch war, der wenig Talent dazu besaß, den Augur zu spielen, so fand er sich nach verschiedenen Zwischenfällen eines Tages als Handlungsdiener in dem Hause Adolf Salon, und hier passierte ihm ein Unglück, das viel größer war als seine Nase und seine Ohren, er verliebte sich sterblich in die schöne Frau Salon. Seine Liebe äußerte sich als innige Verehrung, als eine geradezu blinde Anbetung. Frau Salon war für ihn nicht, wie für andere Männer, ein schönes Weib, sondern das vollkommenste Geschöpf auf Erden. Alles an ihr war schön, war außerordentlich in seinen Augen, er fand sogar ihr Gähnen entzückend und er bewunderte sie auch dann, wenn sie sich auf dem Rücken kratzte oder mit dem Nagel des kleinen Fingers ihre griechische Nase schabte.

Er bewunderte sie aber stets nur von ferne. Nur wenn sie es nicht bemerkte, wagte er es, sie anzusehen; da sie ihn aber fast nie bemerkte, sah er sie fast den ganzen Tag an, und zwar so aufmerksam, wie nur etwa ein Maler eine Person betrachtet, deren Porträt er zu malen hat. Wenn es ja einmal geschah, daß er der schönen Frau den Schemel unter die Füße stellen oder ihr gar in die Pelzjacke helfen durfte, dann raubte ihm diese Glückseligkeit vollständig die Besinnung und er stolperte über seine eigenen Füße und stieß alles um, was ihm in den Weg kam.

Was war natürlicher, als daß Perl Goldfisch das Stichblatt des ganzen Hauses war? Von der Herrin in der zobelbesetzten Kazabaika bis zum letzten Packer in kotigen Stiefeln und schmutzigen Hemdärmeln hinab übte jeder seinen Witz an ihm, vor allen aber der schöne, gebildete Bensef, dem so hübsche schlagende Citate aus allen möglichen Dichtern zu Gebote standen. Frau Salon war dann im Stande, so von ganzem Herzen zu lachen, daß der arme Perl Goldfisch grün im Gesicht wurde, aber er konnte auch zu Zeiten gelb werden, und dieser Farbenwechsel seines Gesichtes und seiner Nase trug ihm von Seite Bensefs den Spitznamen Chamäleon ein, der im Munde der ungebildeten Packer einfach zum Kameel wurde.

Perl Goldfisch konnte gelb werden, wenn Bensef, sich in den Hüften drehend, seiner schönen Herrin Artigkeiten sagte und sie dieselben freundlich aufnahm, wenn irgend ein Lieutenant ihren pelzbesetzten Aermel zurückschob, um ihr den vollen Arm zu küssen, oder ein Kreisamtspraktikant mit ihr über die Bestimmung des Weibes sprach.

Und als er wieder eines Tages gelb geworden war, weil Bensef es gewagt hatte, vor Frau Salon niederzuknieen und ihr die kotigen Schuhe zu putzen, und sie sich dabei unwillkürlich auf seine Schulter gestützt hatte, kam der Vulkan endlich zum Ausbruch und es gab einen höchst fatalen Auftritt zwischen dem schönen Bensef und dem lächerlichen Goldfisch.

Frau Salon gab dem ersteren den Auftrag, ein Lockenholz für sie zu besorgen.

„Wozu brauchen Sie ein Lockenholz?“ erwiderte Bensef, wie immer schlagfertig, „winden Sie doch gefälligst Ihre Locken um Perl's Nase.“

Die schöne Frau lachte, aber Perl Goldfisch lachte nicht, er lächelte nicht einmal.

„Bensef,“ sagte er sehr entschieden, „ich verbitte mir ein- für allemal Ihre Spöttereien.“

„Mit besserem Rechte könnte ich Ihnen verbieten, so komisch zu sein,“ erwiderte Bensef.

„Wenn Sie noch einmal einen Witz auf meine Kosten machen,“ sagte Perl Goldfisch, „werde ich Sie durchprügeln. Wir werden dann sehen, ob Sie mich noch so komisch finden.“

Bensef, der sehr feig war, schwieg und Frau Salon verließ das Gewölbe, vielleicht schämte sie sich für ihren Verehrer.

„Sie sollten mich nicht reizen, Goldfisch," begann Bensef wieder nach einer Weile, „denn ich werde bald Ihr Herr sein."

Nun wurde Perl Goldfisch zuerst grün und dann dunkelrot.

„Sie werden nie mein Herr sein," sagte er endlich, „verlassen Sie sich darauf." Und noch an demselben Abend bat er Frau Salon um seine Entlassung.

„Weshalb wollen Sie gehen?" fragte diese unangenehm überrascht, „wollen Sie ein größeres Salär haben?"

„Ihnen, Frau Salon, würde ich gerne auch umsonst dienen," sprach Perl Goldfisch, während seine Augen die Arabesken des Teppichs zu studieren schienen, „aber diesem Menschen nicht für tausend Gulden den Monat."

„Wem?"

„Bensef."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Hat er doch gesagt zu mir, daß er mein Herr werden wird."

„Was kümmert Sie das!" rief Frau Salon spöttisch und spielte mit ihrer Fußspitze.

„Was mich das kümmert?" wiederholte Perl Goldfisch, „nichts kümmert es mich, habe ich ein Recht, mich um Sie zu kümmern? Aber ich habe ein schweres Herz um Sie, und kein Mensch kann mir befehlen, ein leichtes Herz zu haben, wenn ich sehen muß — nein, was brauchen Sie zu wissen, was ich sehen muß."

Er wollte gehen und stieß an den Blumentisch, so daß die Töpfe aneinanderklirrten.

„Was müssen Sie sehen, Perl Goldfisch?" fragte die schöne Witwe, „reden Sie, ich will, daß Sie reden."

„Wenn Sie wollen, muß ich," erwiderte Perl Goldfisch mit einem tiefen Seufzer, „aber ich sage es nicht gerne. Ich kann nicht sehen, daß so eine Frau wie Sie unglücklich wird, eine Frau, die so schön ist und so gut und so aller Hochachtung wert, eine Frau, die man anbeten sollte auf den Knieen wie eine Gottheit, eine Frau —"

„Mein lieber Goldfisch," unterbrach ihn Frau Salon mit einem gutmütigen Lächeln, „ich glaube, Sie sind auch in mich verliebt."

„Was denken Sie," stammelte Perl Goldfisch, indem er sich langsam bis zur Thüre zurückzog, „nein, wie sollte ich mich unterstehen?"

„Ja, ja, Sie sind in mich verliebt, gestehen Sie es auf der Stelle, oder ich spreche im Leben kein Wort mehr zu Ihnen."

„Verzeihen Sie, Frau Salon."

„Nicht so viele Worte; sind Sie verliebt in mich oder bin ich Ihnen gleichgiltig?"

„Wie sollten Sie mir gleichgiltig sein," antwortete Perl Goldfisch.

„Also —"

„Wenn Sie es durchaus wollen —"

„Sie hören ja, daß ich will."

„Wenn Sie wollen, muß ich," entgegnete Perl Goldfisch, „und da ich ohnehin gehe, so sollen Sie es wissen: mein Herz gehört Ihnen, ich selbst gehöre ganz und gar Ihnen und wollte Gott, derjenige, den Sie wählen, würde so ergeben zu Ihren Füßen liegen wie ich."

Frau Salon lachte nicht mehr. Sie war zum erstenmale diesem lächerlichen Menschen gegenüber verlegen, und in ihrer Verlegenheit spielte sie angelegentlich mit den Perlen, die ihren schönen Arm umschlangen. Wieder wollte sich Perl Goldfisch entfernen, aber Frau Salon hielt ihn auch diesmal zurück.

„Kommen Sie zu mir," sprach sie herzlich, „geben Sie mir ihre Hand." Perl Goldfisch stürzte über zwei Stühle, einen Schemel und den kleinen Schoßhund zu ihren Füßen nieder und bedeckte ihre Hände mit Küssen. „Und jetzt versprechen Sie mir, daß Sie bei mir bleiben," sagte sie zufrieden lächelnd.

„Sagen Sie, ich soll für Sie sterben, so sterbe ich auf der Stelle," erwiderte Perl Goldfisch. Er war nahe daran zu weinen, und da er nicht weinen wollte, stand er rasch auf und diesmal ging er wirklich.

Kaum hatte er die schöne Witwe verlassen, klopfte es an der Thüre derselben und ein alter, ganz zusammengeschrumpfter Jude im fadenscheinigen Talar, mit weißen Löckchen unter der Jarmurka, trat freundlich grüßend herein.

„Gehen Sie doch in das Gewölbe," sagte Frau Salon, „dort wird man Ihnen etwas geben."

„Bin ich ein Schnorrer?" sprach der Alte, „ich bin Getzel Hasenfuß, haben Sie nichts gehört von Getzel Hasenfuß, was hat die Gabe der Chochmad Jad (Chiromantie) erhalten von Gott, wenn Sie nichts haben dagegen."

„Sie können also wirklich in die Zukunft sehen?"

„Warum soll ich nicht sehen in die Zukunft, hat es doch gegeben weise Männer, die gesehen haben durch steinerne Berge oder haben verbrannt mit ihren Blick eine ganze große, schöne Stadt."

„Also wahrsagen Sie mir," sprach die schöne Frau, ihm die weiße Hand hinhaltend.

Der Alte betrachtete dieselbe, wiegte den ganzen Körper lebhaft hin und her und schnalzte mit der Zunge.

„Was für ein Glück, werden Sie leben hundert Jahr, und jedes Jahr wird zunehmen ihr Reichtum. Alle Menschen werden Sie haben lieb, besonders viele schöne Herren sind um Sie, aber keiner meint es so gut wie nur einer, den Sie zu sehr verkennen. Sie sehen gern einen andern, aber der will nur haben Ihr Geld —"

„Ich weiß genug," unterbrach ihn Frau Salon, „gehen Sie auf der Stelle fort und lassen Sie sich von Herrn Goldfisch bezahlen."

„Wie heißt Goldfisch?"

„Er hat Sie doch zu mir geschickt!"

„Niemand hat mich geschickt."

Endlich bekam Getzel Hasenfuß doch ein Guldenstück von der schönen Witwe und ging befriedigt davon, aber diese war überzeugt, daß Perl Goldfisch mit ihm eine Intrigue abgekartet hatte, und als sie eine Stunde später herabkam, um in das Theater zu fahren, würdigte sie ihn keines Blickes, bemühte sich aber dafür, sehr gnädig zu lächeln, als Benfef ihr den Handschuh zuknöpfte und sie in den Wagen hob.

Das Stück war früher zu Ende, als der Theaterzettel es angab, so geschah es, daß der Wagen nicht zur Stelle war und Frau Salon zu Fuße nach Hause kam. Sie war nicht wenig überrascht, zu so später Stunde in dem dunklen Thorweg zwei Stimmen zu vernehmen, die sich sehr lebhaft zusammen unterhielten, und ihre Ueberraschung stieg auf das Höchste, als sie in der einen die Stimme Benfef's erkannte. Sie blieb draußen stehen und horchte, sie konnte nur Weniges verstehen, aber dieses Wenige schon regte sie so auf, daß sie trotz dem starken Frost ihren großen Zobelpelz aufmachen mußte, um nicht vor Wut zu ersticken. Endlich war das Gespräch zu Ende. Frau Salon zog sich hinter eine der Säulen zurück, die ihren Balkon stützten. Sie sah jetzt ein junges, hübsches Mädchen mit einem bleichen, verhärmten Gesicht und verweinten Augen aus ihrem Hause treten. Nachdem dieses sich entfernt hatte und sie auch Benfef die Treppe emporeilen hörte, ging sie erst behutsam in das Haus und dann hinauf in ihre Wohnung. Wenige Minuten später erschien Perl Goldfisch, sie hatte ihn rufen lassen.

„Wie nennt sich das arme Mädchen," begann sie, „dem Benfef versprochen hat, es zu heiraten?"

„Ich — ich habe ja nichts gesagt," stammelte Goldfisch.

„Sie hätten mir aber sagen sollen," rief Frau Salon, „daß dieser schöne Purez (Elegant, Geck) auch ein schöner Ganew (Spitzbube) ist, und daß er mich nur des Geldes wegen so heiß liebt."

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Das habe ich alles durch Chochmad Jad erfahren," gab Frau Salon zur Antwort, „und jetzt holen Sie mir diesen liebenswürdigen Herrn."

Als Perl Goldfisch mit Benseſ zurückkam, ging die schöne Witwe mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, so daß ihr Zobelpelz, wie es schien, gleichfalls erzürnt, heftig hin und her flog, und fächelte sich mit ihrem großen Fächer.

„Benseſ," begann sie scheinbar gleichgiltig, „ich höre, daß Sie sich mit Perl Goldfisch durchaus nicht vertragen können."

„Ich habe nichts gesagt," beteuerte der letztere.

„Genug, ich weiß es," fuhr Frau Salon fort, „und da ich in meinem Hause Ruhe haben will, so bleibt mir nichts übrig, als einen von beiden fortzuschicken, und zwar denjenigen zu behalten, der mir lieber ist. Sie können also auf der Stelle gehen, Benseſ."

„Ich?" Benseſ erbleichte und seine Kniee bebten.

„Ja, Sie," sprach Frau Salon mit einem grausamen Lächeln, „doch nicht Perl Goldfisch, den ich um keinen Preis der Welt hergeben würde. Hier ist Ihr Salär für einen Monat im Vorhinein."

Sie legte das Geld auf den Tisch. Benseſ nahm es, aber er rührte sich nicht von der Stelle.

„Sie können jetzt gehen," sagte die schöne Witwe.

Benseſ wollte sprechen, aber es schnürte ihm die Kehle zusammen, er machte eine ungeschickte Verneigung und fand endlich, wenn auch mit einiger Mühe, den Weg zur Thüre hinaus.

„Ich habe mich furchtbar geärgert," sprach Frau Salon, „mir ist entsetzlich heiß."

„Weil Sie doch anhaben den großen Pelz," erwiderte Perl Goldfisch, ihr denselben abnehmend, „denn eine Frau wie Sie wird sich doch nicht ärgern über einen Menschen wie Benseſ."

„Ich ärgere mich ja nur über Sie," rief die schöne Witwe.

„Wie — wie das?"

„Warum haben Sie mir nicht längst gesagt, daß Sie mich so sehr lieben, Sie guter, ehrlicher, lächerlicher Mensch?"

„Ich habe nichts gesagt, gar nichts," stammelte Perl Goldfisch, zu Tode erschrocken.

„Das ist es ja eben," sagte Frau Salon, „aber ich habe Alles erfahren durch Chochmad Jad, mein lieber Perl, und hier ist meine Hand, sie gehört Ihnen."

III.

Mansarden-Legende.

Von Johannes Bohne.

Vorbemerkung der Redaktion.

Von Johannes Bohne und Hermann Conradi erscheint seit 1885 alljährlich ein „Faschings-Brevier", d. i. eine Sammlung von humoristisch-satyrischen Teufeleien in gebundener und ungebundener Rede. Dieses Brevier wird dereinst wichtige Dokumente für die Geschichte des Berliner Litteraturgeistes der streitbaren realistischen Richtung im Ausgange dieses wirren Jahrhunderts bieten. Wir wünschen, daß die hier folgende Probe unsere Leser veranlassen möge, dem übermütig unfrommen „Brevier" ihre besonderen Sympathien zuzuwenden.

Sie wohnten natürlich dicht unter dem Himmel, fünf Stiegen hoch, mit der Aussicht auf den unbeschränkten Raum, in dem ihre Phantasie ungestört herumschweifen durfte — wollten sie dagegen einen Blick auf die untere Welt werfen, so war das schwieriger und höchst lebensgefährlich, da hierzu eine Dachpromenade erforderlich gewesen wäre. Doch sie sehnten sich nicht allzu intensiv nach jener niederen Welt; besonders zur Zeit höchster Ebbe ergötzten sie sich an dem phantasievollen Zustande glücklichen Eremitendaseins, der Weltgenüsse entsagend, ihrem Künstlerseelenheil alle Aufmerksamkeit widmend, voll von schnöder Verachtung dessen, was die frivole Menschheit schätzt, bis schließlich der Fund eines bisher noch nicht ange-

gangenen Mäcens oder andere glückliche Erfolge von Bohrversuchen die versiegte oder neu entdeckte Quelle wieder frisch sprudeln ließen, und die freiwillig-unfreiwillige Askese zu allen Teufeln gejagt wurde. So schwankte das Dasein des genialen Maximilian und des tief angelegten Henri zwischen ewig göttlichen Extremen, und sie erfreuten sich beide einer herzlichen Liebe aller Wirte und Wirtinnen, die sie bisher beehrten, sowie der aufrichtigen Achtung und Hochschätzung aller derer, denen sie die Wohlthat angedeihen ließen, sich als Beschützer und Förderer der Kunst oder besser als rettende Engel für verzweifelnde Künstlerseelen mit dem barmherzigen Heiligenschein zu präsentieren, was natürlich nicht ausschloß, daß dieser Heiligenschein nur den Engeln allein sichtbar war.

Vorläufig zahlten indes sowohl der geniale Maximilian wie der tief angelegte Henri nicht im Geringsten bar, was sie verzehrt, doch die Mitwelt war bereits zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, wie aus den Reden der beiden zukünftigen Heroen des Parnaß ganz evident mit vernichtender Sicherheit hervorging. Und die Aussprüche solcher großen und tiefen Geister konnten niemals trügen. Sie waren also in Anbetracht zukünftiger Heldenthaten vollkommen berechtigt zu diesem sardanapalischen Dulderleben — Erst leben, dann schaffen! war ihre Parole, wenn auch noch in ziemlicher Ferne der Zeitpunkt zu liegen schien, wo sich das Leben und das Schaffen trennen oder vereinen würde.

Maximilian war ein hübscher, blonder, junger Mann, zwar keine allzu vergeistigte Dichterphysiognomie, wie sie vielleicht in Backfischhirnen herumspukt, doch von entschieden genialem Aeußeren — wenn er seinen großen Hut auf die Schläfe gedrückt, den weiten Mantel um die Schultern geschlagen, die rechte Hand im Busen, durch die Straße schritt mit dem Auftreten des zukünftigen großen Dichters und Dramatikers, auf den ja bald die Gassenbuben zeigen würden; den tiefen Henri mit seinen interessanten Zügen, dem ihm entsprechenden Quatre zeichnete an Stelle der hoheitsvollen Majestät seines Freundes eine hinreißende Liebenswürdigkeit aus, in deren schimmernden Netze er gar leicht die leichtgläubigen Seelen seiner Bewunderer gefangen hielt.

Es war ein kühler Winterabend, die beiden Freunde saßen auf ihrem hohen Sitze und tauschten sich ihre unsterblichen Gedanken aus. Die Zeit der trockenen Ebbe war gekommen, Henri ging mit der Lebhaftigkeit, mit der er alles anfaßte, was er ergreifen wollte, rastlos durch den heiligen Raum, Maximilian stand mit der stoischen Ruhe, die ihn in Zeiten der Dekadence so würdevoll auszeichnete, am Ofen und drehte an seinem Schnurrbart, der vorläufig jedoch noch ebenso imaginär war, als sein neuestes Lustspiel, mit dem er die moderne dramatische Literatur in eine neue Aera künstlerischer Vollendung einzuführen gedachte.

„Ich habe verdammten Hunger," sagte er, „und heute den ganzen Tag noch keine Zigarre geraucht — wirklich entsetzlich — mir ekelt vor diesem Dasein. —"

Der rastlose Henri blieb stehen.

„Ha, rief er, ist denn wirklich alles Pumpable ausgepumpt?"

„Bis auf den letzten Tropfen," entgegnete Maximilian mit seiner stoischen Ruhe.

„Und taucht kein rettender Gedanke in Deinem Hirne auf?"

„Keiner —"

Henri musterte den heiligen Raum, als verfolge er einen rettenden Gedanken, doch mißmutig schüttelte er den Kopf und brummte:

„Erbärmliche Scharteken."

„Vollkommen unversetzlich," bemerkte der Philosoph am Ofen, der Henri's Blicke kalt lächelnd verfolgt hatte.

„Nun, Unglück, so habe denn deinen Lauf!" rief Henri pathetisch und streckte beide Arme zum Himmel.

„Ich bin gespannt, zu erfahren, wohin es laufen wird, wohin es noch laufen kann!" klang es vom Ofen.

„Ach so, ja — wollen wir es diesmal mit der Kunst probieren? —"

„Ums Himmelswillen, keine Entweihung!“ — Bei diesen Worten bemächtigte sich Maximilian's ein gewaltiges Gelächter, in das Henri aus vollem Halse einstimmte.

„Sind denn wirklich alle Wege vernagelt?“ warf Henri ein, „ich entsinne mich da einiger lyrischer Samlungen, deren Verfasser für eine anerkennende Kritik —“

„Ach, alter Plunder, jämmerliches Blech — keiner drei Worte wert —“

„— Doch ihre Verfasser würden für eine anerkennende Kritik —“

„— Sparen wir es uns für die Zukunft auf — für heute wäre damit gar nicht geholfen; übrigens fangen auch diese Grünschnäbel an gewitzigt zu werden.“

„Albernes Poetengesindel.“

Henri nahm wieder seine energische Wanderung auf, einen großen Umweg um den Tisch beschreibend, auf dem einige kärgliche Reste des Frühstücks lagen; Maximilian verfolgte ihn dumpf lächelnd mit dem Auge. Eine unheimliche Stille herrschte in dem Gemach, draußen schüttelte der Wind grimmig seine Schneekörner an die Fenster und machte in dem Kamin seine höhnische Musik. Wieder blieb Henri stehen.

„Verdammt,“ sagte er — „wovon wir da aber sprechen, war wieder eine höchst chimärische Hoffnung.“

„Wieso?“

„Die Rezensionsexemplare sind ja längst zu dem alten Gauner gewandert.“

„Was schadet das?“ — der Philosoph am Ofen zeigte sich in seiner ganzen Größe — „was schadet das? Die Kritiken werden viel besser, wenn wir das ganze Zeug nicht zu lesen brauchen.“

„Brillant, Maximilian — das ist die wahre Objektivität, die den Kritiker zu den höchsten Leistungen befähigt — also frisch an's Werk!“

„Ach, morgen ist auch noch Zeit.“

„Uebrigens muß ich bemerken, daß unsere Tinte seit zwei Monaten eingetrocknet ist; ich habe die Briefe meistens in dem Postbureau geschrieben, wandte Henri ein. Für Maximilian hatte diese Bemerkung etwas Erschütterndes — er war entschieden von einer Sorge befreit, die ihn in den nächsten Monaten sicher hätte treffen können — er war vorbereitet. Was hätte er machen sollen, wenn er die Personen zu seinem Lustspiel hätte entwerfen wollen? — bis jetzt hatte er bereits drei gefunden: einen jungen Mann, ein junges Mädchen und einen jungen Hund! — und in solchen Augenblicken der Inspiration keine Tinte! — o unseliges Los schaffender Künstler. Maximilian starrte düster vor sich — vielleicht suchte er nach einer vierten Person seines reformatorischen Lustspiels und durchforschte danach das Menschen- und Tierreich. Er that sich gewaltig zu gut, daß er zuerst einen vierbeinigen Schauspieler auf die Bretter geleiten wollte, Sophokles konnte nach der Einführung seines dritten Schauspielers nicht stolzer sein, als der große Maximilian da am warmen Ofen.

„Donnerwetter, dieser verdammte Hunger,“ rief er; die Wanderung durch das Tierreich hatte Maximilian jedenfalls auch auf ein solches Geschöpf geführt, das tauglich war, als eine neue Erfindung auf der Bühne zu figurieren, wie auch in Gestalt eines fastigen Schinkens seine gemein körperlichen Triebe zu reizen. — „Ich halte es nicht länger aus — ja, auf alles will ich verzichten, auf Ruhm, Ehre und Glück, um mich ganz meinem Künstlertum still zu opfern — aber satt essen muß ich mich können“ — er stürzte, wie von Furien getrieben, in die äußerste Ecke des Zimmers. Aus einem Haufen verschiedener Kleidungsstücke, die zu genauerer Revision vorher aus dem Schrank genommen waren, riß er einen großen Künstlermantel heraus, stürzte sich hinein und verließ, seinen Schlapphut grotesk schwingend, mit den Worten: „Ich wage es noch einmal!“ aus dem Zimmer.

Er raste die Treppen hinunter. Unten trieb ihm der Wind dichte Schneeflocken in's Gesicht. Fröstelnd hüllte er sich dichter in den Mantel und eilte, von tiefinnerlichem Instinkt getrieben, in die lebhafteste Gegend. Dort im dichtesten Menschenschwarm mußte er den Retter finden. Da auf der Pferdebahn die sausend vorbeieilte, stand ein Bekannter, hinten an die Brüstung gelegt. Maximilian stürmte in langen Sprüngen ihr nach, sprang rechts hinauf, rief dem Herrn, der ihm die Hand

bot, entgegen: „Hören Sie, Mensch, wollen Sie mich retten — ein paar lumpige Mark!“ — Der andere schüttelte mit dem Kopf.

„Nun, dann wenigstens das Fahrgeld für den brutalen Kondukteur hier!“

Der andere zuckte die Achsel.

„Welt, das sollst du büßen!“ rief Maximilian und sprang mit gewaltigem Satz links wieder hinunter. —

Er irrte weiter, fand mehrere Bekannte, doch nirgends ein wohlwollendes Entgegenkommen. Da sah er plötzlich jemand, der ihm bekannt vorkam, doch den er seit langer Zeit nicht mehr gesehen. Sofort war er gestellt.

„Ah, guten Abend, Emil, alter Freund — Gott, wie kommst Du hier her?“

„Ah, guten Abend, Maximilian — ich bin hier auf einer Geschäftstour — bin Reisender für eine große Uhrenfabrik —“

„Und das Geschäft blüht?“

„Ja, Apropos, Maximilian, willst Du eine goldene Uhr kaufen, zu vorteilhaften Bedingungen — kannst ja abzahlen — brauchst nur ein paar Mark zur Anzahlung zu geben —“

„Ha, ich goldene Uhr! Du Unmensch — eine goldene Uhr — ja —“ rief Maximilian aus.

„Ja, wirklich, sehr preiswert — überlege es Dir — komm', wir wollen hier in das Café treten, da plaudert's sich besser.“

Als Maximilian ihm folgte, blitzte in seinem Haupte eine geniale Idee auf, diesmal aber eine wirkliche, wahrhaftige, echte, imposante geniale Idee.

„Ich kaufe eine Uhr, eine goldene Uhr — zeig' einmal her —“ sagte er, als sie am Tisch saßen.

Der andere holte aus seinem Kästchen eine Uhr hervor und gab sie ihm.

„Hier, eine echte Remontoiruhr, ein Jahr Garantie, sechs Mark Anzahlung —“

Maximilian riß sie an sich und sah sie begehrlich an.

„Warte einen Augenblick!“ Er erhob sich, griff zu seinem Hut, rief dem andern noch zu: „Hab' Acht auf meinen Mantel —“ und entfernte sich. Beim Eintritt in das Café hatte Maximilian ein Schild gesehen, das die Aufschrift trug: „Leihamt.“ Vielleicht stand das im Zusammenhang mit seiner plötzlichen Entfernung.

Bald kehrte er zurück, während der andere noch verdutzt dasaß.

„Hier sind die lumpigen sechs Mark Anzahlung,“ sagte Maximilian stolz; „die Uhr scheint ganz gut zu sein, — wird sie auch richtig gehen?“

„Ich garantiere dafür — wenn Du sie richtig aufziehst und sorgsam behandelst — das Werk ist sehr gut —“

„Ja, das Werk ist ausgezeichnet, — nun, am gut Behandeln und richtigen Aufziehen wird es schon nicht fehlen — doch, ich habe keine Zeit, hier sind Deine sechs Mark — die nächsten Monate zahle ich wieder sechs Mark —“

Er nannte noch seine Wohnung und entschwand eiligst. In seiner Tasche klimperten lustig vierzig Mark.

Schwer mit allerlei guten Sachen beladen, kam Maximilian die Treppen emporgestiegen. Er hörte dort verwundert laut sprechen. Bei seinem Eintritt bot sich ihm ein ziemlich erfreuliches Bild. Henri saß mit einem jungen Unbekannten am Tisch. Der junge Unbekannte hatte vor sich einen Stoß Manuskripte liegen, aus dem er vorgelesen zu haben schien. Henri saß da, das Kinn in die Hand gelegt und starrte mit sehnsüchtigem Heiligenaugenaufschlag zur Decke des Zimmers. Ein schwerer Seufzer entströmte seiner Brust. Als Maximilian eintrat, blickte er mit einem vielsagenden Augenzwinkern auf seinen jungen Nachbar. Maximilian verstand ihn sofort, kraft der ihm innewohnenden höheren Intuition und antwortete mit einer bezeichnenden Geste; den Finger legte er an die Nase, blies leise die Backen auf und zwinkerte gleichfalls. So — beide Seiten waren orientiert, das Terrain ausgemessen und vollkommen bekannt, das Scharmützel konnte beginnen. —

Zuerst entledigte sich Maximilian seiner Bürde ziemlich ostentativ.

„Ah, Du bist beim Verleger gewesen —“ fragte Henri.

„Ja, hier sind Druckbogen und Probeexemplare unserer Monatsschrift —"

„Leg' sie nur zu den andern," entgegnete Henri.

Es ist kaum zu bemerken, daß außer dem Umschlagspapier jenes Päckchen nichts Gedrucktes enthielt und daß die Probeexemplare aussahen wie ganz gewöhnliche Gänsebrüste, Würstchen, Caviarbrödchen und andere Sachen derart. Doch Maximilian legte sie zu „den anderen" rechts unten in den Schrank, wo sie die ehrenwerte Gesellschaft von ein paar krumm gelaufenen Stiefeln und eines verbogenen Damenkorsets genossen.

Maximilian ging, nachdem er so die Monatsschriften geborgen, auf den jungen Mann los und schüttelte ihm beide Hände.

„Ah, gewiß ein neuer Jünger unserer Kunst," rief er, Henri begeisternd ansehend — „wir sind reich, mein Freund, daß wir immer noch Seelen finden, die uns verstehen —"

Der junge Mann wußte nicht, was er sagen sollte, dieser Empfang der Menschen, die er so inbrünstig bewundert — in jedem Jahr verfaßten sie nämlich, beide, Maximilian sowohl wie Henri, je ein Gedicht — war bestrickend.

„Ist es Ihre feste Absicht, junger Freund, sich ganz der Kunst zu widmen, trotz aller Dornen auf dieser Laufbahn?" fragte Henri.

„Wie kannst Du nur so fragen," warf Maximilian mit vorwurfsvollem Tone ein, „siehst Du nicht, daß unser Freund — verzeihen Sie, mein Herr, diese vertrauliche Anrede, ich folge stets den ersten Eindrücken — also, daß unser Freund vollkommen der Mann zu sein scheint, diesen schweren Beruf auf sich zu nehmen?"

„Ja, nach dem, was er mir soeben vorgelesen — ich danke Ihnen noch einmal — kann und will ich nicht mehr zweifeln!" sagte Henri. — „Nun, Sie werden doch an unserer Monatsschrift mitarbeiten?" wandte er sich an den staunend Zuhörenden.

Im Grunde wäre es Maximilian nicht angenehm gewesen, eine neue Mitarbeiterschaft an der Monatsschrift rechts unten im Schrank zu erhalten — doch ideell war er ganz dafür.

„Jawohl, Sie arbeiten mit; irgend einen Roman, Novelle, Gedicht haben Sie doch zur Verfügung? Wir nehmen alles gern —" rief er.

Der junge Mann gestand indes, daß er noch keinen Roman geschrieben habe.

„O nichts leichter als das," warf Henri ein, „man beobachtet das Leben und schreibt es ab."

Maximilian dagegen haßte das Abschreiben — wie überhaupt alles Schreiben — und bemerkte, daß auf diese Art kein Kunstwerk entstehen könnte. Er meinte vielleicht das Kunstwerk seines Daseins damit. Aesthetische Gespräche hatten für Maximilian jedoch etwas furchtbar Langweiliges. Er spielte fortan den mystischen Schweiger, der nur aus einigen Brocken die Tiefe seines Geistes erraten läßt, und sagte fortan nur ein festes Ja oder Nein, was dem jungen Gaste mächtig imponierte.

Unterdeß bereitete Henri eine Hauptattaque vor. Schon lange war Maximilian durch entsprechendes Augenblinzeln aufmerksam gemacht.

„Ja, uns wird die Kunst recht schwer gemacht," begann er.

„Sehr schwer," sekundierte Maximilian, der Stoiker.

„Unsere Ideen müssen durchdringen, die Litteratur unserer Zeit muß vertieft und umgestaltet werden —"

„Besonders das Lustspiel," warf Maximilian ein.

„In unserer Monatsschrift wollen wir die neue Kunst vertreten —"

„Bis auf's Messer," sagte Maximilian und hatte so ganz Unrecht nicht.

„Wir wollen kämpfen und alle die neuen, frischen, jungen Kämpen um uns schaaren, sie vereint in den Kampf führen —"

„Was haben wir uns die Monatsschrift nicht kosten lassen, Zeit, Geld, alle unsere Mittel sind fast darüber erschöpft — aber wir werden Alles opfern, für dieses hohe Ziel ist uns Nichts zu teuer. — Ja, da fragen Sie sich einmal, ob Sie, junger Freund, für die Ideen, die uns ja gemeinsam sind," — ein gewaltiger

Schwung hatte Maximilian erfaßt — „Alles opfern würden — ich frage Sie im Namen der echten Kunst, deren Jünger wir sind!"

Henri erwartete sehnlichst die Beantwortung dieser Frage.

Der junge Mann lächelte.

„O, Gott sei Dank bin ich in der Lage, für unsere Kunst gewisse Opfer zu bringen; wenn ich Sie damit nicht verletze, so würde ich —"

„O, Sie sind grausam!" rief Maximilian

„Freund, denk' an unser Ziel —" sagte Henri.

„Ich resigniere," stöhnte Maximilian dumpf, — „ja, das Ziel — wir sind Opfer der Kunst —"

„Nein, ihre Priester," sagte Henri.

„Hier, zeichnen Sie sich in diese Liste!" — Maximilian stand auf und kramte in einem Kasten der Kommode — „Donnerwetter, die Tinte, — warten Sie, ich will es selbst thun. — Wieviel soll ich zeichnen für die „neue Monatsschrift?"

„Bitte, fünfzig Mark!"

„Schön, also Mark fünfzig für — die — neu—e — Mo—nats—schr—ist. — Von?"

„Schreiben Sie: Von einem Mitkämpfer!"

„Schön, also: — von — ei—nem — Mit—kämpf—er. — So! Fertig! Die Kunst dankt Ihnen, junger Freund!"

Henri hatte sich während dieses Intermezzo's die Zunge blutig gebissen, er stöhnte vor Rührung.

Bald nachher saßen Maximilian und Henri wieder allein auf ihrer Burg und überschlugen ihr Kapital.

„Wir brauchen erst dann zu arbeiten, wenn die Gimpel ausgestorben sind, hurrah, bis dahin hat's keine Not!"

„Und da die Gimpel nie aussterben?"

„Werden wir nie zu arbeiten brauchen," ergänzte Maximilian frohlockend — „hoch lebe die Komödie!"

Nach diesem Herzenserguß machten sich die beiden großen Leute an die Lektüre ihrer Monatsschrift.

Bis jetzt lauert die Welt auf die erste große Leistung des talentvollen Maximilian und des genialen Henri und wird lauern bis in alle Ewigkeit.

Kleinstädtische Gesellschaft.

Eine Skizze nach dem Leben von Heinrich Roller.

(München.)

Nachdem ich meine Studien an der Hochschule beendet und die Prüfung für das Lehramt an den technischen Mittelschulen glücklich bestanden hatte, erhielt ich vom Ministerium die Anweisung, als Lehramtsverweser in das schwäbische Städchen X. zu gehen. Obgleich ich lieber in meine fränkische Heimat zurückgekehrt wäre, so mußte ich doch dem Rufe nach Schwaben Folge leisten und fuhr also nach X. Das Städtchen X. liegt in einer reichbewässerten Thalmulde und lehnt sich an Hügel, von welchen man eine großartige Aussicht auf die Algäuer- und bayerischen Alpen genießt. Unter den vielen Bergen, welche hier Aug und Herz erfreuen, tritt der scharf eingeschnittene Säuling und die zweigipfelige Zugspitze, die höchste Erhebung Deutschlands, besonders hervor. Diese alpine Landschaft erschien mir stets neu und erfrischend, während mich die kleine Stadt trotz einiger interessanter Gebäude nur wenig anzuziehen vermochte.

Als ich an die Realschule zu X. kam, stand dieselbe unter einem alten Rektor, der ein würdiger und seelenguter Mann war. Im Lehrerkollegium befanden sich

einige Franken, welche mir sehr freundlich entgegenkamen, und zwei Schwaben, welche sich sofort als boshaft erwiesen. Da ich schon viele Lehrer kennen gelernt und keinen darunter gefunden hatte, der wirklich boshaft gewesen, so war ich nicht wenig überrascht, hier in einem kleinen Kollegium gleich zwei Menschen zu treffen, welche mit dieser teuflischen Eigenschaft behaftet waren. Ich erkundigte mich nach dem Bildungsgang meiner schwäbischen Kollegen Megerle und Würmle und hörte, daß beide für den Priesterstand bestimmt waren und sich erst in der letzten Stunde dem Lehrfach zugewandt hatten. Das war mir ein Fingerzeig zur Beurteilung derselben und eine Mahnung zur Vorsicht. Uebrigens war Megerle, ein großgebauter, grobgliederiger Geselle, weniger schlimm als Würmle, dessen chamäleonartiges Wesen unbedingt abstoßen mußte, und wurde nach einiger Zeit versetzt, so daß ich ihn bald aus dem Gedächtnis verlor. Würmle dagegen blieb und zeigte seine Bosheit in immer neuer Gestalt. Da ich in meinem ganzen Thun und Sein den vollständigsten Gegensatz zu ihm bildete, so haßte er mich in ganz merkwürdiger Weise. Er entwickelte ein wahrhaft jesuitisches System, um mich psychisch und physisch zu quälen, und wenn ich nicht die nötige Selbstbeherrschung gezeigt hätte, so würde es zu offenkundigen Skandalen gekommen sein . . Mit meinen andern Kollegen stand ich auf gutem Fuße, und die Volksschullehrer waren meistens ältere Männer, deren besonnenes Auftreten mit Achtung erfüllte.

Unter den Beamten war der Forstmeister ganz unstreitbar die interessanteste Persönlichkeit. Auf einer breiten Grundlage ruhte der gewaltige Kopf, der den Trotz eines Löwen verkündete. Und doch war der widerhaarige Mann, der wie ein knorriger Eichbaum unter glattrindigen Obstbäumen dastand, der zartesten Regung fähig. Als ich ihn einst auf einen sehr talentvollen armen Schüler aufmerksam machte, nahm er sich dessen aufs wärmste an und erzählte mir öfters, welche Freude er an dem originellen Burschen hatte. Auch seine nächsten Angehörigen und Untergebenen wußten, daß unter seiner rauhen Schale ein guter Kern, ein fühlendes Herz verborgen war. Für gewöhnlich ließ sich das der gestrenge Waldgebieter freilich nicht merken, und wehe dem, der ihn mit allgemeinen Redensarten behelligte oder gar von seinem guten Aussehen sprach. Als einst ein alter Bekannter zu ihm sagte: „Sie werden alle Tage jünger," erhielt er die Antwort: „Und Sie alle Tage dümmer." Beschränkte, langweilige und furchtsame oder hinterlistige Menschen konnte er absolut nicht leiden, und er ließ das auch denselben ohne die geringste Scheu merken. Der Stadtförster, den man für einen „verdruckten Kerl" hielt und der trotz seiner Verstocktheit bissige und verleumderische Reden führte, war dem Forstmeister so zuwider, als wenn er ein übelriechender Nigger gewesen wäre. Von einem Assessor, der etwas in den Tag hinein redete und wahrscheinlich froh war, daß er das Pulver nicht zu erfinden brauchte, sagte der grimmige Nimrod: „Wenn der einmal Bezirksamtmann wird, so erschieß' ich mich." Als der Jurist wirklich befördert wurde, freute ich mich sehr, daß der Forstmeister sein Versprechen vergessen hatte, denn es wäre schade gewesen, diesen göttlich groben Mann zu verlieren, besonders in einem Nest, wo man selten ein freies Wort hörte. Als ich wieder einmal in Gesellschaft des Forstmeisters war, machte er mich auf den nicht weit entfernt sitzenden und Zeitunglesenden Postverwalter aufmerksam und sagte: „Der thut auch, als ob er lesen könnte." Ich mußte laut auflachen und war froh, daß der nichts böses ahnende Postverwalter, der übrigens sehr gutmütig war, ruhig weiter las.

Eine sehr angenehme und hochgeschätzte Persönlichkeit war der in X. pensioniert lebende General, der eine thatenreiche Vergangenheit besaß und so lebhaft zu schildern verstand, daß man gern in seiner Gesellschaft weilte. Von den Geistlichen sah man den katholischen nur selten, weil er sehr alt war; die protestantischen gingen jedoch öfters aus und zeigten sich ebenso gewandt wie gelehrt. Ein Freund und Förderer geistreicher Unterhaltung war auch der Assistenzarzt Dr. v. R. Ich sprach gern mit ihm und bewunderte seine ausgebreiteten Kentnisse auf den verschiedensten Gebieten, merkte jedoch mit Betrübnis, daß er schwer leidend war. Er hatte sich, wie es scheint, überarbeitet und gönnte sich auch in X. nur selten Ruhe. Als ich mich später

nach ihm erkundigte, hörte ich, daß er das Leben freiwillig verlassen. Dies schmerzte mich tief, denn Dr. v. R. war ein hochstrebender und edler Mensch. Es sollte mich wundern, wenn sich in seinen Aufzeichnungen nicht manches fände, das der Veröffentlichung wert wäre.

Der Bürgermeister war „ein selbstgemachter Mann," wie die Engländer sagen. Obgleich er keine sogenannte höhere Bildung genossen, war er doch manchem Angestellten, der sich griechischer Studien rühmte, weit überlegen, und wenn er eine Rede hielt, so konnten die Herren Megerle und Würmle, welche die „humanistischen" Gymnasien für die alleinseligmachenden Bildungsanstalten hielten, immerhin lernen, daß natürlicher Verstand und gewisse Talente mehr wert sind, als langjährige Schulfuchsereien. Auch unter den anderen Gemeindevertretern fanden sich sehr kluge und weltgewandte Männer, mit denen zu verkehren eine Freude war. Ich gewann überhaupt die volle Ueberzeugung, daß es geradezu lächerlich ist, auf die Kenntnis der alten Sprachen so zu pochen, wie es von manchen Beamten einer kleinen Stadt geschieht. In X. waren Kaufleute, welche in England, Frankreich und Italien gelebt hatten und die Sprachen dieser Länder geläufig sprechen konnten. Warum sollten sich dergleichen feingebildete Männer mit weltweitem Blick nicht gleichberechtigt neben jene Staatsdiener stellen, welche die griechische Kultur mit ihrer Sklaverei und Hetärenwirtschaft noch immer als die höchste Offenbarung des Menschengeistes betrachten? — Ich verkehrte ebenso gern mit Beamten wie mit Bürgern und gewann dadurch viele Erfahrungen. Während jene die verschiedenen Stämme Bayerns repräsentierten, waren diese meist Schwaben, deren Charakter so manchen eigenartigen Zug hat.

Die Schwaben erschienen mir als nachdenkliche und etwas mißtrauische Menschen. Sie haben nicht den freien Sinn der Franken und ebensowenig das kraftvolle Wesen der Altbayern. Sie sind schwer zugänglich und meiden den offenen Kampf. Ihr Charakter zeigt einen melancholischen Strich, während das Frankenland die Heimat echter Sanguiniker ist. Man findet in Schwaben selten einen blasierten Menschen, aber viele Originale. Die guten wie die bedenklichen Eigenschaften der Deutschen finden sich bei den Schwaben in verstärktem Maße. Bei ihnen spielt das Gemütliche die erste Rolle. Sie wollen alles „extra," in besonders für sie bestimmter Weise haben. Darum ist ihnen das Uniformieren verhaßt, und die Kleinstaaterei war bei ihnen vollständig naturgemäß. Ich könnte so fortfahren und dabei auch manchen Widerspruch im schwäbischen Charakter beleuchten, z. B. die große Freude an der Heimat und die Neigung zum Auswandern; ich will aber das interessante Thema nicht weiter behandeln und nur noch einige kurze Bemerkungen machen. Am schönsten habe ich das spezifisch Schwäbische bei den Frauen und Jungfrauen gefunden, am häßlichsten bei den Männern. Dort ist es durch edle Weiblichkeit geadelt, hier oft durch Roheit verzerrt. Ich lernte in X. Männer kennen, die an Klatscherei und Verleumdung mehr Freude hatten, als das verschrieenste Weib in Franken, und die deshalb zu den widerlichsten Erinnerungen meines Lebens gehören. Dagegen sah ich in Schwaben auch edle Frauengestalten, wie sie wo anders nicht liebenswürdiger gefunden werden.

Die schönsten Tage in dem sonst einförmigen Leben zu X. waren die einem Kinderfeste geweihten, das jeden Sommer auf der aussichtsreichen Anhöhe, im sogenannten „Hölzle", gefeiert wurde. Da entwickelte sich eine Freude und eine Zusammengehörigkeit, wie sie kaum zu erwarten. Für gewöhnlich bleiben nämlich die einzelnen Kreise der Bevölkerung etwas gesondert, so daß z. B. in der einen Wirtschaft im Hölzle mehr Bürger, in der andern mehr kleine Leute, in der dritten die Reichen verkehren. Selbst das konfessionelle Element spielt dabei mit, obgleich es im allgemeinen nicht betont wird, namentlich nicht von den Protestanten. Während des Sommers lebt man in X. sehr angenehm und jedenfalls bequemer und billiger, als in manchem Luftkurort. Im Winter freilich gibt es oft böse und langweilige Tage, an denen außer dem Spiel das Vereinswesen zur Geltung kommen muß. Da ist vor allem der Gesangverein zu nennen. Welch herrliche Typen von Vereinsfexen ließen sich hier aufstellen! Ich denke zuerst an den berühmten Tenor, der mit einer

Schneidigkeit und Ausdauer singt, daß einen um „das Gold in seiner Kehle“ bang werden könnte. Er ist ein alter Junggeselle, der trotz seines Kahlkopfes noch hoch in der Gunst der Frauen steht, und kennt kein größeres Glück auf Erden, als den schmetternden Gesang. Dann erinnere ich mich des flotten Studenten und radikalen Denkers von ehemals, der jetzt durch eine reiche Heirat konservativ geworden ist und nur zuweilen, wenn ein alter Cantus angestimmt wird, sich seines gemeinen Philistertums bewußt wird. Wie sang er einst so kühn: „Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht, der ist ein ehrlos erbärmlicher Wicht,“ und wie handelte er so feig und zwar einem Freund gegenüber! Rasch ein anderes Bild. Der fesche Jägersmann dort, ein famoser Kerl, der singt wie der Vogel, der in den Zweigen wohnet. Aber nebenan sitzt ein ernster Schulmonarch, der immer den Takt mitnickt und erwägt, ob es wohl vor Gott erlaubt ist, lustige Lieder zu singen. Da ist sein Nachbar, der keine Note kennt und doch gewaltig in den Gesang einstimmt, ein anderer Kamerad; der lacht den ganzen Tag und ist bei allen Vereinen, hat ein gutes Gemüt und gehört überhaupt zu denjenigen Schwaben, welche man lieben muß. — Soll ich auch vom Turnverein und von der Feuerwehr, vom Lesevereln und dergleichen reden? Soll ich einzelne Originale schildern, den liebenswürdigen Buchhändler, den ewig klagenden Rentner, den charakterfesten Kaufmann, den leichtsinnigen Bierbrauer, den ultramontanen Kasinoschwätzer, den sozialistischen Agitator u. s. f.? Nein, es ist hier unmöglich. Die kleinstädtische Gesellschaft, welche ich teils mit Vergnügen, teils mit Interesse kennen lernte, ist so reich an merkwürdigen Persönlichkeiten, daß sie am besten einmal in einer größeren Erzählung vorgeführt wird. Vielleicht finde ich noch Zeit und Lust dazu.

Nach der Lektüre eines berühmten Buches.

Von M. G. Conrad.

(München.) (Nachdruck erwünscht.)

Eben habe ich die wiederholte Lektüre eines Buches beendet, das stets die Aufmerksamkeit der Freunde und Förderer einer vernünftigen Volkswirtschaft verdienen wird. Kein Buch von gestern oder vorgestern, wenn auch im neuen Gewande, sondern altersgrau, hundertjährig der Zeit seiner Entstehung nach — und doch von jener innerlichen Jugend, die epochemachenden Geisteswerken beschieden ist.

Es ist dies Adam Smith's „Natur und Ursachen des Volkswohlstandes“ — zwei Bände von über tausend Seiten — neu und ganz vortrefflich übersetzt von Dr. Wilhelm Löwenthal (Berlin, E. Staude).

Wie ich dazu gekommen, diesen berühmten „Schmöcker“ gerade jetzt zur Hand zu nehmen? Weil man im Streit der Schulen und Parteien nicht nachbeten, sondern nachdenken und das Material zum Nachdenken nicht allein aus der Tagespresse — die so vielfach wissentlich irreleitet — sondern auch und hauptsächlich aus den alten Quellenschriften schöpfen soll.

Der alte Adam Smith wird außerhalb der Kreise der Gelehrten mehr besprochen, als gelesen, und seine grundlegenden volkswirtschaftlichen Gedanken — die bewährten Wahrheiten sowohl, wie die unzweifelhaften heillosen Irrtümer — sind noch lange nicht zum festen, kritisch beherrschten Wissensschatz des sogenannten „gebildeten“ Bürgertums geworden.

Hätte man früher in den Schulen weniger theologisch und philologisch gefrömmelt und mehr positives gelernt, so wäre uns die schmachvolle soziale und volkswirtschaftliche Verwirrung in der Gegenwart vielleicht erspart geblieben.

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft!“

Unter den Gesellschafts-Wissenschaften, die täglich mächtiger aufblühen, ragt die Nationalökonomie als der stärkste und solideste entwickelte Zweig hervor; denn in unabläßiger Arbeit hat sie eine erstaunliche Zahl von Thatsachen gesammelt und gruppiert, die bestimmter und mächtiger sind, als jene menschlichen Phänomene, deren Wesen und Umrisse von der orthodoxen Leidenschaft, von der religiösen Phantasterei fortwährend entstellt werden. Wie lange beharrten die Menschen in der Verblendung über ihre Ziele, wie lange verschmähten es die Völker, sich über ihre materielle Lage und deren Ursachen und Folgen klar zu werden! Während der kleinste Kaufmann sein Buch hält und mit Klarheit und Ordnung seine Einzeichnungen führt, blieb dem Bürger das große Wirtschaftsbuch des Staates gleichgiltig und die Regierenden konnten treiben was sie mochten . . . . . .

Was die Regierungen mit dem Volksgut bis zum vorigen, ja, bis herein in das gegenwärtige Jahrhundert, getrieben haben, erzählt uns die Geschichte. Bis zur französischen Revolution lehnten sie mit dem autokratischen „Tel est notre plaisir" überhaupt jede Verantwortlichkeit ab. Mit den Thronen im Einverständnis wirtschafteten die Männer der Kirche, deren „Reich nicht von dieser Welt," und saugten das Volk um die Wette aus und häuften Schätze auf Schätze. Das Volk kannte wohl das alte und neue Testament, Himmel und Hölle — aber von der wirklichen Welt, von der wirklichen Geschichte und ihrem gesetzmäßigen Verlauf wußte es blutwenig; man hatte in Schule und Kirche dafür gesorgt, seinen Kopf mit Legenden und Fabeln, mit Litaneien und Dogmen tüchtig auszumöbeln, so daß für helles, gesundes, nützliches Wissen kein Raum und keine Lust mehr blieb. Das Volk lebte wie im Traume dahin, und zwar in keinem schönen, menschenwürdigen Traume. Nicht vernünftiges Menschentum, sondern frömmelnde Bestialität war sein Loos. Zu den geistigen kamen naturnotwendig die leiblichen Bettelsuppen. Ei, was für ideale, selige Zustände, solange die materialistische Wissenschaft von Arbeit und Arbeitsteilung, von Angebot und Nachfrage, von Industrie und Weltmarkt, von Produktion und Konsum, von Kapital und Rente u. s. w. noch nicht für das Volk erfunden war! Ei, was für ein gottwohlgefälliges Weltregiment, solange die hohe Obrigkeit mit dem Volke wie mit einem ererbten Menschenkapital wuchern und fette Blutzinsen mühelos einstreichen konnte! Trieben einige kleine Fürsten die Nutzwirtschaft nicht soweit, daß sie ihre Unterthanen wie Vieh der Stückzahl nach an das Ausland, das Rohmaterial zur Kriegsführung brauchte, verkauften?

Das war die „gute alte Zeit" — und es liegt auf der Hand, daß sie nach nationalökonomischen Erkentnissen und Verantwortlichkeiten kein Verlangen trug. Die Fürsten des Staates und der Kirche präparierten das Volk für die Ewigkeit, für den Himmel, und die Seligkeit kann man ja genießen, auch ohne Nationalökonomie studiert zu haben! —

Manches ist veraltet, manche Hypothese hinfällig, mancher Irrtum handgreiflich und himmelschreiend geworden in dem Smith'schen Werke. Der Bearbeiter hätte den volkstümlichen Wert der neuesten Ausgabe wesentlich erhöht, wenn er in der Einleitung oder in einem Anhang die Geschichte des Smithianismus bis zu den heutigen Standpunkten unserer bedeutendsten vaterländischen Nationalökonomen mit ein paar klaren, kräftigen Linien umrissen hätte. Die englischen Freihandelsagitatoren (Manchestermänner) haben ja die Lehre des Meisters vielfach verdorben und sie zu einer reinen Interessenvertretung des Kapitals einseitig zugespitzt, während unsere deutschen Freihändler das Smith'sche System modifizierten und selbständig ausbildeten, nicht zu gedenken der vielfachen Befehdung, die dasselbe von Seiten der Kommunisten, der extremen und utopistischen Sozialisten, der Romantiker und Protektionisten erfahren hat. Hierüber wäre ein aufklärendes Wort in der Jubiläumsausgabe sehr wohl am Platze gewesen.

Die Grundgedanken, auf denen die Smith'schen Untersuchungen über die Natur und Ursachen des Volkswohlstandes aufbauen, lassen sich in Kürze etwa so fassen:

Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sind die Quellen, aus denen jedes Volk die Mittel schöpft, die es für die Befriedigung seiner Bedürfnisse braucht. Von der

immer vorteilhafteren Anwendung der Arbeit und der immer zweckmäßigeren Verwendung des über den Bedarf Erarbeiteten hängt die Ausdehnungsfähigkeit und Steigerung der Kultur ab. Der große Lehrmeister der besten Verwendung von Arbeit und Kapital ist aber das Eigeninteresse, das die zu allen Zeiten sich gleichbleibende Menschennatur antreibt zur sorgsamsten Verwendung des Gütervorrats und zur energischsten Ausnützung der Arbeit. Sobald nur jeder frei ist, im gleichberechtigten Wettkampfe um die Güter des Lebens zu werben, so wird durch die Gleichheit der menschlichen Naturanlage und durch die Gleichartigkeit der Motive des wirtschaftlichen Handelns in bestimmter Zeit ein Gleichgewicht der Bedürfnisse und der Güter erzeugt, welches sich selbst erhält — und in ihm besteht eben der Wohlstand der Völker. Jeder befördert zugleich den Vorteil des Ganzen, indem er seinem eigenen Vorteil nachjagt! Die Staats-Regierung hat weiter nichts zu thun, als diesem Kampf der Interessen Freiheit zu gewähren, für eine gute Rechtspflege im Innern und für ausreichenden Schutz gegen fremde Staaten zu sorgen, sowie diejenigen gemeinnützigen Anstalten zu errichten und zu unterhalten, welche das Privatinteresse allein nicht zu schaffen vermag. Besonders nachdrücklich spricht sich Smith aus gegen Ein- und Ausfuhrverbote, gegen Zünfte, Monopole und ähnliche Eingriffe des Staates in die angeblich unantastbaren Rechte des Menschen und Bürgers.

Die unbedingten Einseitigkeiten der Smith'schen Lehren gipfeln erstens in der unhaltbaren Hypothese, daß die „Naturkraft" des privatwirtschaftlichen Selbstinteresses bei voller wirtschaftlicher Freiheit der Individuen mit naturgesetzlicher Notwendigkeit zu naturgemäßer volkswirtschaftlicher Ordnung führe, zweitens in der auf diese Hypothese gestützten Ablehnung aller Einmischung des Staates in das privatwirtschaftliche Getriebe der freien Konkurrenz, und drittens in der Annahme von wirtschaftlichen Gesetzen, welche, erhaben über Raum und Zeit, für alle Völker und Perioden absolute Giltigkeit in Anspruch nehmen können. Wir dürfen aber nicht übersehen, daß dem englischen Nationalökonomen damals noch nicht jene Fülle von Beobachtungen, von statistischen Nachweisen zur Verfügung stand, wie sie heute dem geringsten Publizisten zu Händen sind. Trotzdem hat er mit seinem genialen Scharfblicke Dinge gesehen und Gesetze ergründet, die an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Es gibt fast kein Gebiet der Nationalökonomie, das er nicht mit neuen bedeutenden Entdeckungen bereichert hätte.

Die sittliche Unzulänglichkeit der Smith'schen Darlegungen erklärt sich so, daß seine Untersuchungen über den Volkswohlstand nur ein Bruchstück bilden von einem umfassenden sozialpolitischen Werke, das auf desselben Verfassers Moraltheorie folgen sollte. Wir dürfen daher wenigstens nicht das vorliegende Werk und die Moraltheorie, die man so gern für ein unbedeutendes Erstlingswerk auszugeben liebt, auseinanderreißen, da Smith die Grundgedanken beider Werke gleichzeitig in sich zur Reife gebracht und die Starrheit des egoistischen Prinzips des einen durch das Prinzip der Sympathie des andern zu verbessern beabsichtigt hat.

Man kann bei dieser Gelegenheit nicht verhehlen, daß die scharfe Logik der Vorteils- und Nützlichkeitsmoralisten eine eminent verführerische Kraft besitzt, die besonders in erschlafften, frömmelnden Zeiten dem energischen Kopfe wie ein Fingerzeig in das leichtzugewinnende, weil dem beharrlichen Fleiße von Urbeginn gelobte Land erscheinen muß.

Vom Nutzen wird die Welt regiert! ruft Schiller aus.

Wir stehen hier vor einer uralten Erscheinung. In der Geschichte der Nützlichkeitsmoral können wir ganz gut drei Perioden unterscheiden. In der ersten gründet sich diese Moral ausschließlich auf das Privatinteresse, wie bei Epikur, dem Engländer Hobbes und in Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts. In der zweiten Periode gewahren wir, wie sie sich auf der Harmonie zwischen Privatinteresse und Gemeininteresse einzurichten sucht; dies ist recht eigentlich die Glanzzeit des utilitarischen Geistes in England und schließt mit den famosen Lehren Benthams ab. Die dritte Periode ist die moderne, wo die Utilitätsmoral bis zu jenem Punkte humaner Weit-

herzigkeit sich entwickelt hat, nichts mehr erstreben zu wollen, als mit dem eigenen das allgemeine Beste.

In dieser Phase glänzen als große Propheten die Namen Stuart Mill, Bain, Bailey, Herbert Spencer. Die weitere Entwickelung ist noch nicht geschichtsfähig geworden, auch die deutsche Kanzler-Aera der schutzzöllnerischen Versuche nicht. Der eiserne Kanzler hatte die edle Absicht, mit dem preußisch approbierten „praktischen Christentum" und seinen Zöllnern und Sündern eine Utilitäts-Epoche hervorzuzaubern, die nicht nur der nationalen Arbeit die höchstmöglichen Vorteile sichern, sondern selbst dem lieben Gott und seinen spiritualistischen Sachwaltern auf Erden die Geschäfte in Schwung bringen sollte, wie nie zuvor! Und der Erfolg? . . .

Ich bin weit entfernt, die Gefühle jener blinden und arroganten Bismarckhaßer zu verteidigen, die aus fortschrittlicher Parteiaffenliebe alle Anstrengungen des improvisierten Reichswohlfahrts-Politikers wahllos verlästern. Aber ich fühle mich eben so unvermögend, dem bedeutenden Staatsmann wahllos und gleichsam in Bausch und Bogen zu huldigen. Friedrich Nietzsche hat meine Empfindungen getroffen: „Wie viele möchten mit Bismarck Einer Meinung sein, wenn er selber nur mit sich einer Meinung wäre, oder auch nur Miene machte, es fürderhin zu sein!" Wenn der „Herkules des neunzehnten Jahrhunderts" in seinem harten, aber genialen Junkerschädel wirklich eine sichere Idee fände, die sich zur unanfechtbaren Grundlage für den schwankenden Volkswohlstand eignete, würde es gewiß männiglich mit Jubel begrüßen.

Es liegt etwas Tragisches im Leben Bismarck's, das einst gewiß noch einen berufenen Poeten mächtig inspirieren wird — vorausgesetzt, daß Bismarck nicht am Ende seiner Laufbahn mit seiner Wirtschaftsreform so furchtbar scheitert und den Nationalwohlstand dermassen auf Generationen hinaus bloßstellt, daß das Volk seinen Namen nicht mehr anders, denn mit Schaudern hören kann, — ähnlich wie es dem gewaltigen Genie des ersten Napoleon in Frankreich ergangen. Jawohl, etwas Tragisches liegt im Leben Bismarck's. Zuerst ein entschiedener Gegner der deutschen Einheit, mußte er später deren Schöpfer und Begründer werden; im Kern seines Wesens ein Stockpreuße, der nichts Höheres kennt, als die Bereicherung der hohenzoller'schen Dynastie an Macht, Umfang und Glanz, mußte er durch seine innere Politik die Zersetzung des alten Preußentums herbeiführen und in dem konservativsten Staate mit entschieden protestantischen Traditionen den sozialen Radikalismus und den radikalen Ultramontanismus entfesseln helfen. Im dynastischen Interesse seines angestammten Königshauses die gottesgnadentümliche Legitimität als die unanfechtbarste Heilslehre den Völkern von der Tribüne des Parlaments verkündend und vor dem Republikanismus und seinen Irrtümern warnend, muß er sich doch eingestehen, daß er selbst 1866 mit der Vertreibung legitimer Fürsten und dem Umsturz gottesgnadentümlicher Throne begonnen, seinen Ruhm zu begründen. Der weltgeschichtliche Moment wurde jedoch von ihm nicht ausgenützt, um die deutschen Lande von seinem geträumten Großpreußen aufschlucken zu lassen, so daß der restierende Partikularismus ein mächtiges Ferment bleiben wird, eine neue Gährungsepoche einzuleiten, in welcher Preußen vielleicht so gut wie die jetzt von ihm gefesselten Kleinstaaten in einem wahren und wahrhaft einigen, d. i. einzigen All-Deutschland, verschwinden kann. Die jetzige Reichsverfassung mit dem bis zum Platzen unverhältnismäßig aufgedunsenen Preußentum und den um ihre Reservatrechte sich wehrenden Königreichen nebst einem Viertelhundert auf ihre garantierte Sonderexistenz haltenden Duodez-Souveräne ist trotz der militärischen, rechtlichen und kommerziellen Einigung, trotz des parlamentarischen Apparates, der zwar viel klappert, aber im Grunde doch nur wenig Mehl geben kann, ein so kostspieliger und unglücklicher, unlogischer Barackenbau, daß es nur des plötzlichen Zusammenspiels stürmischer Umstände bedürfte, um ihn gefährlich zu erschüttern oder ganz aus den Fugen zu treiben. Die historische Entwickelung schreitet unentmutigt auf das Vollkommenere, Logischere, Naturgemäßere los. Wird sich das gegenwärtige Stück- und Flickwerk zu einem organischen Gliederbau, zu einem logischen Staatswesen, in welchem Form und Inhalt sich vollkommen decken,

emporringen? Das heutige „Deutsche Reich" ist gewiß nur eine Durchgangsstation zu dem nicht einseitig verpreußten, sondern deutschen „All-Deutschland" im großen Einheitsstil.

„Es wär' ein eitel und gefährlich Wagen,
Zu fallen in's bewegte Rad der Zeit;
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist entschwunden."

Es gibt ja eiserne Naturen von genialem Machtgefühl, die da glauben, das Experiment wagen und dem „Rad der Zeit" diktieren zu können: „Bis hieher und nicht weiter!" Gewiß, das Schauspiel eines solchen Willens, der den Geist des Jahrhunderts, den Geist der Freiheit und des Fortschritts in die Schranken fordert, ist nicht ohne bewundernswerte tragische Größe . . . . .

Bismarck haßte im Vollbewußtsein seines praktischen Genies die Ideologen, wie er die Wissenschaft haßte, wenn sie sich nicht mit seinen Projekten in Uebereinstimmung bringen ließ. Sein Plan und Gedanke ist ihm aller Dinge Maaß. Parteien, Menschen, Ideen gelten ihm kaum mehr, als Schachfiguren in der Hand des Spielers. Nur die Frage beschäftigt ihn in erster Linie: „Nützt es meiner höchsten Absicht, dem Kaiser ein gefügiges Militärreich, gefüllte Kassen dem allmächtigen Staate zu schaffen? Nützt der Staatssozialismus der souveränen Staatsgewalt? Dann Staatssozialist an's Werk! Nützt der Ultramontanismus der Aufrichtung des omnipotenten, sich selbst genugsamen imperialistischen Staatsidols? Dann, Ultramontaner, darfst du eine Viertelstunde handlangern: Bahnfrei! Frieden mit dem Vatikan! — Und so von Partei zu Partei.

Nur in einer Zeit momentaner Trübung des reinen, klaren Bewußtseins des deutschen Geistes konnte in einer Nation von über vierzig Millionen Seelen diese undeutsche Lehre von der Alleinherrlichkeit eines Einzigen Erfolg haben. Aus dem Enthusiasmus über die diplomatischen und militärischen Siege allein läßt sich die Verzichtleistung auf die Freiheitsrechte zu Gunsten der Gewalt eines absolutistischen Einzelgehirns nicht genügend erklären. Es muß noch ein anderer Umstand mit in Betracht gezogen werden, der nämlich, daß der glückliche Krieg gegen die Franzosen für die Deutschen eine große Zahl schwerer moralischer, sozialer und ökonomischer Uebel im Gefolge hatte. Denn der gelungenste Kriegszug trägt, als eine unausweichliche Versündigung an der höheren Menschlichkeit und ihren heiligsten Gesetzen, die Verdammung in sich selbst und rächt sich am Sieger so gut wie am Besiegten. Dieser Satz läßt sich durch die gesamte Weltgeschichte beweisen. Je nun, nach dem großen, überschwänglich gefeierten Sieg mit den fünf Milliarden und anderem Zubehör erfaßte ein dämonischer Schwindelgeist die deutschen Köpfe und führte eine solche Notlage in ökonomischer wie sittlicher Beziehung herbei und ermunterte die Fanatischsten der roten und schwarzen Umstürzler zu so ausschweifenden Unternehmungen, daß die fröhliche Stimmung plötzlich umschlug und einem unheilvollen Pessimismus Platz machte. Der freiheitliche und geistige Aufschwung im republikanischen Frankreich fand sein Gegenspiel in den freiheitvernichtenden Ausnahmegesetzen, in den geistverwüstenden Gelüsten der Klerokratie, in dem, Unsummen von Geld und Gut verschlingenden Militarismus des kaiserlichen Deutschlands. Das neue Reich, seiner Sünden bewußt, bebte vor Furcht und sah Feinde ringsum, Feinde im eigenen Innern, Feinde im Ausland. Es glaubte seine junge Existenz gefährdet und griff zu den gewagtesten Mitteln, sie zu schützen und zu stärken. So wurde die Politik der Reaktion der Ausnahmegesetzgebung überantwortet und die abgelebtesten Ideen aus den Polizeistaatsweistümern hervorgeholt, galvanisiert und als rettende Mächte auf die Altäre des Vaterlandes gesetzt.

Lasset uns anbeten, knieen und auf's Angesicht fallen! kommandieren die Oberpriester. Und die verwirrte Nationalgemeinde macht gehorsamst Miene, anzubeten und niederzuknieen und auf's Angesicht zu fallen.

Religion ins Volk, so viel Religion als möglich! lautete ein anderes Kommando. Und man dachte gar nicht daran, daß man durch die bestehende Wirtschaftsordnung,

durch die herrschende Ausbeutung und Bedrückung des Volks aller Religion direkt ins Gesicht schlägt und den Unglauben und die Unmoral systematisch großzüchtet . . . .

Es fehlt nur noch ein päpstlicher Nuntius am protestantischen Kaiserhof in der „Stadt der Intelligenz" und die Einführung des Syllabus als Nationalschulbuch für das „Volk der Dichter und Denker"!

Charakteristisch ist auch das an sich löbliche Bemühen, den sogenannten Welt-Frieden in Europa über die Köpfe der Völker hinweg als eine monarchische Privat-Angelegenheit durch den Verkehr der Herrscherhäuser von Berlin, Petersburg, Wien u. s. w. zu befördern.

Die Monarchen geben sich in irgend einem Bad oder Schloß ein Stelldichein, umarmen und küssen sich, speisen und promenieren mit einander und tauschen neben allerhand Förmlichkeiten auch die respektiven Uniformen aus, der Oesterreicher kleidet sich als russischer, der Russe als österreichischer General u. s. w. Das mag als höfische Symbolik selbst in unserer nüchtern aufgeklärten Zeit recht hübsch sein und einen tiefen Sinn haben. Aber trotz aller Symbolik bleiben im Grunde der Seelen die alten Widersprüche, das alte Mißtrauen, und die „turmhohe" Freundschaft der Landesväter ist unvermögend, die böse Stimmung und Spannung von Volk zu Volk, die nicht in Symbolik, sondern in sehr realen Thatsachen und Interessen wurzelt, wirklich zu beseitigen.

Während die Monarchen sich küssen und herzen, geht die Volkshetze ruhig weiter, die Zollfehden toben fort und trotz der ausposaunten „besten Beziehungen" traut an der Grenze keiner dem andern, jeder sucht den andern an Befestigungen zu überbieten u. s. w. Wie seltsam mutet daher den einfältigen, geraden Menschen das Schauspiel an:

Das autokratische, von innerer Revolution und Korruption zerfressene, dreiviertel-asiatische Russenreich, das buntgewürfelte, inkohärente, ewigschwankende halbasiatische Oesterreich, das nicht einmal seine eigenen Deutschen, seinen kulturtüchtigsten Volksteil vor tschechischer, slavischer und magyarischer Anmassung zu schützen die Kraft und den Willen hat, dieses Rußland und dieses Oesterreich als die Verbündeten und Friedensstützen Deutschlands, — die vor fünfzehn Jahren so glühend angesungene „Jungfrau Germania", die wonnevolle Heldin unserer patriotischen Stegreifdichter, heute die süße Schwester im Bunde solcher Mächte! Und nun umschwänzeln sie noch die ultramontanen Würdenträger mit zudringlichen Geberden und möchten sie ins Jesuiten-Kloster locken . . . . Welche Wandlung, o Jungfrau Germania! Einem politischen Kopf und Zopf ist das allerdings eine lustige Komödie . . . und der deutsche Michel ist ja wohl jetzt Politikus genug, um Scherze wie das wiederauflebende heilige römische Reich deutscher Nation zu verdauen . . .

Und trotzalledem, Deutschland wird, wenn auch mit Gefahren, Nöten und Schmerzen, aus dieser widerwärtigen Krisis den Weg in eine bessere, schönere Zukunft finden. Wir haben kein Recht, uns einem erschlaffenden Pessimismus in die Arme zu werfen. Gut Heil dem Reich, gut Heil dem Kaiser trotzalledem! und tapfer ausgeharrt im starken Glauben an die endliche Erneuerung und wahrhafte Einigung unseres zu hohen Zielen berufenen Volkstums! Zunächst muß der Geist der Vorfahren, der starken Männer des Rechts, der Freiheit und ökonomischen Tüchtigkeit wieder in uns lebendig werden.

„Was ist Dir für ein Ehr,
Wenn rühmst die alten Deutschen sehr,
Wie sie für ihre Freiheit stritten
Und keinen bösen Nachbarn litten,
Und du achtest nicht der Freiheit Dein,
Kannst kaum in Dei'm Land sicher sein?"

Diese vorwurfsvolle Frage stellte unser biderber Fischart 1573 an seine kulturfaul und sklavisch gewordenen Zeitgenossen. Wir haben alle Ursach', jeden Morgen beim Aufstehen und jeden Abend beim Niederlegen uns dies Verslein vorzusagen, und unsere Parlamentarier, so sie treue Reichsboten bleiben wollen, thäten

gut, es auf ihre Rednerbühne malen zu lassen in schönster Fraktur. Ein deutsches Reich ohne den starken Geist des deutschen Volkes, die Einheit ohne die geistige und bürgerliche Freiheit — wer wagte es, eine solche Spottgeburt als Ideal zu träumen? Wir müssen erstreben, was dem Volke, seinen Bedürfnissen und seiner unantastbaren bürgerlichen Würde in Wahrheit frommt.

Seien wir der Lektionen der Geschichte eingedenk und schöpfen wir aus ihnen die feurigsten Antriebe, damit unsere Freiheitsliebe, diese Mutterempfindung aller staatsbewegenden bürgerlichen Tugenden, nimmermehr erkalte!

Vor einigen Jahren hat unser patriotischer Dichter des „Schenkenbuchs", der treue Fr. Hornfeck, mit weithin schallender Bruststimme gesungen:

„Mein gutes Volk, man bläut dir ein,
Die Freiheit sei nichts nutz,
Rein sei der Himmel nur allein,
Die Erde Kot und Schmutz.

Und dabei merkst du nimmermehr —
Ein Thor begreift es schier —:
Wenn etwas an dem Himmel wär',
Ließ man die Erde dir!"

Das ist eine sehr feine Bemerkung, die auch den gröberen Sinnen unserer Zeit- und Reichsgenossen allmählich sich aufdrängt und in immer weiteren Kreisen die wirtschaftliche und soziale Frage weit über die politische stellen läßt. Mit dem Verblassen des Glaubens an das Jenseits, mit dem Verschwinden des Interesses für die Probleme des Himmels und der Hölle, womit die Herrschenden das ganze liebe lange Mittelalter hindurch die Beherrschten so gut zu unterhalten gewußt, gewinnt die soziale und wirtschaftliche Frage erst ihr volles Gewicht. Unser Geist ist konzentrierter, unsere Seele kühner, seit wir den beklemmenden Jenseits-Traum abgewälzt, den erkünstelten, auf Fiktionen beruhenden Bedürfnissen einer übernatürlichen Erlösung den Scheidebrief ausgefertigt haben und die Zeit herannahen sehen, wo irdische Einrichtungen entstehen müssen, um den gemeinsamen, wahren Bedürfnissen aller Menschen gerecht zu werden, Einrichtungen, welche die alte Kirche und den mit ihr so unleidlich verquickten alten absolutistischen Staat in Vergessenheit bringen werden. Das leere politische Spiel mit den groben und prächtig schillernden-Machtmitteln, welches zwar die äußeren Erscheinungen der Staaten zu verändern, aber nichts wahrhaft Durchgreifendes zum Heile und der Wohlfahrt der großen, auf dem Altar des Staates geopferten Volksmehrheit zu schaffen vermag, wird bald die tüchtigen, arbeitsamen, geist- und gemütvollen Menschen anekeln; man wird sich von den herrlichen Erfolgen der Diplomaten ebenso unbefriedigt und entschieden abwenden, wie man jetzt schon den mirakulösen Phantasie-Erfolgen der Jenseits-Diplomaten, die mit Gott und Teufel die große Menschheitssache zu führen vorgaben, den Rücken kehrt.

Die Ziele und Ideale der Völker sind in einer radikalen Wandlung begriffen. Die beste Politik wird ihnen bald nicht mehr diejenige sein, welche thönerne Staatskolosse schafft, die nur mit Milliarden verschlingenden Kriegsmaschinen aufrecht erhalten werden können, sondern jene Politik, welche den Quellen des Wohlstandes nachspürt und für die Erleichterung und Verschönerung des Daseins aller Volksgenossen die mächtigsten Hebel am glücklichsten ansetzt. Kurz gesagt: Mit der puren Großmachts-Politik allein wird man keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlocken.

Die soziale und wirtschaftliche Frage kann freilich nur Stück für Stück, Tag für Tag gelöst werden, denn sie ist im Grunde die ewige Menschheitsfrage. Allein man entfernt sich von ihr, statt ihr näher zu kommen, wenn man, wie es jetzt in Deutschland geschieht, ihre partielle Lösung annimmt oder verwirft, je nachdem man darin ein monarchisches, konstitutionelles oder republikanisches Moment erblickt oder wittert. Das Unheilvolle auch des Bismarck'schen Reformprogramms liegt darin, daß es keine reine Sonderung der Begriffe kennt, sondern die wirtschaftliche Befriedigung von dem Schaukelspiel des Parteitreibens abhängig werden läßt und zudem

die eventuelle Ausführung mit dynastischen Machtfragen, mit den fatalen Resten des feudalen Absolutismus verquickt.

Daß man sozialpolitisch-ökonomischen Reformplänen auch das schon abgetragene und verschossene christliche Mäntelchen über die fleischarmen, eckigen Schultern wirft, wird dereinst dem Kulturforscher als der nicht am wenigsten pikante Zug in der Maske unserer Zeit erscheinen. Helfe, was helfen mag. Die christentümlichen Allüren und Posen sind gerade in der Mode und gehören zum geschmackvollen Umgangston, zum preußisch-reichsbürgerlichen Anstand. Man kann keinem Armen bald mehr ein Almosen reichen, ohne das christliche Glaubensbekenntnis dabei herzusagen! Mildthätigkeit, Gerechtigkeit, Großmut gelten nicht, wenn sie nicht christentümlich abgestempelt sind! Christentum auf allen Suppen — aber freilich mit bequemer Auswahl! Das christliche Heilands-Gebot: „Verkaufe alles, was Du hast, und gieb's den Armen!" oder das andere: „Thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so Euch beleidigen!" hörte ich noch nicht im Reichstag am Tisch der Reformer zitieren .... Es ist offenbar kein wesentlicher Bestandteil des „praktischen Christentums" im Reiche ....

Noch herrlicher macht sich die fromme Praxis, wenn man in ministeriellen Programmreden als Akte höchster „christlicher Nächstenliebe" Dinge preisen hört, die sich für den schlichten, redlichen Sinn einfach als notwendige Forderungen der elementarsten Gerechtigkeit darstellen. Ich entschädige den Taglöhner, der sich in meinen Diensten zu todt schindet — „christliche Nächstenliebe"! Ich gebe dem wackeren Manne, der mir aus der Not geholfen, seinen Vorschuß zurück — „christliche Nächstenliebe"! Ich lasse den alten, treuen, verunglückten Arbeiter nicht wie einen Hund krepieren — „christliche Nächstenliebe"!

Ja, ja, der muß einen kuriosen Magen haben, dem durch solchen christentümlichen Phrasen-Brei-Zusatz die moderne Politik nicht wie himmlisches Manna verdaulich wird!

Sehr richtig bemerkte ein Berliner Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung": „Experimentiert hat man an allem und mit allem, an und mit Völkern und Ländern, an und mit Parteien und Individuen, an und mit Ueberzeugungen und Behauptungen, an und mit Finanzen und Steuern, an und mit Moral und Religion."

Und was dann, wenn die Völker einmal merken, daß bei diesem ewigen Experimentieren ihre drängendsten Menschheits-Interessen nicht einmal in erster Linie stehen, ihre tiefsten Schmerzen nicht einmal ernsthaft in Betracht kommen? Was dann, wenn die Völker in ihrem aufs Aeußerste gesteigerten Unbehagen einmal den Spieß umkehren und in ehrlich derber Weise, wie's verzweifelter Volksgebrauch, ein wenig mit ihren Experimentatoren experimentieren?

Was dann?

Experiment um Experiment!

Die redseligen Parteien thäten gut, wenn sie sich das einmal überlegten und der Not der Zeit aufrichtig ihren vollen Arbeitszoll entrichteten.

Wie das anzufangen, das lernt man freilich nicht aus dem alten Adam Smith. Da muß man schon zu Schriftstellern greifen, welche die geistige Entwicklung der letzten hundert Jahre zusammenfassen und praktisch verarbeiten. Und da sind zunächst zwei Werke von höchster Bedeutung:

„Die Erlösung der darbenden Menschheit" von Dr. Theodor Stamm in Wiesbaden, und

„Auf friedlichem Wege" von Michael Flürscheim in Gaggenau. Man greife darnach!

Moderne Probleme.

I. (Nachdruck mit Quellenangabe erwünscht.)

Ein Fideikommiß der Arbeiter.

Die Sturmvögel umkreisen kreischend das Schiff. Ihre Zahl mehrt sich in's Unendliche. Der erfahrene Seemann blickt prüfend nach ihnen aus und richtet sich auf den kommenden Orkan ein. Sie dienen ihm als eines der Wahrzeichen, die ihm das anziehende Unheil verkünden. Betreffs der zu ergreifenden Maßregeln können ihm die gefiederten Geschöpfe jedoch keinen Rat erteilen. Hier gibt es verläßlichere Hülfe. Hier muß ihm das Studium der Windrichtung, der Wolken, des Kompasses, des Barometers helfen.

Gewisse Bücher sind wie die Sturmvögel, die sich vor dem Heranbrausen des sozialen Orkans in täglich rasch wachsender Zahl sammeln. Wie das Staatsschiff denselben überwettern soll, zeigen sie nicht. Hiezu bedarf es besserer Führer.

Verdienstvoll in der Broschüre „Ein Fideikommiß der Arbeiter" von Johannes Fischer (d'Artagnan*) ist der statistische Nachweis des ungenügenden Einkommens von mindestens 78 Prozent der Einwohner Deutschlands, bei denen solches nicht das Existenzminimum erreicht. Verdienstvoll ist seine Vergleichungstabelle der in den verschiedenen Ländern auf Lebensmitteln gelegten Steuern. Während ziemlich allgemein die Ansicht vorherrschend ist, daß in Frankreich das System der indirekten Steuern viel stärker entwickelt sei, als bei uns, geht aus Fischers Tabelle hervor, daß im Gegenteil die Belastung des deutschen Arbeiters durch die Besteuerung der Lebensbedürfnisse nahezu doppelt so groß ist als die des französischen. Unrichtig ist freilich seine Rechnung, daß hierdurch ein deutscher Arbeiter bei einem Wochenlohne von Mk. 30.— bei sonst gleichen Lohn- und Arbeitsverhältnissen gegen den französischen um Mk. 13,94 nachsteht, also Mk. 30 Lohn in Frankreich, nur Mk. 16.06 in Deutschland wäre.

Angenommen nämlich, seine Berechnung der Differenz der beiderseitigen Eingangszölle in Bezug auf die Nahrungsmittel wäre richtig, also 46.46 %, so kann solche doch nur von dem Teil des Einkommens in Rechnung kommen, der für Nahrungsmittel Verwendung findet. Dies ist nach Fischer im normalen Budget 36 %. 36 % von Mk. 30 ist aber Mk. 10.80 und 46.46 % von Mk. 10.80 ist Mk. 5.01; Mk. 30 Lohn in Frankreich gliche also Mk. 25 in Deutschland und nicht Mk. 16.06.

Scharf zeichnet Fischer ferner die Ungerechtigkeit der indirekten Besteuerung, die den Armen progressiv im Verhältnis seiner Armut belastet zu Gunsten der Reichen.

Selbstverständlich muß er eine Aufhebung dieser ungerechtesten aller Steuern als wünschenswert erklären.

Bis hierher hat Fischer recht verdienstvoll mehr oder weniger bekannte Wahrheiten wieder einmal klar in das richtige Licht gestellt, was nie zu oft geschehen kann. Hier hört aber auch das Verdienstliche auf und die Gedankenkonfusion beginnt. Statt nämlich weiter logisch zu erkennen, daß gewissermaßen der einzige Ersatz der indirekten Steuern die direkten sein können, statt für die progressiv nach unten wirkende indirekte, die progressiv nach oben wirkende progressive Einkommensteuer vorzuschlagen, proponiert er, die bestehenden indirekten Steuern durch neue zu ersetzen. Für die Zölle möchte er eine Steuer von 3 % auf die sämtlichen Ausgaben aller Staatsbürger erheben in Form eines Skontos für Baarzahlung, welches in eine gemeinsame Kasse zu zahlen wäre. Das Kreditsystem soll nämlich aufgehoben werden; es dürfen keine Schulden mehr gemacht werden. Alles muß baar bezahlt werden.

Dies schlägt derselbe Mann vor, der in ausführlichen Tabellen nachweist, daß 78% der Einwohner Deutschlands ein Einkommen haben, welches das Existenzminimum nicht erreicht und daher in Schulden kommen müssen. Nach seinen eigenen Rech-

*) Selbstverlag, Kanalstraße 36, München.

nungen reicht aber die Aufhebung der indirekten Steuern, sowie die sonst noch durch den Baarsconto erübrigten Summen, (die übrigens total falsch sind, da in keiner Weise die jetzt schon ohne Sconto erfolgenden Baarzahlungen in Betracht gezogen werden. Meint er z. B., daß unsere Grund- und Hausbesitzer, deren Einnahmen von über 4 Milliarden Mark pro Jahr jetzt schon zum überwiegenden Teile in Baar ohne Abzug eingehen, sich, um ihm seine Rechnung zu erleichtern, 3 % abziehen lassen werden, d. h. 80—100 Millionen pro Jahr zum Fenster hinauswerfen!) durchaus nicht hin, um das Einkommen dieser 78 % auf das Existenzminimum zu erhöhen. Wo soll also auf ein Mal die Fähigkeit der Baarzahlung herkommen?

Angenommen jedoch, es wäre möglich, durch solche Taschenspielerkünste, die das Geld aus der rechten in die linke Hosentasche praktizieren und dabei eine Vermehrung erzielen wollen, wirklich das Einkommen des Arbeiters zu erhöhen, ist dem Autor nie Etwas von einem gewissen sogenannten ehernen Lohngesetz zu Ohren gekommen, welches die Tendenz hat, das betreffende Einkommen wieder herunter zu drücken? Er wird die Existenz dieses Gesetzes bestreiten und da kann ich ihm nicht Unrecht geben; denn seit es zuerst von Ricardo aufgestellt wurde, ist aus dem ehernen Lohngesetz ein dynamitnes Lohngesetz geworden. Das eherne Lohngesetz beschränkte den Arbeiter auf das zu seiner Existenz und Fortpflanzung erforderliche Minimum. Dies war richtig in einer Zeit, in der man möglichst viele Arbeiter zur Produktion nötig hatte.

Die großartigen Erfindungen in der Technik haben aber seit Ricardo ein anderes Verhältnis geschaffen. Da ihre Vorteile hauptsächlich einer Minorität gutkommen, welche ihren Ueberfluß nicht aufbrauchen kann, so werden mit jedem Jahre mehr Arbeiter überflüßig; denn von Jahr zu Jahr kann eine verhältnismäßig kleinere Zahl mittelst der ständig produktiver werdenden Maschinen und Produktionseinrichtungen den Bedarf der kleinen Zahl von Konsum-Berechtigten liefern.

Infolge solcher Verhältnisse wächst das Arbeitsangebot ständig schneller als die Nachfrage und die Lohnhöhe braucht durchaus nicht mehr dem Existenz- und Fortpflanzungsminimum zu entsprechen. Im Gegenteil ist eine Verminderung des Ueberschusses der unbeschäftigten Arbeiter durch Lichtung ihrer Reihen mittelst Hunger und Elend den Interessen der besitzenden Minorität viel angemessener und infolge dessen sind wir zu dem dynamitenen Lohngesetz gekommen, welches lautet: „Der Lohn des Arbeiters strebt ständig dem Minimum zu, welches durch Vernichtung der überschüssigen Bevölkerung mitelst ungenügender Existenzmittel das richtige Verhältnis zwischen Arbeits-Angebot und Nachfrage aufrecht erhält."

Dieses Gesetz hat die naturgemäße Wirkung, daß es noch viel schneller als das eherne jede Reform in der Lebensweise der Arbeiter illusorisch macht. Ja noch mehr, dieses Gesetz ist Schuld daran, daß solche Reformen sogar schädlich wirken. Nehmen wir an, die Ermahnungen Fischers zur Mäßigkeit hätten Erfolg und Milliarden würden zur besseren Ernährung statt zur Befriedigung der Trunksucht verwandt, so würde bald der Lohn entsprechend sinken, bis das frühere Ernährungsniveau erreicht wäre, und dieses Sinken würde beschleunigt durch die in den Brauereien, Branntweinbrennereien, Wirtschaften u. s. w. brodlos werdenden, das Arbeitsangebot schwellenden Arbeiter. In gleicher Weise würden alle Vorteile, welche sein aus der Scontoersparnis, — wenn solche sogar erreichbar wäre, — geschaffenes Fideikommiß dem Arbeiter schaffen soll, wieder aufgehoben; denn der Lohn würde entsprechend fallen, bis das frühere Existenzverhältnis erreicht wäre, resp. noch unter dasselbe hinunter.

So lange nicht an der Wurzel des Uebels angegriffen wird, ist Alles vergeblich. Ein jedes Beschneiden der Zweige läßt die Frücht des Giftbaumes nur noch üppiger reifen.

Diese Wurzel kann aber nur in der unnatürlichen Konsumstauung gefunden werden, welche durch das Anwachsen der nicht im Verhältnis konsumirenden riesigen Einzelvermögen entstanden ist und ständig zunimmt und ihre wirkliche Zerstörung ist nur möglich durch Abgrabung des Bodens, aus dem sie ihre Nahrung bezieht, durch Aufhebung des Privateigentumsrechts am Grund und Boden.

Bis dahin gleichen Reformatoren wie Herr Fischer jenem Manne, der ein sinkendes Schiff durch Ausschöpfen mit einem Becher retten will, statt durch Verstopfung des Lecks; aber immerhin macht er wenigstens durch seine vergebliche Arbeit auf die steigende Flut aufmerksam und nützt ein wenig, insoferne er nicht Manchen der sich auf seine Becherarbeit verläßt, vom wirklichen Rettungswerk abhält.

Michael Flürscheim.

II.

Eine falsche Diagnose.

Ein Familienvater, dessen Einkommen kaum ausreicht, sich mit seiner Frau und etwa einem Kinde ordentlich zu ernähren, wird, falls seine Familie sich um 5 oder 6 Kinder vermehrt, ohne daß sein Einkommen zunimmt, unausweichlich bitterer Not anheimfallen. Jedermann wird sodann sagen, seine Not sei durch die große Kinderzahl verschuldet, und Niemand wird bezweifeln, daß bei geringerer Kinderzahl die ökonomische Lage seiner Familie eine erheblich bessere wäre.

Wer will es daher den Neo-Malthusianern verargen, wenn sie armen Eheleuten raten, sich durch vernünftige Beschränkung der Kinderzahl vor Elend zu schützen? — Wer will sich über sie sittlich entrüsten, wenn sie an das Herz eines armen Vaters appellieren und ihm vorstellen, er möge doch nicht seinen eigenen Kindern Konkurrenten um das ohnehin knapp bemessene tägliche Brod ins Leben rufen? —

Ich beabsichtige durchaus nicht, an dem Streite über die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit des Neo-Malthusianismus teilzunehmen, kann jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieser jetzt so lebhaft geführte Streit aufs deutlichste beweist, wie unrichtig die Theorie von einer unwandelbaren, ewigen Moral ist. Gilt doch in der christlichen Moral z. B. *jetzt* die geschlechtliche Vermischung von Geschwistern, welche einst bei den Kindern Adams, des biblischen Stammvaters, göttliche Anordnung gewesen sein muß, weil ohne sie die alte Lehre von der Abstammung der Menschen von *einem* Paare sinnlos ist, als schweres sittliches Verbrechen. Der oft zitierte Gedanke, daß es in der Moral keine Entdeckung gebe, ist somit hinfällig. Dies nebenbei.

Die augenfällige Thatsache, daß die große Vermehrung einer Familie bei beschränkten Existenzmitteln Ursache bitteren Elends ist, verführt die Menschen gar häufig zu dem Analogie-Schluße, daß auch bei einem Volke Not und Elend von der „Uebervölkerung" herrühren und nur durch Abnahme der Bevölkerungszahl gelindert werden können.

Dieser Schluß ist jedoch falsch, ebenso falsch wie derjenige, demgemäß ein Volk ebenso wie der Einzelne seine Lage durch Sparsamkeit bessern könne. Die Leser dieser Zeitschrift werden sich erinnern, daß ich die Absurdität dieses Urteils nachgewiesen habe. (Siehe Januarheft!)

In diesen Zeilen möchte ich nur klar machen, daß die Diagnose unserer Nationalökonomen, dergemäß die Uebervölkerung das Volkselend verursacht, eine falsche ist.

Wenn in einer Familie, abgesehen von außerordentlichen Unglücksfällen, das Elend durch übergroße Kinderzahl *allein* bedingt sein soll, dann muß feststehen:

1. daß das Einkommen ganz den normalen Bedürfnissen derselben zugewendet wird und
2. daß die Möglichkeit fehlt, größeres Einkommen zu erwerben.

Wo dagegen in Familien von Seite des Vaters oder der Mutter ein unverhältnismäßig großer Teil des sonst allenfalls ausreichenden Einkommens zu unnötigen Ausgaben verwendet, also verschwendet wird, oder wo bei größerem Fleiße ein größeres Einkommen erzielt werden könnte, liegt die Ursache des Elends selbstverständlich nicht in der großen Kinderzahl. Trotzdem wird man im Allgemeinen behaupten dürfen, daß in den meisten kinderreichen, notleidenden Familien sowohl Punkt 1, als auch Punkt 2 zutrifft. Hier kann dann auch das Heilmittel des Neo-Malthusianismus günstig wirken.

Wer nun Not und Elend der Massen in der menschlichen Gesellschaft auf Uebervölkerung zurückführen und in Bekämpfung letzterer das Heilmittel erkennen will, muß den Nachweis führen, daß einerseits das Nationaleinkommen wirklich den Bedürfnissen des Volkes entsprechend verwendet wird, und daß anderseits die Möglichkeit einer Produktionssteigerung d. i. Einkommenserhöhung fehlt.

Dieser Nachweis wurde bis jetzt von keinem erbracht, der auf Uebervölkerung diagnostizierte.

Solange neben tiefstem Elend unermeßlicher Reichtum besteht, solange die Produktionsmittel, in erster Linie Grund und Boden, nicht nach Möglichkeit der Produktion d. h. der Arbeit gewidmet werden, kann und darf die Ursache der Not nicht in der Uebervölkerung gesucht werden.

Bis jetzt war der Staat nur ein politischer Organismus, nicht auch ein wirtschaftlicher. In wirtschaftlicher Hinsicht ist und war er lediglich ein Konglomerat von Besitzenden und Besitzlosen mit anarchischer Produktion. Immer mehr dringt jedoch die Erkenntnis durch, daß der Staat sich zum wirtschaftlichen Organismus umbilden müße, der planmäßig produziert und den Bedürfnissen seiner Angehörigen vor allem Rechnung trägt. Erst wenn bei solcher Produktionsweise, die nach Möglichkeit die vorhandenen Produktionsmittel ausnützte, die hergestellten Güter hinter dem Bedarfe zurückblieben, könnte die Uebervölkerung als Ursache des Volkselends betrachtet werden. Eher nicht.

Große Flächen von Grund und Boden werden nicht intensiv genug kultiviert; Hunderttausende von arbeitsfähigen Personen sind unbeschäftigt, weil ihnen die vorhandenen Arbeitsmittel nicht zugänglich sind. Die Besitzer dieser Arbeitsmittel lassen nur arbeiten, wenn Rente in Aussicht steht, d. h. wenn die Arbeit außer dem Unterhalte für die Arbeitenden auch noch Zinsen einbringt. Während nun Hunderttausende nicht arbeiten können und daher darben müssen, sind andere Hunderttausende gezwungen, sich Tag für Tag, oft sogar ohne Sonntagsruhe, 12—14 Stunden in ungesunden Räumen abzuschinden.

Die Produzenten (Kapitalisten, Fabrikanten) sind durch die Konkurrenz gezwungen, die Arbeitszeit möglichst auszudehnen; keiner von ihnen kann sie vermindern, ohne seinen eigenen Untergang herbeizuführen.

Die Arbeitenden können sich keine Kürzung der Arbeitszeit, keine Erhöhung des Lohnes erkämpfen, weil ihnen die unbeschäftigten Arbeiter Konkurrenz machen. Der Arbeitslose kann kaum Arbeit finden, den Arbeitenden erdrückt schier die Last der Arbeit.

„Was scheint nun da klarer, als daß es zu viele Leute gibt, daß wir an Uebervölkerung leiden? Sind nicht alle Berufsarten überfüllt? Könnten nicht die Arbeiter ihre Lage bessern, wenn es nicht so viele Arbeitslose gebe, die stets bereit sind, auch für den niedrigsten Lohn zu arbeiten?" Diese Fragen liegen so nahe, ihre Bejahung erscheint fast zwingend und doch müssen sie verneint werden.

Angenommen, es verschwänden plötzlich alle arbeitslosen Leute. Die nächste Folge wäre, daß die Arbeitenden, von übergroßer Konkurrenz befreit, den Kampf um bessere Lebensstellung, um höheren Anteil am Arbeitsertrage gegen die Unternehmer aufnähmen. In diesem Kampfe würde eine große Anzahl der kapitalschwächeren Unternehmer zu Grunde gehen, viele Fabriken müßten den Betrieb einstellen, die darin beschäftigten Arbeiter würden erwerbslos, bald wäre das alte Verhältnis zwischen beschäftigten und unbeschäftigten Arbeitern hergestellt und Not und Elend erschien wie vordem.

Man möchte vielleicht versucht sein, zu sagen: „Die Not ist immer da am größten, wo die Bevölkerung am dichtesten." Allerdings, aber den ursächlichen Zusammenhang leugne ich und frage mit Henry George: „Wann findet man den Reichtum unproduktiven Zwecken, wie prächtigen Gebäuden, schönen Möbeln, luxuriosen Equipagen, Statuen, Gemälden, Gärten, Yachten u. s. w. am verschwenderischsten gewidmet? Ist es nicht dann, wenn die Bevölkerung am dichtesten; keineswegs aber, wenn sie am dünnsten ist? Wo findet man die meisten solcher Leute, die selbst nicht

produktiv arbeiten und die zu erhalten die allgemeine Produktion genügt — Rentiers und vornehme Müßiggänger, Diebe, Polizisten, Diener, Advokaten, Schriftsteller, Militär und dergleichen. Ist es nicht da, wo die Bevölkerung dicht, keineswegs da, wo sie schwach ist? Woher kommt das überströmende Kapital zu gewinnbringender Anlage? Kommt es nicht aus den dichtbevölkerten zu schwachbevölkerten?" *)

Wir dürfen daher mit vollem Rechte auch behaupten, daß da der Reichtum am größten ist, wo die Bevölkerung am dichtesten.

Wo innere Gründe mangeln, um Behauptungen zu stützen, beruft man sich gerne auf die — Geschichte. „Die Geschichte lehrt!" . . . Dieser bequeme Begründungsmodus wirkt um so bestechender, als ja nach Schiller die Weltgeschichte zugleich das Weltgericht sein soll. Nur schade, daß dieses Weltgericht seine Urteile beständig berichtigen muß, so daß die Geschichte später immer das Gegenteil von dem lehrt, was sie zuvor lehrte.

Bei den Engländern lehrt die Geschichte, daß die „wunderbare Vermehrung des Volkes" in Irland allein Ursache der beispiellosen Not daselbst sei. Diese Lehre der Geschichte wird in England gar nicht angezweifelt, obwohl doch die Statistik ausweist, daß sogar in den Hungerjahren 1846—1848 alljährlich Millionen Quarter Weizen und Millionen Zentner Weizenmehl aus Irland ausgeführt wurden. „Korn und Fleisch, Butter und Käse wurden zur Ausfuhr die Landstraßen entlang geführt, die mit Verhungerten besetzt waren." Merkwürdiger Weise „lehrt uns auch die Geschichte", daß 1727 in Irland, welches damals bloß 2 Millionen Einwohner zählte, die Not ebenso groß war, wie heutzutage.

Mit geschichtlichen Beweisen, welche die Theorie von der Uebervölkerung stützen sollen, bleibe man daher ferne!

Unsere Volkswirtschaft krankt nicht an der Uebervölkerung, sondern daran, daß die Produzenten nicht Güter für den gesellschaftlichen Bedarf, sondern Waaren für die Spekulation liefern, Waaren, deren Tauschwert durch die Ueberproduktion sinkt und deren Gebrauchswert den vielen tausend Bedürftigen, die des Generaltauschmittels entbehren, nicht zum Nutzen gereichen kann. Daher kommt es, daß mit dem zunehmenden Reichtum unserer Waarenlager auch die Not der Armen steigt.

J. G. Stubenvoll.

Der Prinz-Regent Luitpold von Bayern

hat am hundertjährigen Geburtstage seines Vaters, des Königs Ludwigs I., folgendes Handschreiben an den Vorsitzenden des Komités zur Erbauung eines Künstlerhauses in München gerichtet:

Mein lieber Ferdinand v. Miller! Ich finde Mich bewogen, zum Andenken an den Tag, an welchem vor hundert Jahren Mein in Gott ruhender unvergeßlicher Vater, Weiland Seine Majestät König Ludwig I., das Licht der Welt erblickte, als Beitrag für Erbauung eines Künstlerhauses die Summe von 15000 Mark aus Meiner Privatkasse anzuweisen. Indem Ich damit dem Interesse, welches Ich für das Gedeihen der Kunst und der Künstlerschaft Münchens stetig hege, Ausdruck gebe, reihe Ich hieran gerne die Versicherung huldvoller Gesinnungen, mit welchen Ich bin

Ihr wohlgeneigter **Luitpold**,
Prinz von Bayern.

St. Bartholmä, den 25. August 1886.

Selbstredend hat diese That des hohen Herrn in allen vaterländischen Kreisen den besten Eindruck gemacht. Die Erinnerung an die unsterblichen Verdienste Ludwigs I. um die Entwickelung der deutschen Kunst hätte am Jubeltage seiner Geburt nicht besser

*) Henry George, Fortschritt und Armut pag. 126—127.

Prinz-Regent Luitpold.

erneut und besiegelt werden können. Die Haustradition der Wittelsbacher Könige ist durch die jüngste Katastrophe nicht erschüttert worden. Der Prinz-Regent hat bewiesen, daß er sich auf edle Kunstpolitik versteht und daß in ihm der Weltruhm der Kunststadt München allzeit einen hochherzigen Pfleger und Mehrer finde.

Dieser königlichen Geburtsfeierspende werden sicher noch weitere Zuwendungen folgen, sobald sich Veranlassungen ergeben, der Lösung hoher künstlerischer Aufgaben in musterhafter und für alle deutschen Fürsten vorbildlicher Weise fördernd zur Seite zu stehen. Und was den Malern und Bildnern so ehrenvoll geworden, wird im gegebenen Falle auch den Meistern der übrigen Künste, den Schauspielern, Musikern und Dichtern, gewiß nicht versagt werden; denn das ist ja das Auszeichnende jeglicher wahrhaft königlichen Kunstpolitik, daß sie nicht ein Gebiet der Kunstübung allen übrigen vorzieht, sondern in intelligenter Harmonie alle zu höchster Leistungsfähigkeit leitet. Nur allseitige, harmonische Entfaltung der im Volksgeiste thätigen genialen Kräfte frommt dem Lande und sichert ihm jenen unzerstörbaren Einfluß und Ruhm, der durch kein anderes Machtmittel, durch keine andere Auszeichnung jemals erreicht zu werden vermag.

In diesem Sinne wollen wir nicht säumen, Seiner königlichen Hoheit auch im Namen unserer Freunde und Leser den aufrichtigsten Dank verehrungsvoll auszusprechen.

Die Redaktion der „Gesellschaft".

Wiener Briefe.

An Frau *.* in Berlin.

Sie kennen offenbar das reizende Lustspiel nicht, welches seine Pointe in dem Satze „nur plaudern" sucht.

Eine schöne Frau verlangt das von einem Mann, den sie anbetet. Sie aber, Verehrte, wollen nicht, daß ich plaudere —

Sie wollen ernste, ordentlich erzählte Dinge hören, welche Sie nicht in den gewöhnlichen Zeitungen lesen können. Unmöglich, verehrte Frau, was steht nicht in der Zeitung? — Man bemüht sich heutzutage vergeblich, dieser allwissenden Großmacht etwas zu verschweigen oder zu verhehlen. Nur das Kommentieren bleibt uns zuweilen überlassen.

Einige Organe der Tagespresse hatten unlängst den Mut zu erwähnen, daß laut statistischer Ausweise seit zwei Jahren der Verbrauch an Fleisch, Wein und Bier in Wien bedeutend abgenommen habe, der Konsum des Branntweins dagegen um 100% gestiegen sei.

Branntwein und Not sind engverbundene Gesellen, die, wenn sie längere Zeit miteinander hausen, Glück und Moral vernichten. Hält man sich diese Zunahme des Branntweintrinkens vor Augen, so erscheinen die Verhältnisse der österreichischen Hauptstadt in unheimlichem, gespenstigem Lichte, umsomehr, als der Hang nach Branntwein dem Wiener, der an Bier und am „Heurigen" hängt, der einen guten Tropfen zu schätzen weiß, durchaus nicht von Natur inne wohnt, sondern in ihm nur durch unglückliche Verhältnisse zur Entwicklung gelangt. Die Verwüstungen, welche der Branntwein selbst im hohen Norden anrichtet, wo er häufig zum Genuß- und Stärkungsmittel wird, sind nur allzu bekannt, trotzdem die nordische Rasse diesem Gift mehr Widerstandskraft entgegenbringt, eine Widerstandskraft, welche sicherlich im Wiener nicht vorhanden ist. Ein Volk, das Branntwein trinkt, kann in Stumpfsinn verfallen oder zur wilden Bestie werden. Man braucht in Paris nur unter die Arbeiter zu treten, welche eine Freistunde in den Wirtshäusern zubringen, wo der leichte, wenn auch vielfach gefälschte Rotwein getrunken wird, und ihre Art mit der jener Kameraden zu vergleichen, die in zahlreichen Schenken dem Absinth-Genusse nachgehen. Wir beobachten, wie rasch diese letztgenannten Männer aus dem Volke, zu den brutalsten Exzessen geneigt sind.

Die moderne Medizin hat als einen ihrer obersten Grundsätze das Vorbeugen der Krankheit aufgestellt. Erst die Prophylaxis, dann die Therapie. Gewissen Kreisen müssen denn doch die Augen aufgehen, sie müssen erkennen, daß Wien an einer der furchtbarsten aller Krankheiten, am Krebs leidet, daß es im Wohlstand rückwärts geht.

Das moderne Wien gilt mit Recht als die schönste Stadt Europas. Der Wiener weiß das und der Fremde kann sich leicht von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen. Man braucht nur ein einziges mal über die Ringstraße zu fahren, diese samt ihren Palästen, den vielen, gleichfalls aus großartigen Bauten bestehenden Seitenstraßen zu betrachten, ein einziges mal durch jenen Teil zu wandern, der in zauberhafter majestätischer Schönheit, in großartiger imponierender Pracht das neue Parlamentsgebäude, die Hofmuseen, den Justizpalast, das neue Burgtheater trägt, den Blick hinüberschweifen zu lassen zur großartigen Schöpfung der neuen Universität, zum mächtigen gothischen Rathausbau, zum chemischen Laboratorium, flüchtigen Fusses durch die Reichratsstraße und die Arkaden zu eilen. Selbst in der inneren Stadt haben die alten Häuser neuen Straßen Platz gemacht, sind ganze Reihen von Prachtbauten emporgewachsen. In der That, in Wien ist alles neu bis in die entferntesten Vorstädte hinaus, wo neue Zinskasernen aufs Haar Privat-Palästen gleichen, und in all' dem neuen Glanz ist auch die Armut neu, der wirtschaftliche Niedergang, der sich mit diesem Glanze zugleich eingeleitet, und die alte schlichte Wohlhabenheit, welche diesen Glanz vielleicht überdauern wird, verdrängte die Armut. Der größte

Optimist, und es leben deren viele an der blauen Donau, sinnt vergebens darüber nach, wie und wodurch die bestehenden Verhältnisse geändert werden könnten, der größte Pessimist sucht nach einer rosenroten Brille; er liebt sein Wien, er gäbe seinen ganzen Pessimismus d'rum, um nicht schwarz sehen zu müssen.

Wien, oder besser gesagt der Gewerbestand dieser Stadt, hat weder die Folgen des Ausstellungsjahres, in welchem die riesigsten Anstrengungen durch die größten Verluste gekrönt wurden, noch auch den Schlag der finanziellen Krisis, des Krachs, unseligen Angedenkens, verwunden. Die Verarmung trifft nicht so sehr die um Taglohn arbeitende Bevölkerung, sie trifft im höheren Grade den kleinen Gewerbsmann, den kleinen Fabrikanten, den guten Kleinbürgerstand. „Das alte, lustige, glückliche Wien der vergangenen Zeit." Man muß die Vorstädte Mariahilf, Gumpendorf, Lerchenfeld, Margarethen, die Vororte Fünfhaus, Sechshaus und andere mehr genau kennen, um das zu erfassen und zu beurteilen. — Wien hat in dieser Richtung am meisten Aehnlichkeit mit Paris, wo der selbständige, tüchtige Arbeiter, so wie er nur über ein ganz kleines Kapital verfügt, gleichfalls Fabrikant wird. Diese in Paris wie in Wien dem „ouvrier" gegenüberstehende Masse von Erzeugern, bildet immer einen vortrefflichen Wall gegen Gewaltsakte der leicht empörten Menge. So war es Wien, wo der kleine Mann eine gewisse Macht besaß und zuviel zu verlieren hatte, um im Besitze eines sicheren, wenn auch mässigen Lebensgenusses an soziale Reformen zu denken, sich mit der sozialen Frage zu beschäftigen oder gar — horribile dictu — sich sozialistischen Bestrebungen anzuschließen. Die Vorstadt lieferte am Samstag ihre Erzeugnisse dem Kaufmann in der Stadt ab, dieser bezahlte die Ware fast nach ihrem Werte, denn je nach der Eleganz seines Ladens verkaufte er sie um das dreifache desselben. Die Kunden feilschten nicht, man hatte das Geld — um es auszugeben.

Mit dem Erlös in der Tasche wanderte der kleine Fabrikant zufrieden auf den Peter- oder Stefansplatz, von wo ihn der Omnibus nach Hause führte. Die Woche war gedeckt, für den Sonntagsbraten gesorgt, man konnte im Sommer zum „Heurigen" aufs Land, im Winter zu den Volkssängern, und daneben noch etwas in die Sparkasse thun. Noch besser befanden sich die für den Export, für die Fremde arbeitenden Warenerzeuger. Das Geld aus Rußland, Rumänien, Serbien, aus dem Orient traf pünktlich ein, die Leute wurden wohlhabend, weshalb sollten sie nicht spekulieren, an der Börse reich werden wollen. Sie träumten von Millionen, die Hornknöpfe an der Drehbank schimmerten wie rotes Gold und die Träumer bemerkten zu spät den unheilvollen Irrtum. Es wäre unsinnig, sich in Erörterungen all' der Ursachen einzulassen, welche das Sinken des allgemeinen Wohlstandes herbeigeführt haben und noch herbeiführen. Wie derselbe abnimmt, beweist, daß Wien jetzt nicht einmal ein Volkstheater erhält. In den letzten sechs Jahren sind das Ringtheater und das Stadttheater abgebrannt, ohne daß sich das Bedürfnis, sie wieder aufzubauen, fühlbar machte. Das Karl-Theater, das Theater in der Josefstadt sterben an Defizit; das Theater a. d. Wien lebt vom Zufall, vom Einschlagen eines einzigen Stückes, wie beispielsweise des Zigeunerbaron, und ist eben nichts weniger als eine Volksbühne. So fügt sich Ring an Ring, so schließt sich die Kette und wie ein Alpdruck liegt die Zeit auf allen, welche Wien kennen und lieben und aus einzelnen Zeichen auf das Ganze schließen.

Wien erzeugt schöne, geschmackvolle Ware; wie ja schon auf den fast alljährlich stattfindenden Möbel-Ausstellungen sowie im Gewerbemuseum die Fortschritte nach allen Richtungen ins Auge springen. Wer stellt in der Regel aus? Erste Firmen und junge ehrgeizige Streber. Ausstellungen zeigen auch nur, was geleistet werden kann — aber sie geben kaum ein Bild der Durchschnittsleistung. Allgemein wird die Klage laut, daß sich eine Anzahl von Erzeugnissen sehr verschlechtert habe — äußerer Glanz die wenig solide Ware schmücke, sie aber für den Gebrauch wenig geeignet erscheinen lasse. Schön — aber nicht gut, sagt der Kaufmann aus der Fremde und deckt seinen Bedarf von andersher. Die Wolfeilheit wird zur Losung des Tages und die Schleuderhaftigkeit der Erzeugung geht damit Hand in Hand. Erdrückende Konkurrenz, geringer Absatz, wie soll das besser werden?

Weder die Stiftungen, deren beträchtliche Fonds dem Kleingewerbe zu Gute kommen sollen, weder der Verein gegen Verarmung und Bettelei, noch weniger ein Blumenkorso können mißliche Verhältnisse einer Stadt verbessern oder ändern. Am allerwenigsten brächte dies wohl ein Krieg zu Stande, trotzdem es Phantasten genug gibt, denen die Aeußerung entfährt „Nur ein Krieg kann uns wieder aufhelfen" als ob ein solcher — abgesehen vom Blute und der Kraft der Menschheit — nicht immer Millionen verschlänge, die schließlich aus Steuerkreuzern aufgebracht werden müssen, als ob die Millionen, die ein Krieg allenfalls erwirbt, nicht immer den großen Kapitalisten zu Gute kämen. Eine Stimulanz ist niemals ein Mittel, mit dem man eine Krankheit radikal heilt. Noch vor zehn Jahren täuschte man sich über vieles hinweg, Wien baute um die Gewerbe zu heben, Geld unter die Leute zu bringen; auch das hat nicht geholfen, denn es kam schließlich doch nur wenigen zu Gute und viele verbluteten an ihrer eigenen Schöpfung. Das Wien von heute kann nicht leben und nicht sterben, es ist schwer herzkrank; es war einst darauf angewiesen, als das Herz der ganzen Monarchie mit mächtigem Schlage das Blut durch alle Gefäße zu treiben. Auf das heutige Oesterreich paßt die alte Fabel des römischen Tribuns vom Magen und den verschiedenen Gliedern des menschlichen Körpers, wenn sie auch schon im Meidinger steht. Schon der Dualismus versetzte Wien einen harten Schlag. Mit der ganzen Begeisterung einer feurigen Nation, kräftig unterstützt von den Trägern der neuen Regierungsform, erbauten und schmückten die Ungarn das verjüngte Budapest. Die letzte Ausstellung in Pest zeigte den kräftigen Flügelschlag der ungarischen Industrie und so hat Wien aufgehört für Transleitanien unentbehrlich zu sein.

In dem Oesterreich immer heftiger durchtobenden Kampfe der Nationalitäten, bei dem slavischen Ministerium verliert Wien nach allen Richtungen hin an Machtstellung, Einfluß und Bedeutung. Die Provinzen rechnen weniger mit der Hauptstadt als früher, sie emanzipieren sich von derselben, ihre besten Arbeitskräfte bleiben in den Provinzial-Hauptstädten, während ein guter Teil des Proletariats, weil es daheim nicht vorwärts kommt, in Wien nach dem Glücke jagt und die Großstadt mit unsauberen Elementen überschwemmt.

So bedarf es keiner Erklärung dafür, weshalb Berlin trotz der finanziellen Katastrophe als Deutschlands Herz zu immer größerer Machtstellung gelangt, weshalb Wien, gleich einer nervösen Frau sich allerdings zuweilen zu toller Lustigkeit aufrafft, im schönsten Kleid, im reichsten Schmuck jedoch die Zuckungen des kranken Körpers nicht verbergen kann.*)

Indessen mag vielleicht auch die traurige Gegenwart, die keine Schminke hinwegleugnet, manch' segensreiche Folge einleiten. Man beginnt in Wien bereits nicht blos über den Lebensgenuß, sondern auch über des Lebens Pflichten, über die allgemeinen Bedingungen des Daseins, der Gesamtheit nachzudenken. Es gibt doch Stunden, wo Epikur in den Winkel geschoben wird. An die Phäakenstadt treten ernste Fragen heran, und schon sieht man ein, daß die Demokratie herzlich wenig leistet, wenn sie sich nicht zuerst mit der Brodfrage beschäftigt. Es kann noch lange Zeit dauern, ehe gewisse Gesellschaftsklassen der wirtschaftlichen Krise zu Liebe es lernen, ihre Ansprüche an den Genuß etwas niedriger zu spannen, ehe ein vernünftiges wirtschaftliches System Platz greift, ehe man begreift, daß es wirklich nur obere 10000 gibt, mit welchen der Mittelstand weder rivalisieren kann noch darf, ehe das allgemeine Luxusbedürfnis etwas abnimmt.

Ich habe Ihnen heute ein Augenblicksbild ernster Art entworfen — etwas von dem Boden erzählt, auf dem ich Sie geistig heimisch machen möchte. Es ist vulkanischer Boden. — Wer wird die Eruptionen verhüten? S. v. A.

*) Wien's Macht und Glück gehen Hand in Hand mit dem Schicksal der Deutschen in Oesterreich. Nur eine andere innere Politik schafft vielleicht andere bessere Verhältnisse. D. R.

Nachschrift zum „Größenwahn des Militarismus“.

1.

Es ist ein neues Verdienst unseres unerschrockenen Kollegen Bleibtreu, daß er in den Spalten dieser Zeitschrift mit einer Frage vor das Publikum tritt, die schon seit einiger Zeit in den verschiedensten Schichten der Völker bedacht, bisher aber noch nicht besprochen worden ist, weil man sich in der Regel fürchtet, den allfälligen Schein der Unmännlichkeit auf sich zu laden. — Todtschlag und Mord im Kriege sind ja männliche Tugenden, die im gegebenen Falle von der Kanzel herunter gepredigt werden, — und weil es die Herren von der Kutte, — die sich auch Friedensapostel zu nennen belieben, — so sagen, so meint die Menge, es müßte wohl wahr sein.

„Für Thron und Vaterland“ heißt in solchen Fällen die Devise! . . . Hm, warum setzt man das Vaterland hinterdrein und warum vertauscht man es nicht lieber offen mit — „Kirche?“ — Der Mann von heutzutage sieht eben im Gerause um individuelle Interessen nicht mehr seine eigentliche Bestimmung, seinen Lebenszweck, — seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit! — Was geht das ihn an, wenn sich ein paar Diplomaten darüber ärgern, daß ihnen die Russen ein Schnippchen geschlagen und Batum zum Kriegshafen erklärt haben? Schädigt das den Advokaten, den Arzt, den Gelehrten, den Dichter, den Schuster, den Droschkenkutscher in seinem Berufe? — Gewiß nicht; nicht einmal den Kaufmann, der trotz dieses Streiches seine Waaren absetzt.

Dieses solidarische Haften eines Volkes seinen diplomatischen Lenkern gegenüber hätte noch eher einen Sinn, wenn diese Solidarität vice versa den Individuen zu gute kämen, da dies aber zumeist nicht der Fall ist, so denkt man sich heutzutage ruhig: „Wenn ihr euch streitet, so macht die Geschichte unter einander aus; ich fühle mich nicht berufen, meine Haut für euch zu Markte zu tragen.“ Wenn wir so sprechen, brauchen wir durchaus nicht den Vorwurf der Zaghaftigkeit zu fürchten, denn wie Bleibtreu ganz richtig sagt: „Der wahre, ernste Kampf, der schwerste und mutvollste Kampf, von dem allein die Entwicklung der Menschheit abhängt, ist der Kampf mit den Dämonen der Welt und der eigenen Brust. Dagegen ist der Kampf der Waffen ein erbärmlicher Tand, eine komödiantenhafte Aufregung, des wahren sittlichen Ernstes bar.“ Sich ehrlich durch die Welt zu schlagen, zum Sieg der Wahrheit beizutragen, dazu gehört immer mehr Mut, als hinterm Busch hervor oder selbst auf offenem Felde dem angeblichen Feinde eine Kugel durch den Leib zu jagen; was ist ein Kampf von einigen Stunden im Vergleich zum ununterbrochenen Ringen während eines vollen Menschenlebens!

Was nun den Größenwahn des Militarismus anbelangt, so ist derselbe eigentlich entschuldbar. Sein ganzer Nimbus beruht auf dem barbarischen Erziehungssystem unserer Jugend beiderlei Geschlechtes, der schon im zartesten Alter die Bewunderung für Raufhändel größeren und kleineren Stiles eingeprägt wird, und welche man mit jener romantischen Lügenlitteratur sättigt, in welcher die schönen Ritter in strahlenden Harnisch oder in seidenem Wamms, die Edelfrauen in Sammt und Brokat vorgeführt werden. — idealisierte Gestalten, umgeformte Popanze, die in Wahrheit aus Rohheit, Dummheit, Brutalität zusammengesetzt waren, — Saufbrüder, Räuber, Vagabunden der schlimmsten Art, — Halbwilde, die ihre „Edeldamen“ teils zum Magd-, teils zum Dirnendienste ausnützten, welche aber heutzutage mit dem Talmi-Glorienscheine der Poesie ausgeschmückt, der kindlichen Phantasie als wahre Halbgötter erscheinen.

Aus den paar Minnesängern, die übrigens zum größten Teile auch ganz polizeiwidrige Subjekte gewesen sein mögen, und aus dem halbverrückten, hysterischen Ulrich von Lichtenstein hat man da die ganze mittelalterliche Generation zu solchen zartherzigen, arbeitsfaulen Mondscheinsängern gemacht, — und die Folge davon ist das Schwärmen beider Geschlechter für jene ritterlichen Zeiten, von denen die heutigen Militärzustände noch einen — zum Glücke schwachen — Abglanz bieten. Daher die Bewunderung für die Kragen von allen Farben des Regenbogens, — und daher auch folgerichtig die zeitweilige Selbstüberschätzung der Träger solcher bunter Tuchflecke.

Auch wir haben den Spaß mitgemacht, — und wir gestehen es, — mit zwanzig Jahren macht es Einem unbändig Spaß, den Säbel rasseln, die Sporen klirren zu machen, . . . wenn man aber dann in späteren Zeiten über die ganze bunte Maskerade nachdenkt, — und insbesondere, wenn man sich in die Werke der modernen Denker vertieft, dann fühlt man so recht mit Bleibtreu das Komödiantenhafte der ganzen Sache heraus. —

An dieser Stelle möchte ich mir übrigens gegen meinen verehrten Kollegen doch einen Widerspruch erlauben: Er spricht von einer Ueberhebung der exakten Naturwissenschaften und stellt dieser Poesie und Philosophie voran; ich möchte fast glauben, daß dies ein kleines Versehen seinerseits war, denn wenn Jemand so wie er auf der modernsten Stufe des modernen Menschen steht, muß er doch zugeben, daß die exakte Naturforschung sich nie überheben kann, da sie in der Zukunft die erste und oberste Stelle einzunehmen berufen ist. Die alte Philosophie wankt ebenso wie der alte Glaube; erstere wird also neue Gestalt und neues Leben aus der Naturwissenschaft schöpfen müssen, um weitere Existenzberechtigung zu haben, — und der Glaube, . . . nun, der wird über kurz oder lang dahin fahren, woher er gekommen . . . Bleibtreu sagt selbst: „Nun sind aber alle ideal schöpferischen Geister stets eminent positiv angelangt, wie denn z. B. zu einem wirklich großen Dichter der durchdringendste, schärfste Verstand und realistische Weltkenntnis gehören.“ Ergo muß er diese Eigenschaften eher besitzen, bevor er ein großer Dichter wird.

Allem anderen, was der Verfasser in seiner Betrachtung vorgebracht hat, muß jeder vernünftig und gerecht denkende Mensch beistimmen. — Daß der „ewige Friede“ noch einmal die Menschheit beglücken wird, ist mit Bestimmtheit zu erhoffen. Freilich wird es noch lange, lange Zeit dauern, bis die Menschen zum Menschheitsbewußtsein kommen, und bis die beiden Hauptfeinde des ewigen Friedens: Religions- und Nationalitätsprinzip vom Erdboden verschwunden sind! — —

A. G. von Suttner.

2.

Ich kann Bleibtreu's Standpunkt durchaus nicht teilen.

Alles Leben ist Wille zur Macht. Dadurch ist das Fragwürdigste im Hintergrunde nur eine Machtfrage. Das Auf- und Ableben der Nationen und Nationchen besteht in einer ununterbrochenen Reihe von Versuchen, Machtansprüche gegen Andere und mit Anderen durchzusetzen. Das blos mit geistigen Mitteln erreichen zu wollen, dazu ist die Welt nicht fein und geduldig genug. Darum allerwärts die Lüsternheit und Gier nach den stärksten, sinnfälligsten Machtmitteln. Im modernen Militarismus finden sämtliche Machtmittel eines Volkes die äußerliche Zusammenfassung. Der Krieg fordert nicht blos Gewandheit und Stärke, List und Verschlagenheit heraus, sondern er ist selbst eine Wissenschaft, Kunst und Industrie geworden. Im Krieg feiert die Bejahung des Willens zum Leben ihre blutige Orgie, ihren höchsten Triumph — während die schöne Litteratur in närrischer Antipodenhaftigkeit weltschmerzliche Entsagung flötet und allerlei pessimistische Verkümmertheiten auf den Thron erhebt. Darum liegt die Litteratur abseits vom großen Zuge der Zeit und findet keine Aufmunterung von Seite der Mächtigen und Herrschenden. Nur die Machtlosen, die Kranken, Blasierten, Untätigen, Gelangweilten, Empfindsamen flüchten mit einigen Zärtlichkeitsbedürfnissen in ihren Schooß. Und die süße Humanitäts-Liebelei mit ihren Dummheiten vom Reinmenschlichen! In einer Zeit, wo Militarismus, allgemeine Wehrpflicht und Kriegsbereitschaft Trumpf ist! Dem herrschenden Machtgefühl und Machtwillen ist Mensch — Material, kostbares Material zwar, aber doch nur Material! Man konstatiere den Größenwahn des Militarismus so nachdrücklich als man will: es ist der Größenwahn der Zeit, der Menschheit. Will man's dem Offizier verdenken, daß er diese Weltstimmung zu seinen Zwecken benützt?!

Zudem: der moderne Staat kann nicht durch Schöngeister, Künstler, Philosophen, Prediger und änliche Illusionisten bestehen; seine Grund- und Eckpfeiler sind

die Träger der Wehrhaftigkeit, die Soldaten, die Offiziere. Das Wort des berühmten Montecuccoli gilt immer noch: „Sehen wir die Wehrkraft eines Staates hinwelken, so welken auch Ehre und Wohlstand und alle anderen Güter des Staates mit seiner Schlagfertigkeit. Niemand schmeichele sich, daß man mit dem Bedürfnis nach Ruhe und mit friedfertigen Gesinnungen Ruhe und Frieden erlangen könne: ein waffenloser Staat wird bald erdrückt.“ Ist also eine Notwendigkeit erwiesen, warum ihr die Veredelung und Vermenschlichung durch einige ideale Fiktionen zum Vorwurfe machen? Gewinnt die schöne Menschlichkeit nicht dadurch, daß sich der Soldat durch geistige Aspirationen, durch volkserzieherische Einbildungen — ein gutes Gewissen zu machen sucht? Und was heute erst Einbildung, kann es nicht morgen schon Wahrheit sein? Und da sollen die Offiziere sich in einem Atemzug mit Henkern, Totengräbern u. s. w. nennen lassen? Das ist eine Ungerechtigkeit, die an ihrer eigenen Uebertreibung zerplatzt. Wie kann man uns da zumuten, die Ideologen, und wenn sie alle Geheimnisse des Weltgeistes im Leibe hätten, noch ernst zu nehmen?!

Franz Treuer.

3.

Durch eine Reise ins Ausland verhindert, die Korrektur zu lesen, kann ich mir bei soeben erfolgter Durchsicht meines Artikels im Augustheft leider nicht verhehlen, daß meine nicht unbegründete Verbitterung über die selbstverherrlichenden Uebertreibungen der dort behandelten Offizier-Broschüre auch mich zu einiger Uebertreibung verleitet hat. Ich möchte daher vor allem betonen, daß ich mich nicht etwa gegen den Offizierstand (natürlich handelt es sich hier überhaupt nicht speziell um den deutschen), sondern nur gegen die Ueberhebung desselben wende, und vor allem gegen eine Anschauung, welche den Krieg als naturnotwendiges Ideal der sittlichen Weltordnung und den Kriegerstand daher gleichsam als eine geweihte Priesterschaft der Weltgeschichtsentwicklung feiert.

Daß der Offizierstand neben thörichten und schlechten Auswüchsen, wie sie jeder Stand aufzuweisen hat, auch die geistig und moralisch vorzüglichsten Elemente in sich schließt, ist mir wohlbewußt. Ueberhaupt sollte die Sympathie, welche ich vom künstlerischen Standpunkt aus den Erscheinungen des Krieges und kriegerischen Heldentums in manchen meiner Schriften widme, mich vor der Annahme schützen, als ob ich eine Herabsetzung des Offizierstandes beabsichtigte. Das liegt mir wahrhaftig ganz fern.

Das deutsche Reich ist durch das deutsche Volksheer gegründet und muß auf lange Zeit hin durch ein starkes Heer geschützt werden. Wenn ich also den Krieg und das Soldatentum unter unsern traurigen politischen Verhältnissen ein „notwendiges Uebel“ nenne, so habe ich damit zugleich ausgesprochen, daß ich die Arbeit des Offiziers, welche Stärkung dieses Heeres bezweckt, als notwendig und verdienstvoll gebührend würdige. Aber wenn z. B. Herr v. d. Goltz in seiner bekannten Schrift den Offizier nur mit dem „Dichter und Künstler“ (!!) vergleichen will, so übersteigt diese Selbstvergötterung eben das zulässige Maß. Und wenn in der Broschüre von Kießling klar zu lesen steht, all unsere Erfolge seien lediglich dem deutschen Leutenant zu verdanken — statt der superioren Führung Moltkes und Blumenthals, der Begeisterung der Truppen, dem Prinzip des „Volks in Waffen“ und vor allem der inneren geistigen Entwickelung des deutschen Volkes aus eigener Initiative — so glaubte ich dagegen Stellung nehmen zu müssen.

Karl Bleibtreu.

Unser Dichter-Album.

(Nachdruck verboten.)

Die Germania auf dem Niederwald.

Sieh', so lang war Schlaf, in den mein Leid mich gesenkt hat,
— Schmählich zu hören und schmachvoller zu dulden — mein Teil,
Als meine Kinder vergaßen, daß *eine* Mutter sie nährte,
Sich als Brüder nicht mehr kannten und haderten viel.
Ach, da sanken dahin meine stolzesten Söhne in Knechtschaft,
Und ich, Herrin vordem, ward zur erniedrigten Magd!
Bis sie sich endlich entsannen und so für die eigene Rettung
Wie für der Mutter Ehr' sprengten die Fesseln der Schmach
Und sich zusammenschwuren im Donner der dröhnenden Schlachten
Sieh', da bin ich erwacht, sprang vom verwitweten Sitz.
Funkeln sah ich im Rhein das Gold der versunkenen Krone,
Griff's mit entschlossener Hand, heb's zu den Sternen empor;
Schau es, Europa, schau, und, Himmel, höre mein Jauchzen:
Herrin ward ich auf's neu, Herrin im eigenen Haus!
Und der die Söhne mir rief zu neuer gefestigter Eintracht,
Kaiser und Herr mir, Dir strahle die Krone vom Haupt!

München. **Hermann Ernst.**

Die Verlassene.

Wild jagt der Sturmgott durch Nacht und Graus,
Am Fels seine Lieder gellen;
Aufbäumt sich der Strom und wälzt mit Gebraus
Die sturmgehetzten Wellen.

Am Ufer irrt ein jugendlich' Weib
Im flatternden Haar und Gewande,
Sie preßt ihr Kind an den blühenden Leib
Und stürzt zum schäumenden Strande.

„Hinein in die Flut! Dann ist es vorbei,
Das Elend vorbei und die Schande!
Ersticke, Strom, der Verzweiflung Schrei,
Umnachte, Tod, mich Verbannte!"

„O Fluch dir, Liebe, die mich bethört
Mit unselig' süßen Gluten!
Verlassen von ihm, dem mein Herz gehört,
Und entehrt — hinein in die Fluten!"

Da huscht des Mondes blaufahles Licht
Durch zerrissene Wolkenflüge,
Das Weib schaut dem Knaben in's Angesicht,
Draus lächeln des Vaters Züge.

Laut hämmert ihr Herz in qualvoller Lust,
Sie kämpft in gewaltigem Ringen . . .
Heiß drückt sie das Kind an die wogende Brust,
Der Sprung will ihr nimmer gelingen.

„O Kind, du gibst mir zum Leben Geduld,
Daß ich neu zum Kampf mich erkühne;
Du bist nicht allein der Liebe *Schuld*,
Du bist auch der Liebe *Sühne*!"

Kottbus. **Ewald Müller.**

Der getreue Ekhart.

Es steht ein Mann im greisen Bart
Mit bleichen, ernsten Mienen
Am Eingang zu dem Hörselberg
— Ist einst auch mir erschienen.

Er trägt aus Eschenholz den Stab
Und streckt ihn vor zur Wehre,
Daß Keiner, der des Weges geht,
Hinab zum Berg begehre.

Doch wer mit wundem Herzen will
Sich dem Vergessen weihen,
Der hört nicht auf den Warnungsruf
Von Ekhart, dem Getreuen.

Der Alte klagt: „Es lassen sich
Die Besten blind umgarnen;
Ein traurig' Amt, am Hörselberg
Zu wachen und zu warnen!

Ein traurig' Amt in dieser Zeit,
Der aufgeklärten, neuen,
Da Keiner mehr dem Rufe lauscht
Von Ekhart, dem Getreuen!"

Und doch muß er sein Amt versehn,
— So melden alte Sagen —
Bis man die Treu', die deutsche Treu'
Mit ihm zu Grab' wird tragen.

Denk' ich daran, brennt mir das Herz
In wildem, düsterm Feuer:
... O, daß ich deinem Ruf gelauscht, —
O Ekhart, du Getreuer!

Lollar. **Walther von Appenborn.**

Ein Traumgesicht.

Meister (erzählt):

Der Westwind wälzte sich im Kot der Gassen
Und wasserdunstgeschwängert war die Luft,
Den Himmel hüllten bleiernschwere Massen
Und an den Bäumen hing ein müder Duft.
Da plötzlich hallte laut aufseufzend wieder
Das Erdreich wie von starkem Männertritt ...
Doch nein! Verhüllt die kräftig-schönen Glieder,
Anmutig, stolz, ein Weib vorüber schritt.
Vor eines Tempels schlanken jonischen Säulen
Die Fremde jetzt bewundernd stille stand.
Da kam ein Priesterzug, Gebete herzuheulen,
Voran der Abt, das Sanktum in der Hand.
Dort ward ein Sarg geweiht, ein Kind gesegnet,
Viel Worte waren's, doch ihr Sinn gering;
Genau ward mit dem Himmel abgerechnet —
Die Fremde schüttelte das Haupt — und ging.

Und kam zum Tribunal, wo hochwohlweise
Die Richter schwitzten für des Staates Wohl:
„Ich hab's genommen," seufzt der Knabe leise,
„Wußt' nicht, wie ich den Hunger stillen soll ..."
Vor dem Gesetze flehest du vergebens,
Es hat nicht Raum für dich, du armes Ding —
Für ein Stück Brod drei Monde deines Lebens!
Die Fremde schüttelte das Haupt — und ging.

Hinter'm Gerichtshof gähnt die dunkle Mauer
Und eines Pförtchens rostiger Riegel knarrt —
Des Mannes Leib durchflog's wie Grabesschauer,
Der Ketten an den Händen, außen harrt;
Verschwand darauf in düsteren Verließen,
Um, an den Hüften einen Eisenring,
Die Laster seiner Mitwelt abzubüßen —
Die Fremde schüttelte das Haupt — und ging.

'ne Heerde schamentwöhnter Buhlerinnen
Und ihr Begleiter stieß die Fremde an
Und heiser lachend tappten sie von hinnen,
Breitspurig auf der ausgetret'nen Bahn,
Bewußt, daß ihre Lüste wie Verbrechen
Und ihr Verbrechen schon wie Wahnwitz kling',
Gemacht, die Menschheit an ihr selbst zu rächen —
Die Fremde schüttelte das Haupt — und ging.

Da flog ein Hochzeitszug an ihr vorüber
Und frohes Lachen klang zur frohen Stund'!
Die Braut allein, sie blickte trüb und trüber,
Ihr Herz that ihr so weh und war so wund.
Und wie gelang's dem jungen Ehgemahle
Die Thrän' zu scheuchen, die am Aug' ihr hing?
Er fragte, wann sie seine Schulden zahle!
Die Fremde schüttelte das Haupt — und ging.

Da bog ein Knäul betrunkener Studenten
Mit bunten Mützen in die Gasse ein;
Sie trugen dicke Stöcke in den Händen
Und ihre Backen schienen tätowiert zu sein.
Sie traf ein zweiter Haufe von Berauschten,
Und mutbeseelt man an zu rempeln fing.
Dieweil sie nun geschäftig Karten tauschten,
Die Fremde schüttelte das Haupt — und ging.

Hin zum Theater sie den Weg jetzt wählte,
Wo seit zwei Stunden schon der Tenorist
Dem sehr geduld'gen Publikum erzählte,
Daß vor dem Baß er schleunigst fliehen müßt'.
Er floh nicht! Wollte noch das C gebären,
Das hohe C, das er allein ja sing'!
Man gähnte stark, doch ließ man ihn gewähren.
Die Fremde schüttelte das Haupt — und ging.

Da floß ein Glanz von tausend Kerzenlichtern,
Aus hohen Fenstern brach das Flammenmeer,
Und Masken mit verzerrten Wachsgesichtern
Bewegten sich verworren hin und her.
Die Fremde drang hinauf in das Gewühle
Und nahm die Larve, die man außen beut.
Ihr naht ein Geck nachlässig im Gefühle
Der eigenen Unwiderstehlichkeit.
Durch ihres schönen Leibes zücht'ge Hülle
Bohrt lüstern sich sein geiler Vampyrblick,
Doch gleich, als ob ein Blitzstrahl auf ihn fiele,
Fuhr er erschrocken in sein Nichts zurück.
Und durch die Menge ging ein hastig' Flüstern,
Wie scheues Hochwild wittert seinen Feind,
Und ohrenspitzend, mit geblähten Nüstern
Den Weg der Flucht zu überlegen scheint.
Da kauerte mit seinem Schellenbaume
Ein guter Narr sich zu der Fremden Knie
Und balgte sich mit ihres Kleides Saume
Und kniff in ihres Fußes Spitze sie.
Mitleidig lächelnd ließ ihn diese walten,
Da wickelt unbemerkt der kleine Narr
Ein Strumpfband ein in ihres Kleides Falten
Da wo es seitlich aufgeschnitten war.

Drauf springt er auf die Lehnen zweier Stühle,
„Kommt näher," ruft er, „kommt doch Leut',
Die schöne Dame nennet sich Sibylle,
Gibt große Galaproduktionen heut!"
Neugierig wälzte sich herzu die Menge
Und schaarte sich um jenes fremde Weib,
Das, in Gedanken starrend in die Menge,
An eine Säule lehnt den schlanken Leib.
Behend um sie herum der Kleine hüpfte
Und legte horchend an ihr Knie sein Ohr,
Indem er leise dann die Falten lüpfte,
Zog kichernd er das Strumpfband d'raus hervor:

„Wer dieses Strumpfband sieht
Und sich darum bemüht,
Dem nenne ich sofort
Mit einem einz'gen Wort
Was gar so vielen fehlt
Und, die es haben, quält."

Dem Narren lohnt ein johlendes Gedrücke,
„Das Wort, Sibylle, heulten sie, das Wort!"
Doch plötzlich prallten sie erstaunt zurücke,
Die Fremde schleuderte die Larve fort,
Hochaufgerichtet, zum Gehorsam zwingend,
Wie die gereizte Löwin blickt sie um,
Und der gepreßten Brust entriß sie ringend
Mit Donnerstimm' das Donnerwort „**Warum**" —
Und Todtenstille herrscht im weiten Raume
Und stieren Blickes glotzten sie sich an,
Ein Stöhnen jetzt, als hätt' in schwerem Traume
Ein Abgrund sich vor ihnen aufgethan.
Und plötzlich wie der Samum in der Wüste
Brach die Verzweiflung über sie herein,
Sie heulten, fluchten, schlugen sich die Brüste —
Die Fremde stand im öden Saal allein . . . .
Doch zündend flogs von Mund zu Munde,
Durch alle Gauen macht sich's brausend Bahn
Und mit dem Wort „**Warum**" im heil'gen Bunde
Brach eine neue Weltepoche an.

Idiot (den Maßkrugdeckel zuschlagend):

Erlau— erlauben Sie, ich glaube gar,
Sie meinen, daß das in der Ordnung war,
Daß so ein Weibsbild hergelaufen kam
Und sich die niederträcht'ge Freiheit nahm,
Just unsereinem so ein unanständig' Wort
In's — G'sicht zu sagen an 'nem öffentlichen Ort?

Schüler (begeistert):

O weiser Lehrer, wie muß ich dich loben,
Du hast in das Märchen das Leben gewoben,
Nun werd' ich sie kennen, den Pfad ihr streu'n,
Mich rühmen, ihr Bannerträger zu sein.
Und gründen zu helfen die heilige Zunft
Der heiligen, hohen Göttin Vernunft.

München. Fritz Dupré.

Menschenopfer.

„Für Napoleon ich geboren wurde,
Hier vom Tode ich erkoren wurde."
(Inschrift eines Grabsteins vor Mittenwald aus der Zeit von Hofer's Erhebung.)

Zum Soldaten ward ich dem Kaiser geboren,
Hab' mein junges Leben für ihn verloren.
Rauh die fremden Berge und trüb die Sonne —
O, wie breit und glänzend daheim die Garonne!

Mit den Bayern ging's in's tirolische Land.
Hei, da ward lebendig die Felsenwand,
Blöcke spie die zornige Alpenfirn —
Und aus meinem Schädel verspritzte das Hirn.

Floß mein rotes Blut über'n saftigen Rain,
Trat mit weißer Pfote ein Lamm hinein,
Spülte fort die Flecken im munter'n Quell,
Hüpfte weg. Ich starb. Und die Sonne war hell.

Weißes Lamm, du armes, wie bist du gescheit,
Springst und grasest fröhlich, solang 's noch Zeit —
Zeterst bald umsonst in des Fleischers Ohren,
Bist ja auch, wie ich, für das Schlachten geboren.

Stiller Mond, du über der starrenden Wand,
Schaust auf manches Grab in gar manchem Land.
Zu mir Düst'rem dreh' deine düst're Seit',
Mit der lichten leucht' in die Lande so weit!

Schau' du milde über den blutigen Rhein,
Grüß' am Heimatstrome mein Mütterlein.
Wenn ihr altes Auge vor Jammer bricht,
Schließe du 's, denn ich, ach, ich kann's ja nicht.

Zum Soldaten ward ich dem Kaiser geboren,
Doch ein Mutterherz hat den Sohn verloren!
Eines? Tausend Söhne sind hingemodert,
Doch des Kaisers gräßliche Sonne, sie lodert!

München. Franz Held.

Landfahrend Volk.

Im Blachfeld zwischen dem Föhrenholz,
Da halten Rast Zigeuner.
Sie leben in der Freiheit stolz
Als heimatlose Streuner.

Um's Feuer lagern Mann und Kind
Am Rücken, auf dem Bauche.
Sie schauen zu, wie mit dem Wind
Die Wolken schweben vom Rauche.

Die Weibchen rüsten flink den Fraß,
Für heut' nur einen Igel.
Der ward gefangen im Haidegras,
Sie brauchen nicht Pfann' noch Tiegel.

Am Graben in den Grund gebohrt
Genügt ein grüner Stecken.
Der Braten wird daran geschmort
Und fett beträuft mit Schnecken.

Ob's Wild und Fisch, ob's Haferbrei,
Sobald gefüllt die Bäuche,
Dann ist's dem Volke einerlei,
Sanft schläft es im Gesträuche.

Die Klepper nagen ausgeschirrt
Am Besenkraut und Farren.
Kein Eisen an den Hufen klirrt,
Wenn sie den Boden scharren.

Der Wagen mit dem Leinendach
Steht neben alten Strunken,
Dort ist ein hübscher Bursche wach,
Still starrend in die Funken.

Im Wagen liegt das Töchterlein
Des Hauptmanns auf den Decken.
Ihr wollte heute nicht der Wein
Und nicht der Igel schmecken.

Sie hatte zornig keine Lust
Zum Tamborin zu tanzen,
Nur ein Gefühl belebt die Brust,
Den Liebsten zu kuranzen.

Sie sieht ein gelbes Seidentuch
Noch auf der Hecke flattern.
Der Bursche murmelt einen Fluch,
Er konnt' es nicht ergattern.

Die Dirne schmollt, der Bursche grollt,
Er hofft es noch zu ganfen
Und wenn dafür ihm werden sollt'
Ein Halsband, dünn und hanfen.

Die Nacht ist lang, der Morgen graut,
Das Zelt wird abgeschlagen.
Die Vögel singen, der Himmel blaut,
Sie hockt verdrossen im Wagen.

Der Bursch' geht schweigend nebenher
Und peitscht die dürren Jucker.
Die Schöne macht das Herz ihm schwer,
Er ist ein armer Schlucker.

Des Bannes ihrer Zaubermacht
Kann er sich nicht erwehren,
Sie hat nach Schmuck und Kleiderpracht
Ein überfrech' Begehren.

München. Heinrich von Reder

Marsyas' Rache.

Den Marsyas Apollo einst
Lebendig hat geschunden,
Dieweil der Dichterling nicht konnt'
Vom Dichterwahn gesunden.
Doch Marsyas hat Rache jetzt,
Gar schreckliche, gefunden:
Von Dichterlingen ohne Zahl
Wird jetzt — Apoll geschunden!

Dresden. Leopold Schwarz.

Münchener Künstler-Besuche.

Von M. G. Conrad.

(München.)

Mein Freund, der bei unserer letzten Unterredung so scharf gegen gewisse künstlerische und kritische Richtungen loslegte, kam in wesentlich milderer Stimmung aus Koppay's Atelier zurück.

„Der junge Künstler wird seinen Weg machen", sagte er, „denn er entwickelt bei der Arbeit sehr viel mehr Ernst, als ich ihm nach seinem sonstigen Auftreten zugetraut. Und Talent hat er, ein bestechendes Talent, und der Art seines Talentes kommt der Zeitgeschmack entgegen; er braucht sich von der Strömung nur tragen und treiben zu lassen . . ."

„Sehr schön. Also konstatieren wir, daß Koppay ein wirklicher Künstler von unbestreitbarer Begabung ist . . ."

„Ohne Zweifel. Aber, wie gesagt, er ist ein Mann der modischen Strömung — und das ist nicht meine Spezialität. Ich bewundere die Naturen, die gegen den Strom gehen!"

Ich stutzte.

„Wahrhaftig, das ist keine Marotte von mir: ich hege aufrichtige Bewunderung, und heute mehr als je, für jene gewisse Art von künstlerischer Donquichotterie, die ein armes, gefährdetes Leben führt einem hohen, unzeitgemäßen, ja zeitwidrigen Ideal zu liebe."

„Dergleichen wird es wohl zu allen Zeiten gegeben haben."

„Sicherlich. Nur ist diese Erscheinung heute um so achtungswerter, als bei der herrschenden materialistischen Versumpfung auch die Verführung zudringlicher und verlockender an die Künstler herantritt, ihren besseren Charakter zu opfern und der allgemeinen Streberei und Erfolgsritterei heerpflichtig zu werden. Bequemes Leben, Auszeichnungen, Ruhm (gleichgiltig von welcher Qualität) und Geld, Geld, Geld — pfui Teufel, in welchen Pfuhl moralischer und künstlerischer Verlumpung haben diese Schanddinge schon manches edle, aber charakterschwache Talent gelockt!“

„Ich frage mich: worauf Du mit dieser Philippika zielst? Ueber diese Dinge hat doch zwischen uns nie die geringste Meinungsverschiedenheit bestanden!“

„Gewiß nicht. Ich wollte Dir nur den schönen Fall eines Künstlers gegen den Strom erzählen und habe die Geschichte vielleicht etwas ungeschickt eingeleitet. Pathos ist überflüssig, wo die Sache für sich selber so energisch spricht. Also höre. Ich will kurz skizzieren. Ein angehender Dreißiger. Prachtvolle Gestalt. Oldenburger. Sohn ursprünglich reicher, dann verarmter Eltern. Gute Erziehung; Gymnasialbildung, was nicht immer schadet, selbst bei Künstlern. Sodann in der Lehre bei einem Steinschneider. Kämpft sich zur Akademie durch, um Maler zu werden. Münchener Meister wie Benczur, Seitz, Lindenschmit seine Lehrer. Um seine akademischen Studien durchführen zu können, hungert und friert er in einem Mansarden-Loch. Noch Aergeres, das wie ein übertriebener Roman klingt und doch der puren Wahrheit entspricht . . .“

„Und er sprach Niemand um Unterstützung an?“

„Eine närrisch-stolze, ritterliche, dabei verschlossene Natur. Uebrigens haben ihn Professoren schließlich in schonendster Weise unterstützt. Ein Mann gegen den Strom, wie gesagt. Nach der Schule vertieft er sich in seine seltsamen Phantasien und Visionen und entwirft Skizze auf Skizze. Einige führt er aus und zeigt sie der Oeffentlichkeit. Natürlich die widersprechendsten Kritiken, Achselzucken und sonstiger Zubehör.“

„Laß hören: welcher Art waren diese Werke?“

„Allegorisches, Mythologisches und Verwandtes, aber eminent schneidig und malerisch.“

„Aha, ich verstehe. Meister Schwind's selige Erben.“

„Kaum. Bei der Aehnlichkeit der Gattung doch stärkste Sonderart. Alles sehr machtvoll und von wildem Leben.

Ich muß Dir einige Entwürfe andeuten. Zunächst Raub der Proserpina, Skizze zu einem großen Wandgemälde. Der Herrscher der Unterwelt rafft Proserpina mit Sturmesgewalt dahin. Im Vordergrunde Nymphen und Wassermänner, im Mittelgrunde hinter dem Wagen Erinnyen und Parzen, über dem Unterweltsgott Gorgonen als geballte Wetterwolke und weiter vorwärts Pygmäen als reißende Stürme. Vor den Rossen der schwarzbeschwingte Boreas, rechts die Nacht mit Schlaf und Tod, links Selene, Schlaf, Traumgestalten. In der Mitte unter dem Wagen Hekate mit Empusa und die versteinernde Gorgo.“

„Eine fabelhafte Mascherinie!“

„Jawohl, Wadlstrümpf und dekolletierte Weiberporträts sind einfacher. Du solltest die Klarheit bei allem Reichtum der Figuren und Gruppen sehen — und wie bei aller Wucht des Inhalts das dahinsaust und wirbelt und die pikantesten zeichnerischen Probleme löst!“

„Weiter!“

„Nach der heidnischen eine christliche Allegorie: Christi Grablegung. Da stecken freilich allerlei mystische Anspielungen. Ein Sturm erhebt sich und eine grandiose Wasserwoge bricht sich schäumend an dem Felsen, wo fromme Männer und Maria den Leichnam Christi zu bergen suchen. Ein Engel nimmt den Erschreckten den heiligen Cadaver aus den Händen, während fernes Wetterleuchten die Gruppe blitzartig aus dem Hintergrunde beleuchtet.“

„Die Idee ist mir nicht übermäßig einleuchtend.“

„Mir auch nicht: Weltgeist, Christus, Kampf der Materie gegen ihre Vernichtung — das ist viel auf einmal, aber das Werk ist koloristisch sehr interessant. Ein anderes Bild: Freya. Als germanische Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit fährt sie mit einem Widdergespann auf Wolken dahin. Von Holdinnen umgaukelt und bekränzt, überläßt sie umschauend ihren Lieblingen das Ziel der Wanderung, während andere die verschiedenen Stufen des Liebeslebens von der keuschen, innigen Umarmung bis zum wilden, eifersüchtigen Kampfe darstellen."

„Da sieht man schon eher wie und wo."

„Ohne Scherz, es ist eine höchst anmutige, wirkungsvolle Komposition. In ähnlichem Geiste sind gehalten „Elfenreigen", „Wind und Welle", „Nixe und Zwerg". Bei den letzteren muß man sich allerdings manche Linie weicher und graziöser wünschen, als sie der erste Entwurf zeigt. Es ist überhaupt in der Behandlung des nackten Weiberleibes etwas merkwürdig Herbes, an das man sich erst gewöhnen muß, zumal wenn man von dem Zauber und Zucker unserer Süßholzraspeler in der modischen Malerei kommt. Und nun noch ein Hauptwerk, dessen Entwurf gegenwärtig den Künstler beschäftigt: so etwas wie das wilde Heer, aber, wie Du gleich sehen wirst, doch etwas wesentlich verschiedenes. Stelle Dir in lebensgroßen Verhältnissen folgendes vor: Auf einem Götterrosse, geleitet von einer Walküre, die gen Walhall strebt, naht der König, umgeben von den verklärten Gestalten der Meister, in deren unsterblichen Schöpfungen er geschwelgt während des licht- und glanzvollen Teiles seines Lebens: Schiller, Göthe, Semper, Schwind, Wagner u. a. Das tiefe, rätselvolle, krankhaft vereinsamte Seelenleben des Fürsten wird in allegorischen Gruppen versinnbildlicht, welche der eben beschriebenen Mittelgruppe folgen. Wotan, Donar, Freya eilen ihrem königlichen Lieblinge in den Lüften voraus, Kunstpedanten, Zeloten, Ignoranten in den Abgrund stürzend. Der lange Geisterzug bewegt sich von einem im düstern Hintergrunde bemerkbaren Schlosse (die Silhouette von Schwanstein) aus. Eine Landfrau am See-Ufer gewahrt entsetzt den nächtlichen Spuk und schlägt schützend das Gewand um ihre Kinder. Was sagst Du dazu? Und von ähnlichen Entwürfen platzen die Skizzenmappen des jungen Künstlers ..."

„Aber die Ausführung, die Durchbildung zum vollkommenen Kunstwerke?"

„Hier sitzt der Hacken. Wo ist der Kunstfreund, der dem hochstrebenden Maler die notwendige materielle Unterstützung zuwendet? So müht er sich in unentwegtem Mühen und Ringen im Schwimmen gegen den Strom ab — und wenn ihm nicht bald die rechte Hilfe wird, muß er schließlich doch erlahmen, versinken und ertrinken mitten im Reichtum seiner Phantasieschätze, seiner strahlenden künstlerischen Ideale — —"

„Ein großes Schauspiel, aber doch schmachvoll für unsere Zeit, die Millionen an allen erdenklichen Trödel vergeudet."

„Ganz meine Meinung."

„Aber nun hast mir noch nicht einmal den Namen Deines Künstlers gegen den Strom genannt!"

„Wilhelm Reichardt, Türkenstraße 30".

„Laß' uns zu ihm gehn. Sofort. Der Mann interessiert mich. Meine Sympathien hat er im Voraus. Schade, daß sich Sympathien nicht in Gold ummünzen lassen ... "

Vom Büchertisch.

Es konnte nicht fehlen, daß eine vielgewanderte Dame von der geistigen Lebhaftigkeit und Rüstigkeit der Kunstschriftstellerin und Vorleserin E. v. Hörschelmann eines Tages zur Feder der Fabulistin griff, um ihre vielfachen, interessanten Erlebnisse und Beobachtungen künstlerisch zu bannen, d. i. Romane zu schreiben.

Das ist nun einmal so. Nur begehen unsere vielerfahrenen und schreibgewandten Damen dabei meist den Fehler, daß sie die wertvolle Realistik des Inhalts nicht durch die noch wertvollere Realistik der Darstellung erhöhen zum vollkommenen Kunstwerk. Sie stellen idealistisch dar, d. h. sie arbeiten mit konventionellen Mitteln.

In Deutschland herrschen über die realistische Kunstweise überhaupt noch die sonderbarsten Vorurteile, die dem „Volke der Denker" wenig zur Ehre gereichen. Man hält eine etwas gewagte Liebesszene, eine starke Situation, ein gemeines Wort schlankweg für echt realistisch! Das Erotische gilt natürlich für realistisch aus dem ff, sobald es nicht umschleiert und parfümiert ist! Dazu das noch: Die Liebschaft einer Magd ist gemein und — realistisch, ganz die nämliche Liebschaft einer Dame ist vornehm — idealistisch; letztere ist literaturfähig, erstere nicht! Das Alles ist blauer Dunst. Realistisch ist, was den vollen Eindruck der Naturwahrheit, der Fülle, Kraft und Eigenart des Lebens macht in energisch individualisierter Darstellung eines temperamentsvollen Schriftstellers. Daher die realistische Kunstweise unendlich schwieriger ist, als die konventionelle, romantische, idealistische, und zur glücklichen Ausübung ein viel größeres Maß von natürlicher Kraft, von fest bestimmtem, rassigem Charakter und scharfer Beobachtungsgabe bedarf.

Emilie von Hörschelmann hat aus ihrem geistigen und künstlerischen Lebenskampfe heraus in rascher Folge zwei Romane geschaffen: **„Im Banne der Schmach"** und **„Dimitar"** (Leipzig, Fr. Duncker), in welchen das Realistische des Stoffes noch nicht vollständig in der Realistik der Kunstweise aufgeht — der Ueberschuß wird mit den konventionellen Mitteln der alten Fabulierschule dargestellt. Aber wie kühn packt sie die ihr von der Wirklichkeit zugeschleuderten Stoffe, wie prachtvoll wild läßt sie die Leidenschaft austoben, wie aufregend, spannend läßt sie die Szenen spielen! Wenn trotzdem das Ganze keine vollbefriedigende künstlerische Wirkung macht, so liegt dies eben an dem oben gerügten Mangel einheitlicher Durcharbeitung und Färbung des Stoffes. Daß E. v. Hörschelmann über ein weites gediegenes Wissen verfügt und auch in der didaktischen Schriftstellerei eine tüchtige Feder führt, beweist der soeben erschienene 1. Band ihres **„Kulturgeschichtlichen Cicerone"** für Italien-Reisende (Berlin, Luckhardt). Schon daß die deutsche Kronprinzessin die Widmung dieses Werkes anzunehmen geruhte, spricht für die Gediegenheit desselben. In der That macht der uns vorliegende erste Band, der das Zeitalter der Frührenaissance in Italien behandelt, hinsichtlich der Auswahl wie der Darstellung des Stoffes einen sehr guten Eindruck. Es ist nicht nur ein praktischer Führer durch das Reich der Kunst, sondern auch ein sicherer Handleiter durch das verwickelte Kulturgebiet jener Zeit. Wir kommen auf das verdienstliche Werk zurück, sobald es vollständig vorliegt.

Die oben ausgesprochene Rüge wegen konventioneller Behandlung realistisch geschauter Stoffe trifft zum Teil auf eine andere Schriftstellerin von hervorragender Begabung, die sich unter dem Falschnamen Henri Lou verbirgt und bei W. Friedrich in Leipzig einen Roman **„Im Kampf um Gott"** hat erscheinen lassen. Wie man derartige Probleme ohne „der Tendenz Verpfefferung" edel künstlerisch zu lösen hat, das hat Gerhard v. Amyntor in seinem Roman **„Vom Buchstaben zum Geiste"** in ganz besonders glücklicher Weise gezeigt Ist bei H. Lou schon die Komposition eine rettungslos zerfahrene und muten uns die Menschen maskenhaft als kostümierte Abstrakta an mit Weisheitszetteln zwischen den künstlichen Zähnen, so haben wir im Amyntor'schen Roman eine klare, natürliche Komposition, in welcher sich die Menschen als richtige Menschen wie Herren im eigenen Hause bewegen und dementsprechend ernsthaft und überlegt reden und handeln. Ob Henri Lou noch das Geheimnis ergründen wird, wie man nicht nur ein gedankenreiches Buch, sondern auch einen lesbaren Roman schreibt? — Letzteres versteht ihre Kollegin Frau Ida Boy-Ed in hohem Grade. Ihre Bücher **„Keine Schuld"**, **„Männer der Zeit"** und **„Dornenkronen"** sind überaus schätzbare Unterhaltungslektüre. Aber sonst weiter nicht viel. Es sind solid vorgetragene Geschichten von bewundernswerter Verständigkeit in der Fabel, dazu von einer Biederkeit in der mehr rhetorischen als

wirklichen Leidenschaft und einer Rechtschaffenheit im Ausgang, daß man sie jeder Familie als Musterbücher für anständigen literarischen Zeitvertreib empfehlen kann. Man kann diesen Geschichten nämlich ein wirkliches menschliches Interesse abgewinnen, so tüchtig sind sie gemacht, aber es fehlt ihnen jenes zauberartige Ausströmen einer innersten Naturkraft, wie sie nur den Kunstwerken echter Poeten innewohnt; sie sind geschrieben, aber nicht gedichtet; es sind Romane einer fleißigen Phantasie, aber nicht Romane einer tiefgründigen Dichterseele, so sehr sie auch bei den „Unversuchten" diesen Schein erwecken möchten. Von sozialpsychologischem Werte als „documents humains" sind die schönen, reifen, sinnlichen Weiber, welche der Verfasserin am besten gelingen und deren Herzens-Dialektik sie mit großer Geschicklichkeit inszeniert. Uebrigens hat sie in diesem Punkte die hohe Virtuosität ihrer ersten kleinen Novelle „Ein Tropfen" in keinem ihrer seitherigen Werke mehr erreicht. Die Realistik der Darstellung ist im allgemeinen die eines taktvollen Justemilieus zwischen den streitenden Stilprinzipien. Fritz Hammer.

Lieder aus Tirol. Von Karl Bleibtreu. Berlin, Steinitz und Fischer 1885. Ein kurzer Sommeraufenthalt genügte diesem rüstigen Bergsteiger zu den Höhen des deutschen Parnasses, einen duftigen Liederstrauß aus dem schönen Land Tirol der deutschen Leserwelt auf den Tisch zu legen.

Zunächst bringt Bleibtreu einen Cyklus Lieder, mit welchem er dem Minnedichter von Tirol, Oswald von Wolkenstein huldigt. An diesen Cyklus anschließend, widerspiegeln die Silhouetten die Eindrücke der großartigen Bergwelt nicht in allgemeinen lyrischen Redensarten, sondern in getreuen Umrissen nach der Natur, so daß jeder Strich von lebendigster Individualisierung. Der Cyklus Roman gibt eine ergreifende psychologische Analyse einer reinen und getäuschten Liebe. Es ist dies eine Art Gegenstück zum Oswald v. Wolkenstein. Zum Schluß enthüllt uns der Dichter in Selbstbeichte sein eigenes Herz. Im letzten Gedichte der Sammlung „Einsiedelei" folgen wir dem Sänger gern

Hinaus in die Haide! Allein, allein,
Den Menschen fern, in die Nacht hinein!

Was Bleibtreu als Kritiker von der Lyrik verlangt, hat er als Dichter selbst geleistet, zum großen Teile musterhaft geleistet. Er ist erfüllt von dichterischem Feuer, von echter Leidenschaft, dabei neu, eigenartig und Beherrscher der schönen Form.

Neben die Bleibtreu'schen „Lieder aus Tirol" gehalten, fällt die „Wanderschaft in Liedern" von John Henry Mackay „**Im Thüringer Wald**" bedeutend ab. Um diesen schlichten Gedichten, die sich fast durchweg in sanfter Stimmungsmalerei und dankbarer Aussprache genossener Wandereindrücke ergehen, gerecht zu werden, darf man sie so wenig an den Tiroler Liedern messen wie etwa die anspruchslose Thüringer Waldlandschaft an der gigantischen Szenerie der Tiroler Gebirgswelt. In ihrer Art haben auch diese lyrischen Reiseergebnisse ihr Recht und Verdienst. Wer sich aber von der Manchfaltigkeit und Kraft der poetischen Begabung Mackays ein richtiges und erquickliches Bild machen will, der nehme seine soeben herausgekommenen „**Dichtungen**" (München, O. Heinrichs) zur Hand. Diese Sammlung enthält so große und kühne Züge einer echten Poetenschrift, daß wir uns vorbehalten müssen, später ausführlicher darauf zurückzukommen. Dagegen verstehen wir nicht, was Wilhelm Arent mit dem letzt erschienenen Bändchen „**Lieder**" wollte. Seine „lyrischen Federzeichnungen" vom Vorjahre, „**Kunterbunt**", enthielten noch bedeutende Stücke; insonderheit die von Kirchbach mit Unrecht, weil aus moralischen, nicht aus künstlerischen Gründen angegriffenen freien Rhythmen „à la Makart" und à la Gabriel Max" zeichneten sich durch Glut der Empfindung und Energie des Ausdrucks aus. In den „Liedern" suchen wir vergeblich nach einer wirklich starken, inhaltlich oder formell bemerkenswerten Leistung. Es ist leichte, bequeme Versmacherei, die das Lob künstlerischer Originalität verwirkt; Arent hat so ziemlich Alles, was er hier vorbringt, in seinen früheren Sammlungen schon viel besser, eindringlicher, schöner

geboten. Diese „Lieder" sind, falls wir in ihnen nicht eine Sammlung älterer Schnitzel, Spähne und Auskehricht der Werkstatt und somit ein buchmacherisches Eitelkeits-Vergehen erkennen sollen, eine Selbstschwächung und Selbstentwertung des lyrischen Talents, eine Erscheinung, die den betrübendsten Eindruck auf Alle machen muß, welche die ersten Dichtungen Arents hoffnungsvoll begrüßten. Ganz abgesehen von der unfreiwilligen Komik, wenn der 22jährige Dichter-Tenorist sich auf der letzten Seite den schmerzlichen „Epilog" leistet:

Ich schleppe mein Martyrium weiter,
Schmerz ist mein einziger Begleiter,
Der sturmgepeitschte Ozean
Der Bühne: meine Dornenbahn!

Bis wie der Sonne Glut verloht,
Der Sturm die Blume pflückt,
Auch mich einst der Erlöser Tod
Der ewigen Qual entrückt.

Dieser Jammer-Sport unseres jüngsten lyrischen Deutschlands fängt nachgerade an lächerlich zu werden. Laßt doch dieses Kinderstubengeflenn, verbeißt euer subjektives Bauchgrimmen und lernt einmal groß, stark und mannhaft fühlen!

Da ist Karl Maria Heidt in seinem „**Buch Kassandra**" ein anderer Typus. In diesem Sonnettenkranz zeigt sich ein gesunder Vollblutdichter, der sich zwar allzu leichten Herzens über stilistische Flüchtigkeiten hinwegsetzt, aber mit unerschütterlicher Tüchtigkeit der Gesinnung der verrotteten Gesellschaft den Spiegel vorhält und dem tiefen Schmerz über die Not des Lebens kraftvollen Ausdruck leiht. In solch gesunder Lyrik — nicht in der „lyrischen Revolution" à la Arent werden die reimenden Schöngeister ihren Mann zu stellen haben, wenn sie als Mitempfinder der großen Gegenwartsübel Stimmung für eine thatenfrohe, freie und gerechte Zukunft machen wollen. Dazwischenhinein darf auch ein „episch-lyrisches Klagelied" um die verschollenen Herrlichkeiten der klassischen Welt ertönen, dergleichen Xanthippus (alias Franz Sandvoß) in seiner „**Kalypso**" anstimmt, wenn, wie es hier meisterhaft geschieht, durch die sanfte, wohllautende Klage um die Vergangenheit, zugleich die mokante Querpfeife moderner Satire klingt. Xanthippus hat es mit seiner „Kalypso" eben wiederum verstanden, die Anspruchvollsten angenehm zu überraschen.

Ignotus.

Die kleine Schrift, „**das Mannheimer-Theater vor hundert Jahren**," von Ernst Hermann als Jubelgabe zur Heidelberger Universitätsfeier gedacht, enthält recht erbauliche Sachen. So gleich in der Einleitung:

„Unsere klassischen Dichter sind in der Zeit ihrer Jugendblüte mehr als einmal in Heidelberg gewesen, aber wir hören nichts von der geringsten Anregung, die sie durch die Hochschule empfangen. Das Mannheimer-Theater entwickelte sich in der Nähe von Heidelberg zum ersten in Deutschland, aber es gab da keinen Gottsched, der sich desselben angenommen hätte. Wie sollte auch eine Hochschule, deren Lehrkörper sich überwiegend aus Ex-Jesuiten und landfremden Franzosen zusammensetzte, wo man Gellert einen Freigeist nannte und vor den ersten Blüten unserer National-Literatur als „schlechten, elenden, lüderlichern" Büchern warnte, einem deutschen Theater anders als mit unversöhnlichem Haß, mit stolzer Verachtung entgegenkommen! Vor hundert Jahren würde also auch eine Festschrift zum Jubiläum der Universität, wie die vorliegende, nur ein allgemeines Schütteln des Kopfes hervorgerufen haben."

Der Verfasser hat die brave Geduld gehabt, die drei starken Foliobände, welche die Protokolle der Sitzungen des Mannheimer Theater-Ausschusses enthalten, durchzusehen, und teilt daraus bisher Unbekanntes mit. Sein Werkchen interessiert durch die lebensvolle Charakteristik der Schauspieler, besonders der drei ersten unter ihnen, der freundschaftlich verbundenen Beil, Iffland und Beck. Dalberg's Verdienst um die Leitung des Theaters und um die Ausbildung von dessen einzelnen Mitgliedern, setzt der Verfasser in sehr helles Licht.

Sehr bemerkenswert sind die Mitteilungen über Schiller, der uns als leidlich boshafter Theaterrezensent vorgestellt wird.

„. . . . Dalberg" — heißt es — „hatte früher gehofft, Schiller werde der Dramaturg und Geschichtsschreiber der Mannheimer Bühne werden. Und diese Hoffnung schien sich zu verwirklichen, als der Dichter eine neue Monatsschrift, die Rheinische Thalia, ankündigte. „Was die Stadt Mannheim," hieß es in dieser Ankündigung, „in Rücksicht auf schöne Kunst vorzüglich auszeichnet, ist ihre Schaubühne, eine Bühne, die durch reinen Geschmack, besseren Ton und das wahre geistvolle Spiel einiger ihrer Glieder die Aufmerksamkeit des ganzen Publikums auffordert." Da dieselbe gleichwohl in Deutschland wenig oder gar nicht bekannt sei, so werde ihre Geschichte und Dramaturgie einen ansehnlichen Platz in der Thalia einnehmen. Es solle dabei keines der gewöhnlichen Theater-Journale zum Muster dienen; vielmehr werde die Kritik die Bühne nach eben dem großen Maßstabe behandeln, unter welchen sie sich schon selbst gestellt habe.

Der gute Schiller hat aber nicht Wort gehalten. Er brachte im ersten Hefte nichts als dürre Aufzählungen und Notizen und verwies auf das zweite Heft, das nie erschienen ist. Ernst Hermann bemerkt:

„Die kurzen Notizen aber, so geistvoll sie hier und da sind, geben doch den Beweis, daß Schiller damals ganz und gar nicht der Mann war, der sich in fruchtbarer Weise an der Leitung der Bühne hätte beteiligen können. Der Beweis dafür läßt sich schlagend führen, wenn man die Art und Weise, wie Dalberg die Kritik übte, mit den Sätzen Schiller's zusammenstellt. Unter dem weiblichen Personal galt als eine der vorzüglichsten Schauspielerinnen in höheren komischen Rollen Frau Rennschüb, die Gattin des Regisseurs. Dalberg rühmt von ihr, daß sie ihre Rollen äußerlich und innerlich so fein als wahr zu geben wisse, nie das Komische durch Uebertreibung ankündige, sondern es durch völlig natürliches Spiel als in Wahrheit auffallend und lächerlich erscheinen lasse. Und wie springt Schiller mit dieser Frau um? „Madam Rennschüb wurde — warum, weiß das Publikum vielleicht selbst nicht — beklatscht." „Madam Rennschüb mißfiel mir als Königin." „Madam Rennschüb würde eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte." Neben Madame Rennschüb glänzte in Mutterrollen Frau Brandel. Sie hatte nach Dalberg das besondere Talent, auch unbedeutende Stellen durch feine Nüancirung zu heben. Nur thue sie in Beziehung auf den feinen Ton der Stimme oft etwas zu viel; in heftigen, affektvollen Szenen müsse man denselben als weibliches Unvermögen lächerlich finden. Bei steter Uebung werde Madame Brandel bald einen Fehler verbessern, der ihr öfters in den best gespielten Rollen großen Schaden thue. Schiller fertigt die ebenso gewissenhafte als begabte Schauspielerin in der Kritik des Essex mit der ausgesucht boshaften Wendung ab: „Madam Brandel hatte diesen Abend die Nottingham zu spielen, sie vergriff sich aber in der Rolle und machte die Fulmer." Ebenso unfruchtbar ist das unbedingte Lob, welches z. B. Iffland in der Rolle des Königs Lear gespendet wird: „In dieser großen Rolle erscheint Herr Iffland im ganzen Umfang seiner Kunst." Dalberg geht in seiner Beurteilung zwar auch von dem allgemeinen Beifall aus, der die Kritik entkräfte, doch schließt dieses Lob einzelne Bedenken nicht aus. So hätte Lear in der Szene der Verfluchung das Aeußerste von Kraft und Anstrengung leisten, das Folgende aber mit zunehmender Erschöpfung in Stimme und Bewegung sagen müssen, um das volle Mitleid für den alten Mann herauszufordern. Was vollends in Schiller's Kritik alles verdirbt, ist die vermutlich unbewußte Parteilichkeit. Im Spiel seiner näheren Freunde, Beck's z. B. und des Fräulein Baumann, sieht er nur das Gute und findet dafür öfters einen überschwänglichen Ausdruck. Unter den Uebrigen aber ist selbst der erste Held, Bök, dessen hinreißendes Feuer und sichere Theater-Routine weit und breit bekannt war, nicht vor scharfen Tadel geschützt, und vom ersten Komiker Beil heißt es in der Beurteilung von „Kabale und Liebe" kalt genug: „Er erfüllte die launige Rolle des Musikers, so viel er wenigstens davon auswendig wußte." — Die Aufnahme des

Schiller'schen Artikels war denn auch von der Art, daß dem Dichter der Aufenthalt in Mannheim dadurch völlig verleidet wurde. Sein Brief an Dalberg vom 19. März 1785 gibt davon Kunde."

Wie gesagt, das Schriftlein enthält allerlei Interessantes für den Literatur- und Kunstfreund. M. G. Conrad.

Im heraufdämmernden heiligen römischen Reich preußisch-deutscher Nation feiern die Lügenbeutel täglich wüstere Orgien. Die Wahrhaftigkeit sinkt immer tiefer im Preise. Sie ist eine gefährliche Ware geworden. Besonders die vielbeliebten Jubiläumsfeierlichkeiten geben unsern Byzantinern und andern gesegneten Ehrenmännern erwünschte Veranlassung zu lügen, daß sich die Balken biegen. Die Wahrheitsfreunde und ihre mannhaften Zeugnisse muß man schon mit der Laterne suchen — am hellen Tage dürfen sie sich kaum mehr hervorwagen. Sie verdienten ja auch als unverbesserliche Spielverderber und Freudenstörer von den seligen Jubelfestschwelgern am ersten besten Laternenpfahl aufgeknüpft zu werden. Die Wahrheit! Ach du lieber Himmel, kann man sich auch etwas Unpassenderes und Unzeitgemäßeres denken? Da sehe man sich einmal — ganz heimlich und verschwiegen natürlich — die kleine Schrift von Xanthippus an: „Berlin und Lessing. Friedrich der Große und die deutsche Literatur." (München und Leipzig, Otto Heinrich). Strotzen diese Blätter nicht von frechster Ehrlichkeit und skandalösester Wahrhaftigkeit? Kann ein guter, auf reichsbürgerliche Heuchelei und Aufschneiderei dressierter Berliner so Etwas ohne „sittliche" Entrüstung hinnehmen? Wir werden nächstens eine kleine Probe bringen. O Xanthippus! Ignotus.

Lebens- und Weltfragen. Philosophische Essais von Bernhard Münz. Wien, Konegen.

In einer kleinen Broschüre (6 Bogen Oktav) werden große Lebens- und Weltfragen behandelt: Der grundlose Optimismus, der Mysanthrop ein leeres Wahngebilde, die Lösbarkeit der ethischen Probleme, die Willensfreiheit, Idealismus oder Materialismus? u. n. a. Das ist zuviel auf einmal. Wer in philosophischen Fragen überzeugen will, der darf nicht kurzweg Behauptung gegen Behauptung stellen, sondern muß weit ausholen und tief eindringen. Der Verfasser sollte auch den Ansichten anderer mehr Gerechtigkeit zuteil werden lassen und in der Wahl des Ausdrucks mehr Rücksicht auf einen größeren Lesekreis nehmen. H. Roller.

Die deutsche Volksschule in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Dargestellt von A. Reichenbach. Cöthen, Paul Schettlers Verlag. Ein prächtiges Büchlein, das verdient, aus der breiten Flut der pädagogischen Literatur herausgehoben und gewissenhaft gewürdigt zu werden. Es zerstört Irrtümer, verbreitet Licht. An der Hand der Geschichte wird die Behauptung volksbildungsfeindlicher Kleriker, die moderne Volksschule sei eine Schöpfung — „Tochter" — und somit auch Eigentum, Herrschaftsgebiet — „Filiale" — der Kirche, als grundfalsch schlagend und unwiderlegbar zurückgewiesen. Nicht vom Geiste der Hierarchie, sondern vom Geiste des Humanismus sei die Volksschule gezeugt, nicht Mönche und Pfaffen waren die Geburtshelfer und Paten, sondern die edelsten Geisteshelden, voran die Großmeister der Jugenderziehung: Pestalozzi, Diesterweg, Fröbel. Im Ferneren stellt R. die Vorzüge und Mängel der deutschen Volksschule der Gegenwart dar und entwirft dann im dritten und letzten Abschnitt eine treffliche Skizze über ihre Gestaltung in der Zukunft — „im Geiste Fröbels." Klar und wahr, bündig und überzeugend sind die Ausführungen des Verfassers. Wir wünschen diesem „Beitrag zur allgemeinen Aufklärung" aufmerksame Beachtung und weiteste Verbreitung, denn er kommt aus einem tapferen Kopfe und warmen Herzen. Reichenbachs „Volksschule" ist eine hochverdienstliche Leistung; der Dank aller Lehrer und Schulfreunde ist ihm dafür sicher. Junker.

Der Arbeits-Unterricht in der Volksschule von Georgens. Mit einem internationalen Formenschatz. In zwanglos erscheinenden Heften. Berlin.

Max Mittags Verlag. Von den meisten Menschen kann man sagen: Sie haben Augen und sehen nicht, sie haben Ohren und hören nicht, sie haben Hände und können nichts — trotz guter und bester Schulzeugnisse. Die Dozierschule mit ihrem ausschließlichen Wissensunterricht und ihrer oberflächlichen Auffassung und Anwendung des pestalozzischen Anschauungsprinzips kommt weder dem kindlichen Bedürfnis und Vermögen entgegen, noch trägt sie der Lebensforderung, zum Wissen das Können, die That, gebührend Rechnung, ist also in ihrer Einseitigkeit natur- und kulturwidrig. Georgens und mit ihm — manche Pädagogen kämpfen im Geiste des genialen und bestgehaßten Fröbel für die Hebung dieses Uebels und fordern die organische Verbindung des theoretischen Wissensunterrichts mit dem bildenden — nicht handwerksmäßigen — Arbeitsunterricht als eine sozial-pädagogische Notwendigkeit. Im vorliegenden ersten Heft des auf 20 Nummern berechneten Werkes bietet Georgens eine fachmännische Würdigung dieser Frage, wobei er die volkspädagogischen Fortschrittsversuche scharf kritisiert, seine Grundsätze entwickelt, Methode und Lehrplan erörtert und so auch die Durchführbarkeit seiner Forderungen beweist. Dem Streben, das Erziehungs- und Heilmittel „Arbeit“ in den Dienst der Jugend- und Volksbildung zu stellen, besten Erfolg! Junker.

Zuschrift aus dem Leserkreis.

Entgegnung.

Im Juliheft der „Gesellschaft“ veröffentlicht ein Herr Friedrich Ramhorst aus Berlin eine Kritik meines „Gudrun“-Artikels im Jahrgang 1885 der „Gartenlaube“, worin mir vorgeworfen wird, „in schamloser Weise“ Wilhelm Scherer's Geschichte der deutschen Literatur „ausgeschrieben“ zu haben. Um seiner Behauptung den Schein der Berechtigung zu geben, stellt Herr Ramhorst einige Sätze aus Scherers Literaturgeschichte und aus meinem Artikel einander gegenüber und verweist auf die Aehnlichkeit des Wortlautes. Dabei ist er naiv genug, dort, wo diese Aehnlichkeit nicht hinreichend frappierend erscheint, durch ergänzende Einschiebsel nachzuhelfen. Ich verliere über diese Art der Kritik weiter kein Wort: Jeder, der meine kleine Skizze mit der Abhandlung Scherers vergleicht, wird finden, daß beides durchaus verschiedene Arbeiten sind; Jeder auch, der unparteiisch die von Herrn Ramhorst angeführten Sätze ihrem Inhalt nach vergleicht, muß herausfinden, daß die ganze Aehnlichkeit zwischen denselben oft nur auf dem einen oder anderen sowohl von Scherer als von mir benützten Worte beruht, (wie z. B. in der von Herrn Ramhorst zweckdienlich ergänzten 4. Parallele in den beiden gemeinsamen Ausdrücken „Kürze“ und „Aufmerksamkeit“). Wirklich ähnlich ist nur die Charakteristik Horand's, „des deutschen Orpheus“; daß aber Herr Ramhorst diese beiden Sätze einander gegenüberstellt, ist der beste Beweis für das glänzende Wissen dieses „Kritikers“ und für die große Gewissenhaftigkeit, mit welcher er hier entrüstet einem „schamlosen Ausschreiber“ zu Leibe geht — ist die beste Legitimation, wie sehr Herr Ramhorst zum gründlichen und gediegenen Kritiker berufen scheint. Es klingt fast unglaublich, ist aber bedauerlicher Weise doch wahr, daß der Kritiker Ramhorst das Gudrunlied — gar nicht kennt, daß derselbe „Kritiker“ es nicht einmal für der Mühe wert gehalten hat, das von mir besprochene Buch auch nur flüchtig durchzusehen! Denn wäre er mit dem Gudrunliede nicht blos aus Scherer bekannt, so müßte er wissen, daß sein Gewährsmann den Sänger Horand charakterisiert mit den Worten des Liedes; hätte er Engelmann's Gudrunlied nur flüchtig angesehen, so müßte er die Erkenntnis gewonnen haben, daß ich mich ebenfalls zur Charakteristik Horands der Worte des Liedes bediene und zwar naturgemäß der Worte der Engelmann'schen Neudichtung. Ich gebe den Beweis, indem ich Scherers Charakteristik mit derjenigen der Engelmann'schen Dichtung und der von mir gegebenen zusammenstelle:

Scherer:	Engelmann:	Theden:
... wenn er singt, schweigen die Vögel, die Thiere im Walde hören zu fressen, das Gewürm im Grase zu kriechen, die Fische zu schwimmen auf; es horcht alle Kreatur.	Es schwiegen alle Vöglein Bei seinem süßen Sang ... Die Thiere in dem Walde Die Weide ließen stehn, Und das Gewürm im Grase Stand still bei dem Getön. Des Stromes flinke Fische, Die lauschten in der Fluth u. s. w.	... wenn er singt, schweigen die Vögel, die Thiere im Walde lassen die Weide, das Gewürm im Grase hört auf zu kriechen, des Stromes flinke Fische lauschen in der Fluth.

Ein Kritiker, welcher in dieser Weise vorgeht, ist genügend gerichtet, und jede weitere Vertheidigung ihm gegenüber erscheint unnütz. Ich habe eine Reihe der bedeutendsten Literarhistoriker und auch Scherer vor dem Niederschreiben meines Artikels gelesen; sind mir einzelne Wendungen des letzteren im Gedächtnisse geblieben, so bedaure ich das durchaus nicht, da es nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht eines gewissenhaften Kritikers ist, die Resultate der Forschung bedeutender Männer heranzuziehen. Ist es Herrn Ramhorst ein Gräuel, daß ich hierbei meine Selbständigkeit gewahrt und nicht einmal gewagt habe, das wichtigste in der Ansicht des berühmten Literarhistorikers, „die Ueberordnung des Gudrun über das Nibelungenlied zu akzeptieren", so ist mir das höchst gleichgültig. Protestieren muß ich aber dagegen, daß der Unwissenheit das Recht zustehen sollte, ehrliches Streben zu verdächtigen. Oder liegt hier mehr vor, als Unwissenheit? Fast könnte es so scheinen, da Herr Ramhorst nicht nur in gehässigen Angriffen gegen mich glänzt, sondern zugleich auch hämische Seitenblicke auf das Blatt wirft, das meinen Artikel gebracht hat.

Leipzig. Dietrich Theden.

Kunst-Notizen.

Die Ernennung des Malers Fritz August von Kaulbach (geboren 2. Juni 1850 in Hannover) zum Direktor der Münchener Kunstakademie hat in allen Kreisen, wo man nicht ausschließlich für bajuvarische Joppen, krachlederne Hosen und historische Komödien-Malerei schwärmt, Beifall gefunden. Ein feiner, geistvoller Kopf, ein schneidiger Zeichner und koloristischer Virtuos, wird er sich auch mit den Sorgen und Herrlichkeiten eines Akademiedirektors talentvoll abfinden.

Im Münchener Hoftheater hat in der letzten Septemberwoche eine künstlerisch wie finanziell sehr erfolgreiche Aufführung des Wagner'schen Nibelungenrings stattgefunden. Fast gleichzeitig wurde der ganze Cyklus zum erstenmale vom Dresdener Hoftheater gegeben. Wenn auch die Dresdener Besetzung in ihrer Gesammtheit noch nicht an die Münchener hinanreicht, so ließen doch die fachmännischen Berichte (insonderheit die von O. Leßmann und Felix Weingartner) erkennen, daß München in der Wagnerkunst an Dresden bald einen nicht zu unterschätzenden Rivalen finden wird. Eine gewisse Presse hat anläßlich der bayerischen Königskatastrophe nicht genug von dem „bösen Dämon" Ludwigs II. d. i. von dem größten Kunstgenie unseres Jahrhunderts, von Richard Wagner, zu deklamieren gewußt und die absurde Forderung gestellt, der Wagnerei in München ein Ende zu machen oder sie wenigstens auf's Aeußerste einzuschränken. Diese fanatischen Kunstplebejer, denen eine Erscheinung wie Wagner natürlich über den Horizont geht, scheinen keine Ahnung davon zu haben, daß der Weltruhm der Münchener Bühne zwar mit Wagners Kunst innigst verwachsen, daß aber trotzdem unser Opernrepertoir weit davon entfernt ist, ein einseitiges oder gar exklusiv zukünftlerisches zu sein. So zeigt z. B. die Theaterstatistik, daß 1884 unter 28 Komponisten Wagner nur mit 21 Aufführungen vertreten war, die sich auf zehn Werken verteilten, während der vielberufene Neßler 1885 mit einem einzigen

Werk 19 Aufführungen erlebte. Nicht die Zahl der Aufführungen, sondern die überwältigende Bedeutung der Wagner'schen Werke ist es, was der Münchener Musikbühne die gewisse wagneristische Färbung verlieh. Daraus der Intendanz einen Vorwurf machen zu wollen, ist geradezu sinnlos. Die Intendanz wäre im Gegenteil anzuspornen, die neudeutsche Richtung noch nachdrücklicher zu pflegen, um der Kunststadt München den hohen Rang auch in musikdramatischer Richtung gegenüber dem kühnen Wettbewerb anderer Städte bestens zu sichern.

München hat einen Reiz mehr für die einheimischen und fremden Kunstfreunde gewonnen: Die Bühnenstücke, welche in ebenso stilvoller wie verschwenderischer Pracht ausschließlich für Ludwig II. Separatvorstellungen gegeben wurden, sollen jetzt der Reihe nach dem Repertoire einverleibt werden. Der Anfang wurde bereits mit „Theodora" in überaus glücklicher Weise gemacht. Für die Titelrolle mußte eine der ersten Schauspielerinnen Deutschlands, Frau Claar-Delia aus Frankfurt a. M., die mit großem Erfolge bereits vor dem Könige spielte, beigezogen werden, da hier eine geeignete Vertreterin — trotz unseres von den Knausern so viel angefochtenen „großen" Personals! — nicht zu finden war.

Die Königskatastrophe fährt noch immer fort, unsere Zeichner und Maler zu inspirieren. O gute Herren, wie lange noch? Ein fein gedachtes und edel komponiertes Werk (dessen idealistische Hypersentimentalität uns allerdings stark gegen den Geschmack geht) hat Adolf Pichler in seinem Bilde „Bavarias Trost" geliefert. Die hehre Gestalt der Schwanthaler'schen Bavaria sitzt in tiefster Trauer am Sockel des verlassenen Postaments, während ihr ein Genius mit der bekannten engelhaften Beflissenheit Trost zuspricht und den unglücklichen König in himmlischer Verklärung zeigt. — Anton Zilser, ein junger talentvoller Ungar, hat sich als kraftvoller Kolorist den „König auf dem Paradebett", von der Empore der alten Hofkapelle aus gesehen, zum Vorwurf genommen. Dieses interessante Werk wird gleichzeitig mit einem gelungenen Bildnis des Königs (Kniestück, Starnberger See und Schloß Berg als Mittel- und Hintergrund) in den größeren deutschen Städten zur Schau gestellt werden und hat bereits die Wanderung angetreten. Indem wir dem begabten und resoluten Künstler den besten Erfolg verheißen, wünschen wir, daß unsere nächste Begegnung ein weniger tragisches Motiv habe. Wir schließen hiemit definitiv die Serie der Katastrophenbilder.

Zur Nachricht.

Aus Versehen wurde am Schlusse der Erzählung „Eine sonderbare Geschichte" (S. 144) folgender Satz weggelassen:

Also träumte im hitzigsten Examenfieber der phantasievolle cand. med. Heinrich Lerch seinen blutigen Traum.

Das nächste Heft wird neben hochinteressanten Beiträgen literarischen und sozialpolitischen Inhalts eine südslavische Zigeunergeschichte von überraschendster Originalität bringen aus der Feder der genialen Mara Cop-Lenger Marlet. D. R.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, k. b. Hofbuchhändler. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), sämtliche in München.

Die Gesellschaft.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. Oktober 1886. 2. Band 4. Heft.

Goldjana.

Eine südslavische Zigeunergeschichte

von

(Nachdruck verboten.)

Mara Cop-Lenger Marlet.

Vorbemerkung der Redaktion.

Die Verfasserin schließt in den Rahmen dieser Novelle ein unsres Wissens von keinem Ethnographen noch benütztes wertvolles Material über das Wesen und die angebliche Mission der Zigeuner mit ein. Die Verfasserin hat dieses Material teils selbst in den Zelten slavischer Zigeuner gesammelt, teils wurden ihr diese interessanten Enthüllungen von dem berühmten Sammler südslavischer Volkslieder J. H. Kuhac -- der auf seiner zehnjährigen Studienwanderung durch die südslavischen Balkanländer auch diesen braunen Fremdlingen häufig begegnete -- zur Benützung überlassen. Ein junger Zigeuner den der verdiente Forscher vom Militärdienst befreite, weihte ihn aus Dankbarkeit in die Geheimnisse seines Stammes ein. Ob Erdichtung, ob Wahrheit — selbst als echtes Mährchen aus echtem Zigeunermunde hat der Stoff unleugbaren Wert. Die Novelle enthält durchgehend Original-Aussprüche der Zigeuner.

Wir wollen uns das Vergnügen nicht versagen, bei dieser Gelegenheit unsere Leser auf die seither erschienenen Arbeiten der verehrten Verfasserin besonders aufmerksam zu machen. Außer zahlreichen feuilletonistischen und politischen Artikeln in ersten deutschen und ausländischen Zeitungen sind von ihr erschienen: Novelle „Udmanic“ in Sacher-Masochs „Auf der Höhe“, „Südslavische Frauen“ ebendaselbst, „Der Landgraf von Turopolje“ in der „Deutschen Revue“, Abhandlung „Die ungarische Gesellschaft“ in der „Deutschen Rundschau“, Novelle „Cela devrait être“ in der „Revue belgique“, Abhandlung „Le Théâtre national de la Croatie“ in der Florentiner Revue international, Novelle „le Landgrave de Turopolje“ in der Pariser Novelle Revue. Die nachfolgende Originalnovelle wird von der Verfasserin demnächst französisch bearbeitet in der Revue des Deux-Mondes erscheinen.

Und nun noch ein kurzes Wort über den Lebensgang der Verfasserin, deren Bildnis das vorliegende Heft schmückt. Frau Mara erblickte das Licht der Welt in ihrem väterlichen Palazzo am Gestade des ligurischen Meeres. Ihr Vater — damals ein glänzender junger Genie-Offizier in günstigsten Vermögensverhältnissen — war von Geburt ein Kroate, ihre Mutter eine Deutsche von anerkannter Schönheit. Ihre Ahnen sind übrigens ein seltenes Mischlingsblut: niemals haben sich zwei einer Rasse geheiratet; es kreuzten sich Italiener, Sachsen, Polen, Krainer, Engländer, Deutsche, Kroaten. Mara's Urgroßmutter väterlicherseits war aus englischem Hochadel, kam als Schützling Maria Theresias, die das Kind katholisch taufen ließ und selbst Pathenstelle übernahm, nach Oesterreich und blieb ein Liebling der großen Monarchin bis zu ihrem Lebensende. Mara's Gatte, der Brüsseler Advokat Ch. Lenger Marlet, ist ein Sohn des Arloner Senators Lenger. Er kam mit Lesseps und anderen französischen Berühmtheiten zur letzten ungarischen La desausstellung nach Budapest und machte dort durch den Grafen Zichy die Bekanntschaft seiner zukünftigen Gattin, die bereits im politischen Leben Ungarns und Kroatiens eine Rolle gespielt hatte. Herr Ch. Lenger Marlet ist ein großer Charakter, der dem Talente seiner jugendlichen Gemahlin freien Raum zu stolzer Entfaltung läßt.

Eine laue Herbstnacht sank auf das Gerduner Hochland nieder. Weißes Mondlicht floß magisch über der stillen nächtlichen Landschaft auseinander, flutete in herrlichen Lichtwellen zwischen den großen drohenden Schatten der bewaldeten Bergrücken in die feuchtkühlen Thalgründe, die mit Glanz überschüttet an den leblosen grauen Hügelwellen, die den fernen Horizont umzogen, zu stranden schienen.

Hinter den mondbeschienenen Wiesen hoben sich plötzlich die Kämme weißer spielender Wellen. Ein schneeiges, luftiges Nebelmeer wogte dort gespenstisch, uferlos umher. Immer höher hoben sich seine Wellen, immer näher gegen die mächtigen

Bergwände schienen sie zu fluten. Auf den Wiesen begannen die kleinen stehenden Wasser in unzähligen Erdlöchern und Ritzen versinkend, goldig, blitzartig aufzuleuchten. Die große rote Mondkugel aber gleitet darüber hin wie im Traum!

Zu ihren Füßen ruht jetzt von starren, ragenden, schwarzen Tannen umschlossen, ein weißer, trotziger, gewaltiger Edelhof. Ueber seinem Portal leuchtet die uralte, goldene Inschrift: „Bosiljewo." Die Söhne eines alten, vornehmen Adelsgeschlechtes, die Grafen von Nügent hausen darin. Die Mondstrahlen ziehen weiter über Tiefen und Höhen. Auf einem hochgewölbten Bergrücken steht plötzlich das Kirchlein Sveti Kriz*) von einem traurigen Garten, dem stillen Dorfkirchhof, umgeben. Hoch über dem Schatten der Erde ist es hier in die reine Lichte gelangt. Abstürzend in die Tiefe, schimmern daneben einige weiße, verödete Mauern und darüber schwebt auf dem nächsten freien Hochplateau ein einsames, freundliches Anwesen — der alte und der neue Herrenhof von Gerdun.**) Der alte Edelhof ist nur mehr eine sagenumwobene Steinruine, über die eine Riesenakazie ihre dichte, stolze Blätterkrone breitet. Der viereckige Steinbau ist ohne Dach. Der Himmel und die Sterne decken ihn mit ihrer unendlichen Pracht. Grüne, kräftige Sträucher neigen sich über den zerbröckelnden Mauerrand, ragen gegen Himmel oder lugen aus den Fenstern, in die jetzt das Mondlicht eindringt. Vor der verödeten Steinruine liegt ein Teich, in dem sich die Mauern zauberisch spiegeln. Seine Wasser sind todt — todt wie der alte morsche Edelhof.

Auch das kleine Anwesen auf der freien Anhöhe, der sogenannte „neue Herrenhof", den die frühern stolzen Besitzer als Forsthaus benützten, ist schon halb verfallen. Von den beiden Schornsteinen brach der Wind zackige Kanten heraus. Lose Ziegel liegen um ihren Rand. Das Dach selbst ist, wie der Mondglanz darüber hingleitet, weder eben noch einförmig. Eine Musterkarte der Eindeckungsarten aller Völker aller Zonen scheint dort aufzuliegen. Es ist der bunte Mosaik langer Zeiten. Neue rote Ziegel, faulendes Stroh, graue Schindeln, alte verwitterte Ziegel und schließlich eine Lage weiches, tiefgrünes Moos in regellosen Feldern aneinander gereiht. Das Häuschen selbst ist ein langgestreckter, ebenerdiger Bau. Aus der Vorderseite springt ein kleiner Flügel-Anbau hervor. Sein Inneres ist ein einziger, kohlschwarzer Raum, eine rußige Hexenküche, wo über einem mächtigen, verlöschenden Gluthaufen zwei große Eisenkessel hängen. Um dieses offene Feuer lagern einige magere, aber edle Brakirhunde; und der Rauch zieht gespenstisch heraus und über die wenigen Stufen, die seltsam genug verkehrt eingefügt sind, so daß sie das auf- und niedersteigen künstlich erschweren müssen, zur Eingangsthüre des Herrenhofes empor. In den langen Jahren, die der Rauch schon zwanglos diesen Weg nimmt, ist es ihm gelungen, zwei große schwarze Rußflecken wie ein Wappen über den Thürstock zu malen. Vor dem Hause liegen mächtige Holzstämme, sorglos zurückgelassenes Werkzeug, und der Gubno***) dehnt sich wie ein runder, verlockender, reingefegter Tanzplatz im Mondlicht aus. Weiter zur Rechten auf einer anderen Hügelkette schlummert das Dörfchen Goliveh. Es ist märchenhaft verwandelt. Die ärmlichen Häuschen gleichen braunen aufgedunsenen tief in den Grund gesunkenen Schwämmen. Ein großes schwarzes Segel ist über die vom Schatten getroffene Seite ausgespannt; die andere hat der Mond mit einer goldschimmernden Tapete angeworfen Ein dichtes, hohes, wirres Gestrüpp umschließt unweit davon eine verborgene, runde Waldblöße. Es ist ein Zigeunerlager, die bewegliche Heimstätte des flüchtigen, braunen Sohnes der Haide, das sich hier verbirgt. Die braunen Gesellen haben nur wenige Catori†) aufgeschlagen. Auf zwei hintereinander in die Erde gesteckten Stäben, die ein dritter, horizontal darüber gelegt, verbindet, hängt die durchlöcherte Sackleinwand, zu beiden Seiten an drei kurze, aus dem Boden ragende Holzpfähle gespannt. Dieses leichte, dürftige

*) Heiliges Kreuz.
**) Die Lokalnamen sind mitunter absichtlich verändert.
***) Tretplatz.
†) Zelte (slavisch).

Dach ist entweder vorgezogen oder in malerischen Falten zurückgelegt, je nachdem die Zigeuner die klaren Lichter des Mondes abwehren oder eindringen lassen wollen, und darunter liegen sie auf spärlichem Stroh und wenigen bunten Lumpen, die ruhelosen Flüchtlinge des großen Romvolkes! Die Zigeuner schliefen Männer und Weiber völlig angekleidet. Nur die Hände und Füße Aller, und die hageren braunen Brüste der Frauen, über die ihre wirren schwarzen Zöpfe niederfallen, waren entblößt. Hie und da drückten sie auch ein nacktes Kind an ihre Brust. Der Mond stört den Schlaf der braunen Parias nicht. Langsam zieht er vorüber. Friede sei Gott in den Höhen und den Menschen auf Erden!

Aus dem Zigeunerlager führt ein kleiner Steig eng und steil über den nächsten Bergrücken, sinkt in die Thalschlucht und windet sich jenseits wieder empor, wie ein goldener Bach, der endlich in einen plötzlich vortretenden, unübersehbaren Schatten verläuft. Der Hochwald breitet sich dort in seiner lichtlosen, stolzen Majestät über unzählige Bergrücken aus, ein grenzenloses dunkles Kronenmeer, das der fernen Grenze des Horizontes nahe kommt.

Allmählich wird es im Osten heller und heller. Das weiße Nebelmeer flutet wieder zurück in die weitgeöffneten Arme der Ebene. Ueberall fliehen die Dünste, die Nebel das ganze gespenstische Schattenreich. Wie graue Spinnengewebe zerflattern die Wolken am Himmel. Immer tiefer, drohender hängen sie nieder. Sie gleichen jetzt grauen gewaltigen Ballen, die bleischwer auf allen Gipfeln ruhen und den Himmel mit einem majestätischen Eisengürtel umspannen. Noch einen Augenblick! Dann ändert sich das Bild in überraschender Großartigkeit.

Weiße, reine Eisgletscher mit von der Sonne vergoldeten Spitzen umfließen plötzlich den Horizont. Die Landschaft kleidet sich in kräftigere bunte Farbentöne. Schwarze Erdhügel, braune, geackerte Felder, in denen die mit Wasserstreifen gefüllten Furchen wie zahllose Silberfäden aufleuchten, grüne Wiesen, halbentlaubte graue Wälder, einen goldbraunen rauschenden Blätterteppich zu ihren Füßen, steigen die Bergrücken nieder. Auch der Thalgrund wandelt sich langsam. Die stehenden Wasser sehen jetzt trübe und schlammig aus. Einzelne Baumgestalten spiegeln sich verschwommen auf ihrem Grunde. Grüngelber Schlamm spannt sich wie eine weiche Sammtmatte über einen Sumpf. Silbergraues Schilfgras, das Greisenhaar der Natur, bedeckt matt niederhängend ganze Hügelwände. Und mit einemmale fliegt ein rosiger Schimmer wie ein Lächeln über den weiten Himmel!

Der Sage nach hat jetzt die Vila, die schöne goldhaarige Halbgöttin der Südslaven, ihre nächtliche Wanderung beendet.

Der erste Bauer, der an einem solchen Morgen im slavischen Süden vor sein Gehöft tritt, sieht mit neugierigem Aberglauben zur Sonne empor. Er würde den Fremden innerlich verlachen, der ihm weiß machen wollte, der Mond hätte in der verflossenen Nacht solch zauberhaften Spuk getrieben. „Herr, Ihr irrt, lautet seine gemessene Antwort, es war nicht der Mond, es war die Vila, die schöne Halbggöttin der Südslaven, die in solchen Zaubernächten über Höhen und Tiefen wandelt. Es war ihr weißes Gewand und ihr goldenes Haar, das sie frei über den Rücken niederwallen läßt, was ihr durch Wälder und Thäler schimmern sahst. Am Morgen aber flieht sie wieder empor zum Himmel, wo sie sich auf einer lichten Wolke bettet, und wenn sie dort oben ihr herrliches Haar auseinander breitet, fallen die Sonnenstrahlen nieder auf die Welt.“

* * *

Auf einem Wegstein der staubigen Landstraße, die von dem Dörfchen Goliveh gegen das Gerduner Herrenhaus ansteigt, saß an einem warmen Herbstmorgen ein kleines Zigeunermädchen. Das Kind mochte ungefähr sechs Jahre alt sein und war trotz seiner Verwilderung auffallend schön. Es trug nichts, als ein kurzes, rotes Röckchen mit aufgerissenen Falten und ein gelbliches Hemdchen aus groben Linnen. Die zierliche, geschmeidige Gestalt zuckte ordentlich vor lauter innerer heißblütiger Lebenslust und die kleinen braunen Füße wirbelten den Straßenstaub ungeduldig

auf. Die Dorfkinder mit ihren plumpen, gegen den hübschen Fremdling fast blöden Gesichtern, sammelten sich neugierig um die kleine braune Landstreicherin.

„Goldjana, seit wann seid Ihr wieder da?“ fragten sie im Chor. Die kleine Zigeunerin deutete zur Sonne empor.

„Seit die Kani*) gestern dort oben erlosch.“

„Wo ist Euer Lager?“

„Dort gleich hinter dem Dorfe haben die Sinti**) zwei Ker's***) aufgeschlagen.“

Ein größerer Junge trat jetzt als Sprecher vor. Es war der Sohn eines Halbbauern†) und daher besser gekleidet und aufgeblasener als die Uebrigen. Seine breite Leinenhose und das mit rothen Stichen ausgenäthe grobe Hemd waren reinlich.

Außerdem trug er noch ein ärmelloses, blaues, verschnürtes Tuchleibchen mit runden Silberknöpfen.

„Seid Ihr viel herumgekommen diesmal? fragte er gewichtig ausspeiend und weißt Du was Neues zu erzählen — so — Gespenstergeschichten oder — dergleichen?“

Die kleine Zigeunerin wiegte den Kopf hin und her, womit sie andeuten wollte, daß Sie gar Manches wüßte, was sich aber nicht so ohne weiteres erzählen ließe. Die Bauernkinder drängten neugierig näher.

„Erzähle, erzähle . . . .“

„Was bekomme ich dafür?“

„Aepfel.“

„Wie viele?“

Von Jedem einen, macht — zählte der große Junge rasch die kleine Zuhörerschaft — Zehn.“

„Wir sind aber vierzehn im Lager mein schöner Janko“— — —

„Also von mir noch vier — nun mache aber, Du Hundsblut!“

Die kleine Godjana schüttelte lachend ihre wirren, schwarzen Zöpfe, über die der Sonnenglanz spielend irrte, und begann dann geheimnißvoll zu flüstern:

„Einmal, es war im Hochsommer und so heiß, so heiß! rasteten wir in dem Dörfchen Cernec. Das ist Euch ein seltsamer Ort, wo ein mächtiges Wasser geheimnisvoll vorüberrauscht.“ Die kleine Zigeunerin hielt inne und blickte scheu um sich. In ihren dunkeln Augen leuchteten jetzt die Irrlichter einer ausschweifenden glühenden Phantasie. Die Bauernkinder glotzten sie an und warteten athemlos. Mit der ganzen Schlauheit ihres Stammes brach sie die Erzählung jetzt plötzlich ab.

„Aber das Gra ††), mein armes hungriges Gra, das den schweren Karren zieht, wollt Ihr mir nichts für ihn geben?“

„Nein, Du hast genug.“

„Aber das Gra ißt ja keine Aepfel, meine schönen, lieben Kinder! nur ein wenig — nur ganz wenig Heu — seht so — eine Hand voll! schloß sie, die kleine Hand zur Faust zusammenballend.

„Weiter, Du Nichtsnutz“ schrie sie der Janko an.

Die braune Kleine zuckte zusammen und fuhr mit einem klagenden Seufzer fort: „Ganz nahe also bei diesem Orte sind große Sümpfe. Da tanzen in der Nacht die Sterne und weiße Gespenster fangen sie in ihren Händen. Unter diesen Sümpfen liegt nämlich eine wunderschöne, langversunkene Stadt. Wenn man sich zu Mittag hinwirft und das Ohr an die Erde anlegt, hört man die Glocken ganz deutlich heraufläuten.†††) Einst werden die Wellen des Meeres diese Stadt noch einmal an die Oberfläche der Erde tragen.

---

*) Sonne (zig.)

**) Zigeunerische Selbstbezeichnung.

***) Zelte. (zig.)

†) Halbbefreite Unterthanen der Feudalzeit.

††) Pferd. (zig.)

†††) So behaupten die Bauern im Dorfe Cernec an der Save. Die Stadt soll römisch gewesen sein.

Dann wird sich auch eine weiße Frau, die dort unten in einem Steingrab schläft, mit einer Krone auf dem goldenen Haar erheben, und wohin ihr ausgestreckter Arm weisen wird, nach Westen oder Osten, von daher wird die große Zukunft Eures Volkes tagen! —"

Das zeternde Geschrei einer weiblichen Stimme und das wilde Fluchen eines Mannes unterbrach jetzt das Geflüster der kleinen Sybille.

Die Kinder stoben auseinander um zu sehen, was es denn gäbe. Nur der Janko schirmte sich gleichmütig die Augen und blickte zu einem Hügelrücken auf, der über ihnen schwebte. Ein Bauer und eine Bäuerin schritten dort im vollen Sonnenlicht zwischen den geackerten Furchen auf und nieder. „Das sind Deine Eltern, Magda" sprach er zu einem kleinen Mädchen, das in einem gelben Kopftuch und roter Schürze schüchtern neben ihm stand. „Sie werden sich prügeln!" hauchte Goldjana ängstlich.

„Wie dumm!" entgegnete Janko, die Achseln mitleidig zuckend, „sie säen ja nur Rüben, dabei muß man zanken, sonst werden sie nicht dick!*)

Ein alter brauner Zigeuner kam jetzt in schleppendem Gange durch das Dorf. Er war ganz in weißes Linnen gekleidet, nur auf dem Kopfe trug er einen kleinen schwarzen runden Hut mit einer Silberschnalle. In den Händen hielt er ein Stück weißes Blech und einige Nägel. Die Bauern, die ihm begegneten, grüßten ihn wie einen alten Bekannten. Es waren immer dieselben Zigeuner, die im Frühjahr oder Herbst in die Nähe des Dorfes zu lagern kamen. Sie wußten auch, daß der braune Zeltbewohner jetzt seine Schmiedearbeit in den Gerduner Herrenhof anbieten ging.

„Komm Tschabo"**) rief er die Goldjana an.

Das Kind beeilte sich nicht sonderlich. Langsam glitt sie von dem Stein herab und schoß dann plötzlich wie ein Pfeil an ihm vorüber und den steilen Berg hinan. Der Zigeuner folgte ihr gleichmütig. Sie verließen jetzt die Dorfstraße und schritten durch einen niederen Bogengang aus hochgewölbtem grünen Buschwerk, an dessen Ende sich eine kleine mit Sonnengold gefüllte Oeffnung zeigte. Das Kind bückte sich nach den leuchtenden Punkten, mit denen der staubgraue Boden überstreut war, die hier erloschen und weiter wieder aufschimmerten, den Weg der großen Sonnenkönigin bezeichnend; es haschte die vielen im Lufthauch wirbelnden Blätter, kauerte sich nieder und flog von Neuem blitzschnell voran. Sie kamen endlich an dem alten Herrenhof vorüber. Goldjana schlüpfte hinein und lief die Stufen neugierig empor. Auch der Zigeuner trat ein und blickte lüstern auf eine der schweren, niederhängenden eisernen Schließen, die einst das Stockwerk trugen und an der er zu rütteln begann. Stürzendes Gestein und wirbelnde Staubwolken ließen ihn sein Vorhaben aufgeben. Schweigend setzten sie ihre Wanderung fort. Vor ihnen auf einem mächtigen Bergkegel lag jetzt der neue Herrenhof von Gerdun. Die Hunde schoßen ihnen mit wütendem Gebell entgegen. Der Zigeuner beschwichtigte sie mit allerlei Schmeichelnamen und die Kleine lief furchtlos mitten durch. Auf den Lärm trat eine kleine, aber nicht energielose Frauengestalt in einem schwarzen Kleide und einem grünen abgetragenen Plüschmantel um die Schultern, auf den oberen Treppenabsatz. Man sah es dem aufmerksamen Blick an, mit dem ihre Augen unter den finster zusammengezogenen Brauen von Zeit zu Zeit nach dem Gubno hinüberschweiften, wo einige Knechte Korn in Säcke überleerten, daß sie das Befehlen gewohnt war und hier alles mit Gebietermiene überwachte. Es war die Gutsherrin von Gerdun oder die Fraila***) wie das Volk sie nannte.

Der Zigeuner zog demütig den Hut ab und ließ sich erschöpft auf die unterste Treppenstufe nieder.

„Grüß Gott, Mijo Hudorovic, wie geht es Dir?" fragte die Gutsfrau in gemessenem Ton.

---

*) Südslavischer Volksglaube und Sitte.
**) Kind (zig.)
***) Slovenisch altes Fräulein.

„Wie soll es einem Zigeuner gehen, schöne Herrin, immer vertrieben, immer verfolgt.“ — — —

„Das alte Lied, unterbrach ihn die Gutsfrau kurz. Eure Schuld, warum siedelt ihr euch nicht an und arbeitet ehrlich?“

„Wo sollen wir bleiben, meine schöne Herrin, wenn uns kein Fleckchen Erde gehört?“

Die Gutsfrau ließ ihre durchdringenden Blicke jetzt auf dem Zigeunermädchen haften, die zusammengekauert zu den Füßen ihres Caço*) saß.

„Wen bringst Du mir da? — Ist es die kleine Jana, die ich Dir vor einigen Jahren selbst aus der Taufe hob?“

„Gewiß, schöne Herrin, das ist sie — Goldjana nennen sie die Sinti, weil Du damals unbemerkt einige Goldstücke in seine Lumpen steckteſt, die dann, als sie die Mutter an die Brust nahm, herauskollerten. Wir glauben aber an die Zauberkraft des Goldes. Es war eine Vorbedeutung. Und so hat sie der Stamm der Melelos auch zu Besonderem ausersehen.“

„Höre Mijo — sagte die Gutsfrau nachdenklich, laß sie mir hier ein paar Jahre lang, meine ich. Ich will versuchen, sie Arbeit und Ordnung zu lehren. Dafür bekommt Ihr jedesmal zehn Pfunde Tabak, wenn Ihr bei uns lagert.“

„Soll bleiben, meine schöne, stolze Herrin — mein rotes Herzblut zwar — aber soll bleiben.“

Der alte Zigeuner versank jetzt in starres Hinbrüten. Er schob sich etwas Tabak zwischen die Zähne, den er langsam zu kauen begann.

Schwüle, heiße Ruhe lagerte sich drückend auf die ganze Gegend.

„Meine schöne Herrin,“ sagte er plötzlich, die Hände flehend faltend, sage dem stolzen, jungen Wladimir und den vielen Herrn Span's**) auf Deinem weiten Besitz, sie sollen uns hier ein paar Tage unbehelligt lassen. Sie sollen mich nicht fragen, wer ich bin, woher ich komme, wie meine Eltern heißen — wir armen Elenden wissen das nicht. Unsere Alten liegen in den Gräbern und wir wandern und vergessen — vergessen — schöne Herrin. Gott wird es Dir lohnen — — —.

Die Fraila nickte kurz und schritt dann die Stufen hinunter über den Hofraum, Alles mit scharfen Blicken musternd, hinüber auf den Gubno, wo sie sich unter die Arbeiter mengte.

„Novosel und Brozanic, rief sie zwei der Bauern an, wo sind die Werkzeuge, die ich Euch gestern zum Ausbessern Eurer Pflüge lieh? Ihr Lumpen versteht das Borgen aber das Wiederbringen nicht.“

Die Bauern stützten sich gleichmütig auf ihre Kornsäcke. „Herrin, das ist altkroatischer Brauch. Jeder soll um das Seine kommen. Will er es, so wird er kommen. Unsere und Vorväter haben es so gehalten und so auch wir.“

Die Fraila zuckte die Achseln und schritt um das Haus auf die nächsten Ackerfelder zu. Sie war schon im Rücken des Herrenhofes verschwunden, als ihre scharfe befehlende Stimme in dem Rufe wiederhalte . . . Slava — — Slava! Eine alte Magd humpelte jetzt über den Hof. Sie war ein kleines, braunes, runzeliges, bärtiges Mannweib. Barfuß in einem kurzen Leinenrock und darüber eine schwere graue Männerjacke ging sie einher. Um die rechte Schulter hing ihr ein Riemen, an den eine große Trommel befestigt war, auf der sie auf und niederschreitend kunstgerecht wirbelte. Der regelmäßige dumpfe Schall drang weit hinab in die Thalgründe und rief die Waldarbeiter zum Frühmahl herauf.

Ein kleines, blondlockiges Mädchen, welches auf den Ruf der Fraila auf der Höhe des Treppenabsatzes erschienen war, folgte ihren Bewegungen mit vor Uebermut blitzenden Augen. Sie schüttelte wie staunend ihre goldblonden Locken und brach endlich in ein helles melodisches Lachen aus. Bei dem Klange dieses Lachens wandte Goldjana den Kopf und betrachtete in sprachloser Ueberraschung die feen-

*) Väterchen (slavisch).
**) Aufseher.

hafte lichte Erscheinung der kleinen Blonden. Diese ihrerseits blickte nicht minder erstaunt in das dunkle Gesicht des Zigeunerkindes. Einen Augenblick verharrten die beiden Kinder so in fremdscheues Anstaunen versunken. Plötzlich riß sich der hübsche Blondkopf los, schoß wie ein Pfeil in den Rücken Goldjanas und faßte sie an ihren langen, schwarzen Zöpfen.

„Pferdchen geh!" rief eine helle klangvolle Kinderstimme, und die zwei reizenden Wildfänge jagten in ausgelassener Fröhlichkeit um den Hof.

„Franza, meine schöne Franza, schrie zugleich der alte Hudorovic, bemüht, die resolute Alte durch seine schmeichelnde Stimme in ihrem unermüdlichen Marsch aufzuhalten, habt Ihr nichts zu schmieden am Hof? — wollt Ihr keine Nägel — gute Nägel — schöne Nägel, oder schenkt mir wenigstens ein Stück Blech!"

Die alte Franza hörte nicht auf ihn. Plötzlich blieb sie mit einem kurzen, kräftigen Wirbel knapp vor ihm stehen.

„Willst Du Wein?„

„Gott wird es Dir lohnen, meine gute Franza! und — lieber ein Tröpfchen mehr als weniger —"

„Liebst Du ihn so sehr, alter Fuchs? fragte sie schon die Kellerstiege hinabpolternd.

„Wer, der nach dem Ebenbild Gottes geschaffen ist, liebt ihn nicht, schöne Franza!"

Die Alte kam zurück und stellte sich, eine mächtige Flasche im Arm, wieder vor ihn hin. Umsonst kniff der Zigeuner die Augen lüstern zusammen, er mußte es sich gefallen lassen, erst ein peinliches Verhör zu bestehen.

„Seid Ihr Christen?"

„Gewiß, meine schöne Franza, gewiß. Wir sind alle Christen. Einige heiraten in der Kirche, andere nicht. Wo wir gerade sterben, finden wir unser Grab. Der nächstgelegene Friedhof nimmt uns auf. Der Zigeuner ruht lieber im Wald begraben, aber die Behörden! — und dann der Glaube, natürlich der Glaube, meine gute Franza! Siehst Du die kleine Kirche Sveti Kriz dort auf dem Berge? Als vor vielen Jahren der Blitz in den Turm einschlug und sie zerstörte, war es einer meiner Ahnen, ein stolzer Zigeunerfürst, welcher Gold in Menge besaß, der neue Dukaten für die neue Glocke gab, dieselbe, die jetzt zu uns herüberläutet.",

Die alte Franza war beschwichtigt. Sie gab ihm die Flasche die der Zigeuner zu einem langen durstigen Zug ansetzte. Dann beschirmte sie ihre Augen mit der Hand gegen das blendende Sonnenlicht und folgte den Kindern mit den Blicken, die früher den fröhlichen Lärm verursacht hatten. Die kleine Blonde entfernte sich eben, immer wie toll laufend, gegen die sich weithindehnenden Wiesen, und Goldjana kehrte eingeschüchtert zu ihrem Platz auf der untersten Treppenstufe zurück. Der Zigeuner schien das Entweichen der Kleinen gar nicht gewahrt zu haben. Gleichmütig nahm er seine Unterhaltung mit der alten Franza wieder auf.

„Nun und wie steht es sonst bei Euch am Herrenhof?"

„Immer gleich, alter Hudurovic, die Fraila befehligt die Halbbauern, die Unterthanen und Knechte, Alles nach der Schnur. Ihr Lächeln ist so selten, wie der Sonnenschein in der Dubrava!*) Sie kann die alten Zeiten nicht vergessen, wo fast jedes Schloß im Umkreis ihr gehörte. Sie ist eine Edle von Tomic und ihr Vater hat Glanztage da unten erlebt. Man sagt, sie habe einen Grafen Draskowic geliebt, und weil er ihr untreu wurde, blieb sie einsam und ledig ihr lebenlang. Darum nennt man sie im Volk auch die Fraila!"

Der Zigeuner schüttelte nachdenklich den Kopf: „Aber meine schöne Franza, sie steht ja nicht allein! — sie hat ja ein schönes, ein goldenes Kind — die kleine Slava — eine Waise, ihre Großnichte glaube ich —!"

„Jawohl, bestätigte die Alte mit einem Anflug von Zärtlichkeit, der ihren harten, verwitterten, männlichen Zügen einen fast komischen Ausdruck verlieh — ein

*) Hochwald.

Goldkind und fröhlich! — wie ein Vogel, ein Sonnenstrahl, das ist sie — —!"

„Und der junge Gebieter — der Wladimir?" fuhr der Zigeuner neugierig fort.

„O der! — die alte Franza hob drohend die Faust, das ist Dir aus einem Jungen ein großer Herr geworden. So ein blutarmer Verwandter der Fraila! Wenn ich sage die Wägen heraus, befiehlt er die Wägen hinein, wenn ich den Robot-Bauern sage — ihr geht in den Wald, sagt er, ihr fahrt auf die Felder und alle Unterthanen gehorchen ihm, als ob er das Wort Gottes im Munde führen würde. Der Blitz soll ihn erschlagen, wenn es Ave Maria läutet!"

„Aber schöne Franza, Du warst ihm doch früher gut?"

„Ja früher, schrie die Alte in wütende Thränen ausbrechend, aber weißt Du auch was er mir angethan hat? Hier auf dieser Stelle stand ich einmal, fuhr sie, die Trommelschlägel feierlich kreuzend, fort, und wetterte hinter der Fraila, wie es auf jedem ordentlichen Vlastela*) Not thut, ungefähr ein Stündchen auf die Unterthanen. Auf einmal ging der Herr Wladimir über den Hof „hör auf, Cholera" rief er mir zu und dabei lachte er, daß seine weißen Zähne blitzten. Und der Schimpfname blieb haften und nun nennen sie mich Alle hinterrücks die Cholera."

Auf diesen heftigen Ausbruch nahm die alte Franza ihr harmonisches Trommeln wieder auf, und schritt längs des Abhanges auf und nieder, nach den Waldarbeitern in die Tiefe ausspähend. Endlich nahten sie, ein langer Zug, mit Aexten, Sägen und Trämen beladen. An der Spitze schritt ein junger Mann in einem Jagdanzug aus grünem Tuch, ein Gewehr auf der Schulter. Wie sie aufwärts klommen, wurde zuerst sein dunkler Kopf mit den scharf geschnittenen edlen Zügen, ein paar freundlich lachende Augen, dann die breite Hünenbrust und endlich die ganze reckenhafte Gestalt sichtbar. Es war der junge Gutsherr, der Niecat**) Wladimir, wie ihn die Unterthanen kurzweg nannten.

Einen Augenblick blieb er hochaufathmend im Sonnenlicht stehen. Dann strich er mit der Hand das feuchte Haar aus der Stirne und blickte prüfend zum Himmel empor. Vom Norden her schob sich dunkles Gewölk über das helle Firmament. Eine weißgraue, sonnig durchschossene Wolke segelte ihm wie ein Riesenschwan pfeilschnell unheildrohend voran und stand plötzlich über dem Herrenhofe still. Gleich darauf fiel ein leichter, glitzernder Hagel prasselnd nieder. Die Bauern flüchteten sich unter das Dach des russigen Anbaues, wo sie sich lachend zusammen drängten. Auch die alte Franza verschwand in den Stallungen. Nur die Zigeuner blieben außen.

Der junge Jäger schritt langsam, träumend, den Blick noch immer auf die drohenden Wolken geheftet, gegen das Haus. So blieb er auch, die Hand leicht auf das Geländer stützend, an der Treppe stehen. Ein schöner goldener Blitz zuckte plötzlich über den Himmel und zerriß seine düstere Wolkendecke. Die kleine Goldjana, die noch immer an den Knieen des alten Zigeuners lehnte, schloß wie geblendet die Augen.

„Caco," fragte sie hierauf mit einem großen sinnenden Blick, „warum läßt der gewaltige Gott den Himmel nicht ein wenig länger offen, damit ich besser hineinsehen kann."

Der junge Gutsherr erwachte bei dem weichen fremdartigen Laut dieser tiefen Kinderstimme aus seinem Sinnen.

„Wer ist diese goldbraune Kleine?" fragte er, die Hand freundlich auf ihr krauses Köpfchen legend.

Niemand antwortete. Der Zigeuner war halb berauscht an das Geländer hingesunken und sonst war kein lebendes Wesen mehr in der Nähe. Die Kleine saß mit um die Kniee geschlungenen Armen regungslos zu seinen Füßen. Der Sturm zerrte an seinem roten Röckchen, zauste ihre blauschwarzen Haare und ein fahler Blitz nach dem andern zuckte über die zusammengekauerte dürftige Gestalt. Einen

*) Gutsherrschaft.
**) Neffe.

Augenblick beugte sich der junge Gutsherr forschend zu ihr nieder. Dann hob er sie plötzlich in seine kräftigen Arme und trug sie rasch unter das schützende Vordach. Ihre Augen trafen sich. Tiefes, warmes Mitleid leuchtete aus den dunklen Männeraugen, Scheu und Staunen aus dem Blicke des fremden braunen Kindes. Gleich darauf schlug die Thüre hinter ihm zu. Ein erschütternder Donnerschlag rollte über den Himmel und mit majestätischer Gewalt brach das Unwetter über die Landschaft los.

* * *

Es war im Anfang des Frühlings, in jener traumhaft knospenden, wundervollen Zeit, da die Natur das lichtblaue, golddurchleuchtete Antlitz des Himmels, dessen reife Schönheit sie nur dem Sommer enthüllt, noch mit einem feinen weißen Schleier bedeckt. Die Obstbäume standen in voller Blüte. Jeder Lufthauch lichtete die blütenschweren, zartweißen und zartrosenfarben Kronen. Die ganze Erde war mit diesem duftigen weißen Frühlingsschnee bedeckt. Um die dunklen Stämme schwirrten die Bienen wie betäubt von den schweren Wohlgerüchen, welche die Luft durchströmten, Schmetterlinge haschten sich in den goldenen Lichtwellen, und hoch oben im reinen Aether kreisten die Schwalben, ihr glänzendes blauschwarzes Gefieder sonnend.

Ivanje*) war da, das schöne große Frühlingsfest der Südslaven, in dem sich uralte heidnische Gebräuche und neue Anschauungen der Christenheit zu einer sinnreichen, tief mystischen Feier vereinen. Von diesem Tage an schläft der Slave im Süden wieder unter dem freien weiten Himmel. Wenn ihn auch ein verspäteter Winterfrost schüttelt, oder rauhe Stürme die Nächte durchtoben, wenn ihn gefährliche Fieberdünste umwehen, er beachtet es nicht, denn sein unerschütterlicher überlieferter Glaube lehrt ihn, daß der Thau der Ivanje-Nacht seinen Körper stählte und die Kraft des finsteren Wintergottes brach.

Mit den Schwalben waren auch wieder Zigeuner in ihr altes grünes Nest im Rücken des Dörfchens Goliverh eingezogen. Es waren alte und neue Bekannte der Bauern darunter. Mijo Hudurovic schien wie immer ihr Anführer. Auch sein Weib und einige jüngere Kinder brachten sie mit. Die Uebrigen waren untergeordnete Glieder der Bande, zerlumpte Männer und welke, hagere Weiber, kleine Kinder und halbwüchsige Mädchen und Knaben. Fremd, völlig fremd, war ihnen nur einer, ein neu hinzugekommener ungarischer Cigan**) den sie „Gyula" riefen.

An diesem sonnenhellen Morgen mischten sich die braunen zerlumpten Romnitschels überall unter das festlich gekleidete Bauernvolk. In Gruppen traten sie auf der Dorfstraße zusammen und erzählten mit leidenschaftlichen Gesten und phantasiereichen Ausschmückungen ihre jüngsten Wandererlebnisse. Am dichtesten waren diese Gruppen um die Schenke einer zur Feier des Tages errichteten großen grünen Laube, deren Bänke und Tische noch leer standen. Unweit davon breitete sich der Tanzplatz, ein weiter grüner umfriedeter Rasen unter dem Blätterdach einer Linde, aus. Kinder tummelten sich jetzt darauf. Trotzdem schien das Dorf wie verödet. Man begriff endlich weshalb, denn bei näherer Betrachtung bewegten sich nur lauter Männer, einige steinalte Mütterchen, Zigeuner und Kinder vor den Häusern. Der Frühgottesdienst, der eben in dem hochgelegenen Kirchlein Sveti Kriz zu Ende ging, hatte alle erwachsenen weiblichen Dorfschönen hinweggelockt. Die Alten unter den Männern blieben zurück, weil ihnen der steile Weg zum Kirchlein mit der Last ihrer Jahre am Rücken längst zu beschwerlich erschien, die jungen Burschen aber folgten an diesem Tage einer ererbten geheiligten Sitte, die ihnen gebot, die Mädchen allein zum Gottesdienst eilen zu lassen. Wenn die Glocke von Sveti Kriz herüberklang, bekreuzten sich die Dorfgreise und Greisinen und die Jungen schirmten mit der Hand ihre Augen und blinzelten durch das grelle Sonnenlicht hinauf. Sie konnten es ganz deutlich wahrnehmen, was dort oben auf dem freien Hochplateau vorging. Mit einem

*) Johannis.
**) Slavisch Zigeuner.

male verstummte das Geläute. Der Pfarrer trat in seinem dunklen Ornat aus der Kirche und um ihn schloß sich ein Kreis weißgekleideter Bauernmädchen, von denen jede einzelne einen Korb vor ihn hinstellte. Der Pfarrer breitete jetzt die Arme aus und sprach mit zum Himmel erhobenen Antlitz die Weihe. Plötzlich regten sich die Dirnen, halfen sich gegenseitig in toller Eile die Körbe auf die Köpfe heben und sprangen dann fort. Der letzten half der Herr Pfarrer selbst mit flatterndem Ornat und nicht minder hastig. Und nun begann ein fröhlicher Wettlauf, das steile Berggäßchen hinab, im vollen Sonnengold, die schwere Last elastisch wiegend, mit fliegenden Zöpfen, gelösten roten Kopftüchern, auf die Brustmieder aufschlagenden schweren Korallenschnüren, und vom Winde gebauschten weißen Spitzenröcken.

Vor dem Gerduner Herrenhof hielt der Zug einen Augenblick an. Man sah die Gutsfrau — die Fraila — heraustreten und zu ihnen sprechen. Zwei junge Mädchengestalten erschienen umschlungen hinter ihr.

Die dunklere von diesen beiden, in einem feuerroten Rock, riß sich jetzt los und trat an die Spitze der bunten Schaar. Die Gutsfrau machte ein Zeichen, und fort ging es den Abhang wieder hinab.

Die Bauern drängten sich am Eingange des Dorfes erwartungsvoll zusammen. Wohlgefällig lächelnd, spähten sie in der Richtung, von wo die anmuthige wilde Jagd herunterstürmen sollte. Der Gott des Frühlings mußte jetzt sein mächtiges Urteil fällen; denn jenes Bauernmädchen, das zuerst mit seiner Last im Dorfe anlangte, war in diesem Jahre auch die erste Braut. Da — endlich flogen sie um die letzte Hecke. Voran eine junge Zigeunerin wie eine mystische schöne Vorbotin, und ihr nach eine schwere dralle hübsche Bauerndirne, als Siegerin des Tages. Sie setzte den Korb auf die Erde und athmete hoch auf.

„Magda!" riefen Alle, wie sie mit brennenden Wangen und niedergeschlagenen Augen dastand. Die Bauern stießen sich an und wiesen mit den Blicken auf einen kräftigen jungen Burschen, der mit geröteten Ohren bei Seite schlich. „Der Janko!" ging es von Mund zu Munde.

Reges Leben entfaltete sich jetzt. Die Mädchen stellten ihre Körbe zur Erde und die Burschen bemächtigten sich ihres unter einem weißen Tuche verborgenen Inhaltes. Die kleinen Bauernhäuschen erhielten hierauf ihren freundlichen Jahresschmuck. Die Burschen kletterten auf die Dächer und befestigten um ihren Rand die geweihten Attichbuschen, bis sie wie eine weite grüne Franse niederhingen. Die junge Zigeunerin war mitten in dem fröhlichen Treiben. Ueberall blitzten ihre dunklen Augen, überall tauchte ihre phantastische schlanke Gestalt hervor. „Goldjana" flüsterten die Bauern, sie überall mit einem freundlichen Lächeln bereitwillig hindurchlassend. Das hübsche erwachsene braune Kind, das zuweilen mit einer blondlockigen Gefährtin im Dorfe erschien — zwei tolle Wildfänge, deren lachender Uebermut die Gegend ringsum unsicher machte — war ihnen allen wohlbekannt. Die Burschen rissen jetzt die alten welken Attichbuschen von den Dächerrändern und ließen sie wie einen rauschenden Goldregen auf die Köpfe der Mädchen niederfallen. Kreischend wichen diese zurück und rissen auch Goldjana mit. Der Anprall war so heftig, daß sie den schlanken Oberkörper zurückbiegen mußte, um nicht im Rücklauf zu Boden zu stürzen. Plötzlich stieß sie an einen dunklen harten Gegenstand. Es war der Körper eines Mannes von hohem, schlankem Wuchs, der schon lange Zeit unbemerkt als Zuseher an einem Baume gelehnt stand. Die junge Zigeunerin fuhr zusammen, als sie so unerwartet fest an seiner Brust lag.

„Wladimir Du!" schrie sie emporblickend auf.

„Nun — Goldjana — kennst Du mich nicht? — selbst aus solcher Nähe nicht? erwiderte er lachend, und die Arme schützend um sie legend.

Sie senkte den Kopf. „Laß mich!" stieß sie trotzig hervor.

„Aber ich kann ja nicht", beteuerte er heiter. Die lebende Mauer vor ihnen ließ sie in Wahrheit kein Glied mehr rühren. Die beiden jungen Leute verharrten so eine Weile, eine schöne Gruppe bildend, in ihrer unfreiwilligen innigen Umarmung.

Das Blut stieg plötzlich in das Gesicht des jungen Mannes. Er fühlte das angstvolle wilde Schlagen ihres Herzens gegen das seine.

„Gefangen! sagte er neckend, und sich freundlich zu ihr niederbeugend, gefangen trotzige kleine Braune!“

Ihre Augen blitzten ihn zornig an. Die Sonnenglut des Mittags lag jetzt voll über ihnen. Ihr Widerstand ließ allmählich nach. Eine süße traumhafte Mattigkeit überkam sie und brach ihre wilde stolze Sehnenkraft. Sie schloß die Augen. Von Zeit zu Zeit fiel ein weißes Blütenblatt aus der Baumkrone auf ihr dunkles Haar und verlieh ihrem glühenden Gesichtchen einen lieblichen Schmuck. Er versuchte es endlich, wenigstens den rechten Arm der das Gewehr hielt, frei zu machen und bemerkte dabei nicht, daß sich einige von Goldjana's wirren Haaren um den Lauf gewickelt hatten. Mit leisem magischen Knistern sprangen sie ab.

„Um Gott, Dein Haar!“ rief er erschrocken. Sie schwieg ganz stille und drückte den Kopf nur fester an seine Brust. Erstaunt hob er ihr Kinn empor und suchte ihren leuchtenden mutwilligen Blick, der ihm stets fast feindselig begegnete, seit sie im Herrenhofe zusammenlebten, und er immer gütig aber gleichmütig an ihr vorüberschritt. „Goldjana“ rief er gleich darauf betroffen. Er erschrak fast über den Ausdruck leidenschaftlicher sanfter Hingebung, mit dem sie ihr dunkles Auge zu ihm aufschlug.

Die Burschen sprangen endlich von den Dächern und mengten sich unter die fröhlich auflachenden Mädchen. Langsam löste sich das Gedränge in malerischen Gruppen auf.

„Die Sonne glüht“, sagte Goldjana jetzt auch verwirrt den Kopf erhebend, „willst Du nicht mit in unser Lager kommen?“

„Du hast Recht, dort im Grün wird es kühler sein.“

„So komm.“

Er gab der kleinen braunen Hand nach, die ihn sanft nach sich zog. Das Prasseln des Feuers und ein Flüstern von Menschenstimmen führte sie abseits, von der Landstraße mitten durch wirres Gesträuch und Buschwerk in die Nähe des Lagers. Als sie die letzten Zweige auseinanderbogen, lag das fremdartige phantastische Bild vor ihnen. Die Zelte waren in den Schatten gerückt. Im Gras auf einer sanften Hügelschwellung lag der ungarische Cigan, seine Geige im Arm. Zu seinen Füßen, in der warmen Asche der Schmiede, kauerte der alte Hudurovic. Sein Weib, eine hagere alte Zigeunerin stand mit phantastischen Geberden sprechend neben ihm. Außerdem waren nur noch einige Männer, ein ungefähr vierzehnjähriger Knabe mit einem listigen Vogelgesicht und ein vielleicht neunjähriges Zigeunermädchen anwesend, die im Rahmen eines Zeltdaches saß.

„Bleibe zurück,“ flüsterte Goldjana Wladimir zu und trat allein in ihren Kreis.

„Ser sovi i so keren*)?“ rief sie die braunen Müßigänger mit einer malerischen Handbewegung an.

Die Zigeuner sprangen auf und begannen sofort den Freudentanz. Goldjana wehrte sie mit einem stolzen Neigen des Kopfes ab und schlüpfte mit ihrer alten Dai**) unter ein Zelt. Als sie wieder heraustrat, ging ein wilder Schrei des Entzückens durch die Reihen der Zigeuner. Eine überraschende Wandlung war mit ihr vorgegangen. Ein reizendes, vollkommen aufgeblühtes Geschöpf stand in der luxuriosen Tracht der heiratsfähigen Zigeunermädchen vor ihnen. Die Falten ihres roten Rockes fielen zierlich auf die braunen Füße nieder, ein feines weißes Linnenhemd bauschte sich unter einem leicht um den Nacken geschlungenen gelbseidenen Tuch, Goldmünzen bedeckten die Brust, lange silberne Ohrgehänge schmückten die Ohren, und die blauschwarzen Haare fielen in schweren Zöpfen über den Rücken nieder.

Die Zigeuner umkreisten sie in ausgelassenen Freudensprüngen.

---

*) Die übliche Ansprache, eine Art Erkennungszeichen aller Zigeuner, wo immer sie sich auf Erden begegnen, auch — so keren — Was thust du, wie geht es dir?

**) Mutter.

Wladimir war indessen, angezogen durch das frembartige, die Phantasie erhitzende Schauspiel, allmählich näher getreten. Goldjana wandte sich zu ihm.

„Bin ich jetzt schön?“ fragte sie mit einem leuchtenden, siegessicheren Blick.

Die alte Zigeunerin zerrte sie heftig am Arm.

„Kamava?“*) fragte sie mit finsterm Stirnrunzeln.

„Na, mande hi ci“**) erwiderte Goldjana lachend.

Die Zigeuner umdrängten jetzt Wladimir. Eine ihrer Frauen kam, ein nacktes Kind auf dem Arm, eben von ihrem Bettelgang aus dem Dorfe zurück. Der Erfolg ihrer glühenden, zudringlichen Beredsamkeit war gering genug. Einige saure, halbverfaulte Aepfel und ein Häuflein alte Erbsen, die sie in der aufgesteckten Schürze trug. Sie ließ sich unter ein Zeltdach nieder. Ihre schwarzen, wirren, aber schweren Zöpfe hingen unter ihrem roten Kopftuch wie zwei lange Schlingen vorne über die Brust. Gelbliche Leinenfetzen und eine rote Schürze deckten ihren hageren Körper. Sie bot dem Kinde mit einem schlauen Kunstgriff ihre schlaffe, braune, langgezerrte Brust, das sogleich heftig zu weinen anfing. „Maro! schöner Herr!“ rief sie jetzt Wladimir an, Maro! — es weint um Brod.“ „Soldo magam, soldo magam!***) bettelten nun auch die andern Kinder, ihn zudringlich umkreisend. Er warf einige Silbermünzen unter die zungenfertigen, kleinen Angreifer und wehrte sie ab. Der vierzehnjährige Knabe erhaschte die meisten und lief eilig davon.

„Was wird er kaufen — Brod?“ fragte Wladimir.

Goldjana lachte. „Brot! wiederholte sie, zweifelnd den Kopf schüttelnd, das fällt ihm nicht ein. Tabak wird er kaufen. Was liegt ihm an Brod, aber Tabak — — — Komm, fuhr sie fort, ich bringe dich hinaus.“

Sie führte ihn durch das Gestrüpp bis an die Straße und lief dann zurück.

Ihre kleine braune Hand winkte ihm noch mehrmals aus dem Grün zu, bis er sich umwandte und langsam dem Dorfe zuschritt.

Er trat in die Schenke, wo er, stürmisch begrüßt von seinen Unterthanen, an einem Tische Platz nahm. Ein schön gebräunter Spießbraten, wie er rings über offenen Feuern schmorte, stand gleich vor ihm, und alle Weingläser schob man ihm mit freundlichen Zuspruch entgegen. Ein Bauer sprang auf und zerschellte sein Glas an der grünen Lattenwand. Das war das Signal für alle sanglustigen Kehlen, die nun mit ihrem langgezogenen lärmenden Gesang unermüdlich einfielen. Der tiefe Ton einer Baßgeige unterbrach sie endlich. Alles stürmte hinaus. Auf der großen umfriedeten Rasenfläche hatte der Tanz begonnen. Die Burschen und Mädchen reichten sich eben zum nationalen Koloreigen die Hände. Langsam bewegten sie sich erst rechts, dann links um den weiten Rasen. Allmählich lösten sich einzelne Paare aus der festgeschlossenen Runde und tanzten in der Mitte, wobei die Burschen ihre Arme bald auf die Schultern, bald auf die Hüften der Dirnen legten. Immer kecker wurden ihre Bewegungen, immer toller spielte die Dorfmusik und ließ die Freude höher aufschäumen. Auch Goldjana kam wieder hinzugelaufen und blickte sehnsüchtig auf die Tanzenden.

Etwas Lichtes huschte plötzlich an ihr vorüber. „Slava!“ rief sie überrascht. Mit fliegenden Locken durchbrach eine reizende, lichtblonde Mädchengestalt den Koloreigen und stand plötzlich in der Mitte.

Es war das Edelfräulein von Gerdun.

Sie nahm den schmucksten Bauernburschen, den Janko, bei der Hand und trat mit ihm zum Tanz an. Ein paar Mal drehte sie sich so jubelnd mit ihm auf dem weichen Rasen, dann schlüpfte sie wieder ebenso unerwartet, wie sie erschienen war, durch die Reihen und lief Hand in Hand mit Goldjana, die sich ihr angeschlossen hatte, die Dorfstraße zurück.

An ihrem Ende hielt der mit zwei schönen, feurigen Pferden bespannte Wagen

---

*) Liebst Du ihn? (zig.)

**) Nein, mir ist nichts — gewöhnliche Verneinung.

***) Gib mir Kreuzer.

der Fraila. Slava sprang behende auf den Bock und ergriff die Zügel. Dabei blinzelte sie übermütig auf Wladimir herunter, der ruhig neben dem von den ungeduldigen, scharrenden Tieren bald nach vorn, bald nach zurück gerissenen Wagen stand.

„Platz!" sagte sie mit komischer Grandezza, die Peitsche senkend. Er legte die Hand leicht auf den Kutschbock und wandte sich zu der Fraila, die im Innern des Gefährtes saß.

„Erlaubst Du — so komme ich mit Euch?"

„Nein, erwiderte die Gutsherrin kurz, bleibe bis zum Abend. In Kroatien gilt noch der Brauch, daß die Wlastelini Freud und Leid ehrlich mit ihren Unterthanen teilen."

Slava nickte boshaft und wechselte einen Blick mit Goldjana. Dann ließ sie den Pferden die Zügel und der Wagen flog den Berg hinan.

Wladimir und Goldjana gingen zurück auf den Tanzplatz. Die Sonne sank. Einzelne blasse Sterne funkelten schon an dem reinen Himmel und noch immer schlangen sich die Paare dort fröhlich durcheinander. Mit einem Mal aber wurde es stille. Das Abendläuten von Sveti Kriz kam auf den reinen Luftwellen klar herübergezogen. Die Burschen entfernten sich jetzt, zogen ihre Ochsen und Wägen aus den Stallungen und beluden sie mit grünem Reissig. Dann fuhren sie in verschiedenen Richtungen auf die nächsten Hügelrücken. Die Dorfbewohner versammelten sich schweigend und blickten gespannt in die Dunkelheit hinaus. Sie erwarteten das Licht der Johannisfeuer, welche die Burschen nach uralter, einst heidnischer Sitte auf jedem Berghaupt weit im Umkreis anfachen mußten. Da — plötzlich eine mächtig aufsteigende Feuergarbe — und wieder eine — und wieder — ein Flammengürtel umschloß mit einem Mal das kleine christliche Dorf und in majestätischen Rauchwolken stiegen sie gen Himmel, die alten entthronten Opferbrände der Heidenzeit.

Wladimir suchte in dem zunehmenden Dunkel nach Goldjana und rief sie zum Heimweg an seine Seite. Langsam schritten sie durch das Dorf. Unter einer alten Rieseneiche saßen jetzt die Bauernmädchen in ihrer festlichen lichten Tracht. Ihr keckes Lachen war verstummt. Sie sangen eine jener namenlos schwermütigen slavischen Volksweisen, in denen der Schmerz der ganzen Menschheit auszuklingen scheint. Auf dem Schooße hielt jedes der Mädchen ein großes rundes Sieb, in dessen Lücken sie einzelne weiße Maiblumen einsteckten.

Wladimir blieb stehen.

„Was thut Ihr da —?" fragte er aufmerksam.

„Weißt Du das nicht!" — rief eines der Mädchen verwundert.

„Nein."

„So höre. Es ist ein uralter Brauch, an dem wir festhalten. Jede dieser Blumen belegen wir mit dem Namen eines unserer Hausgenossen. Wir stecken sie hierauf in ein Sieb und setzen sie so dem Zauber der Johannisnacht aus. Am Morgen kommen wir dann, das Urteil der Vilas zu holen. Jene, deren Blumen frisch geblieben sind, bleiben auch das Jahr hindurch gesund, jene, deren Blume matt niederhängt, werden krank und dort, wo dich ein welker Stengel grüßt, verkündet sich der — Tod."

Wladimir und Goldjana gingen weiter. Der Zauber der Johannisnacht sank rings um sie nieder. Wie berauscht von dem balsamischen Blütenduft, der die Luft immer schwerer durchströmte und der leise ausklingenden Lust des Tages, gingen sie neben einander hin. Unwillkürlich faßten sie sich an den Händen. Wladimir träumte vor sich hin. Ein blonder Lockenkopf stieg plötzlich zwischen dieser Blütenpracht vor ihm auf und seine Hand schloß sich unbewußt fester um die braunen Finger Goldjanas.

Ein Zittern lief durch ihren schlanken Körper.

„Was hast Du — fürchtest Du Dich?" fragte er stehenbleibend und umherspähend.

„Nein", sagte sie kurz. Sie gingen weiter.

„Wie thöricht ich frage, nicht wahr? sprach Wladimir jetzt heiter fort, Dir ist

die Nacht mit ihrem heimlichen Flüstern und Rauschen nicht fremd. Die Romnitschels kennen dieses Bangen nicht!"

„Du irrst, erwiderte Goldjana. Der Rom ist von Natur ungemein furchtsam. Er würde vor Schrecken sterben, wenn er einmal ein fremdartiges Geräusch im Dunkel der Nacht vernehmen würde. Die Ruhe, mit der er sich mitten in der nächstbesten grünen Wildniß unter das weite goldene Sternendach hinbettet, hat einen anderen Grund."

„Wie das?"

„Der große Geist," sprach Goldjana, ihr dunkles Gesicht dem Himmel zuwendend, „hat ihm allein unter allen Völkern der Erde eine besondere Gnade verliehen. Der Zigeuner sieht und hört des Nachts nicht. Er weiß daher nicht, was in der Natur Geheimnisvolles und Geisterhaftes rings um ihn vorgeht. Wie oft schleicht in tiefer Nacht eine Schlange über sein Lager oder ein hungriger Wolf nähert sich im Winter durch den Schnee heulend seinem Zelte, aber der Zigeuner schläft und sieht und hört es nicht. Wie könnte er auch sonst leben!" schloß Goldjana seufzend.

Wladimir begegnete ihren schönen, feurigen, sinnenden Augen die wie zwei Sterne im Dunkel strahlten. Er blickte zu Boden. Die laue Nachtluft umschmeichelt sie mit aufregender Wollust und rings umschwebte sie der bewußtlose Sinnenzauber der Natur. In wehmütiger sanfter Trauer rauschten die Baumkronen auf sie nieder. Es war als ob sie ihnen die Ahnung zuflüstern wollten, daß wie die Lust dieses Tages auch die Freuden ihres Lebens einst in schmerzlichem Dulden ausklingen würden. „Seid ruhig," sprach sie leise, „ich bin Euere Mutter, aber ich werde Euch wehe thun müssen. Nicht wie ihr thörichten Erdenkinder glaubt, um eure Schuld zu strafen, mit deren Keim ich euch selbst gebar, sondern um dem Endzweck der Schöpfung zu dienen, den ich unter dem Isisschleier verberge. O zweifelt nicht an mir! — Euer Leiden ist notwendig, sonst wäre es nicht!" Diese beiden jungen, schönen Menschen aber verstanden diese traurige Stimme noch nicht. Die Brust wurde ihnen mit einem Mal so groß, so weit und die Welt so enge. Es war die ewige, nieerfüllte Sehnsucht nach Glück, die ihre Herzen so mächtig durchbebte.

* * *

Am nächsten Tage war es ungewöhnlich stille um den Gerduner Herrenhof. Knechte und Mägde waren auf den Feldern, die Fraila hatte sich gleich nach dem Mittagschläfchen mit ihren großen Wirtschaftsbüchern in eine kühlere Stube eingeschlossen und Wladimir war schon im ersten Morgengrauen mit den Hunden fort zur Jagd. Goldjana saß, die Hände über den Knieen verschränkt, brütend in ihrer russigen Hexenküche. Zuweilen schoß eine tiefe Röte in ihre Wangen, als ob sich die Flammen in ihrem dunklem Gesichtchen spiegeln würden. Auch Slavas helles übermütiges Lachen war nirgends zu hören. Sie hatte sich mit einem Buche in der Hand in der alten Schloßruine versteckt. Das Buch lag längst zu ihren Füßen. Ihr reizender blonder Kopf war an eine graue vorspringende Mauerkante gelehnt. — sie schlief. Das lauter und immer lauter werdende Kläffen nahender Hunde rüttelte sie wach. Sie lief an das Fenster und steckte den Kopf zwischen den Maulbeerranken hinaus. Es war Wladimir, der mit den Hunden von der Jagd kam. Er ging ganz nahe an ihr vorüber. Sachte steckte sie eine lange grüne Ruthe aus ihrem Versteck hinter der wilden Heckenwand hinaus und fuhr ihm ins Gesicht. Aergerlich bog er den, wie er dachte, zufällig herabgeschnellten Zweig in das Grün zurück und schritt weiter. Slava blickte ihm schelmisch lächelnd nach und hob dann den Blick zum Himmel. Erstaunt schüttelte sie ihre blonden Locken. Sie mußte lange geschlafen haben! Die Sonne stand schon tief im Westen und leichte Dämmerschatten sanken ringsum nieder. Träumend schloß sie die Augen. Plötzlich fuhr sie auf. Rufe angstvolle Rufe, drangen deutlich vom Herrenhof bis zu ihr. Sie unterschied sie jetzt —

Bik, Bik*) — der große gefürchtete Stier war ausgekommen!

*) Stier.

Sie schlüpfte hinaus und lief furchtlos den Berg hinauf. Atemlos erreichte sie das Hochplateau. Da stand das schöne gewaltige Thier mit trotzig gesenkten Stirnhörnern mitten im Hofraum. Sie umkreiste ihn und lief auf das Haus zu, wo sie sich neben Goldjana auf die Treppenstufen stellte. Keiner der Knechte wagte es, den gewaltigen Ausreißer anzufassen. Wladimir kam jetzt über den Hof. Mit ruhigem Mute ging er auf das Thier zu und schlang sich die abgerissene Eisenkette um den Arm.

Slava flog jetzt auf ihn zu.

„Wladimir, sagte sie mit keck blitzenden Augen, ich will ihn reiten."

„Bist Du toll — er würde Dich abwerfen — durchbohren —"

„Ich will aber" wiederholte sie zornig, mit dem kleinen Fuß aufstampfend.

Wladimir zuckte die Achseln und wandte sich, ohne sie weiter zu beachten, zu dem Stier, dem er freundlich zwischen die Stirnhörner klopfte.

Slava änderte jetzt die Art ihres Angriffes. „Wladimir, bat sie schmeichelnd — laß es mich versuchen — nur einen kurzen Augenblick." Ihre kleine Hand umschloß seinen Arm und ihre schönen Augen hingen strahlend in einer glühenden schwärmerischen Bitte an ihm.

Wladimir sah sie an.

„Aber er kann Dich ja tödten!" rief er unschlüssig.

„Nein — wenn mich Dein Arm beschützt, Du nimmst mich um die Mitte — sieh nur Wladimir wie gutmütig er uns ansieht — hebe mich hinauf!" schloß sie, sich schon auf den Fußspitzen vor ihm erhebend. Die Verlockung, diese schlanke Gestalt zu umfassen, überkam ihn und das unbegrenzte Vertrauen, mit dem sie sich seinem Schutze in der drohenden Todesgefahr anvertraute, weckte seinen männlichen Stolz. Eine flüchtige Röte erschien plötzlich auf seiner Stirn. Er legte den Arm um sie und hob sie hinauf. Der Stier that ein paar stolze Schritte. Dann blieb er störrisch stehen und warf die Stirnhörner wütend zurück. Das Gesinde schrie erschrocken auf. Wladimir faßte die Kette kürzer und senkte seinen kalten mutigen Blick fest in die Augen des Tieres. Ein Augenblick atemloser Stille verging so. Dann beugte der gewaltige Wiederkäuer den stolzen Nacken und Wladimir führte ihn langsam um den Hof. Slava wiegte sich lachend auf ihrem breiten Sitz. „Blumen, Goldjana, bringe Blumen! wir wollen ihn bekränzen!" rief sie fröhlich in die Hände klatschend. Goldjana lief in die nächsten Felder und brachte einen Strauß schöner tiefroter Mohnblumen. Sie band sie mit Grashalmen zusammen und warf sie dem Stiere über die Hörner. Noch einmal umkreisten sie den Hof. Von Zeit zu Zeit glitt Slava von ihrem sattellosen Sitze herab. Und jedesmal fing sie Wladimir in seinen Armen auf und hob sie wieder empor. Das Ganze bot ein reizendes Bild. Die lichte zarte Mädchengestalt auf dem breiten Rücken des Stieres tronend, an ihrer Seite der junge Gladiator, den Arm um ihre Mitte geschlungen, die leuchtenden Blicke ineinander gesenkt, und die fremdartige dunkle Gestalt der Zigeunerin, die das Ende des Mohnkranzes festhielt und so das geschmückte Opferthier zu führen schien.

Endlich sprang Slava ab und lief in das Haus. Wladimir führte den Stier in die Stallungen und kam langsam in Gedanken versunken zurück. Die Arbeiter zogen aus den Feldern und die Hirten trieben ihre Herden, wehmütige Weisen auf der Frula*) blasend, gegen den Hof. Einzelne Sterne erglänzten auf dem reinen tiefblauen Himmel. Ein eintöniger Abend senkte sich allmählich auf den Gerduner Herrenhof.

Goldjana hatte das Feuer unter dem Kessel entzündet und lehnte jetzt schweigend an der Thür des Anbaues. Das rußgeschwärzte Innere gab ihrer schlanken Gestalt einen malerischen Hintergrund. Ihr dunkler Kopf schmiegte sich leicht an die braune Holzwand. Sie sprach nicht, aber zwischen den halbgeöffneten tiefroten Lippen blitzten ihre weißen Zähne hervor. Sie schien in den Sternen zu lesen. Ihr gegenüber auf dem obern Treppenrand saß ebenso schweigsam, ebenso gedankenverloren Wladimir.

*) nationale Hirtenflöte.

Wie er die Rauchwolken seiner Cigarre vor sich hinblies und in die mondhelle Nacht hinausstarrte, hatte sein schönes männliches Gesicht einen entschlossenen Ausdruck. Woran er dachte, konnte nur Angenehmes sein, denn zuweilen hob er den Kopf, und in seinen Augen blitzte es glücklich, hoffnungsfreudig auf. Eine zerstreute, aufgeregte Heiterkeit überkam ihn endlich. Er pfiff eine lustige Melodie vor sich hin und stieg die Stufen nieder.

„Brennt das Feuer, Goldjana?“ fragte er an ihr vorüber in den Anbau tretend.

Sie regte sich nicht und blickte ihn nur mit einem stolzen traurigen Ausdruck nach.

Die Hunde sprangen auf und drängten sich um ihn. Er liebkoste sie, zog sie gedankenlos an sich und stieß sie wieder aufgeregt zurück. Als er den Kopf vorbeugend wieder hinaustreten wollte, streifte sein bärtiges Antlitz das Gesicht Goldjana's. Ein Zittern lief durch ihren Körper. Sie hob den Blick zu ihm und ihr warmer Atem berührte seine Stirne. Ein Taumel erfaßte ihn Er riß sie in seine Arme und preßte einen langen heißen Kuß auf ihre kindlichen und doch vollen sinnlich glühenden Lippen.

„Komm, sagte er hierauf, gehen wir hinein, es ist schon spät.“ Sie traten ein. In der hell erleuchteten Wohnstube stand noch der gedeckte Tisch. Unter der vom Plafond niederhängenden Lampe saß die Fraila und notierte durch kleine schwarze Striche, die sie auf ein weißes Blatt Papier machte, die Zahl der Unterthanen, die ihr an diesem Tage Robot*) geleistet hatten. An ihrer Seite saß Slava, ein junges Kätzchen im Schooß, mit dem sie unaufhörlich spielte. Goldjana trat an ein Fenster und blickte schweigend in die Nacht hinaus. Wladimir ließ sich an der andern Seite der Fraila nieder und berührte das Essen kaum. Seine Blicke schweiften fortwährend glühend, fragend zu Slava hinüber. Diese küßte das Kätzchen, ließ es um ihren Nacken herumschleichen und blickte absichtlich nicht auf.

Er schob den Stuhl plötzlich heftig zurück, hing das Gewehr um die Schulter und schritt zur Thür.

„Wohin?“ fragte die Fraila, die Brauen zusammenziehend.

„In die Dubrava, entgegnete er kurz, wir haben Kalkbrenner dort. Die Nacht ist mondhell und überdies wird mich der Feuerschein leiten.“

Die Fraila schüttelte den Kopf. „Du kennst die unergründlichen Wege der Dubrava nicht, wenigstens bei Nacht. Es ist ein riesiger Wald, nimm die Goldjana mit; sie führt dich sicher hindurch.“

Slava hob jetzt aufhorchend den hübschen Kopf.

„O da muß ich auch dabei sein!“ rief sie, die Katze mitten auf den Tisch setzend, und lief wie um jeden Widerspruch auszuweichen, rasch zur Thüre hinaus.

Als Wladimir und Goldjana hinaus traten, tanzte sie schon, umkreist von den Hunden, auf dem mondbeschienenen Tretplatz umher. Die Hunde bellten lustig und zogen sie an den Falten ihres Kleides. Lachend riß sie sich los und stürmte ihnen entgegen.

„Also wo — da hinab?“ fragte sie mit komischem Grauen auf den dunklen Wald deutend — gut — geh voran Goldjana, kommandirte sie den hübschen Lockenkopf mutwillig schüttelnd, dann komme ich und zuletzt Wladimir.“

Sie schritten in den Wald hinein.

Slava hob den Saum ihres kurzen Kleides mit einer anmutig schalkhaften Bewegung empor und hüpfte wie ein Irrlicht zwischen den Stämmen. Bei jedem Schritte, den sie that, rutschte sie mit ihren kleinen Füßen auf der feuchten Walderde hin und her, was sie jedesmal mit einem hellen Auflachen begleitete. Sie kamen zuerst durch ein Stück gelichteten Wald. Weißgolden strömte das Mondlicht auf die Wipfel nieder und versilberte jedes einzelne Blatt. Auch Goldjanas hatte sich eine ausgelassene kindliche Lustigkeit bemächtigt. So oft ein niederhängender Zweig ihre braune Wange liebkosend streifte oder ein harter Ast ihren Kopf traf, drehte sie sich wie eine Kreisel in einem graziösen gewandten Freudensprung.

*) Lehenspflicht.

Wladimir ging hinter ihnen, das Gewehr auf der Schulter, die Mütze im Genick, in sorgloser Heiterkeit. Der Schatten seiner hohen kraftvollen Gestalt deckte sie beide.

„Wir müssen jetzt hier den steilen Abhang hinab, sagte er plötzlich stehen bleibend, gib mir die Hand Slava, Du stürzest sonst vornüber."

Sie reichte ihm eingeschüchtert die Hand, und so drangen sie vorsichtig Schritt für Schritt abwärts. Goldjana konnte ihre beiden Gestalten nicht mehr gut wahrnehmen. Sie hörte nur das Knicken der Aeste, die Wladimirs Fuß zertrat, um Slava den Weg zu ebnen oder die er schützend über ihrem Haupte zerbrach. Gewandt wie ein Reh schlüpfte Goldjana weiter. Allmählich verstummte das Lachen der jungen Leute. Die düstere schwermütige Majestät des Waldes nahm sie mit ihren großartigen heiligen Schauern gefangen.

Wladimir neigte sich besorgt zu seiner zarten Gefährtin hinab.

„Bist Du müde — soll ich Dich tragen, Slava?"

Sie schüttelte verneinend den Kopf, schmiegte sich aber unwillkürlich fester an seine hohe kraftvolle Gestalt.

Dichter und dichter umschloß sie der Wald. Drohende Schatten sanken ringsum nieder. Das Mondlicht zitterte jetzt nur mehr um den Fuß der Stämme, und zwischen den dichten Baumkronen blickten einzelne große goldene Sterne, die ihnen im Lichtglanz nachzuschwimmen schienen, herein. Zur Rechten im tiefsten Waldesschatten türmte sich plötzlich eine mächtige weiße Steinmasse auf. Wie untereinandergeworfene Leichensteine, zwischen denen sich weiße, wachsende Gestalten erhoben, sah es aus. Ein dunkler herrlich gewölbter Bogengang aus festgeschlossenen Kronen that sich auf. An seinem Ende zeigte sich eine in Goldglanz schimmernde Lichtung, in deren Mitte ein riesiger Greis ihnen seine Arme entgegenstreckte. Sie kamen endlich auch an diesem schreckhaften Phantom — einer einsamen Baumgestalt — vorüber. Eine Baumgruppe trat ihnen jetzt in den Weg, die in zuckenden weißen Flammen vom Fuße der Stämme emporsteigend, zu brennen schien. Wieder nur trügerischer Mondspuk! Dann wurde es mit einem Male völlig dunkel. Eine tiefe leere gähnende Finsternis that sich vor ihnen auf. Goldjana wandte sich zurück und reichte Wladimir die Hand. Hier wo das Auge nichts mehr sah, konnte sich nur der feine sichere Instinkt des Naturkindes zurechtfinden. Er hielt ihre kleine heiße Hand fest umspannt. So schritten sie eine Weile fort. Mit einem Male riß sie sich los. Mondlicht strömte ihnen wieder entgegen; sie traten in eine Lichtung hinaus. Es war eine weite Waldblöße von jener geheimnisvollen Stille, die solche grüne feuchte Oasen mitten im Schoße des unabsehbaren Kronenmeeres zu umgeben pflegt. Die saftigen, sammtweichen Wiesenmatten lagen im vollen magischen Lichtglanz zu ihren Füßen. Nur am gegenüberliegenden Rande hob sich der scharfbegrenzte unbewegte Schatten des Waldes, der die mächtigen Höhen niederstürzend hier auslief, wie in den lichten Grund gemalt, vom Boden ab.

Goldjana blieb in der Mitte der Waldblöße stehen und blickte nach ihren Gefährten zurück. Sie sah sie in die Lichtung treten, und ihre Augen verdüsterten sich plötzlich. Wladimir hielt den Arm um Slava's Hüfte geschlungen und ihr Kopf ruhte an seiner Schulter, wie um den tief niederhängenden Aesten auszuweichen. Auch ihre kleine weiße Hand hielt er in der seinen, und auf den Gesichtern beider leuchtete stilles Entzücken.

„Goldjana", rief jetzt die helle schmeichelnde Stimme Slava's, „wie nennt man die Liebe in der Sprache der Sinti"?

Die junge Zigeunerin blickte starr in den Mond. Langsam hob sie die Arme und streckte sie mit einer fanatischen Bewegung gegen Himmel.

„Kar." *)

Es war nur ein einziges Wort, das sie mit ihrer schönen tiefen Stimme sprach, aber es klang wie eine düstere leidenschaftliche Beschwörung in die Stille des Waldes hinaus. Sie schritten jetzt wieder in das Dunkel. Mit einem Male schlug ihnen

*) Die Liebe in der Sprache der slavischen Zigeuner.

roter mächtiger Glutschein entgegen, der sich auch am Himmel in einer rosigen Wolke wiederspiegelte. Sie drangen durch das Gestrüpp darauf hin.

Welch ein schöner, wildromantischer Anblick!

Mitten im Schoße des Waldes glühte hier der mächtige Kalkofen. Aus seinem weiten Schlund züngelten die Flammen hervor und warfen ihre schauerlich schönen Lichter auf die nächste Umgebung, wodurch der dahinter liegende Wald noch schwärzer, noch drohender aussah. Rings um das Feuer lagerten die Kalkbrenner, Bauern in Landestracht, die Torba*) unter dem Kopfe. Einige brieten Kartoffeln, Andere trugen riesige Stämme herbei, die sie in den feuerspeienden, funkensprühenden Schlund hineinstießen, noch Andere legten feuchte grüne Zweige darauf, um die Glut wieder zu dämpfen.

Slava lief jetzt voran und rasch auf den Feuerschein zu.

„Vila!" riefen ihr die Bauern entgegen.

„Seid glücklich ihr Leute!" grüßte Wladimir rasch vortretend um ihren Glauben, daß sie Waldgeister seien, zu zerstören. „Gott gebe es!" erwiederten sie einstimmig wie eine brausende Woge.

Goldjana setzte sich unmittelbar vor der Oeffnung des Feuertempels auf einen umgestürzten Baumstamm und starrte in die Flammen. Sie betrachtete das Innere des Kalkofens, den ungeheueren Gluthaufen, die weißen Spiegel, glatten Steinwände, die sich immer mehr erhitzten, röteten, um endlich in sich zusammenzustürzen und als weißgraue schöne Kalkmasse auszukühlen. Wladimir und Slava saßen getrennt weiter zurück im Dunkel hinter ihr. Die Kalkbrenner boten ihnen jetzt einige der halbverkohlten Kartoffeln, die sie aus der warmen Asche auflasen, an. Wladimir dankte, nahm einen und zerbiß ihn langsam mit seinen starken Zähnen.

Slava verzog schmollend den Mund.

„Wie kannst Du so schmutzige Dinger essen, Wladimir?"

Er runzelte ein wenig die Stirne. „Weshalb nicht, wenn sie diese Leute essen", sagte er, „wir sind alle Kinder Gottes." „Du sprachst recht, o Herr!" entgegnete ihm einer der Bauern.

„Zigeunerin!" rief ein junger Bursche die Goldjana an, „Du schüttelst Deine schwarzen Zöpfe dort umsonst so verführerisch in dem rotgoldenen Lichte. Unser junger Gutsherr hat sich heute eine schöne blonde Vila in den Wald entführt. Das Zigeunerliebchen war vielleicht früher gut . . ."

Goldjana warf den Kopf zurück und maß den Sprecher mit einem funkelnden Blick. Ein alter Bauer mit einem langen weißen Bart, der zu ihren Füßen hingestreckt lag, lachte jetzt begütigend auf: „Nun, nun — kommt Zeit, kommt Rat — ein Zigeunerliebchen ist nie zu verachten!"

Wladimir sprang auf und suchte den Blick Slavas.

„Schweigt", sagte er gebieterisch, „die Goldjana ist brav und dann" — fügte er leiser wie zu sich selbst hinzu — „ich möchte kein Zigeunerliebchen haben."

„Warum Wladimir?" fragte Slava errötend zu ihm aufblickend. „Sieh' nur unsere Goldjana an, wie schön sie ist! Kannst Du es ihr als Schuld anrechnen, daß die Romni als heimatloses wildes Volk über die Erde ziehen?"

„Nein", sprach er in seiner Erregung jetzt laut, so daß jedes Wort deutlich an Goldjana's Ohr schlug, „nicht deshalb, weil sie einem elenden verachteten Stamme angehört, sondern weil sie Dir nie gleichen wird, weil eine Zigeunerin nie lernen wird gut zu sein."

Goldjana wandte sich hastig herum.

„Was ist das „gut sein", Slava?" fragte sie mit finster zusammengezogenen Brauen.

„Gut sein, Goldjana, nach unserem christlichen Glauben ist nicht stehlen, nicht nach dem Gute, dem Hause des Nächsten begehren . . . ."

*) Umhängtasche.

Goldjana unterbrach sie. „Ich verstehe Dich nicht. Was geht das Gott an, wie wir Menschen uns hier unten einteilen? War die Erde, als er sie uns schenkte, nicht wie ein großer Garten, in den er uns alle frei und gleich einließ?"

Sie warf ihre dunklen Zöpfe in den Nacken zurück und schritt jetzt quer über den Rasen auf Wladimir zu.

„Was ist das — gut sein?" wiederholte sie heftig.

Wladimir sah sie freundlich an. „Gut sein, kleine Wilde, ist nach unserem christlichen Glauben wirklich was Slava sagt. Böses mit Gutem vergelten, die Hand küssen, die Dich schlägt . . . ."

Goldjana wandte sich ab.

„Ich verstehe auch Dich nicht", sprach sie, den Blick starr und trostlos zu Boden richtend, „gab euer Gott nicht jedem Tiere eine Waffe, jeder Blume die Gewandtheit sich ausweichend zu bergen, wenn der Sturm sie brechen will? Wozu also — wenn sie sich nicht wehren sollen?"

Wladimir senkte den Kopf und fand keine Antwort. Goldjana hing noch immer erwartungsvoll an seinen Lippen: „So kann mir niemand sagen, was gut sein ist?" fragte sie noch einmal traurig in der Runde umherspähend.

„Ich werde es Dir sagen", scholl es plötzlich aus dem Walde zurück.

Alle wandten betroffen die Köpfe und horchten nach der Richtung, aus der eine schöne tiefe Männerstimme so unerwartet an ihr Ohr schlug. „Gut sein ist immer, was Du für das Glück anderer, böse sein, was Du nur für Dein eigenes thust. Du bist gut, wenn Du im Zelte das Stroh unter Deinem Haupte wegnimmst und einer alten schwachen Roma unterschiebst, ohne zu denken, daß Du nun selbst hart liegen wirst. Du bist böse, wenn Du so viel Stroh und Linnenzeug, als Du nur immer den andern mit List und Gewalt entreißen konntest, für Dich hinbettest und nicht frägst, wie den Deinen die nackte Erde behagen wird."

Goldjana lauschte mit leuchtenden Augen. „O Dich verstehe ich!" rief sie glücklich in die Hände klatschend.

Der unsichtbare Sprecher ritt jetzt lächelnd in den Kreis. Es war ein Mann von gedrungener muskulöser Gestalt, mit breiten Schultern und unregelmäßigen aber bedeutenden Zügen, der wie aus Erz gegossen auf seinem feurigen braunen Pferde saß.

Die Bauern erhoben sich. „Der Herr von Vosiljevo!" flüsterten sie sich zu. „Graf Alberto Nugent!" fügte Wladimir erstaunt hinzu.

Der Graf sprang aus dem Sattel und verneigte sich leicht vor ihm und Slava. Dann kehrte er sich lebhaft den Bauern zu. „Ihr Leute", rief er sie an, „heute um Mitternacht versprach ich Euch hier zu erscheinen und zu Euch von jener großen gemeinsamen heiligen Sache zu sprechen, der wir dienen. Mein Wort ist kurz, aber ernst. Der Augenblick ist nicht mehr ferne, wo ich Euch zurufen werde: Rüstet zum Kampf! Jenseits des Drave verletzt man unsere alten Rechte, öffnet man ein Grab, in dem man die edelsten Heiligtümer unserer Nation und selbst den Schatten unserer Königskrone begraben will. Ihr wißt, daß ich jetzt im Lande von Ort zu Ort reite und die Bauern ermahne, wach zu sein. Vorläufig habe ich auch Euch nichts zu sagen als — seid bereit!"

Wladimir trat jetzt erregt vor den Sprecher. „Ihr redet zu meinen Unterthanen, Graf — von einer heiligen Sache — die ich nicht kenne . . . ."

Der Graf maß ihn mit einem durchdringenden Blick. „Wißt Ihr nicht, junger Mann", sprach er dann langsam mit schwerer Betonung, „welches Lied man heute an allen Ecken und Enden des kroatischen Königreiches singt?"

Wladimir schüttelte verneinend den Kopf.

„So hört," erwiderte der Graf mit feuriger Begeisterung auf einen Holztram springend, und gleich darauf durchbrach seine schöne starke Stimme die Stille der Nacht:

„Königin Croatia am Untergang steht,
Die Krone am Haupt, zu ihren Söhnen sie fleht:
Wo sich andere Volker im Lichtglanz erheben,
Verdammt Ihr mich trostlos im Schatten zu leben;
Wo anderen die Sonne des Nachts schon scheint,
Eure Mutter im Dunkel noch tastet und weint.
Rings schäumt die Freiheit immer höher und reiner
Nur meine Söhne sie — schämen sich meiner,
Vergessen den Mutterlaut, eilen unterzugehen,
Um als fremdes Volkstum neu zu erstehen!"

Die Bauern erhoben drohend ihre Fäuste. „Niemals!" riefen sie, sich begeistert um den Sänger scharend. Auch die blauen Augen Slava's hingen groß und glänzend an ihm. Nur Goldjana's Blicke suchten Wladimir, der mit gefurchter Stirne und heißgeröteten Wangen bei Seite stand.

Der Graf schwang sich in den Sattel und wollte fortsprengen. Wladimir trat ihm plötzlich in den Weg. Entschlossen fiel er dem Pferde in die Zügel. „Und darf ich nicht auch dieser heiligen Sache dienen?" fragte er, mit leuchtenden Augen zu ihm aufsehend. Der Graf sah ihm mit ernster Freundlichkeit in das edle begeisterte Gesicht. „Wir werden uns wiedersehen," sprach er, ihm feierlich die Hand reichend. Noch einmal hielt Wladimir das Pferd zurück. „Aber wo soll ich Euch finden, wo nach Euch fragen — wie nennt sich Euer geheimer großer Verband? „Der Bund der Illyrier,*) erwiderte der Graf, noch einmal seine Stimme zu gebietenden Klang erhebend und sprengte hierauf fort. Der Hufschlag seines Pferdes verhallte in der Ferne. Alle blickten ihm schweigend nach. In der bewußtlosen Tiefe ihres Gemütes regte sich etwas, wie die Vorahnung gewaltiger künftiger Ereignisse. Der erste Flügelschlag einer neuen großen Zeit war über ihren Häuptern hinweggerauscht!

Eine Feuergarbe, die aus dem Schlunde des Kalkofens prasselnd gen Himmel fuhr, brach den Zauber. Die Bauern sprangen herbei.

Sie hatten es unterlassen, das Feuer mit den frischen grünen Zweigen zu kühlen und nun drohte das glühende Ungethüm in allen Wänden zu bersten. Wladimir half ihnen das Versäumnis gut zu machen. Dabei hörte er ein doppeltes mutwilliges Lachen in seinem Rücken, und als er sich umwandte, waren die beiden Mädchen verschwunden. Wie toll liefen sie in das Dunkel hinein.

„Gute Nacht, Wladimir!" rief ihm Slavas spottende Stimme noch zu. Er hatte Mühe, die beiden übermütigen Flüchtlinge einzuholen. Endlich erhaschte er Slava's lichtes Kleid. Sie hing sich wieder an seinen Arm und Goldjana ging neben ihm her. Der Aufstieg war noch beschwerlicher als der Niederstieg. Bei jedem Schritte, den sie vorwärts thaten, glitten sie auch wieder zurück. Alle drei lachten. Sie umschlangen endlich die Stämme und klommen so von Baum zu Baum rascher aufwärts. Goldjana war ihnen bald weit voraus. Sie sahen sie nur mehr zwischen den dunklen Baumgestalten höher und höher auftauchen. Immer ferner, immer fremdartiger, größer und schöner erschien ihnen das Bild der Zigeunerin Ihre ganze geschmeidige Gestalt war wie vom Mondlicht überglüht. Der rote kurze Rock, die braunen Füße, die Goldmünzen um den Hals, die blauschwarzen Zöpfe. Alles schien magisch zu leuchten.

Sie sahen sie endlich stehen bleiben und einen lauten Schrei ausstoßen. Wladimir zog Slava rascher aufwärts. Sie trafen Goldjana ratlos am Saume der Waldblöße stehen.

„Was gibt es?" frug Wladimir.

Sie lachte und wies mit der Hand auf ihre Füße und den Saum ihres roten Rockes, der plötzlich schwer und schlaff niederhing. Ueber den Wiesenmatten aber schimmerte und glänzte es wie feenhaft ausgestreute köstliche Edelsteine.

*) Die Illyrier oder Nationalen, die das Nationalitätsprinzip in Kroatien entfachten und von einer Vereinigung aller Slaven träumten. Ihr gegenüber stand die sogenannte „Magyjaronische Partei," d.e an der gemeinsamen Konstitution mit Ungarn festhielt und die Illyrier als an das absolutistische Wien oder Rußland verkauft ansah.

„Was ist das?“ fragte Slava erschrocken.

„Waldthau!“ lachte Goldjana die Achseln zuckend.

„Aber wie komme ich hinüber, Wladimir, fuhr Slava fort, diese kalte Nässe macht mich schaudern.“

Ohne ein Wort zu sagen, hob er sie in seine Arme und trug sie über den thaunassen Grund an den jenseitigen Rand. Sie lachte dabei ausgelassen und hielt die Arme um seinen Hals geschlungen. Von Zeit zu Zeit zog sie ihm die Mütze, die ihm immer auf dem weichen Haare zurückglitt und hinabzufallen drohte, mit einer fast rohen, versteckt zärtlichen Bewegung in die Stirne. Goldjana war stehen geblieben und starrte ihnen nach. Sie verschlang sie fast mit ihren glühenden Blicken. Plötzlich wandte sie sich und lief zurück in den Wald. Sie wußte selbst nicht, was sie überkam. Sie wollte fort, fort in das Dunkel, die Helle that ihr mit einem Male so weh. Die Rufe ihrer Gefährten brachten sie wieder zu sich. Sie lief ihnen jetzt rasch nach und lachte, als sich das naßkalte Wasser an ihre nackten Füße hing. Endlich scholl ihnen das Hundegebell vom Gerdiner Herrenhof deutlich und immer deutlicher entgegen. Sie erreichten das Hochplateau, und die alte Franza erhob sich von der Treppenstufe, wo sie geschlummert hatte, um sie einzulassen.

„Kommst Du herein, Goldjana?“ fragte Slava, ihre heißen Wangen abwendend.

„Nein, ich gehe zu den Meinen.“

Sie blickten ihr nicht einmal nach, wie sie schutzlos in die Nacht hinauslief. Die braune Kindergestalt brach durch das nächste Gestrüpp und verlor sich im Schatten. Sie achtete weder auf die Steine, auf die sie trat, noch auf die Zweige, die sie ritzten, sie lief nur immer fort. Erst als sie auf dem runden mondbeschienenen offenen Wiesenplan vor den Zelten der Sinti anlangte, blieb sie hochaufatmend stehen. Sie schlüpfte nicht unter eines der Zeltdächer — es war ihr zu schwül — sondern warf sich, die Arme unter dem Kopfe verschränkt, auf die Erde. Ihr Gesicht lag voll dem Monde zugekehrt. Sie zählte die Sterne, die in unendlicher Pracht und Reinheit über ihrem Haupte glänzten. Einige schienen in blassem, zitterndem Schein weit in den Aether zurückzutreten, andere hingen sich goldig leuchtend an den äußersten Saum des azurblauen Firmamentes. Von Gestirn zu Gestirn flog ihr Blick. Wohin mochte die leuchtende Bahn führen, die sie wiesen — in den grenzenlosen ewigen lichtlosen Weltenraum!

Sie drückte das Gesicht endlich in das feuchte Gras und schloß die Lider. Unweit von ihr schlief der Gyula, der ungarische Zigeuner. Er dehnte sich plötzlich und erwachte. Seine Augen fielen gerade auf Goldjana. Sie blickten anfangs gleichgültig, gedankenlos, aber allmählich begannen sie wie von einem inneren Feuer erhitzt zu funkeln. Er erhob den Kopf und wandte sich nicht mehr ab. Plötzlich glitt er lautlos, wie eine Schlange, über das Gras in die Nähe der jungen Schläferin. Seine Hand glitt leise über ihre nackten Füße und ihren braunen Nacken. Goldjana regte sich nicht. Ein glückliches Lächeln glitt über ihre Züge. Sie träumte, daß sie wieder den Wald durchwanderte, sie sah ein dunkles stolzes Antlitz sich freundlich über sie neigen und fühlte noch einmal den warmen Liebeskuß, der ihre Lippen berührt hatte. Langsam hob sie die Arme und schlang sie in wollüstiger Mattigkeit, noch immer nicht zu vollem Bewußtsein gelangt, um den Hals des Zigeuners. Plötzlich erwachte sie und starrte ihm verständnislos in das Gesicht, dann sank sie wieder kraftlos zurück — es war zu spät!

Eine Wolke glitt über den Mond. Die Nacht war jetzt völlig dunkel. Nur zuweilen flüsterte und rauschte es geheimnisvoll in den Büschen, so schön, so traurig, als ob die Erde unter dem schweren Trauerschleier des Dunkels aufseufzen müßte. —

Die Zigeuner bewegten sich schon im ersten fahlen Morgengrauen um ihre Zelte. Auch Goldjana erwachte, geweckt von einem heißen Sonnenstrahl, der ihre Augenlider traf. Gleichmütig sah sie umher. Sie half den Frauen nicht die großen Feuer anfachen und trat auch nicht zu den Männern, welche die Zelte abbrachen. Langsam entfernte sie sich aus ihrem Kreis bis an den Rand der wilden Gestrüpp

umzeunung. Dort blieb sie in sich versunken stehen, in der Richtung, wo der Gerduner Herrenhof lag, hinausblickend.

Der alte Hudurovic trat zu ihr.

„Bleibst Du diesmal, Goldjana?“

Sie schlug die Augen nieder.

„Nein ich ziehe mit Euch!“

* * *

Weithin, fast an dem andern Ende des Königreiches, dort, wo das herrliche Zagorien seine wildschönen Höhen öffnet, dehnte sich an einem schönen Sommermorgen ein stiller Erdwinkel im Sonnenlicht aus. Es war ein Stück einsamen Waldweges, der hier aus dem Dunkel eines mächtigen Eichwaldes hervorbrach. Im Rücken lehnte sich ein sonnig durchschossener lichtgrüner Jungwald an eine gewaltig emporsteigende Felsenwand, gekrönt von dem uralten weit in das Land hinausblickenden Steinschloß Trakoscan.

Zu den Füßen dieser Burg flutet ein tiefblauer See und ein sonniges Stück Ebene großartig auseinander. Eine Wolke zog über die goldenen Thurmspitzen und warf ihren flüchtigen Schatten auch auf den Waldweg. Eine junge Zigeunerin trat jetzt zwischen den Stämmen hervor. Es war Goldjana.

Sie schien verändert. Sie war größer, schlanker und voller und die Falten ihres roten Rockes und ihres weißen Brustleibchens schmiegten sich reizvoller um ihre Gestalt. Das schöne dunkle Oval ihres Gesichtes, die glühenden Wangen und Lippen, die halbgeschlossenen Augen atmeten jetzt den vollen warmen Hauch südlicher Leidenschaft.

Sie verschränkte die Arme über der Brust und blickte so auf das Schloß hinüber. Plötzlich runzelte sie die Stirne. Ihr scharfes Ohr hatte das Geräusch nahender Bauernstimmen vernommen. Lauschend bog sie den geschmeidigen Oberkörper vor. Sie forschte nach einem Versteck in dem üppigen Grün. Zur Rechten ihres Weges öffnete sich eine dunkle abgrundtiefe Höhlung. Sie kauerte sich hin, umklammerte mit ihren kleinen Händen da und dort eine starke Wurzel und glitt so unbekümmert um die ihr nachstürzende rotbraune Erde in die Tiefe. Erst als sie auf dem fast lichtlosen Grunde der Höhlung feststand, blickte sie empor. Das natürliche Thor, durch das sie hereingeschlüpft war, erschien jetzt mit einem schönen Ausblick erfüllt. Ein mit wogendem Korn bebautes Feld, braunes, welkendes Farrenkraut, gelbe Sonnenblumen mit ihrem braunsammtenen Kern und ein Stück goldigblauer Himmel lugten herein.

Sonst glich ihr Versteck einem großen, grünen, gothischen Dom, in dessen kühlen Halbschatten sie stand. Wie schlanke, weißschimmernde, runde Säulen schossen sechs riesige Baumgestalten zu einem stolzgewölbten Blätterdach über ihrem Haupte zusammen und dazwischen glänzte überall die blaugoldene Tapete des Himmels herein. Aber keine christlichen Heiligenbilder paßten als Schmuck dieser Wände, nur die heidnischen goldhaarigen Vilas konnte sich die Phantasie auf den rings aus der Erde hervorbrechenden, seltsam geformten weißgrauen Steinsitzen ruhend, hinzuträumen. Einige dieser Steinblöcke glichen auch weißen Grabplatten. Die Inschrift war verwittert aber die Natur hatte sie liebevoll mit Moos und grünen Epheuranken umkränzt. Darunter ringelten sich nackte Wurzeln wie zahllose weiße Schlangen in die Tiefe. Einige warfen ihren glatten schlanken Leib bis auf den weichen, schwellenden braunroten Teppich aus welken Blättern, die der Sturm aus den frischgrünen Höhen auf den Boden der Höhlung zusammengetragen hatte.

Goldjana stand noch immer regungslos.

Hie und da schwirrte eine Biene an ihr vorüber. Keiner von all' den bunten Schmetterlingen, die sich oben auf den goldenen Lichtwellen wiegten, irrte in dies dunkle feuchtkühle Haus. Kein Vogel senkte sich herab. Nur hoch oben auf dem sich leicht im Sonnenglanz wiegenden Zweiggehänge ruhten sie einen Augenblick im

Flug und spähten mit einem lieblichen Lockruf herein. Dann breiteten sie die Flügel aus und zogen über die freien sonnigen Felder weiter in die Ferne. — — —

Goldjana hob jetzt aufhorchend den Kopf. Der Hufschlag eines Pferdes tönte deutlich näher und näher durch den Wald. Ein schriller Pfiff durchschnitt die Luft und ein Reiter erschien auf der Anhöhe. Gleich darauf tauchte Goldjana's dunkles Köpfchen über dem Rande des Abgrundes auf. Sie teilte die Zweige und stand vor ihm.

„Glück auf Dein Haupt, Graf von Bosiljevo!"

„Ach, da bist Du ja, kleine Wilde", lächelte der Reiter auf sie herab, „was hast Du mir neues zu berichten?"

„Du warst im Trakoscan?" fragte sie statt aller Antwort. Die Züge des Grafen verdüsterten sich. „Ja, aber ich höre, daß Josipovic die Gegend heute noch besuchen wird, um die Leute im Umkreis seiner Fahne zuzuführen."

Goldjana nickte. „Er wird Dir begegnen", sprach sie lebhaft, „ich sah ihn in der Ebene rasten und befragte die Bauern. Er reitet gegen Trakoscan."

Der Graf ließ sein Pferd jetzt in langsamem Schritt weitergehen. Goldjana schritt nebenher. Ein weißes weitausgedehntes Heidenfeld wogte flüsternd an ihrer Seite. Gegenüber erhob sich der schattige Wald. Sie hielt die Blicke zu Boden gesenkt und ließ sie über die blauen, gelben und lila Blumenköpfchen hingleiten, die zu ihren Füßen aus dem Grün des Weggrabens hervorsprangen. Ein Reiter kam ihnen jetzt entgegen. Er schien ein Edelmann nach der vornehmen herausfordernden Art, mit der er den Kopf trug. Die beiden Männer hielten gleichzeitig die Pferde zurück und senkten ihre Blicke feurig ineinander.

„Partes subjugatea?" *)

„Regna socia!" **)

klang es als Gruß und Gegengruß gleich stolz, gleich fest, von ihren Lippen. Dann ritten sie aneinander vorüber.

Der Graf von Bosiljevo versank in Nachdenken. Düstere Bilder stiegen in seiner Seele auf und entrissen ihn der Gegenwart. Er vergaß darüber die junge Zigeunerin, die noch immer mit ihren nackten Füßen in der sengenden Sonnenglut neben ihm herlief.

„Wladimir läßt Dich grüßen", sagte er plötzlich erwachend.

Goldjana warf ihm einen finstern Blick zu.

„Weiß er, daß ich auch der heiligen Sache diene?"

„Er weiß es und er lobt Dich dafür." Ihre Augen leuchteten auf.

„Er ist ein edler Jüngling", fuhr der Graf nachdenklich fort. „Seine Begeisterung hat keine Grenze. Wo wir erst darnach streben, unsere nationale Eigenart zu retten, träumt er schon von einem großen, südslavischen Reich, das sich mit der Krone von Byzanz über den ganzen weiten Osten erheben soll."

Goldjana hob ihr leidenschaftlich bewegtes dunkles Gesichtchen mit tiefen Sinnen zu ihm empor. Ihre roten Lippen standen halb geöffnet.

„Du verstehst mich nicht!" unterbrach sich der Graf lächelnd.

„Ich verstehe Dich", erwiederte sie träumend, „nicht mit dem Kopfe, aber mit dem Herzen. Ich fühle, daß Ihr nach Etwas ringt, was mit dem höchsten Gute der Sinti, der Freiheit zusammenhängt. Nur kämpfen wir gegen alle Bewohner der Erde, Ihr dagegen nur gegen ein Volk — — —"

Sie hielt zögernd inne. „Fahre fort", sagte der Graf lebhaft, „begreifst Du auch, weshalb wir uns gegen unsere magyarischen Brüder empören, und glaubst Du daran, daß uns Unrecht geschieht?"

Goldjana nickte. „Die Bäume des Waldes lehrten mich das. Wenn ich als kleines Tschabo in ihrem Schatten saß, betrachtete ich sie der Reihe nach. Ich sah,

*) Unterworfener Landesteil.

**) Vereinigte Königreiche. Ersteres das politische Schlagwort der Madjarone, letzteres der Illyrier um das Verhältnis Kroatiens zu Ungarn zu bezeichnen.

wie sie als dunkle gerade Stämme emporschießen, aber oben dem Sonnenlichte die Arme weit und sehnsüchtig entgegenbreiten, ich sah, wie sie sich im Wachstum schon wenden und biegen, um in den Kronen einen Ausblick zu gewinnen, und wie sie sich jeden goldenen Lichtstrahl neiden."

„Und wie vertrugen sich endlich Deine Bäume?"

„Die schwachen mußten neben den starken verkrüppeln."

Der Graf begegnete jetzt ihren dunklen glühenden Augen.

„Willst Du etwas?" fragte er betroffen von ihrem flehenden Ausdruck.

Sie fiel dem Pferde leidenschaftlich in die Zügel und brachte es zum stehen.

„Höre mich — nur einen Augenblick. Du weißt, daß das große Romvolk zerrissen die Welt durchwandert. Und doch sind wir nie geschieden. Ein alter Glaube lehrt es uns so. Sie schwieg beklommen aufatmend und fuhr dann langsam fort: Wenn zwei Sinti getrennt werden, und jeder mit einer anderen unserer Banden über die Erde zieht, so wählen sie sich einen Stern, zu dem sie in bestimmten Nächten emporblicken und dort trifft sich ihr Blick. Ist es nicht ebenso, wenn zwei Menschen dieselbe heilige Sache lieben? Muß die Glut ihrer Herzen dort nicht zusammentreffen?"

Der Graf sah bewegt auf sie nieder. Er erriet den Grund dieser Frage und wich dem großen angstvollen Blick ihres Auges aus. Es that ihm wehe, den naiven Glauben dieses Naturkindes zu zerstören.

„Jetzt ist nicht Zeit zu schwärmen, Goldjana", sagte er, das Pferd wieder anspornend, „berichte mir rasch was Du erfuhrst!"

„Ich trug Deine Botschaft schon rings im Lande umher", erzählte sie mit ihrer tiefen klangvollen Stimme, „ich war in Turopolje im Lagorje, im Savethal, in allen Schlössern, allen größeren Dörfern. — —"

„Und bringst Du Antwort?"

„Nur mündliche, in dunkle Worte gefaßte. Man wollte mir keine Papiere anvertrauen."

Der Graf nickte. „Aber wirst Du ihren Sinn behalten haben?" fügte er zweifelnd hinzu.

„Was kümmert mich ihr Sinn!" lachte Goldjana spöttisch, „höre nur die Worte und selbst den Ton, in dem man sie sprach. Die Romais führen kein Buch auf ihren Wanderungen mit, und doch graben sie die Geschichte der ganzen Erde in ihrem Herzen ein."

„Ich höre!" unterbrach sie der Graf.

„In Turopolje ließ man Dir sagen — die kroatische Nation hat keine Zukunft, sie muß sich entweder in die magyarische oder in die Lebensader eines anderen Volkes ergießen und — verlöschen."

Der Herr von Bosiljevo biß die Zähne übereinander und sagte heftig: „Sie sind gegen mich — weiter." Die Zigeunerin las aufmerksam in seinen Zügen und fuhr langsam von kurzen Pausen unterbrochen fort: „Die Grafen von Orsic bedeuten Dir: Wir wollen Verbündete nicht Untergebene Ungarns sein. Sie werden Dir folgen in den heiligen Kampf der Sache. Alexander Daskovic sendet Dir die Kunde. — Unter der Krone des heiligen Stephans gibt es nur ein Vaterland, eine Nation die — magyarische. Er ist gegen Dich, mit der ganzen Kraft hochmütiger Unterdrückung. Graf Erdödy endlich entbietet Dir als Gruß die Worte: „Wir sind gleichberechtigte Brüder. Unser Vater ist der König, unsere Mutter die geheiligte Konstitution." Er wird Dir zur Seite sein, im Kampf und im Tod."

Der Graf hatte sein Pferd zum stehen gebracht und schrieb sich das Gehörte eifrig nieder. Goldjana lehnte sich leicht an den Hals des Pferdes und blickte so erwartungsvoll zu ihm auf.

„Du darfst mir jetzt nicht weiter folgen," sprach er, den Kopf erhebend und reichte ihr zum Abschied freundlich die Hand.

„Nur Eines noch — wie willst Du unserer heiligen Sache weiter dienen?"

„Morgen," sprach Goldjana sinnend, „beginne ich meine Wanderungen von Neuem, noch sind die Karsthöhen des Velebit und das Primorje*) nicht wachgerufen." Der Graf neigte zustimmend das Haupt. „Und in acht Tagen führe ich von der steinigen Höhe meines alten Schlosses Bosiljevo die Illyrier durch die Saveebenen in das Herz unseres Landes. Vergiß nur diesen Tag nicht, wo Du auch in der Hauptstadt eintreffen mußt. Du weißt, welchen wichtigen Dienst wir dort von Dir erwarten. Sei klug und gewandt."

„Ich werde kommen," — sagte sie und verschwand im Gebüsch.

* * *

Langsam hob sich das alte Schloß Bosiljevo auf der erhabenen Einöde der Felsen thronend aus dem fahlen Grau der Morgendämmerung. Das Thor der Burg stand weit offen. Eine Reiterschar füllte das Hochplateau vor derselben. An ihrer Spitze hielt der Graf von Bosiljevo. Das Pferd, welches er ritt, war schneeweiß,**) und die Falten seines roten Mantels, den er um die Schultern geworfen trug, fielen malerisch über die schlanken bebenden Lenden des feurigen Arabers nieder. Die Reiter hinter ihm trugen die verschnürte Surka***) nach altkroatischem Schnitte, rote Kappen mit einem goldenen Stern und einem kleinen goldenen Halbmond — das Wappen des alten Illyrien.

Der Graf entfaltete jetzt feierlich ihre Fahne und ließ sie frei über den Köpfen der Reiterschar wehen. Auf rotweißblauem Grunde trug sie die Worte:

„Odlucio sam!" (Ich habe beschlossen.)

Die Illyrier entblößten ihr Haupt wie zum Schwur. Der Graf von Bosiljevo hob mit einer stolzen Geberde den Arm und wies gegen Osten, wo die Sonne eben aus einem goldenen Lichtmeer hervorbrach. Und plötzlich grüßte sie aus allen Kehlen ein begeistertes Lied, das brausend wie eine mächtige Hochflut gen Himmel stieg:

„Waffnet euch ihr kleinen Scharen,†)
Frei sein wollen, die es waren,
Stürmet aus der sicheren Bucht,
Reif ist unseres Willens Frucht,
Beut die Brust dem Feindesfeuer,
Bleibt der schönste Tod doch euer,
Seht die Freiheit golden tagen,
Unsere Stunde hat geschlagen!"

Die Reiter sprengten jetzt den Abhang hinunter. Zu beiden Seiten des engen Berggäßchens erhob sich die Erde wie ein Damm und streute einen feinen roten Sand nieder. Das Terrain war uneben, von tiefen Furchen durchschnitten und mit Steinen besäet, die sich stellenweise zu festen grauen Steinspitzen auftürmten. Von dem obern Wiesengrund warf zuweilen ein einzelner, gewaltig hervorschießender Strauch seinen Schatten über den hohlen Felsenpfad. Die Reiter folgten sich einzeln, durch geschickte kurze Wendungen den Steinhindernissen ausweichend. Dem Grafen von Bosiljevo dicht auf den Fersen ritt ein junger Illyrier von auffallend kräftiger, stolzer Haltung. Es war Wladimir, der Gutsherr von Gerdun. Seine schönen begeisterten Augen hingen schwärmerisch an dem Grafen, der sich im Sattel halb zu ihm umwandte.

„Wird unser Traum in Erfüllung gehen?" fragte ihn der junge Mann leise.

„Ich hoffe es — einst. Und stimme mir bei, Wladimir, es ist ein schöner, stolzer Traum, den wir Illyrier träumen. Das nationale Bewußtsein, dieser göttliche Funke, den keine irdische Macht verlöschen kann, ist in unseren Schooß gefallen. Die Nation erwacht. Drei Sprachen sind es, die den Fortschritt der Jahrhunderte in sich aufnehmen, die griechische, die lateinische und die germanische und ihre vierte Schwester

*) Küstenland.
**) Historisch-getreue Szene.
***) Schwarzer, reich verschnürter Rock, Nationaltracht.
†) Illyrisches Nationallied in freier Uebersetzung.

ist die slavische. Der Reihe nach sahen wir diese Schwestern die Throne der Aufklärung einnehmen, weshalb soll die vierte ewig als ihre bedrückte Dienerin bei Seite stehen?"*)

„Du hast recht", erwiederte Wladimir feurig, „und ich komme Deinen Anschauungen immer näher".

„Halte nur den Gesichtspunkt fest," fuhr der Graf fort, „daß wir kein neu- — sondern ein wiedergeborenes Volk sind. Aus unserer gemeinsamen Karpathenheimat ergoßen wir uns einst in die Niederungen. Zerrissen und bedrückt, vergaßen wir unsere gemeinsame Vergangenheit. Und jetzt, nach Jahrhunderten und Jahrhunderten, erkennen sich die verirrten Brüder wieder und reichen sich als Söhne einer stolzen Mutter der slavischen Rasse, einig die Hände. Ist das nicht ein herrlicher Gedanke?"

„Herrlich!" entgegnete Wladimir, „wie die Zukunft, die sich vor uns öffnet. O laß uns eilen, die Nation dieser lichten Höhe zuzuführen!"

Ein Schatten glitt wie eine dunkle Ahnung über das Antlitz des Grafen.

„Rechne nicht zu sehr auf die Begeisterung, die uns heute umrauscht," sagte er mit edler Trauer im Blick. „Der Geist der Menschen ermattet oft im Flug. Er erhebt sich wohl, wie der Vogel in die reinen goldenen Lichtwellen des Aethers, er streift den Himmel mit seinen Fittichen, aber nur um aufzuatmen, und immer wieder kehrt er zurück in den Straßenstaub der Erde. Solange wir endlich sind, gibt es auch für ein Volk nur Momente, in denen es groß sein kann!"

„Sieh hin!" sagte Wladimir statt aller Antwort.

Der Graf hob das gesenkte Haupt. Sie waren aus der engen Waldschlucht hinausgetreten. Vor ihnen lag die Ebene, unzählige Kirchlein wie weiße Perlen in den Schooß gestreut, weit, glanzerfüllt und unendlich und von ferne her grüßte sie schon das gewaltige Steinhaupt des Slemen, an dessen Fuß die Hauptstadt des Königreiches hingebettet ruht. Von allen Seiten aber nahten dunkle Punkte, die sich immer mehr und mehr dehnten — lange Menschenzüge, die sich den Illyriern anschließen wollten. Ein solcher Reitertrupp sprengte ihnen jetzt entgegen. Ein Jüngling in reicher Magnatentracht führte ihn an.

„Ich bringe Euch Getreue!" rief er dem Grafen von Bosiljevo zu.

„Willkommen Graf Gyuro Erdödi," erwiederte dieser herzlich.

„Aber vergebt," erwiederte der junge Graf jetzt mit verdüsterten Blick sein Pferd anhaltend, „ich verstehe diesmal Euer Beginnen nicht. Ihr riest uns nach Agram, um den Grafen Haller, in welchem wir alle einen Feind der Nation ahnen, mit Glanz zu installieren?"

„Seid ruhig," erwiederte der Graf von Bosiljevo mit hoher Festigkeit, „wir handeln als Edelmänner und treue Söhne unserer Nation."

Die Reiter setzten sich jetzt wieder in Bewegung. Immer neue Zuzüge schlossen sich ihnen an, immer größer, immer glänzender wurde die Schar, auf die der Graf von Bosiljevo zurückblickte.

So kamen sie zu den ersten Häusern der Stadt. Eine städtische Wache war hier aufgestellt. Die Panduren**) umringten den Reiter im roten Mantel.

„Wer seid Ihr?"

Graf Alberto Nugent hob mit feurigem Stolze den Kopf.

„Von väterlicher Seite ein irischer Lord, von mütterlicher Seite ein neapolitanischer Fürst, meiner Gesinnung nach ein Anhänger des einheitlichen Kaiserreiches, vom Scheitel bis zur Zehe ein Südslave."

Die Wache trat zurück. In demselben Augenblick sprang aus dem Straßengraben eine junge Zigeunerin auf und lief den Illyriern furchtlos entgegen.

„Schöner Herr, laßt Euch wahrsagen," — rief sie schon von Weitem.

*) Original-illyrischer Ausspruch.
**) So nannte sich die Sicherheitswache.

„Weshalb nicht!“ erwiederte der Graf lächelnd und tauschte einen kurzen, verständnisvollen Blick mit ihr.

Sie ergriff seine Hand. „Es geht, verlaßt Euch darauf,“ sagte sie leise, und laut fügte sie hinzu, die Linie seiner Handfläche aufmerksam verfolgend:

„Bald, bald werdet Ihr als Sieger über die Drave,*) bis an das Ufer der Theiß ziehen. Aber nicht Du, ein Anderer wird die siegreichen Scharen der Illyrier führen! Soviel Fahnen werden seinen Zug geleiten, daß es aussehen wird, wie Wolken, und wenn der blaue Himmel auf sie stürzen möchte, so würden sie den Himmel auffangen und tragen.“ **)

Alle schwiegen betroffen von dieser seltsamen Prophezeiung.

Wladimir benützte diesen kurzen Augenblick, während dessen Niemand auf ihn achtete, um der Zigeunerin unbemerkt freundlich über das Haar zu streifen. „Goldjana, lebe wohl!“ flüsterte er warm. Sie blickte glutvoll zu ihm auf und lief dann zur Seite. Lange stand sie noch dort am Wegrand im Grün der Büsche und lauschte dem stolzen Freiheitsliede, das die Illyrier anstimmten und das allmählich verhallend zu ihr zurücktönte.

„Leben woll'n wir oder sterben
Für des Vaterlandes Not,
Denn kein Aar fürchtet die Sonne
Und kein Sklave je den Tod.
In der Jugend rosigen Tagen
Ist sein Spiel schon Kampf und Krieg,
Und die Träume seiner Nächte
Zeigen Wunden ihm und — Sieg.“

So zogen die Illyrier in die Stadt ein. Unendlicher Glanz und großartige Bewegung belebte den Tag hindurch die Straßen. Die Nation wollte dem neuen Träger ihrer alten geheiligten Banuswürde in hochherziger Aufwallung ihr Vertrauen entgegentragen, bis zu der Stunde, wo er sich selbst als ihr Feind entlarven würde. Aus allen Gegenden des Landes, von den blauen lachenden Ufern der Adria, von den nackten Karsthöhen des Velebit, aus den blühenden Thälern des Zagorije, aus den Ebenen der Save und Drave strömte das Volk und die Blüte des Adels herbei. Nicht einen abhängigen Banus, einen K ö n i g wollte man diesmal unter dem willkommenen Scheine krönen, um in der Nation die Erinnerung an ihre stolze Vergangenheit wieder zu erwecken.

Die magyaronische Partei stand in kühler Ruhe und wachsendem Selbstvertrauen dieser heimlichen Strömung gegenüber. Sie dachte den Augenblick der Ernüchterung für die trunkenen Massen gekommen; das Beugen einer aufrührerischen Menge unter das eiserne Joch langgewohnter gewaltiger Uebermacht.

Die Illyrier schienen besiegt; der Triumph dieses Tages gehörte ihnen. In feenhafter Beleuchtung erglänzten abends die Straßen. Die Hauptstadt des Landes legte dem neuen Ban***) ihre Huldigung zu Füßen.

Da — mit einemmale — stieg in der Gegend, wo in dem öden Kapitelstadtteil der altersgraue Dom seine mächtigen Kuppeln erhebt, ein Transparent empor. Sein leuchtendes Schild überglänzte alles, was die Stadt an Lichtpracht ausstrahlte. In Flammenschrift sandten die Illyrier ihre stolze Warnung durch die Nacht:

„Durch das Schwert, wisse o Banus, fällt, wer gegen sein Volk regieren will!“

Berittene Soldaten sprengten herbei und forschten nach den aufrührerischen Thätern, aber man fand nur eine junge Zigeunerin und auch diese entriß sich ihren Händen und verschwand flüchtigen Fußes im Dunkel der Ebene — — —

* * *

*) Drau, Grenzfluß zwischen Kroatien und Ungarn.
**) So schildern zeitgemäßische Schriftsteller den späteren Uebergang Jelacic's über die Drau.
***) Banus slavisch.

Monate verstrichen. Die Zigeunerbande der Hudurovic lagerte jetzt in der Saveebene vor den Thoren der Hauptstadt. Auch Goldjana war unter ihnen. Das Leben im Lager war immer dasselbe. Scheinbarer Müssiggang, in Wahrheit aber streng verteilte Arbeit. Die Kinder liefen längs des Straßengrabens den Spaziergängern und Fuhrwerken bettelnd nach, sammelten Hadern, Knochen und Kräuter, die Weiber kochten, schlichen sich gegen Abend in das nahe gelegene Dörfchen Santa Clara, wo sie wahrsagten, kurpfuschten und Holzwaren feilboten, die Männer schmiedeten und beschlugen Pferde.

Goldjana hielt sich diesem niederen Treiben ferne. Wenn sie im Lager war, lag sie gewöhnlich auf den Boden hingestreckt, den schönen Kopf auf den Arm gestützt und sah mit hoheitsvoller Ruhe wie eine asiatische Fürstin umher. Zuweilen verschwand sie in sternenhellen Nächten oder früh morgens und blieb mehrere Tage fort. Die Zigeuner achteten scheinbar nicht auf ihr Kommen und Gehen, sie jubelten ihr nur entgegen, wenn sie das Brustmieder mit Goldmünzen vollgesteckt wieder kam. Sie warf es ihnen stets verächtlich vor die Füße und setzte sich dann mit glühenden Augen und flammenden Wangen wie berauscht von den Freiheitsliedern, die sie überall umklungen hatten, bei Seite. Und immer von Neuem trat sie ihre geheimnisvollen Wanderungen an. Im ganzen Lande kannte man sie schon die dunkle phantastische Gestalt der jungen Zigeunerin, die bald hier bald dort in den Dörfern der Ebene und den Schlössern der Bergeshöhen, aber immer nur flüchtig wie ein Sonnenstrahl erschien. Wenn sie so plötzlich irgendwo auftauchte, nickten die Bauern und riefen sich zu: „die Spionin der Illyrier!“

Eines Tages kam sie mit wundgelaufenen Füßen in das Lager zurück und warf sich erschöpft in das Gras. Sie brachte diesmal auch kein Geld mit und wies die zudringlichen Bitten der Zigeuner mit kurzem herrischen Stolze ab. Mit fieberhaft glimmenden Augen starrte sie hinüber auf die im Sonnengold blinckenden Türme der Stadt. Stundenlang lag sie so. Mit einemmale — fuhr sie empor. Ihr feines Ohr hatte das Fallen mehrerer Schüsse vernommen. Auch die übrigen Zigeuner sprangen auf und versammelten sich erregt um Goldjana. Keines sprach ein Wort. Alle blickten starr vor Aufregung keuchend in die Richtung der Stadt.

Plötzlich kam von dort her ein Zigeuner gelaufen, zerlumpt, bestaubt, atemlos von weitem schon in wilden Gesten sprechend:

„Laßt uns die Zelte abbrechen, Söhne der Sinti“, rief er mit wüst und irreblickenden Augen, „unsere Feinde haben gesiegt und jene, die uns Gold gaben, haben es mit ihrem Blute bezeugt . . . .“

Goldjana und die anderen Zigeuner umdrängten ihn.

„Wie war es — erzähle!“ fragte sie verstört.

„Am Morgen schon, begann der alte Hudorovic noch immer keuchend, sah ich euch helle Wunder in der Stadt. Das Haus des Banus umstanden Soldaten, deren Phudi's *) wie Tannen gegen Himmel ragten. Das Haus des Banus hat zwei Höfe. In jenen zur Rechten, der nur einen Ausgang hat, ließ man die Illyrier ein, in den andern zur Linken mit zwei Ausgängen die Magyaronen. In der Mitte zwischen beiden stand der Thronsessel des Banus, der ihm in seinen von Edelsteinen funkelnden Sammtgewand einnahm. Was sollte hier vorgehen?

Ich hörte nur von den Umstehenden, daß sie den Podzupan**) für das große Agramer-Comitat wählten, und daß die Partei der Ungarn siegen würde. Auf einmal sah man die Magyaronen in stolzem Siegestaumel herausdrängen und von der anderen Seite ergoßen sich die Illyrier mit aufgeregten Rufen über den weiten Sant Markusplatz. Ich sah einen Augenblick die Köpfe des Grafen von Bosiljevo, des jungen Gutsherrn von Gerdun, der Grafen Draskovic, des jungen Erdödi und anderer Edelleute in dem ungeheueren Getümmel auftauchen. Zugleich aber hörte

*) Gewehr zig.
**) Vizegespan (slavisch).

ich in ihrer Nähe einige Schüsse fallen und sah ihre Gestalten im Rauch verschwinden. Ich warf mich in das Gedränge, ich mußte hindurch.

Ein Soldat senkte das Gewehr und zielte auf mich. Ich riß mir das Hemd auseinander und bot ihm die nackte Brust. „Schieße Hund!“ schrie ich halb wahnsinnig vor Aufregung, glaubst du, daß ein Zigeuner vor Verfolgung und Todesgefahr zittert. Hebst du gegen meine Brust dein Gewehr, so habe ich gegen dein Haupt einen Stein!“ So kam ich hindurch. Ein entsetzlicher Anblick. — Da lagen sie — lauter schöne kräftige Jünglinge — in roten Blutlachen — auch der junge Herr Wladimir war darunter. — —“ Der alte Hudurovic schwieg von Frost und Grauen geschüttelt.

Die Zigeuner versanken jetzt allmählich in ihren früheren Gleichmut. Bald ruhten sie wieder rauchend oder schlafend unter ihren Zelten.

Nur Goldjana saß in der klaren Helle des Mondes auf einem großen weißen Stein, den glanzlosen Blick zu Boden gesenkt, als ob sie ihn durchbohren und dort etwas finden müßte. Sie schlief nicht — ihr schönes Gesicht war wie leblos — man sah, daß sie nur mühsam, wie durch einen Schleier dachte. Am Morgen begannen plötzlich alle Glocken der Hauptstadt zu läuten. Drei Tage lang tönte ihr gewaltiger eherner Ruf ununterbrochen weit in das Land hinaus und rief das Volk aus allen Gauen des Königreiches herbei. Am dritten erst trug man die nationalen Martyrer zu Grabe. Es war ein schöner sonniger Nachmittag.

Goldjana war wieder aus den Zelten geschlichen und saß, das Gesicht in die Hände gestützt — zusammengekauert — mit wirrem Haar im Sonnenlicht.

Die Glocken, die Glocken, es war als ob sie sie riefen.

Und plötzlich sprang sie auf, setzte wie toll über den Weggraben und rannte auf der Landstraße fort. Sie lief dem Klange entgegen. Nicht durch die Stadt, auf einem großen, großen Umweg über die niedere grüne Hügelkette, die sie umschließt, mußte sie in die Nähe des Friedhofes gelangen. Es war ein weiter mühsamer Weg, bergan, bergab, über grüne Hügelrücken, Schluchten und Weinberge, über die Friedhöfe der Juden, der Griechen und Unitarier flog sie hin. Sie achtete nicht worauf ihr Fuß trat — Steine, Rasen, Gräber, Weinreben gleichviel — nur weiter, nur näher dem Ziel. „Braune Diebin!“ rief ihr ein Bauer nach, wie sie mit fliegenden Zöpfen und flatterndem roten Rocke an ihm vorüberrannte. Er dachte nicht anders, als daß sie gestohlen hatte und nun den gewöhnlichen Weg der braunen Ausreißer in den schützenden Hochwald nahm. Sie wandte sich im vollen Lauf nach ihm um und wies ihm höhnisch ihre blitzenden Zähne. Endlich war sie auf der Anhöhe. Dort lag er vor ihr, der kleine Jurjevacer Friedhof, von einer hohen Mauer umfriedet. Das goldene Kreuz seiner Kapelle leuchtete ihr im Sonnenglanz entgegen. Sie brach mit ihren kleinen kräftigen Händen ein Stück Ziegel aus der morschen schadhaften Mauer, setzte den braunen Fuß hinein und schwang sich gewandt hinüber. Da stand sie nun mit hochklopfendem Herzen zwischen den Gräbern. Gleich bei dem eisernen Hauptthor sah sie einige Männer eine offene Grube umstehen. Sie schlich vorsichtig näher. In einer Ecke des Friedhofes gewahrte ihr scharfes Auge ein überwuchertes einsames Grab, von einer Trauerweide überhangen, mit einem hohen weißen Marmorkreuz. Es lag fast im Dunkel dicht an der Mauer. Dorthin wandte sie sich. Sie umschlang das Kreuz mit beiden Armen, lehnte den Kopf daran und blieb so regungslos stehen. Einer der Arbeiter bemerkte sie und und wies mit der Hand auf sie hin. Es war ein seltsamer, in seinem scharfen Gegensatz ergreifender Anblick, dieses weiße hohe Christuskreuz, das die braunen Arme des flüchtigen, heimatlosen Kindes der Nomaden wie schutzflehend umschlungen hielt! Ihr schönes, von einem südlichen Feuer durchglühtes Gesicht, der rote Rock und die dunkle Weide, die dieses herrliche kunstlose Rembrandbild beschattete, fügten sich in malerischer Unbewegtheit ineinander.

Eine Stunde verstrich so. Die Sonne schien heiß und flammend nieder. Endlich ließ sich von fern her das Nahen einer großen Menschenmenge wie das Brausen eines Stromes vernehmen. Unabsehbar in seiner Ausdehnung näherte sich der Leichenzug der nationalen Märtyrer. Fackeln, Trauerflöre und das schwermütige Absingen

ergreifender Nationallieder verliehen ihm ein imposantes, feierlich, ernstes Gepräge. Die Totenwägen hielten vor der eisernen Gitterthür. Sechs junge Illyrier in roten Mützen, die Degen mit Trauerflor umwunden, trugen den ersten Sarg herein. „Heute mir, morgen dir", stand in großen goldenen Lettern darauf. Langsam senkte man den Jüngling in die Erde. Wieder brachten die Illyrier einen Sarg — und noch einen — und wieder einen — immer mit derselben düsteren Inschrift — die traurige Feier schien kein Ende nehmen zu wollen. — Die Blüte der kroatischen Jugend sank da in das Grab.

Etwas wie ein Stöhnen ging durch die Menge. Neunmal hatten die Illyrier schon den trostlosen schweren Weg gemacht. Endlich, endlich der zehnte, der letzte Sarg. „Wladimir" — — — lasen die Nächststehenden, dann wandte man ihn um, „Herr, unser Blut wartet deiner Rache!" stand auf der anderen Seite. Einen Moment hoben ihn die Illyrier hoch empor und zeigten dem Volke die leuchtende goldene Inschrift, dann ließen sie ihn auch in die feierliche Totenstille hinab. Kein Laut, kein Schluchzen unterbrach das düstere Schweigen. Die Gefühle dieser Hunderte, dieser Leidtragenden einer ganzen verletzten Nation waren zu erhaben, zu edel, um als Schmerz zu Tage zu treten. Sie durften diejenigen nicht beklagen, die den stolzen Glanzspuren einer reinen begeisterten Idee folgend, gefallen waren! Sie fühlten nur, daß ihre Rechte unter der heiligen Stephanskrone keinen Raum mehr fanden. Ein Schatten erhob sich in diesem Augenblicke zwischen zwei, seit acht Jahrhunderten geeinten Bruder-Völkern und schied sie — auf lange — auf immer. Schweigend, in andächtiger Stille entfernte sich die Menge. Nichts regte, nichts rührte sich mehr auf dem kleinen Friedhof.

Selbst die Natur schien verstummt. Nur die junge Zigennerin lehnte noch immer an dem weißen Kreuz. Sie konnte nicht fort, sie war so müde — so müde — wie ein todwundes Reh. „Wovon nur?" fragte sie sich verwundert, von der langen Wanderung?" Sie versuchte den Arm zu heben, ließ ihn aber sogleich wieder schlaff niedersinken. Sie starrte hinab, wo sich das Novaveser Thal und der dunkle herrliche Smrok an die Zagorianer Berge lehnen. Wie licht und farblos, wie leer ihr doch alles schien! War es Nacht — war es Morgen? — Wo war nur der Sonnenschein? — — — —

Plötzlich zog sich ihr Herz krampfhaft zusammen. Eine eisige Kälte durchdrang ihr Inneres und der Kopf sank ihr schwer in die Hände. Thränen strömten an ihren braunen Wangen nieder. Erst da begriff sie, daß es ein Menschenantlitz war — ein schönes, dunkles Menschenantlitz, das jetzt tief in der Erde gebettet lag — das ihr den Sonnenschein geraubt.

* * *

Jahre waren über das Gerbuner Hochland hingezogen. Es war wieder Frühling, aber die weiße Sammtdecke des Schnees lag noch in feenhafter Reinheit ausgebreitet, vergoldet von der Sonne, die an einem stillen, schönen Nachmittag langsam, wie getragen von den lichten Federwolken, die sie umgaben, gegen Westen schwamm. Unberührt von dem Wechsel der Zeiten, tauchten die fernen blauen Berge, die den weiten Horizont umflossen, ihre Spitzen in den Glanz des Aethers, schlossen sich die dunklen Tannenwälder wie ein drückender Panzer um die mächtigen Steinwände, und dieselben sanften Hügelwellen neigten sich vertraut und sonnig den offenen, stillen Thalgründen zu.

Auch im Gerbuner Herrnhof schien alles unverändert. Das Haus selbst dehnte sich genau so verfallen, genau so rußgeschwärzt wie einst im Sonnenlicht. Im Hofe führte ein Bauernbursche zwei Reitpferde langsam auf und nieder. Das eine war für eine Dame gesattelt. Ungeduldig scharrte es mit den feinen Hufen den Kies. Das andere warf von Zeit zu Zeit den Kopf mit einem kurzen stolzen Schnauben zurück.

Eine junge, in tiefe Trauer gekleidete Frau mit reichen blonden Locken trat jetzt auf die Treppe hinaus. Ihr folgte ein Herr in einem einfachen losen braunen Rock.

„Sehen Sie, Graf Alberto, sagte die junge Frau, die Schleppe ihres Reitkleides aufnehmend und die Stufen rasch niedersteigend, wie sonnenhell, wie trügerisch und glückverheißend die Welt heute wieder einmal vor uns liegt!"

Der Graf half ihr schweigend in den Sattel. Sie reichte ihm von oben herab herzlich die Hand. „Darf ich Ihnen nochmals sagen, wie sehr es mich freut, daß ich Ihnen wenigstens eine kurze Stunde im Gerduner Herrenhofe Gastfreundschaft anbieten durfte." „Ich weiß ja, schloß sie mit den schönen Augen träumend zu den goldenen Thurmspitzen von Bosiljevo, die über den Waldeshöhen sichtbar wurden, hinüberschweifend, daß Sie dort drüben heimatlos geworden sind!"

„Jawohl, sagte der Graf, die Zügel ihres Pferdes ordnend mit zurückhaltendem Ernst, aber ich wurde es freiwillig. Nachdem ich solange der neuen Zeit zugejubelt, und die Kerkerwände der erwachenden Freiheit durchbrechen half, behagt es mir nicht, mir selbst die Fesseln eines Majorates anzulegen. Weder meine geistigen Neigungen, noch mein Denken, noch mein Lieben, ließen sich in diese letzte stolze Festung des Oligarchentums einengen."

„Sie kamen also nur in diese Gegend, um für lange zu scheiden?" Der Graf legte den Arm auf den Hals seines Pferdes. „Für lange", nickte er zustimmend.

„Meine Aufgabe hier ist ja im Grunde erfüllt. Mein Volk hat von Ungarn wenigstens einen Teil seiner Autonomie zurückerlangt. Die beiden Nationen sind versöhnt . . . . und unsere Träume ausgeträumt.

„Und überdies widern mich die alten morschen Staaten des Westens mit ihrer krankhaft überfeinerten Cultur unsäglich an. Ich will mich unter die jugendfrischen Völker des Ostens mengen, dort wo Poesie und Romantik noch aus ihren goldenen Urquellen rauschen, wo der Pulsschlag des Lebens manchmal noch regellos schlägt!"

„Sie wollen in die Türkei, wie ich höre —?"

„Ja!"

Der Graf schwang sich jetzt in den Sattel. Die junge Frau rief der alten Franza, die unverändert wie ein verwittertes Steinbild auf der Treppenstufe saß, ein paar Worte zu. Dann sprengte sie, die goldblonden Locken im Sonnenlichte schüttelnd, mit kräftig geröteten Wangen voran. Der Graf folgte ihr.

Die alte Franza starrte ihnen nach. Sie nickte wie traumverloren vor sich hin. Ja, ja, der Herrenhof hatte jetzt, seit die alte Fraila dort oben bei dem Kirchlein Sveti Kriz schlief, eine schöne junge Herrin. Die Wirtschaft ging ihrem gewohnten Gang, man säete dieselben Fruchtsorten in denselben bestimmten Monaten und erntete sie auch wieder ein. — es war alles beim Alten — ganz beim Alten — und doch so anders! Der Wladimir war todt, die Goldjana fort und die kleine blondlockige Slava eine trauernde junge Witwe. Sie war Sängerin gewesen, dann die glückliche junge Frau eines fremden Offiziers, bis ihr Gatte nach kaum einem Jahre einer hitzigen Krankheit — unerwartet schrieb sie — erlag. Dann war sie heimgekommen. Bald tönnte ihr altes, holdes, übermütiges Lachen wieder durch das Haus, nur über ihren glücklichen Augen lag es zuweilen wie ein leichter Thränenschleier. — — —

Die beiden Reitenden stiegen indessen rasch zwischen den steilen waldigen Hügelwellen nieder. Der Schnee glitzerte und knisterte unter den Hufen der Pferde. Zuweilen glitten die edlen Thiere mit den feinen Vorderfüßen aus, und die Reiter hielten sie kurz im Zügel. Dabei bogen sie sich ausweichend nach rechts und links, um den schweren Schneeklumpen zu entgehen, die oft plötzlich von den Baumästen auf sie niederstürzten.

„Ich kann Ihnen nicht beistimmen," nahm die junge Frau, den Schnee lachend von ihren Schultern abschüttelnd, das Gespräch wieder auf, „wenn Sie Ihre ideale Sehnsucht nach der Freiheit im Osten austräumen wollen, dort wo das Weib noch eine Sklavin ist!"

„Und was ist sie hier?" fragte der Graf, seine ernsten ruhigen Augen fest auf die junge Frau richtend, „wo man ihrem Geiste mitten in einer freiheitstrunkenen Zeit kleinlich alle höheren Bahnen verschließen will? Kann es etwas Traurigeres geben als die verzerrten Typen, denen wir heute im Rahmen unserer Gesellschaft

begegnen? Auf der einen Seite der Mann, nehmen wir die gewöhnlichste Erscheinung — vor der Welt Monogame und Christ, in Wahrheit aber ein leichtsinniger Gelegenheitsverführer und ein Anhänger realistischer Naturlehren, die uns mit ihren großen Offenbarungen mehr und mehr einengen." —

„Und auf der anderen Seite das innerlich geistig befreite Weib", fiel Slava mit lebhaft gerötcten Wangen ein, „das derselben Strömung folgend, plötzlich vor der Erkenntnis steht, daß die Enthaltsamkeit ihrer Liebe vielleicht keine Tugend war, sondern eine Sünde gegen die ewigen heiligen Gesetze der Natur; das Weib, über dessen Haupte das Griechentum mit seiner heiteren Schönheit und sinnlichen Lebenslust leuchten sollte, und die statt dessen in krankhafter Askese — verkümmert."*)

Schweigend ritten sie weiter. Zur Rechten tauchte plötzlich die alte Schloßruine hervor. Sanft lag das zusammengestürzte graue Gemäuer in den Schnee gebettet. Eine schwarze Dohle hob sich von dem einzig noch aufrecht stehenden Mauerrand und grüßte die Reitenden, über ihren Köpfen fortziehend, mit ihrem heisern Krächzen.

Sie kamen jetzt durch das Dorf. Es war unter dem wohlthätigen Einfluß menschenwürdiger Freiheit erfreulich aufgeblüht. Die einstigen Unterthanen waren jetzt besitzende, erwerbsfröhliche Bauern, und schon mengten sich einzelne neue rote Ziegeldächer, den Fortschritt bekundend, unter die alten, morschen, mit armseligem Stroh gedeckten Häuschen. Vor einem solchen netten Gehöfte hielten die Reitenden an.

Eine Bäuerin trat noch in vollem Staat ihres vormittägigen Meßganges heraus.

„Gott gebe auch Euch Anteil an seiner heiligen Messe!" grüßte sie nach altem schönen Brauch.

„Ich danke Dir, Magda", erwiderte die junge Frau freundlich, „wo ist Janko, Dein Mann —?"

Die junge Bäuerin warf sich stolz in die Brust.

„Sie sind drüben auf den Gemeindewiesen, er ist Ortsrichter und da gibt es immer viel zu schlichten."

Der Graf mengte sich jetzt in das Gespräch. „Die Auskunft, die wir brauchen, kannst auch Du uns geben, Magda. Wir hörten nämlich, daß die Zigeunerbande der Hudurovic wieder einmal nach langen Jahren hier herum lagert und möchten sie aufsuchen. Es sind alte Bekannte, und einige darunter haben uns in den schweren Zeiten, als wir Euch zu freien Bauern machten und Euern Kindern den Gebrauch unserer Landessprache erkämpften, ehrlich gedient."

Magda nickte, „es ist wahr, was Ihr hörtet, sie sind wirklich wieder eingezogen. Seit drei Tagen schon sind sie hier — auch die Goldjana ist dabei. Sie lagern ganz an derselben Stelle im Rücken des Dorfes wie vor Jahren."

Ein lauter, munterer Haufe von Bauern kam jetzt von den Feldern. Als sie den Grafen erblickten, schwenkten sie erfreut die Hüte.

„Gott segne den Herrn von Bosiljevo," scholl es ihm entgegen. Dem Grafen traten die hellen Thränen in die Augen. „Ich bin es nicht mehr, sagte er, die Hand abwehrend erhebend, macht mir also das Herz nicht schwer. Ihr wißt, daß ich nur gekommen bin, um Abschied von Euch zu nehmen und dann den Boden unserer Heimat auf lange zu verlassen. Lebt also wohl, Ihr Leute! schloß er, jedem Einzelnen die Hand drückend, und sollten wieder einmal dunkle Tage über Euch kommen, so wendet Euch vertrauensvoll an den neuen Gebieter von Bosiljevo. Er versteht es vielleicht nicht so gut, sich zu Eurer Art herabzulassen, aber auch er ist ein ehrenhafter Diener seines Kaisers und ein treuer Sohn unserer slavischen Nation, wie jeder echte Rügent."

Die Bauern schwiegen bewegt. Sie umdrängten den Reiter, als ob sie ihn gewaltsam hindern wollten, aus ihrer Mitte zu scheiden. Magda neigte sich zu dem Ohre ihres Gatten und raunte ihm etwas zu.

*) Die Verfasserin erhebt die freie Naturphilosophie, die die ganze Novelle atmet, weder zur eigenen Anschauung, noch zur Tendenz der Novelle. Es ist die ethnographisch treue Wiedergabe des südslavischen Volksgeistes, welcher neben heißer überspannter Phantasie naiven kindlichen Naturglauben atmet. Die Novelle ist ein Bild, keine Doktrin.

„Ach, die Zigeuner," sagte er sich verlegen den Kopf krauend. „Nun diese Landplage wären wir glücklich los. Nehmt es nicht übel Herr Graf, daß wir uns freuen, aber ich bin Ortsrichter und diese listigen braunen Diebe machen uns doch manchen Schaden. Nun ist in der vergangenen Nacht der alte Hudurovic gestorben, und so haben wir sie zum letzten Mal in unserer Gegend gesehen."

„Und was sollte sie hindern wieder zu kommen? Doch nicht der Tod des Alten?" fragte der Graf erstaunt.

„Gewiß," nickte ein alter Bauer mit schneeweißem Bart, „wo ein Zigeuner stirbt, da schlagen die braunen Söhne des Romvolkes ihre Zelte nicht mehr auf -- dahin kehren sie niemals wieder!"

Die beiden Reitenden sprengten jetzt weiter die Dorfstraße entlang, in das nächste Wiesendickicht, in der Richtung, die ihnen Magda mit ausgestrecktem Arme wies.

Sie umkreisten zuerst mehrmals im scharfen Galopp die grüne Strauchwand, die den offenen Wiesenplan verbarg und lenkten dann in eine gelichtete Stelle ein. Mühsam trugen sie die Pferde hindurch. Sie hielten im Schatten und blickten umher.

Die Zigeuner waren in ihren Zelten, wo sie ergreifende Trauerklagen ausstießen.

„Armes, rätselhaftes Volk! Wild in seiner Freude und wild in seinem Schmerz!" sprach der Graf mitleidsvoll den Kopf schüttelnd.

Sie horchten eine Weile.

„Goldjana!" rief Slava endlich entschlossen mit ihrer hellen melodischen Stimme über den Rasen.

Eine junge Zigeunerin trat aus dem Zelt. Ihr langes schwarzes Haar fiel gelöst in herrlicher, düsterer Fülle um sie nieder, wie es bei den Frauen dieses Stammes Sitte ist, die um einen Todten trauern. Der rote Rock, den sie trug, war zerfetzt, das gelbliche Linnenhemd zerknittert. Den Blick gesenkt, hoheitsvollen Schmerz in den Zügen, kam sie den Fremden entgegen. Etwas wie ein schwacher Freudestrahl glitt über ihr Gesicht, als sie sie erkannte. Aber der Blick ihrer dunklen Augen blieb fremd und scheu.

„Soll ich Dir wahrsagen, schöne Frau?"

Der Graf ritt jetzt an ihre Seite. „Nein, Goldjana, wir sind gekommen, um Dich wiederzusehen", sagte er milde, „und zu hören, wie es Dir geht. Wo wart Ihr in den letzten Jahren?"

Goldjana senkte die dunklen Augen und schwieg.

„Willst Du uns das nicht sagen?" fragte Slava.

„Ich darf es nicht."

Der Graf klopfte sein Pferd, das sich ungeduldig aufbäumte, beruhigend auf den schlanken Hals. „Goldjana", begann er, den Blick der Zigeunerin suchend, von Neuem, „ich habe Dir einen Vorschlag zu machen. Am Fuße von Bosiljevo liegt ein nettes kleines Anwesen. Es gehört Dir, wenn Du Dich entschließt, Dich allein oder mit einem Rom dort anzusiedeln."

Goldjana schüttelte demütig den Kopf.

Der Graf runzelte die Stirne. Sein Blick ruhte strenge auf der Zigeunerin.

„So willst Du also dieses elende Leben ohne Sitten, ohne Zweck, ohne Religion und ohne Ruhe fortführen?"

Die Zigeunerin richtete sich plötzlich hoch auf. Ihre Augen flammten. „Du irrst," sprach sie stolz, „die Sinti sind kein Volk ohne Bewußtsein." — Dann fuhr sie erschrocken zusammen und blickte spähend umher. Plötzlich verhüllte sie ihr Gesicht mit den Händen.

„Ich brach einen heiligen Schwur, um Euch das zu sagen", sprach sie mit müder Stimme „aber — es sei. Ich will Euch das Rätsel enthüllen, das das Volk des Melelos seit Jahrhunderten für Euch war!"

Sie wandte sich jetzt zu dem Grafen. „Du fragst, wo wir in den letzten Jahren waren? Weit, weit in Senegambien und noch weiter in den pfad- und weglosen Inneren Afrikas. Durch die slavischen Länder zogen wir gegen das Meer. In Triest verkauften wir unsere Fuhrwerke, trafen mit anderen Zigeunern, die von

England, Frankreich und Griechenland kamen, zusammen, und schifften uns ein. O, es war schön, als wir an einem mondhellen Abend an der Küste Afrikas landeten! Wir küßten den Boden, wo der Nomade noch nicht verachtet, noch nicht als ausgestoßen von der Gnade des Himmels betrachtet wird!

„Ich kann Dir die Länder nicht nennen, durch die wir zogen. Wir folgten immer der Sonne, die als einziger Leitstern vor uns glänzte. Die Wohnstätten der Menschen blieben allmählich hinter uns zurück — immer tiefer drangen wir in eine unergründliche pfadlose Wildnis. Der Urwald nahm uns endlich auf. Lianen fesselten bei jedem Schritt unsere Füße, schlangen sich wie Blumenketten über unsereren Häuptern um die Stämme der Bäume, die ein weißes Moos bedeckt, riesige Fledermäuse, bunt schillernde Insekten, rote und grüne Vögel, kleine Tiger kreuzten unseren Weg. O, wie soll ich Euch die Goldglut dieses Himmels schildern, wo jede Wolke einer großen Sonne gleicht, die über euerem Haupte hinschwebt!

„Als wir endlich an einem lauen Abend in eine ungeheuere Waldblöße hinaustraten, deren heimliches Dunkel ein mächtiger, namenloser Fluß durchrauscht, warfen wir uns alle anbetend zur Erde. Rotgoldene Feuer schlugen ringsum in herrlicher, schauerlicher Lichte zwischen den Stämmen des Urwaldes hervor. In ihrer Mitte erhob sich ein großes, reichgeschmücktes Zelt, das einige Zigeuner mit gesenkten Fackeln aus getrockneten Fichten umstanden.

„Vor dem Zelteingang stand mit verschränkten Armen ein Rom von königlicher dunkler Schönheit. Seine muskelstarken braunen Glieder waren von einem prachtvollen rotseidenen Al-Burnus*) umhangen. Goldmünzen lagen auf seiner breiten, stolzgewölbten Brust, aus seinem Gurt blitzten reichgeschmückte Waffen und die Füße trugen goldgestickte Sandalen.

„Es war der Großwoiwode, der Zigeuner, vor dem jeder Sinti wenigstens einmal im Leben erscheinen muß, dessen Wohnort wir aber nie verraten dürfen.

„Ich grüße euch Söhne und Töchter des großen Romvolkes", sprach er, die Arme langsam erhebend, „die ihr nach langer mühevoller Wanderung zu meinen Füßen ruht."

„Die Zigeuner reichten sich jetzt zu dem großen Freudentanz die Hände. Zehn junge Sint-Mädchen traten in den Feuerlichtkreis vor. Sie waren mit rotem oder weißem Tüll bekleidet, der ihre schwarzbraune Haut wie zart rosenfarb durchschimmern ließ und sie wie eine Wolke umschwebte. Auf den Köpfen trugen sie zarte prachtvolle Gold- und Silberkronen.**) Mit einer sanften sehnsüchtigen Bewegung bogen sie die schlanken Oberkörper zurück und begannen ein tieftrauriges, wunderschönes Tanzlied, das „Lume me!"***)

„Allmählich aber wurden sie trunken vor Freude. Sie umkreisten mit wilden Geberden die Männer, die in kriegerischen Stellungen vortraten, die zusehenden Sinti-Frauen weinten, die Kinder klatschten mit den Händen auf ihre nackten Füße, und endlich vereinten sich alle Stimmen zu einem einzigen wahnsinnigen Schrei höchster Seligkeit.

„Erschöpft sanken die Tänzerinnen jetzt zu Boden.

„Jeder einzelne von uns nahte sich hierauf dem Großwoiwoden und erzählte, was er in fernen Landen erkundet hatte.

„Als die Reihe an mich kam, sagte er:

„O Mädchen, braune Taube des Waldes, dich hat das Volk der Melebos zu Besonderem ausersehen. Du warst Spionin. In den Augen der Sinti ist das ein vornehmer Beruf, so sehr ihn die Parnos†) auch verachten mögen, denn er erfordert die Schlauheit des Fuchses, die Gewandtheit des Tigers und die Kühnheit der Löwin.

*) Arabischer Mantel.
**) Eine wundervolle Filligranarbeit, welche die Zigeuner selbst verfertigen.
***) Das feierlichste Tanzlied der Zigeuner.
†) Nichtzigeuner.

Ich höre, daß ein ungarischer Zigeuner die Fackel deiner Unschuld verlöscht hat. Ich vermähle dich ihm. Er wird deiner Daika*) einen hohen Kaufpreis in Gold erlegen."

„Der Großwoiwode machte hierauf ein Zeichen. Rasch trug man die Fackeln um ihn zusammen und die Zigeuner kauerten sich zu seinen Füßen in einem weiten Kreise nieder.

„Söhne und Töchter des großen Romvolkes," begann er hierauf mit ruhiger Hoheit zu uns zu sprechen, „die ihr vom Morgen und Abend von glühenden und eisstarrenden Zonen hier zusammen kommt, hört, was ich euch über das Geschick unseres Stammes tröstliches zu sagen weiß.

„Die Parnos glauben, daß wir ein Volk ohne Sitten, ohne Glauben, ohne Gesetze, ohne Geschichte sind.

„Dieser Irrtum mußte und sollte entstehen, weil das Schweigen über uns selbst das heiligste Gelübde ist, das jeder Sinti ablegt, und das wir seit Jahrhunderten nicht brachen. Wir berichten nicht, woher wir kamen, noch wohin wir streben. Aber die Parnos sind dennoch wenig weise, wenn sie glauben konnten, daß ein Volk, das in Elend und Schmach hinlebt, das sich freiwillig mit dem nackten Leben begnügt, das keine Macht, kein Einfluß, keine Belohnung und Verfolgung verändert, das sich keinem Staate, keiner Religion anders als zum Schein beugt, das vorgibt, sein Erinnern sei erloschen und seine Zukunft ohne Hoffnung, nicht irgend eine idealistische Mission zu erfüllen hätte! Ist es denkbar, daß nur der Zufall die tausend Kreuz- und Querfaden unserer Horden, unserer Banden und Stämme leitet? Daß ein Volk, das im Norden und Süden, im Osten und Westen dieselben Sitten, dieselben Sprachen, dasselbe unvermengte Blut bewahrt, nicht einen Mittelpunkt hätte, nicht einen Kitt, der es zusammen hält!

„Ihr wißt, daß dem anders ist. Die Melelos mengen sich nicht in die Geschicke anderer Völker, weil sie ihre eigene große Vergangenheit und ihre eigene große Zukunft haben. Sie sind auch nicht arbeitsscheu, wie die Parnos wähnen, und nicht deshalb verlassen sie die Erdschollen, die Heimstätten, die man ihnen bietet. Der Nomade, der sich ansiedelt, ist für ewig von unserem Stamm getrennt und verflucht, obwohl auch er das heilige Gelübde unseres Schweigens hält. Der Zigeuner darf nicht und nirgends bleiben, weil jeder von euch eine Mission zu erfüllen hat, die ich, euer Großwoiwode euch vorschreibe."

Der Großwoiwode schwieg einen Augenblick. Die Zigeuner warfen eine verlöschende Fackel zu Boden zum Zeichen, daß sein Gedanke gehört und zugleich in ihrem Erinnern verloschen sei.

„Die Gesetze, die ich euch gebe, sind immer dieselben. Jedes Jahr fließen von eueren Banden die Zigeunerpfennige in meine Hände, von denen ich lebe. Ich bestimme euch, wie bis nun eure Woiwoden und für jeden Zigeunersprengel einen Richter, der euch vermählt, scheidet und im Streite Recht spricht. Das Stehlen ist euch erlaubt, aber nicht das Ertapptwerden. Dies ist eine Schmach, die euch die Schlauheit ersparen soll. Geschieht es dennoch und befindet sich ein Rom oder eine Romni in Haft, so dürft ihr den Ort nicht verlassen, oder ihr müßt euere Wanderung so einteilen, daß ihr zur Zeit ihrer Freilassung wieder an Ort und Stelle seid. Im Uebrigen seid fleißig, nüchtern und mäßig, verstellt euch, haltet euch aber in Wahrheit frei von Aberglauben und Vorurteilen und nährt euere Liebe zu königlicher Pracht."

Wieder sank eine Fackel zu Boden.

„Hört auch nicht auf jene trügerischen Lehren, mit denen dort drüben im Weltteil der Troschulengeros**) mächtigern Völker die schwächeren unterworfen, die auch nur auseinandergerissene Teile anderer großer Stämme sind, bethören wollen. „Seht ich bin reich! rufen sie ihnen zu; es ist deshalb unklug, wenn ihr unsere

*) Mutter. Der Kaufpreis für die Töchter gehört stets der Mutter, weshalb die Zigeunerinen auch lieber Mädchen als Knaben haben.

**) Christen.

Wohlthaten nicht genießen kommt, wenn ihr die Freuden unserer Tafel verschmäht! Wenn nicht gemeinsame Liebe, so mögen uns gemeinsame Interessen umschlingen.

„Das ist die Lehre der neuen Zeit. Hört nicht auf sie, ihr freien Söhne des großen Romvolkes! Ich will euch ihre Niedrigkeit an einem Beispiel erläutern.

„Wenn eine Romni sich einem Parnos, der sie verführen will, um Haufen Geldes nicht hingibt, so handelt sie eigentlich auch unklug, weil sie verweigert, was ihr Wohlleben und Wohllust brächte, und was vielleicht keiner ihres Stammes erfährt. Aber der große Geist wird es ihr dennoch lohnen. Genau so ist es mit dem Geschicke der bedrückten Völker dort drüben. Achtet und liebet sie! Nie und nimmer darf man ihnen einen Vorwurf daraus machen, daß sie das ideale Gut ihres Bewußtseins nicht für die vom Eroberer gebotenen Vorteile hingeben. Das ist eben der Charakter der Völker. So wie der Zigeuner in Schmach und Elend ausharrt, bis der Stern seiner Zukunft einst dennoch aufgeht, so mögen auch sie so lange gläubig in das Dunkel blicken, bis der Stern ihrer Freiheit aus den Wolken bricht."

Die dritte Fackel erlosch zu seinen Füßen. Ein fanatisches leises Flüstern ging wie ein Rauschen durch die Reihen der Zigeuner.

„Söhne der Sinti! Eure Stunde hat noch nicht geschlagen. Noch müßt ihr harren, noch müßt ihr wandern, von Neuem heiße ich euch ziehen! Lernt die Sprachen aller Völker, lernt jeden Baum, jeden Pfad, jede Religion, jeden Staat dort über dem Meere kennen. Aus diesen Kenntnissen wächst unsere künftige Macht. Wenn andere Völker darnach ringen, sich einen halben, einen ganzen Weltteil zu unterwerfen, so strebt der Rom darnach, sich einst als König der Erde zu erheben!

„Das ist unser stolzer Traum! Einst werden wir die Völker, die jetzt verächtlich auf uns niedersehen, vor uns herjagen und ihre morschen Staaten hinweg schwemmen. Aber unser Einfall wird kein Frevel, keine Störung in der Schöpfung sein. Natürlich wie die Frucht aus der Blüte, entwickelt sich unser Reich. Schon wendet sich die kranke, zerrüttete Menschheit, die nach Jahrtausenden immer einer Verjüngerung bedarf, sehnsüchtig zurück zur Natur. Schon dringen ihre bangen Rufe bis hierher in die Urwälder und Wüsten Afrikas, in das weite Gebiet des senegalischen Löwen!

„Das Volk des Melelos aber hat in diesen undurchforschten Tiefen, wo Berge und Flüsse noch keinen Namen tragen, einen starken Rückhalt, die Hauptmasse seines Stammes. Der große Geist möge uns nur endlich den Propheten senden, auf den wir hoffen, und der Weltteil der Parnos wird staunen über die Kraft dieser verachteten Banden, die seit Jahrhunderten ungekannt über sein Gefilde ziehen, um einst plötzlich als eine unüberwindbare, stolze Einheit zusammenfließen. — — — So sprach er zu uns."

Goldjana schwieg. Mit wehmütigem Stolz warf sie ihr dunkles Haar zurück.

Der Graf sagte ernst: „Dein Geheimnis wird uns heilig sein. Ziehe wieder Deine verborgenen, geheimnisvollen Wege, Du Kind der Natur, und erinnere Dich nur zuweilen, wenn Du durch deine Wälder irrst, daß Du unter den Parnos warme Freunde fandest."

Goldjana blickte mit dankbarer Trauer zu ihm auf.

Slava beugte sich jetzt tief zu ihr nieder.

„Und Wladimir?" fragte sie leise, „Du vergaßt ihn."

„Nein, schöne Herrin, ich war ihm treu."

„Wie ist das möglich?" fragte Slava erstaunt. „Du hast also keinen geliebt, keinen umarmt von allen diesen Männern, mit denen Du im Lager in enger Gemeinschaft lebtest?"

„O unzählige, schöne Herrin . . ."

„Du hast also gelogen, Goldjana!" rief Slava vorwurfsvoll.

„Nein, schöne Herrin, ich war ihm treu."

„Wie das?"

„Ich war ihm treu, hier", sagte sie, die Hand über den Lumpen auf ihr heißpochendes Herz drückend, „hier Herrin — verstehst Du wohl, hier. Wir Zigeuner-

inen geben uns jedem gleichgiltig hin, der seine Arme nach uns öffnet und dann — die Männer — bei uns gebrauchen ja halbe Gewalt, aber die Liebe ist ja ein Stern, der uns im Innern aufgeht und leuchtet und diesen Stern kann niemand verlöschen!"

Die beiden Weltkinder sahen sich an. Ein feines Rot stieg in die Wangen der jungen Frau und über das Gesicht des Grafen glitt der Schatten einer tiefen Bewegung. Sie hatten die Zigeunerin verstanden. In ihren Lumpen stand sie vor ihnen, ein einfaches, zügelloses Kind der Natur und doch zugleich eine Hohepriesterin des reinsten, edelsten Idealismus.

Mara Cop-Lenger Marlet.

Als sie wieder zu Pferd die herrliche Landschaft durcheilten, fühlten sie den ersten warmen Hauch des Frühlings sie umwehen. Ueberall begann es zu thauen.

Von den silbernen Reifkronen der Bäume tropften schimmernde Edelsteine, und die weißen Schneerosen glitten aus den starren, tiefgrünen Armen der Tannen. Ein feines Goldnetz lag über den zerschmelzenden Schneewellen, von denen sich ganze Fluten farbiger Irisperlen lösten und die Abhänge niederrollten. In den offenen Thalgründen aber schwollen die Bäche, die Flüsse majestätisch hoch über den Rand ihres Bettes und verschlangen in ihrer neugeborenen Kraft alles, was sich ihrem Lauf entgegenstellte. Gebilde von Menschenhand, Hütten, Flöße, Dämme und Um-

friedungen warfen sie nieder, erfrorene, gestürzte Baumgestalten, ganze Berge von welkem Laube rissen sie in großartiger Verwüstung mit sich fort.

Der Graf hielt sein Pferd zurück.

„Wie erhaben!“ sagte er träumend in die weite heimatliche Fläche hinaus blickend. „Ich fühle in diesem Augenblick, daß die Mission, welche das große, heimatslose Romvolk erfüllen zu müssen vorgibt, eine tiefernste Bedeutung hat. O möge der verjüngende Strom, den die ewige Natur zuweilen aus ihren Urquellen sendet, bald über uns hinwegbrausen!

„Dann erst wird der wahre Freiheitsmorgen tagen. Dann werden große Menschen vielleicht ihren großen Zielen nachstreben dürfen, ohne durch die kleinliche Rechenschaft, die sie täglich, stündlich ablegen müssen, vorzeitig zu ermüden, ohne daß das Sklavenjoch der Gesellschaft den goldenen Götterfunken der Erkenntnis auf ihrer Stirne verlöscht!“

Die Sonne sank. Sie warf ihren roten Purpurmantel und ihre leuchtende Strahlenkrone ab in die ausgebreiteten Arme der Erde. Nur ein schwacher Abglanz schien noch wie ein rosiger Traum über die stolzen, blauen Berge in den fernen, weiten Osten zu ziehen. Einen Augenblick blieb alles todtenstill. Mit einem Mal aber rauschte er auf in den Wäldern der Höhen und den Wassern der Thalgründe, der große freie Atemzug der Natur.

Krieg dem Kriege!

Von M. G. Conrad.
(München.)

Vorbemerkung der Redaktion.

Wir haben in den letzten Heften auf unsern bereits 1882 in dem Buche „Flammen“ veröffentlichten Artikel „Krieg dem Kriege!“ verwiesen. Da derselbe damals nur wenigen unserer gegenwärtigen Leser bekannt geworden sein dürfte, so lassen wir ihn der Hauptsache nach hier folgen.

Was ein unglücklich geführter Krieg kostet, davon hat unser heutiges deutsches Geschlecht aus eigener Anschauung und Erfahrung keine rechte Vorstellung mehr. Welche Kette von Elend und Ungemach aber selbst der Sieger aus einem glorreich geführten Kampfe mit heimschleppen muß, das wissen wir nur zu wohl.

Wenn der Fortschritt der Zivilisation die Kriegsführung im Ganzen etwas milder gestaltet hat, so sind dafür die Folgen der Siege wie der Niederlagen nur um so verhängnisvoller geworden. Die Einbuße an geistigen und materiellen Werten ist auf beiden Seiten gleich schrecklich und in dem Maße gewachsen, als nicht mehr Söldnerheere berufsmäßig sich bekämpfen, sondern ganze Nationen waffenstarrend sich auf den Leib rücken. Es ist die kostbarste Blüte des Gesamtvolkes, die strotzendste Nationalkraft, die auf dem blutigen Plane hingeopfert wird. Daher dieser ungeheure Wetteifer unter den modernen Völkern es einander in der Ausrüstung stehender Armeen zuvorthun, durch das höchste Raffinement in der militärischen Ausbildung sich gegenseitig den Rang abzulaufen, das barbarische Kriegshandwerk zu einer Wissenschaft, einer Kunst und einer Industrie zugleich zu erheben.

So ist die Friedenszeit selbst zu einem unerhörten Kampf, zu einer erdrückenden Last, zu einer Ursache der fortgesetzten Plünderung und Brandschatzung des eigenen Nationalvermögens geworden. Welche grauenhaften Summen verschlingen heute unsere Militärbudgets! In Europa allein jährlich zwei bis drei Milliarden baar!

Diese keine Minute rastenden Vorbereitungen, diese ewigen, sich überbietenden Anstrengungen zu definitiver und nie vollkommen zu erreichender Kriegsbereitschaft

sind den Regierungen wie den Völkern gleich einem schleichenden Gift in das Blut gegangen und haben im nationalen Körper einen tödtlichen Schwindel, ein glühendes Fieber hervorgerufen, eine Hast und Angst bis in die kleinste Faser des kleinsten Gliedes getragen, daß sich die Nationen förmlich wie Besessene gegenüberstehen, auf jeden Blick lauernd, jede Bewegung in höchster Erregung verfolgend. Die Friedsamsten sind vom Kriegswahn erfaßt, vom beständigen Anblick der Waffen und der militärischen Uebungen fasziniert, ihre nervöse Erregung beraubt sie jedes ruhigen Urteils in politischen Dingen.

Die öffentliche Meinung ist von einer beispiellosen Reizbarkeit geworden. Seit sich nicht mehr absolute Könige mit dem Instrumente innerlich indifferenter Söldnerschaaren auf dem Kampfplatze begegnen, hat die kriegerische Stimmung das natürliche Gefühl der Völker auf die tollsten Abwege geführt.

Heute sind es die Völker, die sich provozieren, die sich hassen lernen. Nicht genug, daß sie ihre Haut zu Markte tragen und bis auf den letzten Mann für den Ausgang des blutigen Handels einstehen müssen, haben sich ihre gegenseitigen Beziehungen selbst nach ausgefochtenem Strauß aufs Hartnäckigste verschlimmert. Die Rachegedanken bohren im Gehirn weiter; die Hoffnung auf eine baldige Heimzahlung der erlittenen Niederlagen spottet jedes Vertrauens und macht den Wunsch des Siegers nach Aussöhnung mit dem geschlagenen Gegner zu Schanden.

Wenn das der Friedenszustand ist, muß da nicht der Krieg selbst, der Krieg bis zur Vernichtung, wie eine Erlösung erscheinen?

Also Krieg und wieder Krieg! Die göttliche Ordnung will es so und befindet sich ganz pudelwohl dabei, versichern unsere christentümlichen Schlachtgenies; der Himmel ist nie bei besserer Laune, als wenn die Erde vom Völkerblute dampft!

Diejenigen Leute jedoch, die sich aus der frommen Bewunderung einer derartigen göttlichen Ordnung kein erträgliches Bürgerdasein, geschweige denn Renten und Dotationen zu schneiden vermögen, werden in einem Momente schmerzlichen Nachdenkens über Weltlauf und menschliche Bestimmung das Recht haben, von sothaner Ordnung weniger erbaut zu sein und auf Mittel zu sinnen, wie dem kriegerischen Wahnsinn einigermaßen Einhalt gethan werden könne.

Da insonderheit der „kleine Mann", dessen Existenz und Wohlfahrtsanspruch im Grunde eben doch etwas viel Positiveres bedeuten, als eine rhetorische Figur in den Tiraden eines Ministers, unter allen Volksgenossen am härtesten für den militärischen Taumel der Nation zu büßen hat, da ferner die Zahl des „kleinen Mannes" Legion und seine Kollektivstimme von nicht zu unterschätzender Stärke ist, mag vielleicht der Augenblick nicht allzuferne sein, wo seine Meinung gebieterisch hervorbricht und sich im Rate der Nationen Gehör verschafft.

Selbst in dem so reichen Frankreich bemächtigt sich allmählich ein Gefühl des Entsetzens vor dem täglich wachsenden Milliardenaufwand für das Kriegsspiel der bürgerlichen Volkskreise. Die Erinnerung an die ungeheure Straf- und Entschädigungssumme, welche die Franzosen nach den Niederlagen des letzten Krieges an Deutschland zahlen mußten, lenkt die Gedanken immer weiterer Volkskreise auf eine ernsthaftere Berechnung der Werte, welche der Krieg als Einsatz erheischt.

Nach einer Berechnung Larroque's in seinem 1870 in Paris erschienenen Werke „De la Guerre" wurden Frankreich durch den Aufwand auf Heer und Flotte, sowie auf die Zinsen von Staatsschulden, welche zum weitaus größten Teile für Kriege oder für Vorbereitung zu solchen kontrahiert sind, und durch den Entgang an produktiver Thätigkeit der Arbeit und Industrie jährlich nicht weniger als 13 Milliarden 750 Millionen Francs entzogen. Die gleiche Höhe erreicht der in Geld beglichene Schaden, welchen der Krieg mit Deutschland im Jahre 1870—71 an Ausgaben, Kostenentschädigung, Unterhalt der deutschen Truppen, Steuernverlust, Aufwand für Wiederherstellung des Kriegsgeräts, militärische Pensionen, Verlust an Einkünften u. s. w. verursacht hat. Dazu hat Frankreich seit dem Kriege seine Truppen so vermehrt, daß der jetzige Militär-Etat mit 900 Millionen Francs den

früheren Etat von 500 Millionen Francs um fast die gleiche Höhe übersteigt. (Vergleiche Rhamon, Völkerrecht und Völkerfriede, S. 20.)

„Welche Wohlthaten hätten wir unsern darbenden Arbeitern mit den enormen Milliarden erweisen können!“ hört man in Frankreich rufen; „wie viel tausend armen Familien hätte man damit den Wohlstand sichern, wie viele schätzbare Verbesserungen in der Erziehung der Jugend, in der Erleichterung von Handel und Gewerbe bewirken können?

„Und kann diese Milliardenschuld überhaupt jemals getilgt werden? Haben wir das fabelhafte Geld, das uns der Sieger abpreßte, aus unserer Kasse genommen? Keineswegs. Das europäische Börsenpublikum hat für uns bezahlt und hat sich aus unserem Kredit eine ewige Rente von zirka dreihundert Millionen Francs jährlich gemacht. So sind es denn die Kinder, die für die Sünden ihrer Väter aufkommen und eine Schuldenlast tragen müssen, deren Amortisierung in das Reich der Träume gehört!“

In diesem Tone kann man heute schon in Frankreich, dem reichen und revanchelustigen, zahlreiche Stimmen die negativen Wohlthaten des Kredits, wenn es sich um den Milliardeneinsatz beim Kriegsspiel handelt, beklagen hören. Dieser Wendung in den Köpfen müßte erst eine Wendung in den Gefühlen entsprechen, bevor wir daraus sanguinische Hoffnungen für eine baldige Friedensära zwischen Frankreich und Deutschland schöpfen dürften; allein als Symptom der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Weltzustandes und einer Reaktion wider den unseligen Kriegswahn erscheint uns diese Thatsache doch sehr bedeutungsvoll und tröstlich.

Krieg dem Kriege! Erst wenn dieser Kampfruf alle mutigen Herzen aller Kulturvölker gewonnen, ist dem Frieden unter den zivilisiertesten Nationen Dauer beschieden.

Weltfriede? höre ich den skeptischen Träumer fragen.

Wahnvoller, holder Wunsch! Welches gutgeartete Herz teilte ihn nicht! Aber, schluchzen philosophisch diese Braven, Vernunft und Erfahrung schütteln trauernd das Haupt. Alles in der uns bekannten Welt ist ein Produkt des Kampfes. Gewiß, gewiß!

Im Reiche des Unbewußten spielt er sich in den Formen eines der blinden Notwendigkeit stumm gehorchenden Prozesses ab; wir nennen die unendliche Kette seiner Phasen kurzweg Entwickelung. Es ist der Kampf in der gelindesten Erscheinung, Kampf ohne Leidenschaft, ohne Bitternis, ohne giftige Waffen, aber immerhin Kampf, keine Sekunde lang rastender Kampf.

Anders im Reiche des Bewußten, d. i. des Persönlichen. Mit der Vollkommenheit der Organismen wächst die Wildheit des Kampfes. Das vollkommenste Geschöpf, der Mensch, ist der grausamste, entsetzlichste Kämpfer, und oft der stupideste obendrein.

Die Greuel der Verwüstung, die in unseren Augen die entfesselten Naturgewalten, die wütenden Elemente auf der Erde anrichten, sind ein Kinderspiel im Vergleiche mit dem Kampfbilde, das die Menschheit bietet. Nicht im Kampfe an sich, sondern in der Weise, wie ihn die Menschen sich gegenseitig aufzwingen, wie sie all ihren Haß, ihren Groll, ihre Galle, ihre bestialischen Instinkte hineintragen, wie sie die Vernunft in Unsinn verkehren, wie sie schließlich ihre eigenen Interessen, deren Sicherstellung und Mehrung der Kampf anfänglich galt, in stupidem Fanatismus selbst vernichten und sich um die wahrhaften Erfolge des blutig errungenen Sieges betrügen, — darin liegt das unaustilgbar Tragische der im Streit sich verzehrenden Menschheit.

Die Weltgeschichte ist eine Kriegsgeschichte gewesen von Anfang an und wird es bleiben bis an das Ende aller Dinge. Den Kampf aufheben, heißt die Bedingungen des Daseins aufheben. Das ist die erste aller Unmöglichkeiten. Der Kampf hat sein unantastbares Recht. Von dieser Wahrheit ist der Menschengeist so tief durchdrungen, daß er sie selbst in seiner sublimsten, idealsten Phantasie zum erschütternden Ausdrucke bringt. Wer wüßte das nicht?

Man denke nur an die uralte, verbreitetste Fabel vom Paradies und der ersten Familie; sie endet mit Vertreibung, Mord und ewigem Fluch. Man denke an den

erdichteten Himmel; er hallt wider von dem Kampfe der guten und bösen Engel. Man lese die Schriften des alten Testaments, sie sind die mit blutigen Zeichen geschriebenen Schlachtbulletins aus dem furchtbaren Kampfspiele eines persönlich gedachten Gottes mit seinem auserwählten Volke. Die Erlösungslegende der Christen, die so bestrickend idyllisch beginnt mit der mirakulösen Empfängnis einer Jungfrau und ihrer Entbindung im Stalle von Bethlehem mit Glorienschein und Engelsgesang in den Lüften, berichtet schon auf dem zweiten Blatte den scheußlichen bethlehemitischen Kinder-Massenmord und gipfelt in der Bluthat auf Golgatha, wo der Gerechteste der Gerechten am kreuzförmigen Galgen verröchelt. Der sanfte Traum der Frommen von einer ewigen Seligkeit im Anschauen Gottes findet sein unvermeidliches Gegenbild, sein malerisches Pendant, in der ewigen Hölle mit ihren scheußlichen Teufeln und ihren heulenden und zähneklappernden Opfern.

Kurz, die Götterdichtung aller Zeiten und Völker ist nichts anderes, als der himmlische Widerschein des irdischen Kampfes und seiner Wechselfälle. Es geht den Göttern um kein Haar besser, als den Menschen; die hochplacierten Unsterblichen müssen sich ihrer Haut wehren, wie die gemeinsten Sterblichen. Ob Dichtung, ob Wahrheit — es ist immer dasselbe Lied, und dasselbe alte Leid, nur um ein paar Töne höher oder tiefer. Ob die Menschen nach dem Bilde der Götter geschaffen sind, wie die Gläubigen lehren, oder die Götter nach dem Bilde der Menschen, wie die Ungläubigen meinen — ist im Grunde belanglos, da sie beide demselben Schicksale, demselben unabänderlichen Gesetze unterworfen sind, das ewigen Kampf diktiert! Kampf lautet die Losung im Himmel wie auf Erden. Kampf — das ist „des Pudels Kern“ . . . . .

Der Weltfriede ist ein Phantom, an dessen Realisierung nur Schwärmer und Narren glauben können. Jeder Versuch, jede Verbindung, denselben herbeizuführen, hat nur neuen Streit und Hader erzeugt. Selbst der Freimaurerbund, in seiner Idee die friedfertigste Institution, die je ein Menschengehirn erdacht, lehrt uns durch den täglichen Augenschein die Nutzlosigkeit aller Anstrengungen, die auf die Vermeidung des Kampfes gerichtet sind. Ist denn nicht auch die Freimaurergeschichte eine fortlaufende Kriegsgeschichte? Müssen wir nicht fortwährend gegen die Feinde zu Felde ziehen, gegen die Feinde von außen und gegen die Feinde im eigenen Haus, ja gegen die Feinde in der eigenen Brust? Waren nicht die verderblichsten und gefährlichsten Momente des Bundeslebens jene, wo wir an der Berechtigung und Pflicht des Kämpfens zweifelten und uns durch schöne Phrasen von unendlicher Liebe und innigstem Zusammenwirken in quietistische Illusionen wiegten? Und datieren nicht unsere besten, reellsten Fortschritte aus der Zeit, wo frische Kampfesgeister unter uns aufstanden und voll Ungestüm die stille, dumpfe Luft in neue Bewegung brachten?

Die stillsten Regionen des Ozeans sind bekanntlich den Schiffahrern am gefährlichsten . . . . .

Nicht im feigen Umgehen, sondern im resoluten Aufnehmen des Kampfes ruht unser Heil. Aber verständigen wir uns:

Nicht, daß wir kämpfen, sondern daß wir anders kämpfen, darin hat sich die Menschheit von heute von der von gestern zu unterscheiden. Nicht den Frieden hat uns der kommende Tag zu bringen, sondern den rationelleren Kampf. Es gibt keinen anderen Fortschritt. Nicht daß wir kämpfen, ist unser Unglück, sondern daß wir dumm, reaktionär, mittelalterlich, mit einem Worte so kämpfen, — als hätte man das Schießpulver noch nicht erfunden!

Aber das Schießpulver ist erfunden seit Jahrhunderten, und es ist die höchste Zeit, daß wir es den mordsüchtigen großen Kindern aus den Händen nehmen! Der blutige Schießprügel gehört der verdammten Barbarei der gottesfürchtigen Vergangenheit an.

„Einst spielt' ich mit Krone, Szepter und Stern —“

singt der sentimental-brutale Peter in „Czar und Zimmermann.“ Einst? Das Liedchen ist heute noch in Kraft. Es gibt heute noch Leute, die mit Krone, Szepter und Stern spielen, und sich unfehlbar und gottbegnadet vor allen übrigen Mitgliedern

der Menschenfamilie dünken. Gibt es kein Mittel ihnen dieses anachronistische Spiel endgiltig und radikal zu verleiden? Vermögen sie nicht mit geistigen Waffen sich auf ihrer glänzenden Höhe zu erhalten, so haben sie eben das Recht verwirkt, unter der neuen menschlichen Menschheit überhaupt auf der Höhe zu sitzen. Das ist klar wie Sonnenlicht. Vom neuen Menschenrecht zum neuen Völkerrechte, dann zum Weltrecht — das ist die Losung unseres Kampfes. Nicht mehr von Nachbar zu Nachbar, oder von Stamm zu Stamm, sondern von Volk zu Volk, von Erdteil zu Erdteil, durch die ganze Menschheit muß das Signal dieses Kampfes gegeben werden. Es handelt sich nicht mehr um Sonderinteressen, sondern um ein einziges großes Weltinteresse. Die hehre Zukunft des Rechts, der Gerechtigkeit und der Brüderlichkeit kann nur durch die Verständigung, durch die Verabredung und den festen Willen Aller erreicht werden. —

Ich wiederhole, nicht die unmögliche Verwirklichung eines romantischen Traumes, nicht die Herstellung eines feigen, trägen Weltfriedens im Sinne sentimentaler Bärenhäuterei soll durch die Solidarität aller Völker erstrebt werden, sondern die Abschaffung des barbarischen Brudermords, des organisierten Massentodschlages, der grauenhaften (von dem greisen Feldmarschall Graf Moltke als „göttliche Ordnung" gepriesene!) Missethat der Völkerkriege; was wir uns vornehmen müssen, ist die Säuberung der Kultur-Arena von Tigern, Hyänen und anderen Bestien in Menschengestalt, die auf Vernichtung, Würgerei und Rauferei von Staatswegen dressiert werden; was wir uns vornehmen müssen, ist die Ausrottung jenes ungeheuern Uebels, das wie ein Wurmfraß die besten Kräfte der Menschheit aufzehrt und ihr die Kraft, den Mut und die Freudigkeit nimmt, den herrlichen Kampf der Geister zur Beschleunigung des Kulturprozesses, zur Erringung des reichsten Menschheitssegens mit aller Energie zu führen. Im Kulturplan steht der Kampf unverrückbar eingezeichnet, aber für die vorgeschrittene Menschheit lautet er auf humanen Wett-Bewerb, und nicht mehr auf barbarischen Totschlag um die Wette. Das ist der Unterschied. Die Zeit des Kugelspritzen-Ideals ist abgelaufen.

Diese Friedensbestrebungen passen freilich schlecht zu dem bayonnetgespickten Programm unserer modernen Schlachtendenker. Wir andern Menschen aber, wiederhole ich mit den Worten des alten Kämpfers Ludwig Pfau, die wir noch genug zu denken haben, auch wenn es keine Schlachten mehr gibt, und die wir daher nicht befürchten, es möchte uns in Ermangelung einer gottseligen Rauferei der Schimmelpilz im Hirn wachsen, wir werden den Tag segnen, wo man keine Feldmarschälle mehr braucht, um den internationalen Augiasstall mit dem Kriegsbesen zu fegen.

Mit dem Schimmelpilz im Hirn und unmännlicher Erschlaffung in den Gliedern hat es gute Wege; damit schreckt man nur bornierte Kasernenphilister. Denn wenn die Völker einmal dem Kriege und seinem barbarischen Werke entsagt, bietet beispielsweise die Durchforschung der dunklen Erdteile, die Durchschiffung der Ozeane, sonderlich der Polarmeere, die Kolonisation u. s. w. noch Gelegenheit genug, jene heroischen Tugenden zu üben, die man jetzt nur durch die Pflege des Menschenmassenmords, durch die rauhen Uebungen des Feldlagers, durch die angehetzte Mörder-Kaltblütigkeit unterhalten zu müssen vermeint. Kulturerschlaffte Völker durch ein Bad in den dampfenden Strömen von Bruderblut kurieren zu wollen, kann nur den ausschweifendsten Kulturpfuschern noch in den Sinn kommen, und um überschüssige Volkskraft abzuleiten, dazu bedarf es bei wissenschaftlichem und humanem Lebensbetrieb wahrlich keiner kriegerischen Massenabenteuer mehr.

Geradezu toll aber ist der Einfall der gewerbsmäßigen Kriegsenthusiasten, auf die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Kriegsübung als auf die Bedingung gewisser unschätzbarer Tugenden, die ohne den Krieg verschwinden müßten, sich zu versteifen. Man nennt u. A. die Tugend der persönlichen Aufopferung, der Todesverachtung. Diese Blinden sind also unfähig, den sublimen Heroismus des Mannes der Wissenschaft, der an ein entscheidendes Experiment sein Vermögen und oft sein Leben setzt, die Todesverachtung des Arztes, der zum Heile seiner Menschenbrüder in den Spitälern seine eigene Gesundheit in die Schanze schlägt, um Seuchen und Pestilenz zu

bekämpfen, die rührende Aufopferung der Mutter für ihr Kind, die bewußte Untergrabung des Lebens ganzer Arbeiterklassen im fürchterlichen Dienste existenzgefährdender Industrien (Bergwerke, Taucherei, Glasfabrikation u. s. w.) als Tugenden, der höchsten Ruhmeskränze wert, zu erkennen. Nicht zu reden vom Heroismus braver Armut!

Wer zählt die Legionen derjenigen, die Tag und Nacht unter den Waffen im Kampfe mit der furchtbaren Not mit Schopenhauer und zugleich mit viel heiligerem Recht, als der Frankfurter Philosoph, von sich sagen dürfen: „Ein glückliches Leben ist unmöglich; das Höchste, was der Mensch erlangen kann, ist ein heroischer Lebenslauf?"

Also das große Ziel der Bekämpfung und Abschaffung der Kriege unverrückt im Auge behalten und öffentlich darauf losgegangen ohne Parteibeklemmung, ohne politische Duckmäuserei!

Wir verhehlen uns keinen Augenblick, daß dies unter den jetzigen staatlichen Verhältnissen leichter gesagt, als gethan ist. Zumal der Bürger unserer großen Militärreiche muß den ganzen Mut seiner innerlichen Unabhängigkeit zusammennehmen, muß mit jedem werdenden Tage an seine Brust klopfen und sich seine über den beschränkten Nationalismus hinausweisenden Menschheitspflichten eindringlich vor die Seele rufen, wenn er seiner Mitwirkung an dem großen Friedenswerke eine erfolgverheißende Richtung weisen will. Ist doch der Fürst selbst, zu dem er pietätsvoll und ehrfürchtig aufblickt, nach dem von der Tradition geheiligten Ausdruck, der „oberste Kriegsherr!"

Die Erziehung unserer regierenden Fürsten ist ja immer noch eine vorwiegend militärische; sie kommen sozusagen in der Uniform zur Welt; gespornt und gestiefelt und den Säbel umgeschnallt schreiten sie einher, und in einer Ausrüstung, die nur durch den Gegensatz an die Erscheinung eines „Friedensfürsten" erinnern kann, zeigen sie sich bei feierlichen Anlässen dem Volke. Der Waffenrock ist ihr Standeskleid, und der geringste Soldat spricht von seinem Kleid mit Stolz als von dem „Rock des Kaisers."

Eben um der unbeliebten Demokratisierung, in welcher die Throninhaber eine Gefahr für ihre dynastischen Interessen wittern, vorzubeugen, halten sie mit aller Zähigkeit an ihrer Würde als Kriegsfürsten fest und nehmen die Entscheidung über Krieg und Frieden als ein heiliges Kronrecht in Anspruch. Mögen sie auch in allen Wissenschaften und Künsten des Friedens ihren begabteren Unterthanen gern einen gewissen Vorrang des Geistes einräumen, so behalten sie sich doch in den Wissenschaften und Künsten des Krieges die höchste Kompetenz vor. Einige haben bekanntlich die königliche Beschäftigung so weit getrieben, daß sie höchst eigenhändig die Schnittmuster für Uniformen zeichneten u. s. w.

Das ganze Hofleben und die an dasselbe grenzenden hochadeligen Lebenskreise haben in unserer, von den drängendsten, sozialen Reformproblemen erfüllten Zeit noch einen exklusiv militärischen, auf äußere Machtrepräsentation gerichteten Zuschnitt. Wie lange ist es denn her, daß unsere Geburtsaristokratie nur in der militärischen Laufbahn die ihrer einzig würdige Lebensaufgabe erkannte? Wie vergleichsweise blutwenig der deutsche Adel, an der Zahl seiner Mitglieder gemessen und im Gegensatze zu der Aristokratie des Auslandes, besonders Frankreichs, auf den Gebieten des geistigen Lebens geleistet, zeigt unsere Litteratur-, Kunst- und Wissenschaftsgeschichte. Der vergraute, mittelalterliche Ritterstolz im Bunde mit den „noblen Passionen" hat die geistige Produktivität unserer Aristokratie jämmerlich lahmgelegt. Die Geschichte legt also die Vermutung durchaus nicht nahe, daß die hochadelige Umgebung unserer Höfe diese besonders ideenreich, geistig befreiend und den sozialen Reformplänen geneigt zu gestalten vermöchte. Und doch müßte dies der Fall sein, wenn das Königtum von seiner Einseitigkeit erlöst und inmitten des allgemeinen Umschwungs, in welchem sich die Völker unzweifelhaft befinden, eine gesicherte, segensreiche Stellung haben sollte.

So lange wir oberste Kriegsherren und Kriegsfürsten haben, deren Hofwesen sich dagegen verschließt, zu einem allweisen Konzentrationspunkt der immer mächtiger

aufwallenden und sich weiter verzweigenden sozialen Reformbewegung zu werden, so lange werden dieselben Kriege brauchen, d. h. grausam willkommene Ausnahmezustände, in denen der langsame, gesetzmäßige Druck der demokratischen Gewalten pausiert und der reformatorische Humanitätssinn der Massen durch eine blutige Aktion nach Außen zeitweilig unterdrückt und zerstreut wird. Damit charakterisiert sich das von oben herab ausgebildete und geförderte moderne Militärwesen von selbst als ein anachronistisches Werk der barbarischen Vergangenheit inmitten unserer andersartigen Kultur und Gesellschaft und würde nur den Wert eines Hemmschuhes haben, falls die Räder des humanen Völkerfortschritts in eine allzu hurtige Bewegung geraten könnten. Thut dieser Hemmschuh wirklich not? Besteht für die Menschheit wirklich die Gefahr, daß sie sich zu rasch humanisiere?!

Realistische und unrealistische Kunstbetrachtung.

Von G. Cristaller.

(München.) (Nachdruck mit Quellenangabe erwünscht.)

Zu den folgenden Aufzeichnungen hat mich ein kurioses Werk veranlaßt, nämlich Görths „Einführung in das Studium der Dichtkunst“.*)

Das ist gewiß ein echt deutsches Buch; ein Fremder wird darüber lachen. Alles müssen die Deutschen studiert haben, selbst ihr Vergnügen; ohne ernstliches Studium, meint Görth, sei kein wahrer Kunstgenuß möglich. Wollte unser Verfasser einfach in theoretischer Absicht eine Aesthetik geben, so wäre es ja gut, denn unser Erkenntnistrieb ist nun einmal so, daß er in alles und jedes hineinbeißen muß; oder wollte er eine Kunstlehre für Künstler schreiben, so könnte er ebenfalls Nutzen schaffen, wiewohl auch Stümper sich an solchen Büchern zu Scheinkünstlern aufstudieren; aber harmlose Kunstfreunde erst zum Studieren pressen, und ausdrücklich behaupten, daß sie ohne solches nicht auf der richtigen Höhe stünden, das ist zu viel, das fordert Widerspruch. Höherer Kunstsinn ist nur eine Sache der Wohlgeborenheit; der geistig Wohlgeborne bringt ihn im Keim mit auf die Welt und der Keim entwickelt sich von selbst auch ohne Studium, wie dem Manne Haar auf der Lippe wächst, auch ohne Bartsalbe.

Ich will zum Nachweis erklären, was Kunstsinn ist.

Wenn uns der Dichter durch ein Lied, oder der Maler durch ein Bild, in Stimmung versetzt, so haben die Künstler uns diese nicht eigentlich erzeugt, sondern haben nur, was zuvor schon in uns schlief, erweckt, und zwar durch wahrnehmbare Zeichen: Worte, Farben und Formen, an welche vermöge psychologischer Assoziation jene Stimmungen und Gefühle sich anschließen. Erste Vorbedingung des Kunstsinnes ist es also, daß Empfindungen im Gedächtnis aufgespeichert liegen, und daß sie dort mit Vorstellungen zusammengebunden sind, welche für den Künstler gleichsam den Handgriff bilden, an dem er die lagernden Gefühle wieder ins Bewußtsein heraufziehen kann. Beim niederen Tier ist diese Vorbedingung noch nicht erfüllt; es hat beim Genuß wohl kein anderes Bewußtsein, als das einer Affektion seiner Geschmacks- oder anderer Nerven, daher kann ihm auch nur dann eine Erinnerung geweckt werden, wenn diese Nerven wieder gereizt werden. Das höhere Tier hat schon die Vorstellung von dem Gegenstand, den es frißt, und wenn man im Stande wäre, einem satten Hunde die Vorstellung von einem Stück Fleisch zu erwecken, so wäre das für ihn das erste Rudiment eines Kunstgenusses; satt müßte er sein, damit ihm nicht ein wirklicher Freßtrieb erregt würde, welcher mit der Kunst, dem bloßen Echo erlebter Triebempfindungen, nichts zu thun hätte. Das genannte Experiment müßte aber an

*) 2 Bände 1894 u. 95, Leipzig u. Wien, Julius Klinckhardt.

der Geistesträgheit des Hundes scheitern, dessen Vorstellungsvermögen fast vollständig noch im Dienste des Willens steht, d. h. nur das vorstellt, was zur augenblicklichen Befriedigung eines Triebes dienen kann.

Beim Menschen hingegen hat sich die ursprünglich mehr passive Vorstellungstätigkeit durch generationenlange Uebung zu einem spontanen, von den übrigen Trieben unabhängigen Vorstellungstrieb ausgebildet, und an den Vorstellungen hängen auch noch die dazu gehörigen Empfindungen, so daß also der Mensch seine Vergnügungen gleichsam ideell wiederkäuen kann — und das ist die Kunst. Der niedere Mensch nun, homo insipiens vulgaris, der nur niedere Empfindungen erlebt, kann auch nur solche wiederkäuen und wenn er sich halbtot studiert. Beim Höchsten der Kunst, wenn er ein ehrlicher Kerl ist, gähnt er, während er dagegen für das Spiel allgemein menschlicher Triebe wie Neigung, Abneigung, Ehrgeiz, Wohllebenstrieb jeder Art und was sonst noch der spannende Romanverfertiger spielen läßt, wohl empfänglich ist. Und betastest du gar das Geschlechtszentrum in seinem Hirn, so bist du sicher, ihn baß zu erfreuen; nur mußt du letzteres mit Vorsicht tun: unter vier Augen oder mit mehreren Seinesgleichen verträgt er alles, aber um Gotteswillen in keinem ernsthaften Buch, über das man spricht; mögen auch künstlerische Rücksichten solche Naturalismen verlangen, einerlei, du wirst ihn entrüsten, denn er hat gar ein feines Gefühl, der brave Mann!

Aber der höhere Mensch kennt im Leben und demnach auch in der Kunst Empfindungen, die an Annehmlichkeit weit über die genannten hinausreichen; (es ist merkwürdig, daß die anthropologisch höchsten zugleich die angenehmsten sind.) Darum verachtet er auch jenes Niedere an sich und kann es in der Kunst nur brauchen wie die Baßbegleitung neben der Melodie; und Melodie ist ihm alles, was auf höhere Denkprobleme Bezug hat, auf Moral und Fortschritt der Menschheit, überhaupt auf ideale Güter, welche den idealgesinnten Menschen die lebhaftesten Empfindungen wecken; ferner die Liebe, sofern sie über die Selbstsucht hinausgeht und religiös wird, besonders auch „der Betrachtung strenge Lust", die Empfindungen beim Anblick der reinen Natur am Himmel und auf dem Erdboden, so fern sie keine sichtbare Spur der Menschentatze an sich trägt.

Zum großen Teil erkläre ich diese wunderbaren Gefühle mit Schopenhauer aus dem zeitweiligen Aufhören der Pein des Wollens. Es ist wie in der Musik, wenn plötzlich ein lärmendes Chaos von Tönen, wie durch einen Windstoß zerweht wird und leise eine sanftgewaltige Melodie wie vom Himmel herabfällt. Doch diese Erklärung genügt nur halb; woher, müssen wir weiter fragen, woher diese Sterne, die da hervortreten, wenn die brennende Sonne des Alltagslebens hinabsinkt? Das ist schwer zu sagen und eigentlich unbegreiflich bei einem Wesen, wie sich unsre moderne Weltanschauung den Menschen vorstellt, bei einem Wesen, das aus der Urzelle in allmählicher Höherentwicklung durchs Affenstadium hindurch zu unserem heutigen Menschentum sich emporgebildet hat. Wir können ja vieles noch nicht begreifen, was dennoch wirklich ist, aber hier scheinen wir zu begreifen, daß es unmöglich ist. Woher sollte z. B. Beethovens Musik einem solchen Wesen kommen, woher diese Entzückungen, die am innersten Herzen reißen, an denen man sterben müßte, wenn man nicht zu jung und kräftig dazu wäre, — ich begreife nicht, warum es nicht Brauch ist, daß die Alten und Lebenssatten sich an Beethoven sterben lassen, dieser tödlichen Musik ihr flackerndes Lebenslicht wie einem Windstoß vollends zu löschen geben.

Ja woher kommen dem Erdbewohner diese Empfindungen? Könnten es nicht Erinnerungen sein aus einem früheren besseren Leben? Fühlen wir doch wie unser Geist dabei im Gedächtnis wühlt und wühlt und nur den Urquell dieser Abglänze nicht finden kann, weil zwischen beiden der Vorhang der Inkarnation befestigt ist. Darum weinen wir auch im Schönheitsrausch: es scheint, wir fühlen Mitleid mit uns selbst, mit unserem gegenwärtigen irdischen Zustand.

Und nun, worauf wir abzielen: solchen Kunstsinn lernt man nicht, man hat ihn, oder hat ihn auch nicht. Wie kommt aber Görth, der ihn doch unzweifelhaft

besitzt, dazu, ihn lehren zu wollen? Was er lehren will, ist ein Kunstverständnis anderer Art und allerdings lehrbar, aber ein schädlicher Mißbrauch der Kunst, wie ich nicht schuldig bleiben will, nachzuweisen.

Jenen naiven stofflichen, wiewohl nicht grobstofflichen Kunstgenuß, von dem bisher die Rede war, kann man den realistischen nennen, weil seine Voraussetzung einfach der Glaube an die frühere oder gegenwärtige Wirklichkeit der vom Künstler dargestellten Begebenheiten, Gestalten u. s. w. ist, woraus dann alles Weitere von selbst erfolgt, ein Spiel ganz derselben Empfindungsklaviatur, die auch vom realen Leben angeschlagen wird.

Die andere Kunstbetrachtungsweise aber, welche Görth lehrt und mit Schiller für die einzig ächte und gebildete erklärt, ist einfach die technische. Die Form soll den Stoff austilgen, lautet Schillers nicht sehr glücklicher Ausdruck; gemeint ist, das (höhere) Vergnügen an der künstlerischen Form soll ein Vergnügen am Stoff nicht aufkommen lassen. Und da freut man sich denn, wahrzunehmen, durch welche Mittel der Künstler seine Idee dargestellt, man bewundert den Bau und die Anordnung des Ganzen, wie er hier künstlerischen Takt bewiesen und dort eine originelle Feinheit angebracht, kurz, man genießt eigentlich nicht das Kunstwerk, sondern das Künstlergenie; man behandelt das Kunstwerk, wie der Zopfdichter Brockes die Natur, mit einer tadels- und bewunderungssüchtigen Zweckmäßigkeitsspürkraft. Ich weiß wohl, daß man dabei nicht ganz in kritischem Verhalten aufgeht, sondern halbwegs auch in der Illusion ist und insofern auch die Empfindungen der Kunstbetrachtung hat, welche ich oben die realistische nannte. Aber eben diese Halbschichtigkeit, halb Illusion, halb Bewußtsein der Täuschung, ist in den Augen des Natürlichdenkenden ein Uebel; absolute Illusion zu erwecken, das Ideal des Künstlers, wie es Göthe ausspricht:

> „Welchen Leser ich wünsche? den unbefangensten, der mich, sich und die Welt vergißt, und in dem Buche nur lebt."

Und jene leidige Gewohnheit der bloßen Halbillusion — jetzt kommt der Butzen — heckt die ganze Legion von Mißbräuchen aus, die den verschiedensten Zweigen der Kunst, am meisten vielleicht der dramatischen höheren Stils anhaften, all' die Unnatürlichkeiten, deren mehr oder weniger deutliche Erkenntnis die Opposition der „Naturalisten" erzeugt.

Ich will erklären, wie diese Mißbräuche entstehen. Wenn wir die Schatten bei einem Gemälde oder die Gemütsbewegungen bei einem Schauspieler u. s. w. wahrnehmen, so kontrolieren wir diese Eindrücke unwillkürlich reflexmäßig durch unsere Erinnerungen aus der Wirklichkeit und finden jene wahr oder falsch, je nachdem sie mit diesen übereinstimmen oder nicht. Bei der richtigen Vollillusion nun geht diese Kontrole exakt vor sich und es kann uns nichts Falsches vorkommen, ohne daß wir sofort die Falschheit fühlen; ist aber der Geist zwischen Illusion und Bewußtsein der Täuschung geteilt, so reicht nur zu leicht die halbierte Geisteskraft zu einer exakten Ausführung der Kontrole nicht zu, indem das kontrolierende Erinnerungsbild gleichsam zu schwach beleuchtet wird, als daß die fehlerhafte Abweichung des künstlichen Werkes bemerkt werden könnte. Der Geist ist wie ein blödsichtiges Auge, welches ähnliche, aber verschiedene Gegenstände irrtümlich für dasselbe nimmt. Ist aber so erst eine Falschheit approbiert, so ist auch für die Zukunft die Kontrole gefälscht, der Irrtum hat sich eingenistet, und hat er sich bei einem ganzen Publikum eingenistet, so ist er herrschende Konvention und kann selbst die wirkliche Wahrheit tyrannisieren und in die ästhetische Acht erklären. Ein solcher Bastard-Tyrann ist z. B. der auf den Bühnen herrschende Tragödienstil, ein Scheusal, dem wir nächstens einmal kritisch zu Leibe rücken wollen; denn wahrlich nie und nimmer und nicht auf dem fernsten Planeten unseres Sonnensystems können wirkliche Wesen sich zu solch' geschraubtem Sprechen und Gebahren veranlaßt fühlen (schlechte Schauspieler ausgenommen). Hier aber genügt es vorläufig, durch den allgemeinen Hinweis auf solche Unnatürlichkeiten vor der Art Kunstbetrachtung, welche Görth in seinem Buche lehrt, zu warnen.

Wir haben uns prinzipiell gegen das Buch und seine Tendenz ausgesprochen; sollen wir aber den Verfasser selbst und die Art, wie er seine Tendenz verfolgt, beurteilen, so können wir nicht umhin, unsere Achtung auszusprechen. Görth ist ein Mann von selbständigem Denken und Kunstempfinden und hat wohl das Recht, sich Anderen zum Führer anzubieten; doch wird er, wohl eben im Vollgefühl seines selbsteigenen Denkens und Empfindens, zu sehr verführt, seine subjektive Auffassung für die entscheidende zu halten, alles, was ihm nicht einleuchtet, gleich für „dilettantische Künstelei" zu erklären, während doch Jeder im Umgang mit Männern, denen er unmöglich die Urteilsfähigkeit abstreiten kann, erkennen muß, daß Vieles gut ist, was ihm selbst völlig gleichgiltig und ungenießbar bleibt. Es ist mit den Werken der Kunst wie mit den Frauen: nur einem Teil unserer diesbezüglichen Urteile dürfen wir allgemeine Giltigkeit zuschreiben.

Noch eins dürfen wir nicht verschweigen: oft hat die Ausdrucks- und auch die Denkweise unseres Verfassers eine gewisse Eckigkeit, um nicht zu sagen Philisterhaftigkeit an sich, welche Manchem eine Antipathie gegen das Buch erwecken mag. Im Ganzen aber kann das Werk denen, welche unsere obigen Ausführungen nicht billigen, zur Befriedigung ihrer teutonischen Studierwut bestens empfohlen werden.

Die Volksgesundheit geht Hand in Hand mit dem wirtschaftlichen Volkswohl.

Nach einem von Dr. Theod. Stamm (Wiesbaden) für den Sanitätsverein in Stuttgart gehaltenen Vortrag.

Die beste Grundlage der ganzen Volksgesundheitspflege bildet die Erkenntnis, die wir in allen Ländern und bei allen Völkern bewahrheitet finden, daß körperlich-geistiges Elend Krankheit und Tod gebiert.

Ein die Resultate meiner Beobachtungen unter vielen Völkern und Zonen zusammenstellendes Werk, betitelt „Krankheiten-Vernichtung", gibt hierüber die unumstößlichsten Belege.

Körperliches Massenelend ist die Folge geistigen Massenelends, und geistiges Massenelend, also Unwissenheit, Geistesverkrüppelung und Verunsittlichung, erzeugt körperliches Massenelend.

Nicht beim Studium aus dem lebendigen Zusammenhang herausgerissener Einzelheiten, die gewöhnlich auf den Universitäten zu Ueberwichtigkeiten der Volksgesundheitspflege aufgebauscht werden, erkennen wir die Solidarität, die gegenseitige Verpflichtung des Menschengeschlechts in Betreff der Verhütung der Krankheits- und Elendsursachen.

Wohl aber gibt die „Krankheiten-Vernichtung" und in kürzester Zusammenfassung meine „Erlösung der darbenden Menschheit" die Kernpunkte, worauf es bei der Volkswirtschaft und der Krankheiten-Verhütung und Volksgesundheitspflege ankommt.

Blicken wir z. B. auf die Cholera. Was ist denn die Cholera? Sie ist der ostindische Hungerbrechdurchfall, der durch die furchtbare heimische und die noch dazu kommende fremde, englische Bedrückung in den Niederungen des Gangesgebietes entstand und die schändliche Wirtschaft, die dort getrieben wird, den Menschen über die Erde fort mitteilte.

Niemals vor dem Jahre 1817 hatte sich die Cholera als allgemeine Epidemie weithin über Ostindien verbreitet. Erst die geschichtliche Forschung zeigte, daß die Cholera hier und dort an Orten mit Zusammenhäufung notleidender, unwissender Pilger und unter anderen Elendsverhältnissen schon früher vorgekommen war.

Was war denn aber in den Niederungsgebieten des Ganges und seiner Nebenflüsse, also in Bengalen Schreckliches vorgekommen? Was hat denn dort die entsetzliche Seuche erzeugt und genährt?

In den Jahren 1816 und 1817 waren in Bengalen Hungersnöte, die sich weder mit Worten noch mit der Feder beschreiben lassen. Um einen ungefähren Begriff von der Menschenzahl zu haben, die in den Jahren 1816 und 1817 in Folge von Hunger und Elend das Leben aushauchen mußte, haben Sie sich die Bevölkerung von ganz Württemberg als verhungert und umgekommen zu denken.

Viele Millionen von Familien erwarben sich einst in Bengalen durch die dort zur höchsten Blüte gelangte Handweberei ihr Brot. Ganz in Harmonie mit den sich als volkswirtschaftlich ausgebenden unsittlichen Doktrinen der Manchesterschule arbeitete man nun englischerseits rücksichtslos und gewissenlos an der Dahinopferung dieser Industrie dnrch die Einfuhr billiger englischer Maschinenfabrikate. Zudem wurde die Landbevölkerung durch die von den Engländern eingesetzten einheimischen Grundsteuer-Erpresser und Hinaufschrauber, durch die Zimendars ausgebeutet. Hierzu kam nun noch die priesterliche Bedrückung und Geistesverblödung, die Unreinlichkeit, der Genuß unreifer Früchte und sumpfigen Wassers. So entstand 1816 mit der Hungersnot ein grauenhaftes Dahinsterben, das noch 1817 andauerte und aus dem sich dann der ostindische Hungerbrechdurchfall, die bengalische Cholera-Epidemie des Jahres 1817 entwickelte.

Solche Hungersnöte, wie die von 1816 und 1817, haben sich in Bengalen und Ostindien periodisch bis zu unserer Zeit, auch nach 1817 wiederholt. So wenig leugnen die Engländer diese Hungersnöte, daß sich selbst die Volksblätter offen damit beschäftigen.

So sagt z. B. über eine Hungersnot im Jahre 1866 „The Illustrated London News" vom September 1866 in einem „Die Hungersnot in Bengalen" überschriebenen Artikel: „Die Volksmassen sterben dahin wie die Fliegen, — 2000 bis 3000 in der Woche trifft der Tod in seiner schrecklichsten Form, — absoluter Hungertod. Die Seiten der Wege sind mit deren Körpern bestreut. Schakals verzehren die Todten angesichts der noch Lebenden, und Säuglinge werden von den erkalteten Busen der Mütter genommen, deren Herzen längst zu schlagen aufgehört haben. Hier feiert nur noch Verzweiflung ihre Triumphe."

In einem Werke über „die Ursachen des Aussterbens der Völker niederer Kultur" von Dr. Petri wird darauf hingewiesen, daß Ostindien im 17. Jahrhundert mit seinen feinen und gröberen Baumwollstoffen einen guten Teil von Europa, namentlich aber England versorgte. „Im 18. Jahrhundert noch überstieg der Wert der nach England importierten ostindischen Manufakturprodukte $8^1/_2$ Million Pfund Sterling. Die englische Verordnung aber, welche die industriellen ostindischen Exportprodukte mit einem Zollsatz von 50 pCt. ihres Wertes bedacht hatte, für englische nach Ostindien importierte Produkte jedoch nur $2^1/_2$ pCt. ihres Wertes feststellte, führte zur Vernichtung der bewundernswürdigen Industrie Ostindiens. Ostindien ist gegenwärtig ein Markt für Waaren Englands, eine Plantage für den Bedarf Englands. Die Existenz seiner Eingeborenen, natürlich nicht der Engländer, hängt von dem Verlauf der Ernte ab. Fällt eine Mißernte mit den kolossalen Spekulationen der englischen Kapitalmacher zusammen, so treten die bekannten ostindischen Hungersnöte ein." Beispielsweise raffte allein die bengalische Hungersnot von 1866 wiederum eine Million Eingeborene hinweg.

Beim Hinblick auf das Entstehen der epidemischen Cholera in der ostindischen Natur finden wir als mitwirkende Ursachen: 1. Hunger in grausigster, unerhörter Intensität. 2. Rohe, unreife, und verdorbene Pflanzennahrung. 3. Schmutz und unreinliche Wohnungen. 4. Sumpfwasser, das schon an und für sich Malaria und Fieber erzeugt und dessen Genuß oft Diarrhöen und Ruhren hervorruft. 5. Flußwasser, in welchem viele Tausende von Menschenleichen vermodern, das aber dennoch genossen wird und nach der Ueberschwemmung Verwesungsstoffe massenhaft zurückläßt, die sich

unter tropischer Wärme bald zersetzen. 6. Tropische Wärme. 7. Zusammenhäufungen unwissender notleidender Menschen.

Wie das Zusammenwirken dieser Ursachen in Ostindien die Cholera erzeugte, so sind es dieselben oder verwandte Ursachen, welche die Verbreitung der Seuche fördern helfen.

Hierbei sind die eigentlichen Verbreiter des Choleragiftes die Ausleerungen der mit Choleradiarrhöe behafteten Kranken. Die Krankheit verbreitet sich also erst mit und durch den Menschenverkehr vorzugsweise dorthin, wo sie die Ursachen ihres Gedeihens findet.

Als Folge der religiösen Geistesumnachtung und englischen Politik und Handelspolitik entwickeln sich die Elends- und Hungerverhältnisse Bengalens und hieraus eine Epidemie, die alle Völker erschreckte und als Polizei der Natur, als Strafe für die Vernachlässigung der Pflege der All-Vorteile, die Völker geißelte.

Die Cholera lehrt uns, daß die Gesundheit der Menschen überhaupt vielfach von der Beseitigung des Hungers, der Not, der Unwissenheit und des geistig-körperlichen Elends abhängt, daß sie mit der Unterrichts- und Gesamtwohls-Pflege, daß sie mit den sittlich irdischen Aufgaben im engsten Zusammenhange steht.

Die Forschungen über die krankmachenden, kleinsten Parasiten, über die Mikroben werden uns über die Verbreitungsursachen der Seuchen noch vielfach belehren, nimmer aber über die ursprünglichen Entstehungsursachen. Zur Erforschung des ursprünglichen Entstehens der Seuchen bedürfen wir der aufmerksamsten Erwägung der die Menschen an den Haupturfprungsheerden der Seuchen umgebenden Natur- und Wirtschaftsverhältnisse. Ohne dieses Studium gibt es überhaupt keine ehrliche Volksgesundheitspflege.

Den Hauptarbeiten der Volksgesundheitspflege aus dem Wege gehen, die Impfirrtümelei als Wissenschaft stempeln und untergeordnete Einzelheiten als Hauptsache hinstellen und ausposaunen zu lassen, ist Trug und Schein.

Es zeigt sich uns bei der Erzeugung der verschiedensten Epidemien, daß es sich zunächst dem Einfluß bestimmter Naturverhältnisse hierbei um ein Zusammenwirken durch die Menschen selber künstlich geschaffener Uebelstände handelt. Charakterlosigkeit und Falschheit ist es, wenn vermeintliche Forscher der Volksgesundheitspflege die unzerstörbaren Errungenschaften, die ich hierüber der Wissenschaft übergeben habe, nicht zu beachten für gut befinden.

Daß wir nicht nur die wirtschaftlichen, sondern auch die natürlichen Verhältnisse zu beachten haben, welche die Menschen an Seuchenheerden umgeben, zeigt sich wie bei der Cholera, so auch z. B. bei dem jetzt eben wieder in Westpreußen wütenden Hunger- oder Flecktyphus.

Weshalb bricht denn nicht bei den grausigen Hungersnöten der tropischen Tiefebenen Bengalens dort der Fleck- oder Hungertyphus aus? Weil der Flecktyphus, der sich, wie die verschiedensten Seuchen mittelst mikroskopischer organischer Gebilde von den Erkrankten auf Gesunde überträgt, nie bei tropischen Temperaturen entsteht und bei einer Schattenwärme von + 35 Grad Celsius gar nicht existenzfähig bleibt. Selbst wenn er von kälteren Gegenden nach Tropenklimaten eingeschleppt wird, erlischt er. Ueber viele Länder der Tropen ausgedehnte Beobachtungen ergaben mir dies unwiderlegbare Forschungsresultat.

Haben geistig vernachlässigte nnd daher doppelt hülflose Bevölkerungen nicht einmal mehr die genügende Pflanzennahrung und drängen sie sich bei Hunger, Schmutz und Elend in engen Wohnräumen zusammen, so entsteht in gemäßigten Klimaten der Flecktyphus, der Hungertyphus.

So entstand in Deutschland in Folge der napoleonischen Kriege weithin der Hungertyphus, so entstand er 1847 in Oberschlesien in den armen, abergläubischen Kreisen Rybnick und Pleß, so enstand er in dem vom Aberglauben umnebelten und von den Landeigentümern rücksichtslos ausgepreßten Irland, wo er permanent geworden ist, so 1856, 57 und 58 in den südamerikanischen Cordilleren, so 1867/68 in Ostpreußen.

In den Cordilleren war die Seuche von der Republik Ecuador nach Peru gekommen und hauste im Jahre 1857, wo ich deren Zeuge war, besonders um Cusco, auf der Hochebene beim Titicacasee und im südperuanischen und nordbolivianischen Gebirge.

Ueberall von Ecuador bis Bolivia hielt sich die Krankheit trotz regen Verkehrs mit den tropischen Niederungen und der tropischen Küste nur auf den Hochebenen und im kühlen Hochgebirge, und bei nach der Ebene verschleppten Fällen breitete sich die Krankheit nirgends durch dieselben aus.

Die Küstenorte und tiefgelegenen Orte, wie Guajaquil, Paita, Truxillo, Callao, Lima, Moquega, Arica, Tacna 2c. haben niemals davon zu leiden gehabt.

In der Stadt La Paz war die Krankheit 1857 im August, September, Oktober, November. La Paz liegt etwa 11,500 Fuß hoch und steht durch Marktleute in beständigem, lebhaftem Verkehr mit Tiefgegenden, mit den sogenannten Jungas, aber niemals drang die Seuche nach den heißen Tiefgegenden.

Wie es mir glückte, dadurch, daß ich die Dorfstraßen zu Spitälern machte, die Kranken im Freien lagerte — was bei der regenfreien Jahreszeit gut anging — und sie der trotz der Höhe warmen Mittagssonne aussetzte, der Epidemie eine Demarkationslinie zu ziehen und sie abzuschneiden, will ich hier nicht näher erörtern.

Durch Verhinderung der Weiterverbreitung erlosch die Krankheit, und Hunderttausende blieben davor bewahrt, die sonst durch die von den Kranken ausgehenden Exhalationen infiziert worden wären.

Auch wurde ich selber nicht infiziert, während ich aus der ostpreußischen Hungertyphus-Epidemie im Winter 1867/68 so leidend zurückkam, daß ich die bösen Folgen meiner Erkrankung viele Jahre hindurch zu tragen hatte.

Sorgfältig zu unterscheiden von der eben besprochenen Krankheit ist der Unterleibs- oder Darmtyphus, der sich anatomisch durch die Erkrankung und Ulceration von Darmdrüsen charakterisiert.

Die klimatischen Einflüsse üben beim Vorkommen des Darmtyphus keinen bestimmenden Einfluß aus. Im hohen Norden erstreckt er sich bis Grönland und Island, d. h. so weit, wie genauere Beobachtungen vorhanden sind. In der gemäßigten Zone findet er sich weithin verbreitet, ebenso aber auf Sumatra, Java, Cuba, in Lima, Callao, Guajaquil, in Brasilien u. s. w.

Auch die Höhengliederungen der Erde vermögen weder auf dem alten, noch dem neuen Kontinent diese Krankheit zu verhindern. In den Schweizer Bergen, wie in der Puna-Region der peruanischen Cordilleras de los Andes findet man den Darmtyphus.

Der Darmtyphus ist überall, wo er vorkommt, ein durch Beihilfe der Menschen selber hervorgerufenes Leiden. Verdorbene animalische Stoffe bewirken die Darmtyphus-Vergiftung. Der Darmtyphus kann sich erzeugen: 1. durch den Genuß verdorbenen Fleisches, 2. durch das Einatmen der Ausdünstungen von Kloakenwasser in Fermentation, 3. durch den Genuß von Wasser, das mit Zersetzungs- und Kloakenstoffen in Berührung gekommen ist.

Ausdünstungen aus Kloaken, Abzugskanälen u. s. w. können also Darmgeschwüre, Blutvergiftuug und Delirien, wenn eingeatmet, erzeugen.

Kann uns diese bedeutsame Thatsache nicht antreiben, über unseren Eng- und Hochbau der Häuser, über unsere oft so stinkigen Höfe, über den Verbleib der Abgangsstoffe und über die arbeitslose Baustellen-Wertsteigerung nachzudenken? Wird nicht gerade vermöge der arbeitslosen immer teueren privaten Verwucherei der Baustellen die Bevölkerung der Städte immer enger in ungesunden, an Luft- und Lichtmangel leidenden Wohnungen zusammengedrängt? Die große Kindersterblichkeit, der Darmtyphus und viele Krankheiten und Todesfälle erzählen uns die Geschichte der Hinopferung der Städtebevölkerungen der schlechteren Quartiere durch die ungezügelte private Boden-Verwucherei.

Die Großstädte lassen sich aber durch das alles bis jetzt nicht warnen. Schon 1875 hatte z. B. Paris 1048 Todesfälle an Darmtyphus, die sich im folgenden Jahre auf 2032 steigerten. 1880 hatte Paris sogar 2120, 1881 2133 und 1882 allein bis zum 23. November 2842 Darmtyphus-Todesfälle.

Auf eine Beschreibung der zumeist horriblen Senkgruben, klappenlosen Closeteinrichtungen, hohen Häusern mit sechs bis sieben Stockwerken und engster Raumbeschränkung der Bewohner, der noch extra überfüllten Herbergen, der für viele Quartire so schlechten, mit Kloakenstoffen verunreinigten Wasserversorgung aus Ourcqs und Seine will ich hier nicht eingehen.

Und auf welche enorme Anzahl erkrankter Personen kann man aus den Todesfällen zurückschließen! Wenn jeder davon Ergriffene bei dieser langwierigen Krankheit nur sechs Wochen lang arbeitslos und der Pflege Anderer benötigt war, so läßt sich berechnen, welcher enorme Verlust der Pariser Bevölkerung allein aus dieser Seuche erwächst. Dazu noch all' der Seelenjammer und alle Schmerzenszuckungen und Qualen!

Die Polizei der Natur verlangt, daß wir den geistigen und materiellen Erbschmutz beseitigen lernen, sonst geißelt uns die Natur.

Alle Seuchen erzählen den Menschen, daß deren Handlungsweise unwirtschaftlich, schlecht und unwissend war und ist. Die Förderung der sittlich-irdischen All-Vorteile wird uns nach und nach von allen Seuchen befreien.

Zur Versklavung, Bedrückung, Ausbeutung und körperlichgeistigen Hinopferung der Menschen bediente man sich, wie noch jetzt, zu allen Zeiten des privaten Boden-Mißbrauchs.

Im Altertum war die ungeheure Mehrzahl der Menschen ganz verknechtet und rechtlos, sie waren Sklaven. Was war aber die eigentliche Basis der Altertums-Sklaverei der weißen Menschen? Die private Boden-Anmaßung, die Anmaßung des Naturgeschenks für Alle. Und als Jesus, der gekreuzigte Volksfreund, durch seinen Ausspruch „wir sind alle Kinder eines Vaters" die Sklaverei gebrandmarkt hatte, wurden die Christen hauptsächlich durch die Privat-Bodeninhaber und Sklaven-Herren bitterst verfolgt.

Als dann die Sklaverei doch endlich unhaltbar wurde, betrachtete man die Menschen immer noch als zum Boden gehörig, als dem Privat-Bodeneigentum zugeschrieben und machte sie zu Leibeigenen.

In Ländern aber, wo die Leibeigenschaft unmöglich war, wie in Amerika, wo damals noch jeder weiße Bürger Land für sich in Anspruch nehmen durfte, führten die neuen Privat-Bodeneigentümer die Negersklaverei ein. Oft entstand zwar beim Fortschleppen und Einpferchen der Neger auf den Schiffen aus dem Sumpffieber der westafrikanischen Küste das Gelbfieber, aber die Habgier der Weißen wurde selbst durch diese Polizei der Natur nicht gedämpft und zurückgedrängt.

Ohne die Privat-Bodenanmaßung wären die Sklaverei des Altertums, die Leibeigenschaft und die Negersklaverei unmöglich gewesen und ebenso alle Leiden und Seuchen, die aus diesen Schändlichkeiten hervorgingen.

Und noch heut bedient man sich des Privat-Bodeneigentums als Hauptmittel zur Arbeits- und Menschenverknechtung. Das uneingeschränkte Privat-Bodeneigentum blieb die Hauptquelle des arbeitslosen Erwerbs, der arbeitslosen Kapitals-Aneignungen, der Wohnungsverteuerung und des engen Zusammendrängens der Bevölkerung, der typhösen Fieber, der Kindersterblichkeit, der Armut und des Elends.

Wieder und immer wieder lehrt die Manchester-Schule die dreiste Lüge: „Die menschliche Arbeit sei die einzige Wert-Produzentin." Wenn das wahr wäre, woher käme es dann, daß wenn wir, sei es in der Stadt, sei es auf dem Lande, nach den Arbeiter-Wohnungen fragen, man uns stets die dürftigsten Wohnungen zeigt, in denen oft weder die Eltern noch deren Kinder gesund bleiben können?

Wir bedürfen also zur Ermöglichung der Sozial-Reform, zur Ermöglichung der Elends-Abhilfe, zur wahren volksgesundheitlichen und volkswirtschaftlichen Reform der richtigen Erkenntnis des Entstehens der Werte. Die Lehre vom Entstehen der Werte ist nicht nur eine volkswirtschaftliche, sondern auch eine volksgesundheitliche Lehre.

Zwei Urquellen schufen und schaffen alle Werte:

1. Der Erdboden mit seinen Naturarbeits-Produkten der Vergangenheit und Gegenwart.

2. Die menschliche Arbeit der Vergangenheit und Gegenwart.

Für immer bleibe es unvergessen, nicht die Menschenarbeit allein, sondern die Natur- und Menschenarbeit, sind die Produktions-Faktoren, die Erzeugerinnen aller Werte.

So lange daher die Naturarbeits-Produkte, ohne Zins-Entschädigung an die Gemeinde und Gesamtheit, durch Einzelne monopolisiert sind, giebt es keine Erd-Berechtigung und Massen-Erlösung vom Elend.

Gerade für Deutschland ist im Vergleich zu anderen Ländern auf friedlichstem Wege und leicht die Erd-Berechtigung mittelst der Erd-Kreditverstaatlichung, also mittelst der Hypotheken-Verstaatlichung, mittelst des staatlichen Monopols der Hypotheken-Verleihung, aus dem sich die Erd-Zinsverstaatlichung von selber ergiebt, durchführbar. Die näheren Aufklärungen hierüber, die zur Darlegung viele Abende erfordern würden, finden sich in meiner „Erlösung der darbenden Menschheit", dritte Auflage bei J. H. W. Dietz in Stuttgart, die schon in allen oberen Klassen der Schulen gelesen werden sollte.

Die eben dargelegten Erkenntnisse sind für die Sozial-Hygiene und Sozial-Oekonomie wichtiger, als irgend welche frühere Reform, wichtiger als selbst die Lutherische Reformation für den kirchlichen Fortschritt war.

Deutschland wird nach der Durchführung dieser Reform mit Leichtigkeit doppelt so viel Menschen ernähren können, als heute.

Wir bedürfen eines All-Bundes zur irdischen All-Förderung des All-Heils. Religion kann nur als Religion der That für uns Bedeutung haben, nur als Veredlungs-Bethätigung. Wann endlich werden wir einen All-Bund zur All-Förderung der Selbst- und Sozial-Veredlung, der Selbst- und Sozial-Religion, Erd-Zinsgemeinschaft und Erlösung vom Unrecht, Leid und Elend haben,

So daß empor aus der Selbstgier Modergruft
Uns des Völkerfrühlings Anfang ruft!

Wagneriana.

I.

Im Jahre 1882 bin ich zum ersten Male in Bayreuth gewesen. Der Meister, der siegende Held, lebte noch — Liszt führte mich bei ihm ein. Ich hatte Grüße aus Paris zu bestellen. Aber nichts davon kam mir über die Zunge. Was ist Paris, was Frankreich in der Nähe dieses herrlichen, deutschen Künstlers, der uns Alle durch seine hinreißende Liebenswürdigkeit, seine anmutige Laune bezauberte! Nie sah ich den Stempel des Genies und vornehmen Künstlertums leuchtender aufgeprägt — Wagner überstrahlte Alle nnd Alles, ganz Bayreuth, den Festspielhügel und — sein eigenes Werk. Man konnte sich alles Uebrige schenken; der Anblick dieses selten Menschen, umspielt vom reinsten Glanze eines hohen Geistessiegs, in den sich die ersten Schatten des heraufdämmernden Lebensabends schlichen, lohnte allein eine weite und beschwerliche Fahrt nach Bayreuth.

* * *

In diesem Sommer ging ich zum zweitenmale nach Bayreuth. Diesmal empfing mich das Werk allein, der Lebenszauber des Schöpfers war abgethan. Ich war überrascht, ja betroffen, wie geisterhaft der Name des Abgeschiedenen wirkte. Da stand noch seine Villa Wahnfried, da die Straße, die seinen Namen trägt, und durch ein Pförtchen des Hofgartens gelangte man an seinen epheuumrankten Grabhügel, den eine unbeschriebene, spiegelglatte, graue Marmorplatte deckt. . . Aber die

Person Wagners war wie ausgelöscht. Eine schattenhafte Erinnerung, nichts weiter. Jetzt war es die Uebermacht des Werkes allein, das unsere ganze Seele gefangen nahm. Ich erinnere mich nicht, jemals die Empfindung in solcher Stärke gehabt zu haben: es gibt eine Selbstherrlichkeit des Geisteswerks, vor welcher alles Materiell-Lebendige des Urhebers verschwindet und verklingt, als wäre es nie gewesen. Trotz der kurzen Spanne Zeit seit Wagners Ableben, wird die empfindsamste Natur während der Festspieldauer vergeblich nach einer Trauerspur sich umblicken. Ein solcher Strom von Leben und Glanz geht von dem Kunstwerk auf dem Festspielhügel aus, daß alles Bekümmerte und Kleinmenschliche darin verschwindet. Sogar des Meisters Witwe hat in der persönlichen Hingabe an die Zurüstung und Ausführung der Festspiele ein unglaubliches Maß von Verjüngung und neuer Energie gefunden. Die hohe weiße Frau mutet an wie eine Ueberlebende, für welche das Schicksal nichts Niederschlagendes mehr bringen kann. So hat sie auch wie eine Heldin der Vergeisterung den jähen Tod ihres Vaters mitten in der Festspielzeit ungebeugt ertragen. Das ist das Wunder der großen echten Kunst: sie verleiht ihrem Jünger die hehre Weihe zum Ueberpersönlichen.

* * *

Und wie merkwürdig: das Bayreuther Kunstwerk — Parsifal zunächst und Tristan — in welchem so unerschöpfliche Lebensquellen fließen, ist in seiner letzten künstlerisch-ethischen Idee ein Widerraten des thätigen Lebens, ein Mahnruf zur Resignation, eine Einladung zu unerschütterlicher Beschaulichkeit. Also ein Widerspiel all' der Kräfte, welche im Kampfe um's Dasein uns allein zu einem höhern Typus der Gattung Mensch emporleiten können! Was wäre aus Wagner und seinem Lebenswerke geworden, hätte er sich im Stile seines Mustermenschen Parsifal als „reiner Thor" eingerichtet und seinem unbändigen Künstlerwillen nach Macht und Herrschaft die Zügel frommer Beschaulichkeit angelegt! In diesem Gegensatze des künstlerischen Ethos zu den heimlichen und offenen Trieben und Gewalten, zu der riesigen Thätigkeit und Hast, zu der nimmer rastenden, nie sich genug thuenden Arbeit und Machtentfaltung unserer Zeit liegt vielleicht nicht der geringste Reiz der Wagner'schen Bühnengestalten.

* * *

Es wäre aber gewiß ein oberflächliches Urteil, wollte man die geistigen Werte des Bayreuther Musikdramas wie der Tragödie überhaupt an den Werten des wirklichen Lebens messen. Die Schätzung der Dinge im Banne der Kunst, ihres Geistes und ihrer Formen ist eine andere, als die der Wirklichkeit. Wofür sich der tragische Held opfert, hat für mich Preis als Quelle der heiligenden tragischen Gesinnung, aber durchaus nicht als etwas schlechthin Erstrebens- und Nachahmungswertes. Die Tragödie gibt uns den Schein einer vereinfachten heldenhaften Lösung der schmerzlichen Lebensrätsel — und aus dieser Darbietung nehmen wir eine Vergeistigung unseres eigenen Leibes und eine erschütternde Weihe unserer Kraft. Immerhin bleibt von den Wagner'schen Kunstwerken vorerst der Eindruck, daß es im Kampfe der modernen Ideen eine aufhaltende, beruhigende Macht, für den revolutionären Sturm der Gefühle und Bestrebungen ein zum Frieden und Schlummer leitendes Opiat bilde. Ist dies zum Lob oder zum Tadel? Wir wollen nicht an den Traum der Aufgeregten und ach, so Ruhesüchtigen rühren, wenn ihre Augen und Ohren lechzend an Bayreuth als einer Stätte des Heils hängen. Auch die Einschläferungssäfte gehören zu Zeiten ins Arsenal der Waffen im Kampfe ums Dasein.

* * *

Musikalisch hat Keiner Wagner ausgekostet in der ganzen Fülle seiner Heldenhaftigkeit, Mütterlichkeit und Süßigkeit, der das Musikdrama nicht in Bayreuth selbst

gehört. Bayreuth ist vorläufig und vielleicht noch auf lange Zeit hinaus der einzige Ort für dieses einzige Kunstwerk. Wer einmal dort das Ungeahnte und Unbeschreibliche der Wirkung des verdeckten unterirdischen Orchesters gehört, der begreift, wie die echten Wagnerianer für ihre Festspiele durch's Feuer gehen und kein Opfer scheuen, dieses auserlesenen Genusses in bestimmten Zeitwenden teilhaftig zu werden. Es ist unmöglich, dafür anderwärts eine annähernde Befriedigung zu finden. Zum Beispiel: eine Tristan-Aufführung auf der vorzüglichen Münchener-Bühne und eine Tristan-Aufführung in Bayreuth: das sind nicht blos zwei verschiedene Kunstwelten dem Rahmen nach, es sind auch zwei verschiedene Kunstoffenbarungen. Es ist daher im Interesse der richtigen Erfassung der Wagner'schen Werke nicht genug zu preisen, daß bei der nächsten Festspielreihe neben „Parsifal" und „Tristan" auch die „Meistersinger" zur Aufführung gelangen sollen.

* * *

Nehmt die Wagner'sche Musik als Musik der Zukunft oder irgend eines undefinierbaren Kulturzwischenreichs — sie ist in Bayreuth doch vom glorreichen Heute; empfindet sie als die Agonie der Romantik, als verblutenden Idealismus, als mystisches Traumlied ausgeraster Sinnlichkeit, — sie hat doch alle Zeichen und Farben der echten deutschen Seele. Und dieser echten deutschen Seele, welche Vergangenheit und Zukunft, Einfalt und Unerschöpflichkeit, Innigkeit und Heldentum ist, gilt im letzten Grunde doch die herrliche Ueberfülle von Huldigung, welche In- und Ausland dem Genius des Bayreuther Meisters bringt.

* * *

Während die deutsche Kunst durch Wagner siegreich ihr Echo in der ganzen Welt gefunden und den geistigen Ruhmesschatz unseres Volkes ungeheuer vermehrt hat, gibt sich eine kleine Secte von Ueber-Wagnerianern den selbsterfundenen Auftrag, nicht blos den Musiker und Dramatiker Wagner zu dogmatisieren in allerlei ausschweifenden Unfehlbarkeitsgelüsten, sondern uns auch mit dem Dichterkomponisten zugleich den Philosophen, Moralisten, Politiker, Vegetarianer und Antivivisektionisten Wagner zur Anbetung vorzusetzen. Nicht nur jeder Note Wagner's, auch jedem Satze Schopenhauer's sollen wir ein williges und unterwürfiges Ohr leihen! Diese Anmaßlichkeit hat ihre Hauptwurzel — und dies sei ihre Entschuldigung — in einem sonderbaren Mißverstand: Wagner's umfassender Geist war allerdings auf sämtlichen Gebieten des Wissens und Denkens in seltenem Grade heimisch und sein genialer Tiefblick hat aus den Abgründen der Religion, der Philosophie, der Politik manche gewichtige Wahrheit zu Tag gefördert; allein der Meisterkünstler trieb dieses Geschäft um seines Kunstwerkes willen und nicht, um uns philosophischer, moralischer und politischer Gesetzgeber zu werden — um seines Kunstwerkes willen, das einst so peinlich gefährdet war, daß er in allen Fernen und Höhen und Tiefen des Geistes und der Gesellschaft nach Waffen und Bollwerken und Stützen suchen mußte, seine Feinde zu besiegen, ihre Widerstände zu brechen und sein heilig teures Werk, die Frucht höchsten Genies und rastlosen Kampfes durch ein langes Leben, unversehrt für sein Volk und die Zukunft zu retten. Sein revolutionär-kritischer Späherblick durfte kein Gebiet unserer Zivilisation außer Acht lassen, eben weil ihm auf allen Gebieten Feindseligkeiten und Gefahren entgegentraten. Er lebte ja nicht nur persönlich den größten und fruchtbarsten Teil seines Lebens als Flüchtling, auch sein Werk war Jahrzehnte hindurch vogelfrei und den widrigsten Winden und Wettern preisgegeben. Aber heute, wo es im Tempelschatz der Nation glücklich geborgen, da wollen wir endlich seines reinen Genusses froh werden, da wollen wir uns an dem Schöpfer erquicken uud nicht an dem Fechter und Streiter ein ängstlich-mühseliges Interesse nehmen, durch welches die Wagner-Infallibilisten unserem freien Denken und Forschen und Kritisieren unwürdige Schlingen überwerfen möchten. Schutz und Schirm und

jedwede Fördernis dem Kunstwerk! Damit werden wir die Zeit herbeiführen helfen, wo Wagner das Echte und Rechte seinem Volke sein kann, nämlich, um mit Nietzsche zu reden, nicht der Seher einer Zukunft, sondern der Deuter und Verklärer einer Vergangenheit. Das walte Bayreuth!

M. G. Conrad.
(„Tägl. Rundschau.")

II.

Gelegentlich der beiden im August und September in Dresden stattgefundenen Nibelungen-Cyklen veröffentlichte das „Dresdener Tagblatt" Fragmente aus Briefen Richard Wagner's, die, wenn ihr Inhalt im Wesentlichen auch bekannt ist, doch von hohem Interesse für die Geschichte des Riesenwerkes sind, insofern Wagner selbst über die Art der Entstehung seiner Dichtung und die bei der Ausführung für ihn maßgebend gewesenen Gesichtspunkte sich ausspricht. Die Briefe, denen die nachfolgenden Bruchstücke entnommen sind, waren an Wagner's Dresdener Freund, den Kammermusiker Th. Uhlig, gerichtet; der erste ist aus Zürich vom 10. Mai 1851 datiert und enthält u. A. folgende Mitteilungen:

„Aus Weimar sind mir nun auch Anerbietungen für eine neue Oper gekommen: ich soll sie bis 1. Juli 1852 abliefern, und bis dahin und zu dieser Zeit im Ganzen 500 Thaler ausgezahlt bekommen. — Nun bin ich mit dem, was ich vornehmen soll, zu neuen Resultaten gekommen. Wenn ich „Siegfrieds Tod" mit dem ernstlichen Zwecke einer nächstjährigen Aufführung in Weimar in das Auge faßte, mußte mir die Sache allerdings vollkommen unmöglich erscheinen. Wo Darsteller und Publikum dafür hernehmen? — Da hat mich nun aber den ganzen Winter schon eine Idee geplagt, die mich kürzlich endlich als Eingebung so vollständig unterjocht hat, daß ich sie jetzt realisieren werde. Habe ich Dir nicht früher schon einmal von einem heiteren Stoffe geschrieben? Es war dies der Bursche, der auszieht „um das Fürchten zu lernen" und so dumm ist, es nie lernen zu können. Denke Dir meinen Schreck, als ich plötzlich erkenne, daß dieser Bursche niemand Anderes ist als — der junge Siegfried, der den Hort gewinnt und Brünnhilde erweckt! — Die Sache ist nun fertig, im nächsten Monat mache ich die Dichtung des „jungen Siegfried", zu der ich mich jetzt sammele. Im Juli geht es an die Komposition, — und so unverschämtes Vertrauen habe ich zu der Wärme des Stoffes und meiner Ausdauer, daß ich im nächsten Jahre ganz ungeschwächt an der Komposition des „Siegfrieds Tod" anzugelangen gedenke. — Der „junge Siegfried" hat den ungeheuren Vorteil, daß er den wichtigen Mythos dem Publikum im Spiel, wie einem Kinde ein Märchen beibringt. Alles prägt sich durch scharfe sinnliche Eindrücke plastisch ein, alles wird verstanden, — und kommt dann der ernste „Siegfrieds Tod" so weiß das Publikum alles, was dort vorausgesetzt oder eben nur angedeutet werden mußte — und — mein Spiel ist gewonnen, — umsomehr, als sich an meinem, bei weitem populären, dem Bewußtsein durchaus näher liegenden, minder heroischen als heiteren, jugendlich menschlichen „jungen Siegfried" praktisch die Darsteller üben und vorbereiten, die gewaltige Aufgabe von „Siegfried's Tod" zu lösen. — Beides werden aber an sich zwei ganz selbstständige Stücke, die nur zum ersten Male dem Publikum in der Reihenfolge vorzuführen sind, dann aber ganz für sich — nach Belieben und Vermögen — gegeben werden können. Auch habe ich nie mehr ein allgemeines, abstraktes Publikum vor Augen, sondern ein bestimmtes, dem ich mich nach meiner Absicht mitteile, um von ihm verstanden zu werden."

In einem zweiten Briefe, datiert aus Albisbrunn vom 12. November 1851, geht Wagner noch tiefer in den Entwurf seines Werkes ein, das nun schon als auf drei Tage und einen Vorabend auszudehnen ihm nötig erscheint. Er schreibt:

„Ueber die beabsichtigte Vollendung der großen Dramendichtung, die ich nun vorhabe, kann ich Dir jetzt nur wenig mitteilen. Bedenke, daß — ehe ich den „Siegfried's Tod" dichtete — ich den ganzen Mythos in seinem großartigen Zusammenhange entwarf: jene Dichtung war nur der — unserem Theater gegenüber von mir

als zu ermöglichen gedachte — Versuch, eine Hauptkatastrophe des Mythos mit der Andeutung jenes Zusammenhanges zu geben. Als ich nun an die volle musikalische Ausführung ging, und ich dabei endlich fest unser Theater in's Auge fassen mußte, fühlte ich das Unvollständige der beabsichtigten Erscheinung: es blieb eben der große Zusammenhang, der den Gestalten erst ihre ungeheure, schlagende Bedeutung giebt, nur durch epische Erzählung, durch Mitteilung an den Gedanken übrig. Um daher „Siegfried's Tod" zu ermöglichen, verfaßte ich den jungen „Siegfried": je bedeutender aber dadurch das Ganze sich schon gestaltete, desto mehr mußte mir jetzt, als ich an die scenisch-musikalische Ausführung des „jungen Siegfried" ging, einleuchten, daß ich das Bedürfnis nach deutlicher Darstellung des ganzen Zusammenhanges an die Sinne nur noch gesteigert hatte. Jetzt sehe ich, ich muß, um vollkommen von der Bühne herab verstanden zu werden, den ganzen Mythos plastisch ausführen. Nicht diese Rücksicht allein bewog mich aber zu meinem neuen Plane, sondern namentlich auch das hinreißend Ergreifende des Stoffes, den ich somit für die Darstellung gewinne, und der mir einen Reichtum für künstlerische Bildung zuführt, den es Sünde wäre, ungenützt zu lassen. Denke Dir den Inhalt der Erzählung der Brünhilde — in der letzten Scene des „jungen Siegfried's" — das Schicksal Siegmund's und Sieglinde's, der Kampf Wotan's mit seiner Neigung und der Sitte (Fricka); der herrliche Trotz der Walküre, der tragische Zorn Wotan's, mit dem er diesen Trotz straft: denke Dir dies in meinem Sinne, mit dem ungeheuren Reichtum von Momenten, in ein bündiges Drama zusammengefaßt, so ist eine Tragödie von erschütterndster Wirkung geschaffen, die zugleich alles das zu einem bestimmten sinnlichen Eindrucke vorführt, was mein Publikum in sich aufgenommen haben muß, um den „jungen Siegfried" und den „Tod" — nach ihrer weitesten Bedeutung leicht zu verstehen. Diesen drei Dramen sende ich nun ein größeres Vorspiel voran, welches für sich an einem besonderen einleitenden Festtage aufgeführt werden muß: es beginnt mit Alberich, der die drei Wasserfrauen des Rheines mit Liebesgelüsten verfolgt, von einer nach der andern (scherzend heiter) abgewiesen wird, und aus Wut ihnen endlich das Rheingold stiehlt: — dieses Gold ist an und für sich nur ein glänzender Schmuck der Wassertiefe (Siegfried's Tod, Act III S. 1), eine andere Macht wohnt ihm aber bei, die jedoch nur der ihm zu entlocken vermag, der der Liebe entsagt. — (Hier hast Du das gestaltende Motiv bis zu Siegfried's Tod: denke Dir die ganze Fülle von Folgen! Der Fang Alberich's, die Zuteilung des Goldes an die zwei Riesenbrüder, die schnelle Erfüllung von Alberich's Fluch an diesen Beiden, von denen der eine sogleich den anderen erschlägt, bilden den Gegenstand dieses Vorspieles.) — Doch schon zu viel hab' ich geplaudert, weil es eben zu wenig sein muß, um mich über den ungeheuren Reichtum des Stoffes verständlich mitzuteilen."

Richard Wagner änderte später die Namen der beiden mit „Junger Siegfried" und „Siegfried's Tod" bezeichneten Dramen in „Siegfried" und „Götterdämmerung", und ließ dem erstgenannten Teile die „Walküre" und dem ganzen Werke als Vorspiel das „Rheingold" vorausgehen, genau so, wie in dem Briefe angegeben ist. Die Komposition seines Nibelungenwerkes vollendete der Meister in großen Zwischenräumen: von 1854 bis 1872; „Tristan" und „Meistersinger" entstanden in den Zwischenzeiten, während welcher die Arbeit an den Nibelungen ruhte. Mit welcher Beharrlichkeit und Energie Wagner sein Ziel verfolgt hat, ist bekannt, haben doch sogar seine Feinde vor der eisernen Willenskraft dieses Mannes Respekt gehabt. Wie zähe er den Gedanken, sein Nibelungenwerk in einem eigens für diesen Zweck erbauten Theater aufzuführen, festgehalten, geht aus einem dritten Brief an Uhlig aus dem Jahr 1852 hervor, in welchem es heißt:

. . . . „Und so begann ich getrost meinen Ring des Nibelungen. An eine Aufführung kann ich erst nach der Revolution denken: erst die Revolution kann mir die Künstler und die Zuhörer zuführen. Die nächste Revolution muß notwendig unserer ganzen Theaterwirtschaft das Ende bringen: sie müssen und werden alle zusammenbrechen, dies ist unausbleiblich. Aus den Trümmern rufe ich mir dann zu-

sammen, was ich brauche: ich werde, was ich bedarf, dann finden. Am Rheine schlage ich dann ein Theater auf, und lade zu einem großen dramatischen Feste ein: nach einem Jahre Vorbereitung führe ich dann im Laufe von 4 Tagen mein ganzes Werk auf: mit ihm gebe ich den Menschen der Revolution dann die Bedeutung dieser Revolution, nach ihrem edelsten Sinne, zu erkennen. Dieses Publikum wird mich verstehen; das jetzige kann es nicht. So ausschweifend dieser Plan ist, so ist er doch der einzige, an den ich noch mein Leben, Dichten und Trachten setze. Erlebe ich seine Ausführung, so habe ich herrlich gelebt; wenn nicht, so starb ich für 'was Schönes. Nur dies kann mich noch erfreuen."

Die Revolution kam, freilich in etwas anderer Form als Wagner sie sich dachte; 1870/71 ist aus dem politischen Begriff Deutschland wieder geschaffen worden, und der Meister fand sein deutsches Publikum, dessen er bedurfte.

Zwar nicht am Rheine, sondern in der kleinen fränkischen Stadt am roten Main hat Wagner sein Ziel erreicht, aber 24 Jahre hat er für die Erreichung desselben kämpfen müssen. Jahre hindurch verhöhnt und verspottet, hat er doch damals eine Sonne für das Kunstleben unserer Zeit angezündet, die ihre Strahlen erwärmend und belebend ausgesendet hat. Unter ihrem Einfluß ist z. B. der unverkürzte Nibelungencyklus an den Hoftheatern zu München und Dresden möglich geworden und wenn die Spötter an einem dieser Orte Wagner's Werke sich anhören wollen, so werden sie finden, daß man von Bayreuth doch gewaltig viel gelernt hat und noch lernen kann.

Otto Leßmann.
(„Allg. Musikzeitung.")

Unser Dichter-Album.

(Nachdruck verboten.)

Der Letzte seines Stammes.

Er steht am Gartenthor — ein schlichter Mann,
Der Letzte seines adligen Geschlechtes.
Weil er sich seines angeborenen Rechtes
Begab, ward er in Acht gethan und Bann.
Hinaus stieß bebend ihn die Vaterhand.
Da kehrte er dem Heimat-Haus den Rücken —
Er konnte dem, was er veraltet fand,
— Unfreien Vorurteilen — nicht sich bücken.
Er wollte frei sein! Und so schuf er sich,
Der Letzte seines Stamms, ein eignes Leben.
Und in dem unermüdlich-harten Streben
Das Bild der Kindheit mehr und mehr verblich.
So ging ein Leben, das zum Spiel geboren,
Wie tausend Andre, nicht der Zeit verloren.

Er sah den Vater nie, die Heimat wieder,
Seitdem er seinen Namen abgelegt
Und so von seiner Höhe stieg hernieder,
Daß er — zur Arbeit seine Hand geregt.
Da drang die Kunde in sein stilles Schaffen,
Daß todt der Vater sei — daß er enterbt,
Da er „durch die Ideen der Zeit verderbt."
Doch sei er „stark genug, sich aufzuraffen,
Und zu entsagen seinem tollen Treiben,
So solle Herr er seines Erbes bleiben."

Da wollte ihn der Schmerz der Wehmut fassen.
Er sah noch über's Grab hinaus dies Hassen,
Das nicht von Altererbtem lassen wollte.
Und er — er mußte gegen Alles hadern,
Was heilig ihm gewesen . . . warum rollte
Dasselbe Blut nicht auch in seinen Adern?
Wie kam's, daß er so aus der Art geschlagen?
Daß ihn sein Denken auf so andre Bahnen,
Als den von seines Hauses hohen Ahnen
Geebneten, zu anderm Ziel getragen?!
Doch wollte er die Heimat wiedersehn,
Noch einmal auf der Jugend Pfaden gehn.

So stand er denn am Gartenthor. Es knarrte
Mißmutig, als die Hand, die arbeitsharte,
Die roßzerfressenen Stäbe offen stieß.
Und er betrat den übergrünten Pfad und ließ
Die Blicke durch die grünen Hallen schweifen.
Langsamen Schrittes ging er alte Wege,
Die er seit seiner Kindheit nicht gegangen.
Wohl fühlte er nach seinem Herzen greifen
Erinnerungen, welche längst entschlafen,
Die führten ihn verschlungen-krause Stege
Zu ersten Jahren in der Jugend Hafen.
Doch scheuchte er zurück dies feige Bangen —
Er fühlte auch: er war sich treu geblieben.
Er hatte einst die Zügel seines Lebens
In seine eigene, starke Faust genommen,
Und sicher hingelenkt durch Haß und Lieben.
Da sollte jetzt ein Längst-Vergessenes kommen,
Um seine freie Stirne zu umnebeln,
Ihn rückwärts drängend mit vermorschten Hebeln?
Er fühlte klar, das war fürwahr vergebens!
Und da lag vor ihm seiner Väter Schloß,
Aus dem sie noch vor wenig kurzen Tagen
Den Vater in die Totengruft getragen.
Es wartete auf ihn — den letzten Sproß.
Der aber schritt durch seine weiten Hallen,
Die fremd dem fremden Mann geworden waren.
Er hörte seine festen Schritte schallen
Von Wand und Decke nieder, diesen kalten;
Sie schienen scheu vor ihm sich zu verwahren:
Hier dürfen keine fleißigen Hände schalten!
Hier heißt es einzig: in den alten Pfaden,
Den abgezirkelten, still weiter gehn,
Nach rechts nicht und nach links nicht umsich sehn,
Und nicht mit „Neuem" unnütz sich beladen! . . .

Ein Lächeln spielte über seinen Lippen.
Ihn lockte nicht dies übertünchte Grab
Von seines Wollens klaren Zielen ab.
Nicht unter den vermoderten Gerippen
Erstorbener Zeit vermochte er zu wandeln —
Ihn trieb es an zu unabläßigem Handeln!
Er hatte eine Stunde hier verträumt —
Das war genug. Es war genug versäumt.
Der Jugend war ihr volles Recht geworden.
„Nun wieder stark hinaus in's reiche Leben,
An's Herz nun wieder deiner wachen Zeit!
Die Heimat ist dir an den fernsten Borden,

Wo du zu jeder Stunde bist bereit
Dein Bestes für der Menschheit Glück zu geben! . . ."
Aus seinem Auge brach ein seltsam Leuchten.
Er aber schämte sich des Blicks, des feuchten,
Und von ihm ab fiel auch der letzte Bann.
Zum Thore trug ihn schnell sein Fuß hinaus,
In Nacht sank hinter ihm sein Vaterhaus —
Der Letzte seines Stamms ein freier Mann! —
Die Ferne um ihn ihre Zauber spann!

Charlottenburg. **John Henry Mackay.**

Trennung.

Weh jeder Stund,
Seit du von mir!
Es schlägt sich wund
Mein Herz nach dir.

Der schlimmen Not,
Da du mir fern,
Mein Morgenrot,
Mein Abendstern,

Mein Sonnenlicht,
Mein Mondenschein:
Ich schau' dich nicht,
Ich bin allein!

Ich bin allein,
Getrennt von dir!
Mich frißt die Pein,
Verzehrt die Gier

Nach deinem Aug',
Nach deinem Fuß,
Deines Atems Hauch
Und deinem Kuß;

Nach deinem Kummer,
Deinem Lachen,
Nach deinem Schlummer,
Deinem Wachen,

Nach dir, süß' Weib,
Mit jedem Fehle,
Nach deinem Leib,
Nach deiner Seele . . .

Es schlägt sich wund
Mein Herz nach dir.
Weh jeder Stund,
Seit du von mir!

Düren. **Ferd. Schürmann.**

Mein Wunsch.

Ich wünschte mir, ich läge sanft gebettet,
Ich ruhte still im kühlen Waldesschoß,
Dann wär' ich vor dem Sturm der Welt gerettet
Und all' der Daseinsmühsal' baar und los;

Die müden Augen wären frei von Thränen
Und die Gedanken frei von Qual und Schmerz,
Nie mehr enttäuscht von all' dem irren Wähnen
Wär' mein gemartert und zerrissen Herz;

Nichts hört' ich mehr von Haß und Zank und Lärmen,
Dem Streit um Gold und Wein und Weib und Brod,
Ich könnte nicht mehr lieben, nicht mehr schwärmen,
Ich wäre überglücklich — wär' ich todt!

Wie schön, wie schön! Auf meinem Grabeshügel
Erblühen würde dann der Rosmarin
Und stille Falter mit den bunten Flügeln
Im leisen Tanz mein letztes Heim umzieh'n.

Straßburg i. E. **Oskar Jerschke.**

Wikingsruine am Meer.

Die Säule ragt auf dem Bergesjoch,
Wie ein großer Gedanke einsam noch
Sich in verwüsteter Seele erhebt
Und alle Trümmer überlebt.
Mir war, als hinge blind und taub,
Ein Klumpen Tod, chaotischer Staub,

Der Erdball in der unendlichen Luft,
Als wäre die Welt eine nächtige Gruft,
Als ob die Winde modernd schliefen
Und die Wolken ersäuft in Meerestiefen,
Als ob die Wellen verdorrt und verdorben,
Dem Mond, ihrem Herrscher, nachgestorben.
Da wandte ich mich und schritt fürbaß,
Glühwürmer tanzten im hohen Gras
Und die Halme schaukelten sich im Wind
Und die Dogge durchkreiste den Forst geschwind.
Und leises Kichern durchscholl den Hain,
Es küßten sich zwei im Mondenschein.
Meerleuchten verklärte die nebelnde Ferne,
Silberwölkchen darüber und silberne Sterne.
Doch mich erfaßte heiliges Beben:
Was ist der Tod, was ist das Leben?

Charlottenburg. **Karl Bleibtreu.**

Vom Büchertisch.

Wolfgang Kirchbach's „Lebensbuch." Verlag von O. Heinrichs, München. In dem ersten Aufsatz des Buches, über „deutsche Kritik," sucht Kirchbach zu erklären, warum diese Kritik erfahrungsgemäß so machtlos sei, und er findet die Ursache in ihrer Unehrlichkeit. Unehrlich aber wird die Kritik immer sein, solange Kritiker ungebildet genug sind, ihr essendes und trinkendes, Geld und Ehre einstreichendes Ich höher zu halten als ihr geistiges. Gebildet sein, geistig sein, heißt ein Gehirn haben, dessen Anforderungen gebieterischer sind als alle übrigen im Menschen, (die unumgängliche Nahrung und Notdurft des Leibes vorausgesetzt,) heißt folglich stärkste Liebe fühlen für das, was einen gedeihlichen Hirnprozeß unterhält, also für geistige Mächte, Kunst, Wissenschaft, Fortschritt der Menschheit. Wer nun einmal kein solcher Geistmensch ist, bei dem überwiegen eben darum die materiellen Rücksichten und es ist ganz logisch, daß er nicht den tüchtigen und genialen, sondern den nutzbaren Autor preist.

Uebrigens die volle Hälfte der Schuld trifft die Empfindlichkeit und Lobhascherei der Autoren, wovon Kirchbach *nicht* spricht. Wann wird man dahin kommen, es ungebildet zu nennen, wenn einer den tadelnden Kritiker mit Abneiguug oder Feindschaft straft? Auch vorausgesetzt, daß der Fall ungerecht ist, leidet nicht das Verständnis eines Jeden an Einseitigkeit? Daß dir nun einmal aus solcher Einseitigkeit (dergleichen du selbst auch besitzest) Schaden erwächst, ist eine Möglichkeit, auf die du als weiser Mann zum Voraus gefaßt sein mußtest, die jedenfalls zu keinem Uebelwollen berechtigt. Ebenso wenig dürfte von Rechtswegen ein gelobter Autor seinen Kritiker dafür — wohlgemerkt *dafür* — auch nur freundlich ansehen; erstens aus Moral, weil sonst auf die Dankbarkeit spekuliert werden kann, und zweitens aus einfacher Logik. Was hat denn, müßte ein Dichter z. B. denken, der Mann für Verdienst, wenn ich ihn erfreut und begeistert habe? das ist doch mein Verdienst, er soll mich dafür lieben und hofieren, nicht ich ihn; und wenn er öffentlich von meiner Vortrefflichkeit spricht, so ist das entweder der freie Drang seines Herzens, den *ich* erzeugt habe, oder sein Handwerk, — in beiden Fällen, wo ist da Ursach zu danken? Ueberhaupt, man sollte einmal abrechnen, wieviel Verschrobenheit durch übelangebrachte Dankbarkeit geschaffen wird.

Natürlich ist zuzugeben, diese Gedankengänge leiden an zu viel Vernünftigkeit, als daß man sie in praxi besonders Vielen zumuten dürfte. Die Hälfte der Ver-

nünftigkeit wohnt heute noch in Utopien und ist leider schwer zur Einwanderung zu bewegen.

Im Anschluß an den genannten Aufsatz enthält das Buch eine Anzahl Kritiken vorwiegend über Münchener Dichter, unter welchen ich als besonders gelungen nur die über die Lyriker Greif und Geibel hier hervorheben kann. Sehr treffend ist die Schwäche Geibels aufgedeckt: eine unbestimmte uncharakteristische Empfindsamkeit, welche wegen Mangels an Anschauungs- und Gestaltungskraft thatsächlich nur ein Surrogat des Dichterischen hervorbringt, trotz aller Sprachvirtuosität. Zu freundlich scheint mir aber dann der Kritiker, wenn er Geibeln doch eine große historische Bedeutsamkeit zusprechen will, sofern eine besondere „pietistische" Zeitströmung in Geibel ihren poetischen Vertreter gefunden habe. Was diesem Dichter seine Beliebtheit eingetragen hat, ist nach meiner Ansicht vielmehr eine geistige Verkümmertheit, welche zu allen Zeiten für eine Mehrheit bezeichnend war: Mangel an kräftiger Eigenart und geistigem Schautrieb. Wer niemals klar sieht, fühlt sich im Nebel weniger unbehaglich. In jenem, der eine bildvolle (natürlich nicht rhetorisch zu verstehen) Lyrik im Sinne Greifs genießen kann, verhält sich wohl der Geibelfreund ähnlich, wie ein blinder Mann, der seine Glieder mit dumpfer Wohligkeit im warmen Wasser dehnt, zu dem Sehenden, der nach der Tageshitze im See draußen plätschert und an den Linien dunkler Berge, an Sternen und reiner Himmelswölbung zugleich sein Auge weidet.

All die Kritiken und theoretischen Erörterungen des Buches sind mit einer Verstandesschärfe geschrieben, welche durchaus die vielverbreitete Meinung wiederlegt, als ob ein Dichter notwendig in Angelegenheiten des reinen Denkens schwach sein müsse. Sind doch kritisches und poetisches Verhalten nicht zwei unvereinbare *Eigenschaften*, sondern nur *Zustände*, zwischen welchen der unverkrüppelte Geist abwechseln kann.

Wunderlich ist jedoch, wie weit bei Kirchbach die Vorliebe für das Gedankliche geht: bis zum Abstrusen und Spitzfindigen. Für die mehrfach mit solchen Elementen versetzte Rettung Hegel'scher Philosophie, welche im „Medizäergrabmal" versucht wird, habe ich (mit Ausnahme von ein paar sehr anziehenden physikalischen und astronomischen Poetenphantasieen) kein Verständnis. Ueberhaupt Hegel! Ich habe immer angesichts dieser merkwürdigen Erscheinung zwischen zwei Hypothesen geschwankt: entweder zu glauben, daß es in den höheren Regionen des Denkens zwei verschiedene Anschauungsweisen gibt, deren Besitzer einander schlechterdings nicht verstehen können; oder aber anzunehmen, daß der unverkennbar höchst geistreiche Hegel in grandiosester Menschenverachtung sich den Spaß gemacht hätte, seine ganze proktophantasmirende Zeit am Narrenseil geheimnisvollen Unsinns zu führen. Hiemit hätte Hegel den kolossalsten Witz der Weltgeschichte fertig gebracht, und die erschöpfenden Lachanfälle, welchen der gefeierte Mann dann oft, wenn er allein war, ausgesetzt gewesen sein müßte, würden vielleicht die Schwäche des Unterleibs erklären, welche der Cholera ihren tödlichen Einzug ermöglichte.

Bei aller Anerkennung der kritischen Leistungen Kirchbachs kann ich doch nicht leugnen, daß mir der zweite Teil des Buches, welcher in der „Lebensreise" und den Aphorismen „Leben, Denken, Dichten" auch die Persönlichkeit und den Poeten neben dem Kritiker zur Geltung kommen läßt, sehr viel wertvoller erscheint. In dem letztgenannten Abschnitt hat der Verfasser, wie er sagt, „einen Ueberschuß von Bemerkungen und Beobachtungen abgeladen", welche ihn bei seiner dichterischen Hervorbringung gelähmt und gehindert hätten. Ein sehr bemerkenswerter Akt von Diplomatie gegen sich selbst.

Und nun, welch' überaus merkwürdige Eigenart offenbart sich in den genannten Abschnitten unseres Buches. Wenn es wahr sein sollte, daß wir von einem andern, viel schöneren Ort auf diese Erde gekommen sind, und, ganz ernsthaft gesprochen, das ist gar nicht so ausgemacht falsch, wie beschränkte Schulweise vermeinen sammt dem ganzen Troß in ihrem Schlepptau, der eben *die* Lösung des Welträtsels, welche just heute im Vordergrund steht, für die einzig mögliche hält, — wenn Jenes wahr sein sollte, so müßte man von Kirchbach denken: der weiß noch mehr von dorther als die Meisten, ist nicht so gründlich und restlos eingefleischt wie so Viele, sondern

ungefangen ragt noch ein Stück Unirdisches hervor, das sich hin und wieder emporhebt, um über all das gewohnte wunderliche Zeug der Erde, dem es doch fremd ist, zu erstaunen. So sind eben die Dichter und ihre esoterische Gemeinde. Es flimmert und leuchtet ein Etwas über ihrer ganzen Weltbetrachtung, das anders woher zu sein scheint, mags nun ein Nachglanz sein von einem früheren Zustand, den wir verloren, oder eine Vorahnung eines künftigen, den wir der Menschheit müssen erschaffen helfen, oder mag es beides zusammen sein. Wenn man dies Etwas bei Einem bemerkt, — am deutlichsten ist es vielleicht Kunstsinn zu nennen, — so fühlt man sich gleich seinen Bruder, und ich mag mir gerne denken, daß solches Brudergefühl der geistigen Menschen nicht immer nur in den Herzen bleibt, sondern einst heraustritt und zu einer äußeren Verbündung und Parteiung wird; es ist notwendig, denn diese Menschen wollen die Welt anders eingerichtet haben, als die Profanen. In dieser anders eingerichteten Umgebung würden sie auch noch besser gedeihen.

In mancherlei, besonders stilistischen Unebenheiten unsres Buches erkenne ich die Wirkung der hastenden heutigen Zeit, die zum Ausarbeiten zu wenig Ruhe läßt. Wer so glänzend zu schreiben versteht, wie die Phantasie im Coliseum (Seite 241) oder die Beschreibung des Nemisees (290) beweisen, dem sind eigentlich nicht auch Sätze von der Art erlaubt, wie sie auf Seite 163, 195 und anderwärts sich krampfartig winden. Aber mögen die Lichter in dieser — Atmosphäre gleich etwas trüber leuchten, Lichter sind es doch und verdienen unsern wärmsten Dank.

G. Cristaller.

Drei Schwestern. Skizzen aus dem Leben einer hochoriginellen Familie. Von Elsa d'Esterre-Keeling. Autorisierte deutsche Ausgabe. Berlin, H. W. Müller.

Weshalb die Skizzen „Drei Schwestern" ins Deutsche übersetzt wurden, ist mir schwer begreiflich. Die „hochoriginelle Familie" aus Irland ist gar nicht so wichtig und unterhaltend, wie die Verfasserin meint. Solche Mädchen, wie die „drei Schwestern" sind, gibt es bei uns auch; aber es fällt niemand ein, sie in besonderen Skizzen zu schildern, weil das kaum einmal beim Strickstrumpf gelesen würde. In Deutschland wünscht man bei einer Erzählung nicht blos allerlei Frauenzimmer-Geplauder zu hören, sondern auch eine interessante Handlung zu verfolgen, wertvolle Schilderungen zu vernehmen und zuweilen einem originellen Gedanken zu begegnen. Davon habe ich in den „Skizzen" nichts finden können und es hat mir große Mühe gemacht, sie zu Ende zu lesen.

H. Roller.

Drei Erzählungen von Raphael Patkanian. Aus dem Armenischen übersetzt von Arthur Leist. Leipzig, W. Friedrich.

Die armenischen Erzählungen sind so einfach und doch so reizend, daß man sie in einem Zuge liest. Der fremde Boden, auf dem sie spielen, wird uns bald bekannt, und die eigenartige Wehmut, die über ihnen schwebt, bestrickt unser Herz. Man träumt sich bei diesen orientalischen Schilderungen in die selige Jugendzeit zurück und lauscht dem armenischen Erzähler wie einem alten Bekannten aus der Märchenwelt.

H. Roller.

Der Materialismus im Verhältnis zu Religion und Moral. Von F. Wollny. Leipzig, Thomas.

Wer die nötige Unbefangenheit hat, sich auf den Standpunkt des Materialismus zu stellen, wird der Ausführung Wollny's mit großem Interesse folgen. Die Seelenthätigkeiten sind ebenso eingehend wie anziehend geschildert. Ueber Freiheit des Willens und die natürliche Entstehung der Moral werden im Gegensatz zur Maßlosigkeit so manches Materialisten sehr wertvolle Abhandlungen geboten. Das Verhältnis des Materialismus zur Religion ist zwar ein heikles Kapitel, sollte aber selbst von den Kirchengläubigen gelesen werden.

H. Roller.

Zuschrift aus dem Leserkreis.

Ein entlarvter Kritiker.

Herr Julius Hart hat kürzlich in der „Schriftstellerzeitung" die These pro domo aufgestellt: Ein Kritiker dürfe einen anfechtbaren Charakter besitzen, wenn er nur gerecht seine Ausstellungen begründen könne. Ein Teil dieses Satzes ist ja gewiß auf Herrn J. Hart anwendbar. Nun hat der Genannte in Nr. 40 der „Gegenwart" einen Artikel gestiftet, in welchem er zwar alle Realisten mehr oder weniger herbe verdammt, mir aber eine besonders liebevolle Aufmerksamkeit widmet. Jeder Satz in dieser Ergießung enthält eine Unwahrheit, von der groben Unbehülflichkeit abgesehen, mit welcher nagende Neidwut sich hier schamlos in ihrer ganzen Blöße zeigt. Als klassischen Zeugen gegen diesen schwungvollen Idealisten rufe ich einfach auf: ihn selbst.

Bei einer Gelegenheit, wo Farbe bekannt werden mußte und jede Möglichkeit einer momentanen Laune oder Schmeichelei ausgeschlossen war, nach einem persönlichen Bruch ließ sich der unparteiliche Kritikus feierlich vernehmen: . . . . „jedenfalls besitzt Bleibtreu elementarische dichterische Kraft u. s. w." — „Das war mein Urteil damals und ist es heute", heißt es in diesem mir vorliegenden Schriftstück. Heute — siehe „Gegenwart". **Karl Bleibtreu.**

Kunst- und Litteratur-Notizen.

Der Tod Bothos von Hülsen, des gewaltigsten Theaterpotentaten unserer Zeit, dem die königlichen Bühnen von Berlin, Hannover, Wiesbaden und Kassel unterstanden, ist für die Entwicklung der Bühnenkunst in Preußen und Deutschland überhaupt von Bedeutung. Wohin in Kunstsachen die einseitige Betonung des Hofdienstes und der militärischen Gamaschenknopf-Genialität führt, das kann man an der Aera Hülsen gar erbaulich studieren. Hülsen, der vom Gardeleutnant und Kasinobühnendilettanten zum General-Intendanten der k. preuß. Bühnen avancierte, hat für die materielle Besserstellung seiner „Leute", d. i. der Künstler sehr viel gethan, für die deutsche Kunst in Oper und Drama so gut wie nichts. Das Wort Hans von Bülows vom „Zirkus Hülsen" war bekanntlich ein Skandal — denn es war eine Wahrheit. Welcher Gardeleutnant wird der nächste — Hülsen werden? Oder sollen die Optimisten Recht behalten, die jetzt auf einen radikalen Systemwechsel im königl. preuß. Theaterwesen hoffen?

Regstes Leben herrscht gegenwärtig an den Münchener Bühnen. Das kgl. Residenztheater brachte in rascher Folge zwei Neuheiten: „Daniela" von Felix Philippi — Felix qui potuit, wie schon der alte Lukrez ahnte — und „Tilli" von Francis Stahl. Beide Autoren sind gewandte Theatraliker ohne dichterischen Funken, ohne Respekt vor der Natur. Ihr Genie liegt ausschließlich im lebhaften Sinn für das Trivialwirksame, in der geschickten Hand und im braven Sitzfleisch des gewissenhaften theatralischen Machers. Ihre Muse ist eine fleißige Henne, die mühsam hübsche Windeier legt und von der Reklame das Gackern besorgen läßt. Irgend ein ästhetisches Karlchen Mießnick — es ist ja ein Genuß, sich auf dem Gebiete der Kunst zu bewegen! — leistet die tiefsinnigen dramatischen Erklärungen, die Schauspieler geben sich Mühe, weil sie einige bequem effektvolle Szenen haben, das Publikum verhält sich kritiklos, um sich zu amüsieren, und in der Zeit sanfter Verflachung und geistiger Entmannung rollt der Erfolgskarren wie geschmiert. Zum Teufel auch — heiter ist die Kunst, und im heutigen Publikum sind die Heiterlinge tonangebend. Im k. Hoftheater brachte der neu angeworbene Kapellmeister Richard Strauß den

frisch einstudierten „Johann von Paris“ sehr hübsch heraus. Gura als Seneschall ist eine Prachterscheinung bezaubernder Komik. Auch im Gärtnerplatztheater hat man mit einer besseren Operette, „Doppelgänger“, sehr viel Glück gehabt. Hoffentlich bleibt auch dem neuen Volksstück „Bergschreck“ von Karoline Häusser, dessen Première bevorsteht, das Glück gewogen. Ein Volksstück, von dem intime Kenner viel Gutes sagen, hat Arthur Achleitner an die süddeutschen Bühnen versandt: „Unschuldi“. Vielleicht bekommen wir's gelegentlich im Gärtnertheater zu sehen.

Mehrere der Stücke, welche Ludwig Schneegans auf Wunsch König Ludwigs II. für die Separatvorstellungen im Münchener Hoftheater gedichtet hatte, sind nun für die Aufführung auf anderen Bühnen frei geworden. Es sind dies namentlich die fünfaktigen Dramen „Der Weg zum Frieden“ und „Der Doppelgänger.“ Das erste Stück spielt am Hofe Ludwig XIV. und zeigt dessen Liebe zur Bühne in den Beziehungen zu Madame Armande Béjard und Molière, deren interessante Lebensverhältnisse hier historisch treuer gestaltet sind, als in Gutzkow's „Urbild des Tartüffe“. Münchener Theaterfreunde würden es natürlich dankbar begrüßen, auch diese Stücke, wie jüngst Sardous „Theodora“, in der prachtvollen königlichen Originalausstattung vorgeführt zu sehen.

Auf dem Gebiete der belletristischen Litteratur hat Karl Emil Franzos — „Aus Halbasien“ — einen neuen Zeitschriftwurf versucht mit den Halbmonatheften „Deutsche Dichtung“. Die Probenummer präsentiert sich mit lauter Normaltalenten und sonstigen poetischen Musterknaben von anerkanntem litterarischen Wohlverhalten — sehr gediegen und sehr langweilig. Wir sind auf die Folge gespannt.

In der Kunsthandlung von Josef Angerer, Maximiliansstraße 12, sind unter den neuerworbenen Werken wahre Perlen der Malerei zu sehen: eine kleine Landschaft von Hobbema, dann von Everdingen und Van Goyen, sowie ein Nachtstück von Van der Neer erinnern glänzend an die große Epoche der Niederländer. An Werken kirchlicher Kunst weist Angerers Sammlung großartige Vertreter der italienischen Schule auf. Von großem Reiz sind die Genrebilder von Le Duc, Adrian Brouver, sodann das Porträt Galilei's von Titian und Richelieu's von A. Bassano. Außer Hunderten von Oel-Bildern aller Schulen und Epochen fesseln den Kunstfreund die reichen Sammlungen von Aquarellen und Handzeichnungen, worunter nicht nur herrliche alte Blätter, sondern auch Werke der Münchener und Düsseldorfer Frühmeister bis herein auf die glänzendsten Namen der Gegenwart vertreten sind, nicht zu reden von den vielen prächtigen Stichen, Schabmanier-Blättern, Buntdrucken u. s. w. Summa: ein Besuch bei Josef Angerer lohnt sich.

Im Kunstverein finden eine Unzahl Skizzen des verstorbenen Tiermalers Voltz eifrige Bewunderer und Käufer. Die Preise sind verhältnismäßig sehr niedrig.

Neumann's Kunstsalon (Maximiliansstraße) zeigt neue interessante Werke von Koppay, Gabriel Max und anderen Malern à sensation.

Zur Nachricht.

Das nächste Heft wird sich durch besonders hervorragende Werke geistvoller Unterhaltungslitteratur auszeichnen. Eine pikante Plauderei aus dem Polnischen („Er und Sie“) übersetzt von G. Karpeles, eine Novelle („Der mißbrauchte Liebesbrief“) von H. Keppler, und ein düstergeniales Allerseelenbild von M. Halm seien jetzt schon der Aufmerksamkeit unseres Leserkreises empfohlen. Aus der Feder des k. b. Leutnants Bernhard Kießling werden wir eine Entgegnung auf K. Bleibtreus „Größenwahn des Militarismus“ bringen. Die Redaktion.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, k. b. Hofbuchhändler. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer), sämtliche in München.

Die Gesellschaft.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. November 1886. 2. Band 5. Heft.

Ecce homo!

Ein Totesbild zum Allerseelentag von Margarethe Halm.

(Graz.) (Nachdruck verboten.)

Wer doch das Wunder der Welt verstünde, wer das Rätsel des Daseins löste! Kunst, Wissenschaft, Industrie, Handel, Erfindungen, Entdeckungen — was ist uns das alles wert gegen das Häuflein Moder, das tief unten in der Erde, unter dem grünen Epheuhügel ruht und der Inbegriff alles dessen war, was wir fühlten, dachten, erstrebten, wofür wir lebten, sorgten, arbeiteten, entbehrten und uns opferten. Der Inbegriff alles dessen, was unser Glück, unser Entzücken, unsere Seligkeit ausmachte, das Ziel und der Zweck unseres irdischen Daseins war! Ausgelöscht ist uns ein ganzes Leben voll Genuß und Erfolg, wenn sich das Auge schließt, das uns den Himmel spiegelte, wenn jene Hand erkaltet, an der allein wir fröhlich und sicher durchs Leben gehen konnten . . . . .

Mit gerungenen Händen geht die Mutter in ihren Zimmern auf und ab und ruft immerfort vor sich hin: „Mein Kind! Mein Kind! Wo bist Du? Wo bist Du hingekommen? Meine Liebe schreit Dir verzweifelt nach, Du Heißgeliebter, wo bist Du, daß Du mich nicht hörst? Mein Kind, mein Kind!“ Thränen ersticken die jammernde Stimme der Mutter, sie sinkt halb bewußtlos ins Sopha. Vom vielen Weinen hämmert es ihr im Kopfe, in ihrer Brust brennt es, ihre Daumen ziehen sich nach der Handfläche hinein, der Krampf wird bis in die Achselhöhlen fühlbar. Sie läßt das Taschentuch vom Gesichte fallen, streckt die beiden Arme aus, um den Krampf zu bemeistern. Dabei fällt es ihr ein, daß auch er im Todeskampf die Daumen einzog, seine Arme, seine Füße streckte, so daß sie zitterten und das Bett unter seinen Fersen in den eisernen Klammern aufklang. Das arme Weib faßt sich beim Kopfe und läuft im Zimmer auf und ab, wie um der schrecklichen Erinnerung zu entfliehen.

Dann bleibt sie stehen und blickt nach der einen Zimmerwand hin, wo jetzt ein Sopha und ein Büchergestell mit Klassikern steht. Früher, vor paar Wochen, stand sein Bett hier. Da lag er, die Eiskappe auf dem schwarzgelockten Adoniskopfe und redete irre . . . . „Mein Kind, mein Kind!“ schluchzt sie auf . . . . .

In blühender Schönheit, ein hochgewachsener Jüngling, athletisch und doch feingebaut, die holde Göttergestalt auf leichten Sohlen tragend, die lichtstrahlenden großen Augen voll Lebenslust, so war er vorigen Jahres in die Welt gezogen, ein frischernannter, hoffnungsvoller Kadett. Nun liegt das lockere, noch nicht zum Hügel geordnete Erdreich über seinem Grabe. Der Obelisk, welcher die Familiengruft krönte, ist entfernt, der Bildhauer meißelt zu den Namen der übrigen bereits früher heimgegangenen Verwandten auch noch die Worte ein:

„Hier ruht der Liebling seiner weinenden Mutter“ — — — — — — — — — — — — — — — — Ein Haufen von verdorrten Kränzen lag auf dem locker aufgewühlten Erdboden, als die Mutter den ersten Besuch auf das teure Grab hinauswagen durfte. Zum Begräbnis zu gehen, hatte ihr seinerzeit der Arzt strenge verboten. Begleitet von einigen, mehr und minder mitfühlenden Freunden und Freund-

innen, war sie jetzt hinausgegangen. O, nur die Friedhofmauer sehen und Atem und Sinne verlieren in heißen Thränen, das war eins.

Man wollte sie zurückgeleiten nach Hause. Aber hastig, leidenschaftlich begehrte sie zum teuren Ort hinwallen zu dürfen, wo der Rest von dem versenkt liegt, was ihr Liebstes war.

So kam sie denn ans Ziel, zwischen Monumenten, Kreuzen, Statuen und schönen Blumen- und Baumgruppen daherschreitend. Da lag er — aber sie konnte ihn nur denken, nicht sehen. Es war ja unter der Erdschichte noch die Steinplatte der Gruft über ihm und auch da war noch er nicht, sondern sein Sarg. Und in diesem erst ruhte er. Dort ruht er, ohne Licht, ohne Luft, in Finsternis, in schrecklicher dumpfer Nacht! Er, der so sehnend am grauenden Morgen, nach fieberdurchwachten Nächten, so lange er noch sprechen und halbwegs denken konnte, zu rufen pflegte, wenn man die Fenstervorhänge öffnete: „Licht! Endlich Licht! Seit ich da liege, hab' ich noch kein Licht gesehen! Gönnt mir doch das helle Gotteslicht!"

— — — — — — —

Die Mutter hat eine starke Natur, denn sie bricht nicht an dem Grab ihres Sohnes zusammen. „Otto", sagt sie zu einem der sie begleitenden Freunde, „sei so gut und heb' die Kränze da auf, einen nach dem andern. Ich will sie alle erkennen, welcher von den fernen Brüdern war, welcher von seinem fernweilenden Vater, welcher von seinen Kameraden, von den Offizieren seines Regiments, welcher von den Damen, die sich für ihn interessierten."

Wie Otto mit der feinbehandschuhten Hand in dem dürren, braunen Laub wühlt, welches aufraschelt, doch stellenweise vom Regen etwas feucht und weich ist, da stiebt wimmelndes Gewürm auf. Erblassend weicht Marie einen Schritt zurück, ihr Auge trifft die Mutter — alle denken in diesem Augenblicke nur einen, den gräßlichen, vernichtenden Gedanken: die Verwesung.

Aber die Mutter ist der unerbittlichen Wirklichkeit gegenüber stark. Sie tritt in die dürre Blumenfülle hinein und hängt den großen Kranz von weißen Rosen, den sie mitgebracht hat, auf das einfache lichte Holzkreuz, welches einstweilen, ehe der Marmorstein wieder da steht, die heilige Stelle bezeichnet, den Namen des teuren Entschlafenen trägt.

Noch ein Blick voll namenloser Liebe auf die geweihte Stätte und die Mutter wendet sich zum Gehen. Wortlos wallt die kleine Gesellschaft dahin, niemand wagt ein Wort. Die Mutter aber beginnt: „Für eine Frau, die ihren Gatten verloren hat, gibt es einen Ausdruck, das ihren nunmehrigen Zustand bezeichnet. Man nennt sie Witwe. Für Kinder, die Vater oder Mutter oder beide Eltern verloren haben, gibt es eine Bezeichnung: es sind Waisen. Nur die Mutter bleibt immer Mutter. Die Witwe kann einen anderen Mann finden, den Waisen ersetzen bisweilen Verwandte oder edle Fremde die Eltern. Unersetzlich ist nur der Mutter das verlorene, heißgeliebte Kind . . . ."

Die letzten Worte der Leidtragenden waren kaum vernehmbar. Und seither, da sie das Grab ihres Sohnes gesehen hat, ist ihr sein Tod erst so recht klar geworden. Nie mehr wird sie ihren Sohn wiedersehen. Nie mehr wird sein leichter, tänzelnder Schritt von der Treppe in ihr Zimmer heraufhallen. Nie mehr wird er, das herzige rote Käppchen in die Stirn gedrückt, zum Guckfensterchen der matten Glasthür des Vorzimmers hereinlächeln. Nie mehr darf sie dem Angekommenen öffnen, nie mehr darf sie ihre Arme um seinen Hals legen und ihn freudig begrüßen: „Mein Andi!" Es wird der Postbote auch nie mehr einen Brief von ihm bringen, nie mehr werden diese lieben, schwarzen, festen Schriftzüge ihr Auge erfreuen. Er schreibt nicht mehr, er kommt nicht mehr, er ist nicht mehr . . . . . Und sie, seine Mutter — lebt!! — — — — — —

Wie war's denn nur, daß sie das Entsetzliche, gleich im Anfange, wie's hereinbrach, ertrug? Sie sah ja alles. Sie war dabei, wie er ins Bett kam, wie er irre ward, nachdem ihm der gräßliche Schüttelfrost fast das Innere zerrissen und Leichenfarbe ins Antlitz gegossen hatte, der eine dunkle, schrecklich blauschwärzliche Glutfärb-

ung folgte. Sie fühlte von dieser Stunde, daß ihr Sohn verloren ist, obwohl der Arzt behauptete, daß kein Grund zur Besorgnis da sei.

Sie reichte dem Liebling das Wasserglas und ließ ihn mehr trinken als verordnet war, da er hastig herausstieß: „Laß mich trinken, ich lebe ja keine drei, vier Tage mehr.“ Sie stand vor ihm und lächelte und hielt bisweilen Scherzreden, damit er an seine mögliche Genesung glaube. Sie litt es stillschweigend, wenn er ihre Hand faßte und mit einer leidenschaftlichen Bewegung an seine dürren, heißen Lippen preßte. Wirr lag sein dunkles Haar um die blendende, freie Stirn, schmäler und schmäler und spitziger wurde ihm die edle gerade Nase. Die weicheren Teile von Gesicht und Hals begannen einzusinken und um die Perlenreihe der Zähne begann der sonst so lustvoll, wie Amors Bogen geschwungene Mund, sich zu jenem starren Ausdruck zusammenzuziehen, wie ihn der furchtbare Allwürger über manches Sterbeantlitz legt.

Das alles sah die Mutter, und sie lebte. Und da die Pflege am Krankenbette Tag und Nacht und Tage und Nächte dauerte, so ermüdete sie sogar und schlief bisweilen im Nebenzimmer.

Welch' ein Schlaf! Das augenblickliche Behagen der Glieder, Muskeln und Nerven, die sich endlich nach großer Anstrengung bischen erholen wollten — da horch, die grabesdumpfen Reden und Schreie des Todgeweihten, wie er im Fieber spricht und ruft. Nein, da ist kein Schlaf möglich. Rasch auf, hinein ins Sterbezimmer. Ans Lager des Teuren, über alles Geliebten. Noch einmal die edlen, lieblichen Züge zu schauen, noch aufzusaugen diese Blicke voll Sanftmut und Liebe, voll Angst, Hoffnung, Grauen; zu lesen die stumme Frage im Auge des Kindes: „Was ist's mit mir, Mutter? Muß ich wirklich sterben?“ Ja, noch einmal und immer wieder hinein zu ihm, das erlöschende Lächeln zu erhaschen, wie er den Blick nach ihr hinsendet, die der Schutzgeist seines Lebens war. Noch einmal das süße, himmlische Wort von seinem Munde zu hören: „Mutter!“

Und wenn sie an seinem Bette stand und ihn ansah, der den Tod in den Zügen trug, da raste es auf in ihr, stumm, trocken, versengend. Sie mußte wieder fort von ihm, sie mußte seinen Anblick fliehen, sie ging hinaus und rief zusammenbrechend: „Ich ertrage es nicht!“ — — — —

So wie sie war, elend, ermüdet, zerquält, halb bewußtlos, den Kopf wie von eisernen Reifen umspannt, schickten sie die Wärterinnen eines Abends schlafen. Und diesmal schlief sie wirklich fest zwei bis drei Stunden. Plötzlich riß es sie auf, sie kleidete sich rasch an, um zu ihm zu gehen. Da stand aber schon die eine pflegende Frau, eine langjährige Hausfreundin, auf der Schwelle und bat sie zu kommen. „Fassen Sie sich“, sprach sie ernst, „die große Stunde naht. Fassen Sie sich, stören Sie die mühsam errungene Ruhe ihres Kindes nicht. Wenn Sie sich stark fühlen, dann kommen Sie.“

Da stand sie, die Mutter, und ihre Augen hingen in heißer Liebe an dem fahlen Antlitz ihres Sohnes, welches in seiner oberen Hälfte bereits verklärt aussah, obschon es um den Mund herum vom fürchterlichsten Körperschmerz Zeugnis gab. Aber das Auge, welch' ein Auge! Weit geöffnet, zur Höhe blickend, als ob sie den Himmel offen sähen, so leuchteten seine Augen, sie strahlten.

Obzwar die Mutter lautlos da stand und der Sterbende zur Wand hinlag — er fühlte ihre Nähe, wendete den Kopf herüber und richtete seinen letzten erhabenen Blick auf sie — ein Blick aus dem Jenseits. „Mutter!“ — Nein. Kein Laut, keine Stimme — seine Lippen bewegten sich, aber der halbentseelte Körper war keines Wortes mehr mächtig. War's ein Widerschein des Lampenlichts, was in dem sterbenden Gesicht aufflackerte — war's ein Lächeln? Er wendete sich wieder zur Wand hin und die schwere, regelmäßige, gewaltsame und doch gesetzliche Atemarbeit des Todes begann von Neuem. Die Maschine zog und hauchte — immer schwächer — immer leiser — sie stand still — — — — — — —

* * *

Ein Weib, dem die Mutterschaft versagt war, hat nur halb gelebt. Ein Mensch, der keinen lieben Toten zu beweinen hat, konnte seine ganze Menschheit nicht ausleben, denn alles Menschliche fußt im Ewigen, welches wir erst erkennen lernen, wenn wir es empfinden, daß die Liebe *über* dieses Leben hinausreicht.

Ein „Sich-Mensch-fühlen", begrenzt im Zeitlichen, ist nur höher organisierte Tierheit. Im Unendlichen wandelt der wahre Mensch und sieht alles Irdische mit überirdischen Augen.

Erdenglück und Freuden sind Blumen auf unserem Lebenswege. Aber die Hand des geliebten Toten, die wir an unser zuckendes Herz gedrückt haben, sie zieht uns empor zur Unsterblichkeit, die wir ja alle — *denken* müssen.

Verlorner Glaube.

Dramatische Skizze in einem Akt

von L. Willfried.

(München.)

(Nachdruck verboten. Den Bühnen gegenüber Manuskript.)

Personen:

Baron Lothar Ermannsdorf.
Der Pfarrer.
Werner, Schloßverwalter.
Else, seine Tochter.
Alois, Hirtenknabe.

(Gothisches Zimmer, im Hintergrunde rechts ein erhöhter, breiter Erker mit dem Blick auf eine Berglandschaft. Mittel- und Seitenthüre links. Links vorn Schreibtisch mit Mappe und einem Kasten.)

I. Szene.

Pfarrer und Werner (treten durch die Mitte auf).

Pfarrer. Also der Herr Baron ist ganz plötzlich und unvermutet angekommen?

Werner. Vor einer halben Stunde und er befahl sogleich nach Ihnen zu senden.

Pfarrer. Aber warum hat er seine Ankunft nicht vorher angezeigt?

Werner. Wahrscheinlich eine Laune — wenn's nicht was Schlimmeres ist.

Pfarrer. Wieso?

Werner (geheimnisvoll). Im Vertrauen gesagt, der gnädige Herr gefällt mir gar nicht. Er sieht sehr bleich und düster aus und es scheint fast, als ob ihm das Sprechen Mühe mache. Sie wissen doch, wie leutselig er immer ist, stets hat er mir ein ganz besonderes Wohlwollen bezeigt, heute bemerkte er mich kaum, so nachdenklich starrte er vor sich hin, und dann zog er sich sofort in sein Schlafgemach zurück. (Mit bewegter Stimme auf den Schreibtisch zeigend.) Nur als ich den Kasten dort mit dem übrigen Gepäck aus dem Wagen bringen lassen wollte, nahm er ihn mir aus der Hand und trug ihn selbst hierher auf sein Zimmer.

Pfarrer. Was hat's damit für Bewandtnis?

Werner. Es ist sein Pistolenkasten, ich kenne ihn ganz genau, war ich doch früher Kammerdiener des Herrn Barons, als er noch Student war! Wie oft habe ich die Dinger da d'rin zu putzen gehabt, denn der gnädige Herr war ein leidenschaftlicher Schütze und Duelle hatte er auch die Masse! Einmal wegen einer Tänzerin, dann wegen einer Schauspielerin, ein andermal eines Wortwechsels am Spieltisch halber und einmal gar wegen einem Affenpinscher.

Pfarrer. Hoho!

Werner. Wahrhaftig, Herr Pfarrer, es war das Schoßhündchen der russischen Fürstin Kantineff, seiner damaligen Flamme; ein übermütiger Student hatte ihr's weggefangen. — Ach Gott, was stand ich immer für Sterbensangst aus, wenn ich den schwarzen Kasten in die Droschke hinabtragen mußte! Der gnädige Herr lachten stets laut auf über meine Armesündermiene, wie er sie nannte. Gott sei Dank, er kam immer heil davon. (Langsam.) Seinen Gegnern freilich ging's schlechter, er hatte eben eine zu sichere Hand.

Pfarrer (ernst). Was ihn diese Sicherheit gekostet hat, wißt Ihr ja! Das Duell vor sechs Jahren wird er sein Leben lang nicht vergessen können.

Werner. Ich fürchte auch. Und heute sieht er gerade so aus wie damals, als er mitten in der Nacht verstörten Blickes ankam, nicht sprach, nicht aß und sich ein ganzes Jahr hier auf seinem alten Stammschloß von der Welt absperrte. Die Geschichte hat ihm einen Stich ins Herz gegeben, der ihm hart ans Leben ging. (Aengstlich.) Und wenn er jetzt ein neues Duell —

Pfarrer. Ihr seid ein Schwarzseher in Eurer Besorgnis; wahrscheinlich ängstigt Ihr Euch ganz umsonst.

Werner. Aber der Pistolenkasten — glauben Sie wirklich, Hochwürden, daß der Herr Baron seit der Blutthat noch Vergnügen am Schießen hat und die Waffen zum bloßen Plaisier mitschleppt?

Pfarrer. Kaum, aber ich werde wohl hören!

II. Szene.

Vorige; Lothar; dann ohne Werner.

Lothar. (Mann von 40 Jahren, aus der Seitenthür; reicht dem Pfarrer die Hand.) Grüß' Sie Gott, alter Freund! Ich habe mich gesehnt, wieder einmal in Ihr treues, ehrliches Gesicht zu sehen!

Pfarrer. Und wie ich mich erst freue! Zwei Jahre sind's fast, daß der Herr Baron sein Schloß zum letztenmal besuchte und auch da nur auf wenige Tage.

Lothar (schwermütig lächelnd). Ich war nicht allein, meine Gäste eilten ins Bad zu kommen und machten nur mir zu liebe den Abstecher hierher; wie gefiel Ihnen die Dame?

Pfarrer (etwas verlegen). O, eine sehr hübsche, vornehme Erscheinung mit sympathischem Wesen! Ich hoffte, daß sie den Herrn Baron recht glücklich machen würde.

Lothar. Es kam anders. Doch davon nachher!

Werner. Darf ich dem gnädigen Herrn denn nicht ein kleines Nachtmahl richten?

Lothar. Wenn Du's durchaus nicht anders thust, in Gottesnamen.

Werner (ab Mitte).

Lothar. Kommen Sie, lieber Pfarrer, setzen wir uns. (Setzen sich, er bietet ihm eine Zigarre an.) Wissen Sie auch, daß ich mich recht froh fühle, seit ich hier bin?

Pfarrer. Ich verstehe ganz gut, daß dies stille, einsame Schloß, die Gebirgsnatur in ihrer majestätischen Ruhe für den etwas Wohlthuendes, Erfrischendes haben muß, der aus dem Staube der großen Welt plötzlich in diese reine Atmosphäre entflieht.

Lothar. Sagen Sie etwas Krampfstillendes, Friedengebendes! Wenn ich noch ein frommes Herz besäße, glaubte ich wahrhaft, daß hier Gottes Atem wehe. So kann ich freilich nur fühlen, daß in diesem weltverlornen Paradies selbst der Erdenschmerz aufhört. O ewig wahre Natur, dein Friede, deine Freiheit treibt sogar in verdorrtem Herzen noch ihre Blüten! Hier habe ich schon einmal Frieden gefunden, hier hoffe ich ihn auch heute zu finden — Friede, Ruhe, Erlösung — (für sich, düster) für immer!

Pfarrer. Ich will nicht wünschen, Herr Baron, daß Sie gezwungen sind, ihn aus so trauriger Ursache wie damals zu suchen. Verzeihen Sie mir, wenn ich damit eine Wunde berühre, aber ich halte es manchmal für besser zu reden, als sich in feiger Scheu zurückzuziehen, aus leidiger Besorgnis zu verletzen oder eine Abweisung zu erfahren.

Lothar (sieht den Pfarrer fest an). Ihr fürchtet, Alter —

Pfarrer (warm). Für Sie, Herr, denn Sie wissen, wie ich Sie liebe seit Ihren Kinderjahren. Ihre unerwartete Ankunft, Ihr seltsames Benehmen —

Lothar. Und das Gerede Werners, der überall Gespenster sieht, ich kann mir's denken! — Nun, so muß ich Sie wohl beruhigen. (Mit mattem Lächeln.) Es ist nichts Außergewöhnliches geschehen, aber auch gar nichts. Ich bin gekommen, weil ich einfach müde bin, menschenmüde — weltmüde! — Finden Sie das nicht begreiflich?

Pfarrer. Herr Baron, ich bin ein einfacher Mann, dem das Leben in Erfüllung seiner Pflichten still und bescheiden verfloß; mir fehlt der Maßstab für eine Existenz, wie Sie sie vermöge Ihres Standes zu führen gezwungen sind.

Lothar. Danken Sie Ihrem Gott dafür! Sie sind infolge dessen heute noch ein Jüngling an Herz und Sinn und ich, der um zwanzig Jahre Jüngere, fühle mich schon lange ein Greis! — (Bitter.) Und wenn mir das Leben, das ich im Wirbelsturm durchtobte, wenigstens Genuß geboten hätte! Wenn das, was mir das Herz vertrocknet, die Sinne verbrannt, die Nerven erschlafft hat, wenigstens das Opfer meines Ich's wert gewesen!

Pfarrer. Die Philosophie des Alters ist nicht die der Jugend; darum darf sich der gereifte Mann auch die Sünden seiner jungen Jahre vergeben!

Lothar (scharf). Aber darf man sie auch der modernen Erziehung vergeben, welche unsere ganze Generation auf dem Gewissen hat? Die Sünde ist Mode geworden; welche Macht sie mit diesem Wort errungen, liegt in dem Wesen unserer ganzen heutigen Zivilisation. An dieser Mode bin ich und mein Glück zu Grunde gegangen — denn wenn ich Lebemann war, so wurde ich das nicht aus Neigung, sondern mußte es naturgemäß sein infolge der Methode, nach welcher unsere sogenannte jeunesse dorée erzogen wird. Aber das Blut des alten, echt germanischen Stammes, das in mir floß, war zu schwer und dick, um im Dienste einer frivolen Mode leicht und prickelnd genug zu schlagen. Ich fand weder Glück noch Befriedigung im bloßen Genuß der Sinne! Den schäumenden Becher der Lust muß man im tollen Rausch hinunterschütten, so lange der Geist mousiert, und ihn dann in die Wogen des Lebens zurückschleudern, ohne seinem Sturz und Untergang mit den Augen zu folgen. Ich aber analysierte mit echt deutscher Gründlichkeit den Bodensatz, ich spürte im langsamen Trunk den herben Nachgeschmack, das Schale, Fade, ja ich fühlte schon das verborgene Gift mir durch die Adern schleichen — und so philosophierte ich mich allmählich in Weltschmerz und Pessimismus hinein. — Ach, Herr Pfarrer . . . . . .

Pfarrer. Und haben Sie denn gar nichts aus dem Schiffbruch zu retten vermocht? Ich denke, die Welt ist groß genug, daß jeder Mensch irgend etwas darin findet, was ihn erhebt und begeistert zu neuem Mut!

Lothar. Und wenn er nicht mehr daran glaubt? - Wenn der Wurm des Zweifels sich in sein Herz gefressen, wenn er hinter jedem schönen Antlitz die Teufelsfratze, hinter jeder großen Idee den Lügengeist lauern sieht? Bedauern Sie mich — helfen können Sie mir ja doch nicht. Ich habe den Glauben verloren!

Pfarrer (sich die Augen wischend). Armer Herr, der Himmel hat Sie schwer geprüft! Ihr gutes Herz hätte Besseres verdient!

Lothar (schmerzlich sinnend). Verdient? Ich weiß nicht! Aber ich hätte dem Wesen, das mein Glück in Händen hielt, mein Leben lang auf den Knien dafür gedankt! Doch die Evasnatur steckt zu tief im Weibe; sie ist's, die den Mann seit dem Urbeginn der Dinge zu Grunde richtete! Warum gehöre ich auch zu den unglücklichen Opfern, welche die Frauen ernst nehmen? Es hat mich schon in meinen tollen Jahren manch' bittere Erfahrung gekostet, doch das jugendliche Herz ist elastisch und nur um so hartnäckiger hing ich mich an die Hoffnung wahren Liebesglücks. Ich war nahe den Dreißigern, da ich mich verheiratete, — ich wollte mein Herz nicht leichtsinnig verschleudern, endlich dachte ich das Mädchen gefunden zu haben, dem ich getrost meine Zukunft in die Hände legen konnte. — Sie haben meine Gattin ja gekannt; sagen Sie selbst, gab es ein faszinierenderes Geschöpf als sie?

Pfarrer. Wer Sie beide in den Flitterwochen sah, der mußte sich Ihres Glückes mitfreuen, der mußte in die Hymne miteinstimmen, welche zwei selige Menschenkinder gen Himmel jauchzten.

Lothar. Ich habe sie sehr geliebt — zu sehr! Darum war ich schwach gegen sie; ich konnte ihr keinen Wunsch versagen, so kehrte ich mit ihr in die Residenz zurück; obwohl längst übersättigt von dem hohlen Treiben, führte ich ihr zu liebe das Leben in der Gesellschaft fort, in dem Wahn, daß sie es selbst bald müde würde. Doch ihre Quecksilbernatur ertrug alle Strapazen der Weltdame, ohne in ihrer Vergnügungssucht zu ermatten! O, sie machte Furore in den Salons mit ihrem schillernden, bestechenden Wesen; sie war eben modern vom Scheitel bis zur Fußspitze — (bitter) was Wunder, daß sie aufhörte, eine ehrbare Frau zu sein, da der Treubruch in die Mode kam!

Pfarrer. Suchen Sie die Vergangenheit zu vergessen!

Lothar (auffahrend). Vergessen, wenn mich jeder Bube scheel drum ansehen, spöttisch über mich die Achseln zucken darf? Mußte ich mich nicht vor den Menschen schämen, vor mir selbst? — (Ruhiger.) Enfin — ich jagte sie fort und erschoß ihren guten Freund im Duell! — Ich war im Recht, die Gerichte sprachen mich frei — aber, lieber Pfarrer, es ist doch ein peinigender Gedanke, getötet zu haben, — ich habe seither oft schlimme Träume!

Pfarrer. Sie quälen sich selbst, Herr Baron. Ihre Schuld, wenn man's so nennen darf, was doch nur gerechte Vergeltung war, ist längst gesühnt und vergeben!

Lothar. „Mein ist die Rache!" spricht Ihr Gott; dürfen Sie, sein Diener, die Worte des Evangeliums anders deuten?

Pfarrer. Ich deute sie im Geiste des „Gottes der Liebe"! Der Herr ist bei weitem barmherziger, als die kleinmütigen Menschen gegen sich selbst! Darum bitte ich Sie, sei'n Sie milder und versöhnlicher mit sich!

Lothar. Ja, wenn ich noch an den „Gott der Liebe" glauben könnte! Wenn ich Euer fromm gläubiges Gemüt besäße, das nur unsere weltabgeschiedenen Berge reifen können! Der Atem der großen Welt ist wie der Sammum; sein heißer Hauch verbrennt schon die leiseste Knospe einer religiösen Anschauung. Ich beneide den Menschen, der noch an Gott glauben kann! Der ist gut, der ist glücklich!

Pfarrer. Ach, Herr Baron, ich setze den schlimmsten Fall, — wenn Sie den Glauben an die Welt, an das Ideale, ja selbst an Gottes unendliche Güte verloren haben, bleibt Ihnen nicht noch immer der Glaube an sich selbst?

Lothar. Den habe ich mit dem übrigen begraben! — Ach, ich trage den größten Feind ja in der eigenen Brust, — es ist der innere Zwiespalt, welcher mich aufreibt! — Seltsam! Ich kann den Mord nicht vergessen, zu dem mich der Leichtsinn meines Weibes getrieben, ich kann ihn ihr und mir niemals verzeihen! — — Vor sechs Jahren, als ich mich menschenscheu hierher zurückzog, — ohne ihren milden Zuspruch, Pfarrer, wäre ich meinem selbstquälerischen Wahnsinn erlegen — — und wär's nicht besser gewesen? Hätte es mich nicht vor neuen Enttäuschungen bewahrt?

Pfarrer. Reden Sie nicht so, gnädiger Herr, es thut mir im Innersten weh!

Lothar (bitter). Ich betrüge Euch mit kaltem Spott um die Frucht Eurer Mühen, Pfarrer, es thut mir leid! — Aber ich danke doch jetzt noch für den guten Willen!

Pfarrer. Meine Macht war gering; der Allgütige selbst schickte Ihnen den Trost durch zarte Kinderhand!

Lothar. Was meint Ihr? — Ach ja, Else, des treuen Werner's Töchterchen! Ich erinnre mich noch gern an sie, an ihr frommes Herz, ihr zartes, sinniges Empfinden! Ich legte damals in die reine Seele dieses Kindes meinen ganzen Schmerz nieder. Wie oft habe ich mein trübes Geschick auf ihrem blonden Scheitel ausgeweint, und wenn sie mich mit den fragenden Augen ansah, die so verwundert und doch so verständnisvoll zu mir aufblickten, da zog mir für Augenblicke eine schmerzlösende Ruhe in die kranke Brust. Ich konnte mich ganz in dem Wahn vertiefen, daß sie mein Fleisch und Blut sei, ich gewöhnte mich daran, sie als mein

eigen zu betrachten — o hätte ich ein Kind gehabt, ich würde das Leben leichter ertragen haben!

III. Szene.

Vorige; Werner; dann Alois; dann ohne Werner.

Werner (durch die Mitte). Ich bitte um Entschuldigung, aber der Herr Pfarrer werden verlangt!

Pfarrer. Von wem?

Werner. Der kleine Alois, der Bub' der Jägerswittib, ist draußen und bittet Sie, zu seiner kranken Mutter zu kommen!

Lothar. Laß' ihn herein!

Werner (öffnet Alois die Thür und geht ab).

Alois (12jähriger Knabe, zerlumpt und barfuß, tritt mit ängstlich dummem Gesicht ein und macht an der Thür einen Kratzfuß).

Pfarrer (freundlich auf ihn zugehend). Wo fehlt's denn, Alois?

Alois (küßt dem Pfarrer die Hand und stottert, verlegen seine Mütze drehend). Die Mutter — sie läßt halt recht schön bitten — sie ist krank — sie weiß halt nicht —

Pfarrer. Warum stotterst Du denn so ängstlich? Sprich nur frisch von der Leber weg!

Alois. Ich trau' mich nit!

Pfarrer. Bist doch sonst ein kouragierter Bub'!

Lothar (lächelnd). Fürchtest Dich vielleicht vor mir?

Alois. Ich glaub' schon!

Lothar. Was meint denn der Doktor?

Alois. Wir hab'n kein' Doktor!

Lothar. Ja, warum denn nicht?

Alois (pfiffig). Der Doktor kost' Geld, der Herr Pfarrer thut's umsonst!

Lothar. Und wer macht dann die Mutter gesund?

Alois. Unser Hergott!

Pfarrer (lächelnd). Sehen Sie, Herr Baron, der glaubt noch!

Lothar. Das merk' ich! — Komm' mal näher, Junge!

Alois. Ich trau' mich nit!

Lothar (seine Börse ziehend). Da, ich schenk' Dir ein Goldstück, damit Ihr den Doktor rufen und bezahlen könnt!

Alois (läuft rasch hin und nimmt das Geld).

Pfarrer. Traust Du Dir's denn zu nehmen?

Alois (vergnügt). Ja, das trau' ich mir schon! — (Hält es jubelnd in die Höhe). Aber das kriegt der Doktor nicht — da wird das Mutterl schon aus lauter Freud' von selber wieder gesund! — Ich küß' die Hand, gnädiger Herr!

Lothar. Schon gut! — Nun sag' mir aber auch mal, an was glaubst Du?

Alois (herunterplappernd). An Gott Vater, Gott Sohn und Gott hl. Geist, an die Mutter Gottes, an mein' Schutzpatron und an alle Heiligen!

Lothar. An was noch?

Alois (besinnt sich einen Augenblick, den Pfarrer ansehend, der ihm freundlich zunickt; plötzlich). An Herrn Pfarrer!

Lothar. Hast Recht, bist ein frommer Bub'! — (Zum Pfarrer). Der wird nicht irr, wenn ich ihm sage, daß ein Mohr in der Taufe weiß gewaschen wird!

Alois (verschmitzt). Ich brauch' ihn ja nit zu wasch'n, das ist dem Herrn Pfarrer seine Sach'!

Pfarrer. So, Alois, nun geh' mal zuerst zum Doktor —

Alois (mit weinerlichem Gesicht). Ich trau' mich nit!

Pfarrer (gutmütig). Trau' Dich nur, er wird Dir Dein schönes Goldstück nicht gleich nehmen! — Ich spreche nachher bei Deiner Mutter vor!

Alois. Dank schön, Herr Pfarrer! — Dank schön, gnädiger Herr! — Ich dank halt recht schön — vergelt's Gott tausendmal! — Adje! (Ist unter vielen Bücklingen zur Thür gekommen; aber draußen hört man ihn hell jodeln:) Dulie—ho—ho! —

IV. Szene.

Lothar; Pfarrer.

Pfarrer. Da sehen Sie ein Stück echten wahren Glaubens, Herr Baron! — Den bringt das Volk so auf die Welt und hängt an ihm so felsenfest wie an dem Berg, auf dem es geboren! Wenn ich heut' zum Ketzer werden wollte, es brächte mich durch seine zähe Gläubigkeit wieder zum Evangelium zurück! — Aber einer solch' naiven Treuherzigkeit gegenüber kann der Zweifel und Weltschmerz gar nicht aufkommen! — Und an Zeit dazu fehlt's auch!

Lothar (aufstehend). So müssen Sie mit ihren sechzig Jahren noch von Hütte zu Hütte wandern — Sie sind ein geplagter Mann!

Pfarrer (heiter). Gott sei Dank! — In der Arbeit liegt das Heil! — Ich war auch einmal jung und das Herz rebellierte manchmal unter dem schwarzen Rock — aber die Arbeit ist ein gutes Pflaster für alle Schmerzen. — (Bescheiden.) Haben Sie's schon versucht, Herr Baron?

Lothar. Ich habe nie arbeiten gelernt!

Pfarrer. Zum Lernen ist man nie zu alt.

Lothar (mißmutig). Ach Gott, mir fehlt die Lust, die Energie! — Lahm und mißvergnügt nahm ich kaum die allernotwendigsten Geschäfte auf, als mich der Scheidungsprozeß damals endlich in die Residenz zurückzwang.

Pfarrer. Es war höchste Zeit für Sie, wieder unter Menschen zu kommen!

Lothar. O, es fiel mir anfangs sehr schwer, wieder mit ihnen zu verkehren, aber endlich scheuchte doch der Weltlärm das Gespenst der Melancholie in einen Winkel meines Herzens zurück. — Meine oberflächliche Gattin, welche vom Leben bis dahin nur den Schaum nippte, war plötzlich sehr praktisch geworden und suchte eine möglichst große Rente zur Bestreitung ihrer kostspieligen Vergnügungen zu erzielen. — — Sie werden sich wundern, lieber Freund, daß ich so cynisch und ungeschminkt von dem Weibe spreche, das mir einst das Teuerste auf Erden war! Aber ihr Bild liegt zertreten im Schmutz vor mir, und ich würde es mit dem Fuß wegstoßen, käme es mir je wieder vor Augen!

Pfarrer. Es mag das Herz viel kosten, bis es verachtet, wo es einst geliebt!

Lothar (sich in einen Stuhl werfend). Man muß nur auch ein wenig in den Schlamm untertauchen, dann kommt der Skeptizismus von selbst! — Ich stürzte mich wieder in den Strudel der Verdammnis, mit dem einzigen Wunsch, darin unterzugehen! Nur Lethe trinken — vergessen! Drei Jahre hielts ich's aus, der Höllensturm hatte mich bis in's innerste Mark durchgeschüttelt, aber in meinem Herzen war doch noch eine Saite ganz geblieben, — die Sehnsucht! Und diese fibrierte erst leise, dann immer lauter! — Der Zufall machte mich mit einem Mädchen bekannt, das mir die Verkörperung edler Weiblichkeit schien; ein resignierter Schmerzenszug in ihrem Antlitz machte sie nur anziehender. Sie lebte sehr zurückgezogen mit ihrem Vater, und als ich von diesem erfuhr, daß der Schmerz um einen treulosen Bräutigam die Ursache daran, da erweckten die gleichen Gefühle eine Sympathie in uns, die bald Liebe ward. Im engern Umgang fiel mir zwar an ihr eine gewisse Begrenztheit des Urteils auf — ich war verführt, gerade hierin eine Beruhigung für die Zukunft zu erblicken — sie würde mich nicht betrügen wie meine einstige Gattin! — Waren Sie nicht selbst dieser Meinung?

Pfarrer. Gewiß, Herr Baron; wie Sie mit Ihrer Braut während Ihres kurzen Aufenthaltes so durch die alten Zimmer wandelten, da schien sie mir die gute Fee des Schlosses, die mit Zauberhand Ihr wundes Herz berührte und all die düstern Geister der Erinnerung aus diesen Hallen trieb.

Lothar. Und doch stand das Ende meines Glückes schon drohend am Horizont; nach wenig Wochen war ich wieder ein einsamer Mann! — Ich hatte meine intimere Vergangenheit meiner Braut verschwiegen in Anbetracht ihres mimosenhaften, scheu empfindenden Charakters. Das Duell mit seinem blutigen Ausgang und all die

dunklen Fäden, die sich daraus entspannen, sollten vorerst für sie Geheimnis bleiben. Ich dachte später dafür eine passende Gelegenheit zu finden, wenn ihre Liebe durch die Zeit erstarkt — und dieser Wahn betrog mich abermals um mein Glück! — Wenigstens dachte ich so, als mir der Vater meiner Geliebten eines Tages erklärte, daß Irene unsere Verlobung zu lösen wünsche; sie habe nachteiliges über meine Antezedentien erfahren! Ich wollte es nicht glauben, sie selbst sprechen; es war vergebens an diesem Tage zu ihr zu dringen. Als ich es am nächsten Morgen von neuem versuchte, trat mir aus der Thür ihrer Wohnung eine Männergestalt entgegen. Ich kannte das Gesicht, hatte ich es doch schon auf dem Bilde gesehen und es gehörte zu jenen, die man nicht leicht vergißt! Irene hatte mir einmal die Photographie ihres ehemaligen Bräutigams gezeigt — er war es! Also darum! Der reuige Sünder wird in Gnaden aufgenommen, der Schuldlose aber in die Hölle gestoßen, — das ist Frauenlogik! — An der Schwelle kehrte ich um, den Kopf voll wirrer Gedanken. „Die Lüge steckt im Weib!" Diese Worte tanzten mir wie feurige Irrlichter vor den Augen, sie kreisten mir um's Gehirn, als ob sie es verbrennen wollten. Mit dem nächsten Zuge reiste ich ab. — — — Allmählich erst fing ich wieder zu denken an, — vielleicht war's das Beste so! — „Aber was jetzt mit dem Rest Leben beginnen?" fragte ich mich. Es fiel mir nichts ein! Die letzte Saite in meinem Herzen war mit einer schneidenden Dissonanz gesprungen, — die Seele gestorben! — Glauben Sie noch, daß Sie etwas erfinden können, mir neue Lebensluft einzuatmen?

Pfarrer (ergriffen). Banale Trostesworte klingen da wie ein Mißton. Ich bin Priester und habe die Pflicht, dem Verzweifelnden den Glauben als letzten Rettungsanker zu weisen, — aber was soll ich Ihnen sagen, der Sie den Glauben verloren?

Lothar. Nichts — es wäre nutzlos! (Reicht ihm die Hand.) Drücken Sie mir zum Zeichen des Mitgefühls schweigend die Hand, das genügt! — Ich habe Ihnen die Geschichte meines Jammers heute so eingehend erzählt in dem unbewußten Drang nach Klarheit; ich wollte meine Wunden einem fremden Auge bloslegen, damit es meiner Meinung beistimme: „Hier ist menschliche Hilfe vergebens!" Es soll dies gewissermaßen meine Rechtfertigung sein, wenn ein glücklicher Zufall einmal dies müde flackernde Lebenslicht ausbläst!

Pfarrer (erschrocken). O Herr, welch' unglückseliger Gedanke! Der Tod wird oft freventlich herbeigewünscht, aber ich bin an manchem Sterbebette gestanden und habe geseh'n wie unendlich schwer das Sterben ist!

Lothar. Nicht allen, guter Mann! Wenn die jugendfrische Seele mit dem kranken Körper in verzweifelter Ohnmacht ringt, da mag's hart sein; aber wenn bei lebendigem Leibe langsam Glied um Glied abstirbt, Gefühl um Gefühl verdorrt, — da ist der Tod Wohlthat, Erlösung!

Pfarrer. Wobei soll ich Sie packen, Herr, die glimmenden Lebensgeister wieder zu entfachen?

Lothar (aufstehend, entschlossen). Laßt das, — ich bin mit mir fertig! (Auf- und abgehend, müde lächelnd.) Wenn mir noch etwas Kopfzerbrechen macht, so ist's nur das: was fange ich mit all' meinem Hab und Gut an?

Pfarrer. Die Zukunft wird Sie schon noch die richtige Verwendung dafür finden lassen, Herr Baron!

Lothar. Man soll bei Zeiten an alles denken! Ich habe kein Kind, keine Familie — nur entfernte Verwandte, die trotz eigenen Reichtums sich schon bei meinen Lebzeiten gierig um mein Erbe streiten! — Auch meine ehemalige Frau wird dem Vergnügungsteufel niemals genug opfern können! — Und da thut's so wohl, ein wenig Gerechtigkeit zu spielen! — Warum hat der alte Hagen den Nibelungenhort den Rheintöchtern wieder gegeben?

Pfarrer. Ich denke aber, das Geld kann neben dem Bösen auch zu viel Gutes stiften, um es nutzlos der Vernichtung zu weihen.

Lothar. Lieber Pfarrer, was sind Sie plötzlich für ein Weltkind? Ei, ei! — Haben Sie Freude am Mamon? So vermache ich Ihnen noch heute all' den

Plunder, den ich mein nenne; wer weiß, was er in Ihrer glücklichen Hand für Segen bringt und für Schuld sühnt!

Pfarrer. Meinen alten Schultern wollten Sie eine solche Last aufbürden, Herr Baron? Das können Sie mir nicht im Ernst zumuten! Ich wüßte ja gar nicht, was mit all dem Gelde anfangen — ich verstehe mich wirklich nicht darauf!

V. Szene.

Vorige; Else (durch die Mitte).

Else (schüchtern). Verzeihung, gnädiger Herr, wenn ich störe; der Vater schickt mich zu melden, daß das Mahl bereit sei.

Lothar (zum Pfarrer). Ist das Else, die kleine Else?

Pfarrer. Ja, ja, Herr Baron, aus Kindern werden Leute.

Lothar (sie betrachtend). Wie schön Du geworden bist! (Ihr freundlich die Hände entgegenstreckend.) Nun, heißest Du mich nicht willkommen?

Else (die mit großer Verlegenheit kämpfend an der Thür stand, tritt hinzu und küßt seine Hand). Gnädiger Herr —

Lothar. Nicht so, Else; wir kennen uns besser! — (Küßt sie auf die Stirne.) Ich bin so gewöhnt, mich Deiner als Kind zu erinnern, daß ich sogar in der holden Jungfrau nur das Kind von ehedem erblicke! Darf ich denn noch „Du" sagen?

Else. Ich bitte darum, Herr Baron; kann ich auch nicht mehr hoffen, Ihnen zu sein, was ich Ihnen als Kind sein durfte, so lassen Sie's dem erwachsenen Mädchen nicht entgelten, und berauben Sie es nicht der vertraulichen Bezeichnung!

Pfarrer. Aber die Else ist nicht nur groß und schön, sie ist auch klug geworden! Was der Herr Baron für ihre Erziehung gethan, hat reichliche Früchte getragen; sie hat im Institut so viel gelernt, daß sie bald gescheidter ist wie ich! (Sie an den Zöpfen ziehend.) Nun, nun, Du brauchst nicht zu erröten, wenn Dich Dein alter Lehrer lobt!

Lothar. Pfarrer, Pfarrer, das Herz geht mit Ihnen durch! Wären Sie kein Diener Gottes —

Pfarrer (lächelnd). Und um zwanzig Jahre jünger, hätte ich mich wahrscheinlich in die Else verliebt! Aber mein Goldkind bleibt sie doch! — Die wird ihren Mann einmal ganz glücklich machen!

Lothar (sich plötzlich verstimmt abwendend). Das glauben wir Thoren immer, weil wir es glauben wollen! Aber die Schlange louert hinter Blumen, die schmelzendsten Augen sind ein trügerischer Spiegel, das schönste Frauenbild trägt ein falsches Herz im Busen! (Sie mit tiefer Wehmut betrachtend.) Else, schade, daß Du auch nur ein Weib bist!

Else (betroffen). Gnädiger Herr, ich verstehe Sie nicht.

Pfarrer (begütigend). Herr Baron, betrachten Sie Else als Kind! Sie ist's ja auch geblieben an Unschuld und Naivität des Herzens!

Lothar (sich über die Stirn fahrend). Wenn ich es kann! — Doch Dein Vater wird schon ungeduldig werden; begleiten Sie mich, lieber Freund?

Pfarrer. Sie wissen, die Pflicht ruft mich; ich will doch vor Nacht noch zu Alois Mutter sehen; doch wenn Sie morgen gestatten.

Lothar (nachdenklich). Morgen?! — Ja, ja, kommen Sie morgen wieder! (Ernst, mit warmem Händedruck.) Und für heute: Lebewohl! — (Geht und kehrt wieder um.) Und noch eins: Wenn ich einmal — man kann ja nicht wissen — tot bin, dann begrabt mich im Wald — ohne Gepränge und Zeremonien — Ihr versteht mich schon, alter Freund — gönnt mir Ruhe — Ruhe! (Ab links.)

VI. Szene.

Else; Pfarrer.

Else (ängstlich.) O lieber Herr Pfarrer, sagen Sie mir, was hatte nur unser gnädiger Herr?

Pfarrer. Liebes Kind, wirst Du in der Einfalt Deines Herzens, fremd mit dem traurigen Ernste des Lebens, verstehen, was ich Dir jetzt zu sagen habe? kannst Du ahnen, wie's um unsern armen Herrn steht?

Else (hastig). Um unsern Herrn? O reden Sie hochwürdiger Pfarrer, reden Sie, ich will mir Mühe geben es zu begreifen, so fern es meinem Denken und Fühlen liegen mag!

Pfarrer. Der Baron ist schwer krank —

Else (erschreckt). Oh!

Pfarrer. Nicht am Leib, an der Seele!

Else (treuherzig). Ich verstehe Sie, Herr Pfarrer, ich bin kein Kind mehr, ich war es kaum mit elf Jahren, ich wußte damals recht gut, was der gnädige Herr litt, — es erfüllt mich heute noch mit frohem Stolz, daß er mir sein Herz vertraute — glauben Sie, der tägliche Anblick des unglücklichen Herrn habe nicht dazu beigetragen, meine Seele zu reifen?

Pfarrer. Ich kenne recht wohl Deine Verehrung und Hingabe für ihn — und darum bin ich auch überzeugt, wenn jemand etwas über ihn vermag, Du allein es kannst!

Else (wehmütig). Hochwürden, Sie müssen bedenken, daß seit dem fünf Jahre verflossen sind. — Sie hörten ja, wie er plötzlich bitter gegen mich wurde — und doch weiß ich nicht warum!

Pfarrer. Das gilt nicht Dir! Das mußt Du ihm vergeben! Hat ihm doch Dein Geschlecht so herbes Herzeleid bereitet, daß er in finsterm Weltschmerz sogar daran denkt, sein Leben wie eine drückende Bürde abzuwerfen!

Else (erschreckt, mit thränenzitternder Stimme). Um Gotteswillen — und die Pistolen, die er mitgebracht —

Pfarrer. Sollen keinen Gegner mehr töten, er wird sie zum letzten Male in die Hand nehmen, und das Ziel ist seine eigene Brust!

Else (schluchzend.) O du barmherziger Himmel!

Pfarrer. Er hat mir das nicht gesagt, ich habe das nur so erraten! Darum mußt Du auch gegen alle schweigen! — Meine Bemühungen waren umsonst — Da bleibst Du allein übrig, dem armen Baron wieder Glauben und Vertrauen an die Welt, vor allem an sich selbst zu verleihen!

Else (ängstlich). Sprechen Sie, Hochwürden, was soll ich thun?

Pfarrer (nachdenklich). Ja, das weiß ich selbst nicht, — das muß Dir Dein eigenes Herz im rechten Augenblick eingeben! Er hängt an Dir, — mehr als er selbst zu wissen scheint, — und Deine treue Anhänglichkeit an ihn kann sich in dieser schweren Aufgabe thätig beweisen!

Else. Aber die Angst um ihn wird mir die Brust zuschnüren, die Stimme wird mir versagen —

Pfarrer. Das Stammeln der Kinder ist oft beredter als die schönsten Reden der Weisen. Der Herr wird Dir die rechten Töne auf die Lippen legen — Du bist klug und gut — (ernst) ich baue auf Dich, Du mußt es vollbringen!

Else (erschüttert). Ihren Segen, Herr Pfarrer!

Pfarrer (sie segnend). Gott sei mit Dir! (Ab Mitte.)

VII. Szene.

Else (allein).

(Bricht schluchzend in die Kniee.) Gott, gütiger, allmächtiger Gott, hilf Du! Rette ihn, laß ihn nicht sterben! Nur das nicht! — Nimm mir nicht das Glück, das Du auf meinen Weg gestreut, an dem ich zehren will mein Leben lang, wunschlos, entsagend, — nimm mir nicht das Licht, das meine Seele erhellt und erwärmt! Ich glaube an Dich, Herr — o mache meinen Glauben nicht zu Schanden! — (Steht auf.) Wie ich zittre in namenloser Angst! Warum hat der Herr Pfarrer die schwere Verantwortung gerade auf meine schwachen Schultern gelegt? Ob er es ahnte, wie

nah es mir zum Herzen geht? — Sein klarer Blick schien auf dem Grund meiner Seele zu lesen — „Wenn es ein Mensch vermag, bist Du es — Du mußt es vollbringen!“ sagte er. — Er hat Recht! Wenn jemand die Kraft, die Aufopferung dazu in sich fühlt, bin ich es; wenn jemand seinen letzten Lebenshauch an das Gelingen setzt, bin ich es — ich muß es vollbringen, — weil ich ihn liebe! — (Sieht sich ängstlich um, dann leise flüsternd.) Es darf's niemand wissen, ich getraue mir's ja selbst kaum klar zu machen — aber es ist so seit langer Zeit — und wenn ich manchmal bang war ob dieser Liebe, die mein ganzes Gemüt entflammte — denn habe ich ihn nicht mehr geliebt als meinen Gott? — So weiß ich jetzt, daß dieser selbst meine Liebe angefacht, daß er mich in seiner Allwissenheit zum Werkzeug auserlesen, in die Seele meines geliebten Herrn wieder seinen Gnadenthau zu träufeln!

(Die Abendglocke beginnt zu läuten; durch das Erkerfenster sieht man das Alpenglühen. Man hört einen Kuhreigen blasen, zu dem mehrere Stimmen singen, während Else hinaussehend in den Erker tritt, dann niederkniet und stumm betet; ihre Gestalt ist vom Abendrot beleuchtet.)

Gesang (von außen.)

Es rufet die Glocke zum Abendgebet,
Nun ruhet die Arbeit, vom Himmel erfleht
Der Müde jetzt Frieden und Ruh' für die Nacht;
O schlafet, das Auge des Vaters, es wacht!
Gute Nacht, gute Nacht!

Else (unter dem Refrain, voll tiefer Inbrunst). O Herr, senke auch in seine kranke Brust deinen himmlischen Frieden, gib' seiner armen Seele Ruh' und Linderung!

Gesang (von außen).

Wer sorgenbeladen, von Jammer erdrückt,
O gib, daß auch ihn jetzt der Schlummer erquickt,
Allmächtiger Schöpfer! Und heile sein Weh', —
Daß neu ihm die Pracht deiner Welt aufersteh'!
Gute Nacht, gute Nacht!

(Der Refrain verklingt langgezogen in der Ferne.)

Else (unter dem Refrain, hingerissen). Und heile sein Weh'! — Ja, Du kannst es, — Du allein! Gib ihm wieder Freude am Leben — — das Leben ist ja so schön!

VIII. Szene.

Else; Lothar.

Lothar (der schon früher eingetreten und schweigend in der Thür gestanden, Else betrachtend, mit bewegter Stimme): Else!

Else (fährt auf und eilt zu ihm).

Lothar (ihr die Hand auflegend). Ja, Du bist noch der reine Geist wie einst, Deine Seele ist noch nicht vergiftet, — in Dir ist keine Lüge, kein Falsch — sag' es mir selbst, Kind, damit ich es besser glaube!

Else (ihn offen anschauend). Herr, wenn Sie das nicht fühlen, was helfen Worte! Spricht das Herz, so schweigt der Mund!

Lothar (gerührt.) Gutes, unschuldiges Kind! — Du hattest mich früher recht lieb, ich weiß es; aber bringst Du mir heute noch diese Zuneigung entgegen, heute, wo ich ihrer mehr wie je bedürftig bin?

Else. Ich habe seit langen Jahren täglich zum Allmächtigen für Ihr Heil gebetet; hat er meine Bitten nicht erhört, geben Sie nicht meinem Mangel an Inbrunst die Schuld!

Lothar. Du frommer Engel! Es muß ein harter Gott sein, der Dich vergebens flehen läßt! (Sich setzend.) Weißt Du noch, wie Du vor mich hinknietest, wenn gar nichts mehr helfen wollte, und Deine Hände über die meinen falteteſt und Deine Kindergebetlein mit thränenfeuchter Stimme für mich zum Himmel lallteſt? Und mein starres, ungläubiges Herz hat in frommer Andacht mitgebetet!

Else (stürzt ihm weinend zu Füßen). O gnädiger Herr!

Lothar. Ja, so wie jetzt netztest Du einstmals mein befleckte Hand mit Thränen, sie wuschen das Blut weg, und dann trocknetest Du sie mit Deinem Goldhaar! (Ihr Haupt erhebend.) O verschwende nicht die kostbaren Perlen der Wehmut an mich, sie fallen auf sonnverbranntes Erdreich — ich bin heute noch elender, noch unheilbarer wie damals!

Else. Was fehlt Ihnen, Herr?

Lothar. Der Glaube! — Kannst Du mir den Glauben wiedergeben?

Else. O könnt' ich's Herr, mit meinem Leben wollte ich ihn zurückkaufen von den finsteren Gewalten, die ihn raubten!

Lothar. Es waren Frauen wie Du, schön, holdselig und liebreizend! Und doch haben sie mein Herz zerfleischt, meine Liebe verhöhnt — — Weißt Du, was es heißt, in seinen edelsten, reinsten Empfindungen tötlich verletzt zu werden? Was ist eine Wunde, die sich nimmer schließt — Du kannst mich nicht begreifen —

Else (leise). Ich ahne es, Herr!

Lothar. So liebst auch Du, Else? (Else verbirgt das Haupt in den Händen.) O schäme Dich nicht des göttlichen Gefühls! Aber weine darüber, weine! Deine Liebe wird Dich sehr unglücklich machen!

Else (mit verklärtem Lächeln.) O nein, gnädiger Herr! Ich vertraue meiner Liebe! Sie ist mir nichts Neues, nichts, was das arme Herz mit plötzlicher Sturmgewalt erfaßt und forttreibt — ich kenne sie seit Jahren, sie kam eines Tages — ich kann nicht mehr genau zurückdenken, an welchem, so lang ist's schon her — und war da; sie nistete sich ganz bescheiden in meinem Herzen ein und ich begrüßte sie bald wie eine alte Vertraute. Und als das Herz mir größer und weiter wuchs, da wuchs sie mit und füllte bald das ganze Herz aus. Es kam kein Wunsch, kein Begehren dazu, — ich liebte und war glücklich! Täglich betete ich zu meinem Schöpfer und dankte ihm für dies wundersame Gefühl. Aber nach und nach sah ich neben diesem Gott noch einen anderen thronen, mit greifbaren Zügen und doch so unendlich erhaben und unerreichbar, und bald wußte ich nicht mehr, wen ich mehr anbetete, den unsichtbaren Herrn oder sein sichtbares Ebenbild! — Das klingt sündhaft — aber nur dem, der mich nicht versteht! Denn ich fühlte nie gläubiger, frommer, als bei dieser Andacht, die meinen himmlischen und irdischen Gott mit gleicher Inbrunst umschloß! —

Lothar (ergriffen). Wie glücklich muß der sein, der so geliebt wird!

Else (traurig den Kopf schüttelnd). Er ist es nicht!

Lothar. Nicht? Im Sonnenglanz einer Liebe, die vom Lichte selbst geboren, keusch wie Lilienduft und ewig wie der Urquell des Lebens ist? Und nicht glücklich? Undankbarer!

Else. Nicht doch, er weiß ja nicht um diese Liebe, er wird sie nie erfahren!

Lothar. Warum?

Else. Weil meine Person zu tief unter meinem Gefühl steht! Der Gegenstand meiner Liebe ist mir so himmelweit entrückt wie Sterne am Firmament.

Lothar. Und Du brennst nicht in wilder Sehnsucht nach Vereinigung, Du gehst nicht zu Grunde an diesem Opfer der Entsagung?

Else (selig lächelnd). Nein, Herr, ich bin glücklich!

Lothar (sie nachsinnend betrachtend). Unbegreifliches Kind! Du scheinst mir wie ein verlorner Thautropfen göttlicher Gnade, der auf das Herz eines armen Sünders fällt! — Nein, einer so reinen, selbstlosen Liebe, wie Du sie im Busen hegst, bin ich noch nicht begegnet, auch nicht in meiner eigenen Brust! Also es giebt noch etwas, was ich nicht kennen gelernt auf der langen Stufenleiter der Gefühle — Resignieren, schweigend duldendes Entsagen! — — Und wenn der Mann, an dem Du mit allen Fasern Deiner Seele hängst, Deiner unwert wäre?

Else (treuherzig). Das ist unmöglich — (nach kleiner Pause, einfach) und ich müßte ihn dennoch lieben!

Lothar. Ich haßte und verachtete, wo ich nicht mehr anbeten durfte! Wie klein, wie egoistisch steht der starke Mann vor dem zarten Kinde! — Also

nichts, nichts könnte Dich um diesen frommen Wahn eines nie besessenen Glückes betrügen?

Else (sieht ihm tief in's Auge, mit schmerzbebender Stimme). Nichts als der Tod! — Wenn der Abgott meiner Seele, der mir unsterblich dünkt wie die ewige Liebe selbst, kalt und starr vor mir läge, mit gebrochenen Augen, — da erstarrte auch mein Blut zu Eis, da bräche mein Herz mit dem seinen! Ein rauher Sturmwind fegte dann durch die tote Brust, der alles Leben würgte, — (In Thränen ausbrechend.) dann würde es öd und leer in mir, ich könnte nicht mehr weinen, nicht mehr beten — und stürbe vor Herzweh!

Lothar (warm). Nein, Else, so grausam kann das Schicksal nicht gegen Dich sein; o nenn' ihn mir, den Du liebst, daß ich ihm sein Glück mitteile!

Else (zitternd). Ihnen, gnädiger Herr? — (Aufspringend.) Nein, nein!

Lothar (sie bei der Hand haltend). Hast Du plötzlich kein Vertrauen mehr zu mir?

Else (gequält). O gnädiger Herr, seien Sie nicht grausam und forschen Sie nicht weiter! — O lassen Sie ab von mir, Herr, beschämen Sie mich nicht!

Lothar (verwundert). Else?! — (Steht auf und legt ihr die Hände auf die Schultern.) O hätte ich ein so treues, goldenes Herz wie Deines gefunden, — ehe es zu spät geworden! Wärst Du mein Weib, mein Kind gewesen, — ich wäre nicht so entsetzlich weltmüde!

Else. Herr Baron, Sie haben noch ein langes Leben vor sich —

Lothar. Das wäre schlimm für mich! Ein Leben ohne Zweck, ohne Freude, — was soll es mir? — Was macht Dir das Dasein reizvoll? Deine Liebe! — Ich aber liebe nicht mehr und werde nicht geliebt!

Else (hingerissen). Sie sollen nicht geliebt werden? — (sich fassend) der von all seinen Leuten wie ein Vater verehrt, von der ganzen Umgegend wie ein höheres Wesen gepriesen? —

Lothar. Es gibt noch ehrliche Menschen in den Bergen, jawohl! — Aber das sind spärliche Wassertropfen, das macht ein welkes Herz nicht neu erfrischt aufleben; dazu bedarf es eines mächtig schwellenden Stromes, der befruchtend und segenbringend die trockene Seele überschwemmt, einer ungeteilten ewigen Liebe, die nur für mich allein lebt — und doch weiß ich nicht einmal, ob mein Herz noch jung genug schlägt, eine neue Liebe in sich aufzunehmen! — Ach, ich verlange ja etwas Unmögliches, etwas, das nicht existirt, an das ich selbst nicht mehr glaube, — und doch verlange ich es und doch gehe ich an der Sehnsucht darnach zu Grunde! Und wäre es die Liebe des Niedersten.

Else (stürzt ihm laut weinend zu Füßen) O Herr, nehmen Sie mich hin! Ich will Sie lieben, treu, aufrichtig, ich will Ihnen dienen und gehorchen! — Bedarf es nur der tiefen Hingabe eines Geschöpfes, um Sie den Menschen wieder zurückzugeben? O, so fühle ich mich stark genug, das Werk auf mich zu nehmen!

Lothar (gerührt.) Du willst Dich opfern? Dein junges Leben dem alten, müden Manne? Du verzichtest auf das Glück Deiner Liebe — und ich sollte den elenden Egoismus so weit treiben, Dein engelhaftes Erbarmen zu mißbrauchen, Dein Opfer anzunehmen — es wäre ein Verbrechen!

Else (tonlos.) Sie verschmähen mein Herz?

Lothar. Es ist mir zu heilig, als daß ich es in mein Jammerdasein hineinreißen möchte; Du unberührte Blume würdest nur welken an dieser vertrockneten Brust! — Steh' auf! Gott lohne Dir Deine Barmherzigkeit, geh!

Else (erhebt sich taumelnd mit thränenmatter Stimme.) Sie weisen mich fort, Herr — o, wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten — (küßt leidenschaftlich seine Hand.) Leben Sie wohl, Herr! Das Licht schwindet, die Nacht kommt — (auf die Brust deutend) und da drinn wird es öd' und leer und tot — und ich werde sterben — sterben vor Herzweh! (eilt Mitte ab.)

IX. Szene.

Lothar (allein; es ist dunkel geworden).

Was ist ihr? Es scheint mir beinah', als ob sie meine Absicht durchschaut hätte! — Gleichviel! Mein Entschluß steht fest, unabänderlich! Ich habe ihn er-

wogen, ein reifer Mann, — es ist keine freventliche, knabenhafte Spielerei mit dem Leben! (Er macht Licht auf dem Schreibtisch, öffnet den Pistolenkasten und lädt eine Pistole.) Zum letztenmal berührt meine Hand die totbringende Waffe, aber diesmal lädt sie dieselbe nicht zum blutigen Mord, diesmal ist's eine Arznei, die alle Uebel heilt! (Setzt sich und öffnet die Mappe am Schreibtisch.) Da liegt mein Testament; jede handbreit Land, jeder Stein, der mir gehört, ist d'rin verzeichnet; aber der Erbe fehlt! Die Stelle, wo sein Name stehen soll, ist leer; wen schreib' ich auf die leere Fläche? . . . Else! — Sie ist zwar weit besseres wert als schnödes Geld; aber es ist dies alles, was ich zu geben vermag für ihr edles Opfer! — — Wenn ich's nun angenommen hätte, wenn ich das holde, süße Geschöpf an mich gekettet und versucht hätte, nochmal glücklich zu werden? — (Bitter.) Und wenn ihre Kinderseele in den Tiefen der meinigen das ganze Elend gelesen, das schon eine stärkere Frauennatur abgeschreckt hat, würde sie nicht auch zurückgebebt sein? Darf der Kranke im wilden Drang nach Genesung ein gesundes, nach seinem Ideal verlangendes Herz seinem Siechtum hinopfern? —

Nein, Else, du wenigstens sollst glücklich werden! (Schreibt ihren Namen in das Testament.) Mit diesen Schriftzügen, die dich zur reichen Erbin einsetzen, bist du auch in den Augen der Welt des vornehmen Unbekannten würdig, dem du dein Herz geweiht! — So, nun bin ich fertig! (Legt das Testament in die Schublade, zieht aus derselben eine Photographie heraus.) Bei Gott! Ein Bild meiner geschiedenen Frau, das seit langen Jahren hier vergessen liegen blieb! Höhnender Zufall! (Eine Photographie von einem Ständer am Schreibtisch nehmend.) Und hier auch die Photographie Irene's, die sie mir während ihrer Anwesenheit selbst auf den Schreibtisch stellte, damit ich sie später immer vor Augen haben sollte! — Das waren sie, die beiden Dämone meines Lebens: die eine koquett, verführerisch, berauschend, — meine Gattin; die andere das edle, bleiche Antlitz wie milder Mondeszauber — (Wirft das Bild weg.) Und doch falsch! Kalt wie Mondeslicht! Geht mit mir unter — beide! (Zerreißt die beiden Bilder.) In Fetzen zerrissen wie mein Herz! — — —

Else (tritt durch die Mitte ein und lauscht angstvoll an der Thür).

Lothar (vor sich hinstarrend). Was taucht da noch für ein drittes Antlitz vor mir auf, ein junges, rosiges Gesicht mit blonden Zöpfen und großen, unschuldigen Kinderaugen — wozu drängt sich das herbei im vollen blühenden Leben? Der Schein der Lampe tanzt auf dem goldigen Gelock — es flirrt und schwirrt vor den Augen — (Stößt mit der Hand in die Luft.) Weg, zerrissen wie die andern! — (Steht auf.) Es ist Zeit! (Er greift nach der Pistole und schraubt die Lampe herab.) Dunkel muß es sein, wenn ein finstres Leben zum Tode geht! (Er starrt in die Flamme, bis sie verlöscht.) Wie rasch das Licht verlöscht — so leicht ist das Sterben! (Er legt die Pistole an die Schläfe. — Der Mond scheint hell durch die Erkerscheiben.)

X. Szene.

Lothar; Else.

Else (die schon früher eingetreten, stürzt im offenen Haar in Todesangst vor, reißt ihm die Pistole weg und bricht vor ihm in die Kniee zusammen; der Mond beleuchtet sie, wimmernd). O nicht sterben, Herr — nicht sterben —

Lothar (rauh). Weib, was störst Du mich? Ich habe Dein Bild aus meinem Herzen gerissen mit den andern! (Faßt nach der Pistole.) Gieb her!

Else (mit ihm darum ringend). O dann tötet vorher mich! Wenn Ihr durchaus sterben wollt, so laßt mich wenigstens mit Euch sterben! Was soll ich noch auf der Welt, wenn Ihr tot seid? (Er geht bewegt von ihr weg, die Pistole auf den Schreibtisch legend; sie rutscht ihm auf den Knieen nach, in rührendem Weh.) O Herr, lebt! wenn Ihr auch nicht für mich lebt! — (Seine Kniee umklammernd, mit wilder Energie.) Nein, ich lasse Euch nicht in's kalte Totenreich! Schmach über meine Liebe, wenn sie so schwach wäre, daß sie Euch nicht zurückzuhalten vermöchte von dem Entsetzlichen!

Lothar (weicher). O Kind, was rührst Du in mir auf! Soll ich nochmal das Labyrinth des Hoffens, der Zweifel und Enttäuschungen durchirren? Geh, — Du weißt nicht, was Du thust!

Else (mit der Kraft der Verzweiflung). Nein, ich gehe diesmal nicht, und wenn Sie mich mit Gewalt fortweisen würden! Ich verlasse Sie nicht mehr, ich folge Ihnen auf Schritt und Tritt, bis ich die Sicherheit habe, daß Sie nicht mehr an's Sterben denken!

Lothar. Und wenn ich nun lebe — (sie voll ansehend) und wieder liebe — und wieder elend würde — und Dich drum anklagte?

Else. Herr, Sie sagten selbst, daß Sie in treuer Liebe Genesung fänden — o warum verachteten Sie mein Herz? Und ich war feig und schwieg, obwohl ich's laut hinausschreien hätte mögen: (Leidenschaftlich.) Ich liebe Euch, Herr, — Ihr seid's, den ich liebe, seit ich denken kann, seit Ihr mich zum erstenmal Euer „liebes Kind" nanntet! Die Liebe zu Euch ist's, die mein Herz seit Jahren einschließt, o Ihr mein angebeteter Gott!

Lothar (sie erschüttert aufhebend). Mich liebst Du?! — Mir glüht diese Zauberflamme, mir leuchtet diese Sonne göttlichen Lichts? — Weißt Du, was Du sagst, thörichtes Kind? — Mir, dem Mörder, dem Gottlosen, dem müden Greis?

Else (in höchster Ekstase). Sprecht nicht so niedrig von meinem Ideal! Keine Erdengewalt kann es ja doch von seiner Himmelshöhe herabreißen! — Gott hat den Feuerstrahl dieser unendlichen Liebe schon in's Herz des Kindes gesenkt, um Sie dereinst zu heilen, Ihnen den Glauben an ihn und seine Welt wieder zurückzugeben! Meine Liebe ist so grenzenlos, daß sie sich stark genug fühlt, das Rettungswerk zum guten Ende zu führen! — Und wenn Sie genesen, die Welt wieder schön finden und Ihr erstarktes Herz wieder anfängt zu keimen und zu sprießen, — (mit bebender Stimme) dann will ich still aus Ihrem Wege geh'n und Ihre Zukunft mit tausend Segenswünschen begleiten! (Mit mühsam zurückgepreßten Thränen.) Es wird wohl noch einmal eine Frau Ihren Pfad kreuzen, die schön, edel und — gut ist, und sie wird neue Liebe in Ihr Herz gießen — — (ausbrechend). O möge sie Ihrer Liebe würdig bleiben! Ach, könnte ich diese Frau jemals sehen, ich möchte sie auf meinen Knieen bitten: (stöhnt in furchtbarem Weh, von Thränen erstickt.) Lieben Sie ihn — so wie ich!

Lothar (gerührt). Nicht wahr, Du wärst doch nicht im Stande, Else, die Frucht Deiner Samariterpflege neidlos in andre Hände zu legen?

Else (mühsam gefaßt). Was thäten Sie mit dem niedern Landmädchen? Das kann Sie wohl lieben und pflegen, aber besitzen — nie!

Lothar (warm). O wüßtest Du, wie hoch Dich Dein echtes, starkes Empfinden über die Damen der großen Welt erhebt! (Mit tiefem Gefühl.) Ja, Else, Kind, bleibe bei mir! Laß mich an Deiner reinen Brust gesunden (sie mit beiden Händen haltend.) Du meine herzige, süße Braut! — Willst Du?

Else (unter Thränen stammelnd). Ich und Ihr — aber Herr, lieber, gnädiger Herr, das ist ja unmöglich — das geht ja nicht!

Lothar (sie an seine Brust ziehend). Es geht! O fange Du jetzt nicht zu zweifeln an, bist's ja Du selbst, die mir den Glauben wieder zurückgegeben!

(Vorhang fällt.)

Das mißbrauchte Liebeslied.

Eine Erzählung von Fritz Keppler.

(Nachdruck verboten)

I.

Eine kurze Zeit meiner Jugend habe ich in einer schwäbischen Theologenschule verbracht. Es ist ein alter Brauch in meiner Heimat, Knaben, welche Befähigung

für humanistische Bildung zeigen, zu Theologen zu bestimmen, gleichviel, ob sie wirkliche Neigung zu diesem Berufe haben, oder nicht. Daher rührt auch der, den Ausländer oft absonderlich anmutende, Umstand, daß Männer, die sich auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens in Deutschland hervorgethan, ihre erste Ausbildung als Theologen erhielten und erst später mit diesem Berufe gebrochen haben, nachdem ihr Geist mündig geworden war.

Es gibt vier solcher Schulen in meiner Heimat. Sie sind alle ursprünglich Klosterabteien gewesen und liegen anmutig in einsamen Waldthälern, abseits der breiten Straßen des großen Verkehrs. Diejenige, in welcher ich meine theologische Laufbahn beginnen mußte, ist ein großartiger Bau, eines der edelsten Denkmale romanischer und frühgothischer Baukunst in Deutschland, von mächtigen Ringmauern, Thürmen und Thoren umschlossen, die von jahrhundertaltem Epheu überwuchert sind. Er liegt in einem schmalen Flußthale, das von Rebenhügeln und waldigen Höhen umgrenzt ist. Das Flüßchen, das auf dem grünen Thalgrunde sich dahinschlängelt, erweitert sich an drei Stellen zu großen Teichen, in denen die Karpfen für die Fastenspeisen der Klosterbewohner gezogen wurden. Ein winziges Dörflein, aus den Ansiedlungen der Handwerker und Bauern entstanden, welche für die Bedürfnisse des Klosters arbeiten mußten, schmiegt sich traulich unter die festen Mauern der Abtei. Riesige Linden erheben sich in regelloser Menge zwischen den Bauwerken und hüllen die Ansiedlung in tiefe, weihevolle Schatten.

Der Winter hatte soeben begonnen, als ich die Schule bezog. Da war es recht traurig in dem endlos großen Bau. Mich fror's an Leib und Seele und am meisten in dem ungeheuren Kirchengewölbe, in das wir jede Woche zweimal getrieben wurden. Vor lauter Kälte schlief ich einmal während des Gottesdienstes ein, wofür ich dann zur Strafe einen Tag lang bei Wasser und Brod in ein großes Gewölbe gesperrt wurde, wo es auch nicht warm war. Dieses Gewölbe war ein Sal in einem halbverfallenen schönen Turme, der „Faustturm" genannt, weil die Sage geht, daß der schwäbische Nekromant, der gleich mir in diesem Kloster seine theologische Laufbahn begonnen hatte, darin sein Laboratorium gehabt habe.

So ging unter Frost und hebräischen Studien, die auch nicht zur Erwärmung meiner Seele beitrugen, ein langer, trauriger Winter dahin. Wie aber thaute meine Seele auf, als der Frühling anfing, und die Linden zu blühen begannen! Da wehte der lindenduftige Hauch altdeutscher Poesie mit mächtigem Flügelschlage durch die alten Kreuzgänge, und in jeder Ecke rauschte es, wie Aeols-Harfenklang. Und, merkwürdig! gerade die Kirche, die mir im Winter wie ein ungeheures kaltes Grab erschien, umstrickte mich jetzt mit einem unerhörten Zauber, wenn die Sonnenstrahlen aus den mächtigen Lindenwipfeln, die draußen vor den Fenstern dufteten und rauschten, hervorquollen und durch die gemalten Scheiben in die dämmernde Halle hineinbrachen und als farbige Lichter und bunte Schlangen durch die mächtigen Gänge und Bögen dahinhuschten und -wimmelten; und dazwischen brauste die Orgel, nicht mehr schrill und scharf und erfroren wie im Winter, nein, voll und tief und warm wie der Föhnsturm, wenn er Lawinen von Gletscherstirnen küßt. — Und voller, festlicher begann's jetzt, mit jedem Sonntage mehr, in der alten Kirche zu werden. Während im Winter nur halberfrorene Knabengestalten und hagere Schulmeister in traurigen schwarzen Röcken sich zitternd hinter die geschnitzten Stühle geduckt, strömten jetzt von fern her die Landleute herein, die Schnee und Kälte an's Haus gefesselt hatten. Liebliche Mädchengestalten in lichten, bunten Kleidern, stattliche Weiber in weiten Reifröcken und großen Hauben, die wie ausgebreitete Truthahnschwänze aussahen, Bauernburschen in roten Westen und bärtige Jäger in grünen Röcken erfüllten in buntem Gewimmel den festlichen Raum.

Und am sonnigsten, duftigsten Pfingstsonntagsmorgen trat eine Frau herein, wie ich sie schöner niemals geschaut. Stolzer trug selbst die schöne Helena nicht das herrliche Haupt. Hellauf strahlte die Halle im Sonnenglanze dieser Augen und jede Stirn senkte sich in stummer Anbetung vor der Hoheit ihres Blickes. Da war es, daß mir mit einem Schlage der Himmel der deutschen Poesie aufging, und ich begriff

zum erstenmal die süße Verzweiflung der Faustsage. Das war sie ja selbst, leibhaftig sie, die schöne Helena mit dem marmorbleichen Antlitz und den großen, dunklen Augen, süß wie die Sünde und tief wie der Abgrund, mit denen sie drüben im Faustturme auf den blaßen Doktor herabgelächelt, um den es geschehen war, wie jetzt um mich. Und neben dieser Göttergestalt, fast zwerghaft erscheinend, schritt gravitätisch langweilig, wie nur je ein Pedant, der leibhaftige Famulus Wagner; — die schöne Helena war die Frau des größten schwäbischen Pedanten, unseres Rektors, der ein dickes Buch über ein homerisches Flickwort geschrieben.

Die schöne Helena hatte mir's wirklich angethan; ich war verloren wie der Doktor Faust, den drüben in seinem Laboratorium der Teufel geholt. Ich mied von Stund an meine Genossen; der Faustturm war jetzt mein Lieblingsaufenthalt. Dort unter den rauschenden Linden, die ihn mit ihrem geheimnisvollen Schatten bedeckten, hab' ich mein erstes Lied gedichtet. Es waren noch ungefüge Reime, in die sich meine junge Seele ergoß; denn ich verstand wohl lateinische Distichen und sapphische Oden korrekt, wie der langweilige Jesuit Balde, zu drechseln, aber vom Geiste der deutschen Poesie hatte ich damals noch keinen Hauch verspürt. Doch die echte Empfindung und die wilde Sehnsucht, die meine Seele zum erstenmale schwellten, verliehen den ungewohnten Formen warmes Leben, und ich fühlte, daß das Lied trotz der unbeholfenen Sprache, zum Herzen dringen müsse. Daß ich es der schönen Frau zustellen wollte, war selbstverständlich. Um dies zu bewerkstelligen, ersann ich einen tollen Plan. Ich kannte alle Schlupfwinkel und Schliche des Klosters genau. Dieses bildete ein Viereck, welches einen großen, von Kreuzgängen eingefaßten und mit Linden bepflanzten Hof, umschloß. Den einen Flügel stellte die Kirche dar; der zweite, in dem sich unsere Schlafsäle befanden, lehnte sich im rechten Winkel an die Kirche, desgleichen ihm gegenüber der dritte, wo die Wohnung des Rektors war, während die Schule und die Wohnungen der übrigen Lehrer im vierten untergebracht waren, welcher der Kirche gegenüber lag. Von unserem Korridor aus war es nun möglich, durch eine kleine Thüre direkt in die Kirche zu gelangen. Aus dieser konnte man dann, von einer Seitenkapelle, am Altar emporklimmend, zu einem Fenster hinaufkommen, welches auf den Flur der Rektoratswohnung führte. Hier lief der Weg zu den Schlafgemächern gerade am Arbeitszimmer des Rektors vorüber. Um die Wohnung des Rektors genau zu erkunden, machte ich diesem von Zeit zu Zeit Besuche unter dem Vorwande, mir Erklärungen von dunklen Stellen im Thukydides auszubitten, wodurch ich mich gleichzeitig in seine Gunst einschmeichelte. Zum Beweise der letzteren bewirtete er mich zuweilen mit Butterbrod oder Aepfeln; dadurch machte ich auch noch die Bekanntschaft der Küchenmagd und fand Gelegenheit, bei dieser meine Terrainstudien zu vervollständigen.

Es war eine dunkle, mondscheinlose Mitternacht, in der ich mich zu dem tollen Gange aufmachte. Den Schlüssel zur Küchenthüre hatte ich schon längst gestohlen; ich schmierte ihn gründlich mit Seife ein, um jedes Geräusch beim Oeffnen zu vermeiden. Meine Kameraden schliefen wie die Murmeltiere, als ich mich halb angekleidet mit bloßen Füßen auf den Weg machte. — Es gelang mir, geräuschlos das Seitenpförtchen in die Kirche zu öffen, das ich zur Erleichterung des Rückzuges halb offen stehen ließ. In der Kirche selbst war ich so wohlbekannt, daß ich mich trotz der tiefen Dunkelheit durch Tasten an den Stühlen entlang leicht zurecht fand und bis zur Seitenkapelle gelangte; doch hatte ich zu diesem Wege fast eine Stunde gebraucht, denn es schlug gerade ein Uhr, als ich auf den Altar stieg und an dem eisernen Kruzifix zu dem kleinen Fenster emporzuklimmen begann. Es war mir doch ein eigentümliches Gefühl, wie ich so an dem Kreuze hängend meine Arme um den Hals des toten Gottes schlang und meine Wange an die seine schmiegte; so innig habe ich mich niemals mehr an ihn angeklammert, darum will ich ihm auch zeitlebens danken für den festen Halt, den er mir damals geboten. Ueber den Arm des Gottes weg schwang ich mich auf die Fensterbrüstung, drückte das Fenster auf und sprang mit einem Satze auf die Treppe. Mit wenigen Schritten stand ich im Korridore. Im Studierzimmer des Rektors war noch Licht,

wie ich durch die Spalten sah; der Schulmeister las vermutlich ein griechisches Trauerspiel und hatte vergessen, daß die schöne Helena allein in seinem Bette lag. Leise, lautlos vorüber; ich stand in der Küche. Ich finde die kleine Thür in der Ecke, die ich leise öffne; ich gelange in ein Kabinet, taste mich durch, passiere noch eine Thüre, die ich nur angelehnt fand, und stehe vor dem Bette der schönsten Frau, die ich liebe mit dem ganzen Wahnsinn eines Herzens, das im ersten Frühlingsrausche taumelt. Zitternd vor Entzücken lausche ich ihren ruhigen Atemzügen, ich beuge mich über sie nieder, ihr süßer Atem streift meine Wange. In wahnsinniger Trunkenheit schlinge ich die Arme um ihren Hals und küsse ihren Mund.

„Wie heiß ist Dein Kuß", lispelt sie halb im Traume.

Ich drücke ihr mein zerknittertes Liebesgedicht zwischen den Busen und stürze davon.

„Um Gottes Willen, wer ist da?" höre ich sie hinter mir rufen.

Jetzt schlürfen langsame Schritte über den Korridor her, ein Lichtstrahl dringt von außen in die Küche, hinter deren angelehnter Thür ich stehe.

„Nathanael" — so hieß der Rektor — ruft's zitternd, leise aus dem Schlafzimmer nebenan; die Küchenthüre thut sich langsam auf, der Rektor im Schlafrock, einen Leuchter mit brennender Kerze in der Hand, steht unter der Thür. Ich bin verloren, wenn er mich sieht. Ein Schlag und der Leuchter fliegt klirrend mit ausgelöschter Kerze zu Boden, ein Ruck, und der schwächliche Schulmeister liegt wehschreiend in einer Ecke; zertrümmerte Schüsseln, klirrende Pfannen rasseln auf ihn nieder, die Küchenthüre fliegt donnernd hinter mir zu, ich renne in wahnsinniger Hast durch den Flur, die Treppe hinab, schwinge mich auf den Fenstersims und sitze mit einem Sprunge auf dem Arme des Erlösers. Von da springe ich am Kreuze hinab auf den Altar. Mein nackter Fuß bleibt am Nagel hängen, der die Beine des Heilands an's Kreuz heftet. Ein unsinniger Schmerz durchzuckt mich, ich stürze über den Altar hinab mit dem Kopfe auf den harten Steinboden, ich fühle das Blut heiß über meine Stirne herabrieseln, doch schnell raffe ich mich wieder auf; ich erreiche die Kirchenthüre, offen, wie ich sie zurückgelassen, und schließe sie lautlos hinter mir ab.

Jetzt atmete ich zum ersten Male auf; ich war vorläufig in Sicherheit, und mein Zweck war erreicht.

„Warten wir ruhig das Ende ab, man wird mich nicht unvorbereitet finden", dachte ich lächelnd, als ich mich leise zu Bette legte. Die kleine Schramme am Kopfe und die Wunde am Fuße wickelte ich in kalte Umschläge ein. Keiner meiner Schlafkameraden war erwacht, so daß meine Abwesenheit von Niemand bemerkt worden war.

Nie in meinem Leben habe ich ruhiger geschlafen und süßer geträumt. Erst durch den Lärm meiner sich erhebenden Stubengenossen ward ich aufgeweckt. Es gelang mir leicht, meine Schramme auf der Stirne durch einen Büschel Haare zu verdecken, die mir damals regellos in's Gesicht fielen, viel schwieriger und nur mit großen Schmerzen konnte ich dagegen das Hinken meines verletzten Fußes verbergen. Aber mit Schrecken bemerkte ich, als wir uns anschickten, zum Frühstück in den Speisesaal hinab zu steigen, wie große Blutflecken unmittelbar von meinem Bett bis zu dem Kirchenpförtchen führten. Im Schlafsaale entdeckte ich glücklicherweise nur einen einzigen zwischen der Thüre und meinem Bette, und der war noch von keinem meiner Genossen bemerkt worden. Während nun diese die unerhörte Erscheinung im Korridore besichtigten und besprachen, schlich ich mich leise in's Schlafzimmer zurück und versuchte den Flecken auf dem Boden auszuwischen, was mir, wenigstens notdürftig, gelang. Die Taschentücher, mit denen ich in der Nacht Umschläge gemacht, steckte ich zu mir, um sie gelegentlich bei Seite zu schaffen. Indessen wir uns mit dem Frühstück zu schaffen machten, verbreitete sich, man wußte nicht wie, schnell die Nachricht, daß in der Wohnung des Rektors im Laufe der Nacht ein Einbruch verübt und ein Mordversuch auf den Rektor gemacht worden sei, auch sei bereits eine Gerichtskommission angekommen, um den Thatbestand aufzunehmen. Ich selbst beteiligte mich in keinerlei Weise an den bald in's Ungeheuerliche gehenden Vermutungen, in welchen sich die überschwengliche Phantasie meiner Mitschüler erging. Noch ehe unser Früh-

stück recht zu Ende war, erschien der Rektor, der heute sich vergeblich bemühte, unter gravitätischer Amtsmiene den Schrecken zu verbergen, den er in der Nacht ausgestanden. Mit ihm traten zwei Gerichtsbeamte ein. Der Rektor eröffnete uns mit ernst bewegter Stimme, daß in der Nacht ein furchtbares Verbrechen in seiner Wohnung verübt worden sei, und daß alle Spuren darauf hinwiesen, daß der Uebelthäter durch die Kirche nach unserm Schlafsaal sich zurückgezogen habe. Nun wurde Jeder von uns einzeln der Reihe nach vorgenommen, ob er in der Nacht nichts Auffälliges bemerkt habe, wobei natürlich nichts herauskam, da meine sämmtlichen Genossen fest geschlafen hatten. Ich selbst aber hatte aus dem ganzen Verfahren sofort erkannt daß die schöne Frau ihren Anteil an dem Ereignis verschwiegen hatte; denn hätte sie mein Gedicht ihrem Gatten ausgeliefert gehabt, so wäre meine Handschrift von dem Rektor angenblicklich erkannt worden, und der hätte niemals die Geistesgegenwart besessen, diesen Umstand zu verheimlichen, oder, wenn er letzteres gewollt hätte, dann hätte er gewiß keinen Lärm geschlagen und die Sache nicht an die große Glocke gehängt; ich ersah im Gegenteil, daß er in allem Ernste an die Thatsache eines Einbruches glaubte, und der Schrecken ihm noch in allen Gliedern stak. Die schöne Frau verließ sich also auf die Verschwiegenheit des Eindringlings, und ich war fest entschlossen, meinen Teil an ihrem Geheimnis um keinen Preis zu verraten. Als nun die Reihe im Verhöre an mich gekommen war, erklärte ich ruhig, daß ich der Schuldige sei. Das Entsetzen, das sich bei dieser Gelegenheit im Gesichte des Rektors abspiegelte, bestätigte mir die Richtigkeit meiner Vermutung. Auf die Frage, was ich denn in der Küche des Rektors gesucht habe, antwortete ich, daß man uns Hunger leiden lasse, und daß ich Schinken stehlen gewollt habe, weil ich wußte, daß solcher in der Speisekammer des Rektors aufbewahrt wurde. Es war dies unverschämt gelogen; denn wir wurden vortrefflich beköstigt, doch schien das Geständnis den Gerichtsbeamten glaubhaft vorzukommen, da sie den Rektor mit etwas spöttischem Lächeln dabei ansahen. Der geriet mit Fug und Recht in argen Zorn und versicherte hoch und teuer, daß seine Zöglinge keinen Mangel leiden, worauf die Herren vom Gerichte wiederum nicht verfehlten, lächelnd zu versichern, daß sie keinerlei Zweifel in seine Aussage setzen, daß aber, so wie die Sache jetzt stehe, kein Grund mehr zu einem gerichtlichen Einschreiten vorliege, und sie den Deliquenten der Disziplinarjustiz der Schule überlassen müßten. Mit dieser Erklärung zog sich das Gericht zurück, und ich wurde vorläufig wieder einmal in das Laboratorium des Doktors Faust geschickt. Im Laufe der nächsten Tage wurde ich noch mehrere Male gründlich in's Verhör genommen, was vollkommen unnötig war, da es Niemanden einfiel, an meiner Aussage zu zweifeln, und zum Schlusse ward ich von dem entrüsteten Lehrerkollegium als unbrauchbar zum Studium der Gottesgelahrtheit erklärt, und als räudiges Schaf aus der Schule gestoßen; damit war meine Unthat gesühnt und das pädagogische Gewissen meiner Lehrer beruhigt.

Es war ein sonniger Maientag, an dem ich mit meinem leichten Ränzchen und einem großen Briefe an meinen Vater vor die Thüre gestellt ward. Eine süße Erinnerung im jungen Herzen, pilgerte ich mit leichtem Fuße der, eine gute Meile entfernten, Eisenbahn zu. Mein Weg zog sich in seiner ganzen Länge durch einen herrlichen Buchenwald hin, den die Frühlingssonne mit grüngoldigem Glanze verklärte. Die Drosseln schlugen im Busche und schimmernde Falter berauschten sich im Maiblumendufte, der die laue Luft mit seinem süßen Hauche erfüllte. Mit unendlicher Sehnsucht gedachte ich der schönen Frau, die ich nimmermehr wiedersehen sollte. Wie ich so um eine Waldecke bog, erblickte ich unfern vor mir, auf einem Felsblocke unter einer großen Buche sitzend, eine Frauengestalt, anscheinend in ein Buch vertieft. Ich erkannte sie auf den ersten Blick; alles Blut schoß mir zum Herzen. Als ich näher trat, erhob sie das bleiche Gesicht und sah mich mit den großen Augen voll und ruhig an. Mit einem stummen Gruße ging ich an ihr vorüber. „Glück auf den Weg!“ rief sie mir nach. „Haben Sie denn so große Eile, junger Herr? Ich fürchte fast“, fuhr sie lächelnd fort, als ich mich zögernd umwandte, man hat Sie in dem ungastlichen Kloster da drunten ohne Frühstück weggeschickt, deshalb habe ich den Rest

des Schinkens mitgebracht, der mir vom letzten Einbruche übrig geblieben ist, damit Sie unterwegs nicht wieder Gefahr laufen, in anderer Leute Küchenschränke zu geraten."

Damit hielt sie mir mit einem Lächeln, das einen Engel um's Himmelreich hätte betrügen können, ein ungeheures belegtes Butterbrod vor das Gesicht.

„Ich danke Ihnen, schöne Frau, für Ihre zarte Fürsorge und verspreche Ihnen, daß mich mein Appetit sobald in keine neue Versuchung mehr führen soll. Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl, junger Herr, — — und weiter hätten Sie mir nichts mehr zu sagen? Doch ich vergesse, die Herren Poeten, und namentlich die jungen, pflegen ihre Verse nur in verschwiegener Mitternacht mitzuteilen. Aber ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu reden, bewahren Sie es wohl im Gedächtnis: Sie haben mir einen Kuß gestohlen, wie der Dieb in der Nacht, ich werde mein Eigentum zurück fordern, wenn Sie ein Mann geworden sind; werden Sie's bald!" Damit eilte sie fort.

II.

Jahre waren seitdem verflossen. Ich hatte mein Knabenabenteuer längst vergessen, selbst der Name der schönen Frau war meinem Gedächtnisse entschwunden.

Kurz vor Vollendung meiner Universitätsstudien hatte ich einen ernsten Handel mit einem Kommilitonen aus Kurland auszufechten, der eine verzweifelt gute Klinge schlug. Den Abend vor der festgesetzten Begegnung ordnete ich für alle Fälle meine Angelegenheiten. Wie ich so in meinen Papieren herumkramte, kam mir ein vergilbtes Blatt in die Hände, ich warf einen Blick hinein und las Verse, die ich längst vergessen hatte: es war mein erstes Lied. Da tauchte mit einem Male wieder das holde Bild der schönen Frau in meiner Erinnerung auf, das so lange im Strudel meiner Jugendverirrungen untergegangen war. Im selben Augenblicke stürmte einer meiner Freunde herein, ein neugebackener Doktor, der um wenige Jahre älter war, als ich.

„Ein Gedicht, Poet!" rief er, „zwölf Champagnerflaschen für ein Gedicht! ein Liebeslied natürlich, denn auf andere verstehst Du Dich ohnedies nicht!"

„Laß mich in Ruhe, ich habe jetzt dringenderes zu thun, als Verse zu schmieden!"

„Seh' mir einer den Poeten an! Weil er morgen einen kurländischen Bauerjunker abschlachten will, kann er heute keinen Vers mehr machen! Nichts da, Freund Fritz, der Russe wird seinem Schicksal so wie so nicht entrinnen, ich aber muß heute noch ein Liebeslied haben, sonst bin ich ein geschlagener Mann."

„So warte doch wenigstens, bis mir ein Reim einfällt."

„Du hast gut reden, Elfensohn aus dem Schwarzwald, mit Deinen poetischen Einfällen; ich aber brauche das Gedicht sofort geliefert, dieweil ich mich in eine schöne Witwe verliebt habe, die mit ihren Flammenaugen schon seit vier Wochen das ganze Bad Niedernau in Brand steckt; zum Glück hat sie mehr Geld, als nötig ist, unsere sämmtlichen Corpsschulden, die meinen und die Deinen mit eingerechnet, zu bezahlen, leider Gottes aber hat sich das unglückselige Weib in den Kopf gesetzt, nur einen Liebling der Musen zu heiraten, wie sie mir bereits allen Ernstes klar gemacht hat."

„Also willst Du Dich mit einem falschen Passe vom Olymp in das Reich Hymens einschmuggeln?"

„Natürlich; wenn ich die Festung erst einmal mit Stanzen und Sonetten bestürme, wird sie sich bald auf Gnade oder Ungnade ergeben!"

„So warte wenigstens bis morgen."

„Versteht sich, bis Dir der Russe den Schädel eingeschlagen hat, dann wirst Du eher Ghaselen an des Satans Großmutter schreiben, als Liebeslieder für mich."

„Also darum die unheimliche Eile."

„Eile hin, Eile her, ich gehe nicht eher vom Platze, bis ich mein Gedicht habe! Uebrigens, was hast Du denn hier in der Hand? Mir scheint fast, das sind Verse!" Damit hatte er mir das Blatt aus der Hand gerissen.

„Mein Lied, mein Lied!" rief ich.

„Das ist ja gerade, was ich brauche", jauchzte er, nachdem er das Blatt flüchtig durchflogen, „wie gemacht für mich!"

Und unaufhaltsam stürzte er die Treppe hinab.

„Den Sekt kannst Du bei der Lammwirtin, wo ich Kredit habe, auf meine Rechnung trinken!“ rief er noch von der Gasse herauf.

Mein Handel mit dem Russen war glücklich abgelaufen. Ich hatte den hübschen Jungen mit einer Steilquart über die Stirne auf den grünen Rasen im Krespacher Walde niedergestreckt. Nachdem er die Augen wieder aufgeschlagen und mich der Arzt versichert hatte, daß keine Lebensgefahr vorhanden sei, ritt ich lustig mit meinen Genossen nach Tübingen hinunter. Bei der schönen Wirtin zum goldenen Lamm ward eingekehrt, wo ich meine Freunde mit dem Champagner bewirtete, für den ich, wenn auch gegen meinen Willen, mein erstes Lied verkauft hatte.

Wir saßen beisammen bis in die tiefe Nacht und sangen von Lenz und Liebe und alter Burschenherrlichkeit.

„Und außen horch! ging's trapp trapp trapp,
Als wie von Rosseshufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen.“

Und es kam die Treppe heraufgestürmt, und mein Freund, der Doktor, der mir mein Lied entwandt, trat sporenklirrend in den Saal.

„Glückauf, Minnesänger!“ rief ich ihm entgegen. „Hier sind wir versammelt zu löblichem Thun und trinken in Deinem Sekte auf's Wohl Deiner Braut!“

„Daß Euch der Teufel den Trank gesegne!“ erwiederte er mit einem guten, altschwäbischen Fluche. „Mit Deinem Liebeslied bin ich schön hereingefallen! Das ist zum ersten und letztenmale, daß ich auf Lager gehaltene Gedichte kaufe. Wenigstens“, fuhr er gutmütig fort, „bleibt das Glück in der Freundschaft. Sattle nur gleich Deinen Rappen und reite spornstreichs nach Niedernau und versuche Du jetzt Dein Glück. Dir kann's auch ohne Lied nicht fehlen; denn als Poet bist Du bereits legitimiert!“

Mir ward's auf einmal ganz schwindlich zu Mute.

„In derselben Stunde“, vollendete der Doktor, „als Du Deine Quarten im Krespacher Walde schlugst, sprach zu mir das schönste Weib, das auf Gottes schönem Erdboden herumläuft, ungefähr in dieser Weise: „Mein wertgeschätzter Herr, sollten Sie je dem Dichter des Liedes begegnen, das mir heute zum zweitenmal in meinem Leben zugestellt wurde, so bringen Sie ihm meinen Gruß und teilen ihm mit, daß im schönen Niedernau eine Frau weilt, die gerne wissen möchte, ob der Mann zu halten gesonnen ist, was der Knabe versprochen?“ Der Botschaft bin ich ledig, Du aber wirst die Güte haben, den Sekt auf Dein eigenes Kerbholz zu übernehmen und mich mittrinken zu lassen, dieweil ich Dir redlich als postillon d'amour gedient habe.“

Noch ehe er recht zu Ende war, saß ich auf seinem Pferde und flog im kühlen Morgenwinde dem Strome des Neckars entgegen. Und als die Sonne sich leuchtend über dem Tannwald von Niedernau erhob, hielt ich mein Glück in den Armen.

Er und Sie.

Von Alexander Swientochowski.

(Warschau.) (Nachdruck verboten.)

Vorbemerkung der Redaktion.

Der Verfasser der nachfolgenden Plauderei ist wohl der geistreichste Schriftsteller „Jung-Polens“ und zugleich der anerkannte Führer der polnischen Fortschrittspartei. In seinem Journal „Prawda“ (die Wahrheit) ist diese Skizze, die wir hier in einer autorisierten Uebersetzung aus der Feder unseres

verehrten Kollegen Gustav Karpeles-Berlin bieten, zuerst erschienen und hat in den feingebildeten Kreisen Polens selbst großes Aufsehen erregt. Die Salons der Warschauer Gesellschaft waren monatelang in zwei Lager geteilt, die für und wider die Ansichten, die Swientochowski in dieser Skizze entwickelte, auf das lebhafteste stritten. Die glücklichen polnischen Schriftsteller, die noch auf ein liebenswürdiges, geistreiches Publikum rechnen dürfen selbst für ihre kleineren pikanten Scherze und sozialphilosophischen Ausgelassenheiten! Mögen unsere Leser verzeihen, wenn wir ihnen einmal polnisch kommen und sie mit dieser Plauderei ein wenig in Versuchung führen!

1.

Sie täuschen sich, gnädige Frau. Sicherlich gibt es keinen Menschen, der seine Ueberzeugung nie durch eine Lüge bekräftigt oder sie immer offen ausgesprochen hätte. Ja, ich sage mehr: es gab nie eine Mutter, die jemals gewünscht hätte, einem solchen Menschen das Leben zu schenken.

Ich würde als die erste es wagen.

Jawohl, gerade so wie ich das Vermögen Rotschild's unter die Armen verteile. Es ist Ihnen leicht, das zu opfern, was Sie nicht haben und was Ihnen deshalb nicht an's Herz gewachsen ist — ein Kind. Solchen Versicherungen kann man nur dann Glauben schenken, wenn sie Opfer — auf fremde Rechnung sind.

Eine sonderbare Uebertreibung!

Nicht im geringsten, falls es Ihnen nicht gleichgiltig wäre, ob Ihr Kind zu hohem Ruhme gelangt oder an dem Galgen endet! Uebrigens ist es leicht, durch ein Beispiel die Wahrheit zu erhärten. Stellen Sie sich vor, daß Sie ein kleines Söhnchen haben, welches einen Ihrer Gäste fragt, wie er sich seine Perrücke anhefte, das dem anderen gar die aufgeknöpfte Weste zeigt und dem dritten erzählt, wie die Mama und die Tante über seine Gedankenlosigkeit lachten, — was werden Sie wohl thun, wenn Sie diese Offenherzigkeiten mit angehört haben? Sie werden den liebenswürdigen Jungen tüchtig ausschelten, ihn aus dem Zimmer weisen und bei strenger Strafe derartiges Gerede für die Zukunft verbieten. Nehmen wir an, daß er später ein Industrieller, ein Kaufmann, ein Schriftsteller, ein Heerführer, ein Beamter, meinetwegen ein Minister wird; daß er jedermann, Niedrigeren und Höheren, die ungeschminkte Wahrheit zu sagen versucht, — was wird dann geschehen? Als Kaufmann wird er seine Kundschaft abschrecken, als Beamter wird er seine Stellung verlieren oder vielleicht noch mehr. Er ist mit einem Wort ein verlorener Mensch. Glauben Sie mir: Wenn ich Agent einer Versicherungsgesellschaft wäre, ich würde sein Leben nicht versichern. Solch' ein Mensch ist ja wie ein gemeingefährliches Tier, das unschädlich zu machen und zu töten immer und überall jedermann erlaubt sein müßte, und wofür nachher noch eine Extra-Belohnung auszufolgen wäre.

Mit Recht, wenn er rücksichtlos Alle beleidigt hätte!

Was bedeutet das: beleidigt hätte? Nicht die Bosheit, sondern die Offenherzigkeit würde seinen Mund öffnen, und wenn er sich auch häufig irren sollte, ist es seine Schuld, daß er eine irrige Ueberzeugung hatte? Aber er würde seine Ehre, seine Habe, seine Freiheit, ja sogar sein Leben für die unzweifelhaft berechtigte Ueberzeugung verlieren. Sie vergegenwärtigen sich nicht genügend, wie weit die Lüge notwendig ist, um den sozialen Weltenbau zu erhalten. Sie steckt so tief in der menschlichen Natur, daß nicht einmal ein Moses es gewagt hat, sie in seinen zehn Geboten zu verbieten. Dagegen hat Feuerbach das Gebot der Gegenwart vortrefflich ausgedrückt und ich werde nie seine Worte vergessen: „Wer jetzt die Wahrheit sagt, der ist frech und unsittlich; wer unsittlich ist, der ist unmoralisch. Die Wahrheit ist die Unsittlichkeit unserer Zeit." — „Wenn ich eine ganze Hand voll von Wahrheiten hätte", — sagte Fontenelle — „ich würde fürchten, sie zu öffnen." Jawohl, gnädige Frau, das ist kein Paradoxon.

Wenn aber eines Tages alle Menschen anfangen wollten, offen zu sein . . . .

Wissen Sie, was daraus entstehen würde? Eine Revolution — und zwar eine fürchterliche und allgemeine. Es entstünde ein entsetzlicher Kampf zwischen Familien, Freunden, Bekannten, zwischen Untergebenen und Vorgesetzten . . . Wenn es je dazu

kommt, so rate ich Ihnen, weit wegzureisen, ohne Retourbillet, und in geschützter Ferne den Sturm ausrasen zu lassen.

Sie haben mehr Humor als Recht.

Nicht im geringsten. Glauben Sie mir, Sie könnten es nicht eine Stunde aushalten, die volle Wahrheit anzuhören — über sich selbst.

Sprechen Sie, was Sie über mich denken, ich bitte Sie darum.

Geben Sie das gute Beispiel, Sie sind ja mutiger als ich.

Gut, mein Herr, aber ich bitte Sie, nachsichtig zu sein.

Ich werde es versuchen, gnädige Frau.

2.

Als ich Sie zum erstenmale sah, da machten Sie auf mich den Eindruck eines Kienholzes, das man erst ins Feuer legen muß, um sich zu vergewissern, ob es Harz enthält und brennbar ist. Ohne die Erklärungen der Bekannten hätte ich mich über Ihre Frau gewundert, daß sie sich ein so trockenes Lebenspräparat zum Gatten erwählt hat. Gewöhnlich öffnet der Blick jedem die erste Thüre zu unserem Herzen. Wenn ihn unsere Augen zurückhalten, so muß er dann die Thüre mit Kraft sprengen. Sie kamen mir sehr häßlich vor. Das Weib ist unzweifelhaft weniger sinnlich als der Mann, aber empfänglicher als er. Deshalb auch gefällt nicht nur einem harmlosen Schäfchen, sondern sogar auch einer vernünftigen emanzipierten Frau im ersten Augenblick ein strammer und schöner Mann. Es dauert nicht lange, aber es offenbart sich sofort. Sie sind zu mager, zu gelb, Sie haben zu dünne Haare und zu rote Hände, um einer Frau auf den ersten Blick gefallen zu können.

Da wir die Wirkung der Wahrhaftigkeit im Reden erfahren, muß ich Ihnen doch zugestehen, daß mich, obwohl ich mich nie einer Täuschung über meine Schönheit hingegeben habe, Ihre Worte empfindlich stechen.

Schämen Sie sich.

Ich bitte, sprechen Sie weiter.

Auf mich hinweisend, sagten Sie zu einem Ihrer Freunde und zwar so unvorsichtig laut, daß es sogar ein dritter gehört hat: Wenn sie ein Lotteriegewinn wäre, würde ich ein Los nehmen und wünschte zu gewinnen. Die Frau knackt ja wie ein Eichhörnchen die härtesten Nüsse der Schmeichelei, sie schält sich den angenehmen Kern heraus und wirft dann die Schale weg. Und obwohl Ihre Bemerkung brutal war, hörte ich dieselbe doch mit Befriedigung und wünschte Sie kennen zu lernen. Nach dem Souper nahmen Sie neben mir Platz. Auf Ihrem Bart lagerte noch ein Stückchen Mohrrübe. Lachen Sie nur und ich werde auch lachen, aber diese Speisereste haben mich wieder boshaft gestimmt. Alles, was Sie sprachen, schien mir so wunderlich, und da Sie weggingen, frug ich die neben mir stehende Hausfrau: „Hatte der Mann denn keine Serviette?“ „Gewiß hatte er eine“, erwiderte sie ein wenig erschrocken, „nur ist er ein Stück Philosoph.“ Ein Philosoph mit Mohrrüben am Barte ist doch entschieden was Amüsantes! —

In der That!

Diese Erinnerung gefiel Ihnen nicht, aber ich muß ja ganz aufrichtig sein. Ich muß in Parenthese bemerken, daß Sie infolge des Kampfes auf Ihrem Gesichte zwischen Unzufriedenheit und scheinbarer Lustigkeit jetzt wahrhaft wehmütig aussehen. Ein paar Wochen später trafen wir uns auf dem Lande bei meiner Schwester. Ich weiß nicht, ob Sie sich noch unseres Spaziergangs mit einer großen Gesellschaft nach dem Walde, wo zahllose Bienen umherschwärmten, freundlichst erinnern. Infolge eines Streites über die Gefahr, dieselben zu reizen, haben Sie das Bäumchen, auf welchem jene saßen, heftig geschüttelt. Ein Teil des Bienenschwarms verfolgte nun Ihre Sprünge, und das beständige Greifen nach den gestochenen Stellen ihres Körpers, Ihr verzweiflungsvolles Schreien machte mich mehr vor Lachen als aus Betrübnis weinen. Aufgeschwollen liefen Sie zum Herrenhofe; aber auf dem Felde erblickte der Schäferhund den Entlaufenden und jagte ihm in großen Sprüngen nach. Und wieder begannen Sie einen komischen Kampf . . . Der Hund kam zuletzt mit einem Lappen

schwarzen Tuches in den Zähnen zu dem Schäfer, während Sie betrübt von dannen zogen, mit der weißen Spur der auf dem eleganten Anzuge erlittenen Unbill. Ach, wie herzlich mußte ich nun wieder lachen! Wenn man Ihnen damals in allen fünf Weltteilen Monumente errichtet hätte, ich würde nicht aufgehört haben zu lachen, obwohl ich des Abends zusammen mit den anderen warmes Mitgefühl heuchelte.

Sie haben also, meine Verehrte, aus unserer ganzen Bekanntschaft nur ein Stückchen Mohrrübe auf dem Barte, sowie einen komischen Kampf mit den Bienen und mit dem Schäferhunde in Erinnerung behalten?

Durchaus nicht; ich habe Ihnen jene Eindrücke, die der gesellschaftliche Anstand zu verbergen heischt, erzählt. Im Gegenteil, ich bekenne, daß ich auch andere Eindrücke von Ihnen empfangen habe. Nachdem wir uns lange nicht gesehen hatten, traf ich Sie in einem Konzert neben einer schönen Frau dicht vor uns sitzend. Sie unterhielten sich viel und bedeutungsvoll mit ihr. Ich hatte ein paar Sätze erlauscht, die meine Aufmerksamkeit fesselten. „Ich würde selbst spanisch lernen", sagten Sie damals, „wenn ich sicher wäre, in dieser Sprache ein wundervolles, bis jetzt in keine andere Sprache übertragenes Poem kennen zu lernen. Ebenso würde ich die Liebe gern erlernen, wenn ich wüßte, daß ich durch ihre Vermittlung eine schöne, in andere Gefühle nicht übertragene Schöpfung kennen lernen würde." Gewisse Reize des Gefühls, bemerkte Ihre Nachbarin, sowie gewisse Reize der Poesie kann man nur im Original kennen lernen. „Sehr gut", erwiderten Sie, „lohnt es sich also um eines Buches willen eine Sprache zu lernen und wegen einer Frau — die Liebe?" Ja wohl, es lohnt sich, antwortete sie wiederum. „Zugestanden!" — riefen Sie aus — „aber nur, was das Buch anbetrifft, denn dieses wählt sich wenigstens nicht seine Verehrer aus, sondern es gehört Allen gleichmäßig an. Aber die Frauen .... Wenn ich mich zum Beispiel in Sie verliebte, was würde mir das nützen? Ich sehne mich nicht nach Wahnsinn oder vergeblichen Seufzern und auf Erwiderung könnte ich ja doch nicht hoffen, da Sie wahrscheinlich Ihr Herz schon einem Anderen geschenkt haben." Ich empfehle mich — sagte sie lächelnd sich erhebend und dem sie begleitenden alten Herrn die Hand reichend. — „Sie fangen an, den Inhalt eines Buches zu analysieren, das Sie nicht durchgelesen haben, und welches Sie kaum vom Deckel kennen!" Darauf entfernte sie sich. Wer ist das? frug ich Sie neugierig, da Sie sich uns näherten. Schon eine Geschiedene, flüsterten Sie, und noch keine Braut. Aber immer gefährlich, fügte ich hinzu, sogar für Verheiratete. Jene Frau, sagten Sie, liebt nur die Heiligen im Himmel und die Geistlichen auf der Erde; in jedem Falle gehöre ich nicht in den Kreis ihrer Liebe und respektiere die Grenzen ... Diese unvorsichtige Bemerkung überzeugte mich, wie weit Sie bei der schönen Unbekannten sogar die äußerst notwendige Zurückhaltung vergessen hatten. Und Ihre Augen strahlten den Abglanz eines inneren Feuers wieder, die Stirne faltete sich mit den Runzeln der Ueberlegung, und auf den Lippen bebte manchmal ein herbes, sinnliches Lächeln. Ich empfand .... Eifersucht.

Um wen?

Nur langsam.

Bitte, weichen Sie der Frage nicht aus!

Ich werde ihr nicht ausweichen. Langsam gelang es mir, Sie zu beruhigen und zu interessieren. Wer neben einer schönen und vernünftigen Frau sitzend und mit ihr sprechend die Musik anhört, sagten Sie heiter, der beleidigt die Kunst und verfährt so, als ob er in seinem Salon auf eine Statue von Michel Angelo eine moderne Lampe aufsetzen würde ... Nicht? Lassen Sie mich wenigstens erfahren, wendete ich gereizt ein, ob ich nach Ihnen eine unschöne und unkluge Frau oder auch nur eine — moderne Lampe bin? Die Frauen meiner Freunde, antworteten Sie scherzhaft, bilden eine besondere Kategorie von Wesen, ohne abstoßende Fehler und ohne anziehende Eigenschaften. Ich schätze sie sogar auch dann noch aus Pflichtgefühl, wenn ich sie aus Ueberzeugung nicht lieben kann. Oder .... umgekehrt. Es ist ein Glück, daß mein Mann mit der Symphonie beschäftigt war und mit dem Fuß ihren Takt leise nachstampfte, sonst hätte er sicher an mir eine ungewöhnliche

Aufregung bemerkt. Angenehme und intelligente Männer, die manchmal lächerlich sind, wenn sie sich bewegen und schweigen, sind oft ebenso gefährlich, wenn sie sitzen und sprechen. Aber Sie haben damals entweder leidenschaftlich oder ironisch gesprochen und stets so betäubend, daß ich bald einen Schwindel im Kopf fühlte. Es gibt Mäuner, zu denen eben gehören Sie, die uns fortwährend und manchmal ohne Zweck hypnotisieren. Aus ihren Worten atmet ein verlockender, aber schwerer und berauschender Duft hervor, dem eine Frau nicht widerstehen kann. Sie girrten damals nicht lieblich zu mir und doch, wenn Sie, als Sie uns nach Hause begleiteten, von mir verlangt hätten . . . . ich solle meinen Mann vergessen, ich weiß nicht, ob ich die Kraft gehabt hätte, Ihnen zu sagen, daß Sie gelogen, als Sie sich seinen Freund nannten . . . .

Und was hat Sie endlich geheilt?

Ich habe fast die ganze Nacht mit Erwägungen verbracht und bin zu dem Schlusse gelangt, daß die Gesellschaft, wenn sie alle ihre Mitglieder und deren gegenseitige Einflüsse auf einander kennen würde, derartige Individuen wie Sie aus ihrer Mitte entfernen müßte. Denn der Fuchs ist weniger gefährlich als das Bisamtier, dessen Geruch uns die Nerven erregt und die Sinne benimmt. Ich glaubte damals, daß Sie die Frauen narkotisieren, ohne sie zu lieben oder zu begehren, sondern Sie amüsieren sich einfach, sie ergötzen sich an ihren Verirrungen wie der Satan an den menschlichen Sünden. Trotzdem wünschte ich, Sie so bald als möglich wieder zu sehen. Und ich sah Sie wieder — mit der schönen Unbekannten. Als Sie mich erblickten, empfahlen Sie sich ihr. Ich war darüber sehr erfreut und noch mehr, als Sie zu mir sagten: „Sie frugen mich vor ein paar Tagen nach jenem reizenden Wesen: das ist eine Enzyklopädie der Witze aus sämmtlichen französischen Romanen; als ich mich letzthin von ihr während des Konzertes trennte, ging ich zu Ihnen Und nun erinnert sie mich heute daran mit der Bemerkung, daß ein Mann, der einer von ihm weggehenden Frau nicht einmal nachschaue oder wenigstens ein paar Schritte folge, damit beweist, daß er für sie nur die übliche gesellschaftliche Höflichkeit habe. Reine Pariser Philosophie."

Aber wie vortrefflich gedenken Sie meiner Worte!

Weil ich sie um Sie . . . . beneidet habe . . . .

Um mich? Ich danke Ihnen.

Zum erstenmale haben Sie damals meine Hand geküßt. Die Küsse sind allgemeine algebraische Zeichen, hinter welche man bestimmbare Werte setzen muß, damit sie etwas Positives ausdrücken. Was Sie . . . .

Was meinen Sie?

Was ich meine . . . . da ich in Ihr verführerisches Gesicht, in die entflammten Augen blickte und dabei eine nahende Ohnmacht im ganzen Körper fühlte . . . .

So . . . .

Nein, ich werde die Wahrheit nicht sagen: ich ziehe es lieber vor, Ihrer Theorie zu erliegen, als . . . . Ich habe verloren. Mein Mann hat geklingelt. Wie gut es ist, daß er schon zurückkommt . . . .

3.

Es war nicht der Mann, nur . . . . die Zeitung.

Schade.

Was droht Ihnen denn eigentlich?

Die Schande.

Weshalb? Weil Sie die ganze Wahrheit nicht aussprechen konnten?

Weil ich zu viel gesagt habe.

Ich werde Sie beruhigen, indem ich noch mehr sagen werde.

Um Gottes Willen!

Ich bitte Sie, mir meine Rede nicht zu verbieten; in diesem Falle wäre unsere Unterhaltung ja nur ein ganz gewöhnlicher Roman und keine belehrende Erfahrung.

Es fehlt mir aber an Mut.

Jetzt ist er nur mir nötig. Uebrigens fürchten Sie nichts: es wird ein unschuldiges heidnisches Johannisfeuer sein; aber wir werden uns nicht in die Flamme werfen, sondern nur mutig hindurchspringen. Ich werde Ihnen dabei helfen.

Sie werden mir helfen?

Kommt Ihnen das so wunderbar vor? Sie glaubten wohl, ich werde auf die Kniee fallen, meine Liebe bekennen und die Ihrige verteidigen? Nicht im entferntesten. Sie sind für mich weder eine Göttin noch eine Sünderin, wohl aber eine in Lüge erzogene und in den Erfolgen kühn gewordene Frau, die geglaubt hat, das ganze Alphabet der Wahrheit ohne Fehler hersagen zu können und die doch schon bei dessen ersten Buchstaben zu stottern anfängt . . . Ihre halben Worte mochten für einen Verführer ausreichen, um Sie mehr oder weniger zu verführen, aber nicht für mich, um Sie zu bethören. Wenn dagegen meine Augen eine Leidenschaft verraten, so verstehe ich es zunächst, ihr zu gebieten. So kann sie nur eine Veranlassung zum Triumph für eine Frau sein, nicht aber zu einer Befürchtung für die Gattin eines Freundes. Obwohl — wie Sie behaupten — mein Mund einen nervösen Bisamgeruch ausatmet, habe ich nie gegen Frauen die geringste Hinterlist benutzt und — habe eine gewisse Unschuld nie gern gehabt.

Ein sonderbarer Geschmack!

Aber sehr begründet. Die Mehrheit der Frauen opfert sich, fehlt und bricht die eheliche Treue naiv, unbewußt. Dank ihnen, ist jede verbotene Frucht fade oder bitter. Gewöhnlich verläuft der Roman so: Der Mann stürmt los, die Frau ergibt sich, aber nach jedem seiner Angriffe fällt sie in Betrübnis, und nach dem schließlichen Sieg in Verzweiflung. Sie fordert dreist zum Duell heraus, wenn sie aber der Gegner trifft, und sie die Wunde fühlt, zerfließt sie in Thränen und ruft: „Ich habe nicht geglaubt, daß die Pistole mit einer Kugel geladen war!“ Ich bitte Sie, ist es der Mühe wert, sich mit einem Kinde, welches glaubt, daß in dem Pistolenlauf nur eine Brotkugel stecke, zu schießen? Und ebenso: Ist es der Mühe wert, eine Frau in sich verliebt zu machen, welche wähnt, daß die Liebe mit tiefen Seufzern in der Anwesenheit von Zeugen beginne und mit Seufzern ohne Zeugen endige? Auf allen Gebieten unseres Lebens werden die armen Wachteln stets von einer Schaar von Habichten erwürgt, die sich um so lieber auf ihre Beute werfen, je weniger diese der Gefahr sich bewußt ist. Das sind die geduldeten Diebe der weiblichen Unschuld, die die Pensionärin, das alleinstehende Mädchen oder die Frauen alter Männer bestehlen. Ihre Opfer gehen zu Grunde durch die einfache Unbewußtheit dessen, daß der Kuß ein Verlangen und nicht die Befriedigung des Verlangens ist, daß der Mann selten ein Küfer ist, der nur die Proben verschiedener Weine kostet, sondern am häufigsten ein Trunkenbold, der jeden Becher der Lust bis auf die Neige leert.

Was für einen Zusammenhang hat aber dies Alles mit mir?

Einen unmittelbaren. Ich könnte Ihr Herz leicht berücken — ich will es aber nicht. Wenn ich sehe, daß eine Frau unter dem Einfluß glühender Worte unwillkürlich erweicht, zerschmilzt, unterliegt und zu Opfern bereit ist, nach welchen sie die Röte auf den Wangen und einen nagenden Kummer im Gewissen fühlen wird, dann verlasse ich sie. Das ist eine Unmündige, welche hundert Rubel benötigend, dem Wucherer einen Schuldschein auf tausend ausstellt. Die Frauen, welche ihre Männer im Waggon oder auf dem Schiffe verraten und später, ihre Sünden bereuend, die treuesten Gattinnen werden, können höchstens eine Lockung für — Dummköpfe sein. Ich würde mich nur in jene Frau verlieben und mit ihr am weitesten in der Liebe zu gehen wagen, welche klar wüßte, wohin sie geht und sich nach dem zurückgelegten Wege nicht mit Reue umblickt. Und eben Sie, meine Gnädige, gehören nicht zu diesen! Sie haben sich zu wenig ohne Spiegel betrachtet, und während Sie ein Stückchen Mohrrübe auf meinem Barte beschäftigte, habe ich dafür Ihre Worte, Ihr Lächeln und den Wandel Ihrer Gefühle verfolgt. Auf demselben Ausfluge, der mich so arg zugerichtet hat, haben Sie sich von Ihrem Cousin fortwährend beräuchern lassen. Jener junge Mann log aber wie ein Höfling. Er sagte Ihnen zum Beispiel, daß Sie ihn an die Patti erinnern, obwohl Sie in Ihrer Stimme gerade soviel

Poesie haben, wie sich in dem handschriftlichem Gedicht-Album Ihrer Schwester findet. Sie waren dem Kurmacher dafür dankbar, während Sie den — Gemahl, der während dieser Lobspruchhudelei gerade herankam, abküssten. Damals überzeugte ich mich, was für eine Unmenge von überzuckertem und duftendem Geschwätz selbst eine verständige Frau vertragen kann und wie billig sie dasselbe zu erlangen begehrt. Es hätte wohl scheinen mögen, als ob Sie nach der Aufnahme aller dieser Komplimente und Liebeleien des jungen Mannes die Zuwendung Ihrer Gunst nur von einer passenden Gelegenheit abhängig machen würden! Indessen, als er Sie Abends auf dem Balkon bat, Sie möchten doch mit ihm noch ein wenig länger dort verweilen, antworteten Sie: „Seit der Zeit, da ich meinem Manne die Treue vor dem Altar geschworen, denke ich nicht daran, Jemandem die Liebe vor dem Monde zu geloben!"

Sie haben das gehört?

Vom Balkon. Der enttäuschte Cousin kam in das Gastzimmer zurück, wo wir zusammen übernachten sollten und rief voll Entzücken aus: „Eine göttliche Frau!" „Umgekehrt, eine menschliche", erwiderte ich, „weil sie die Liebesnetze nicht aus fest gebundenen Maschen webt, sondern aus dünnen Fädchen, die man jeden Augenblick mit Leichtigkeit zerreissen kann." Er wurde nachdenklich, aber wahrscheinlich hat er diese Bemerkung wieder vergessen, weil ein logischer Satz in einem weichen Gehirn ebensowenig wie in hartem Wasser stecken bleiben kann.

Was sollte ich aber nach Ihrer Meinung damals thun?

Ihm gerade herausagen: Wollen Sie mich zum Himmel emporheben, damit ich, von der Höhe fallend, das Gleichgewicht auf der Erde verliere? Das ist genug für Ihre Naivität, aber zu wenig für meine Ueberlegung; oder: ich liebe Sie, jedoch ohne Täuschungen und ohne Schande.

Ich habe ihn aber gar nicht geliebt!

Weder ihn noch den Künstler, bei dessen Geigenspiel Sie vor Bewunderung in Ohnmacht fielen, oder den Schriftsteller, der unter Ihre Füße die geblümten, aus den Versen Heine's und Musset's gewebten Teppiche breitete, weder die zahlreichen anderen Verehrer, noch auch mich. Uns alle versetzten Sie in einen angenehmen Halbschlummer, der der betäubten Imagination alles gestattet und sie für nichts bestraft. Die Welt fordert von der Frau nur die Rechenschaft für ihren Körper, die Seele läßt sie frei; auf ersteren verleiht sie dem Manne das Eigentumsrecht, auf die letztere versichert sie den Bekannten die Servituten. Manchesmal ist Euer Herz auch ein gemeinsamer Weideplatz, auf welchem der kühne Jäger etwas erjagt und nur der Ochs das Gras abrupft.

Auch mein Herz?

Sie sind schon bei dem bloßen Gedanken, daß ich Sie meinen könnte, blaß vor Entrüstung geworden? Nein, ich behaupte es nicht, obwohl es mich freut, diese Wolke auf dem Gesichte einer Frau zu sehen, die unlängst noch überzeugt war, daß sie auch vor dem stärksten Sonnenstrahl der Wahrheit die Augen nicht zudrücken werde. Wissen Sie, warum Sie so kühn aus meinem Munde die Wahrheit über sich herausforderten? Weil Sie gehofft hatten, daß ich Ihnen einen aus Schmeicheleien gebundenen Blumenstrauß furchtsam widmen würde, wofür ich dann ein bezauberndes Lächeln erhalten hätte. Sie wandelten bisher durch ein Spalier von Verehrern, die einstimmige Ausrufe der Bewunderung ertönen ließen, und nun zürnen Sie darüber, daß der letzte in der Reihe Ihnen mit den Dornen der Wahrheit das herrliche Sieges-Gewand zerrissen hat. Ich habe diesen Fall vorausgesehen. So lange die Frau einen künstlich angehefteten Zopf auf ihrem Kopfe trägt, so lange sie ihre Gedanken durch die Rede wie die Formen ihres Leibes durch die Kleidung fälscht, kann sie nicht die Wahrheit lieben, ja nicht einmal vertragen. Am wenigsten kann dies die junge, schöne Frau eines alten und unbehülflichen Mannes, welche wahrscheinlich ihre Rettung weniger der Macht ihrer Tugend, als der Schwäche der gegen sie gerichteten Angriffe zu verdanken hat.

Genug, mein Herr, das ist schon eine Beschimpfung!

Sie glauben also, daß Sie vorhin Ihre Tugend und nicht meine Ausdauer vor dem gefährlichen Schritt zurückgehalten habe? Weshalb haben Sie aber dann die Ankunft Ihres Mannes ersehnt? Ich habe sehr viel Macht über mich bewiesen, da ich nicht nur Ihrer Versuchung, sondern überdies noch meinem eigenen sehr heißen Verlangen widerstanden habe.

Die Temperatur Ihres Verlangens erfordert wohl gerade nicht eine sehr große Abkühlung.

Sie irren. Wenn ich auf Sie blicke, durchläuft meine Nerven ein beständiger Schauer.

Des Abscheus?

Nein, der Leidenschaft.

Trotz allem, was Sie gegen mich gesagt haben?

Haben Sie etwa meine komischen Sprünge im Kampf mit den Bienen und mit dem Hunde gehindert, sich für mich zu interessieren? Uebrigens habe ich ja gar nicht behauptet, daß Sie nicht fähig seien, die Sinne zu umstricken . . . .

Dazu sind ja Spezialistinnen da, mit denen ich moralisch nichts gemein haben will — trotz Ihrer schlechten Meinung.

Ich verstehe diesen wie alle vorherigen Ausbrüche Ihres Unmuts, weil die Wahrheit sprechen — Disteln durch die Ohren seiner Zuhörer ziehen heißt. Lassen Sie sich doch nicht so hinreissen; ich wage ja keine solche kränkende Anspielung, wenn ich auch meine, daß der Mann die Frau nur mit den Sinnen liebe . . . .

Jeder und jede?

Ohne Ausnahme. Ich bestreite nicht, daß er ihren Geist, ihren Edelmut und andere Eigenschaften schätzen kann, aber es wird nur die Ehrerbietung eines Menschen für einen anderen sein und nicht die Liebe eines Mannes zu einer Frau. Stellen Sie sich nur das Gefühl eines Mannes vor, der überzeugt ist, daß seine kluge und überaus schätzbare Frau abscheulich häßlich sei! Das wäre ebenso unmöglich wie das Entzücken über die Baufälligkeit eines alten Gebäudes, blos deshalb, weil in demselben eine reiche Bibliothek oder eine interessante Bildergallerie aufbewahrt ist.

Warum aber werden brave und gebildete Frauen mehr geliebt?

Aus dem ganz einfachen Grunde, weil das glänzende Gebäude mit der Bibliothek und Gallerie zusammen mehr wert ist, als ohne sie. Der architektonische Wert, um welchen es sich bei der Frau vor Allem handelt, bleibt aber unabhängig von diesen Zugaben.

Und an mir gefällt Ihnen dieser?

Jawohl. Niemand lobt an einem Pfirsich bloß den darin enthaltenen Zucker oder Wohlgeruch, sondern ergötzt sich an der ganzen Frucht. Ebenso bevorzuge ich in Ihrem Wesen nicht etwa das ätherische Element, sondern ich — bewundere alle Elemente zusammen und zwar mit den Sinnen.

Ach, immer und ewig nur die Sinne!

Warum soll ich's in Abrede stellen? Ich habe mir ja von der Natur keine besonderen Triebe ausgebeten; ich bin von ihr gemacht, genau so, wie sie nun einmal die Männer zu machen pflegt . . . Ich könnte nach dem Beispiel anderer Verheimlicher sagen, daß Sie mich mit hoher Achtung für Ihren Verstand, Takt, Witz u. s. w. erfüllen, aber das wäre eine Lüge. Ob Sie sich noch erinnern, in welchem Jahre man Amerika entdeckt hat, ob Sie die Armen reichlich unterstützen, ob Sie Milton gelesen haben u. s. w., das weiß ich nicht und kümmert mich nicht; aber ich weiß, daß Ihre dunklen Augen brennen, daß Ihr frischer Mund lockt, daß Ihre ganze Erscheinung eine seltene Anmut atmet. Man müßte keine empfänglichen Nerven haben, um . . .

Warum lieben Sie mich nun aber nicht, wenn auch auf Ihre Weise? . . .

Ich liebe Sie — nach meiner Weise.

Und Sie verlangen von mir kein Opfer?

Keines, weil sie jedes unbewußt bringen und später schmerzlich bereuen würden.

Ich will nichts mehr davon hören, daß Sie mich für ein Kind halten.

Nun, — und wie würden Sie sich mit den Pflichten der Ehefrau abfinden? . . .

4.

Die Pflichten der Ehefrau? Ich liebe ja meinen Mann gar nicht.

Ach, ich bitte Sie, die Gleichgiltigkeit der Frau gegen ihren Mann pflegt gewöhnlich die Folge, aber nicht die Ursache der Treulosigkeit zu sein. Manche Frau würde, ehe sie zu einem Balle geht, entrüstet sein, wenn man sie verdächtigte, daß sie ihren Mann nicht liebe, und wenn sie zurückkommt, gesteht sie ihrer Freundin, daß sie ihn eigentlich nie geliebt habe! Solch' jähen Wechsel kann ein mit einem liebenswürdigen Jüngling durchtanzter Walzer oder eine gefühlvolle Mazurka herbeiführen.

Warum gehen Sie nicht konsequent auf Ihr Ziel los und räumen in Ihrer Grammatik des weiblichen Herzens mit den Ausnahmen gründlich auf? Wozu sagen: „manche" — „gewöhnlich" — „häufig" — wenn durch das Hineinsetzen der Worte: „jede" — „immer" — die Regel vollkommen werden und dennoch — unsinnig bleiben würde?

Weil ich die Ausnahmen kenne — und sie deshalb nicht entfernen kann.

Wo haben Sie nur Ihre Beobachtungen gesammelt? Gewiß in sehr niedrigen Sphären!

Im Gegenteil, in sehr hohen! Und ich habe wirklich viele in der Form feste, aber im Kern faule Verhältnisse gefunden. Ich habe zahlreiche Paare gesehen, welche wie zwei Bücher von verschiedenem Inhalt durch den Buchbinder in einen Band — durch den Geistlichen in eine Ehe gebunden aussahen. Sie halten sich zusammen, sie tragen einen gemeinsamen mit Goldbuchstaben aufgepreßten Titel: „Ehe." Aber wenn ein Aufmerksamer in das Buch Einsicht nimmt, wird er unzweifelhaft gewahren, daß es sich auf allen Seiten widerspricht. Beide Teile könnten getrennt sein und ebensogut in andere Verbindungen eintreten . . . Sie, verehrte Frau, lieben Ihren Mann nicht und doch waren Sie bis jetzt förmlich eine treue Frau, und für die Welt werden Sie es bleiben, wenn jemand Ihre intimen Geständnisse nicht belauschen und verbreiten wird. Und wem verdankt Ihr Eure Verbindung? Der Lüge. Sagen Sie heute Ihrem Manne nur aufrichtig, was Sie denken und er wird Sie morgen verlassen. Unsere vorsichtigen Mütter wissen, was sie thun, wenn sie ihren Töchtern eine anständige Heuchelei empfehlen.

Sie nützen meine paar unvorsichtigen Worte schrecklich aus . . . .

Ich nütze sie aus? Wozu? Ist mir etwa Ihr Zorn notwendig oder angenehm? Nicht ich, nur die von Ihnen begehrte Wahrheit ist so grausam. Aber trösten Sie sich mit meiner — Regel, die in dieser Hinsicht die Frauen als gleichberechtigt erklärt. Denn eine jede lügt! Zeigen Sie mir eine Frau, die zugesteben wird, daß Sie sich einen Zahn einsetzen ließ, oder daß sie seit einem Monat Mutter zu werden hoffe! Nach so vielen Jahrhunderten einer ununterbrochenen Vererbung bringt Ihr die Neigung zum Lügen zur Welt wie einen Instinkt. Häufig ist das gar keine überlegte Heuchelei mehr, sondern eine unbewußte Gewohnheit. Ein erfahrener Verführer versicherte mir, daß seine verheiratete Geliebte vielleicht nach der hundertsten heimlichen Zusammenkunft endlich einmal in schreckliche Krämpfe gefallen sei, da sie von ihm erfahren, daß ihre Schwester mit dem letzten Beweis ihrer Liebe für den Bräutigam — die Trauung nicht abgewartet habe. Ich habe eine Mutter gekannt, deren Mann unmündige Kinder bestohlen hat, und welche ihre Tochter einem ordentlichen Manne nicht zur Frau geben wollte, weil sein Vater ein Gerichtsvollzieher war. Nur die büßende Magdalena hält sich nicht für würdig, einen Stein auf die anderen Sünderinnen zu werfen . . . .

Sie wollen also, daß das Laster allen seine volle Nacktheit enthüllen soll.

Ich will zum mindesten nur, daß es sich nicht mit dem Schein der Tugend schmücke! Es soll nicht unverschämt und dumm zugleich sein. Meiner Ansicht nach ist das einzige Verbrechen einer sogenannten gefallenen Frau ausschließlich die Lüge.

Sie verstehen es meisterhaft, die Gedanken zu verwirren. Mit Ihrer halbstündigen Unterhaltung haben Sie, rings um mich her Abgründe aufgedeckt und mich auf dem steilen Gipfel eines Felsens zurückgelassen, von welchem ich weder vor- noch

rückwärts kann; und Sie höhnen mich noch, daß ich irrtümlich vermutet habe, Sie würden Ihre Arme der Hinabstürzenden öffnen. Hätten mich nicht ein paar Worte verraten, so würde ich der sophistischen Peitsche, die Sie über die Frauen schwingen, einfach spotten. Jetzt bin ich wehrlos. Es ist aber kein großer Triumph für Sie, mir den Kopf verwirrt zu haben; dieselbe Kunst wird auch ein Gläschen starken Weines vermögen. Aber glauben Sie mir, ich werde nüchtern werden.

Ich würde es vorziehen, daß dies gleich erfolgte, sonst müßte ich scheiden, ohne Sie überzeugt zu haben, daß ich Sie wirklich liebe.

Nach Ihrer Art!

In der That, nach meiner Art!

Sie führen Beweise, wie etwa ein Kängeruh, wenn es dächte, daß der Schwanz, auf welchen es sich stützt, kein Schwanz, sondern ein Bischofsstab sei! Nennen Sie dieses Ihr Gefühl wie Sie wollen, nur nicht Liebe. Aber ich werde schon den Humor wieder gewinnen. Das ist eine Seifenblase des reflektierenden Verstandes, was Sie mir gezeigt haben, aber kein Trieb eines vollblütigen Herzens.

Und doch ist das die wirkliche, die sinnliche Liebe.

Mein Herr, die Sinne sind blind, und Ihre Liebe schließt die Augen nicht einmal im Schlafe!

Was würden Sie von einem Menschen halten, der, von dem Bilde der florentischen Madonna entzückt, dasselbe aus der Gallerie Pitti stehlen und in seinem Schlafgemach aufhängen wollte? Sie würden sagen, daß der Dieb in ihm den Aesthetiker besiegt habe. Geradeso verfährt aber derjenige, welcher in die Frau eines Anderen verliebt, sie verführt. Eva wie Adam sind zuerst Menschen, sie können daher allgemein menschliche Eigenschaften besitzen: Eva kann gebildet, wohlthätig, talentvoll, ehrbar u. s. w. sein. Aber sie ist doch zuvörderst ein Weib, wie Adam ein Mann, also ein Wesen, welches in dem anderen Geschlechte gewisse Gefühle erweckt. Was für welche? Aesthetische. Eine häßliche Frau, oder vielmehr diejenige, welche mir nicht gefällt, ist für mich blos ein Mensch; erst eine schöne, d. h. jene, die mir innigst gefällt, ist eine Frau. Und sehen Sie, ein Mann kann eine Frau einzig mit den Sinnen lieben, und wenn einer etwas anders behauptet, so lügt er bewußt oder unbewußt. Als ein überzeugender Beweis, gnädige Frau, können Sie selbst dienen. Ein Schwarm von Verehrern umgibt Sie; denken wir uns alle Ihre geistigen und moralischen Vorzüge in die Gestalt einer Matrone oder einer krüppelhaften Greisin versetzt: werden all diese Verehrer, welche sich heute von Ihrem Geist und Ihren Gefühlen hinreissen lassen, Ihnen auch dann noch verbleiben? Was mich betrifft, so gestehe ich, daß Sie als Mensch gewöhnlich, aber als Frau ungewöhnlich sind. Wenn ich aber einem schönen Bilde, einem Meisterwerk der Natur oder der Kunst begegne, so bin ich davon entzückt, ohne den Gedanken zu hegen, es dem Besitzer mit List oder Gewalt wegzunehmen. Warum sollte ich mich nicht ähnlich der Frau eines Anderen gegenüber verhalten? Allerdings fühle ich das Begehren ihres ausschließlichen Besitzes, wie ich den Wunsch des Besitzes der florentinischen Madonna fühle, aber kann ich mit der Vernunft nicht diesem Triebe widerstehen? Angesichts der Millionen von ästhetischen Befriedigungen, die ich empfinde, ist ein Augenblick des tierischen Vergnügens so klein, daß es seinethalben wahrlich nicht der Mühe lohnt, ein hinterlistiger Dieb zu werden, eine Frau unglücklich zu machen, das Leben eines Mannes zu zerstören und die Schuld einer unglücklichen Familie auf sich zu wälzen.

Sehr — ideal!

Nur vernünftig, nichts weiter. Seien wir konsequent. Im Verlaufe meines Lebens können mir vielleicht dreißig verheiratete Frauen mehr oder weniger gefallen. Sie werden doch nicht sagen, daß es sich gehöre, allen ihren Männern Hörner aufzusetzen. Ideal urteilend müßte ich alle Gefühle hinter der legitimen Verbindung ableugnen, ich dürfte lügen, daß ich keine außer meiner eigenen Frau bewundere, und heimlich mit jeder kokettiere. Das wäre eine sehr ehrwürdige Lüge, die ich aber nicht ausführen werde. Ich fühle, daher spreche ich menschlich, offenherzig und glaube nicht, daß ich irgend jemandem damit ein Unrecht zufüge, wenn ich nicht gänzlich

von meiner frommen, durch die Pocken verhäßlichten Frau absorbiert, ein ästhetisches Vergnügen im Verkehr mit anderen Frauen finde. Manchesmal wallt wohl das Blut heiß, aber wozu ist die Vernunft da, wenn nicht, um einem leidenschaftlichen Ausbruch vorzubeugen!

Und doch haben Sie gesagt, daß Sie bis an die äußerste Grenze der Liebe mit einer Frau sich wagen würden, die vollkommen ihrer That bewußt wäre.

Ja, wenn sie frei ist oder den Mut hat, dem, welcher sich ihr anvertraut hat, es ehrlich zu bekennen, auch wenn sie verheiratet ist.

Ha! ha! ha! Sie möchten also, um der Wahrheit willen die Welt zu Grunde richten. Das ist ein Fanatismus, der nicht mit den Bedingungen des wirklichen Lebens rechnet. Sie wollen also, daß die Frau, die vielleicht Kinder hat, welchen sie zugethan ist, vor dem Manne aus Liebe zu einem anderen, den ebenfalls dieselben Bande fesseln und der sie nicht heiraten kann, beichten und damit ohne Zweck zwei Familien zerreissen soll; daß sie mit ihrer Aufrichtigkeit das zerstöre, was sie mit dem Geheimnis vielleicht in Ruhe wird erhalten können. Nein, das ist ein Rezept für Wahnsinnige! Und andererseits werden Sie nicht bestreiten können, daß jene Menschen das natürliche Recht haben, sich zu lieben, zu einander zu streben und heimliche Lust zu begehren.

Das ist eine ganz andere Sache. Jede Liebe zwischen einer verheirateten Frau und einem verheirateten Mann, deren Vernunft die Leidenschaft nicht niederzudrücken vermag und deren Pflichten sie hindern, offen ihre Neigung zu bekennen, ist ein Unglück, und jedes Unglück hat seinen besonderen Kodex — den Kodex der Verzweiflung.

Werden wir uns auch einmal darüber unterhalten?

Nein.

Die Gesetze der sozialen Entwickelung.

Von F. v. Kapff-Essenther.

(Wien.) (Nachdruck mit Quellenangabe erwünscht.)

Es ist die Aufgabe der exakten Forschung, die Gesetze ausfindig zu machen, welche dem Leben der Erscheinungswelt zu Grunde liegen. Höchst verwunderlicher Weise begann der Zug menschlicher Forschung sich zuerst verhältnismäßig entlegenen Gebieten zuzuwenden; was das Altertum darin leistete, gehörte in das Gebiet der Physik und Mathematik. Kopernikus, Newton und Kepler erforschten die Gesetze des Universums. Man suchte unbekannte Erdteile, man suchte den Stein der Weisen. Zu allerletzt wurde der Mensch, seine Natur, sein gesellschaftliches Zusammenleben ein Gegenstand der Forschung. Die Soziologie (Gesellschaftskunde) ist die jüngste der Wissenschaften, und der Mensch in seiner natürlichen Entwickelung wurde eigentlich erst durch Darwin ein Gegenstand exakter Forschung im engeren Sinne. Das große, das allgemeine Lebensgesetz, welches Darwin entdeckt hat, und welches den Menschen als ein natürliches Lebewesen mit umfaßt, hat der Forschung unserer Zeit die entscheidende Richtung gegeben. Wo früher die Doktrin und das Gewordene, das Bestehende einander mehr oder minder unvermittelt und unversöhnlich gegenüberstanden, sucht die Forschung im Darwin'schen Sinne das leitende Gesetz in der Wirrsal der Erscheinung, und das entdeckte Gesetz wird dann zur Fackel, welche ihren Schein in das tiefe Dunkel zukünftiger Zeiten wirft.

Hier dürfte die kulturhistorische Bedeutung des Werkes zu suchen sein, dessen Titel und Thema über diesen Zeilen steht: Die Gesetze der sozialen Entwicklung von Theodor Hertzka*), dem Herausgeber der „Allgemeinen Zeitung"

*) Leipzig, Duncker und Humblot.

in Wien. Dieses Buch bringt keine Doktrin, welche dem Bestehenden den Krieg erklärt, deren Verwirklichung erst nach einem fabelhaften und schreckenvollen Umsturz aller Dinge denkbar wäre. Und gerade darum ist Hertzka's Lehre fast vollkommen neu. Hertzka ist nicht Revolutionär, sondern Evolutionist. Seine „Gesetze der sozialen Entwicklung" sind einheitliche, stetig fortwirkende Lebensgesetze, welche von dem Augenblick, wo sie nicht nur entdeckt, sondern in die Erkenntnis Aller übergegangen, selbstbewußt fortentwickelt werden können. Von Hertzka's Lehre läßt sich rühmen, was Schopenhauer von seiner Philosophie behauptete, sie sei ein Rechenexempel, welches vollständig aufgehe.

Suchen wir den reichen Inhalt des Buches kurz anzudeuten, eines Buches, welches wahrhaft glänzend geschrieben, für jeden gebildeten Laien verständlich und anziehend, nicht nur seinen Stoff mit überwältigender Klarheit auseinandersetzt, sondern auch von einer echten Humanität durchweht ist, der kein Menschenfreund sein Herz verschließen kann. Der Liberalismus, sagt Hertzka, hat die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen nicht beseitigt, die Unfreiheit der Arbeit nicht aufgehoben. Zwar wurde jedem das Recht verliehen, zu arbeiten und zu streben, aber nicht die Möglichkeit, dies Recht auszuüben. Der Kampf ums Dasein wurde entfesselt, jeder durfte mitkämpfen, aber die Mehrheit blieb ohne Waffen. Einzelne siegen, und die Masse verfällt dem Elend. Aber die absolute wirtschaftliche Gleichheit ist unmöglich; das Ziel der sozialen Entwicklung ist die wirtschaftliche Gerechtigkeit, welche jedem das Seine, dem Arbeitenden den reellen Ertrag seiner Arbeit sichert, was mit allen richtig verstandenen ökonomischen Prinzipien, insbesondere mit dem des Eigentums harmoniert. Die Ausbeutung vieler zu Gunsten Weniger war insolange gerechtfertigt, als ein höherer Kulturzustand nur auf diese Weise möglich war, solange die höheren Bedürfnisse Weniger nur durch die Arbeit der Massen zu befriedigen waren. Erreicht jedoch die Produktivität menschlicher Arbeit eine Höhe, daß sie geeignet erscheint, dem höheren Kulturbedürfnis Aller zu entsprechen, so wird die Ausbeutung zu einem Kulturhindernis. Dieser Augenblick ist bereits eingetreten. Ein so kleiner Bruchteil der Bevölkerung partizipiert an den Früchten der Kultur, daß 20 Prozent der arbeitenden Menge genügen, um die erforderliche Leistung hervorzubringen. 80 Prozent sind unproduktiv — d. h. sie plagen sich im Schweiß ihres Angesichtes, aber sie können das Kulturergebnis nicht vergrößern, weil sie irrationell und ohne moderne Kulturbehelfe arbeiten. Wäre die ganze arbeitende Bevölkerung mit den letzteren ausgestattet, würde eine Produktion entstehen, zu deren Konsum die Arbeiter selbst herangezogen werden müßten, d. h. der Arbeitende müßte selbst die Früchte seiner Arbeit genießen. Der einzige Weg zu diesem Ziele ist die Produktivassoziation. Das Kapital, zwar ein Instrument der Ausbeutung, würde sich dieser ebenso gern zuwenden, wie dem Unternehmer, vorausgesetzt, daß ihm die nötige Sicherheit geboten wird. Die eigentlichen Elemente der Ausbeutung sind der Unternehmergewinn und die Grundrente. Der erstere absorbiert den Ertragsüberschuß der Arbeit, die letztere hat den dauernden Vorteil von jedem Kulturfortschritt. Der Konsum, auf verhältnismäßig enge Grenzen beschränkt, beschränkt wieder die Produktion, welche thatsächlich hinter der potenziellen weit zurückbleibt. In der ausbeuterischen Gesellschaft ist daher jeder Fortschritt mit Proletarisierung der Massen verknüpft.

Der Arbeitslohn hängt nicht, wie angenommen wird, von Angebot und Nachfrage ab, obgleich er von diesen beeinflußt wird. Bestimmt wird er durch das Existenzminimum, welches nach hergebrachter Weise dem Arbeiter nur die kärglichste Lebensnotdurft sichert. Sowie ein Umschwung eintritt in dieser Anschauung, würden die Löhne steigen, weil sie in den meisten Fällen sehr gut steigen können.

Die Emanzipation der Arbeit kann durchgeführt werden durch freie Assoziation und durch die Ueberwindung des Naturmonopols. Zur freien Assoziation fehlt den Arbeitern nichts als die genügende Erfahrung. Wenn sie diese haben, wird sich ihnen auch das Kapital zuwenden. Um den Arbeitern Gelegenheit zu geben, ihre anfangs sicherlich mit Schaden verknüpften Experimente zu machen — zu diesem, aber nur zu diesem erziehlichen Zweck — müßte der Staat die Mittel beschaffen. Das Natur-

monopol wäre zu beseitigen durch eine dem Grundrentner auferlegte allmähliche Selbstamortisation. Der emanzipierte Boden gehört der Gesamtheit; Jeder hat das Recht, Keiner die Pflicht ihn zu bebauen. Das Erträgnis gehört voll und ganz dem Bebauer.

Dies in den dürftigsten Zügen Hertzka's „Soziale Entwicklung"! Der zweite Teil seines Werkes handelt von dem sozialen Staate der Zukunft, der sich aus den oben skizzierten wirtschaftlichen Prinzipien aufbaut. Der Autor behandelt die Momente der freien Konkurrenz, der Kapitalbildung, des Wertes und Einkommens, des Geldes und Kredites, der Staatsthätigkeit, endlich der Moral und der Sitte im sozialen Staate nach derselben klaren, positiven, mit den bestehenden Verhältnissen rechnenden Methode, wie die Fragen des 1. Teiles. Er schließt mit einer geschichtlichen Vor- und Rückschau; die Vergangenheit war die Epoche der isolierten, freien, die Gegenwart die der organisierten unfreien Arbeit. Der freien organisierten Arbeit gehört die Zukunft. Er verfolgt die Spur sozialistischer Ideen bei Buddha, bei den Juden, bei Christus, welcher nicht wegen seiner religiösen, sondern wegen seiner sozialistischen Ideen ans Kreuz geschlagen wurde. Die liberalen Revolutionen der Neuzeit verfielen der Fiktion, daß wirtschaftliche Freiheit die selbstverständliche Folgewirkung der politischen sei. Aber erst durch die moderne Kultur ist die Menschheit in das Stadium getreten, wo die Produktion ausreichend ist, dem Kulturbedürfnis Aller zu genügen und wir treten damit in das dritte Weltzeitalter, in das Jünglingsalter der Menschheit.

Es wurde von berufener Seite behauptet, daß Hertzka sich an Rodbertus anlehne. Dies scheint uns nicht richtig. Rodbertus hielt die wirtschaftliche Freiheit für ein Zeichen kulturellen Verfalles, lediglich für das Symptom einer haltlosen Uebergangsperiode. Und somit vermied er es auch, ein positives Programm aufzustellen. Ebensowenig that dies Marx, weil er sich eine neue Ordnung der Dinge ohne vorherigen Umsturz nicht denken konnte. Sein Anhänger Lassalle blieb bei dem Palliativmittel einer nach so und so viel Millionen bezifferten Staatshilfe stehen. Von den beiden letzteren hat Hertzka die Idee der Produktivassoziation übernommen. Aber die organische Ausarbeitung dieser Idee im Lichte unserer heutigen Weltanschauung, der Beweis ihrer Durchführbarkeit auf dem unblutigen Wege planmäßiger Fortentwicklung, ohne das Aufgebot von fabelhaften Milliarden, ohne gewaltsame Schädigung bestehender Rechte — dieses Verdienst gebührt Theodor Hertzka allein. Eines erhebt ihn hoch über seine Vorgänger, über Marx und Lassalle insbesondere: Hertzka ist Philosoph, ist Evolutionist, er begreift, daß alle Lebenserscheinungen Produkt einer natürlichen Notwendigkeit sind, er ist daher frei von Klassenhaß. Das große Werk seines Lebens ist den Darbenden, den Rechtlosen geweiht, aber er sieht auch in den Besitzenden, in den Genießenden, Menschen, welche im besten Glauben ihres Rechtes leben. Ja, sein freier Blick erkennt, daß diese Menschen durchaus nicht so glücklich sind, als man wähnt. Er sagt unter anderem: Man betrachte den Millionär, dessen Bedürfnisse vielleicht gering sind, der die Zinsen seiner Zinsen nicht verzehren kann, der doch unablässig nach neuem Besitz jagt und hastet, sich des Erworbenen aber nicht erfreuen kann, weil neuer Erwerb sein Sinnen und Trachten ausfüllt. Was ist er anders als ein Wahnsinniger, der inmitten aufgehäufter Schätze zu verhungern fürchtet, und wo anders liegt die Quelle seines Wahnsinns, als in dem Schauspiel, das ihn umgibt, in dem grauenhaften Stoßen und Drängen seiner Mitbürger, denen das Hungergespenst wirklich an den Leib geht. Man glaube ja nicht, daß damit eine Ausnahme gezeichnet sei: so allgemein ist der Wahnsinn, daß die wenigen gesund Gebliebenen als Sonderlinge verlacht werden. Wir alle, unser Besitz mag groß oder klein sein, wir zittern vor dem Elend, das unsere Brüder erwürgt; wir werden gepeinigt von einem Instinkt, der gar nicht unser persönlicher, sondern der unseres Zeitalters ist.

Man sieht, Theodor Hertzka nimmt nicht einseitig Partei, er erklärt, er induziert. Aus seinem Werke leuchtet, was einst die Glorie unseres Jahrhunderts bilden wird, jene überlegene, umfassende Erkenntnis von der Natur der Dinge, vor welcher alle Gegensätze sich ausgleichen, vor welcher Haß und Vorurteile hinschmelzen, wie Nebel vor der Sonne. Jene göttlichen Ideen von Gleichheit und Brüderlichkeit, welche

Buddha, der Königssohn, einst unter die enterbte Kaste der Paria trug, welche der Zimmermannssohn aus Nazareth seinen armen Fischern lehrte, diese Ideen, welche ein paar leidende Seelen bethauten und dann wieder nach dem Jenseits zurückgescheucht wurden. Heute nach zwei Jahrtausenden sehen wir sie im nüchternen Lichte moderner Wissenschaft vor uns als organisierten, gegen keine Realität verstoßenden, greifbaren Plan. Und gerne glauben und hoffen wir mit Theodor Hertzka, daß in einem glücklicheren, nicht allzu fernen Zeitalter das Gebäude einer neuen Gesellschaft nach diesem Plane vollendet sein wird.

Vom Unterricht in der Geschichte.

Von F. G. Schultheiß.

(München.)

Vorbemerkung der Redaktion.

Der Standpunkt der Redaktion bezüglich des Geschichtsunterrichts ist derjenige Herbert Spencers, der unter anderem sagt: „Woran uns einzig gelegen, das ist die Naturgeschichte der Gesellschaft. Wir brauchen alle die Thatsachen, die uns dazu verhelfen, das Wachstum und den Organisationsprozeß einer Nation zu verstehen. Die einzig praktisch-wertvolle Geschichtsbearbeitung ist die, welche man „beschreibende Gesellschaftskunde" nennen könnte. Und das höchste Verdienst, welches sich der Historiker erwerben kann, ist, das Leben der Völker so zu erzählen, daß dadurch Stoff geliefert wird für eine „vergleichende Gesellschaftskunde" und für die daraus hervorgehende Feststellung der letzten Gesetze, nach denen sich die gesellschaftlichen Erscheinungen richten. Die Lebensbeschreibungen der Monarchen werfen kaum einiges Licht auf die Geschichte der Gesellschaft. Vertrautheit mit Hofintriguen, Verschwörungen, Länderraub u. dgl. hilft wenig zur Erhellung der Ursachen nationalen Emporkommens. Das, was Geschichte im eigentlichen Verstande ausmacht, fehlt zum großen Teil in den über diesen Gegenstand handelnden Werken."

Daß die Geschichte die Lehrmeisterin der Völker sei, das kann man seit Cicero oft genug wiederholt lesen. Ob sie aber bei diesem Beruf größeren Erfolg und größere Dankbarkeit gefunden hat, als eben andere Lehrmeister auch — das ist freilich eben so oft bezweifelt worden. Jedenfalls hat man nie versäumt, sobald überhaupt von einer systematischen Jugendbildung die Rede war, auch die Geschichte in den Kreis der bildenden Fächer zu ziehen.

Man spricht von einem geschichtlichen Sinn und erblickt die wissenschaftliche Bedeutung unseres Jahrhunderts darin, daß es Gegensätze, an denen die Aufklärungszeit scheiterte, durch Einführung des Begriffes der „Entwicklung" überwand und als ein allmähliches Anderswerden verstehen lernte. Das 18. Jahrhundert hatte für die Erklärung der Wunder nur die Wahl zwischen Betrug oder Wirklichkeit, bis die Einführung des Begriffes „Mythus" eine psychologische Erklärung ermöglichte. Gibt es einen historischen Sinn, so drückt ihn das Epigramm aus:

„Alles Menschliche muß erst werden und wachsen und reifen,
Und von Gestalt zu Gestalt führt er die bildende Zeit."

Er ist die Achtung vor dem Gewordenen, die Bescheidung des Verstandesdünkels des 18. Jahrhunderts mit seinen starren Gegensätzen „vernünftig" oder „unvernünftig" — ohne die Rätlichkeit und Möglichkeit Abgestorbenes zu beseitigen, anzutasten —. Der geschichtliche Sinn ist die Anwendung des Kausalitätsbegriffs; er kann nicht der Unterstützung der Phantasie entraten, die sich in zeit- und raumfremde Zustände versetzt und Ruinen zu vollständigen Gebäuden ergänzt. Die Einflüsse der Romantik der Schlegel und Tieck, die auf Herder zurückgeht, ein Stück Hegel und die Analogie der Naturwissenschaft haben uns den historischen Sinn gegeben, der die Ruinen der Rheinburgen erhält und das Vereinzelte in Museen vor dem Untergang bewahrt.

Und wenn es also einen historischen Sinn gibt, — warum haben ihn Frauen so selten? — und wenn dieser Sinn im großen Gang der Kulturentwicklung sich gebildet hat, dann muß sich dies auch im einzelnen Bildungsgang wiederholen und der Geschichtsunterricht hat ein Ziel, zu dem alle Gedächtnisarbeit nur Mittel ist, und es muß eine Methodik geben, auf welche Weise, durch welche Stufen der Entfaltung des kindlichen Geistes der geschichtliche Sinn anerzogen werden kann. Wenn einzelne hervorragende Köpfe im Stande sind, gewisse Stufen zu überspringen, so bestätigt die Ausnahme die Regel.

Nur so hat der Geschichtsunterricht einen bildenden Wert; denn alle Bildung ist formaler Natur, sie steigert die aneignende Kraft des Geistes, eröffnet ihm neue Aussichten, neue Tummelplätze des Denkens, — alles Andere ist nur Abrichtung, die den Menschen für einzelne Geschäfte geeignet macht, aber zu früh begonnen seine Fähigkeiten einzäunt, beschränkt und verarmen läßt.

Wenn nun der Geschichtsunterricht sich das Ziel setzt, alles Seiende als ein Gewordenes betrachten zu lehren, wo soll er anfangen in der unendlichen Reihe von Ursachen? Aristoteles sagt: Für unsere Erkenntnis ist das letzte, was in Wesen und Entstehung der Dinge das erste ist. Sollte nicht auch die Geschichte von dem Nächsten und Bekannten ausgehen, wie die Geographie mit der Heimatskunde anhebt? Was ist verständlicher, die nächste Vergangenheit, die deutsche Geschichte, die römische, die griechische oder die altorientalische? Müssen wir, weil die Wissenschaft der Geschichte der Chronologie sich nicht entschlagen kann, auch im Unterricht bei den ältesten und dunkelsten Zeiten ansetzen? Welchen Unterschied zeigt schon die griechische und die römische Geschichte des Altertums! Hier lauter hervortretende Personen von Lykurg bis auf Alexander den Großen — in der römischen breite Massen der Patrizier und Plebejer, soziale Zustände und Gesetze, ein Ausdehnen ohne inneren Reichtum in wimmelnder, individualitätsloser Vielnamigkeit. Uns will bedünken, als ob der herkömmliche Beginn des Geschichtsunterrichtes mit dem Altertum für gelehrte Schulen, die gleichzeitig Latein treiben und Griechisch anfangen, vielleicht seine Berechtigung habe, aber für den Geschichtsunterricht an lateinlosen Schulen und Seminarien wertlos und zu verwerfen sei.

Versuchen wir uns über den Gang der Entwicklung des historischen Sinnes und dessen Anerziehung klar zu werden. Wir können nicht daran zweifeln, daß der Fortschritt vom Einfachen und Naheliegenden zum Zusammengesetzten und Fernliegenden nach Ort und Zeit gehen muß.

Wir denken uns als erste Stufe der Schüler vom 9. bis 12. Lebensjahre. Es wird sich hier darum handeln, den Vorstellungsinhalt der kindlichen Seele, der sich auf den unmittelbaren sinnlichen Eindruck nach Ort und Zeit beschränkt, nicht systematisch, sondern gelegentlich zu erweitern. Nicht das Gedächtnis, sondern die Vorstellungskraft und Phantasie ist durch stark auffallende Eindrücke zu erregen. Wir möchten dies Verfahren das anekdotische nennen — freilich abweichend vom wörtlichen Sinne, wo es noch nicht Herausgegebenes, Hinzukommendes, also Nebensächliches bedeutet. Die einzelne auffallende Begebenheit erregt die Teilnahme und prägt sich dadurch ein.

Diese Stufe der Geschichtsdarstellung ist auch im Großen der Entwicklung das erste — nur daß sie in Werken zusammengefaßt ist, um aufbewahrt werden zu können. Ihr gehören die Vorläufer des Herodot an, die griechischen Logographen — ihr die römischen Annalisten und mittelalterlichen Chronisten und gewissermaßen auch noch unsere Zeitungen — es ist die einzelne hervorstechende Begebenheit, welche aufgezeichnet wird.

Von der Chronologie erwarten wir weniger Nutzen, als von einer Nährung der Anschauung durch passende einfache Bilder, wie sie etwa die Bogengänge des Hofgartens in München bieten. Ein kleiner Schritt vorwärts ist die sachlich-anekdotische Anregung, wie etwa eine Erzählung über die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung Amerikas u. dgl. Hiezu gehört auch die Einführung in die klassische und germanische Mythologie.

Ist auf diese Weise der jugendliche Geist soweit geschult, daß er der Uebersicht und Aufnahme einer zusammenhängenden Reihe von Thatsachen und Sätzen fähig ist, so bietet sich als einfachste Form der Verknüpfung das Leben bedeutender Männer. Der Standpunkt der Biographen ist nun ein höchst verschiedener, freilich mehr nach der Befähigung des Schriftstellers. Die einfache Lebenserzählung, das Lebensbild ist oft nicht viel mehr als eine Anreihung der Anekdoten an den Faden der Zeitrechnung, wie die Lebensbeschreibungen des Kornelius Nepos, ob sie nun Auszüge für Schulzwecke oder Originale sind, wie die Kaiserbilder des Suetonius. Einen höheren Standpunkt gewinnen Charakterbilder, die sich die Veranschaulichung bedeutender Persönlichkeiten als Vertreter einzelner Richtungen ihrer Zeit, oder Beherrscher ganzer Zeiträume durch ihren Geist und Willen, zum Ziel setzen. Ein Alexander, ein Cäsar, ein Karl der Große sind fruchtbares Material biographischer Geschichtsbehandlung, besäßen wir nur durchaus so anmutende Darstellungen wie Einhards Leben Karl des Großen.

Die biographische Methode möchten wir für die Altersstufe von 12—15 Jahre für entsprechend halten — aber sie kann nicht durchwegs leiten.

Neben einer Uebersicht über den Gang der geschichtlichen Entwicklung im Großen kann und soll sie erreichen eine Achtung von Mannesgröße, die sich in den Dienst einer Idee stellend die Selbstsucht hintansetzt, die Anregung der Vorstellungskraft und die Aneiferung des Willens und besonders das Interesse für Ausbreitung und Vertiefung, wie sie die höhere Stufe liefern soll. Dann kann das gedächtnismäßige Wissen, dessen unerläßliche Forderungen durch ein kurzes, halb tabellarisches Lehrbuch umschrieben ist, größer oder kleiner sein, der Unterricht war nicht nutzlos und der Lehrer mehr als ein redendes Buch.

Dann erst kann ein systematischer Unterricht in der Geschichte eintreten. Der junge Mensch ist vom 15. Jahre an alt genug, um die Herstellung einer ursachlichen Verknüpfung des teilweise schon Gelernten als eine Erleichterung und Unterstützung des Denkens zu empfinden und dem Unterricht entgegenzukommen, nicht ihn als äußerliche Förderung an sich herantreten zu lassen. Er lernt in diesem Alter in jeder Art von Schule wenigstens an der Mathematik, vielleicht auch an der Physik deduktive Beweisführung kennen. Dann ist er auch reif genug, um den zeitlichen Zusammenhang der Ereignisse zugleich als einen kausalen sich anzueignen. Das ist die Stufe des pragmatischen Geschichtsunterrichtes, welche ihm aus der Fülle der Thatsachen die notwendige Entwicklung erklärt. Diesen Gang der Geschichtsauffassung sehen wir deutlich in dem Fortschritt von Herodot, der noch mit einem Fuß im Anekdotischen und Mythischen steht, zum nüchtern erzählenden Xenophon und zum reflektierenden Thukydides; das ist die Kunst unserer großen Historiker durch die Anordnung der Thatsachen, ohne ihre Meinung hineinzumengen, das Gesetzmäßige überzeugend darzustellen.

Hierin liegt der Lehrstoff der Oberstufe des höheren Schulunterrichtes, gleichviel ob das Gymnasium, unterstützt und vorbereitet durch die Behandlung einiger antiker Historiker in gleicher Breite den Griechen und Römern, dem Mittelalter und der neuen Zeit Raum gibt, oder ob die lateinlose Realschule, das Lehrerseminar in kürzerem Unterrichtsgang sich wohl oder übel auf die Geschichte des eigenen Volkes beschränkt.

Die größte Schwierigkeit, welche diese Methode dem Lehrenden macht, ist das Erfordernis strengster Objektivität, das Ergebnis der Selbstzucht und des Verzichtes auf Lieblingsmeinungen, wie sie nur von dem zu erwarten ist, der wissenschaftlich geschult, sein subjektives Denken und Fühlen fern hält von den objektiven Thatsachen, nicht von dem, der die Geschichte als ein „Nebenfach" für ein Examen betreibend im Auswendiglernen von Namen und Zahlen und Quellen sein Heil sucht und findet und dann als Lehrer in einem Fach stümpert, in dem die Richtung des Geistes das erste und die positiven Kenntnisse das zweite sind, weil sie nur dann in ihrer notgedrungenen Unvollständigkeit erscheinend perspektivische Fehler erkennen lassen. Freilich kennt auch die Universität kaum mehr die Universalgeschichte im Sinne Schillers, der vielleicht weniger Geschichtsforscher, aber mehr Geschichtsdenker war, als viele, die in ihm nur den Dilettanten sehen.

So bleibt dem Lehrer ein fruchtbares Feld, auf dem er nicht verunglückter Privatdozent zu sein braucht, sondern etwas anderes zu werden trachten muß. Die Notwendigkeit der Reformation oder der französischen Revolution hat der Lehrer zu zeigen, nicht um Einzelnheiten des Verlaufes zu feilschen oder an der Tinte der Dokumente zu riechen und vollends zur Parteinahme, zu Lob oder zu Tadel hat er so wenig ein Recht, wie wenn der Naturforscher den Blutumlauf tröstend und erhebend, die Zersetzung der Nahrungsmittel im Magen bedauerlich finden wollte. Kann er sich dies nicht versagen, so hat er sich in der Wahl seiner Fakultät von Anfang an versehen; zum Lehrer der Geschichte taugt er am allerletzten.

Nur so kann er hoffen, daß sein Unterricht auch andere Früchte bringe als die Belastung des Gedächtnisses mit Namen und Zahlen, die der aus dem Schulzwang entlassene Jüngling schneller vergißt als er sie gelernt hat.

Der Erfolg läßt sich freilich nicht wägen und nicht messen, und deckt sich kaum mit dem positiven Wissen, das bei einem Abgangsexamen in den hergebrachten Formen zum Vorschein kommt. Aber ist es nicht auch etwas, wenn der Verstand des jungen Menschen mit der Ueberzeugung erfüllt ist, daß auch in der Geschichte das Gesetz der gleichen Ursachen und gleichen Wirkungen gilt, daß das Gewordene, das ihn auf allen Seiten umgiebt, ein Ergebnis lang waltender Kräfte ist, würde er nicht in seiner geschichtlichen Bildung eine Mahnung finden gegen die klügelnde subjektive Achtungslosigkeit vor den bestehenden Einrichtungen und Verhältnissen, aber ebenso gegen die verzichtende Schlaffheit philisterhaften Gehenlassens. Bescheidenheit und Unterordnung wird ihm nicht ganz fremd bleiben, wenn ihm auch die Geschichte von gewaltigen Veränderungen erzählt; wenn er die Gegenwart am Ende einer langen Kette von Ursachen und Wirkungen sieht — und wohl ihm selbst, wenn seinem Willen, seinem Charakter die Lehre gewiesen ist, wie er auch im bescheidensten Kreis seinen Teil beitragen kann, Gesetz und Ordnung für ferne Geschlechter als Erbe zu wahren — wenn auch kein Examinator ihn darnach fragen wird.

Aber weit hinaus über alle schulmäßige Unterweisung zeigt das Ziel, dem alle Wissenschaft und auch die der Geschichte zustrebt, die Erkenntnis der unveränderlichen Gesetze der Entwicklung. Ob es je gelingt, die Gesetze der Geschichte ohne jede individuelle Beimischung von Ort und Zeit zu formulieren, bliebe dahingestellt; die Philosophie der Geschichte, wie sie einem Herder dämmerte, war wohl vorschnell unternommen ohne die nötige umfassende Kenntnis des Thatsächlichen, und ihr Name ist in Mißkredit geraten. Aber Ritter lehrte die Geschichte der Völker als die Entwicklung eines Organismus betrachten, der aus den geographischen Lebensbedingungen hervorgeht; Buckle wollte an einem Muster ungestörter Kulturentwicklung das Typische zeigen; Ranke erklärt aus dem tiefen Grund der Strömung das Wellenspiel der Oberfläche. Ob die geschichtlichen Zweige des Wissens und Erkennens, die sich den Naturwissenschaften gegenüber lagern, einst mit ihnen zusammen die neue Enkyklopädeia in organischer Verbindung bilden werden, ob dann der Kreis nach innen sich verstärkend den Monismus unanfechtbar machen wird — das liegt am Ende des Weges. Die Ahnung mag dem Lehrer, der hier stets Schüler zu bleiben sich bescheidet, zur Tröstung und Erhebung dienen, daß seine Praxis aus dem Boden der Wissenschaft stets Nahrung ziehen kann und soll, aber auf den Markt des Lebens wird er die letzten Aussichten, die religiöse Ahnung der Wissenschaft nicht zerren dürfen. Das höchste, was du wissen *kannst*, darfst du dem Schüler doch nicht sagen, weil es dem Grundsatz naturgemäßer Erziehung widerspricht, den Baum schütteln zu wollen, bevor er Früchte trägt. In der Beschränkung zeigt sich der Meister, also auch der Meister der Schule und ihres Geschichtsunterrichts.

Menschheitsdichtungen.

Besprochen von Wolfgang Kirchbach.

Zwei umfassende Dichtungen liegen uns zur Besprechung vor: Der ewige Jude. Ein dramatisches Gedicht in drei Teilen von Max Haushofer. Die Tragödien des Menschen von Emmerich Madach (übersetzt von Alex. Fischer,) welche in mehr als einer Hinsicht zusammen genannt zu werden verdienen. Beides Werke, die uns auf jeder Seite von hoher poetischer Veranlagung ihrer Verfasser Zeugnis ablegen, Beides Werke, die unsern allergrößten Respekt wegen ihrer Fülle von Erfahrung und Lebensurteil herausfordern, Beides Lebenswerke ihrer Verfasser, in denen sie ihr Bestes uns geben, was sie in Jahrzehnten gedacht und dichterisch erfahren. Die Gegenstände, Ideen und Dichtungsart Beider nahe verwandt; Menschheitsdichtungen, in denen an traumhaften und sagenhaften Gebilden ein Rückblick und Vorausblick auf das Schicksal der Menschheit gethan wird; beide Nachahmungen des Göthe'schen „Faust".

Und beide Dichtungen ihrer innersten Art und Komposition nach unpoetisch. Weder in der Einen noch in der Andern vermögen wir eine berechtigte Gattung dichterischer Kunst zu sehen. Die Verfasser, sich anlehnend an Göthe's „Faust", setzen da ein, wo der gealterte Göthe mit geschwächter poetischer Kraft aufgehört hatte. Statt bedeutungsvoller symbolischer Schicksale, die durch die Kraft der Illusion, in welcher uns der Dichter festzuhalten versteht, uns als eine andere Wirklichkeit entgegentreten, wird uns nach dem Vorbilde der letzten Partien des zweiten Teiles von Göthe's „Faust" eine Welt von Allegorien vorgeführt, zum Teil abstruser Art, die wohl außerordentlich geistreich erfunden sind, aber nicht die Kraft besitzen, uns in den Zauber der Illusion einzuspinnen, uns an die reale Wirklichkeit des märchenhaften Scheins Glauben zu machen. Ja, der geistvolle Verfasser des „Ewigen Juden" geht sogar soweit, nach romantischem Muster, in geistreich witziger, aber unpoetischer Art sein Ahasvergebilde im letzten Teil des Werkes selbst zu zerstören, um mit einer Vernichtung aller Kunst und Poesie zu enden in den letzten Worten seines Gedichts:

„Was mit dem Alten
An seltsamem Schicksal sich färder vollzieht:
Den Spät'sten verbleibt es;
Ein Anderer schreibt es
Am Ende der Zeit, wenn das Letzte geschieht".

Die Gestalt des ewigen Juden, um mit Haushofers Dichtung zu beginnen, ist ihrem innersten Wesen nach kein Gegenstand der Poesie. Es ist kein Zufall, daß Göthe's gleichnamiges Werk ein Fragment blieb. Nur als Episodenfigur wird Ahasver dichterisch möglich sein; nur als ein Aperçu der Sage wird ihn der Schimmer poetischer Bedeutsamkeit umgeben, denn er ist gewissermaßen nur als ein Aperçu vom Volksgeist erfunden. Ein Aperçu Jesu Christi an den bewußten „Schuster aus Judäa". Gewiß wohnt der Idee ein geheimnisvoller Schauer inne, es könne uns ein Mensch entgegentreten, der nicht sterben kann, der die Jahrhunderte der Vergangenheit durchlebt hat und ewig leben muß. Solange diese eigentümliche Figur nur als Möglichkeit gedacht wird, ist sie poetisch und von allgemeiner Bedeutung, sowie sie zur Wirklichkeit erhoben wird durch die poetische Ausführung, dadurch, daß man sie zum Helden macht, ist der Mehlthau, der Reif zauberhafter Bedeutsamkeit abgestreift und sie entpuppt sich als ein dichterischer Widerspruch in sich selbst. Der Poet steht vor dem wunderlichen Dilemma, daß, weil sein Held nicht enden kann, er selbst auch nicht enden kann, seine Geschichte nicht enden kann. Weil sie aber nicht enden kann, darf die Geschichte im Grunde auch nicht anfangen nach einem sehr klaren mathematisch-logischen Gesetz. Eben deshalb ist der Dichter auf das Element der Zufälligkeit gestellt; um überhaupt anzufangen, wird er nach Wahl und Willkür aus den Möglichkeiten, welche das Schicksal seiner endlosen Figur dar-

bietet, herausgreifen müssen, und wir werden besten Falles eine Folge geistreicher Allegorien oder Episoden erhalten, die auf Schritt und Tritt das proton pseudos verraten. Mosens „Ahasver" zeigt daher dieselbe innerliche Unmöglichkeit wie derjenige Haushofers. Die Faustsage, die Nibelungensage, Prometheus und andere, an denen die Dichtung Bedeutsames für die ganze Menschheit entwickelt, sind an sich inhaltsvolle Gebilde, in denen der Volksgeist und Sagengeist einen Abschluß dachte. Da ist ein gegebener Konnex von Ursache und Wirkung, da ist Handlung von intensiver Bedeutsamkeit. Die Bedeutsamkeit der Ahasversage aber, ohne einen Inhalt zu bieten, weist nur in's Extensive.

Es ist für das Schicksal der Menschheit einerlei, ob sich in Jahrtausenden oder Millionen Jahren ihr Leid und Weh, ihr Glück und Fortschritt als endlose Kette wiederholen wird. Diese extensive Seite der Existenz in der Zeit ist vollends für die Poesie bedeutungslos. Sie wird nur eine *Form* des Wirklichen genannt werden und ein Bild dieser äußeren Zeitform ist die Gestalt des Ahasver. Eine Form, kein poetischer Inhalt. Die Poesie trachtet durchaus den Zeitbegriff aufzuheben und die Bedeutung der Dinge und Erscheinungen intensiv aufzuweisen. In wenigen Stunden spielt ein Drama; an einer Handlung, sei sie sagenhaft oder real, will die Poesie ein Bild der intensiven Größe der Existenz geben. Die Worte, mit denen Göthe seinen Ahasver beginnt, sind in diesem Sinne das Wesen der Poesie als Loslösung vom Extensiven zur Deutung im intensiven Sinne der Erscheinungen:

„Der Wunder ohne Zahl geseh'n,
Die trotz der Lästrer Kinderspotte
In unsrem unbegriffnen Gotte
Per omnia tempora in *einem* Punkt geschehn."

Das ist es. In *einem* Punkt geschehend zeigt uns der Dichter, was per omnia tempora sich zeitlich auseinanderdehnt. Man sieht aber, daß die Gestalt des Ahasver ein ganz anderes Postulat enthält durch die zeitliche Endlosigkeit ihrer Existenz. Was kann als letzte Konsequenz übrig bleiben, als daß der Dichter über sein Thema sagen muß: „Ein Anderer schreibt es." Und Haushofer sagt es und wir fragen uns billig: Quo bono? Was mußten wir deine Ansicht kennen, wenn deine wahre Meinung ist, daß ein Anderer die Sache viel besser wissen wird? Zerstört es nicht die poetische Illusion gänzlich, wenn uns die Möglichkeit angedeutet wird, daß ein Andrer die künftigen Schicksale des Helden schildern werde? Wir sagen billig erst mit dem *Ende* eines Schicksals läßt sich über seinen Sinn urteilen, wie in allen Dingen; Haushofer hebt thatsächlich seine ganze Dichtung dadurch selber auf. Der Philosoph spielt dem Dichter den wunderlichsten Streich. Ja, wenn Ahasver dies sagte, das ließe sich hören. Dann sähen wir in ihm ein Bild unseres eigenen Nichtwissens; aber Kurt, der Dichter? Stand nicht vorher in derselben Dichtung der *letzte Mensch* bereits vor unsrer Phantasie? So geistreich das Alles nun gedacht und motiviert ist, hebt nicht ein Schein fortwährend den Anderen auf? Es ist ein rechtes Versteckspiel der Phantasie, das Haushofer da vor uns aufführt, eine rechte Taschenspielerei, als wären alle Geister Boskos über den Verfasser gekommen, damit wir über die poetische Absurdität hinweggehoben werden, daß der Verfasser nicht weiß, wie seine Geschichte endet. Hier liegt das Unpoetische der Ahasversage: der Held lebt wohl, lebt Tausende von Jahren, aber auf das Leben kommt es in der Poesie nicht an, sondern auf das *Erleben*. Die Art, wie einer *erlebt*, das ist die intensive Bedeutsamkeit, welche das Wesen der Dichung macht Und Ahasver lebt wohl ewig, aber er erlebt Nichts. Er ist nur Zuschauer. In der Poesie ist aber nicht der Held der Zuschauer, sondern Leser und Hörer sollen zu Zuschauern gemacht werden. Haushofer empfand augenscheinlich jenen Mangel seiner Figur, daß in ihr nicht, wie in Faust und Prometheus ein *Erleben* gesetzt ist, sondern nur ein endlos langes Leben.

Und Haushofer that alles, was er konnte, um Ahasver zu einer erlebenden Figur zu machen; erlebend als Vater an Kind und Kindeskindern. Aber es gelang ihm

nicht, die an sich gegebene Ueberflüssigkeit seiner Gestalt vergessen zu machen; dem größten poetischen Genie würde es nicht gelingen. Es steckt, was man auch sagen möge, in jeder Ahasverdichtung ein Keim des Absurden, der vollem poetischen Genießen hinderlich ist Episodisch muß Alles bleiben; ein Konnex zwischen dem, was in den Jahrhunderten nach einander geschieht, läßt sich immer nur äußerlich herstellen, selbst wenn unsere Zeit und Wissenschaft uns Vererbungsgesetze und andere ursächliche Mittel an die Hand giebt, um einen gewissen allgemeinen poetischen Kausalnexus zu erfinden. Die Thatsache, daß in dieser Ahasversage nichts von innen entwickelt, sondern nur episodisch von außen herangetragen werden kann nach Willkür des Dichters, konnte auch Haushofer nicht verwischen. So bedauern wir aufrichtig, daß so viel poetische Kraft im Einzelnen, so viel Geist und Witz, so viel Lebenserfahrung an den absurdesten Gegenstand, welcher der Poesie gegeben werden kann, herangetragen wird.

Im Einzelnen wird sich Niemand dem Zauber entziehen können, den Haushofers reiche Dichtung ausübt. Wie schön und geistreich ist die Verbindung der Ahasversage mit der Sage vom Untersberg. Ein Urenkel Ahasvers verschläft bei der Minne tausend Jahre, Ahasver hat ihn selbst zum Untersberg geleitet und ahnt nicht, daß er durch den Urenkel hätte vom Fluch erlöst werden können. Da muß er nun tausend Jahre harren und sieht seinen Tod wieder hinausgerückt. Mit dem vollsten Zauber der Dichtung ist die Gestalt der Minne umgeben, poetische Schönheiten hoher Art auf Schritt und Tritt. Den Gang der Erscheinungen im Gedicht zu schildern, können wir uns umsomehr versagen, als Petzet in der „Beilage der Allgemeinen Zeitung" ein weitläufiges Expose der Dichtung gegeben hat. Wir wollen dem Leser nicht die Selbstlektüre ersparen, denn Haushofers ewiger Jude ist, sowenig wir mit dem Stoffe der Dichtung und ihrem allegorischen Räthselwesen uns vom poetischen Standpunkte aus versöhnen können, eine Dichtung, die man gelesen haben muß. Eine solche Fülle von geistreicher Lebensansicht, in meisterhaft behandelten Versen nach dem Muster von Faust 1. Teil, eine solche Zartheit und traumhafte Schönheit poetischen Schauens im Einzelnen ist hier beisammen, daß man das Buch aus der Hand legt mit der Empfindung, ein ganzes Stück Menschenleben mit durchgemacht zu haben. Die innere Reife der Darstellung und Weltanschauung, welche uns hier entgegentritt, ist allein schon ein Genuß und wenn wir Deutschen fürder auf ein Werk verweisen sollen, welches zu den guten und besten Büchern gehört, deren wir uns rühmen können, so wird Haushofers „ewiger Jude" stets mit in Linie zu nennen sein.

Aehnliche Bedenken wie diese Dichtung macht uns Emerich Madach's „Tragödie des Menschen" rege. Der Ungar Madach, (gestorben 1865) führte die seltsame Idee aus, Adam und Eva die Rolle des Ahasveros zuzuteilen. In losen szenischen Bildern schildert er uns den Sündenfall, wornach Adam und Eva durch Luzifer in einer Folge von Traumbildern Episoden aus der Menschheitsgeschichte an sich vorübergeführt sehen. Und zwar identifizieren sie sich — nach Traumgesetzen — in diesen Träumen mit einer Reihe von historischen Helden und Heldinnen, so daß das Ganze sich als eine Art historischer Seelenwanderung darstellt, ein Blick in die Zukunft der Menschheit, welchen die ersten Menschen thun. So tritt Adam auf als Pharao, als Miltiades, Eva als das Weib des Miltiades, als Sergiolus Adam, als Julia die Eva, weiter Adam als Tankred, als Keppler, als Danton, in London als bejahrter Mann unsrer Zeit, bis er in einen sozialistisch-wissenschaftlichen Zukunftsstaat gelangt, um zuletzt das Ende der Menschheit in der Begegnung mit einem elenden vertierten Eskimo nach Bereisung der Erde zu erleben. Eva in korrespondierenden Rollen lebt mit ihm an diesen Beispielen und Exempeln das ganze Elend, die Schmach und Gemeinheit der Welt durch; die Grundstimmung scheint wesentlich pessimistisch. Zuletzt erwachen Adam und Eva aus diesem fortgesetzten Traume und nehmen trotz der trüben Voraussicht auf die Existenz der Menschheit das Leben auf sich im Vertrauen auf die höheren göttlichen Ideen, welche der Herr und die Erzengel ihnen verkünden. Luzifers Absicht, sie zur „Verneinung" der Existenz zu bringen durch jene Schreck-

bilder der Menschheitsentwickelung ist mißlungen. Er selbst muß witwirken in ähnlichem Sinne wie Goethes Geist, „der stets verneint.“ — Diese Handlung wird uns in einzelnen Bühnenbildern von dramatisch bewegter Art vorgeführt. Die Tragödie des Menschen ist in Budapest auf dem Repertoire nach dem Muster unsrer Passionsspiele etwa. Daß es in solcher Dichtung nicht ohne arge Absurditäten gegen den Geist der Poesie abgeht, kann man denken, aber auch hier ist es die geistreiche Weltanschauung des Verfassers, welche uns fesselt, ist es im Einzelnen eine Fülle poetischer Schönheit, welche uns mit dem wunderlichen Unternehmen versöhnt. Denn allerdings ist eine solche Blumenlese und Sammlung von Musterstücken aus der Geschichte zur Exemplifikation des Schicksals der Menschheit eine keineswegs dichterische Idee. Man hat in solchen Stoffen ein Gefäß, in das man mancherlei geistigen Trank hineingießen kann, und sie sind daher bequeme Vehikel für Geister, deren Lebensanschauung eine derartige Aufspeicherung ihrer Ansichten über Thun und Treiben der Menschheit in einem Werke zuläßt. Die Kunst und Dichtung aber wird in den seltensten Fällen davon Vorteil ziehen.

Alexander Fischers Uebersetzung verdient hohes Lob. Zwar vermag Rezensent, welcher der ungarischen Sprache nicht mächtig ist, das Verhältnis zum Original nicht zu beurteilen. Jedenfalls aber hat Fischer eine durchaus lesbare deutsche Dichtung geschaffen, welche als solche die wärmsten Empfehlungen verdient.

Max Nordau und die Frauen.

Von M. G. Conrad.

(München.) (Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.)

Es ist von verschiedenen Kritikern mit einem gewissen Erstaunen hervorgehoben worden, wie einseitig und herzlos Nordau in seinen letzten vielgelesenen Büchern „die konventionellen Lügen“ und „Paradoxe“ sich zu Allem verhalte, was mit der Frau in Gesellschaft, Sitte, Handel und Wandel zusammenhängt. Man glaubte hierin ein persönliches Moment schmerzlicher Lebenserfahrungen des gereiften Mannes aufspüren zu müssen, um so viel Schroffheit und Kälte dem weiblichen Geschlechte gegenüber bei einem sonst so feinsinnigen und gefühlswarmen Autor ausreichend erklärt zu finden. Irrtum! Wenn in irgend einem Punkte, so ist in diesem der Schriftsteller von seinem ersten litterarischen Auftreten an stets der gleiche gewesen. Nordau war gegen die Frauen, insonderheit gegen die Französinnen, immer gleich voreingenommen, gleich ungerecht und gleich boshaft! Als Schriftsteller — selbstverständlich!

Man nehme seine ersten Bücher über Paris „Aus dem wahren Milliardenland“ zur Hand und man wird diese Behauptung an unzähligen Stellen bestätigt finden.

Unter dem Seziermesser Nordau's bleibt z. B. an der Pariserin (Mädchen, Arbeiterin, Gattin, Mutter, Bürgerin) auch keine einzige gesunde Faser. Dieses summarische Verfahren ist dem Weibe einer der höchstzivilisierten Städte der Erde gegenüber durchaus nicht statthaft. Die gesammte französische Bildung wird ein unlösbares Problem, wenn wir mit Nordau die Pariserin unterschiedslos als eine kulturelle Mißbildung abthun wollen.

Gewiß, die traurigen Weibergestalten, die Nordau mit seinem meisterhaften Griffel zeichnet, sind lebendige Erscheinungen, von deren Vorhandensein sich jeder durch den Augenschein überzeugen kann. Aber sind sie eine Eigentümlichkeit blos von Paris? Kommen sie nicht in jeder Weltstadt vor? Und sind sie die alleinigen Repräsentantinnen ihres Geschlechts oder nur ein Bruchteil desselben?

Gewiß, die Erziehung der Französinnen läßt noch sehr viel zu wünschen übrig. Aber hat man denn schon in andern Ländern das Ideal weiblicher Erziehung erreicht?

Klagt man nicht auch in dem pädagogisch so hoch entwickelten Deutschland über die zweifelhaften Ergebnisse der weiblichen Pensionats- und Institutserziehung? Lehnt sich nicht auch bei uns die kirchliche und soziale Reaktion mit Erfolg an den Einfluß an, den das geistig zurückgebliebene oder klerikal gedrillte Weib auf das Familien- und Gemeindeleben ausübt?

Ich spreche nicht von dem Anteil, welcher in der stolzen Entwickelung der französischen Litteratur, der Künste, des Geschmacks und der Geselligkeit auf die Rechnung des Pariser Frauengeschlechts zu setzen ist. Das ist historisch längst ergründet und läßt keinen ernsthaften Widerspruch mehr zu. Gerade aus dem reichen Geiste der Pariserin heraus sind den französischen Schriftstellern und Künstlern die frischesten Quellen der Inspiration geflossen und haben ihnen ein Weltpublikum schaffen helfen, wie es kaum auf diesem Gebiete ein zweites Kulturvolk besitzt.

Aber das will ich betonen, daß, wenn der Wohlstand der Franzosen keine Fabel ist — und er ist bekanntlich nichts weniger als eine solche — so haben die ökonomischen Tugenden des französischen Weibes, die geniale Betriebsamkeit der Pariserin insbesondere, nicht zum geringsten Teile dazu beigetragen. Die Rolle der Pariserin in der komplizierten Maschinerie des modernen Geschäftslebens ist eine der bewundernswertesten, die wir kennen. Wer hiefür die Nachweise sucht, der lese die einschlägigen Kapitel in dem vorzüglichen, auf gründlichsten Studien beruhenden Buche „Eine Wienerin in Paris“ von Klara Schreiber. Die Ruhmeskränze, die den Parisern für ihre Leistungen in der Litteratur, in der Kunst, im Handel und Gewerbe zugefallen, dürfen sie ruhig mit den Pariserinnen teilen, ohne den Vorwurf fürchten zu brauchen, daß sie damit einen Akt paradoxaler Schmeichelei begingen.

Nun gehe man folgende Stelle in Nordau's „Milliardenland“ nachdenklam durch (Band I, 251):

„Die Gartenkünstler der Rokokozeit haben sich darin gefallen, aus Bäumen Wände, Statuen und Architekturformen herauszuzüchten; allein sie haben damit das von der Natur gelieferte Material noch lange nicht so vollkommen seinen eigentlichen Wachstumszielen entfremdet, als das Pariser Leben das Weib von seinen natürlichen Entwickelungsidealen entfernt. Viktor Hugo erzählt in seinem „Homme qui rit“ von den Comprachicos, die gesunde kleine Kinder kaufen oder stehlen und sie so lange in Formen pressen, bis sie aus ihnen monströse Menschenkarikaturen gemacht, man dürfte fast sagen, gegossen haben. Paris ist *ausschließlich* von solchen Comprachicos bewohnt, die sich noch dazu nicht einmal begnügen, den Körper der Kleinen umzuwandeln, sondern auch deren Geist ihren grausamen Künsten unterwerfen. Das Resultat dieser Thätigkeit ist eben die Pariserin. *Nichts* an ihr ist natürlich, nicht ihr Körper, nicht ihr Geist, nicht ihr Blick und nicht ihre Sprache, nicht ihr Gang und nicht ihre Anschauungsweise, nichts an ihr ist, wie es von der Natur beabsichtigt und angelegt worden ist, überall hat man nachgeknetet, ziseliert, gepreßt oder gezerrt, überall ist gemeißelt, poliert, abgedreht, zugefügt worden, bis die Gestalt dem künstlichen Ideal nahegekommen ist, welches die Pariser Kultur vom Weibe geschaffen hat ...“

Aufrichtig, wer *so* über das Pariser Kulturweib abzuurteilen vermag, der muß vom modernen Weib überhaupt herzlich gering denken, sein Auftreten mit einer gewissen Feindseligkeit, um nicht zu sagen Verachtung, betrachten und wünschen, daß die Rolle dieses vertrakten Geschöpfes in der Gesellschaft auf die strikt notwendigen Leistungen als Fortpflanzerin des Geschlechts beschränkt bleibe, wenn er folgerichtig zu Werk gehen und den Standpunkt festhalten will, den er der Pariserin gegenüber eingenommen. Das heißt: er muß vom Weibe *asiatisch* denken.

Im dritten Bande seiner Pariser Studien findet Nordau wiederholt Veranlassung, dem Pariser Weibervolk neue Denkzettel anzuhängen. Einmal (S. 11) zählt er in Paris in runder Summe fünfzigtausend, sage fünfzigtausend „häßliche, übermütige, durch und durch verdorbene, gedankenlose, nichtsnutzige und *dennoch* jeden Feinschmecker der Liebe faszinierende Teufelinnen.“

Ich will nicht fragen, ob Nordau diese Teufelinnen sammt und sonders oder auch nur zum größten Teile als authentische Pariserinnen betrachtet wissen will; ich

will nur der Bemerkung Ausdruck geben, daß mir das Zugeständnis ihrer „faszinierenden" Wirkung auf „jeden Feinschmecker der Liebe" insofern wertvoll ist, als es einen charakteristischen Hinweis auf die intimere Auffassung des Ewigweiblichen von Seite des Autors zu enthalten scheint.

„Feinschmecker der Liebe!" Diese gastronomische Formel wird auf gewisse lose Vögel unter den Lesern, die schon gesonnen gewesen, aus der herben Befehdung des Pariser Weibervolkes auf eine krankhafte Weiberscheu des doch sonst so liebenswürdigen und kraftstrotzenden Verfassers zu schließen, von überraschender Wirkung sein; sie sind nunmehr gegen den Irrtum gefeit, sich dem geschätzten Autor wohl gar als einen grimmigen Ausreißer vorstellen zu müssen, wenn sich z. B. eine heidnische Teufelin, etwa die „Venus accroupie," plötzlich vor ihm erhübe, ihre in duftig heißes Fleisch verwandelten Marmorarme zärtlich um seinen Nacken schlänge und ihm mit wollüstig-schmollendem Akzent die Frage in's Ohr flüsterte: Warum lästerst Du meine Pariser Schwestern, da sie „dennoch" so „faszinierend" sind? . .

Nein, nein, Nordau ist wie jede energische Natur im Grunde eine zärtliche Seele und er huldigt den Reizen des Ewigweiblichen, selbst in der von ihm so bitter kritisierten Pariser Ausprägung, mit der nämlichen Genußfähigkeit wie jeder wohlorganisierte Mann. Er wollte kein Pasquill auf die „faszinierenden Teufelinnen" von Paris in böser Absicht verbrechen. Mit der Feder in der Hand ist er nur ein kühler Abstraktionswütrich, ein frostiger Schematisierungsfanatiker, aber ohne Arglist, und mischt er einmal dunkle Farben, so ist ihm keine Schwärze schwarz genug, um seinem Bilde packende Kraft und sensationelle Wirkung zu verleihen. Auch das spricht zu seiner Entlastung, daß die exakte Analyse der Weibesseele, die naturwahre Schilderung und Charakterisierung des Frauengeschlechts zu den allerschwierigsten Partien der litterarischen Kunst gehört. Sehen wir ganz von der Nordau'schen Behandlungsweise der halb belletristischen, halb wissenschaftlichen Kulturstudie ab, die immer eine Zwittergattung von bedenklicher Zuverlässigkeit für den wahrhaft kritischen Geist bleiben wird, und fragen wir uns, wie vielen Schriftstellern ist es denn überhaupt gelungen, in der Novelle, im Roman und im Theaterstück ein naturwahres Weib zu schaffen? Nur den allergrößten Künstlern, die sozusagen das Privilegium geistiger Doppelgeschlechtlichkeit als angeborne Gabe mitbrachten, ist die wunderbare That gelungen; nur souveräne Intelligenzen, die mit der Kraft der Männlichkeit den poetischen Tiefsinn (das was Tacitus in den Germaninnen als sanctum und providum definiert) der Jungfräulichkeit verbanden, vermochten die ungeheuren Schöpfungsschwierigkeiten, die die weibliche Psyche dem Künstler bereitet, mit Glück zu besiegen. Nordau ist zu einseitig Mann, um der Frauenseele vollkommen gerecht zu werden. Dazu kommt noch sein wissenschaftlicher Uebereifer. Wie alle, die aus angeborener Vorliebe in „Ideen" arbeiten und in weiten kulturhistorischen Perspektiven schwelgen, fliegt er gern von einer beschränkten Zahl exakt untersuchter Spezialfälle zu Allgemeinheiten auf, deren pikante Neuheit ihn zu der blendendsten wissenschaftlichen Formulierung hinreißt. Dadurch erhält zuweilen ein geistreiches Aperçu, ein inspiriertes Paradoxon eine stilistische Verallgemeinerung, die den besonneneren Leser zuerst frappiert und dann zum Widerspruche herausfordert. Fast jedes Nordau'sche Feuilleton-Kapitel eignete sich als Vorlage für eine scharfe Diskussion.

In seiner, maßvoller Weise äußert er sich über den litterarischen Einfluß auf die internationale Schätzung weiblicher Tugend nur einmal in dem Feuilleton über Alexander Dumas. (Band II, 7):

„Goethe hat sein Gretchen geschaffen, und der Fremde ist seit fünfzig Jahren gewohnt, sich jedes deutsche Mädchen als Gretchen zu denken; Dumas hat seine Marguérite, das französische Zerrbild des deutschen Gretchens, geschaffen, und seither denkt der Fremde, handelt es sich um Beurteilung des französischen Weibes, zuerst an Marguérite. Gewiß, jedes deutsche Mädchen ist ebensowenig ein Gretchen, als jede Französin eine Marguérite ist, vielleicht ist das Verhältnis zwischen den beiden Gattungen von Frauen in beiden Nationen sogar ziemlich das gleiche; dennoch aber kommt man der Deutschen mit dem günstigen, der Französin aber mit dem ungün-

stigen Vorurteil entgegen. Die Deutsche kann sündigen soviel sie will, wie sie es denn mancherorten ungeniert genug thut; die Französin mag sich vestalischer Keuschheit, lukrezischer Unnahbarkeit befleißigen, die erstere wird doch immer den weißen Tugendmantel Gretchens tragen dürfen, die Französin doch immer unter dem bösen Rufe Maguérite's erröten müssen, bis nach einer Generation vielleicht ein neuer deutscher Dichter erscheint, der das Lied vom tugendhaften Gretchen für ausgesungen erklärt und dafür den Roman der deutschen Sünderin erzählt, und bis ein zukünftiger französischer Menschenmaler auftritt, der durch das Bild Marguérite's ein Loch reißt und an dessen Stelle das Bild der keuschen, reinen, jungfräulichen, gefühlsadeligen Französin hinhängt . . ."

So hübsch diese Wendung, so erkennt man hier doch den gewohnten Nordau kaum wieder. Es ist ein ganz fremder Zug in seiner litterarischen Physiognomie. Aber wie einen förmlichen Bruch in seinem Charakter mutet's uns an, wenn Nordau neuerdings in einer Wiener Zeitschrift einen lyrischen Abstecher ins romantische Land der Verliebten unternimmt und gefühlvoll eine glücklich überstandene „Liebes-Episode" besingt. Nordau als seufzender Liebesritter — es ist unglaublich! Ebenso unglaublich sind freilich auch die Verse, die der „Lyriker" Nordau seinem Liebesleid abzwingt. Man wäre geneigt, sie für Parodien irgend eines unglückseligen Reimflötisten, für sentimentalen Ulk auf dem Klapphorn im Stile der Fliegenden Blätter zu halten, wenn die näheren Umstände ihrer Veröffentlichung nicht unzweifelhaft bewiesen, daß es Nordau mit seiner Liebeslyrik „nach einer Liebes-Episode" (so lautet nämlich der verräterische Titel) schrecklicher Ernst gewesen. Welch' ein Gaudium für die „faszinierenden Teufelinnen", den herben Nordau folgende Reimereien dudeln zu hören!

I.

Sei gesegnet, teure Stadt,
Die so treu gehegt uns hat,
Sei gesegnet, Dom und Rhein,
Und gesegnet jeder Stein!

Ein hold singend Vöglein nist',
Wo sie hingetreten ist,
Eine Rose blüh' und duft',
Wo sie atmete die Luft.

Sang und Duft verkünde weit
In das Land und in die Zeit: (!)
„Heilig ist der Ort! Es war
Glücklich hier ein liebend Paar."

II.

Jungfreudig war ich noch eben,
Urplötzlich ward ich ein Greis. (!)
Es flutet Dir nach mein Leben,
Dir nach mein Herzblut heiß.

Ich kann nicht lange so leiden. (!)
Am liebsten wollt ich hier
Leise hinüber scheiden,
Im Sterben träumend von Dir.

III.

Ich bin ein Echo und klinge
Von Deiner Stimme Schall;
Doch regt kein Laut seine Schwinge,
Schweigt auch der Widerhall.

Ich bin ein Spiegel und funkel'
Im Strahle Deines Lichts;
Doch ist es um ihn dunkel,
Zeigt auch der Spiegel nichts. (!)

Wir haben nicht den geringsten Grund, anzunehmen, daß diese Nordau'sche Liebesepisode am Ende auch nur das „Paradoxon" einer „konventionellen Lüge" gewesen. Allein wer sich in der Litteratur so souverän kritisch zu den Frauen stellt, wie dies Nordau von Anfang an gethan, der darf seine Liebesschmerzen nicht litterarisch fruktifizieren, sondern muß füglich die Lyrik den — Lyrikern überlassen.

Unser Dichter-Album.

(Nachdruck verboten.)

Ein Jugendroman.

Rastlose Liebe.

Weil' ich bei Dir, so ist mir bange,
Und bin ich fern, ist schwer mein Sinn;
Es zieht in stetem Wechseldrange
Mich von Dir fort, mich zu Dir hin.

Vom Glorienscheine bitt'rer Schmerzen,
Vom Sonnenstrahl der Lust umglüht,
Ist mir Dein Bild im tiefen Herzen
Wie eine Rose aufgeblüht.

Wie eine Rose, die entzückend
Die Flur mit ihrem Duft erfüllt,
Die, alle Sinne froh beglückend,
Doch nicht dem Blick den Dorn verhüllt.

Geheimes ist so schwer zu hegen
In enger Brust, für sich allein,
Vertrauend möcht' ich's, teilend legen
In Deines Busens frommen Schrein.

Doch wenn das Wort, das eine, süße,
Schon auf dem Rand der Lippe bebt,
Trifft mich Dein Blick, daß ich es büße,
Wenn nur ein Hauch dem Mund entschwebt.

Beschämt sinkt schon die Wimper nieder,
Wenn ich sie kaum zu Dir erhob —
Und Mut und Hoffnung liegt darnieder,
Und jeder Glückstraum, den ich wob.

O nimm von mir die Last der Schmerzen,
O gib, was Du mir nahmst, zurück,
Gib' Ruhe dem gequälten Herzen,
O gönn' ihm sein geträumtes Glück!

Geständnis.

Es ist umsonst! Nicht länger kann ich's tragen,
Was schmerzlich-süß die ganze Brust mir füllt,
Die Lippe drängt's, in Worten, unverhüllt,
Was still im Herzen glüht, auch laut zu sagen.

Wie in des Frühlings lauen, blauen Tagen
Die Blüte froh dem Licht entgegenschwillt,
Wie Blatt auf Blatt aus zarter Hülle quillt,
Und lieblich grün die jungeu Zweige ragen:

So blüht in mir ein Frühlingswonneleben,
Und leise Hoffnung hebt den zagen Mut,
Wenn Blicke still den Blicken Kunde geben.

In Deines Auges milder Sonnenglut
Entfalten sich der Brust verschwieg'ne Triebe
Und blühen auf — ein Immergrün der Liebe.

Hoffnungslos.

Uns, die ein magisch Band der Herzen einet,
Soll immer doch des Glaubens Zwiespalt trennen?
Mit heil'gern Namen soll ich nie Dich nennen,
Ob auch mein Auge Blut — nicht Thränen — weinet?

Weil, was das Eine zweifelsvoll verneinet,
Das And're laut und freudig mag bekennen,
Soll hoffnungslos die schöne Flamme brennen,
Die um so reiner, edler Dir erscheinet?

O, laß den Wahn der aberwitz'gen Thoren,
Die in Geburt schon ein Verbrechen wittern,
Nicht auch Dein unschuldvolles Herz entzünden!

Dein Herz, das nur zur Liebe ward geboren,
Kann nimmermehr vor einem Gotte zittern,
Der sich der Welt als Liebe ließ verkünden.

Vorbei.

Ach, viele Lieder hab' ich Dir gesungen,
Die blütenfrisch mir aus der Seele quollen,
Nun sind sie längst vergessen und verschollen —
O wäre nie mein Saitenspiel erklungen!

Du hörst sie nicht, und hätt' ich hundert Zungen
Und säng' in Cherubstönen, wundervollen,
Du würdest dennoch dem Gefühle grollen,
Das mir die Brust mit bitter'm Pfeil durchdrungen.

Du siehst mein Herz, o Unbarmherz'ge, bluten
Und willst nicht stillen mir die tiefe Wunde,
Du siehst das Feuer auf des Herzens Grunde

Und statt zu löschen, schürst Du noch die Gluten,
Du siehst, die Seele will mir überfluten
Und nimmst mir doch das Siegel nicht vom Munde!

München. Otto Urban.

Der Gerfalk.

(Aus dem Cyklus „Wuotes Heer".)

O Falk', du Ruhm von Island, seit mir geglückt dein Fang,
Trag' ich die Stirne höher und schreite stolzern Gang.
Du hast wohl nicht vergessen der Freiheit hohes Gut,
Ob Schellenband und Haube zürnt noch dein edler Mut.

Du träumst auf deinem Reife vom Horst am Runenstein,
Auf dem die Zeichen leuchten im alten Zauberschein,
Verkündend Mähr' und Sage gewaltiger Elternzeit,
Da Riesen und Götter kämpften den Frost- und Flammenstreit.

Du träumst vom Wogenschlage der grünen Meeresflut,
Von Heklas lichten Firnen und schwarzer Lava-Glut,
Von Wikings wilden Söhnen auf segelschnellem Schiff,
Das nahe schon dem Winland der Sturm zerschlug am Riff;

Vom Schlachtgesang der Skalden im weiten Waffensaal,
Wo Helden auf dem Hochsitz sich freuten froh beim Mahl;
Von Hugin auch und Mugin, die, fliegend um die Welt,
Dem Odhin täglich künden, wie Alles d'rauf bestellt;

Von Frigg, der holden Göttin mit langem blonden Haar
Und großen blauen Augen, wie Sterne hell und klar —
O Falk', es läßt die Sehnsucht uns beiden keine Ruh,
Ich träume von der Zukunft, Vergangenheit träumst du.

München. Heinrich v. Reder.

Herbst.

I.

Das ist des Jahres allerletzte Huld!
Das ist der Sonne letztes, volles Gold!
Mein Gott! wo blieb die jähe Ungeduld,
Die mich wie eine schwere Sündenschuld
Durch Lenz und Sommer unstät hingetollt? . . .

Nun Alles still . . Das Leben blühte aus . . .
Ein sanftes Sterben flüstert durch die Flur . . .
Verschäumt des Werdens stürmisch Kraftgebraus.
Ich gehe langsam — halbverträumt nach Haus
Und lausche deinem Trauerpsalm, Natur! . . .

2.

Wie fernhin — wie fernhin zogest du,
Meiner Jugend goldenes Boot! . . .
Längst ließ mich der tolle Wirbel in Ruh',
Die Leidenschaft schloß die Augen zu,
In Grau verblaßte das Rot! . . .

Ich lehne am Strande . . . Wie müde der Blick!
Und wie verwandelt mein Sinn!
Ein Schifflein! Vorüber fährt mein Glück,
Vorüber — vorüber und nimmer zurück —
Meine Jugend sitzet darin . . . .

3.

Als ich dich schaute, mein grüner Rhein,
Da wuchs das Licht und es atmete leis
Der Lenz! — Nun schloß sich des Werdens Kreis,
Und der Sommer zog seine Flaggen ein! . . .

Ich lebte lange auf karg-ebenem Land —
Ich lebte, studierte, liebelte, schuf — —
Doch manchmal — klang nicht ein leiser Ruf
Aus der Ferne, die leuchtend vor mir stand?

Ein Ruf — so lockend, verführerisch weich,
Und mir wars: ich flöge dahin — dahin —
O Sehnsucht, du kühnste Seglerin,
Wie unermeßlich ist dein Reich! . . .

Und ich erwachte! . . . Frau Prosa rief —
Tiefäugiger, rätselverklärter Rhein,
Wie lange noch muß ich dir ferne sein —
Und ich liebe dich doch so tief — so tief! . . .

Bleifarbener Wolken Monotonie;
Verwaist steht der Farben Irisschrein —
Vor sechs schon bringt Minna die Lampe herein —
Und ich studiere Soziologie . . .

Leipzig. Hermann Conradi.

Es ist wohl alles nur ein schöner Traum?

Du sprichst von Liebe mir, von süßer Liebe,
Und wonn'voll trink' ich Deiner Lippe Hauch,
Du schlingst den Arm um mich — und eine Thräne
Küß' ich hinweg von Deinem schönen Aug'.
Zu viel, mein Kind, ich kann es glauben kaum —
Es ist wohl alles nur ein schöner Traum?

Du sprichst von Glück, von trautem Erdenglücke,
Von Stolz und Größe sprichst Du, liebes Kind,
Von einem Lorbeer, der dies Haupt einst kränzte,
Und tausend Gaben, die mein eigen sind.
Zu viel, mein Lieb', ich kann es glauben kaum —
Es ist wohl alles nur ein schöner Traum?

Du sprichst von Gott und seinen Engelschaaren,
Von jenem Tag, der jede Gruft erbricht,
Von paradies'schen blauen Himmelshöhen,
Wo wonnig währet ew'ger Tag und Licht.
Zu viel, mein Kind, ich kann es glauben kaum —
Es ist wohl alles nur ein schöner Traum?

München. Eugen Croissant.

Auch du, mein Brutus!

Von einem Jüngling thu' ich euch kund,
Den schätzt' ich hoch und wert,
Denn nie hatt' ich aus seinem Mund
Noch einen Vers gehört.

Den einzigen Deutschen ahnt' ich in ihm,
Der nie eine Zeile gedichtet —
Bis einst ein Unglückstag mir schlimm
Meine ganze Bewund'rung vernichtet.

Ich seh's noch heute, das Rosapapier,
In seiner Sophaecken:
Die vielen Zeilen, je vier zu vier,
Und lese noch heute mit Schrecken:

„Und so man böt' den Himmel mir,
„Daß er mein eigen sei,
„Ich zög' ihm deine Aeuglein für
„Und hätt' der Himmel zwei."

Auch du, mein Brutus! sprach ich hohl
Und reicht' ihm zum Abschied die Rechte. . .
Wohin das endlich kommen soll,
Das weiß nur Gott der Gerechte.

Bamberg. **Hans Probst.**

Allerlei Humore.

Ein Münchener Festbericht.

Von Wilhelm Prager.

Vorbemerkung der Redaktion.

Am 20. Oktober, anläßlich des 50. Geburtstages des bayerischen Dialektdichters Peter Auzinger, veranstaltete der Münchener Journalisten- und Schriftsteller-Verein, zu dessen liebenswürdigsten Mitgliedern Auzinger zählt, einen lustigen Abend. Aus der Reihe von heiteren Ansprachen, die in Vers und Prosa zur Feier des Fünfzigers zwischen dem Schwingen der schäumenden Maßkrüge und der Ananas-Bowle-Gläser verübt wurden (u. a. von Maximilian Schmidt, Martin Greif, George Morin, B. Rauchenegger, G. Conrad, H. v. Reder, Heinz Krieger, A. v. Vangerow) bringen wir einen besonders beifällig aufgenommenen Scherz hiemit einem weiteren Kreise zum unbefangenen Mitgenusse. Nur ein unheilbarer Griesgram könnte in dieser ursprünglich nicht für die Oeffentlichkeit bestimmten Parodie auf die Berichterstattung der bekanntesten Münchener Redakteure und Korrespondenten ein Arges sehen. Wie im Journalisten- und Schriftsteller-Verein wird auch in unserm Leserkreis der drastisch humorvoll charakterisierende Spötter die Lacher auf seiner Seite haben, in erster Linie, daß sind wir gewiß, die Betroffenen selbst.

Allgemeine Zeitung.

Der erste Dialektdichter.

Im Jahre 1000 vor Christi Geburt herrschte im Lande Aegypten König Ramses der 47.*) Nebenbei bemerkt, war dies jener Sproß aus dem Geschlechte der Ramesiden, welcher die Juden vertrieb.**) Um sich nun anderweitige Lustbarkeiten zu verschaffen, mußten ihm seine Höflinge einen „fröhlichen Sänger" aufsuchen. Lange wollte dies denselben nicht gelingen, denn alle damaligen Dichter 2c. waren wegen der geringen, von den Verlegern — nicht bezahlten Honorare sehr traurig, ein Umstand, der leider auch heute nicht zu den Seltenheiten gehört. Endlich aber gelang es ihnen, einen Mann aufzufinden, der in der Sprache des Volkes dichtete und schrieb, den das ganze Land ob seiner heiteren Einfälle hoch verehrte und dem es gelang, in seine einfachen Weisen und Sprüche einen oft tiefen Sinn und ernste Lebenswahrheiten zu legen. Der König ließ den Wundermann kommen, und nachdem er sich über die echten unverfälschten ägyptischen „Schnaduhüpfln" halb todt gelacht hatte, ernannte er ihn zum ersten Hofdialektdichter. Weitere Nachforschungen in den Archiven

*) Siehe Ebers. Ges. Werke, 36. Bd., 3 Kapitel.
**) Siehe Moses, 3. Buch, Absatz 39.

zu Memphis*) von Athen**) und Rom ꝛc. ergaben, daß der einzige noch lebende Nachkomme dieses Dichters unser gefeierter „Auzinger“***) ist. Wir begrüßen deshalb diesen, auch archäologisch sehr interessanten Herrn zu seinem 50. Geburtstage feierlichst. In eigener Sache bemerke ich noch, daß, wenn vielleicht irgend ein Professor in Tübingen oder Jena anderer Meinung sein sollte, ich denselben jetzt schon für einen Ignorenten erkläre. Auf weiteres lasse ich mich nicht ein.

Hans Bücherwurm.

Neueste Nachrichten.

Der bayerische Fritz Reuter.

Was wir bereits in Nr. 36 vom Jahre 1879 als wahrscheinlich bezeichneten und was sich nach unserem soeben per Telegraph erhaltenen Mitteilungen unseres ständigen Spezialkorrespondenten auf der Sternwarte als sicher erweist, die Thatsache nämlich, daß morgen der 22. Oktober 1886 ist, gibt uns Anlaß, eines Jubilars zu gedenken. Vor einem halben Jahrhundert hat er das Licht der Welt erblickt, bald besuchte er die Schule und schon damals zeigten Randbemerkungen in seinen Schreibheften die Richtung an, in welcher Auzinger Großes leisten sollte. Wir müssen es dem Leser überlassen, aus den gesammelten Werken des Volksdichters, welche in prachtvoller typographischer Ausstattung in dem rühmlichst bekannten Verlage von Knorr und Hirth erschienen, das ihm Passende herauszulesen, da man es bei der großen Auflage (47,593) unseres Blattes doch nicht Jedem recht machen könnte. Nur einen Vers aus den Jugendjahren Auzingers wollen wir wiedergeben, weil sich in demselben eine oft sehr richtige Ansicht über die Philologen kundgibt:

„Unser Herr Lehrer
Is' nix als a Plärer.“

Und dies dichtete vor 44 Jahren Peter Auzinger! Zu den Geburtstagsfeierlichkeiten haben wir nach unserer bewährten Gepflogenheit einen eigenen Berichterstatter abgeordnet, aus dessen anerkannter Feder das Publikum von allen Vorfällen unterrichtet werden wird.

Münchener Fremdenblatt.

Peter Auzingers 50te Geburtstagsfeier.

Der Vorabend.

Gestern Abend fand in den Gesellschaftsräumen des Vereines Münchener Journalisten und Schriftsteller eine erhebende Feier statt. Galt es doch, ein rühriges, stets bereitwilliges Mitglied dieser illustren Gesellschaft zu seinem 50jährigen Geburtstage zu beglückwünschen. Begrüßungsreden wechselten mit dem hierorts wohl bekannten Klange sich gegenseitig berührender Maßkrüge, weißgekleidete Jungfrauen versprachen ihr späteres Erscheinen in den Privatgemächern des Jubilars. Den Glanzpunkt des ganzen Abends bildeten jedoch die reizenden, im echten unverfälschten Dialekte vom „Peter“ selbst vorgetragenen Sprüchlein und Gedichte, und versetzte der Volksdichter seine Zuhörer wie immer in Lachen und Weinen. Erst der frühe Morgen sah die letzten Teilnehmer an der schönen Feier nach Hause wanken.

Der Haupttag.

Wegen Raum- und Zeitmangel müssen wir uns für heute auf die Mitteilung beschränken, daß Auzinger aufstand, Nötiges besorgte, sich ankleidete, wusch und Kaffee trank. Später wurde ein Frühschoppen eingenommen, im Kreise der Familie

*) Siehe Papyrus Rainer.
**) Siehe Gesammelte Reden v. Cicero.
***) Siehe 6 Bd., 99. Seite, 33. Zeile v. Gregorovius' Ges. Werke.

zu Mittag gespeist und Abends schlafen gegangen. Wir behalten uns vor, auf diesen an erhebenden Momente reichen Tag sowie auf die morgen stattfindende Nachfeier zurück zu kommen.

Süddeutsche Presse.

Lokalbericht.

Da unserem Berichterstatter eine Einladung zu der Feier der 50 jährigen Geburtstagsfeier Peter Auzingers nicht zuging und wir dies in Anbetracht der Bedeutung und des Ranges unseres Blattes für eine grobe Taktlosigkeit halten, bedauern wir, keinen Bericht liefern zu können.

Die Schriftleitung.

Bayerischer Kurier.

Tagesneuigkeiten.

Morgen feiert Herr Peter Auzinger seinen 50. Geburtstag. Der Umstand, daß dieser Mann einige ganz nette Sachen geschrieben hat, veranlaßt auch uns, ihm zu gratulieren. Einigen Schmerz verursachte es uns dagegen, daß in seinen poetischen Produkten hie und da ein Pfarrer mit oder ohne Köchin vorkommt und man weiß ja wie solche Personen in der Dichtung behandelt werden. Möge der verehrte Jubilar seine geistigen Gaben doch fürderhin zur Erheiterung des „gläubigen" Volkes verwenden.

Der freie Landesbote.

Wir haben heute durch Plakate an den Straßenecken unsere Leser oder solche, die es noch nicht sind, auf unser heutiges Blatt aufmerksam gemacht und hoffen, uns damit deren Dank verdient zu haben. Doch nun zur Sache.

Ein 50jähriger Dichter.

Weißt Du, liebes Publikum, was dies heißt? 50 Jahre Gedichte machen und nicht verhungert sein! Du wirst sagen, das ist nicht möglich. Nein, es ist auch nicht möglich. Aber die Musen meinten es mit dem Peter Auzinger, denn von diesem reden wir, gut, verschafften ihm ein sicheres Plätzchen, sodaß er nur so zum „G'spaß" seine „Versl'n" macht. Aber deshalb sind seine „G'sangln" doch gutgeratene Kinder und wünschen wir noch recht viel neue von ihm zu hören. Peter Auzinger, er lebe hoch! Der freie Landesbote wird demnächst eine größere Anzahl Auzinger'scher Gedichte bringen, worauf wir unsere geehrten Leser und Leserinnen schon heute aufmerksam machen wollen.

Das Bayerische Vaterland.

Schon wieder ein Jubiläum! Beim ersten Zahn, bei der ersten langen Hose, beim 25. Schuljahr u. s. w., überall muß so ein armes Menschenkind herhalten, damit sich Andere auf Regimentsunkosten vollsaufen können. Dem gestrigen Jubilar, dem Peter Auzinger, seines Zeichens kgl. bayer. Registrator in irgend einem Ministerium, gönnen wir übrigens sein Jubiläum als fünfzigjähriger Mensch von Herzen. Viel wird freilich nicht dabei herausschauen. Lyrische Ergüsse unserer Münchener Dichterheroen, vielleicht ein paar allerhöchste Handschreiben ꝛc. wird Alles sein. „Klangvolles", sei es auch in der Gestalt einer Renaissancedose oder eines Vorhanges a là Chiemsee, wird dem Volksdichter nicht bescheert sein. Er wäre ein ganz netter Mensch, wenn nur seine Bismarkverhimmelung und Preußenanbeterei einem den Geschmack an seinen Gedichten nicht so verleiden würden.

Na, uns kann's recht sein. Unsere „Patrioten" natürlich wollten auch diese Gelegenheit zur Erlangung einer billigen Blamage nichtvorüber gehen lassen. Hat doch das Kluborgan und zu gleicher Zeit die Zeitung für alle verkehrten Beamten den

Wunsch geäußert, Auzinger möge zur Vollendung seines Dichterruhms in etlichen Vierzeiligen ein wenig „Ministerstürzerei“ treiben. Der Peter ein patriotisch angeworbener Ministerstürzer! Das war wieder eine Prachtleistung der Partei Semmelschmarn und Kompagnie. Und so etwas will regierungsfähig sein! Uebrigens, ad multos annos.

Augsburger Abend-Zeitung.

München, 22. Oktober 1886.

Der Verein Münchener Journalisten und Schriftsteller sah von gestern abends bis heute morgen eine sehr zahlreiche Versammlung, bestehend aus Mitgliedern und Eingeladenen, in seinen Räumen. Es galt, Herrn Peter Auzingers 50. Geburtstagsfest zu feiern und hatten sich zu diesem Behufe eine große Anzahl Freunde des Jubilar's in literarische Unkosten gestürzt. Dies verhinderte jedoch nicht, daß aus der beabsichtigten einen Bowle deren viele wurden und fast alle Teilnehmer gesund an Geist und Körper ihr Lager aufsuchen konnten. In den Trinksprüchen wurde zwar so mancher Dinge gedacht, eines aber vermißten wir, und das war ein Lob auf die allerhöchste Regierung. Gestattet doch einer deren Vertreter, Seine Excellenz der Herr Staatsminister des Innern dem Registrator Auzinger „Gedichte“ zu machen! Verrät dies nicht eine des höchsten Lobes würdige liberale Gesinnung? Haben wir Liberale es nicht weit gebracht? Unter den Ultramontanen, den Dunkelmännern, den Jesuitenzöglingen u. dgl. wäre so etwas nicht möglich gewesen und erinnern wir nur an die Chikanen, die einst Grillparzer auszustehen hatte. Dieser Punkt wurde nicht berührt und bedauern wir, darin wenigstens einen Mangel an Gesinnungstüchtigkeit seitens der Redner erblicken zu müssen. Auzinger selbst wünschen wir ein frohes, langes Leben und bitten ihn, uns mit weiteren herrlichen Geistesgaben wie seine unübertreffliche „Kaiserglocke“ oder „Bismarcks gefährlichster Feind“ zu beschenken.

Frankfurter Zeitung.

Unser m-Korrespondent schreibt uns aus München: Ich bin vom Minister Lutz, welcher zugleich im Namen des Gesammtministeriums sprach, ermächtigt, die Erklärung abzugeben, daß er nicht daran denkt, Herrn Peter Auzinger, dessen 50. Geburtstag heute ist, wegen Ministerbeleidigung zu belangen. Die geheime Censur hat zwar in seinen in oberbayerischer Mundart gehaltenen Gedichten keinen allzu hohen Respekt vor der Obrigkeit entdecken können. Allein diese Thatsache gab nach Ansicht der gewiegtesten Staatsanwälte noch keine Aussicht auf eine eventuelle Verurteilung. Zu Herrn Auzinger selbst will ich bemerken, daß sein Jubiläum ein wohlberechtigtes ist, denn wer, wie er, es allen Parteien recht macht, muß ein ganzer Mann sein.

Münchener Kunst.

Theater.

Lachen ist gesund, selbst in der Cholerazeit. Darin wurzelt die ewige Berechtigung aller lächerlichen Dummheiten, Possen, Operetten, Trauerspiele, Revolutionen, Parlaments-Hahnenkämpfe und anderer grausamer Sportssachen. In diesem Sinne ist auch das Theater eine nützliche Heilanstalt, vorausgesetzt, daß die Luft atembar bleibt und die Temperatur keine so mörderische ist, daß einem das Lachen vergeht. In diesem Punkt ist der Besuch des Gärtnertheaters bei ausverkauftem Hause nicht unbedenklich. Ueber schlechte Ventilation können die windigsten Possen und die zugkräftigsten Operetten nicht hinweghelfen, nicht einmal die Fächer-Maschinerie des „Mikado“.

Diese englisch-japanesische Operette war übrigens reizend und belehrsam im höchsten Grade. Primo: diese schlanken, zierliche Engländerinnen, Solistinnen wie Choristinnen, zeigten, welche wundervolle poetische Wirkungen sich mit der Kunst anmutiger Körperbewegungen erzielen lassen. Mildeste Nutzanwendung: wer hüftlahm oder kniesteif ist und eine Körperschwere von — über zwei Zentnern hat, ist unnachsichtlich aus dem darstellenden Personal auszuscheiden. Sekundo: die Engländer zeigten, was ein wahrhaft künstlerisch diszipliniertes Ensemble bedeutet. Mildeste Nutzanwendung: die Herren und Damen, die nur sich selbst spielen wollen in vordringlicher Erfolgsgeckerei, mögen sich nach Herzenslust in einem Solotheater produzieren — aber nicht auf Kosten der künstlerischen Gesammtwirkung ihre werte Person als den Inbegriff aller Reize in den Vordergrund drängen. Tertio: die Behandlung der Sprache. Wie wundervoll sind im „Mikado" namentlich die Damen mit ihrem Englisch umgegangen! Welche überraschende Klangwirkungen haben sie in den gesprochenen Partieen der Operette erzielt! Diese entzückende Schelmerei und zugleich diese weibliche Vornehmheit des Konversationstons! Und bei uns? Die Eine kräht, die Andere piepst, die Dritte winselt u. s. w. u. s. w. — Das sind elementare Ansprüche; werden sie trotzdem so leicht in den Wind geschlagen, so ist es notwendig, sie bei passender Gelegenheit mit allem Nachdruck zu wiederholen. Die Aufführungen des „Mikado" waren hinsichtlich der Regie und des Zusammenspiels einfach mustergiltig. Da gab's nicht blos zu lachen, sondern auch zu bewundern. Der Genuß war ein vollkommener. Inzwischen hat das Gärtnertheater eine moderne Posse „der weiße Rabe" mit vollem, und eine andere, „die große Unbekannte", mit gar keinem Erfolg herausgebracht. Bezüglich der geteilten Aufnahme der neuesten Wiener Operette „der Botschafter" ist die Ergründung der letzten Ursache noch nicht abgeschlossen. Musikalisch ist das Werk in einigen Szenen viel zu gediegen, als daß man dem Komponisten Kremser die Hauptschuld an dem schwachen Erfolge allein aufbürden dürfte, obwohl er sowenig wie die Textverfasser alle Vorteile hinlänglich ausgebeutet hat, welche das Sujet bietet. Uebrigens scheint uns die Stärke des Kremser'schen Talents nicht auf der Seite der Tingeltangelmusikmacherei zu liegen. Sein rechtes Feld müßte die gute, semiseriöse Spieloper sein — nicht die blödsinnige Operette herkömmlicher Sorte.

Steigen wir in die höheren Regionen des k. Hoftheaters empor, so ist auch hier nicht lauter Erfolg zu melden. Um gleich mit der letzten sensationellen Novität zu beginnen, so muß konstatiert werden, daß die schlimme Aufnahme, welche das Karl von Heigel'sche Königsstück „Hohenschwangau" erfahren, zum größten Teile den dichterischen Schwächen und technischen Fehlern dieses Schauspiels monströser Effekthäufungen zuzuschreiben ist, daß aber auch die Regie sowohl als — das Verhalten des Publikums zu wünschen übrig ließ. Gleich die Eingangsszene war nicht sorgsam genug vorbereitet und verdarb die Stimmung. Ebenso entbehrte im 4. Akte die an sich sehr originelle und hübsche Szene im Betsaal des Klosters der künstlerischen Feinheit, nicht zu reden von dem plumpen Elektrizitätseffekt im Gruftgewölbe. Das Verhalten des Publikums war nicht korrekt. Es handelte sich bei „Hohenschwangau" nicht um eine Première im gewöhnlichen Sinne, wo das Publikum zur Beurteilung einer dramatischen Novität geladen wird, sondern ganz einfach um die Darbietung einer jener famosen Separatvorstellungen, in welchen speziell für den König geschriebene Stücke aufgeführt wurden. Karl von Heigel hat sein „Hohenschwangau" mit ausschließlicher Rücksicht auf die Wünsche seines hohen Auftraggebers gedichtet. Gewiß würde er sein „Hohenschwangau" (richtiger der „Minnesänger") in dieser Form bei keinem anderen Theater eingereicht haben. Denn rein dramatisch betrachtet, ist es eben in dieser Form, von einigen guten Szenen abgesehen, ein ganz und gar unglückseliges Ding — das Oedeste und Langweiligste, was wir seit langem erlebt haben. Das im Einzelnen nachzuweisen, würde hier zu weit führen und für den Leser, der das Stück nicht gesehen (das Buch ist nicht im Druck erschienen), auch kein Interesse haben. — Eine sehr interessante Quasi-Novität war der von Wilhelm Buchholz bearbeitete, sozusagen restaurierte und modernisierte „Otto von Wittelsbach" von dem seligen Babo, der einst mit diesem Drama in ganz Deutschland glänzende

Erfolge erzielt und mit Göthe's „Götz" glücklich rivalisiert hatte in der Gunst des Publikums. Die Aufführung war sehr gut. Herr Schneider gab den Wittelsbacher in großartiger Auffassung. Interessant war die Stimmung des Publikums und der Tageskritik: man war in der Hauptstadt Bayerns betroffen von dem schneidigen Ton, den der Wittelsbacher vor siebenhundert Jahren gegen den Kaiser angeschlagen, man witterte partikularistische Luft! Und Buchholz hatte gemildert, ja, wesentliche Veränderungen vorgenommen, z. B. den Kaisermord getilgt und dafür einen erzwungenen Zweikampf des treubrüchigen Kaisers mit dem tötlich gekränkten Pfalzgrafen gesetzt! Und trotzdem diese Sensibilität! Auch sonst hat der Bearbeiter an diesem Stücke sein großes dramaturgisches Talent wieder glänzend bethätigt, besonders durch die treffliche Vereinfachung der beiden letzten Akte, wodurch zu häufiger Szenenwechsel vermieden und lebendiger Fortgang der Handlung erzielt wurde.

Zum Schluß soll der vorliegenden Bearbeitung auch das nachgerühmt werden, daß sie uns jene schwächlichen Rührszenen ersparte, welche Babo im tränenseligen Geschmack seiner Zeitgenossen so ausgiebig in sein Drama hineingearbeitet hatte. Summa: Der neue „Otto von Wittelsbach" hat so viele überwiegend gute dramatische Seiten, daß seine Beliebtheit nur an politisch-partikularistischen Eigenheiten scheitern kann. Daß die Münchener selbst an der wiederholten Betonung des „Bayern" in Otto, an der ausdrücklichen Hervorkehrung der vortrefflichen Eigenschaften des bayerischen Volksstammes einigen Anstoß nehmen konnten, das ist freilich ein kurioses Zeichen der Zeit — ein Beweis für die fortschreitende Verwaschung alles Charaktervollen und rassenmäßig Eigenartigen. Als ob ein richtiger wurzelhafter Kerl einem Andern zu Liebe sich vor sich selbst zu schämen hätte! . . . Allen Respekt vor den Märkern, die auch im neuen Reich ihr altes „Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?" mit vollem Brustton anstimmen. — Einen großen Genuß bereitete uns die k. Hofbühne durch die Veranstaltung eines Putlitz-Abends. Putlitz ist eine der liebenswürdigsten Erscheinungen in unserer dramatischen Litteratur. Hat er auch auf dem Gebiete des großen Schauspiels Bedeutendes hervorgebracht („Testament des großen Kurfürsten", „Rolf Berndt"), so hat er doch als Virtuos des Einakters das Beste geleistet und ist hierin von keinem Andern bis heute erreicht, geschweige übertroffen worden — auch nicht von Paul Heyse und Max Bernstein. Solche tief gemütliche, ergreifend gefühlvolle und zugleich übermütig schalkhafte Scherze wie „Die alte Schachtel" macht ihm nicht leicht Einer nach. „Unerträglich" und „Schwert des Damokles" wurden an diesem Abend zum erstenmal gegeben. Die Aufführung war in allen Teilen vollkommen. Unter den Mitspielenden ragten Frau Dahn-Hausmann (alte Lotte) und Herr Häusser als sächsischer Buchbindermeister durch geniale Komik hervor. — In der Novität „Tilli" und in dem neueingeübten „Rosenkranz und Güldenstern" hatte das Publikum Gelegenheit, unsere beiden Naiven Fräulein Riedel und Frau Ramlo zu vergleichen und zu bewundern, — denn in ausgeprägterer Individualisierung ihrer Rolle sind Beide schon lange nicht mehr in so rascher Folge auf der Bühne erschienen. Frau Ramlo ist eigentlich hors concours: ihre Stellung in der modernen Schauspielkunst ist einzig — für diese geniale Verkörperung der Naivetät süddeutschen Wesens gibt es heute überhaupt keine Rivalin. Fräulein Riedel ist wie die kongeniale Niemann-Raabe norddeutschen Geblüts Beider Naivetät ist bis in die feinste Schattierung durchaus norddeutscher Art, d. h. mehr wissend, schneidig virtuos, soubrettenhaft. Solchergestalt werden wird rasseächten Süddeutschen die norddeutsche Naivetät nicht leicht für voll gelten lassen, während die Norddeutschen geneigt sind, sich auch hier die Ebenbürtigkeit, wenn nicht die Superiorität zuzusprechen. Immerhin! Freuen wir uns des Reichtums und der Mannigfaltigkeit deutscher Art auch auf diesem Gebiete und lassen wir uns nicht durch Splitterrichterei den Genuß mindern, den uns die Münchener Bühne durch ihre erlesenen Kräfte bietet.

Rezitation.

Wir hatten Gelegenheit, drei Rezitatoren in kurzer Zeit nacheinander zu hören: den klassischen Vortragsmeister Strakosch aus Wien, den deklamatorischen Virtuosen

Scheler aus Genf und, als den jüngsten in dieser Kunst, Wilhelm Grimm aus Schaffhausen. Letzterer, ein langjähriger Freund Scheffels, ist besonders interessant durch die musikalisch-lautphysiologische Originalität seiner Vorträge. Was wir von ihm aus Reuters und Scheffels Dichtungen rezitieren hörten, wirkte in hohem Maße reizvoll. Grimm, unterstützt durch vorzügliche musikalische Schulung, weiß den ganzen Zauber der Klangschönheit zu entfalten, der in unserer deutschen Sprache schlummert, und damit den Eindruck der Dichtung zu steigern, wie selten ein Anderer. Ein vierter Rezitator ist in Sicht: Rosegger, der gefeierte steierische Dichter. München schwelgt in poetischen Genüssen — d. h. soweit es nicht in Bierstudien sumpft!

M. G. Conrad.

Kritik.

Paris der Mime. Von Wilhelm Walloth. Leipzig, W. Friedrich. — **Wiener Sittenbilder.** — **Moderne Helden.** Von F. v. Kapff-Essenther. Jena, Costenoble.

Es ist kein geringes Wagnis, solche „kritische Paradoxe" zu schreiben, wie sie Wilhelm Walloth im Januarheft dieser Zeitschrift veröffentlicht hat, denn es gibt gar zu viele, welche über eine so kühne Sprache sich ärgern und sich nur mit geheimem Widerwillen daran machen, einen Autor kennen zu lernen, der so von sich spricht. Auch Oskar Welten scheint zu diesen zu gehören, denn anders wäre das höchst ungerechte Urteil, welches dieser sonst so einsichtige Kritiker in der „Täglichen Rundschau" gefällt hat, gar nicht zu begreifen.

Welten erhebt nur eine Anzahl von Vorwürfen, von welchen wenigstens die gegen die zuweilen fehlerhafte Sprache Walloth's gerichteten allerdings zum großen Teil berechtigt sind, aber mit keinem Wort gedenkt er der ganz außerordentlichen Vorzüge dieses Dichters. Ich meinesteils habe Walloth schon auf den einen „Paris" hin unter meine obersten Lieblinge versetzt, denn der Roman ist von einem poetischen Reichtum, wie er in dem Schnellfeuer der heutigen Schriftstellerei äußerst selten vorkommt. Man glaubt es den einzelnen Stellen anzumerken — und ich bin überzeugt, mich hierin nicht zu täuschen — daß sie dutzendmal von ihrem Schöpfer immer wieder im Geiste geschaut und durchlebt worden sind; und zwar nicht etwa in geschäftlicher Absicht, um die Waare zu verbessern, sondern aus reiner Lust am Schönen, aus reiner Schwelgerei. Nur aus solch' rastlosem geistigen Bebrüten, das den Gegenstand absichtslos immer mehr mit Leben und ganz individuellen Zügen ausstattet, kann ein Werk entstehen, das nicht schon durch einmaliges Lesen verbraucht wird, sondern immer wieder den Leser anzieht.

Walloth ist unstreitig ein so spezifisches Exemplar der Spielart „homo poëta" daß man kein besseres wünschen könnte, um das Wesen eines solchen zu erklären. Er ist vor allem ein Mensch von hochgesteigerter Empfindungskraft, der — nach Empfindung gerechnet — zehnmal mehr erlebt, als in derselben Zeit ein gewöhnlicher Dickhäuter. Jede Freude und jeder Schmerz geht ihm, als einem Empfindungsgenie, besonders tief und läßt eine besonders starke Spur in seinem Gedächtnis zurück; und ein Poetengedächtnis ist ein ganz besonderes Ding. Es ruht überhaupt jedes geistige Talent und Genie wesentlich auf einer bestimmten Richtung der Aufmerksamkeit und daraus hervorgehenden Anordnung des Gedächtnisinhaltes. Wie das Wesen des praktischen Talentes und Genies darin besteht, daß in seinem Gedächtnis, dem Magazin seiner Erlebnisse, alles praktisch Wichtige immer im Vordergrund liegt und stärker als alle anderen Vorstellungen über die Schwelle des Bewußtseins heraufdrängt, um sich gleichsam als Einschlag mit den Erlebnissen des Augenblicks zu dem jeweiligen Gedankengang zu verweben, wie ferner die philosophische Anlage darin besteht, daß immer die Ergebnisse des philosophischen Denkens im Vordergrund des

Bewußtseins liegen und sich gleichsam zur Kopulation mit den neueintretenden Eindrücken herbeidrängen, so bringt es die Natur des Dichters mit sich, diejenigen Eindrücke zu bevorzugen, welche stark die Empfindung anregen. Sein Gedächtsnis wird auf diese Weise voll von stark stimmunghaltigen Anschauungsbildern, welche eine große Neigung haben, aus dem gewöhnlichen Schlummerzustande ins helle Bewußtsein vorzutreten und sich in den Gang der bewußten Gedanken einzufügen. So oft nun der Dichter mit einer Szene seines Kunstwerkes beschäftigt ist und sich liebevoll in sie versenkt, sie bebrüte, tauchen immer aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen — je länger, desto zahlreicher, wie am Abendhimmel ein Stern nach dem anderen heraustritt — ganz von selbst die wirkungsvollen, einzelnen Züge und Bilder hervor, welche mit seinem Gedankengang, dem werdenden Kunstwerk harmonieren. Und natürlich, je reicher die Dichternatur ist, je liebevoller sie ihr Geisteskind austrägt und reifen läßt, desto reichlicher wird das fertige Werk mit Schönheiten jener feineren Art, mit lebendigen Zügen (wie ich die stimmunghaltigen im Gegensatz zu den verstandesmäßig erstarrten nennen kann) erfüllt sein.

Walloth nun ist in dieser Hinsicht eine ganz außerordentliche Erscheinung. Die Hauptpersonen seines neuen Romans, Paris und Lydia, beziehungsweise deren Stimmungen sind mit so ungewöhnlicher Deutlichkeit und Unmittelbarkeit dargestellt, daß ich sagen möchte, im Vergleich mit ihm erscheinen die andern als spröde und nüchtern, scheinen fast immer nur zu wissen und den Leser wissen zu lassen, wie ihren Personen zu Mute ist, während Walloth es empfindet und uns empfinden läßt. Und dieselbe Eigenschaft seines Poetengedächtnisses, fortwährend stimmungshaltige Anschauungsbilder beim Dichten zuströmen zu lassen, verleiht auch den landschaftlichen und sonstigen szenischen Schilderungen unseres Dichters einen so plastischen Charakter, der zum Schauen nötigt.

Damit glaube ich deutlich gemacht zu haben, was Walloth a. a. O. unter dem „mit Worten malen" meint, einem Ausdruck, den Welten so wunderlich mißversteht, wenn er dagegen den Lessing ins Feld führt, welcher das Malen aus der Poesie fort und in die Malerei verwiesen habe. Was Lessing tadelt, ist das abstrakte Aufzählen von Merkmalen, nimmermehr aber das oben erklärte Walloth'sche Malen, welches in der That das Höchste ist, was die Poesie leisten kann.

Nämlich das Höchste für eine bestimmte Geschmacksrichtung, die nun allerdings zufällig auch die meinige ist, die ich aber als objektiver Kritiker nicht für die einzig wahre erklären möchte. Die reine absolute Poesie, wie sie bei Walloth zu Tage tritt, bei welcher das Allgemeinmenschliche alles gilt, kann sich auch völlig mit dem Geiste der Gegenwart vermischen und erfüllen und dadurch zu einer ganz anderen Art von Poesie werden, in welcher das Moderne alles gilt, und statt der Stimmung und olympischen Schönheit vielmehr die Zeitgemäßheit, die Kampfkraft, der Ideengehalt, der Kulturfortschrittswert das höchste Verdienst bedeutet; ich meine die realistische Poesie. Walloth nennt seinen Roman realistisch-historisch, aber man wird diese Bezeichnung nur in beschränktem Sinne gerechtfertigt finden.

Eine Vertreterin der wirklich realistischen Poesie ist Franziska von Kapff-Essenther. Ein merkwürdiger Gegensatz zu Walloth. Wie dieser etwas wunderbar Weibliches, Weiches an sich hat, so umgekehrt jene etwas kraftvoll Männliches — jedes in seiner Art ein pikantes Paradoxon, aber durchaus innerhalb der Grenzen des Schönen und Angenehmen. In ihren obengenannten zwei Büchern entwickelt die Verfasserin mehrfach eine ganz hinreissende Kraft und Kühnheit. Wo der Durchschnittsschriftsteller als an einem Höhepunkt aufhört, da fängt sie erst recht an, und man hat bei ihr den Eindruck, wie bei einem seltenen Tenoristen, der da, wo anderen die Stimme schwach wird oder ganz umfällt, mit ungeschwächter Kraft noch höher singt. So im „Sakrament der Liebe", wo Leona, die „Maitresse" des Dr. Gotthardt zu der tadellosen patentierten Ehefrau ihres Geliebten geht, um sie zum Ver-

zicht auf den Mann zu bewegen, der ja doch schon sie zu lieben aufgehört hatte. Ja es gibt immer gewaltige Kühnheiten, wenn ein wirklicher Mensch statt der Sitte nur der Natur sich beugt.

Besonders hervorragend ist „Nur ein Mensch" in „Moderne Helden". Bei aller durch die Uebermacht der Umstände erzwungenen Passivität und gewissen Schwäche des Helden geht doch ein mächtig revolutionärer Zug durch die Novelle. Wer's hören kann, der hört einen Signalruf heraus für eine Revolution, die weder mit Politik, noch Oekonomie etwas zu thun hat, deren Parteigänger auch leider nicht organisiert sind, ich meine die Revolution der Menschen gegen die Nummern, gegen die Mumien, die sich einbilden, lebendige Menschen zu sein, und doch nichts thun, als den Vertretern eines echten, freien Menschentums das Leben sauer zu machen, indem sie Originalnaturen den faden Komment aufzwingen, der ihrer Dutzendhaftigkeit beliebt. Allen Feinden eines schablonenhaften Philisterlebens werden diese zwei starkgeistigen Bücher große Befriedigung gewähren, und viele Andere mögen wenigstens daraus lernen Toleranz zu üben gegen die „Eigensinnigen", die sich der Schablone nicht fügen können.

G. Cristaller.

Vom Büchertisch.

Litteratur und Kunst im Wupperthale bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts von Friedrich Roeber. Iserlohn bei Baedecker, 1886.

Der Verfasser, den wir in der „Gesellschaft" schon als begabten und interessanten dramatischen Dichter vorgestellt haben, glaubt, daß seine Darstellung des geistigen Lebens im Wupperthale auch in weiteren Kreisen auf einige Teilnahme rechnen dürfe, „da von den auftretenden Erscheinungen viele im engsten Zusammenhange mit unserer Gesammt-Literatur und den politischen Bewegungen in Deutschland stehen, sodann auch mehrere der besprochenen Fragen, welche in der vergangenen Zeit die Geister bewegten, in unsern Tagen eine erneute Bedeutung gewonnen haben oder gar brennend geworden sind." Es läßt sich nicht leugnen, daß einige der auftretenden Persönlichkeiten größere Beachtung verdienen, so vor allen Freiligrath, dann Jung mit dem Beinamen Stilling, eben so noch Benedix und Hackländer. Da es aber der Verfasser nicht verschmäht hat, „auch ganz unbedeutende Erscheinungen zu erwähnen," die man höchstens an der Wupper „nur ungern vermissen würde," so ist das Durchlesen des ganzen Buches (über 10 Bogen) für viele Leute nicht eben sehr ergötzlich. Der Aerger, den ich über manche der mitgeteilten höchst mittelmäßigen Dichtungsproben aus dem Wupperthal empfunden habe, ist durch die Freude an den „besprochenen Fragen," die zum Teil wenig bedeutungsvoll, nicht ganz wett gemacht worden. Die vom Verfasser im Auszug mitgeteilte Studie über „Hamlet" muß anderwärts Besprechung finden. Die Ansichten Roebers über Schriftstellerei werden nicht ohne Widerspruch bleiben, ebenso einige Bemerkungen über Byron u. a. — Die Broschüre enthält vieles, was in der Heimat des Verfassers gewiß von großem Interesse ist und dort wird man sich ihm dafür auch dankbar erweisen.

Die Deutschen in Rußland. Von Wilhelm Henckel. (Aus „Sammlung gemeinnütziger Vorträge, herausgegeben vom deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag.") Ein wertvoller Beitrag zu der viel zu wenig beachteten Geschichte der Deutschen im Auslande. Skizze über Verbreitung, Stellung, Talent und Betriebsamkeit der Germanen im großen Zarenreiche, mit Bemerkungen über die Bestrebungen des Panslavismus. Die Kulturarbeit der Deutschen in Rußland ist bedeutend. Wenn auch die Eitelkeit der Slawophilen die Deutschen dafür,

daß sie den „trägen slavischen Teig“ in Gährung gebracht, mit Hohn und Haß belohnt, der zähe Germane tritt deshalb in Rußland ebensowenig wie anderwärts von der Mitarbeit an der Bildung und dem Fortschritt der Menschheit zurück. Wir empfehlen diese geschichtliche Skizze bestens.

Festspiel zur hundertjährigen Feier der Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Von Wilh. Jordan. W. Jordans Selbstverlag, Frankfurt a. M. Der Verfasser benützt die Gelegenheit, um der Mutter Germania ihre Gleichgiltigkeit gegen ihre forschenden und verseschreibenden Söhne gehörig unter die Nase zu reiben. Allegorische Personen (der Geist der Götter- und Heldensage und dessen jüngste Schwester, die Märchendichtung) führen die Germania vom Niederwald nach Hanau, unterwegs „in Rätselreden“ den Ruhm der verdienstvollen Forscher verkündend, welche „vor Zeiten gebar diese Stadt“, schließlich aber in deutlichen Worten mahnend „zu heiliger Verpflichtung“ in dauerhaftem Erz den Dank hier zu bekunden zwei Männern, die forschend, lehrend Achtung und Ehrfurcht neu erstritten altdeutschem Brauch, altdeutschem Recht, altdeutscher Zucht der Sitten.“ Germania lehnt höflichst ab: die Gegenwart, die nur die That mit Blut und Eisen als heldisch erkennt, die dem Wahne huldigt, „ein gutes Blatt Geschichte sei werter als Hunderte vortrefflicher Gedichte“, habe keine Neigung, Werke friedlicher Genies mit Statuen zu lohnen. Das Märchen, der Geist der Göttermär und die Schirmfrau von Hanau belehren jedoch eifrigst Frau Germania eines Besseren, so daß sie schließlich ihrem Volke befiehlt: „Verehret und preiset auch den forschenden Geist!“ — Die dramatische Ausführung dieser Gedanken ist eine sehr ansprechende, durchwegs gelungene.

Aus dem Geistesleben der Gegenwart. Bunte Blätter von Dr. Kuno Stommel. 2. Auflage Düsseldorf, Bagel. 423 S. Vorzüglich geschriebene Studien philosophischen, ästhetischen und volkswirtschaftlichen Inhalts. Eine Fundgrube weniger für den Gelehrten als für das gebildete Volk. Anregendste Lektüre für den Familienkreis. Auf die prächtigen Kapitel „Die Kunst gesund zu werden“ sei besonders verwiesen. Als Festgeschenk geeignet. Ein solches Buch ersetzt ganze Jahrgänge von Familienblättern.

Vom Oldenburger Hoftheater zum Dresdener. Letzte Theater-Tagebuchblätter von Anna Löhn-Siegel. Oldenburg, Schulze. 268 S. Ein klassisches Buch. Zählt zu den edelsten Erscheinungen intimer Theaterlitteratur. Die Lebens- und Kunsterfahrungen einer großen, vornehmen Frauennatur haben selten eine fesselndere Darstellung gefunden. Das Kapitel über die Begegnung mit Gutzkow ist für den Litteraturfreund von höchstem Interesse. Für kunstsinnige Kreise ist dieses schöne Buch ein wahres Geschenk.

Eine Sommerschlacht. Von Detlev v. Liliencron. Leipzig, Friedrich. 351 S. Zwölf teils feuilletonistische, teils novellistische Stücke — zwölf Perlen moderner Erzähllitteratur. Das kleinste wie das Größte in diesem wundervollen Buch ist von hinreissender Schönheit und Wahrheit. Wer dem Realimus höchste Poesie bestreiten will, muß erst dieses Buch hinwegdisputieren. Das wird Niemand gelingen. Es ist ein unzerstörbares Dokument von der unvergleichlichen Kraft und Herrlichkeit realistischer deutscher Poesie modernster Richtung. Da ist Alles ursprünglich, leidenschaftlich, hinreissend. Natürlich keine Gabe für Frömmler und Flachköpfe, aber für klare, helle, freundliche Menschen ein Buch zum küssen!

Aus Höhen und Tiefen. Erlaubt und Unerlaubt. Gebundenes und Ungebundenes von Alfred Friedmann. Minden, Bruns. Zwei stattliche elegante Bände mit dem zierlichen Lichtdruckbild des Verfassers — etwas für das Album schöngeisternder Jungfrauen. Der bunte Inhalt ist schön im banalen akademischen

Sinn. Keine Spur von dämonischen Regelwidrigkeiten, temperamentsvollen Exzessen. Nichts gewaltig, leidenschaftlich; Alles niedlich, wohlerzogen. Kein überquellendes, ursprüngliches Leben — fast nichts als Litteratur. Tausende nervöser Mitmenschen ersehnen ein unschädliches Schlafmittel: diese Bücher sind eins. In diesem Sinne kann man sie mit bestem Gewissen empfehlen.

Ringkämpfe. Kleine Essays von E. Eckstein. **Beiglossen.** Essays, Plaudereien, Satyren von E. Peschkau. Leipzig, Friedrich. Der Band zu 3 Mk. Der Käufer ist nicht um sein Geld betrogen. Leichte, anregende Lektüre zu besserer Weltverdauung. Als Humorist und Stilist verdient Peschkau den Vorzug vor Eckstein. Dafür ist Eckstein reicher an gelehrtem Kleinkram, was für gewisse pedantische Köpfe, die auch im Feuilleton noch immer „etwas profitieren" wollen an allerlei buntem Wissen, besonders reizvoll. Uns ist Peschkau lieber.

Viel G'fühl. Gedichte und Geschichten in altbayerischer Mundart von Josef Feller. Leipzig. Findel. 120 S. Feller ist ein Original. Fast ein Vierteljahrhundert haust dieser Urbajuvare schon in Sachsen und wird nicht müde, von der Herrlichkeit, Lustbarkeit und Gemütlichkeit seiner alten Heimat zu singen und zu sagen. Im Kreise seiner sächsischen Freunde trägt er seine „boarische Gedicht'ln und G'schichteln" schon seit Jahren mit unvermindertem Erfolge vor. Die Auswahl, welche das vorliegende Büchlein bildet, ist literarisch nicht gleichwertig, die Form ist oft vernachlässigt, aber es ist auch kaum eine Nummer darunter, die nicht den Stempel der Begabung und eines frischen, fröhlichen Gemütes trüge. Zum Vortrag in geselligen Kreisen findet sich sehr viel Ansprechendes.

Ruderheim. Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares von Franz Stockton. Deutsch von Jakobi. Stuttgart, Lutz, 278 S. Bildet den ersten Band der gutausgestatteten „Sternbanner-Serie". Sammlung der neueren Meisterwerke amerikanischer Humoristen. Freilich kein parfümierter deutscher Kinderstuben-Humor! Das ist natürlich, kräftig, schlicht, ohne die unleidlich aufdringliche Bildungs- und Sittlichkeits-Koketterie der alten Welt. Im Zeitalter der altjüngferlichen Buchholziaden wirken die amerikanischen Humoristen wie ein heilsames Gegengift gegen deutsche Manieriertheit und Zopfigkeit. Selbstverständlich sind diese amerikanischen Sachen auch sittlich reiner und gesünder, als der angesäuerte Moralschnickschnack der europäischen Humor-Tugendwächter bekannter Sorte.

M. G. Conrad.

Zuschrift aus dem Leserkreis.

„Größenwahn" des Militarismus?

Zwischen unerträglich heißen Manövertagen ein wonniger Rasttag in reizender Gegend unter günstigen Existenzbedingungen, wer kann sich das behagliche Gefühl voll und ganz zum Bewußtsein bringen? — — Und da liefert uns gar noch die Post die Buchhändlersendung und mit ihr das September-Heft der immer interessanten „Gesellschaft" — was soll man sich noch zur Steigerung der guten Laune wünschen?

Doch was lese ich denn da? „Größenwahn des Militarismus" — ein prickelndes Ahnen durchströmt mein Gehirn, — sollte es wirklich dahin gekommen sein, daß eine etwas schwungvoll, dem rhetorischen Zwecke gemäß lebhafter gehaltene Untersuchung der unser ganzes Erziehungssystem im innersten berührenden Frage nach einem allgemein und ewig gültigen, naturnotwendig unerschütterlich feststehenden Erziehungs-

Grundgedanken (Erziehungs-Prinzip) die Veranlassung gegeben habe zu dem Vorwurfe des „Größenwahnes“ für jene, welche den Krieg allein für ewig und unvermeidlich ansehen, und in der steten, lebhaften Beherzigung dieser Thatsache den ersten Erziehungsgrundsatz zu erkennen sich für berechtigt halten? —

Leider sollte ich mich nicht getäuscht haben; ich muß gestehen, daß mich die „wachsende Entrüstung“ des Herrn Bleibtreu sehr überraschte; meine Ueberraschung steigerte sich allmälich zur Verblüffung, denn anstelle einer ruhigen Untersuchung der Angelegenheit, einer kritischen Belehrung über die etwa untergelaufenen Fehler in der logischen Beweisführung, einer Festlegung von Gedankensprüngen mußte ich eine Menge Schmähungen meines Standpunktes über mich ergehen lassen, Schmähungen — die denn doch niemals etwas anderes zu beweisen vermögen, als die Thatsache, daß es dem Angreifer nicht möglich ist, bessere Mittel zur Unterstützung seiner Anschauung aufzubringen.

Trotz alledem hätte ich zu jenen Auseinandersetzungen ruhig geschwiegen, denn ich habe ja bereits in dem Vorwort zu der infrage stehenden kleinen Schrift ausdrücklich die Kritik herausgefordert und dazu bemerkt, daß ich mir vorbehalte, sämmtlichen Kritiken bei der über kurz oder lang erfolgenden Erweiterung und Ausführung meines Themas gegenüber zu treten. Freilich muß ich betonen, daß ich das „wissenschaftliche Urteil“ herausgefordert hatte, daß ich aber nicht in der Lage bin endgültig zu entscheiden, ob Herr Bleibtreu ein solches abzugeben beabsichtigt habe.

So lebhaft meine Zweifel über die Opportunität einer Erwiderung anfänglich waren, so rasch fixierte sich mein Entschluß, als mir das Oktober-Heft der „Gesellschaft“ zugegangen war.

Herr Bleibtreu gesteht hier selbst ein, daß er sich „zu einiger Uebertreibung“ habe verleiten lassen; so sehr mich nun dieses Zugeständnis sympathisch berühren mußte, so unangenehm war für mich die Entdeckung, daß sich daran einige Bemerkungen schlössen, welche sich durch eine unglaubliche Fülle von Mißverständnissen auf kleinstem Raume auszeichnen.

Drei Punkte sind es, die mich speziell veranlassen, nunmehr persönlich in die Schranken zu treten:

1. will sich Herr Bleibtreu nur vor allem gegen eine Anschauung wenden, welche den Krieg als „naturnotwendiges Ideal der sittlichen Weltordnung ... feiert;“

2. sagt Herr Bleibtreu: „Aber wenn Herr von der Goltz in seiner bekannten Schrift den Offizier nur mit dem Dichter und Künstler (!!) vergleichen will, so übersteigt diese Selbstvergötterung eben das zulässige Maaß;“

3. heißt es: „Und wenn in der Brochüre von Kießling klar zu lesen steht, alle unsere Erfolge seien lediglich dem deutschen Leutenant zu verdanken — statt der superioren Führung Moltkes und Blumenthals, der Begeisterung der Truppen dem Prinzip des „Volks in Waffen“ und vor allem der inneren geistigen Entwicklung, des deutschen Volkes aus eigener Initiative — so glaubte ich dagegen Stellung nehmen zu müssen.“

Ehe ich auf die Erörterung dieser Gravamina eingehe, möchte ich mir nur noch erlauben, weil ich denn doch an der antikritischen Arbeit bin, auf den ersten — und den letzten Absatz des September-Artikels ein wenig zurückzugreifen, außerdem aber will ich dem Grundsatz treu bleiben, den Kritiken gemeinsam in einer event. zweiten Auflage der kleinen Schrift ausführlich gegenüberzutreten. Im September-Heft finde ich unter dem Titel „Größenwahn des Militarismus“ zunächst eine kurze redaktionelle Anmerkung, die so sachlich gehalten ist wie nur wenige der sich anschließenden Erörternngen.

Die Ausführungen des Hrn. Dr. Conrad „Krieg dem Kriege“ auf S. S. 61—80 der „Flammen“ sind mir schon wohl bekannt gewesen vor ihrem Abdruck im Oktober-

heft. Dort finden sich folgende Sätze: „Die Weltgeschichte ist eine Kriegsgeschichte gewesen von Anfang an und wird es bleiben bis an das Ende aller Dinge. Den Kampf aufheben, heißt die Bedingungen des Daseins aufheben."

Mir bleibt es nun ewig unverständlich, wie auf grund solcher unbezweifelbar richtiger Prämissen ein so scharfer Denker wie Hr. Dr Conrad zu Konklusionen gelangen konnte, die den Aufstellungen Hrn. Bleibtreu's so ähnlich sehen wie ein Ei dem anderen! . .

Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es fast scheine, als ob um einer sogenannten schönen, heiligen Idee willen die dreimal heilige Logik und die Götter zum Zittern bringende Vernunft in spanische Stiefel eingeschnürt würde: ich bitte aber zu bedenken, „wessen" Logik, „wessen" Vernunft derartig auf ein bestimmtes „Mußrauskommen" dressiert wird! . . . — — —

Nun zum Schlußsatz des September-Artikels: „Das Soldatentum ist auf lange Zeit hin ein notwendiges Uebel und wir betrachten den Offizier mit jener stillen Resignation, mit welcher wir Chirurgen, Totengräber, Henker, Polizisten, Gerichtsvollzieher u. s. w. als ein unabänderliches Utensil der sittlichen Weltordnung hinnehmen". . . .

Wenn Hr. Bleibtreu, abweichend von der Gepflogenheit der meisten Kritiker, sich zu dem Entschlusse gebracht hätte, meine den Vortrag einleitenden Untersuchungen über seiende und gewesene, lebendige, halb- und ganz tote Erziehungsgrundsätze eingehend zu studieren, so wäre ihm kaum entgangen, daß ich mich in dem ernsten Bestreben abringe, eine im Leben der Einzelnen wie der Völker ewig wirkende Naturthatsache aufzufinden, die dann geeignet wäre, die sichere Grundlage für ein ewiggültiges Erziehungs-Prinzip zu bilden; und so kam ich denn zu dem Schlusse: ewig wird sein der Kampf der Einzelnen, ewig wird sein der Kampf der Völker, der Genossenschaften, — der Krieg, — insoferne diese Völker ꝛc. miteinander in den Wettbewerb über die günstigsten Lebensbedingungen eingetreten sind.

Hr. Bleibtreu verwirft nun den Krieg als „ewige Naturerscheinung" also auch den „Kriegsgedanken" als Erziehungsgrundgedanken, er sagt aber nicht, welches von den bisher gültig gewesenen auf S. 21 meiner Schrift teilweise angeführten Schlagwörtern ihm am meisten imponiert, — darauf kommt es mir nun auch gar nicht an.

Ich beabsichtige vielmehr nur zu zeigen, daß der inspirierte Dichter oft gar nicht ahnt, wie klar er die Welt anschaut; daß er freilich noch viel häufiger nicht ahnt, wie sehr er über die Welt träumt, ist bedauerlich, aber nichts destoweniger zutreffend.

Die menschlichen Berufsarten, die „wir" mit stiller Resignation betrachten, sind nicht übertrieben geschmackvoll zusammengestellt, es berührt mich daher um so angenehmer, daß ich eben hier einen kleinen Sieg feiern darf. Thesis war: „Der Krieg ist ewig, die Erziehung muß damit rechnen, der Offizier hat eine bedeutende Rolle in der Erziehung für den Krieg bislang allein oder nahezu allein gespielt; das muß anders werden; es mag fatal sein, aber es ist so . . . .

Der Chirurg beschäftigt sich mit der Heilung gebrochener Gliedmassen, mit Wundbehandlung, Amputation u. dgl. — es mag fatal sein, amputiert zu werden, aber es kommt vor . . . .

Alle Menschen sterben, die Leichname müssen eingescharrt oder verbrannt werden, dazu branchen wir Todtengräber oder -Verbrenner; das Sterben mag fatal sein, aber es kommt immer noch vor . . . . Den Henker — den schenke ich her; er hat heutzutage so wenig zu thun, auch habe ich nicht das Vergnügen einen solchen persönlich zu kennen, so daß ich bedauere, über den Grad seiner ewigen Naturnotwendigkeit nicht ausreichend genug informiert zu sein.

Der Polizist — mag manchem fatal sein, aber die Exekutive wird seiner wohl in alle Ewigkeit nicht entraten können: es mag fatal sein, aber so ist es . . . .

Der Gerichtsvollzieher gar ist meist nur dem Einen Teil unangenehm; solange es eine innere Verwaltung gibt, wird es ähnliche Posten geben: es mag fatal sein, aber so bleibt es . . . . —

Sie sehen, Hr. Bleibtreu, daß diese Leute meist oder in vielen Fällen nur zur Wahrung von Privatinteressen berufen sind; für den Staat, der doch auch nach außen, oft sehr scharfe, Beziehungen unterhalten muß, ist noch gar nichts von uns geschehen, — da braucht er Diplomaten und — Soldaten; und Sie haben ganz recht, innere Polizei und äußere Politik, die sind gleichmäßig ewig notwenig; und so wird es ewig Krieg und ewig Offiziere geben — es mag fatal sein, aber so ist und bleibt es. —

Zum Oktober-Artikel übergehend, habe ich über den 1. Punkt folgende Bemerkung zu machen.

Um eine „Anschauung, welche den Krieg als naturnotwendiges Ideal der sittlichen Weltordnung feiert" zu widerlegen, wäre es unbedingt notwendig gewesen, sich nicht darauf zu beschränken, die von mir dem eigentlichen Vortrag vorausgeschickten, natürlich ganz kurz gehaltenen Andeutungen über „Kriegsnotwendigkeit" derart zu widerlegen, daß man eben erklärte, man sei anderer „Meinung" oder „Hoffnung"; denn ganz abgesehen von dieser sonderbaren Methode der wissenschaftlichen Abfertigung, ist es doch einleuchtend, daß die bezüglichen Untersuchungen nur deshalb in den Vortrag aufgenommen wurden, um die Zuhörerschaft auf einen Standpunkt zu bringen, annähernd ähnlich demjenigen, welchen der Vortragende selbst einnahm, da ja sonst jede Verständigung ausgeschlossen gewesen wäre.

Herr Bleibtreu hätte dagegen vielmehr die von mir im „Vorwort" als die „naturgemäße Grundlage des von mir behandelten Themas" bezeichnete Schrift „Ewiger Krieg" (Berlin, Luckhardt) zum Gegenstand seiner einschneidenden Untersuchung machen müssen; ob er auch mit dem dortigen Thatsachenmauerwerk so leicht fertig geworden wäre, wie mit den hier gegebenen paar vereinzelten Bausteinen, wage ich um so eher zu bezweifeln, als bisher nicht Eine Kritik des „Ewiger Krieg" in Erfahrung gebracht werden konnte, die vom Standpunkte Bleibtreu's aus auch nur unternommen worden wäre. Dort, Meister, versuche Deine Kunst! —

Auf Punkt 2 überhaupt eingehen zu müssen, thut mir innigst leid, denn diese Geschichte ist an sich zu drollig, als daß ich glauben möchte, es sei Herrn Bleibtreu voller Ernst damit; ich nehme vielmehr jetzt schon an, er habe es gar nicht so schlimm gemeint, als sich das Ding thatsächlich dem erstaunten Auge darstellt.

Als „Selbstvergötterung" wird es bezeichnet, wenn Herr v. d. Goltz „den Offizier nur mit dem Dichter und Künstler (!!) vergleichen will"; hiezu mache ich nur die zwei folgenden Bemerkungen: Erstens hat schon der alte, weise Sokrates die damalige Kriegskunst als die wichtigste Kunst im Staate überhaupt bezeichnet (Citat auf Seite 19 in meiner Schrift!) und der doch so wackere Plato hat sich dieser „Kunstauffassung" unzweifelhaft angeschlossen; was Männer wie v. Clausewitz sagen, will ich hier gar nicht erwähnen, denn das sind ja keine „Autoritäten" für die „moderne" Welt!

Zweitens — und nun wird die Sache witzig! — muß denn doch in den Augen des Hrn. Bleibtreu der Dichter und Künstler ein Gott oder allermindestens ein kräftiger Halbgott sein, wenn irgend die Möglichkeit einer durch den perhorrescierten Künstlervergleich bewerkstelligten Selbstvergötterung der Offiziere eingesehen werden soll: nun bitte ich aber jeden, der Augen hat zu lesen und den nötigen Verstand, um das Gelesene zu beurteilen, mir zu sagen, auf welcher Seite in diesem Falle die Selbstvergötterung zu suchen sei?!

Uebrigens, damit wir uns voll und ganz verstehen, gehe ich noch weiter: ich stelle mich als Angehöriger jener „Soldaten-Kaste" flottweg über die „Dichter und Künstler-Kaste" — denn daß es sich hier nicht um den Individualrang handeln

könne, ist ja völlig einleuchtend und wohl von keinem Urteilsfähigen angezweifelt. — Ein einfacher, aber sehr kluger Bürger sagte mir einmal: „Wer kann nur darüber streiten; sämmtliche Künstler Deutschlands hätten im Jahre 1870 die Franzosen keinen Tag lang aufgehalten" — die „Soldatenkaste" hat den Feind nicht nur von den Grenzen zurückgehalten, sie hat auch noch die „Reichslande" angeknüpft an's alte Reich, dessen Sänger noch Jahrtausende hätten singen dürfen vom „Deutschen Rhein" und „Deutschen Straßburg" — der erste, stürmische Hurrahruf von Weißenburg wirkte doch ein wenig schneidiger . . . ! Und noch einmal, die Stellung des Offiziers wird ewig die erste bleiben, so lange der Krieg der Oberste Gerichtshof in der Weltgeschichte — im Weltgericht — sein wird!

Was endlich den Punkt 3 betrifft, so muß ich hervorheben, daß er mich am unangenehmsten berührt hat, sowie daß ich anzunehmen gezwungen bin, Hr. Bleibtreu sei einem sehr bedauerlichen Mißverständnis zum Opfer gefallen.

In meiner Brochüre soll „klar zu lesen stehen, all unsere Erfolge seien lediglich dem deutschen Leutenant zu verdanken — statt der superioren Führung Moltkes." . . . u. s. w. Wenn ich, ich als Leutenant, wirklich irgend wo, oder irgend wann eine ähnliche Aeußerung gemacht haben sollte, so müßte ich selbst sagen, es wäre besser gewesen, ich hätte nie eine Zeile geschrieben, als eine derartige . . . . Kühnheit zu Tage gefördert. Doch bin ich davor allzu sicher, daß ich nicht mit aller Bestimmtheit annehmen dürfte, Herr Bleibtreu habe eben mein „Citat" auf Seite 8 im Auge, für welches er aber sicher nicht mich, sondern den k. pr. General der Infanterie und General-Adjutanten des Kaisers Krafft Prinz zu Hohenlohe-Ingelfingen zur Verantwortung ziehen mußte; daß aber dieser bedeutende und glänzende Schriftsteller genau wußte, warum er einmal sagte, „der preußische Leutnant habe die Schlachten gewonnen" — ist ja so klar wie nur irgend etwas; seine Ausführungen bezwecken ja gar nichts anderes, als die Zurückweisuug des auch von mir bekämpften Gedankens, daß es etwa doch „der preußische Schulmeister" gethan haben könne; unbegreiflich ist mir nur, wie es Hrn. Bleibtreu entgehen konnte, erstens, daß die inkriminierte Behauptung gar nicht von mir herstamme, und zweitens, daß es sich ja nur um den Wettbewerb zwischen Leutnant und Schulmeister, nicht um den zwischen Moltke und und Leutnant handle — bezüglich des Siegeslorbeers für Königgrätz und Sedan! —

Von welcher Seite aber gerade die lächerliche Phrase vom „belorbeerten Schulmeister" am behaglichsten ausgenützt wurde, das weiß alle Welt! Wenn die Hauptepoche dieses Modeschlagwortes nun endlich in auffallender Weise ihrem Abschlusse zuneigt, so kann man diese Thatsache nur mit Freuden begrüßen; wenn ich aber mit meinen Auseinandersetzungen hier wie in meinem Vortrage dem Staate wie der Gesellschaft auch nur einen ganz kleinen Dienst geleistet habe, so ist mir dies köstlichsten Gewinns genug — und abermals hat dann Heraklit Recht behalten:

„Der Streit ist der Vater aller Dinge."

Bernhard Kießling.

Zur Nachricht.

Wegen Mangels an Raum mußten die „Münchener Künstler-Besuche" für das nächste Heft zurückgestellt werden. D. R.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad.
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, k. b. Hofbuchhändler. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer) sämtliche in München.

Die Gesellschaft.

Herausgegeben von

M. G. Conrad.

II. Jahrgang. München, 15. Dezember 1886. 2. Band 6. Heft.

Russisches.

Zwei Gespräche von Walter Savage Landor.

Eingeleitet von M. G. Conrad.

Der englische Schriftsteller Landor, geboren 1775 auf seinem Familienstammgute Ipsly Court in Warwikshire, in ungebrochener Kraft des Körpers und Geistes als fast Neunzigjähriger gestorben 1864 in Florenz, gehört zu den interessantesten Charakterfiguren, zu den schneidigsten Rittern vom Geiste im Schrifttum des neunzehnten Jahrhunderts. Kein Wunder, daß er gerade bei den gegenwärtigen Zeitläuften in Deutschland wenig Bewunderer und Leser finden kann. Auch weiß er unsern Leuten nicht durch die Masse seiner Schriften zu imponieren: obwohl er in seinem langen Leben nie unthätig war, brachte er in neunundsechzig Jahren kaum so viel heraus, als heutzutage ein Schriftsteller in neun Jahren zusammenschreibt und hastig auf den Markt wirft, um bei dem verehrlichen Publikum sich in reger Erinnerung zu erhalten als fleißiger Litteratur-Produzent — oder Makulatur-Fabrikant, je nachdem. Also Landor war mit den neun Bänden seiner gesammelten Werke kein Vielschreiber — das ist schlimm nach heutiger Litteratur-Marktschätzung; Landor war aber auch ein durchaus unabhängiger und rücksichtsloser Denker, der sich den Teufel um die heilige Schablone kümmerte — und das ist bei der heutigen üblichen Leisetreterei, Duckmäuserei und Anpassungsprofithuberei ein sehr übles Ding. Zudem hat er wohl „Heroische Idyllen" und andere heldenhafte Gedichte gemacht, aber auf Kneip- und Trompeterlieder, auf fromme Dudeleien und ähnlichen Singsang hat sich sein großer, stolzer Geist nie eingelassen. Freilich entsprach dem Heldenkopf auch ein Heldenherz — und die mächtige Leidenschaft für Schönheit, Freiheit, Liebesglück hat sich in manch' glühender Strophe Luft gemacht. Aber das ist Alles nichts für das niedliche, spießbürgerlich und obrigkeitlich approbierte Kleinmaß unserer Tage. Landor's Werke haben im Lande der unausrottbaren, von allen Seiten genährten Uebersetzungsseuche — in Deutschland — keinen Dolmetscher gefunden. Nur Hr. Professor Dr. Oswald aus Heidelberg, der seit Jahrzehnten von London aus um Vermittlung der deutschen und englischen Geistesschätze sich rastlos müht, hat den Versuch gemacht, eine kleine Auswahl aus den drei Bänden der monumentalen „Imaginary Conversations of Literary Men and Statesmen" zu verdeutschen und unter dem Titel „Männer und Frauen des Wortes und der That" herauszugeben (Paderborn, Schöningh 1878). Der Erfolg scheint ihn nicht zu weiteren Versuchen ermutigt zu haben. In Anbetracht der großen Schwierigkeiten, welche das durch Knappheit und Körnigkeit des Ausdrucks sowie durch Eigenartigkeit des Gedankenganges ausgezeichnete Original bietet, kann der Oswald'schen Uebertragung der „Erdichteten Gespräche" nur Lob gezollt werden. Wir geben im nachfolgenden zwei der anregendsten Stücke aus dem Oswald'schen Werkchen in der Ueberzeugung, durch diese Probe doch den einen und andern Leser zu vermögen, nach dem interessanten Büchlein selbst zu greifen. Da demselben aus der Feder des Uebersetzers ein guter Bericht über Leben und Werke des großen Schriftstellers beigedruckt ist, so können wir uns hier füglich weiterer Mitteilungen über das an Arbeit und Kampf, an überraschenden Wendungen und hohen Beispielen reiche Leben dieses seltenen Denkers und Menschen enthalten.

Wir haben für die beiden Gespräche den gemeinsamen Titel „Russisches" gewählt, weil er sich ungezwungen aus dem Inhalte ergibt. Durch Beifügung irgend einer weiteren historischen Anmerkung zu dem Stoffe selbst würden wir etwas Ueberflüssiges begehen und der unzweifelhaft hohen geschichtlichen und ästhetischen Bildung unserer Leser wenig Vertrauen erzeigen. So geben wir denn ohne Weiteres dem Engländer das Wort.

Peter der Große und Alexis.

Peter: So denn, nachdem Du von Deines Vaters Haus geflohen, bist Du von Wien zurückgekehrt . . . . . nach diesem Schimpf im Angesicht Europa's wagst Du, vor mir zu erscheinen?

Alexis: Mein Kaiser und Vater! Ich werde vor Eure Majestät gebracht, nicht nach meinem Wunsch.

Peter: Ich glaub' es wohl.

Alexis: Ich wollte Sie nicht erzürnen.

Peter: Was war Deine Hoffnung, Rebell, bei Deiner Flucht von Wien?

Alexis: Die Hoffnung auf ein friedlich zurückgezogenes Leben, die Hoffnung auf Sicherheit und, vor Allem, die Hoffnung Sie niemehr zu beleidigen.

Peter: Diese Hoffnung geht in Erfüllung.

Du hast Dir also eingebildet, daß mein Bruder von Oestreich Dich an seinem Hof erhalten wolle . . . . . Sprich!

Alexis: Nein, Sire, ich dachte, er würde mir eine Zufluchtsstätte gewähren.

Peter: Hast Du denn Geld mitgenommen?

Alexis: Ein paar Goldstücke.

Peter: Wie viele?

Alexis: Ungefähr sechzig.

Peter: Versprechungen würde er Dir auch für halb so viel gemacht haben; aber für das Doppelte kann man noch kein Haus kaufen, unwissender Tropf!

Alexis: So viel wußte ich; obgleich meine Geburt mich nicht dazu bestimmt scheinen ließ, irgendwo ein Haus zu kaufen, und Ihre Freigebigkeit, mein Vater, bisher alle meine Bedürfnisse befriedigte und mich nicht Not leiden ließ.

Peter: Und doch leidest Du Not an Weisheit, an Pflichtgefühl, an Muth, an Tapferkeit, an Ehrgeiz. Ich hab' Dich unter meinen Garden und Pferden erzogen, unter meinen Trommlern und Trompetern, unter meinen Flaggen und Masten. Als Du noch ein Kind warst und noch kaum gehen konntest, hab' ich Dich in's Arsenal mitgenommen, obgleich Kinder nicht zugelassen werden sollen, nach dem Reglement. Dort hab' ich Kanonenkugeln vor Deinen Augen über eiserne Platten gerollt, und ich habe Dir neue glänzende Waffen gezeigt, Bajonette und Säbel, und habe mich in die Hand gestochen, daß Blut an vielen Stellen hervorschoß, und ich habe Dich's auflecken lassen, und habe dann dasselbe mit Deiner Hand gethan. Dann, von Deinem zehnten Jahre an, hab' ich Schießpulver in Deinen Grog gemischt, ich habe Pfeffer in Deine Pfirsiche gestreut, ich habe Wasser aus dem Schiffsraum, mit ein wenig gutem gesunden Theer gemischt, über Deine Melonen gegossen; ich habe Dirnen kommen lassen, Dich auszuspotten, und zu reizen, und wie Matrosen zu sprechen, damit Du mutig werden solltest. Nichts hat geholfen! Ja! erinnere Dich! ich habe Dich selbst an's Fenster geführt, wann irgend ein Kerl gehängt oder erschossen wurde, und ich habe Dir jeden Tag Halbe und Viertel von Leichnamen gezeigt; und ich habe einen Ordonnanzsoldaten oder einen Kammerherrn gesandt, um Dir die Köpfe zu bringen, und ich habe Dir die Mütze von den Augen gezogen, und ich habe Dich gezwungen, unverrückt hinzuschau'n: . . . . Du unverbesserlicher Feigling!

Und jetzt will ich mehr von Dir hören über Deine schamlose Flucht aus dem Palast, und noch dazu in Friedenszeiten! Zur Sache! Hat er's gethan oder hat er's nicht gethan? Hat mein Bruder von Oestreich Dich eingeladen?

Alexis: Kann ich die Wahrheit sagen, ohne Seiner kaiserlichen Majestät damit ein Uebel oder einen Nachteil zuzufügen?

Peter: Du darfst es. Was für einen Nachteil könnte Deine oder irgend Jemands Zunge einem Fürsten, wie er ist, zufügen?

Alexis. Zur Zeit nicht, er hat mich nicht eingeladen: ich kann überhaupt nicht sagen, daß er mich zu irgend einer Zeit eingeladen hat: aber er hatte gesagt, er bemitleide mich.

Peter: Weshalb? Halt' das Maul! . . . Schweig' still davon! Fürsten haben nie Mitleid, als wenn sie einen zum Verräter machen wollen: dann werden ihre Herzen weicher als Kalbaunen. Er hatte Mitleid mit Dir, der gute Mann, als er Dich brauchen wollte, um Dich Deinem Vater an den Kopf zu werfen; aber, da er den Vater zu stark fand, wendet sich alle seine Teilnahme nun auf des Vaters Seite, er beklagt die Raschheit und den Ungehorsam des Sohnes und möchte nicht um die Welt ein Wässerlein trüben. Aber es muß Dir doch im Beginn irgend ein

Antrag in seinem Namen gemacht worden sein, denn Du bist zu schüchtern, Dich aufzudrängen .... Komm'! Du hast nie Verstand genug für eine Lüge gehabt .... sag' mir die Wahrheit, die ganze Wahrheit.

Alexis: Er sagte, daß wenn ich jemals eines Asyles bedürftig wäre, sein Hof mir offen stände.

Peter: Offen! auch das Wirtshaus ist offen; aber man bezahlt da, was man erhält. Wahrhaftig, offen! und hast Du's so gefunden?

Alexis. Er hat mich gütig aufgenommen.

Peter: Ich seh' es.

Alexis: Hohn, mein Vater, ist nicht, was ich verdiene.

Peter: Ganz richtig; es war auch nicht meine Absicht, Dich zu verhöhnen.

Alexis: Guter Vater, bestrafen Sie mich denn, wie Sie wollen.

Peter: Schuft! willst Du gar meine Hand küssen? Weißt Du nicht, daß der Oestreicher Dich weggeworfen hat, mit derselben Gleichgültigkeit wie das äußerste Blatt eines sonnverbrannten Salatkopfes?

Alexis: Leider weiß ich's.

Peter: Er hat Dich auf meinen Befehl weggesandt. Hätte ich seine Tochter von ihm verlangt, um sie zur Schlafgenossin eines Kalmücken zu machen, er hätte sie gegeben, und Gott gedankt.

Alexis: O Vater, ist seine Gemeinheit mein Verbrechen?

Peter: Nein, Deines ist größer. Deine Absicht, ich weiß es, ist, die Einrichtungen umzustoßen, die das Werk meines Lebens. Nie hast Du Dich über meine Siege gefreut.

Alexis: Ich habe mich Ihres Glücks und Ihrer Sicherheit gefreut.

Peter: Lügner! Feigling! Verräter! Als die Polen und Schweden unter meinen Streichen fielen, hast Du von Herzen mich beglückwünscht? Hast Du Dich besoffen zu Haus oder im Auslande und den Herrn der Heerschaaren und den heiligen Nikolaus gepriesen? Bist Du nicht schweigsam und höflich und niedergeschlagen gewesen?

Alexis: Ich beklagte den unwiederbringlichen Verlust von Menschenleben; ich klagte, daß die Tapfersten und Edelsten in den ersten Reihen gefallen; daß die Mildesten und Häuslichsten am Ersten Trauer anzulegen hatten; daß an die Stelle der Genügsamkeit Unmäßigkeit trat, an die Stelle der Ordnung Verwirrung; und daß Ihre Majestät die ruhmwürdigen Pläne zerstört, die Sie allein im Stande zu entwerfen.

Peter: Ich meine Pläne zerstören! was! von was für Plänen sprichst Du?

Alexis: Die Moskowiter zu civilisieren. Die Polen waren teilweise civilisiert; die Schweden waren es mehr, als irgend ein anderes Volk auf dem europäischen Festlande; und so vortrefflich erfahren waren sie in Kriegswissenschaft, und so sehr persönlich tapfer, daß jeder Mann, den Sie getödtet, Ihnen sieben oder acht kostet.

Peter: Das lügst Du: noch nicht einmal sechs. Und civilisiert wahrhaftig Was! die Gewänder des Metropolitanbischofs, des von Upsala, sind nicht drei Dukaten wert, zwischen Jud' und Livornesen. Es fällt mir nicht ein, daß Polen und Schweden die einzigen Länder sein sollen, die große Fürsten erzeugen. Was für ein Recht haben sie, solche Monarchen zu besitzen, wie Gustav Adolph und Sobieski? Ganz Europa sollte das in Betracht ziehen, ehe die Unzufriedenheit allgemein wird, und das Volk gegen uns thut, was unser Vorrecht, gegen das Volk zu thun. Ich verliere meine Worte; mit einem offenbaren Narren wie Du kann man nicht raisonnieren. Du könntest also wirklich gewünscht haben, daß ich die Polen und Schweden in Ruhe lasse? zwei so mächtige Nationen!

Alexis: Gerade deshalb, und auch aus andern Gründen, würde ich sie gern in Ruhe gelassen haben, bis unser eignes Volk an Zahl und Wohlstand zugenommen.

Peter: Und so bestreitest Du denn, mir in's Angesicht, mein Recht auf die Ausübung der höchsten Gewalt?

Alexis: Da sei Gott vor!

Peter: Da sei Gott vor, allerdings! Aber was kümmern sich Schufte wie Du um den Willen Gottes! Er verbietet Dir Ungehorsam gegen Deinen Vater .... er verbietet .... er verbietet Dutzende von Dingen. Ich wünsche keinen Nachfolger, der von einem todten Volke träumt, und will keinen solchen haben.

Alexis: Mein Vater, ich habe nichts derart geträumt.

Peter: Doch hast Du's, und Du hast davon gesprochen ..... Scythen, glaub' ich, ist der Name. Nun, Herr Professor, wer hat Dir denn gesagt, daß die Scythen ein glücklicheres Volk waren, als wir; daß sie friedlich waren, wenn nicht angegriffen; daß sie frei waren; daß sie mit ihren Karren von Weide zu Weide wanderten, von Fluß zu Fluß; daß sie redlich im Handel waren, muthig im Kampf; daß sie Niemanden beleidigten, in Niemandes Land einfielen, und Niemanden fürchteten? So habe ich denn Nichts gethan? Der große Gründer von Rom, hab' ich in Holland gehört, erschlug seinen Bruder, weil er seine winzigen Mauern verspottete: und soll der Gründer dieser bessern Stadt eines entarteten Sohnes schonen, der ein vagabundirendes Leben einem civilisierten vorzieht, und einen Scythen einem Moskowiten? Hab' ich nicht mein Volk rasiert, und ihm Hosen angezogen? Hab' ich nicht regelmäßige Armeen aus ihnen gemacht, mit Musikbanden und Tornistern? Sind Bogen besser als Kanonen? Hirten besser als Dragoner? Pferdemilch besser als Branntwein? Rohes Fleisch besser als gebratenes? Würdest Du denn jemals Stockfisch zu essen gekriegt haben, wenn ich nicht wäre, oder vor Freude umhergesprungen sein mit dem Rogen eines Pöckelhärings? Deine Lehren greifen alle Bildung und jede geordnete Regierung an der Wurzel an. Jeder Fürst in Europa hat ein Interesse, sie mit Feuer und Schwert auszurotten. Es gibt keinen andern Weg mit falschen Lehren: Worte gegen Worte verfangen nicht viel.

Alexis: Sire, ich habe nie versucht, meine Meinungen zu verbreiten.

Peter: Wie könntest Du? Die Saat würde nur auf Granit fallen. Doch haben, die's erlauscht, es mir hinterbracht.

Alexis: Nie hab' ich Zivilisation unterschätzt. Im Gegenteil, ich beklagte Alles was ihr im Wege stand. Nach meiner Meinung sind die Uebel, die man ihr zugeschrieben, nur aus ihren Mängeln und Lücken entstanden, daraus, daß noch bis jetzt keine Nation sie mehr denn in spärlichem Maaße erreicht hat.

Peter: Wie so? Wie verstehst Du das? oder vielmehr, was bildest Du Dir dabei ein? Denn Verstand hast Du nicht.

Alexis: Wenn ich finde, daß die Männer, die an Rang und Genius am höchsten stehen, einander hassen, und zu Verläumdern und Lügnern werden, um einen Gegner zu erniedrigen, oder zu beschimpfen; wenn ich den Gott der Gnade zu Metzeleien anrufen und ihm Lob singen höre, weil er das gefördert habe, was er tadelt und verdammt; dann schau' ich vergeblich in die Geschichte zurück nach einem barbarischen Volk: ich finde keine schlimmere Barbarei. Soldaten, sagt die Götterlehre der Alten, erwuchsen aus Drachenzähnen, die Kadmus gesäet, der die Buchstaben gebracht. Es scheint, die kamen aus demselben Sack und wenn nur die faulsten Zähne, bis zuletzt aufgespart. Ich habe meine Bewunderung für unsere Vorväter ausgesprochen, die keine Christen waren, aber tugendhafter, denn diese sind, mäßiger, gerechter, aufrichtiger, keuscher, friedlicher.

Peter: Böswilliger Atheist!

Alexis: Allerdings, mein Vater, wär' ich böswillig, so sollte ich auch ein Atheist sein; denn Böswilligkeit ist den Geboten Gottes zuwider und unverträglich mit dem Glauben an ihn.

Peter: Bin ich Czar von Rußland, und höre Reden an über Vernunft und Religion! Und vollends von meinem eignen Sohn! Nein! bei der heiligen Dreieinigkeit, Du bist mein Sohn nicht! ..... Wenn Du noch einmal meine Knie berührst, zerbrech' ich Dir die Fingergelenke mit diesem Pfeifenstopfer: ich wollte er wäre ein Schmiedehammer; es wäre das Beste für Dich. Weg von mir! Du Fuchsschwänzer! weg, Du durchgegangener Sklave!

Alexis: Vater! Vater! mein Herz bricht! wenn ich Dich beleidigt habe, vergib mir!

Peter: Das Wohl des Staats verlangt Deine strenge Bestrafung.

Alexis: Was das Wohl des Staates verlangt, geschehe; aber laß meines Vaters Zorn aufhören.

Peter: Die Welt soll zwischen uns richten. Ich will Dich brandmarken.

Alexis: Bis jetzt, o Vater, ist das Gefühl des Ruhmes mir zu fern geblieben. Hör' mich, o Czar! laß nicht ein so niedriges Ding, als ich bin, zwischen Dir und der Welt stehen! Erlaube nicht, daß Jemand Dich anklagen könne!

Peter: Mich anklagen, Rebell! Mich anklagen, Verräter!

Alexis: Geben Sie nicht zu, daß Jemand Uebles von Ihnen sagen könne, o mein Vater! Die öffentliche Stimme erschüttert den Palast; die öffentliche Stimme durchdringt das Grab; die öffentliche Stimme ertönt vor dem Siegeswagen des allmächtigen Gottes, und wird an seinem Richterstuhl gehört.

Peter: Sie soll zum Teufel gehen! Ich will nichts der Art hier in Petersburg haben. Unsre Kirche spricht nicht davon; unsre Gesetze verbieten das. Was Dich betrifft, unnatürliche Creatur, so hab' ich nichts weiter mit Dir zu thun.

Halloh! Kanzler! Kommst Du endlich? Hast geschlafen, oder Deine Dukaten gezählt?

Kanzler: Eurer Majestät Willen und Befehl?

Peter? Ist der Senat in diesem Saal versammelt?

Kanzler: Vollzählig, Sire.

Peter: Nimm diesen jungen Mann mit Dir, und laß sie über ihn zu Gericht sitzen. Du verstehst mich?

Kanzler: Eurer Majestät Befehle sind der Athem unsrer Nüstern.

Peter: Wenn diese Schurken ihre Pflicht nicht thun, will ich eine neue Ladung lievländer Hanf an ihnen versuchen.

Kanzler: (zurückkehrend.) Sire! Sire!

Peter: Sprich Kerl! Sie werden ihn doch nicht zum Tode verurteilt haben, ohne sich die Zeit zu nehmen, den Anklageakt zu lesen, daß Du so rasch zurückkommst?

Kanzler: Nein Sire! weder das Eine, noch das Andere ist geschehen.

Peter: Dann kann Dein Kopf Deinen Schultern Lebewohl sagen.

Kanzler: O Sire!

Peter: Der Teufel hole Deine verfluchten „Sires"! Was ist los?

Kanzler: Ach! er ist zu Boden gefallen.

Peter: So bindet ihn an einen Stuhl! Was für ein feiges Vieh! Warum ist er hingefallen?

Kanzler: Die Hand des Todes . . . . . der Name „Vater" . . . .

Peter: Ich verstehe Dich nicht! Sprich deutlicher!

Kanzler: Wir sagten ihm, daß sein Verbrechen erwiesen und offenbar . . . . daß sein Leben verwirkt.

Peter: So weit ist das so ziemlich in Ordnung.

Kanzler: Er lächelte . . . .

Peter: Er lächelte? Wahrhaftig! Unverschämtheit soll ihm nicht viel nützen. Wer hätte das von dem Weibsgesicht erwartet? Fahr fort . . . was weiter?

Kanzler: Er sagte ruhig, doch nicht ohne wiederholt zu seufzen: „Führt mich auf's Schaffot! Ich bin des Lebens müde! Niemand liebt mich!"

Ich zeigte ihm mein Beileid, und meine Thränen fielen auf seine Hand, während ich das Aktenstück an meine Brust drückte. Er nahm eine Ecke davon in seine Finger, und sagte: „Leset mir dies Schriftstück, leset mir mein Todesurteil. Euer Schweigen und Eure Thränen haben gesagt, was es für mich bringt; doch das Gesetz hat seine Formen. Haltet mich nicht in banger Erwartung . . . . mein Vater sagt's und es ist zu wahr, ich bin nicht mutig . . . . aber der Tod, der mich zu meinem Gotte führt, soll mich nicht erschrecken."

Peter: Ich habe solche fahle Schufte mit Entschlossenheit sterben gesehen; ich habe sie ruhig-stolz gesehen, wie Frettwiesel mit ihren wässerigen Augen und winzigen Zähnen. Ihr habt's gelesen?

Kanzler: Ein Stück davon, Sire! Als er Eurer Majestät Namen hörte, mit der Anklage auf Hochverrat und Versuch des Aufruhrs und Vatermordes, fiel er zu Boden, sprachlos: wir hoben ihn auf: er war ohne Bewegung; er war todt.

Peter: Unüberlegter, barbarischer Diener, der Du bist! und solch' ein Unglück erzählst Du einem Vater? und noch ehe er zu Mittag gegessen! Bring mir ein Glas Branntwein!

Kanzler: Möge es Eurer Majestät Befehl sein, daß ich Ordre gebe, es möge Jemand kommen . . . . ein . . . . ein . . . .

Peter: Fort, und bring' es, Lump! Jedermann und Alle sollen, in vollständiger Gleichheit, mir gehorchen und dienen!

Horch! Bring' die Flasche mit: ich muß mich abkühlen . . . und, horch! eine Speckseite, so lieb Dir Dein Leben ist; und marinierten Stör, und guten, scharfen Käse.

Kaiserin Katharina II. und Prinzessin Daschkow.*)

Katharina: In's Herz! in's Herz! wenn er davonkommt, sind wir verloren. Glauben Sie, Daschkow, daß sie mich durch die Doppelthüre hören können?
Ja, horch! sie haben mich gehört, sie haben's gethan.
Wie das sprudelt und gluckt! Er hat nur Einmal gestöhnt.
Horch! sein Blut ist jetzt lebhafter, als es jemals vorher war. Ich dachte nicht, daß es würde so laut auf den Boden herabplatschen, obwohl freilich unser Bett sehr hoch ist.

Legen Sie Ihr Ohr an die Thüre!

Daschkow: Ich höre nichts.

Katharina: Meine Ohren sind schärfer als die Ihren, und kennen diese Noten besser. Lassen Sie mich dahin stehen . . . . Sie hören nichts! Sie haben nicht lang genug gewartet und nicht mit Ruhe und Geduld. Da! ist nicht . . . Da! schon wieder! Die Tropfen sind nun wie Blei: jede halbe Minute dringen sie durch die Eiderdunen und die Matratze . . . . . Was ist das! Welcher von den dummen Kerlen hat denn seinen Hund mit sich gebracht? Wie der herumpatscht und leckt! Das Vieh wird die Spuren im ganzen Palast herumtragen, mit seinen Pfoten und seinem Maul.

Daschkow: O Himmel!

Katharina: Fürchten Sie sich?

Daschkow: Es gibt einen Schauer, der nicht Furcht ist, und stärker als Furcht. Ich wußte das nicht: beide waren mir unbekannt.

Katharina: Sie erblassen und zittern. Sie sollten mich unterstützt haben, wenu ich's etwa bedurft hätte.

Daschkow: Ich dachte nur an den Tyrannen. Weder in Leben noch Tod konnte einer dieser Bösewichter mich zittern machen. Aber der Gatte durch sein Weib erschlagen . . . Ich war blind; ich sah nicht in mein Herz; ich kannte mein Herz nicht, und es straft mich.

Katharina: Daschkow, sind Sie denn wirklich unwohl?

Daschkow: Was wird Rußland, was wird Europa sagen?

---

*) Es ist unnötig für die größere Zahl von Lesern zu bemerken, daß Katharina nicht bei dem Mord ihres Gatten anwesend war; es ist auch nicht wahrscheinlich, daß Klytemnestra bei dem Mord des ihren es war. Wir haben Charaktere darzustellen. **W. S. L.**

Katharina: Rußland hat nicht mehr Stimme, als ein Walfisch. Es mag sich unruhig und gährend hin- und herwälzen; aber meine Artillerie (denn jetzt kann ich sie wahrlich und mit Sicherheit mein nennen) wird Ruhe und Ordnung herstellen.

Daschkow: Gott gebe . . .

Katharina: Ich kann nur lachen über Dich, meine hübsche Daschkow! Gott gebe . . . wahrhaftig! Er hat Alles gegeben, was wir für den Augenblick von ihm brauchten . . . die sichere Beseitigung dieses gehässigen Peter.

Daschkow: Und doch, Peter liebte Sie: und selbst der schlimmste Gatte muß sicherlich die Erinnerung an einige süße Augenblicke in uns zurücklassen. Der Strengste muß gezittert haben, vor Befürchtung und Hoffnung, bei der ersten Veränderung im Gesundheitszustand seines Weibes, beim ersten versprechenden Zeichen naher Vereinigung, die unvollkommen ohne Nachkommenschaft. Dann kommen Gefühle des Danks, die man gemeinsam dem Himmel darbringt, und der Befriedigung, die man sich mitteilt, und kindliche Worte, die man deutet; und wenn es dem Einen mißglückt das laute Geschrei der Kindheit zu stillen — eigenwillig und ungeduldig gerade wie Souveränetät — der Erfolg des Andern in der Beruhigung des Kleinen und der unbeneidete Triumph dieses herrlichen Ehrgeizes und das friedliche Lächeln, das er erobert!

Katharina: Sind das, meine süße Freundin, Ihre Lesefrüchte aus der Schule der Stoiker? Es ist das vielmehr der bleiche Widerschein irgend eines freundlichen Liebedichters aus Livland oder Bessarabien. Kommen Sie, lassen Sie uns von hier weggehen. Ich darf jetzt noch nichts von dem bekümmernswerten Ereignis hören. Wünschten Sie nicht seinen Tod?

Daschkow: Nicht sein Tod erschüttert mich.

Katharina: Ich verstehe Sie: überdies haben sie das schon vorher gesagt.

Daschkow: Ich fürchte für Ihren Ruhm.

Katharina: Und für Ihren eignen guten Namen, nicht wahr, Daschkow?

Daschkow: Er war nie mein Freund, noch hab' ich jemals gewünscht, daß er es sei.

Katharina: Sie haben ihn gehaßt.

Daschkow: Selbst Haß kann zu reichlich befriedigt werden.

Katharina: Europa soll meine Gründe hören, wenn man dort jemals ausfindet, daß ich die Verschwörung unterstützt. Wir wollen Europa überzeugen, daß seine Ruhe diesen Schritt nötig machte; daß mein eigenes Leben in Gefahr war; daß ich auf meinen Knieen die Verschwörer um Schonung gefleht; daß erst, nachdem ich in Ohnmacht gefallen, die schreckliche That geschah. Europa weiß bereits, daß Peter immer neue Kriegsübungen und Uniformen anordnete; und meine Minister können in der ersten Audienz meine weibliche Friedensliebe hervorheben.

Daschkow: Europa kann leichter unterworfen, als zum Besten gehalten werden.

Katharina: Es soll beides werden, mit Gottes Hülfe.

Daschkow: Die Majestät der Throne wird durch die offene Gewaltthat gefährdet scheinen.

Katharina: Die Majestät der Throne wird nie durch die gefährdet, die darauf sitzen. Ein Herscher kann den Thron mit Blut bedecken, mit größerer Sicherheit, denn ein Unterthan einen Flaum aus dem Thronkissen ziehen kann. Nur wenn das Volk Gewaltthat übt, redet man übel davon. Könige vergiften und erstechen einander in purer Legitimität. Empören sich Ihre republikanischen Ideen über solch' eine Doktrin?

Daschkow: Ich stelle dies Ihr Recht nicht in Frage, und will niemals seiner Ausübung mich widersetzen. Aber wenn Sie dem Volk zeigen, wie leicht es ist, einen Kaiser aus dem Weg zu schaffen, und wie angenehm und glücklich man nachher leben kann, ist es nicht wahrscheinlich, daß auch das Volk bisweilen das Experiment versuchen will? besonders wenn künftig einmal Jemand in Rußland von Ruhm und Ehre hören sollte, und wie nach der gemeinen Ansicht der Menschheit, in allen

Ländern und Zeiten, unsterblicher Ruhm und Ehre dem zufällt, der die Welt oder irgend einen Theil derselben von einem rechtlosen und unlenksamen Despoten erlöst? Er hat große Wahrscheinlichkeit, zu entkommen, um so mehr, wenn er keine Mitschuldige hat. Sein Ruhm ist außer allem Zweifel: der ist über die Wahrscheinlichkeit und über die Zeitumstände durch das Schwert gestellt, das er so gerechterweise geführt.

Katharina: Sehr war; aber wir müssen jetzt nicht mehr wie Demokraten räsonniren. Republikanismus ist das beste Ding für einen, der keine Gewalt haben kann: aber Niemand hat je die beiden Dinge zusammen festgehalten. Ich bin jetzt Selbstherrscherin.

Daschkow: So darf ich Sie denn mit Recht beglückwünschen. Das ist die höchste Würde, die ein Sterblicher erreichen kann.

Katharina: Ich weiß und fühl' es.

Daschkow: Mögen Sie's immer thun.

Katharina: Ich zweifle nicht an der Beständigkeit meiner Gewalt; ich kann Glück und Liebe beständig machen. Meine Daschkow lächelt über dieses Selbstlob: sie steht mir an Einfluß in der Liebe nicht nach, und um die Autokratie beneidet sie ihre Freundin nicht.

Daschkow: Allerdings thue ich's, und mit aller Macht meines Herzens.

Katharina: Wie!

Daschkow: Ich weiß wohl, was deren Absicht war, die zuerst das Wort gebildet: aber sie haben sich arg geirrt: trotz ihnen bedeutet es Gewalt über sich selbst; diese Gewalt ist die beneidenswerteste, und am wenigsten mit Gewalt über Andre zu vereinigen.

Ich hoffe und vertraue darauf, daß Ihnen keine Gefahr von irgend einem Mitglied der Ratsbank droht, durch Anstiftung der Garden oder anderer Soldaten zum Aufruhr.

Katharina: Die Mitglieder der Ratsbank haben darauf, nicht darüber, Sitzung gehalten, und ihre Taktik wird mit verschlungenen Beinen geübt. Was für Parteigänger könnte man von einem Oberbefehlshaber fürchten, dessen wichtigste Herrschaft die über Hosen und Epauletten ist, dessen höchster Ruhm auf Tressen und Federn ruht, und der sich einbildet, daß man Schlachten eher als Schneider, denn als Artillerist gewinnt?

Daschkow: Peter war nicht ohne Sinn für Ruhm — wenige Menschen sind's —, aber weisere Häupter, als seines, haben sich auf dem Wege dahin verirrt, und viele haben das Ziel verloren, durch ihren Eifer, es zu erreichen. Ich habe immer gesagt, daß, wenn wir uns nicht etwa dem öffentlichen Wohl widmen, wir vielleicht berühmt werden können: aber uns über den Staub zu erheben, ist mehr, als Glück, oder selbst Genius vermag.

Katharina: Daschkow, Sie sind ein verständiges und liebes Geschöpf, aber ein Bischen zu romantisch in Ihren Grundsätzen, ein Bischen zu schwärmerisch in Bezug auf Ruhm. Ich werde Sie immer achten und lieben; aber keine andre Frau in Europa ist groß genug, Sie zu ertragen, und Sie werden wahrhaftig die Männer hors de combat bringen. Das Denken ist ein Feind der Schönheit, und kein Freund der Zärtlichkeit. Ein Mann kann es nicht leicht in einem andern dulden: und finden sie's bei einem Weib, so macht sie's zu dem, was sie, mit eitler Anmaßung eines hohen Vorrechts, gern achtungsvoll nennen möchten, und was Sie, Daschkow, bestialisch und unverschämt finden würden. Was meinen guten Namen betrifft, der, ich weiß es, Ihnen theuer ist, so kann ich alle die besten Schriftsteller von Europa mit einer Tabaksdose kaufen, und die übrigen mit ihrem Inhalt. Es ist kein Mann in der Akademie, der nicht von einem Zahnstocher bezaubert wird, wenn ich ihn sende. Ein Diamant macht mich zur Semiramis, eine Uhrkette zur Venus, ein Ring zur Juno. Voltaire ist mein Freund.

Daschkow: Er war auch der Freund Friedrich's.

Katharina: Ich werde die Pücelle von Rußland sein. Nein! ich hatt' es vergessen .... er hat sie schmählich behandelt.

Daschkow: Legt Ihre Majestät wirklich den Schmeicheleien eines Schriftstellers Gewicht bei, der in's Lächerliche zieht, was das Tugendhafteste und Ruhmwürdigste in seiner Nation ist? der sich vor dem Ungeheuer von Niedertracht Ludwig XV. schmiegte, und vor dem schlimmeren Ungeheuer, dem König, seinem Vorfahr? Er beschmutzte mit jeder Unwürdigkeit und Unanständigkeit das Weib, das Frankreich rettete, und das allein von allen, die zu irgend einer Zeit die Heere dieses Königreichs geleitet, seine Eroberer, die Engländer zittern machte. Seine Mornachen und Marschälle schrien und liefen wie Kapaunen, ihre schönen Kämme bald an den, bald an jenen Wall stoßend, und in Einem Athem Trotz und Uebergabe krähend. Das Bauernmädchen trieb sie in die Schlacht zurück, und führte den Himmel selbst gegen die Feinde Karls. Sie schien ein übernatürliches Wesen: die englischen Rekruten rissen aus: sie wollten nicht gegen Gott fechten.

Katharina: Thoren und Pfaffenknechte!

Daschkow: Die ganze Welt enthielt damals Niemanden, als Thoren und Pfaffenknechte, mit Ausnahme derer, die von ihnen lebten. Die Jungfrau von Orleans war fromm und aufrichtig: ihr Leben bewies das, ihr Tod hat's besiegelt. Zollen Sie ihr Ruhm, Katharina, wenn Sie den Ruhm lieben. Schmach ihm, der das Andenken dieser heiligen Märtyrerin entheiligt hat, der Leiterin und Rächerin ihres Königs, der Retterin und Erlöserin ihres Vaterlandes!

Katharina: Sie mögen Recht haben; aber Voltaire hält mich aufrecht, wenn etwa widerwärtige Scrupel mich plagen.

Daschkow: Hätte der Deismus die Oberhand in Europa gehabt, er wäre der Held des Christentums geworden; wären die Franzosen Protestanten, er würde Thränen auf den Pantoffel des Papstes vergossen haben. Er hält niemanden aufrecht; denn er gibt Niemanden Hoffnung. Er kann uns unterhalten: allerdings selbst Schwermut muß durch seinen reichen und glänzenden Witz zum Lächeln gebracht werden.

Katharina: Während ich über die große That nachdachte, die ich nun so glücklich vollbracht, schien mir sein Witz bisweilen schwach. Dieser Eindruck kam ohne Zweifel von der Kleinheit aller Dinge, im Vergleich mit meinem Unternehmen.

Daschkow: O! wir verlieren viel, wenn wir die Fähigkeit verlieren, durch geniale Menschen erfreut zu werden, und wir gewinnen wenig, wenn wir genötigt sind, zu ihnen zu laufen um Ungläubigkeit zu holen.

Katharina: Ich will meinen Philosophen von Ferney nützlich verwenden. Ich verabscheue den Schuft ebenso sehr, als Sie thun, aber wo wollen Sie mir einen Andern finden, der so elegant schreibt? Sie bilden sich also wirklich ein, daß die Leute nach Wahrheit verlangen, oder sich darum bekümmern? Wie unschuldig Sie sind, Daschkow! Glauben Sie mir, es gibt nichts köstlicheres im Leben, als zu finden, daß ein Mann von Bedeutung ein Lügner ist. Haben Sie nie gehört, wie die braven Leute sich darüber freuen? oder vielmehr, können Sie mir irgend Jemanden nennen, der nicht vor Entzücken außer sich gewesen wäre, wenn er solch' erfreuliche Nachricht mitteilen konnte? Mag Einer noch so sehr an Gicht leiden, er wird zu Fuß und ohne Krücke gehen, seinem Freund es zu erzählen, selbst zur Mitternachtsstunde, und er würde die Newa für diesen Zweck überschreiten, sollte er selbst zweifeln, ob das Eis ihn trage, oder unter ihm zusammenbrechen werde. Die Menschen sind im Allgemeinen so schwach an Wahrheit, daß sie genötigt sind, ihre Tapferkeit darunter zu stellen, als Stützbalken. Warum, denken Sie wohl, rühmen sie sich ihres Mutes, da doch der Tapferste unter ihnen um vieles weniger mutig ist, als eine Hündin auf dem Stroh? Es ist nur, damit sie Schurken sein können, ohne es zu hören, und ein Vermögen zusammenraffen können, ohne Rechenschaft davon zu geben.

Nun plaudern wir wieder, wie wir zu thun pflegten. Ihr Geist und Ihr Enthusiasmus haben sich wieder eingestellt. Mut, meine teuere Daschkow! Fangen Sie nicht wieder an zu seufzen. Wir können nie Mangel an Männern haben, so

lange wir jung und feurig sind. Leider kann ich nicht immer so bleiben. Halloh! Aber Leibeigene und Beförderung sollen schon helfen .... keiner soll mir mit neunzig Jahren einen Korb geben ... Paphos oder Tobolsk! Haben Sie kein Lied für mich?

Daschkow: Ein deutsches oder ein russisches?

Katharina: Keins von Beiden ... Darin könnte irgend ein schrecklich Wort vorkommen ... könnte mich erinnern ... nein, nichts soll mich erinnern .... lieber ein französisches; französische Lieder sind die muntersten von der Welt.

Ist die Schminke von meinem Gesicht weggegangen?

Daschkow: Sie ist ein Bischen in Streifen und Flecken, nur unter den Augen sitzt sie, wie sie sollte.

Katharina: Ich bin erhitzt und durstig: ich weiß nicht, wie das kommt, ich denke, wir haben unsern Kaffee noch nicht getrunken ... war er so stark? Von was träum' ich? Ich konnte nur einen Schnitt Melone zum Frühstück essen; meine Pflicht nahm mich dann in Anspruch; und es ist noch nicht Zeit zur Mittagstafel. Vergessen Sie nicht, daß ich während derselben in Ohnmacht fallen muß, wenn man die Nachricht bringt, oder besser, wenn trotz aller Anstrengung, sie vor mir zu verbergen, die schreckliche Wahrheit meine Seele durchzuckt. Vergessen Sie auch nicht, daß Sie mich in den Armen auffassen müssen, und um Hilfe rufen, und diese schönen Flachshaare zerraufen, die wir da auf dem Toilettentisch zurechtgelegt. Wir müssen beide so untröstlich sein, als wir für unser Leben nur sein können.

Nicht jetzt, mein Kind, nicht jetzt! Kommen Sie, singen Sie! Ich weiß nicht mir die Zeit bis dahin auszufüllen. Noch zwei lange Stunden! Wie dumm und ermüdend! Ich wollte, alle derartige Dinge könnten in Einem Tag besorgt und abgemacht werden. Sie sind ungemein unangenehm, wenn man von Natur nicht grausam ist. Man kennt meinen Charakter sehr wenig. Ich habe das zärtlichste Herz von der Welt: ich bin mutig, aber ich bin voll von Schwachheiten; ich besitze in Vollkommenheit die höhern Eigenschaften der Männer, und, einer Freundin darf ich's sagen, die liebenswürdigste Eigenschaft eines Weibes. Ho! Ho! jetzt wenigstens lächeln Sie: nun, was denken Sie davon?

Daschkow: Ich habe fünfzig Männer es schwören hören.

Katharina: Sie haben gelogen, die Schurken! Ich kenne sie kaum vom Sehen. Wir sprachen von der traurigen Notwendigkeit ... Iwan muß zunächst folgen: er ist Thronfolger. Ich habe einen wilden, stürmischen, netten, kleinen Protégé; der soll einen Versuch machen, ihn zu befreien. Er soll mir schon dazu überredet und angereizt werden, und versichert, man werde ihm auf dem Schaffot verzeihen. Er kann nie den Streich erfahren, den wir ihm spielen, es müßte denn sein Kopf wie eine Flasche Bordeaux seine Kraft im Sägemehl erhöhen. Es ist Befehl gegeben, daß Iwan bei den ersten Unruhen niedergemacht wird, die etwa im Bereich des Schlosses ausbrechen, kurz, sobald die Schildwache Feuer gibt ... aber nicht jetzt ... ein andermal ... zwei solcher Auftritte zu gleicher Zeit ohne einiges Zwischenspiel, würden die Leute unruhig machen.

Ich glaube, wir sprachen vom Singen: lassen Sie mich nicht so lange warten, mein teuerstes Geschöpf! .... Warum können Sie nicht singen, wie gewöhnlich, ohne Ihre Taubenkehle mit Ihrem Taschentuch zu glätten, und Ihr Halsband abzunehmen? Geben Sie mir's denn, geben Sie mir's: ich will's für Sie halten, ich muß etwas zum Spielen haben. Singen Sie, singen Sie! Ich bin ganz ungeduldig. —

„Der Indiskrete."

Eine Wiener Geschichte von Oskar Welten.

(Görbersdorf.)

(Nachdruck verboten.)

Es war an einem sonnigen Aprilmorgen des Jahres 1872, als ich auf der Terrasse des Kur-Salons im Stadtpark saß, die Morgenblätter durchflog und darüber hinweg an dem wonnigen Keimen und Sprießen und Erblühen der jungen Natur mein Auge und mein Herz erquickte. Am selben Tische mir gegenüber schrieb mein Freund Sprenger, ein begabter, aber bummeliger Mensch, der nur dann arbeitete, wenn er Geld brauchte, mit Bleistift Notizen in sein Taschenbuch, wobei er gierig an einer dünnen nicht brennenden Virginia-Cigarre sog und kaute. Plötzlich aber klappte er sein Buch zu, warf einen Blick auf die Uhr über dem Buffet, legte das Geld für Kaffé und Cigarre auf den Marmortisch und erhob sich.

„Kommst Du mit?"

„Wohin?"

„In's Bureau des „Indiskreten"; es kommt dort heute eine hochpikante Affaire zum Knallen!" Und dabei machte er eine Miene, als stünde ein Déjeuner bei Sacher in unmittelbarer Aussicht, mit allen Delikatessen der Saison.

„Du weißt doch", gab ich, halb lachend über dies Gesicht, halb ärgerlich über den Vorschlag zurück, „was ich von deinem „Indiskreten" und seinen Affairen halte, und wie ich über Deine Mitarbeiterschaft an diesem Skandal-Blatt denke!"

„Vorurteile, lieber Freund, nichts als Vorurteile, von denen ich Dich einmal heilen möchte, weil sie eines so aufgeklärten Kopfes, wie Du sonst bist, ganz unwürdig sind . . . . "

Ich wollte heftig erwidern, doch Sprenger ließ mich nicht zu Worte kommen.

„Ich weiß, was Du sagen willst," fuhr er eifrig fort, „der Herr Chef-Redakteur und Eigentümer des „Indiskreten" ist, was Bildung und litterarisches Können betrifft, keine Zierde der Wiener Journalistik, dafür aber schreibt er auch nicht selbst, weiß aber umsobesser die Leute zu finden, die eine gute Feder führen" — „Wie zum Beispiel Dich!" —

„Ganz richtig. Bescheiden sind nur Lumpe! Auch hat er nicht immer ganz reine Hände; er versteht es, die Unreellitäten unserer Banken und Geldinstitute, die oft sehr inkorrekten Manipulationen in den Bureaux unserer Bahnen auszukundschaften und — nimmt dann Schweige-Gelder!"

„Das heißt", gab ich scharf zurück, „er droht beim betreffenden General-Direktor oder General-Sekretär mit Veröffentlichung der Uebelstände und erpreßt auf diese Weise ganz hübsche Sümmchen. Ich danke dafür!"

Nun aber fuhr Sprenger auf. „So?" rief er, „Du dankst dafür? Vor dem General-Direktor, der ein solches Geschäft eingeht, vor dem General-Sekretär, der dabei womöglich noch ein Sümmchen für sich erübrigt, nimmst Du den Hut ab? Nicht wahr? Und Deine großen Blätter, für die Du arbeitest, glaubst Du denn, daß diese nicht genau und wohl noch besser von all den Schwindeleien und Inkorrektheiten in dem Gebahren der öffentlichen Institute unterrichtet sind? Und glaubst Du, daß diese sich für ihr gefälliges Schweigen nicht auch bezahlen lassen, nur mit Tausenden, wo der „Indiskrete" Hunderte nimmt, und in einer gefälligen Form? Die Sache, lieber Freund, bleibt da und dort dieselbe, mit dem Unterschiede, daß Reiber, der Chef des „Indiskreten", zum Herrn General-Sekretär fährt, (wo ihm der freundschaftlichste Empfang bereitet wird), während in dem andern Fall der Herr General-Direktor selbst, wenn er den Wink bekommen hat, zum Chef-Redakteur Soundso fährt, voilà tout."

Ich wurde nervös.

„Damit beweisest Du mir aber nur, daß es große Diebe und kleine Diebe gibt, im besten Fall ein sehr trauriger Beweis für die allgemeine Korruption unserer Stadt.

Doch darauf lege ich bei meinem Anathem gegen den „Indiskreten“ und seine Genossen nicht eigentlich den Nachdruck. Denn wenn ich auch nicht so tiefe Blicke hinter diese Kouliſſen gethan habe wie Du, ſo weiß ich doch immer genug, auf daß mir die ganze Erwerbsſchriftſtellerei verhaßt werden muß. Aber der Salon- und Familien-Scandal, den Ihr hervorzerrt, dieſe Paſſion, mit der Ihr Dinge an die Oeffentlichkeit zieht, welche allerdings ſchlimm genug ſind, aber nur zwiſchen denen ausgemacht werden ſollen, die ſie juſt betreffen, das iſt's, was ich unbedingt verdamme. „My house is my castle“ ſagt der Engländer mit Recht, und was in meinem Hauſe, in meiner Familie vorgeht, muß vor der Infamie journaliſtiſcher Indiskretion geſichert ſein, und das um ſo mehr, als ja Ihr die Dinge doch nicht erzählt, wie ſie ſich begeben, ſondern ſo, wie Ihr ſie für den Gebrauch Eures verlotterten Leſerkreiſes zurecht gemacht habt: „mit Pointe“, wie das ſchimpfliche Schlagwort heißt. Und nun noch dazu die Schändlichkeit, auch in dieſen Affairen mit der Erpreſſungs-Methode vorzugehen, hier einem vermögenden Mann, deſſen Tochter in Unehren geraten iſt, dort einem unglücklichen Ehegatten — Schweigegelder abzunehmen, nachdem Ihr ihn elend genug gemacht habt durch Eure „freundſchaftlichen“ Mitteilungen. Pfui ſage ich, über ſolche Preſſe, über ſolche Geſchäftsprinzipien, und nochmals pfui! — Und wenn ich Dich nicht ſonſt als einen braven Kerl kennte, der ſeine Hände reinhält und nur in ſeiner fatalen Neigung zur Gourmandiſe jeder Art ſich hier mißbrauchen läßt, — wir hätten längſt unſer letztes Wort miteinander geſprochen!“

In meinem Eifer hatte ich nicht bemerkt, daß Sprenger abwechſelnd blaß und rot geworden war und jetzt erſt, da er mit wuchtiger Fauſt auf den Tiſch ſchlug, daß Gläſer und Taſſen klirrend aneinanderſchlugen, nahm ich wahr, daß ich ihn in eine wahre Berſerkerwut verſetzt habe.

„Blitz und Donner, eigentlich müßte ich Dich jetzt fordern!“ ſchrie er mir entgegen. „Mir zuzumuten, daß ich mich für ſolche Geſchäfte auch nur mißbrauchen laſſe! Ich aber ſage Dir dagegen, daß jede Zeile, die ich für den „Indiskreten“ ſchreibe, auch gedruckt wird, daß alſo hier von ſolchen Geſchäften nicht die Rede ſein *kann*. Und wenn ich in meiner Salon-Chronik das „private“ Treiben von Perſonen brandmarke, welches nach Deiner Anſicht nicht vor die Oeffentlichkeit gehört, ſo thue ich es, weil ich darin Deine Meinung nicht teile. Nicht alles was ſich in den Familien zuträgt, nicht alles, was das ſogenannte „Privatleben“ betrifft, ſoll und darf von der Zuchtrute der öffentlichen Meinung geſchützt ſein. Das iſt ein ganz falſcher Grundſatz, der der Korruption im Privatleben nur ungeheuren Vorſchub leiſtet. Es giebt Schurkereien, Niederträchtigkeiten, es giebt ſogar Verbrechen, für die unſer bürgerliches Geſetzbuch keine Paragraphen vorgeſehen hat; hart am Geſetz vorbei ſchieben ſich dieſe Individuen und — fürchten es *nicht*. Und dieſe ſelben Individuen zittern — vor *uns*, ſie ſind's vor allen, welche die öffentliche Meinung gegen uns haranguiren, mit den Schlagworten von Familienfrieden, den wir ſtören, von Skandalſucht, die wir im Publikum nähren, ſie ſind es auch, die mit verleumderiſchen Räubergeſchichten über unſer Geſchäftsgebahren uns heimtückiſch befehden, um eines furchtbaren Feindes ihres Treibens los zu werden. Und da dieſe Individuen oft in Amt und Ehren ſtehen, über Geld und Macht verfügen, ſo glaubt man *ihnen* und verdammt *uns*. Die Lumpe, die Schurken, das entſittlichende Element unſerer Geſellſchaft, unſeres Familienlebens ſind aber nicht *wir*, ſondern *ſie*.

Ich mußte lachen.

„Du wenigſtens glaubſt an eine hohe ſittliche Aufgabe, die Du mit Deinen Indiskretionen erfüllſt, und das lob' ich mir. Ich aber muß Dir dieſen Glauben ſchuldig bleiben, bis — “

„Bis ich Dir Beweiſe gegeben? Wohlan, komm mit, wir haben hohe Zeit.“

Und er faßte mich am Arme und zog mich mit energiſchem Ruck vom Stuhl.

„Du brauchſt ja geradezu Gewalt! Phyſiſch und auch geiſtig“, ſagte ich, indem ich mich zum Gehen bereit machte, „denn Deine Standrede pro domo hat mich in der That ganz neugierig gemacht. Werde ich aber Herrn Chef-Redakteur Reiber auch willkommen ſein?“

„Darüber mach' Dir keine Sorge. Reiber hat den Grundsatz: „Les amis de mes amis sont mes amis!“ und wenn ich Dich einführe — “

„Sei's also drum! Ich will mich einmal in die Höhle des „Indiskreten“ wagen. Nun aber unterrichte mich auch, was das für eine Affaire ist, die da zum „Knallen“ kommen soll, wie Du sagst, und bei der Ihr in wohlthätiger Weise des hohen Amtes einer Sittenpolizei wallten wollt! Ich bin insbesondere neugierig, was das für ein Fall sein kann, in den sich die gewöhnliche Polizei nicht mengen darf, und für die das Gesetzbuch nichts vorgesehen hat!“

„Spotte nur immerhin! — Aus dem Saulus wird doch noch ein Paulus werden. Es ist einer der tausend Fälle, mit denen kein Gericht zu thun haben darf, weil sie eben das intimste Privatleben betreffen. Und es handelt sich dabei um das Lebensglück eines braven jungen Mannes aus einer reichen Wiener Bürgerfamilie „vom Grund“, also von altem, angestammtem Wienertum, wie es immer mehr ausstirbt.“

„Und der Delinquent?“ fragte ich gespannt.

„Ist Fräulein Rosa H . . . . “ Er nannte mir den Namen einer damals sehr beliebten kleinen Operettensängerin vom Wiener Theater.

„Das reizende Mädchen!“ rief ich überrascht. „Habe ich nicht erst vor einigen Tagen gelesen, daß sie heiratet und vom Theater zurücktritt?“

„Gelesen hast Du das — aber geschehen wird weder das Eine noch das Andere.“

„Und warum? Wer will's hindern?“ rief ich mit unverholener Teilnahme. „Dieses Mädchen macht den Eindruck wirklicher Bravheit, sie ist immer dezent im Spiel wie in der Kleidung, man sagt ihr auch nichts übles nach, — und doch sind Eure Kollegen, die Theater-Reporter, so begierig und sogar erfinderisch in Bezug auf pikante Geschichtchen aus der Kouliſſenwelt. Die Schauspielerinnen und ihr Privatleben, das ist ja bei uns vogelfrei!“

Sprenger rieb sich mit mephistopheliſcher Befriedigung die Hände. „Dich hat sie also auch bestochen mit ihren Taubenaugen und ihrem Unschuldsgefieder. Du vergißt aber nur, daß die Tauben die Vögel der Venus sind!“

„Du willst doch damit nicht sagen? . . . “

„Allerdings — daß Venus die Göttin der Liebe ist. Und nun höre. Ferdinand Wendenmeyer, Sohn und Kompagnon des altrenommirten Hutmachergeschäftes auf der Wiedner-Hauptstraße, sechsundzwanzig Jahre alt, großer Theaterfreund und Kunstmäcen „vom Grund“, verliebte sich wahnsinnig in Deine züchtige Turteltaube. Auch Hutmacher können sich wahnsinnig verlieben, nicht nur Poeten. Natürlich suchte er bald die persönliche Bekanntschaft Rosa's zu machen, doch — er wurde abgewiesen, als er seine Visitkarte abgab, und erst der Vermittlung der Direktion gelang es, ihm Zutritt bei der kleinen Künstlerin zu verschaffen, „die keine Herrenbesuche empfängt“ Und auch dann empfing sie ihn nie allein, sondern nur wenn Kolleginnen oder Kollegen bei ihr waren. Ihr guter Ruf duldete das nicht, und Ferdinand war entzückt darüber. Und als daher nach Wochen anbetender Verehrung ein „Zufall“ es so fügte, daß Ferdinand seine Rosa doch allein traf, da — trug er ihr schleunigst Herz und Hand an, und bat, sie seinen lieben Eltern vorstellen zu dürfen. Die Komödie, die Rosa nun spielte, Verschämtheit, Freude, das Geständnis, daß auch ihr Herz von ihm gefangen sei, kannst Du Dir denken. Und — die Eltern, Mama natürlich voran, waren gleichfalls entzückt von dem holden Kinde und nach kurzem Kampfe gaben sie ihre Einwilligung zu der Heirat. Das einzige „Schlechte“, was man der Braut nachsagen konnte, war, daß sie der Bühne angehörte, und das war im Grunde doch nur ein Vorurteil. Heutzutage, wo Grafen Schauspielerinnen heiraten und der Erzherzog Heinrich mit seiner kleinen Hoffmann glücklich wurde, kann schon auch einmal ein Wiener Hutmacher sich diese Ausschreitung erlauben . . . . “

Mein Freund schwieg lachend und blieb vor einem Hause stehen, in dessen Einfahrt an der Mauer neben andern Firmentafeln auch diejenige des „Indiskreten“ in großen schwarzen Lettern auf weißlackiertem Grunde prangte.

„Da sind wir“, sprach er.

„Nun und Deine Geschichte?“ fragte ich ungeduldig.

Sprenger zuckte die Achseln. „Und — nächsten Sonntag soll die Hochzeit sein. Das Andere erfährst Du oben.“

Es war ein altehrwürdiges Wiener Stadt-Haus, mit breiten Treppen und weiten hohen hellen Gängen in der Art der Klostergänge, in das mich Sprenger geführt hatte, und ich hätte dahier alles andere eher, als die Redaktion des „Indiskreten“, dieser modernsten Preß-Blüte, gesucht. Im zweiten Stock links zog mein Freund die Glocke, und gleich darauf ließ uns ein blau-livirter Diener mit verschmitztem Ausdruck ein. Auf dem Kragen seiner Livrée vorne war links und rechts ein goldenes „J“ eingestückt und die Mütze, die an der Wand hing, prangte im Schmucke eines goldgestickten „Der Indiskrete“, voll und ganz ausgeschrieben. Außer dem Kleiderrechen an der Wand, einem großen Tisch und zwei alten Stühlen zeichnete sich dieses Entrée, dessen Fenster auf den Hof gingen, durch den gänzlichen Mangel an Möbeln und einen Ueberfluß an Spinngeweben aus, die von der Decke in langen grauen Fäden herabhingen, in den Fensterecken nisteten und die weißgetünchten Wände mit grauen Schattenstrichen bemalten.

Durch eine niedere Glasthür, welche von innen grün verhüllt war, traten wir nun in das Redaktions-Bureau, ein einziges großes Zimmer, in dem das breite Ruhebett zuerst in die Augen fiel. Zwei Schreibtische, hohe Regale mit Nummern des „Indiskreten“, ein Schrank für Kleider und Wäsche und eine Waschtoilette vervollständigten die Einrichtung und machten alles in allem einen unwohnlichen Eindruck, gestanden aber gleichzeitig wie verschämt ein, daß der Raum nicht nur als Schreibbureau, sondern von Fall zu Fall auch als Schlaf- und Ankleidezimmer diente. Die Fenster standen weit offen und von unten tönte der wirre Straßenlärm betäubend herauf. Dieser letztere Umstand erklärte auch, daß die Unterhaltung zwischen den drei Männern, die im Zimmer weilten, sehr laut geführt wurde.

Sprenger ward mit stürmischem Halloh empfangen, und als er mich dem Chefredakteur vorstellte, drückte mir dieser gleich mit großer Herzlichkeit die Hand und versicherte in sehr feinem Französisch „Les amis de mes amis sont mes amis“, woran er noch ein schmeichelhaftes Wort, mich betreffend, knüpfte. Es folgte dann die Vorstellung der beiden andern Herrn. Der eine war ein Chevalier de Louette, der degenerierte Sprößling einer französischen Emigrantenfamilie, — wenn degeneriert hier nicht noch zu wenig sagt. Ein kleiner Kopf mit spärlichem, glatt gebürstetem und übermäßig gesalbtem Haar, ruhte auf einer dürftigen Gestalt, die wieder von dünnen eingeknickten Beinen getragen war, um welche das Beinkleid haltlos schlotterte. Das Gesicht mit seinem Schöpsenprofil und dem zurückstrebenden Kinn war glatt rasiert und erhielt nur von einem knapp gehaltenen Bart auf der Oberlippe einen Schatten von Männlichkeit. Der Blick war gewöhnlich schlaff wie alles an dem Menschen, nur in Momenten der Erregung leuchtete etwas wie Süffisance als Zeichen vorhandenen Intellekts daraus hervor. Am widerlichsten aber war die Stimme, eine dünne Fistelstimme, die, wenn sich der Chevalier vernehmlich machen wollte, in ein heißeres Krähen umschlug. Dieser Sprosse hoher Ahnen war ein hochwichtiger Mitarbeiter des Blattes, obgleich er nie — eine Feder anrührte. Er verkehrte aber in den adeligen Klubs, bei den Pferderennen, bei den Spieltischen der adeligen Viveurs, in den Boudoirs der Theaterdamen, er kam sogar in einzelne vornehme Häuser, und war die lebendige Chronique scandaleuse dieser Kreise. Aus dieser Quelle bezog Reiber seine intimen Kenntnisse aller Affairen, welche den Wiener Adel und die Wiener Koulissen betrafen und von Sprenger äußerst geistvoll bearbeitet als „Salon-“ und „Theater-Chronik“ berühmt wurden und dem Blatt in jenen Kreisen Eingang verschafften. —

Ein schöner frischer Mann voll naiver Gutmütigkeit und von unverkennbarem gedankenlosen Leichtsinn, mit blondem Bart und blauen Augen war der zweite anwesende, — eine Art Mit-Eigentümer des Blattes. Gleichfalls aus sehr guter Familie, hatte er Verbindungen mit dem allerhöchsten Hof einerseits, mit dem Generalstab anderseits, und namentlich dem letzteren setzte das Blatt furchtbar zu, indem es die fatalsten Geheimnisse desselben zu erforschen und zu publizieren wußte. Außerdem hatte dieser Herr die Aufgabe, in besonderen Fällen die Unterhandlungen zwischen

dem „Indiskreten“ und den diversen Bankinstituten und Bahnen zu führen, wozu er sich durch sein vornehm chevalereskes Wesen und seinen gutklingenden Namen besonders eignete.

Reiber selbst war eine ganz markante Erscheinung, der Zigeunertypus, wie man sich ihn nicht vollkommener denken kann. Das Gesicht tief dunkelbraun, Haare und Augen pechschwarz, die Gestalt schlank und geschmeidig und elegant, drückte sich in seinem ganzen Auftreten eine große Energie aus, welche, glücklich geleitet, schöne Früchte hätte tragen können, da sie von Intelligenz und einer gewissen Bravheit des Wesens begleitet war. Auf der andern Seite aber drängte unersättliche Genußsucht nach reichem Erwerb und stark ausgesprochene Eitelkeit nach Macht und Ansehen. Er kannte die Gesellschaft, als deren Paria und Sündenbock er sich wohl insgeheim fühlte, er wußte, daß da oben Leute mit Orden und Titeln saßen, gegen die er immer noch als sehr braver Mann gelten konnte, und er wußte aus der Lebensgeschichte dieser Männer, daß es durchaus nicht die Rechtschaffenheit war, welche sie so hoch gehoben hatte. Und so war für ihn auch kein Ziel zu hoch und unerreichbar, und wenn er diese Leute befehdete und sie vor dem „Indiskreten“ zittern machte, so that er es nur, um mit ihrer Hilfe nach oben zu kommen: vielleicht mit dem edlen Vorsatz, dann besser zu sein als sie. Jedenfalls lag in dem Manne eine große Neigung zum Guten, und ich sollte mich sehr bald davon überzeugen.

Chevalier de Louette war, als ich mit Sprenger eintrat, eben im Zuge gewesen, die neueste Skandalgeschichte aus hohen Finanz- und Adelskreisen zu erzählen, und begann in dem vollen Bewußtsein seiner Bedeutung für das Blatt nochmals damit, um Sprenger Gelegenheit zu geben, gleich seine Notizen zu machen. Da trat der Diener ein und überreichte seinem Herrn eine Visitkarte.

Reiber warf einen Blick auf das Blatt, zog dann seine Uhr und sprach lächelnd zu den Herren: „Er ist's — und auf die Minute.“

Da sprang der Blondin, welcher rittlings auf einem Stuhl gesessen war, mit einem Satz wie elektrisiert über die Stuhllehne auf den Boden.

„Zum Donner!“ rief er, „er kommt also doch! Darauf war ich nicht gefaßt“.

„Sonst wären Sie wohl nicht gekommen, he, he?“ fistelte der Chevalier mit den Knickebeinen. „Sie sind mir ein schöner Held.“

„Nun, lieber Chevalier, Kourage habe ich schon. Aber bei dieser Operation zittert dem Bravsten das Herz. Mach's möglichst sanft, Reiber!“

Reiber nickte. „Da giebt's keine Sanftigkeit, da giebt's nur einen raschen und tiefen Schnitt.“ Und dann zu mir gewendet, fuhr er fort: „Sie wissen, warum es sich handelt? Natürlich!“ — was mich veranlaßte, zu erklären, daß die Mitteilungen Sprengers mich trotz ihrer Gründlichkeit über die Hauptsache im Unklaren gelassen hätten.

„Das ist wieder echt Sprengerisch!“ lachte der Chefredakteur. „Uebrigens es thut nichts, Sie werden um so drastischere Eindrücke empfangen. — Ich lasse bitten . . .“

Der Diener entfernte sich und gleich darauf trat ein junger Mann von unverkennbarer Spießbürgerlichkeit ein. Das dunkle Haar einfach gescheitelt, ein gesundes derbes Gesicht, ein Bärtchen auf der Oberlippe, gedrungen Gestalt, feiertägig gekleidet, mit dicker goldener Uhrkette und Brillant-Knöpfen im gestickten Hemd, taubengraue Handschuhe an den groben Händen, einen sogenannten Stößer*) von tadellosem Glanz in der Rechten, einen Spazierstock in der Linken, war er das Prototyp eines reichen Wiener Bürger-Sohnes vom Grund. Und was ihn noch weiter als solchen charakterisierte, war eine derbe Ungezwungenheit des Benehmens und der Bewegungen, welche diesen ihrer Unabhängigkeit bewußten und in ihren Kreisen tonangebenden jungen Leuten eigen ist. Nur in der Sprache legte er sich einigen Zwang auf und bestrebte sich, ein reines Schriftdeutsch zu sprechen, wobei aber der Vokal a, welchen die Wiener halb o zu sprechen pflegen, ungemein breit hervorkam, was ganz eigentümlich klingt.

Reiber trat ihm rasch entgegen und so wandte er sein Wort auch an diesen.

„Sie sind der Chef-Redakteur des „Indiskreten“, Herr Reiber?“

*) Cilinderhut mit ganz schmalen flachen Krämpen.

„Zu Ihren Diensten, Herr Wendenmeyer."

Das also war Wendenmeyer, der Bräutigam der lieblichen Rosa. Mir gab's ordentlich einen Stoß, denn wie mit einem Schlage ward mir klar, daß es jetzt zu sehr unliebsamen Auseinandersetzungen kommen würde, und ich wünschte mich tausend Meilen weit weg; doch da gab's kein Entrinnen mehr. Denn die Situation duldete keine Unterbrechung.

„So? — " begann Wendenmeyer mit dem eigentümlichen Phlegma, aus welchem der Wiener im Augenblick in wildesten Zorn umschlagen kann. „Dann hab' ich mit Ihna z' reden " Dabei blickte er fragend Reiber und dann der Reihe nach uns Alle an. Die Gegenwart so vieler Leute schien ihm störend, unpassend. Doch Reiber enthob ihn mit großer Unverfrorenheit jeden Bedenkens.

„Ich bitte, Herr Wendenmeyer, Sie können ungenirt sprechen; die Herren" — er stellte uns rasch vor, — „sind alle Kavaliere und kennen übrigens auch die Angelegenheit, die Sie zu mir führt. Wollen Sie Platz nehmen?" Und dabei stellte er rasch einen Stuhl mitten in's Zimmer, auf welchem nun der junge Mann nolens volens Platz nehmen mußte, während wir Andern teils sitzend, teils stehend einen Halbkreis um ihn bildeten.

Die höfliche und sichere Art des Chefredakteurs schien Herrn Wendenmeyer einigermassen aus dem Konzept gebracht zu haben, denn er besann sich einen Moment, ehe er langsam in die hintere Rocktasche griff und daraus eine Nummer des „Indiskreten" hervorzog, die er nun in etwas schwerfälliger Weise auseinanderlegte.

„Mir hat do — " begann er — „a Freund meiniger gestern in der Früh letzte Nummer vom „Indiskreten" 'bracht, und hat mir a G'schicht vorg'les'n „von dera Katz, die's mausen net laßt." I hab zuaghört und hab'n nacher g'fragt, was denn i mit dera dummen G'schicht machen soll? „No — hot er g'sogt — kennst denn net, Ferd'l, wer mit dera Kotz g'mant is?" „Na — hob' i g'sogt." „Und den dummen Kater kennst a net" hat er wieder g'frogt, „den die Kotz zum Narrn halt?" „Wia soll i denn den kenna?" hob i g'sogt. „Is dös a patscherts frag'n!"

Er unterbrach sich plötzlich und begann hochdeutsch: „Wissen Sie, meine Herren, nix kann mich so springgiftig mach'n, als wann Einer so dumm daherfragt." Und dann fuhr er wieder im Wiener Dialekt fort:

„Mei Freund aber bleibt mir nix schuldig. Der Patsch bist Du — sagt er — wann Du dös net kennst. Dei Ros'l is mit der Katz g'mant und Du kannst schau'n, wo Dir die Hörner waxen!"

„Himmelkruzaferras — mei Ros'l? Dös is net mögli! — Mir hat's an Stich geb'n durch und durch, meine Herren, und mei Freund is zur Thür 'nausg'flog'n so lang als er war. Nachher aber hab' i die G'schicht no a mal g'les'n und no a mal, und hab nachdenkt und do hab i g'spürt, daß er do recht hat; mit der Katz is mei Ros'l, mei Braut g'meint, meine Herrn, und der dumme Kater, dös bin i, und die ganze G'schicht is an infame Lüg und do bin i, daß i Ihna alle Knoch'n zerhau, mei Herr Reiber!"

Bei den letzten Sätzen, die er heftig hervorstieß, sprang er empor und stand, bleich vor Wut, mit erhobenem Stock Reiber gegenüber. Dieser aber verzog keine Miene, er veränderte aber auch nicht im geringsten die nachlässig elegante Haltung, mit der er am Schreibtisch lehnte.

„Ich begreife Ihren Zorn, Herr Wendenmeyer", sprach er ruhig, „und begreife auch, daß sich derselbe zuerst und in wenig gebildeter Form gegen mich wendet. In der That aber verfehlen Sie damit die richtige Adresse, welche diejenige Ihrer — Braut wäre." —

„Herr!" brauste Wendenmeyer auf.

„Wollen Sie nicht wieder Platz nehmen?" fuhr Reiber höflich fort. „Ich glaube, wir werden rasch zu einer Verständigung gelangen. Sie ziehen mich zur Verantwortung für einen Artikel, der in meinem Blatte steht, und dazu haben Sie ein Recht. Sie glauben nicht was in meinem Blatte steht, daran thun Sie aber sehr unrecht, denn mein Blatt ist nicht mit den gewöhnlichen Tagesblättern zu ver-

wechseln, welche morgen dementieren, was Sie heute beschwören. Wir dementieren nie, — wir beweisen."

Wendenmeyer, der mit offenem Munde da saß, konnte nicht verblüffter über Reibers Rede sein, als ich selbst es war. Jener aber stammelte nur erbleichend: „Beweisen?"

„In der That — beweisen," begann der Redakteur aufs neue, „das ist die einzige Form, in welcher meine Verantwortung bestehen kann. Jede andere wäre nichtig. Wenn man die Ehre eines Weibes so antastet, wie es in unserem Blatte geschehen, wenn man drei Tage vor der Hochzeit ein Weib solcher Handlungsweise beschuldigt, wie der „Indiskrete" es zu thun für nötig fand, — dann muß man unerschütterliche Beweise in Händen haben. Und diese haben wir."

Reiber wandte sich um, schloß den Schreibtisch auf und entnahm demselben ein Packet Briefe. „Diese Briefe, mein Herr Wendenmeyer, sind von Ihrer Braut in den letzten Monaten an ihren Geliebten geschrieben worden. Diese Briefe, deren Beischaffung wir nur den ausgezeichneten Verbindungen und Bemühungen des Herrn Chevalier de Louette verdanken, hatten wir, wenn wir die schlechte Meinung verdienten, mit welcher Sie zu uns gekommen sind, und welcher Sie einen unziemlichen Ausdruck gaben" — Reiber hatte sich hoch aufgerichtet und sah ganz imponierend aus — „diese Briefe hätten wir Ihrer Braut Frl. Rosa H . . . verkaufen, um teures Geld verkaufen können, und Sie, der Betrogene, der Genarrte wären es gewesen, der dieselben hätte bezahlen müssen. Wir aber machen derlei Geschäfte nicht. Wir sahen hier nur den Sohn einer alten und hochehrbaren Wiener-Familie im Begriffe, ein Bündnis für's Leben zu schließen, welches nur Unheil bringen, nur Unehre im Gefolge haben konnte — es war daher kein Zweifel für uns, was wir hier zu thun hatten. Und wenn wir unser Blatt zum Vermittler unserer Enthüllungen machten, so geschah es, um einmal recht drastisch und handgreiflich die ehrliche Tendenz zu markieren, welche wir mit diesem Blatte verfolgen. Und nun, mein Herr, wollen Sie gefälligst Einsicht nehmen in diese Briefe. Sie kennen die Schrift Ihrer Braut, Sie werden an der Aechtheit dieser Dokumente keinen Zweifel hegen."

Wendenmeyer griff rasch nach den Briefen, während Reiber sich mit dem stolzen Bewußtsein seines hohen sittlichen Thuns uns zuwandte. Was er zu den Herren sprach, ging mir verloren, denn ich war ganz vertieft in das Studium der Züge Wendenmeyers, wie dieser selbst in das Studium der Briefe. Er las langsam, und wie es schien, begriff er auch langsam, plötzlich aber wurde er todtenbleich, ein Zucken lief durch seinen Körper, und in seinen Zügen kämpfte ein tiefer starker Schmerz, den er männlich niederzuhalten suchte. Dann las er weiter, doch nicht lange, da ballte sich seine Faust und er sprang, seiner nicht mehr mächtig, empor, wobei ein rauhes, brutales Wort seinen Lippen entschlüpfte. Dann aber, sich besinnend, und wie von plötzlicher Reue ergriffen, rief er: „Aber na! na! Es is ja gar net mögli! Und wann dö Schrift a (auch) tausendmal meiner Roserl ihre Schrift is, so is's do g'fälscht! Denn es is net mögli!" Und, sich zu uns wendend, erklärte er mit allem Nachdruck in reinem Hochdeutsch: „Es ist ganz einfach unmöglich!" und fuhr dann erläuternd im Dialekt fort: „Denn i kenn' seit viele Monat an jeden Schritt, den mei' Roserl g'macht hat, — i waas (weiß) jeden Menschen, der zu ihr kummen is. Se müssen nämli wissen, meine Herr'n, daß i kan' heuriger Haas net bin, und was die Weibsleut' vom Theater gewönli für eine Sorten sein, das kennt unser Aner, der Geld in Sack hat, erst recht. Da haßt's ausbix'eln, (zahlen) und dann hat mer's. Und no wird mer hint' und vorn betrogen. Dessetweg'n hab' i a die Rosel überwach'n laff'n. Ihre Zimmerfrau, der Hausmaster, der Theaterdiener, die Comfortabel-Kutscher und die Fiaker, die beim Theater ihren Stand haben, sogar 'n Inspicienten hab' i mir 'kauft: aber net so viel, als Schwarz untern Nagel geht, hab' i Schlecht's erfahren können. Also — san dö Briaf g'fölscht! Denn nach dem, was in dö Briaf steht, hätt' das Madl ganz a richtig's, saftig's Verhältnis g'habt, zu derselben Zeit, wo i, ihr Bräutigam, sie net a mol mit'n klan Finger hab' antupfen dersen. Und das wär' a Niederträchtigkeit, wia i 's meiner Rosel gar net

zutrauen kann, so wie i das Madel kenn'. Dann aber — meine Herr'n — dös wissen wir Alle, daß zu so was Zeit und Gelegenheit g'hört, und an Ort wo mer z'sammkummt. Und das hätt' i längst derfahren müff'n. — Dessetweg'n, meine Herrn, sag' i no a mal, dö Briaf san g'fölscht und die ganze G'schicht is a ganz a gemeine Verleumdung. Punktum."

Mit einem siegesgewissen Blick sah uns Herr Wendenmeyer nach dieser Rede an, und ich muß gestehen, daß ich selbst nahezu überzeugt war von seinen Gründen, zumal ich die bewußte Sängerin wirklich — wenigstens eines so raffinierten Betruges — nicht fähig hielt. Nicht so die andern Herren. Sie zuckten mehr oder minder auffällig bedauernd die Achseln, und nach einer kurzen, aber schwülen Pause begann Reiber als Wortführer folgendermaßen:

„Wir halten Sie, Herr Wendenmeyer, durchaus für keinen Grünling, der sich nur so mir nichts, Dir nichts zum Narren halten läßt. Wir erkennen auch an, daß Ihre Gründe sehr viel für sich haben und speziell Ihnen maßgebend sein müssen. Wir sind überdies auch sehr wohl unterrichtet gewesen von den Vorkehrungen, die Sie getroffen haben, um stets über das Thun und Lassen Ihrer Braut zuverlässig unterrichtet zu sein. In der That wußte auch niemand, weder in dem Hause, wo Frl. Rosa wohnt, noch im Theater etwas von dem geheimen Verkehr, welchen dieselbe trotzdem und zwar in der ungenierteſten Weise wohl monatelang gepflogen hat."

Herr Wendenmeyer wurde bleich und ballte krampfhaft die Fäuste bei diesen Worten des Chef-Redakteurs. Doch dieser ließ sich nicht dadurch beirren.

„Es handelt sich also nur darum", fuhr er sachlich fort, „die Möglichkeit eines Vorganges zu erweisen, der in der That ganz unmöglich zu sein scheint. Und da möchte ich Sie vor Allem darauf aufmerksam machen, daß Sie noch gar nicht gefragt haben, wer denn dieser so heißgeliebte Arthur ist, an den Ihre Braut die in Ihren Händen befindlichen Briefe gerichtet hat."

Der betrogene Bräutigam schlug sich zornig mit der Faust vor die Stirne, wie man es thut, wenn man etwas Wichtiges vergessen hat, und rief, ganz rot im Gesicht: „Na, und wer is dieser Lump?"

„Durchaus kein Lump, Herr von Wendenmeyer, sondern ein tüchtiger Mann in seinem Fache. Es ist Herr Arthur Drechsel, Eisenbahn-Bau-Inspektor bei der Südbahn, welcher, wie Sie wissen dürften, mit Frl. Rosa in ein und demselben Stockwerk, Thür an Thür wohnt."

„Der hat ja das Verhältnis mit der Schauspielerin M. vom Wiedner Theater!" rief Wendenmeyer heftig dazwischen. „Die Roserl hat mir davon erzählt!"

„Ein Beweis, wie schlau Ihr Fräulein Braut war!" gab Reiber unverfroren zurück, „denn dadurch mußte Sie auch die letzte Möglichkeit eines Verdachtes von sich abwälzen, daß sie mit diesem Manne Beziehungen angeknüpft habe. Doch lassen sie mich meine Sache weiterführen. Sie wissen also, daß Herr Drechsel der unmittelbare Nachbar Ihrer Braut war. Sie wissen vielleicht auch, daß die Zimmer der beiden Wohnungen miteinander parallel laufen, also Wand an Wand liegen. Sie wissen wohl auch, daß die Zimmer des Herrn Inspektors nach dem Garten hinausgehn. Was Sie aber nicht wissen dürften, das ist, daß das letzte dieser Zimmer Herrn Drechsels Schlafzimmer ist, also an das Zimmer Ihrer Braut, gleichfalls das letzte in der Reihe, — doch nach der Straße hinaus, — anstößt. Sie wissen endlich nicht, daß früher einmal beide Wohnungen von einer Partei bewohnt und daß damals die beiden letzten Zimmer durch eine Tapeten-Thür in Verbindung gebracht worden waren."

Herr Wendenmeyer, der bisher gestanden hatte, setzte sich jetzt schwerfällig, doch ohne ein Wort zu sprechen, auf seinen Stuhl.

„Diese Tapetenthür war doppelt, weil das Haus noch nach alter Weise gebaut, ziemlich dicke Mauern hat, und als die Wohnungen wieder geteilt wurden, begnügte sich der Hausherr, diese Thüren zu versperren, um jederzeit wieder die Möglichkeit zu haben, die Wohnung als Ganzes zu vermieten. — Das Alles blieb Ihnen geheim, zumal die Tapetenthür im Zimmer Ihrer Braut durch einen hohen

Kleiderschrank völlig verdeckt war. Herr Drechsel aber wußte von diesen Umständen, und daß er großes Entgegenkommen fand, als er Ihrer Braut nahelegte, dieselben im Dienste der Venus zu verwerten, beweisen nun diese Briefe, welche Ihre Braut schrieb, als sich Herr Drechsel auf einer Inspektions-Reise befand. Diese Umstände aber machen es, wie Sie nun wohl zugeben werden, daß Sie trotz aller Vorkehrungen von dem Verkehr Ihrer Braut mit Herrn Drechsel keine Kenntnis erhielten. Was aber die Briefe betrifft, so wurden dieselben von der durch Sie eben namhaft gemachten Schauspielerin aufgespürt, nachdem Sie infolge der auffälligen Vernachlässigung seitens des Herrn Drechsel Verdacht geschöpft hatte, daß Sie eine Neben-, buhlerin habe. In letzter Linie also verdanken wir es einem Akte weiblicher Eifersucht und Rache, daß diese Briefe in unsere Hände kamen und wir dadurch in die Möglichkeit versetzt wurden, Ihnen einen vielleicht nicht ganz verwerflichen Dienst zu leisten."

Chef-Redakteur Reiber schwieg, von dem schönen Bewußtsein gehoben, ein grausames, aber ersprießliches Werk vollbracht zu haben. Wendenmeyer aber saß fast unbeweglich auf seinem Stuhl, die linke Hand mit dem Stöckchen schlaff herabhängend die rechte Hand geballt auf den Schenkel gestützt, den Blick stier auf den Boden geheftet und murmelte zähneknirschend:

„Diese Hure! Diese Hure! Diese Hure!"

Einen andern Gedanken, ein anderes Wort hatte er in seinem jetzigen Zustande dumpfen Schmerzes und Zornes nicht zur Verfügung. Doch dieses Wort schien Reiber wieder zu hart und er sprach daher besänftigend:

„Ich begreife wohl, Herr von Wendenmeyer, daß Ihnen jetzt kaum ein Ausdruck zu hart, zu schimpflich erscheinen muß, mit welchem Sie das Thun Ihrer Braut brandmarken. Allein Sie geh'n darin zu weit. Allerdings spielte Frl. Rosa ein häßliches Doppelspiel, doch war sie selbst von Leidenschaft zu dem Inspektor, einem stattlichen und feingebildeten Manne, verblendet; diese Liebe ward auch von seiner Seite intensiv erwidert, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Frl. Rosa sich mit Ihnen nur verlobte, um ihren Geliebten zur Heirat zu drängen, — daß sie aber ernstlich erst daran dachte, die Heirat mit Ihnen einzugehen, als Herr Arthur Drechsel ihr dieses Zugeständnis nicht machte, so wenig er sonst von ihr lassen wollte und will. Herr Drechsel gehört eben zu jenen Männern, die ihren Namen nur einem Mädchen geben mögen, das früher keinem andern angehört hatte; jungfräulichen Standes aber war Frl. Rosa auch nicht mehr gewesen, als er mit ihr in Beziehung trat .... Das ist schon nicht anders beim Theater, aber das berechtigt noch nicht zu einem Ausdrucke, wie Sie denselben in Ihrer Verstimmung gebrauchten. Meiner Ansicht nach sollten Sie auch weiterhin keinerlei Lärm schlagen, weil ja dabei doch nur Sie der Ausgelachte wären; sondern, eingedenk des französischen Versleins:

„Le bruit est pour le fat,
„La plainte est pour le sot,
„L' honnête homme trompé s'en va
„Et ne dit mot!"

sich damit begnügen, die Lösung Ihres Verlöbnisses mit Frl. Rosa B .... öffentlich bekannt zu machen. Das Fräulein ist ja bestraft genug, da es den reichen Freier in letzter Stunde verliert."

Herr von Wendenmeyer hatte ruhig zugehört und sich allmählich gefaßt. Und nun erhob er sich, trat rasch auf den Chef-Redakteur zu und sprach: „Herr von Reiber, i bin Ihnen großen Dank schuldig, meiner Seel'! Wann's also was brauch'n, is a Geld, is sunst was, — Sie wissen meine Adreß! Die Wendenmeyers kennt a jed's Kind auf der Wieden. Und was dö Brief kosten, dös zahl' i, — und wann's a Tausender is! Und jetzt adjes, Herr von Reiber, — i hab' die Ehr', meine Herr'n."

Damit verbeugte er sich kurz und rasch und verließ das Zimmer. In der Thür wandte er sich noch einmal um und sprach zu Reiber: „Und wann s' wieder so a Nummer drucken lassen, so schreibens drinnen auch, daß der Huterer Wenden-

meyer seine Verlobung mit — na, Sie wissen schon — rückgängig gemacht hat. Nix weiter! Und zweihundert solche Bladl'n schicken's nachher mir. I brauch's!" . . . . . .

So vollzog sich in dem Bureau des vielverläumdeten „Indiskreten" kurz und energisch ein für das Leben braver Menschen hochwichtiger, entscheidender Akt, der gewiß sehr zu Gunsten der Tendenz jenes Blattes und seines Herausgebers sprach. Und in der That bürgerte sich der „Indiskrete" immer mehr in der feinen Gesellschaft ein, und Reiber, in der Gründer-Epoche stets mit reichen Mitteln versehen, wie alle andern Blätter, strebte immer höher empor und gab bald neben dem „Indiskreten" eine illustrierte Wochenschrift heraus, welcher die hervorragendsten österreichischen Poeten bereitwillig ihre Mitarbeiterschaft widmeten. Hamerling, Ada Christen, Sacher-Masoch und viele andere füllten die Spalten des Blattes mit schönen Geistesblüten und erhielten dafür glänzende Honorare.

Reiber zahlte nur — mit Dukaten. Mit dem Krach jedoch, mit dem Niedergang des Wohlstandes in Wien, mit dem Hereinbrechen der allgemeinen Verarmung, welche in der Mitte der siebziger Jahre Wien zur Metropole der Selbstmorde machte, brachen auch die Unternehmungen Reibers zusammen, wie so manches große Blatt, das nur den „Gründungen" seinen Wohlstand verdankt hatte, damals sein Erscheinen einstellte.

Sprenger hat infolge dessen Wien verlassen und ist Mit-Redakteur eines großen Berliner Börsen- und Tagesblattes geworden, dessen Leser seine pikante Feder sehr zu würdigen wissen. Chevalier de Loucette schoß sich, um einem Duell auszuweichen, das er mit einem Manne haben sollte, dessen Frau er gewonnen, eine Kugel durch den Kopf. Er fühlte eben, daß er der Schuft war und nicht sein Gegner. Er endete also doch als Ehrenmann, nicht blos als „Cavalier." Der Blondin verlegte sich auf allerlei Gründungen, welche aber alle nichts trugen und flüchtete endlich, steckbrieflich verfolgt, vor seinen Manichäern in sein engeres Vaterland Ungarn.

Der Hutmacher Wendenmeyer aber freut sich seines Lebens an der Seite einer üppigen Fleischerstochter vom Grund und hat neuester Zeit eine Filiale seines großen Hutgeschäftes im Centrum der Stadt eröffnet. In's Theater geht er seit jener Katastrophe aber selten und was er von den Theaterdamen ohne jede Ausnahme denkt, — das muß man ihm schon zu Gute halten.

Aus einem Königsstück.

„Der Weg zum Frieden", Drama in fünf Aufzügen von Ludwig Schneegans.

Vorbemerkung der Redaktion.

Die k. Hofbühne in München hat sich, wie man hört, in dem allerseits dankbar begrüßten Entschlusse, die vielberedeten „Separatvorstellungen" des Königs Ludwig II. dem kunstsinnigen Volke der Hauptstadt zu entschleiern, durch das Fiasko beirren lassen, welches die Vorführung des zweiten Königsstückes „Hohenschwangau" von Karl v. Heigel erfahren hat, und es soll die Absicht bestehen, außer dem großen Ballet „Sardanapal" hinfort kein weiteres Theaterwerk aus dem Separat-Repertoire des verstorbenen Königs öffentlich aufführen zu lassen. Wir halten dafür, daß im Gegenteile in rascher Folge auch die anderen Königsstücke aufgeführt werden sollten, sowohl im Interesse der richtigen Schätzung des litterarisch-dramatischen Kunstgeschmacks des viel bedauerten Königs, als auch im Interesse der Schriftsteller, die im speziellen Auftrage des Monarchen dramatische Werke für dessen Separattheater verfaßt haben. Nach der üblen Aufnahme, welche das v. Heigel'sche Stück gefunden, liegt der Schluß nur zu nahe, daß die Werke der anderen Königsdichter litterarisch um Nichts wertvoller sein können, da man beschlossen habe, von ihrer Aufführung an der Hofbühne abzusehen. Von diesen Königsstücken liegen uns einige im Druck vor. Um unsern Lesern ein eigenes Urteil in der

Sache zu ermöglichen, teilen wir zur Probe den ganzen zweiten Aufzug aus dem Drama „Der Weg zum Frieden“ von Ludwig Schneegans mit. Wir glauben, damit nicht nur einem lebhaften Interesse zu begegnen, sondern auch zu einem Akte litterarisch-dramatischer Gerechtigkeit anzuregen.

(Große Gallerie in Versailles. Links, vom Fußboden ab, hohe gewölbte Fenster mit Aussicht auf den Garten; rechts, in derselben Form wie die Fenster, Arkaden mit Spiegeln und praktikablen Seitenthüren; im Hintergrund eine offene Mittelthür Im Mittelgrund links ein Fauteuil.)

Erster Auftritt.

König Ludwig XIV. La Vallière, Hofdame der Herzogin v. Orleans.

König. Nein, diese Gunst des Augenblicks geb' ich
Nicht preis — ich will nicht! Böse, sprechen Sie,
Was that ich Ihnen, daß seit jenem Tag,
Wo mein beseligt Herz in Hoffnung schwelgte,
Das Ihre sein zu nennen, — Sie mich flieh'n,
Daß selbst die Briefe ohne Antwort bleiben,
Die Sie von mir erhielten Tag für Tag?
Ist das nicht kränkend?

La Vallière (schmerzlich, fast vorwurfsvoll).
Wissen Sie denn nicht,
Daß Ihnen, Ihnen nur dies Herz gehört,
Und niemals einem Andern wird gehören?
Mehr darf ich ja nicht sagen: es verfällt,
Wer mit der Sünde spielen will, der Sünde.
Gebetet hab' ich und mit mir gerungen,
Und Gottes Stimme sprach: Ergeb'nen Sinns
Laß ab vom Trachten nach verbot'ner Lust!
Laß dir die inn're Schmerzensluft genügen,
Genügen einen schüchtern flücht'gen Blick,
Genügen . . . .

König (unterbrechend). Jeden Hohn auf's höchste Glück?
Nicht ein Phantom vernebelten Entsagens,
Sie will ich haben, Ihre süße Nähe
Einatmen, wie ein Gott am ird'schen Zittern
Mich weiden Ihrer zagen Seligkeit,
Will wissen . . . .

La Vallière (unterbrechend). Gnade! Gnade! nicht für mich,
Für meine Königin, Sire, für Ihr Weib,
Für jene unglückselige Glückliche,
Die leidet, — ach! durch mich — und die Sie liebt,
Sie lieben muß, vielleicht wie ich so heiß!
Noch steh'n wir schuldlos da vor Gott und Menschen . . .

König. Die Königin? Die Unbekannte, die mir
Am Diplomatentisch erhandelt ward
Von Mazarin, die aufgedrung'ne Fremde?
Fern sei's von mir, ihr jemals vor der Welt
Unritterlich verletzend zu begegnen;
Doch will man mich durch Taschenspielerkniffe
Des Glücks berauben, das mein Herz verlangt,
Mir Ketten schmieden, mir, dem freisten Freien
In Frankreich, dann — dann sollen Jene, die
Behaupten, ich sei meiner selbst nicht mächtig,
Erfahren, daß mir Macht blieb über Jeden,
Der mir von Müssen oder Sollen spricht!
Den Schreiber jenes anonymen Briefs,

Auf den die Kön'gin Zornesthränen weint,
Ich will ihn suchen wie ein Paradies,
Ihn zu zermalmen, — denn ich bin der König,
Auch wenn ich thue, was der Welt mißfällt;
So steh' ich kampfbereit, Sie Teuerste
Zu schützen und zu rächen; aber Sie,
Sie zaudern!

La Vallière. O mein Abgott, wären Sie
Der ärmste Bettler doch in Ihren Landen,
Sie sollten seh'n, wie weit mein Lieben reicht!

König. Doch weil ich König bin, soll ich verzweifeln?! — (Die Arme ausbreitend)
Louise!

La Vallière. Weil Sie König sind und groß,
Lassen Sie aus Erbarmen mich den Kelch
Des Leidens trinken und nicht ihr kredenzen! (im zu Füßen fallend)
Schwach wie ein Kind, muß ich mich niederwerfen,
Um nicht zu taumeln an die teure Brust.
Zu Ihrer Mannheit, Ihrer Herrschergröße
Fleh ich um Frist, mein fliegend Herz zu fassen;
Wenn Sie ein wehrlos Mädchen achten, wenn Sie
Sich selber achten, geh'n Sie!

König. Ohne Antwort?

La Vallière. Antwort soll Ihnen werden.

König (sie aufhebend). Heut noch?

La Vallière. Ja.

König. Nun denn, es sei! (ab durch die Seitenthür im Mittelgrund.)

Zweiter Auftritt.

La Vallière. (Gleich darauf aus der Mittelthür) Vardes, Hofkavalier. Marquise von Montespan, Hofdame der Königin. Bossuet, Bischof von Meaux (treten im Gespräch vor). Der spanische Gesandte. Edelleute. Damen (stellen sich rechts auf).

La Vallière (nach kurzer Pause). O Gott! hier glüht die Erde,
Hier brennt die Luft .... Man kommt .... Bild meiner Mutter,
Zu dir, verklärte Heilige, zu dir! (ab durch die Seitenthür im Vordergrund)

Marquise (zu Bossuet). Ja, unbegreiflich, Monseigneur: nicht blendend
Vor Schönheit und noch weniger vor Geist,
Nicht einmal schlau, wie Kammermädchen sind,
Ein mondscheindämmernd unbedeutend Wesen,
So ganz geeignet, Frankreichs König nicht,
Nein, einen biedern, seiner Schulbank kaum
Entwachs'nen Reimschmied des Quartier latin,
Ein überspanntes Bürschchen zu beglücken,
Das Jammerverse krächzt zur Mandoline
Im sechsten Stockwerk.

Vardes (zu Bossuet). Dennoch scheitert jedes
Bemüh'n am unerschütterlichen Vorsatz
Des Königs: seine Mutter selbst vermochte
Nur einen Zornausbruch ihm zu entlocken;
Drum, Monseigneur, ward mir der Auftrag, endlich
Das Aeußerste zu wagen und das Uebel
In seiner Quelle zu bekämpfen: Ihnen,
Dem größten Kanzelredner unsrer Zeit,
Muß es gelingen, diese La Vallière
Zu ihrer Pflicht Bewußtsein zu erwecken.

Bossuett. Ja, muß — das melden Sie der Königin —,
Und sollte mich des Königs Zorn zerschmettern,
Denn nur wenn Recht verbleibt der Satzung Gottes,
Nicht in den Hütten blos, auch auf dem Thron,
Kann dieses Reich in Kraft und Wohlfahrt blüh'n.
Barbes. Dank, Monseigneur.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen (ohne La Vallière). Lauzun, Hauptmann der k. Leibgarde. König (aus der Mittelthür).

Lauzun. Platz Seiner Majestät
Dem König!
Marquise (zu Bossuet). Monseigneur, die Stunde drängt.
Bossuet. Ich eile hin. (ab durch die Seitenthür im Vordergrund)
Lauzun (im Mittelgrund, zum Gesandten, während Barbes und die Marquise in die Reihen des Hofstaats treten und der König langsam voranschreitet). Der König, Exzellenz,
Genehmigt ihr Audienzgesuch. (tritt mit ihm in den Vordergrund rechts, wo Beide außer der Reihe stehen bleiben.
König (im Vortreten, zur Marquise, ironisch). Marquise,
Wie viel der Opfer fielen heut wohl schon
Dem Schwirren Ihrer Epigrammenpfeile?
Marquise. Noch keines, Sire: es ist zu früh am Tag, (mit tiefer Verbeugung)
Denn eben jetzt erst geht die Sonne auf.
König (nachdem er sie durch Abnehmen des Hutes gegrüßt, in den Vordergrund tretend).
Herr Herzog von Lauzun! (Lauzun tritt zum König hin, so daß Beide in den äußersten Vordergrund links zu stehen kommen.)
Wer ging hier ab
So rasch in die Gemächer von Madame?
Lauzun. Sire, Monseigneur von Meaux.
König (halb für sich, nachdenklich). Mir fällt das auf,
Daß g'rade Bossuet . . . und so rasch . . . Verfügen
Sie sich sofort zu Fräulein La Vallière!
Ich will sie sprechen, hier, in einer Stunde. (betonend)
Sagen Sie ihr, daß ich sie hier erwarte! (Lauzun ab durch die Seitenthür im Vordergrund.)
König (sich auf den Fauteuil niederlassend).
Marquis de Rios! (der Gesandte thut einen Schritt nach vorwärts und verbeugt sich.)
Sie erscheinen wohl
In Angelegenheit der Differenz,
Die zwischen Seiner Majestät von Spanien
Und mir zu London sich ergeben hat?
Gesandter. Ja, Sire.
König. Und mein erlauchter Schwiegervater
Läßt mir durch Sie rückrufen in's Gedächtnis,
Daß seit zweihundert Jahren schon am Hof
Von England der Gesandte seines Lands
Den Vortritt führt vor dem Gesandten Frankreichs,
Nicht? (er wirft während des Folgenden hie und da einen erwartungsvollen Blick nach der Seitenthüre, durch die Lauzun abgegangen.)
Gesandter. So besteht's seit jener Zeit zu Recht.
König. Die Zeiten wechseln, Herr Marquis.
Gesandter. Gefestigt
Ward dieses Recht noch durch den König-Kaiser
Carlos glorreichen Angedenkens.

König. Ja,
Und auch durch König Philipp seinen Sohn;
Doch Beide schlafen längst den ew'gen Schlaf.
Gesandter. Nur sie, nicht Spaniens Recht.
König. Ich will mich nicht
Ereifern, Herr Marquis: ich will Sie selbst
Zum Richter machen über mein Verhalten.
Im Jägerkleid, gestiefelt und gespornt,
Trat ich vor mein, vor Frankreichs Parlament
Und sprengt es auseinander, weil mirs über
Den Kopf zu wachsen sich vermessen wollte —
Nur wollte, denn noch fehlte der Versuch.
Nun sprechen Sie: Kann ich, der sich sogar vor
Ehrwürd'gen Bräuchen eignen Lands nicht beugt,
Kann ich, selbst wenn ein Krieg drob sollt entbrennen,
Mich unterordnen einer fremden Macht?
Könnt ichs vertreten, vor dem Angedenken
An unsern König-Kaiser Karl den Großen,
An meine Ahnen und vor meinem Reich,
Vor mir? (aufspringend, leidenschaftlich gespannt)
Lauzun, was bringen Sie?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Lauzun (aus der Seitenthür im Vordergrund).

Lauzun (zum König, den Anwesenden nicht vernehmbar). Das Fräulein
Ist ausgefahren, Sire, und hinterließ
Den Brief an Eure Majestät. (reicht ihm einen Brief.)
König (lesend, plötzlich aufschreiend.) O Gott! (kurze Pause.)
Lauzun, Sie folgen mir! (zum Gesandten) Ein ander Mal
Das Weitre, Herr Marquis: mich faßt ein Fieber —
Ich muß hinaus — ins Freie! (zu Lauzun) Kommen Sie!
(ab durch die Mittelthür mit Lauzun; Bewegung nach dem Hintergrund unter dem Hofstaat.)

Verwandlung.

(Kurze Dekoration: Molière's Garten in Auteuil. Im Vordergrund links Laube mit Bank.)

Fünfter Auftritt.

Duparc, Schauspieler. Fräulein Debrie, Schauspielerin. (von rechts.)
Debrie (ohne alle Koketterie, freundschaftlich ermahnend)
Aber Duparc! Wenn Ihre Frau das hörte ....
Schämen Sie sich! Ich weiß, Sie meinens ja
Nicht schlimm; doch solche Ausgelassenheit
Steht einem Ehmann übel zu Gesicht!
Duparc. Sanfte Debrie, verehrungswürdige
Kollegin, das versteh'n Sie nicht.
Frau Duparc (aus den Kulissen rechts rufend.) Duparc!
Duparc. Da hören Sie's! Schon wieder meine Frau!
Debrie (mit sanftem Vorwurf).
Duparc!...
Duparc (mit gutmütig drolligem Pathos).
Auch Sie? „Duparc!" von links, von rechts,
Immer „Duparc! . . ." Ich liebe meine Frau;
Ich bin der zuverlässigste der Mimen;

Nur atmen möcht ich hie und da für mich,
Denn ewig unter Argusaugen wandeln . . . .

Frau Duparc (wie oben).
Duparc!

Duparc. Das ist zu arg; das reizt auch Lämmer
Zu tollen Sprüngen; das ist Einzelhaft
Zu zweien . . . .

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Frau Duparc. Mauvillain, Molière's Arzt und Freund. (von rechts.)

Frau Duparc (etwas weinerlich) Aber Edmund, bist du taub?
Stieg dir Molières Champagner in den Kopf?
Duparc (resignirt). Was willst du, Herz?
Frau Duparc (zärtlich). Nur wissen, wo du bist.
Duparc. An eines Engels Seite, wie du siehst.
Debric. Der ihm, erfolglos, goldne Lehren gibt.
Frau Duparc. Ach! unverbesserlich sind alle Männer —
Nicht, lieber Doktor?
Mauvillain (trocken). Seit dem Apfelbiß
Der Ahnfrau Eva.
Frau Duparc. Pfui! ihr Aerzte haltet
Doch nichts in Ehren.
Mauvillain. Gute Küche — stets.
Duparc. Köchinnen auch.
Frau Duparc. Duparc!
Duparc! Nicht ich, die Aerzte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Martine, Molière's Köchin. (ein Kaffebrett tragend, von rechts).

Mauvillain. Wer leicht verdaut, will seinem Nächsten wohl —
Nicht war, Martine? Und so entkeimt den Blättern
Des Kochbuchs die erhabenste Moral, —
Der letzte Trost für so 'nen alten Knaben,
Der freudlos hinlebt, denn von allen Sinnen
Bleibt der Geschmack am längsten jung: ein Gaumen,
Der überdauert Alles, selbst das Herz.

Martine (plump, aber nicht unfreundlich.)
Was geht das mich an? Meine Schüsseln möcht ich
Abspülen, Ordnung schaffen drin im Haus;
Ihr kehrt mir ja das Unterste zu oberst.
Meint ihr, ich hätte nichts zu thun, als euch
Mit dieser schwarzen Giftbrüh nachzustolpern,
Dieweil ihr planlos durch den Garten rennt
Und Zeug schwatzt, das kein Christenmensch versteht?

Duparc. Hört! Hört! Die Amazone übertrifft sich:
Wie himmlisch grob das Alles klang!
Martine. Was grob?
Daß ich euch allen gut bin, wißt ihr wohl, —
Ja, viel zu gut. Da nehmt den gall'gen Trank . . . .

Duparc (unterbrechend).
Ein Wortspiel — hört! sie spielt anstatt zu spülen.

Martine. Die Apotheke nehmt, sonst fällt sie hin,
Und laßt's euch, wo's gefällig, wohl bekommen!
Duparc (das hingehaltene Kaffebrett nehmend).
Gut, in der Laube.
Frau Duparc (nach links deutend.) Nein, dort drüben ist
Ein schöner Plätzchen. Lieber Mann, gib her,
Gib! Das versteh' ich besser (nimmt ihm das Kaffeebrett ab und geht nach links).

Achter Auftritt.

Die Vorigen. La Thorillère, Schauspieler. (von links).

La Thorillère (ein klein wenig angeheitert.) Halt! wenn euch
Die Liebe lieb ist! Eben setzt die Parze
Zwei Fädchen an von Seide und von Gold.
Zerreißt sie nicht! Mir den Kaffee! (nimmt das Brett.)
Martine (die sich bereits zum Gehen gewendet hatte und bei La Thorillère's Auftreten umgekehrt ist.) Herrje!
La Thorillère hat wieder einen Schwips.
La Thorillère (nachdem er eine Aufwallung von Aerger überwunden).
Dir sei verzieh'n, betagte Amazone:
Erstens, weil du betagt bist; zweitens, weil
Die Absicht keine schlimme war und Alles
Liegt in der Absicht; drittens, weil du richtig
Geurteilt; ja, ich bin etwas konfus,
Und zwar vor lauter Mäßigkeit .... Ich wurde
Als Kind an Göttertafeln nicht geletzt,
Wo Wolkenbrüche von Champagner bersten,
Und später ....
Martine (unterbrechend). Habt ihr Euren Bilderkram
Stets reichlicher gefüttert als Euch selbst.
La Thorillère (zufrieden schmunzelnd).
Sehr wahr! — Und sechstens ist's ein Freudenschwips,
Den ich mir angetrunken, weil das Glück
Hier einkehrt — ja, erfahren sollt ihr Alles,
Nur drin im Haus, nicht hier: hier stören wir;
Hier soll die menschenleere Wüste gähnen.
Debrie. Lieber La Thorillère, ich glaube, wir
Versteh'n uns; drum entführ ich den Kaffee
Mit Wonne. (nimmt ihm das Brett ab und geht nach rechts ab.)
La Thorillère. Seht die gute, zahme Seele!
Da schwebt sie fort .... Ihr nach!
Frau Duparc. Aber ....
La Thorillère. Voran!
Sonst, schöne Frau, muß ich mich schmählich ärgern ....
Ich ärgre mich zwar täglich .... (die Andern hinauskomplimentirend)
Bitte —, bitte! (Frau Duparc nimmt Duparc's Arm.)
Ich bin der Nachtrab — ach! der war ich stets. (Alle nach rechts ab.)

Neunter Auftritt.

Molière. Armande Béjart, Schauspielerin. (von links).

Armande. Als süß Geheimniß hab ich sie bewahrt,
Die trauten Verse; doch ich ahnte nicht,
Daß Sie, der welterfahrne, reife Mann ....

Molière. Seit einem Jahr schon mit verzagtem Hoffen
Umschwebt mein innerst Fühlen Sie, nur Sie.
Armande. Seit einem Jahr? Schön, groß ist stumme Treue
Und rührend; doch auch das vergeht.
Molière. Armande!
Armande (schalkhaft). Liebten Sie nicht schon And're?
Molière. Die zutiefst
Mich elend machten — ja.
Armande. So wird auch Eine
Die Nächste sein nach mir.
Molière. O keinen Scherz
In dieser Stunde, wo mein Herz sein Letztes,
Das höchste Lohen seiner Lebensflamme
Vor Ihnen aushaucht ohne Wiederkehr!
Solch Glüh'n kann nur in Grabesnacht erlöschen.
Armande (ihm die Hand reichend, herzlich).
Das soll's nicht: lassen Sie uns Freunde sein
Aus voller Seele.
Molière. Freunde?!
Armande. Gibt es doch
Kein selbstlos reineres Gefühl auf Erden
Als Freundschaft.
Molière. Ach! ich suchte mehr.
Armande. Nun ja;
Schließt denn die Freundschaft and'res Fühlen aus?
Was blicken Sie so düster? That ich Ihnen
Schon weh? O lächeln Sie mir wieder zu!
Nichts drückt so schwer wie Schuld an And'rer Schmerz;
Davor bewahr mich Gott!
Molière. Das Mitleid spricht
Aus Ihnen: Sie sind gut. Mir ist das Herz
Zum Springen voll, doch meine Worte fluten
Zurück vor Ihren Worten; ich . . . (hält inne.)
Armande. Warum?
Molière. So — unbefangen träumt ich Sie mir nicht
In diesem Augenblick.
Armande. Dem man vertraut,
Dem tritt man doch befangen nicht entgegen.
Molière. Seltsames Rätsel . . . .
Armande. Ich? ich bin ein Mädchen,
Wie's tausend gibt, — allein aus Ihnen spricht
Ein seltsam Etwas, das mir unbekannt.
Molière. Des Unglücks Würde, — die um Liebe wirbt,
Doch lieber sich verzehrt, eh sie drum bettelt.
Nicht mit des Knaben Zärtlichkeit erstreb' ich
Das höchste Glück: nicht auf den Knieen, aufrecht
In ernster Mannesandacht Sie vergötternd,
Möcht ich Ihr holdempfänglich besser Selbst
Mit meinem Teuersten verflechten und
Statt einsam aufzustöhnen, blutend lächeln
Im herben Kampf des Lebens: fühlen Sie
Mit mir, dann überjubl' ich Götterfreuden;
Doch gelt ich Ihrem Innern so viel nicht,
Fürchten Sie nie, wie wild mein Schmerz sich türme,
Daß ich mit eitlem Flehen Sie bestürme:

Stolz ward mein Herz, und ohne Stöhnen bricht's.
Ein Wort, ein Blick soll lösen oder binden;
Bestimmen Sie: soll, soll ich scheiden?

Armande. Nein.
Was viele Mädchen und was jeder Mann,
Der vorgab, mich zu lieben, Liebe nennen,
Fühlt' ich zwar nie, — wünscht es auch nie zu fühlen:
Verhaßter Sinnenreiz sah lauernd draus
Hervor; Verliebtheit und nicht Liebe wars; —
Was ich für Sie empfinde, weiß ich nicht;
Doch gerne, gerne lausch' ich Ihren Worten;
Erzählen Sie mir viel, recht viel von sich! (setzt sich auf die Bank in der Laube, wohin Molière ihr zögernd folgt.)
Sie schweigen? Wieder blicken Sie so düster
Und herb .... (ihn zu sich niederziehend)
Fort mit den harten Falten!

Molière (neben ihr sitzend). Hart!
So nennen mich Alle, einen Mann
Des düstern Ernstes und des herben Spotts, —
Und, ja! ich will's so haben: wär's nicht so,
„Süßlicher Schwärmer!" höhnte man mir zu,
Und jeder Laffe, welchem keine Saite
Je riß im Herzen, weil es unbesaitet,
Er hämmerte wie ein gelangweilt Kind
Zum Spaß auf ein Spinett, dem „Schwärmer" auf
Die Tasten seiner Seelenwunden los;
Doch Sie, Armande, Sie sollen, nun Sie wissen,
Wie stolz mein Lieben — stolz bis in den Tod —,
Erkennen, daß es weich in seiner Kraft,
Weich wie des Meeres schmiegsam tiefste Fluten.

Armande. Ach! ich erkenn's ja ... Wär' nur ich so gut
Wie Sie, der Sie an mir das wen'ge Gute
Verdoppeln und viel Schlimmes übersehn!
Dann erst verdient' ich, so geliebt zu werden.
Launenhaft bin ich, zornig, eigenwillig ...

Molière (unterbrechend). Wahrhaftig und bescheiden wie ein Engel,
Der sich vor lauter Edelmut verlästert.

Armande (aufstehend). O hätten einen Engel sie erwählt,
Ein glücklich Wesen, das nicht fürchtet, Unrecht
Zu thun an Ihnen, wenn es Sie erhört,
Und Unrecht, wenn es Sie verliert. Für Sie
Paßt eine Komödiantin nicht.

Molière. Sie sind mir
So heilig wie die Kunst ... Nicht dieses Wort, —
Aus Ihrem Munde nicht.

Armande (sich wieder setzend). Doch! Mein Panzer ist
Dies Wort und der Beruf, ein Panzer gegen
Des Daseins Elend; war ich doch von je
Unglücklich, schon als Kind, so ohne Alles ...

Molière (stürmisch). Wähnst Du, ich hätte Dich im Glück so lieb
Wie jetzt?! (Armande zuckt auf; Molière ergreift ihre Hand, sanft und innig.)
Vor Kurzem haben sie mir noch
Aus Deiner trüben Kindheit Das und Jenes
Erzählt, hohnlächelnd — und ich ließ sie lächeln;
Im tiefsten Herzen fühlt' ich aber dies:

Du armes, liebes Kind, Du hast gelitten —
Ich lieb Dich zehn Mal heißer als zuvor:
Mich hat mein einsam Dulden längst gelehrt,
Zu ehren, was die blöde Welt belächelt, (den Arm um sie schlingend)
Und jeder Trauerblick aus Deinem Auge
Und jeder Schmerzenszug um Deinen Mund
Wühlt mein Gefühl zu höher'm Wogen auf
Und reißt es hin zu Deinen süßen Lippen
Und löst mich in Dir auf und schenkt Dich mir. (Er küßt sie, sie läßt den Kopf auf den Arm, womit er sie umschlungen hält, zurücksinken und bleibt regungslos mit geschlossenen Augen.)
Nicht wahr, jetzt bist Du mein, auf ewig mein?
Du willst es so? Ich darf die Seele Dir
In Deine Seele küssen? (küßt sie wieder.) Ruh, o ruhe
Blaßlächelnd, hülfflos gläubig mir im Arm,
Du Jubel meines Glückes, rührende
Unendlichkeit des Holden, Paradies
So süß belebend und so tödtlich süß,
Daß ich vor Wonne leide . . . Laß mich lauschend
Im Wohllaut schwelgen Deines Flüsterworts:
O sprich zu mir!

Armande (ohne sich zu bewegen). Mir ist in Ihrem Arm,
Als träumt' ich einen schönen Traum.

Molière (gesteigert). Erwache
Zum Leben! Schau mich an, und sage mir:
Ich liebe Dich! und küsse mich, denn sieh!
Ich kann's allein nicht tragen.

Armande (den Kopf erhebend, bittend). Jetzt noch nicht.
Mir schwindelt noch; so fremd ist mir das Glück,
Daß ich mich sammeln muß und d'ran gewöhnen . . .

Molière. An's Glück?!

Armande. Haben Sie Nachsicht! fordern Sie
Vom Tag, der langsam mir im Herzen dämmert,
Kein äußerliches Zeichen, denn mir fehlen
Noch Worte . . .

Molière (aufspringend, unterbrechend).
Willst Du mich in's Nichts zerschmettern?
Die kühle Ruh haucht Wahnsinn mir in's Hirn.
Lieber den Tod, als jetzt noch einen Zweifel! (sich wieder zu ihr setzend, gefaßt
Sag, daß Du mich nicht liebst, und lautlos werd' ich
Verschwinden . . . Noch ein Mal: ich bettle nicht;
Gib Alles oder Nichts, nur sprich und tödte,
Anstatt zu martern!

Armande (vor ihm niederknieend). Ach! vergib, und mart're
Nicht mich, und üb' Geduld, denn sieh! ich habe
Dich ja so lieb, kann für mein Wesen nichts,
Das sich so schwer erschließt . . . Nur rede nicht
So heftig! ich erschrecke ja vor Dir.
Verzeih'st Du?

Molière (ihren Kopf in beide Hände nehmend).
Glaubst Du denn, Dir könnt' ich zürnen?
Du kennst sie ja noch nicht in tiefster Tiefe,
Die Zärtlichkeit, die unerschöpflich reiche,
Die mir entquillt: ein Blick nur in Dein Auge,
Du Schmerzerrungne, und die Allmacht braust,

Ein wilder Siegesodem, mir im Herzen,
Allmacht, die Trauergeister Deiner Brust
In Flucht zu glühn, Allmacht, Dein ödes Sein
Mit ew'ger Götterlust zu überfluten,
Da Du mich liebst — Du liebst mich? Du erwachst?
Willst mir vertrauen?

Armande (sich an ihn lehnend). Schließ mich an Dein Herz!
Ich wehre mich nicht mehr. Sei heiter — heiter!
Ich will Dich nie mehr kränken, möchte sterben,
Von Dir vernichtet, Dir im Arm.

Molière. Du sterben?
Jetzt, da Du mild und sanft und fromm und mein,
Wie ich Dich wollte? jetzt, da im Triumph
Der Friede winkt erkämpfter Seligkeit?
Nein, jetzt schäum' über, Leben!

Armande (aufstehend und nach rechts gehend). Still! man kommt!

Molière (zu ihr hintretend).
Still? Nein, sie sollen Alle mit uns jubeln.

Armande. Die fremden Menschen?

Molière (in die Kulissen rechts rufend) Frisch heran! Ich habe
Mich selbst gefunden: Andern nur kredenzt ich
Bis jetzt die Freude, und jetzt lach' ich mit,
Kind unter Kindern .... Seht hier meine Braut! (er faßt die sanft Widerstrebende um die Taille und eilt mit ihr nach rechts ab).

Verwandlung.

(Kurze Dekoration. Kreuzgang im Kloster der Karmeliterinnen; Prospekt: hinter den Bögen des Ganges Garten. Rechts, vor einem der Bögen, großes steinernes Kruzifix.)

Zehnter Auftritt.

Bossuet. La Vallière. Schwester Clara, Oberin der Karmeliterinnen (von links).

Bossuet. Muth, meine Tochter! Der barmherz'ge Gott,
Der mir in seiner väterlichen Liebe
Zu Ihnen, Kraft verlieh, Sie aus den Banden
Der Eigensucht und Weltlust zu erlösen,
Kraft wird er Ihnen fürder auch verleihen,
Den guten Kampf zu kämpfen, bis das Fächeln
Der Siegespalmen alle Wunden schließt.
Schon laff' ich Sie zurück in sich'rem Port;
Schon haben Sie zur Hälfte überwunden; (auf das Kruzifix deutend)
Beharren Sie! dann hilft der Herr auch weiter;
Er sei mit Ihnen und erleuchte Sie! (segnend ab nach links)

Clara. (nach einer Pause, die Arme ausbreitend).
O Schwesterherz, gequälte Seele, weine
Dich aus! Der Priester kann nur für dich denken;
Ich aber fühle mit dir.

La Vallière (verbirgt das Gesicht an Clara's Brust; dann aufblickend mit tiefster Wehmut ungläubig). Ist das wirklich
Der Weg zum Frieden?

Clara. Ja, für dich — vielleicht; —
(leise) Für jede nicht, — (seufzend) du Glückliche.

La Vallière Ich glücklich?

Clara Ja, überglücklich noch in allen Qualen,
Vergleicht man dich mit Andern. (mit einem wilden Ausbruch des Schmerzes)

Mich sieh' an! (sich wieder fassend)
Verzeih' mir's Gott, — nur um dein Weh zu lindern,
Sprach ich dies Wort; ich hab' ja vierzig Jahre
Geschwiegen gegen Alle und den Frieden
Getragen auf der Stirn, — im Herzen nie.
Du bist betrübt bis in den Tod; ich aber,
Ich bin's drüber weg in's ewige Leben.
Ja, sieh mich an! Alt bin ich und bin häßlich; —
Doch da ich jung war, war ich häßlicher,
Und dennoch schlug ein Herz mir in der Brust,
So wild und weich wie in der Schönsten einer;
Allein was gilt ein Herz? Dumpf lebt ich hin,
Einsam, ergeben; mir war Niemand gut:
„Claire die Vogelscheuche" hieß man mich.
Da sah ich ihn! Schön wie ein junger Gott
Schritt er mit leuchtend hoher Stirn einher . . . .
Und er sprach sanft zu mir, denn er war gut,
Und stummen Auges betet' ich ihn an.
Er liebte, und ich überwand den Neid
Und bahnt' ihm selbst den Weg zu der Geliebten.
Sie aber spielte nur mit ihm und brach ihm
Das Herz, und ich, ich stand dabei und durfte
Nicht sagen: Mich nimm hin, nimm hin mein Blut,
Du Gottheit meines Sehnens! denn von mir
Hätt's ja wie Hohn geklungen auf sein Weh;
Er hätte mir, mit einer Mitleidsthräne —
Denn er war gut — erwidert: Arme Seele,
Lieben kann ich dich nicht: ich bin dem Freund. —
Nun leb' ich hier seit über vierzig Jahren:
Der niegestillte Wunsch verblaßte nicht;
Mein Haar ist weiß, doch meine Seele dürstet
Noch immer . . . . (La Vallière unterbricht sie mit einem Freudenschrei.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. König. Lauzun. Einige Karmeliterinnen (von links).

König (zurücksprechend zu den Karmeliterinnen).
Laßt mich! Ob ich's darf, ob nicht —
Mir gleich: ich will! Und wenn ihr mir den Eintritt
Verwehrt und sie vor mir verbergt, so bleibt —
Ich schwör's bei meinem Zorn — von eurem Kloster
Noch heut kein Stein mehr auf dem andern steh'n.
Wo ist sie, wo? (La Vallière erblickend)
Louise! Wer hat Dich
Hiehergeschleppt?

La Vallière (zum Kruzifix eilend, abgewendet).
Beschütze mich, o Herr!

König. Niemand — Du selbst? (nach kurzer Pause etwas ruhiger).
Louise hab ich das
Um Dich verdient? Und konntest Du's denn wirklich
Ueber dich bringen, also mich zu flieh'n,
Wie man sich flüchtet vor der Pest? Ist das
Dein Lieben? . . . Nein, bei meines Herzens Gluth'
Schwindsüchtig Tändeln nenn' ich das, nicht Liebe.
Sprich, sprich doch!

La Vallière (vor dem Kruzifix kniend, abgewendet für sich)
Heiland, wenn du's wirklich bist,
Der Retter und der König des Erbarmens,
Jetzt steig hernieder, Herr, von deinem Kreuz!
Fange mich auf in deinen Dulderarmen!
Denn bleibst du leblos kalt, siegt er in mir,
Der Erdengott, über dich Gott des Himmels!
König. Du willst nicht hören? schenkst mir keinen Blick?
Es soll zu Eis mein zürnend Herz erstarren
Im Frosthauch deines Schweigens? — So beginne
Denn eine Zeit des Grausens für die Welt!
Zur Völkergeißel weiht mich dieser Tag,
Der erste und der letzte, welcher mich
Als Flehenden geseh'n und meiner Schmach,
Der Schmach, daß ich umsonst gefleht, geleuchtet.
Was Du an meiner Zärtlichkeit verbrachst,
Will ich . . . .
La Vallière (aufspringend, unterbrechend).
Halten Sie ein, Sire! . . . Majestät . . . .
König. Willst Du zu mir stehn oder nicht? Louise! . . .
La Vallière. Nicht denken kann ich mehr, nicht beten mehr.
Auch in die Sünde muß ich Ihnen folgen:
Ich bin ein willenloses, flutend Nichts
In Ihren Händen, Majestät . . . . (sie wankt.)
König. Nicht so,
Nicht Majestät, wenn Du mich liebst.
Clara. Sie stirbt!
La Vallière (an des Königs Brust sinkend).
Ludwig! . . .
(der Vorhang fällt.)

Im Banne des Haschischin.

Träumereien eines Bayern-Junkers.

Von Alexander von Muschlitz.
(München.) (Nachdruck verboten.)

Motto:

Nach des Wildbads warmem Quell,
Wo Hygea Heilung spendet
Und so vielen ward geholfen,
Hat ein Hofrat mich gesendet.
Langeweile zu verscheuchen,
Sah ich heut ein Mittel brauchen:
Auf dem Altan steht die Gräfin
Mit dem Abbé — träumend rauchen . . . .
Ja, so will auch ich es machen,
Badezeit galant verträumen
Mit der Haschisch-Cigarette
Unter dunklen Lindenbäumen.

Welch' eine vornehme Laune lag in dem pompös komfortablen Boudoir! Perlgrauseidene Gobelins, mit Granat- und Veilchen-Blüten kunstvoll durchwirkt, bedeckten

seine Wände; purpurrote Sammt-Portièren mit orangegelbem Damast gefüttert; Möbel aus braunem indischen Schischam-Holze, asiatische Teppiche, sensible Nippes — verliehen diesem aristokratischen Vollblut-Neste, bizarr geschmückt mit einem Heiligenbild, ein seltsames Gemisch von high-life und beschaulicher Frömmigkeit.

Das Heiligenbild war eine niedliche Copie der wunderthätigen Muttergottes, die sich auf dem Berge Athos in dem Iberischen Kloster befindet. Melancholisch brannte davor in der Rubinschale einer goldenen Ampel, welche die Form eines geflügelten und gekrönten flammenden Herzen's nachahmte — ein Meisterstück alt italienischer Goldschmiedekunst — das von der römisch-katholischen Kirche geweihte ewige Licht. Ein rosiger Schimmer überhauchte geheimnisvoll das braune Gesichtchen der orientalischen Gottesmutter.

Aus frischem Waldmoose kokett hervorragend, stand in einem Blumentische ein prachtvoller Blüten-Flor weiß und gelb blühender Hyazinthen. Sie repräsentierten die Lieblings-Farben der römisch-katholischen Kirche. Doch ihr zu intensiver Duft war durch ein bevorzugtes Parfum der high-life von Heliotrope und Iris de Florence genial paralysiert.

In diesem subtilen Duft-Akkorde weilte traumverloren, an eine slavische Nausikaa mahnend, die Gräfin Ilona aus dem Hause der Töppliwodu. Besitz und Intelligenz, namentlich ein Geist des freien Urteiles, ein fair play, wie es sich nur in dem englischen Volke und seiner Aristokratie entfalten kann, fanden sich bei ihr in der vollendetsten Weise angenehm vereinigt.

Plastisch schmiegte sich ein indisches Muslinkleid um der Gräfin anmutigen Körper. An ihrem Busen, der das zarte Muslingewebe züchtig durchschimmerte, ruhte intim ein prachtvoller farbenglühender Nelkenstrauß, von goldener Spange gehalten.

Ein herausforderndes Aroma lag in diesen burgunderroten, noch tautrunkenen spanischen Nelken verborgen. Sie waren der aufmerksame Morgengruß des zukünftigen Gemahles, des Fürsten Yvo von Gnesen.

* * *

Sinnend malte die Gräfin mit der Spitze ihres rosigen Zeigefingers einige Monogramme, mit verschiedenen Adelskronen geschmückt, auf die noch teilweise mit Wasserdunst beschlagene Fensterscheibe. Wie auf ein Orakel lauschend, verfolgten ihre liebeskranken dunklen Glutaugen ein lateinisches P., welches von einem flammenden Herzen naiv umschlungen war. Langsam zerfloß es und glitt träge an der Scheibe hinab — in tausend Tröpfchen-Atomen an dem Fensterrahmen zerrinnend.

Traurig starrte die Gräfin vor sich hin, und ihre Lippen hauchten leidenschaftlich den Namen Paul. Es war ein Bild von wunderbar wehmütigem Reize, wie die Gräfin plötzlich mit flehentlich emporgehobenen Armen vor der Iberischen Madonna auf die Kniee fiel.

Mit gedämpfter Stimme, das oval geformte, edel-schöne Haupt an ihren Betstuhl gelehnt, flüsterte Ilona wie im Traume vor sich hin:

„Verweht, verweht ein namenloses Glück .... Daß ich ihn lassen muß, wußt' ich .... und doch wie hing sich mein Herz an ihn .... mein Herz voll Liebe, Trotz und Eigensinn .... Tagelang quäl' ich mich, ihn zu vergessen .... Was nützt's? ... Wozu? ... Dennoch steht sein Bild vor mir in ruhelosen Nächten, sein süßes Bild! ..... — „Ja so sei es!" rief sie, mit einem energischen Ruck sich erhebend; „mein Schicksal ist entschieden."

Und wie die Glieder einer Kette schlossen sich in ihrem Kopfe die Gedanken aneinander, eisern, kalt, fest:

— Thöricht, die Zeit wieder beleben zu wollen, der man entwachsen. Auch mein Standpunkt hat sich verändert. Der Mensch ist vielleicht niemals souveräner Herr seines Schicksales. Das Entscheidendste bewirken oft die Verhältnisse. Ich ertrage eine Idee leicht, die nur einen Augenblick mich tyrannisiert; doch schwer, wenn sie gleich einem Alp sich auf das Herz lagert, das Leben drückt, zerstreut, zersplittert. Um das erkämpfte Dasein nicht ganz mit Zerknirschungen vergeuden zu müssen, wie

leicht wird da der Beste frivol! Wie leicht fällt der Lächerlichkeit, der Verachtung anheim, ja, geht rapid zu Grunde, wer nicht im rechten Momente starke Selbstbeherrschung findet!

— Warum mußte gerade Paul mit seinem großen Geiste und seinen fürstlichen Revenuen ein Geistlicher werden? Ein Diener der Kirche? . . . Er? . . . . O er wird einen herrlichen Weg machen! . . Sein Einfluß ist nicht zu unterschätzen. Wer weiß, wie bald er Nuntius wird und den Purpur trägt! Also fest! — — Drum still jetzt, bethörtes Herz! —

* * *

In einen großen facettierten Venetianer Spiegel einen flüchtig koketten Blick werfend, lauschte sie fast ängstlich, als die Boudoir Thüre kaum hörbar sich öffnete, und eine pikant welke Kammerzofe leise meldete: „Monseigneur Paul von Siena verweilen bereits, wie Euer Gnaden mir geruhten zu befehlen, im kleinen Gemälde-Salon."

Da verschwanden die müden Gesichtszüge der Gräfin. Ihre dunklen Zigeueraugen funkelten wieder, und mit einem Anfluge von anmutiger Schelmerei begrüßte sie den hinter der Zofe schon unter den Flügelthüren des Boudoirs erscheinenden Geistlichen.

Er war ein charmanter Herr, ein wirklicher Seigneur der Kirche. Von der sorgfältig frisierten Tonsur bis herab zu seiner feinen Fußbekleidung atmete Alles angeborene aristokratische Vornehmheit. Frei von allen süßlichen Worten und manierten Gesten, besaß er jene sympathischen Allüren, die so wunderbar mit einem alerten Gesichte, mit berückendenden kühnen Augen und sonorer dialektfreier Sprache harmonieren.

Gewandt löste die Gräfin die schweren rotsammtenen Portiéren aus den vergoldeten Broncehaltern, denn sie wünschte als loyale Katholikin, vor ihrer morgen stattfindenden kirchlichen Trauung mit dem Fürsten Yvo von Gnesen noch einmal zu beichten.

Tieferrötend und schweigend nahm sie des Priesters galant dargebotenen Arm und ließ sich zu ihrem Betstuhle geleiten. Daneben auf einem Tabouret lag bereits die Stola, welche der Abbe, bevor er sich dieselbe umlegte, mit den Lippen hauchend berührte. Würdevoll ließ er sich hierauf auf das Tabouret nieder, verhüllte sein Antlitz mit einem blühendweißen Battist-Tuche, dabei das Zeichen des heiligen Kreuzes spendend — zum Beginne der heiligen Beichte.

Lautlos, die Augen zu Boden gesenkt, war die Gräfin in dem Betstuhle niedergesunken, ganz Grazie und Bußfertigkeit.

Während die Strahlen einer noch heißen Herbstsonne durch die halbgeschlossenen Vorhänge sich prismatisch auf den weichen Teppichen und kostbaren Nippes farbenprächtig zerstreuten, beleuchtete das rote Ampellicht vor dem Madonnenbild die beichtende Gräfin mit elegischem Schein.

* * *

Endlich!

Der Abbé hatte die Absolution gesprochen und seine aristokratischen Hände erlösend über das Haupt der bleichen Sünderin geneigt.

Der klagende Hauch einer tiefatmenden Frauenbrust war der einzige vernehmbare Laut in diesem üppigen klosterstillen Raume.

Was für ein gewaltiges Geheimnis mußte es gewesen sein, das dem Beichtsiegel des Priesters anvertraut worden war, da dieser gar solange brauchte, den sühnenden Schluß zu finden.

Jetzt erhob sich der Abbé von seinem Sitze. Ein mildes Lächeln verklärte seine edlen Züge, als seine blauen Augensterne unendlich liebevoll auf der Gräfin ruhten — einen Augenblick mit ihren dunklen Augen sich kreuzten.

Gleich einem scheuen Reh enteilte die Gräfin zur tiefen Fensternische. Unter

der mächtigen Dattelpalme, die ihre dunkelgrünen Wedel über einen persischen Lehnstuhl neigte, ließ sich die Entsühnte, wie von einem schweren Alp befreit, aufatmend nieder.

Allmählich hatte sich die Gräfin wieder gefunden, und mit dem bezaubernden Timbre ihrer Altstimme sprach sie: „Monseigneur! Die Empfindungen, die mich beherrschen, entziehen sich jedem sprachlichen Ausdruck. Denn was man so gefährlich tief im Sinne und Gemüte trägt, spricht man am besten niemals aus. Wie leicht wird's mißverstanden, ja, verdorben, hat man nicht die glücklichste Form gefunden . . . "

Da griff sie heftig nach dem Nelken-Strauß, und zog ihn aus der goldenen Spange am wogenden Busen. Leidenschaftlich weinend, streckte sie die Nelken von ihrem Sitze aus dem Priester entgegen: „Hier, Monseigneur Paul von Siena! Mögen die Blumen für mich weiter sprechen!" —

Wie ein Weltweiser, mit der unnachahmlichen Würde eines Orientalen, entnahm der Abbé die Nelken den bebenden Händen der Gräfin. Dann ging er ruhig und gelassen zu dem Madonnenbilde und legte sie, sich demütig verneigend, der kleinen iberischen Gottesmutter sanft zu Füßen. Niemand hatte die Thräne bemerkt, die aus seinen zuckenden Augen in den farbenglühenden dunklen Nelkenbüschel fiel, gleich einer Perle darin zu glänzen. Weltmännisch wandte er sich wieder der Gräfin zu; mit seinem linken Arme auf die schwarze Marmorplatte des lasurblauen Porzellan-Chemineés sich stützend, begann er mit einer weichen beruhigenden Stimme zu sprechen: „Teuerste Gräfin! Gewiß ist der Mensch so wenig Herr seines Schicksales und selbst seines Willens, als er die kein Mitleid kennende Natur bestimmen kann, ob Sonnenschein, ob Regen herrschen soll. Ungebeten scheint die Sonne und erschließt der Blumen Kelche, — allerquickend strömt der Regen ungebeten auf das verdurstete Land. Also, liebe Gräfin, soll auch der Herzensgute ungebeten Gutes thun . . . Und welche feinsinnig, konservative Aristokratie besäße nicht heute die sensible Klugheit, welche die Damen des amerikanischen und englischen high-life auszeichnet — um fatale Launen der Natur zu paralysieren? Morgen sind Sie, gnädige Gräfin, bereits dem Fürsten von Gnesen angetraut. Zählt er auch sechsundsechzig Jahre, ist also vierzig Jahre älter, als seine Braut, so vereinigen sich doch zwei geistig vornehme homogene Naturen am Traualtare. Die Gefühle loyaler Freundschaft mögen Sie mit dem Fürsten verbinden — sie sind zarter, als die Bande der Liebe . . Darauf beruht schließlich das Glück jeder Ehe!"

Die Gräfin lauschte gesenkten Hauptes.

Nach einer Pause fuhr der Abbé fort: „Durch diese Vermählung sind auch die Wünsche der Töppliwodu erfüllt.

Nämlich: würde der vereinsamte Fürst ohne einen legitimen Nachkommen einst das Zeitliche segnen, dann fielen die sämmtlichen großen Grundbesitzungen und sein kolossales Kapital-Vermögen an eine entfernt verwandte nicht katholische, also nicht unterstützungswerte Linie.

Ilona! Die Kirche wird Ihrer besonders gedenken und das Geschlecht der Töppliwodu und der Gnesen mit jener Kraft und Würde freigebig unterstützen, welche selbst jener gewaltige Junker, der einer Welt mit seinen diplomatischen Ruhmes-Taten imponierte, anrufen mußte, indem er sich vor Rom endlich ehrlich beugen lernte. Glauben Sie mir, Gräfin, auf der Scholle des freien Landes, in einer großartigen neidlosen Natur — werden Sie mehr Trost und Beruhigung finden, als in den Salons der den Hof umflüsternden Residenz-Aristokratie, die vor lauter Loyalität ihr erkämpftes Dasein doch niemals verleugnen kann . . . "

Abermalige Pause.

Die Gräfin verharrte immer noch schweigend und wie auf ihren Sitz gebannt, ohne ein Zeichen regerer Teilnahme.

Der Abbé schloß weich und leise: „Doch die heilige Kirche mahnt mich, ich höre ihre Stimme. Leben Sie wohl, Ilona, und gedenken Sie dieser feierlichen

Stunde, wenn auch mein Wirken ruht und meine Stimme schweigt . . . . Resignation! . . . . "

Eine bis zum Peinlichen unheimliche Stille und schwüle Luft brütete in dem Boudoir. Da wiederholten stammelnd die bleichen Lippen der Gräfin wie mechanisch den fast wie aus einer anderen Welt vernommenen Abschiedsgruß des sich strategisch entfernenden Priesters: „Resignation!"

* * *

Greller Flammenschein und dumpfes Donnerrollen einer wetterleuchtenden gewitterschwangeren Herbstnacht weckten mich aus dem Banne meiner Haschisch-Cigarette, deren Rauch ich allzugierig, wie der Orientale sagt, „getrunken" hatte.

Lauschend erhob ich mich von meinem bequemen Schaukelstuhle unter dem mächtigen Lindenbaum — wo ich während des heißen Spätnachmittages in das Reich der Träume hinübergeschlummert war.

Pompöse Klavier-Akkorde rauschten aus den geöffneten Balkonthüren einer vornehmen Villa.

Nein, ich träumte nicht mehr. Die Tonwellen wogten über dem nämlichen Balkone, wo ich vor meinem Schlummer die schöne Gräfin bemerkt hatte, wie sie mit dem eleganten Abbé, von exotischen Blattpflanzen halb verborgen, intim eine Cigarette graziös der Abenddämmerung entgegen rauchte.

Ma foi! Ich konnte ein lautes Bravo gegen den Balkon nicht unterdrücken, als ich nach langem Lauschen und Besinnen in den darauffolgenden markanten Tönen das Thema der berühmten Katzenfuge des Maëstro Domenigo Scarlatti erkannte.

Hui, wie jetzt die Fuge einsetzte!

Sie wurde von der Gräfin in einer so charakteristischen geistreichen Weise zum Ausdrucke gebracht, wie ich sie nur einmal von dem genial kaustischen Musik-Doktor und aller Virtuosen Meister Hans von Bülow zu hören Gelegenheit hatte, damals als er sich so alterieren mußte über eine anwesende Nouveau-Aristokratie, die nur für gewagte Halbwelt-Toiletten, massiven Turfparfüm und Offenbach'sche Kankan-Rythmen tieferes Verständnis erübrigt.

Mittlerweile drängte sich während meines noch eifrigen Lauschens ein lieber, aber schwerer Arm sachte unter den meinen.

Es war der dicke joviale Doktor und Hofrat, der treueste Zechgenosse Zeit meines dortigen Aufenthaltes. Und ich schien sehr ihm zu behagen; denn er liebte keinen Trinkkumpan — mit gutem Gedächtnisse.

Dieser in dem Bade-Klatsch vollständig versierte Saison-Schwerenöter aller jungen und alten Schmerzensmütter raunzte mir in die Ohren: „So kann man freilich nicht im Wildbad gesunden, wo die Wunderquelle Heilung spenden soll, nicht Haschischin und Teufelsmusik!"

Ich stutzte einen Augenblick.

„Eilen wir, mein kleiner Bayern-Junker, bevor die über uns krakehlenden Gewitter-Wolken auseinander platzen, und verlassen wir das welsche Katzen-Geflunker und alle Boudoirherrlichkeiten, wo die Dinge „scheinen" und die Menschen „meinen" . . .

Ich steckte jetzt eine möglichst vergnügte Miene auf, als der Hofrat fortfuhr:

„Ich weiß ein famoses Glas Sekt, kredenzt von einer flotten glutäugigen schwarzen Puszta-Lilie! Dorten wollen wir, Junker, die noch leise in Ihren Nerven herumrumorende Dissonanz des Haschischins, in der Sprache Mohamed's eine „Quelle der Lust", mit einigen Tränen deutschen Rheinwein-Sektes — wie ein gewisser diplomatischer Monseigneur in einer fatalen Situation naiv flunkerte — „paralysieren."

* * *

Behaupten zu wollen, daß diese malitiöse Bemerkung meines Freundes mich frappiert hätte und seine liebenswürdige Einladung mir ungelegen gekommen wäre — von einem Weibe würde man sagen: es wäre kokett! —

Bleibtreu als Dramatiker.

Von Gerhard v. Amyntor.

(Potsdam.)

Die Thätigkeit des Kritikers wird immer weniger verlockend, denn die Kritik ist vielfach zu einem gefälligen „Mädchen für Alles“ geworden, das mit den Schriftstellern oder dem Publikum liebäugelt und der Wahrheit — wenn es anders die Wahrheit zu sagen im Stande ist — aus Rücksicht auf die Stellung der Redaktionen zu den kritisierten Schriftstellern ein Schnippchen schlägt. Wenn ich es unternehme, mich rückhaltlos und unbeeinflußt durch irgend welche Spekulation auf die Gunst von Zeitungsschreibern und Zeitungslesern über Bleibtreu als Dramatiker zu äußern, so weiß ich im voraus, daß gewisse Skribenten, deren Moralität eben so schwach ist wie ihr Gehirnphosphor, dahinter jede andere Absicht eher wittern werden, als die, mein volles Herz zu entlasten und den Eindruck wiederzugeben, den mir Bleibtreu's beide Byron-Dramen gemacht haben. Denn der Autor dieser Dramen besitzt eine Legion Feinde, die er sich, gewiß nicht immer ohne eigenes Verschulden, geschaffen hat, und ich wäre einer der Letzten, der ihm für sein oft über das Ziel hinausschießendes kritisches Vorgehen Bewunderung zollen möchte. Ich meine aber, man muß den Kritiker Bleibtreu und den Dichter Bleibtreu als zwei scharf gesonderte Personen betrachten, und es wäre unbillig, das den Dichter entgelten zu lassen, was er vielleicht nach der Ansicht Dieses oder Jenes als Kritiker gefehlt hat. So übergebe ich denn meine Beurteilung der Bleibtreu'schen dramatischen Muse getrost den Spalten dieser Monatsschrift, da ich ihr ehrliche Objektivität zutraue und von den Lesern derselben wenigstens nicht falsch verstanden zu werden befürchten muß.

Allen denen, die verständigen und herzlichen Anteil an der Fortbildung unseres schönen Schrifttums nehmen und die Neuheiten der Litteratur nicht blos wie neue Champagnermarken oder Trüffelpasteten zu kosten gewöhn sind, welche uns doch nur die Lust eines flüchtigen Sinnenkitzels gewähren, — allen diesen vornehmen, freilich immer seltener werdenden Seelen dürfte durch das Erscheinen der beiden eigenartigen Dramen Karl Bleibtreus: „Lord Byrons letzte Liebe“ und „Seine Tochter“ (Verlag von Wilh. Friedrich, Leipzig) eine angenehme Ueberraschung bereitet sein, und wir hoffen, daß jene vornehmeren Seelen das in Rede stehende Buch zur Hand nehmen und seinen Inhalt selber prüfen werden. Abgesehen davon, daß beide Dramen — soviel wir wissen — sich noch nicht die Bühnenaufführung erobert haben, (heutzutage fast eine Empfehlung!) also Jeder, der sie kennen lernen will, sie im Wege der Lesung genießen muß, so würden wir auch, wenn sie wirklich schon irgendwo das Licht der Lampen erblickt hätten, dennoch allen, denen der Besuch des betreffenden Theaters verwehrt wäre, die Kenntnis der Buchausgaben ans Herz legen, denn, um es kurz zu sagen, die beiden Dramen sind wert, gelesen und wieder gelesen zu werden. Das ist der große Unterschied zwischen den hohlen kurzlebigen Erzeugnissen der possen- und schwänkeschmierenden oder Lustspirl zusammenwitzelnden, rohen Geldspekulation und den echten Vollblut-Werken der keuschen dramatischen Muse, daß wir jene nur zu ertragen vermögen, wenn sie von gewandten Bühnenkünstlern, mit allen Kniffen und Pfiffen einer blendenden Mise-en-Scène dargestellt werden und uns so über ihren innern Unwert während zweier Stunden hinweg-

täuschen, während diese, auch wenn wir sie noch so vortrefflich aufgeführt gesehen haben, das brennende Verlangen in uns wachrufen, sie auch als Buch noch einmal in die Hand zu nehmen und besonders schöne und wirkungsvolle Stellen uns durch Lesung wieder ins Gedächtnis zu rufen. Die leicht geschürzte Muse eines v. Moser in allen Ehren, aber wer vermöchte ein Stück wie den „Veilchenfresser" oder „das Stiftungsfest", wenn er es gut dargestellt gesehen hat, hinterher noch als Buch zu genießen? Die Bleibtreu'schen beiden Byron-Dramen werden im Gegenteil Jeden, der in Zukunft ihrer Aufführung beiwohnen wird, einen erneuten Genuß bereiten, wenn er sie aufs neue als Buch studiert und sich mit Behagen in ihre zahlreichen Schönheiten versenkt.

Im ersten Akte von „Lord Byrons letzte Liebe" ist schon die Exposition meisterhaft, denn auch hier ist Kürze des Witzes Seele. In ein paar Worten erfahren wir, daß Graf Guiccioli und Theresa eben ein Paar geworden sind; damit ist alles gesagt, was aus der dem Drama vorangegangenen Zeit für den Zuschauer von Interesse ist. Die Abneigung Theresas gegen Byron, den sie als Rächer ihrer beleidigten Ehre verschmäht, schlägt schon im selben ersten Akte in ein wärmeres Gefühl für den Dichterlord um, und dies ist glaubwürdig begründet durch die kurze Erwähnung einer frühern Begegnung der Beiden, durch Theresas Entdeckung, daß ihr Gatte ein im Solde der Oesterreicher stehender Verräter ist, und durch die ritterliche Art, mit welcher Byron für die Freiheit der durch einen vereitelten Aufstand blosgestellten Familie der Gambas als Erleger einer bürgenden Geldsumme eintritt. Entfremdung zwischen Theresa und ihrem Gatten ist die unausbleibliche Folge dieser Vorgänge; der Akt schließt, indem er uns Theresa Guiccioli schon an ihrem Hochzeitstage als Witwe eines lebenden Gemahls zeigt.

Im zweiten Akte steigert sich Theresas wärmeres Empfinden für Byron zur — Liebe, da sie immer unwiderleglichere Beweise für die Verräterei ihres Gatten erhält und in einer packenden Scene von Byron an ihr früheres beiderseitiges Zusammentreffen erinnert wird. Die Patriotin Theresa wünscht den Dichter für die italienische Sache zu gewinnen und ihr Herz erfüllt sich mit Bewunderung und Dankbarkeit für ihn, der sich, erst von ihr verschmäht und kalt, fast verletzend, abgewiesen, doch noch mit Neipperg für ihre Ehre schlägt und ihn verwundet.

Im dritten Akte zeigt sich uns der Dichter Bleibtreu von einer überraschend eigenartigen Seite. Durch einen Unfall gerät Theresa in Byrons Wohnung, in welcher der Lord gerade ein verfängliches Bacchanal der Sinne feiert. Durch seine Verwirrung, durch seine inständige Bitte an Theresa, das Haus so schnell wie möglich zu verlassen, da hier ihr guter Ruf heillos gefährdet werde, verrät er ihr seine wahre und reine Empfindung; gerade sein Drängen bewegt sie zum Bleiben, und wie er ihr im weitern Verlauf des Auftritts ein Bruchstück aus einer seiner Dichtungen mitteilt, bezaubert er sie durch den poetischen Schwung der Sprache, durch die Glut des Vortrags und den Naturlaut der Leidenschaft in solchem Grade, daß sie überwältigt ihm an die Brust sinkt und ihm ihre Liebe gesteht. Ja, sie will nicht nur seine Gegenliebe, sondern auch seinen Ruhm besitzen, den er für die Sache ihres nach Befreiung dürstenden Vaterlandes um ihretwegen einsetzen soll. Graf Gamba, Theresas Vater, und Pietro, ihr Bruder, platzen dazwischen. Sehr fein und überzeugend wird die endliche Umstimmung des erst empörten stolzen Vaters und Patrioten motivirt: wenn sich die Tochter für das heilige Italien dem gehassten verräterischen Guiccioli opfern sollte, so kann er nicht länger zürnen, wenn sie zu gleichem hehren Zwecke sich dem geliebten Byron hingibt, demselben Byron, der sich als glühender Anhänger der Carbonari entpuppt und den mit Verhaftung bedrohten Grafen und dessen Sohn durch seinen Freund Trelawey auf seine Yacht „Bolivar" retten läßt. Der Akt endet mit der feierlichen, in Neippergs und des Gatten Gegenwart gegebenen Erklärung Theresas, daß sie sich von ihrem Ehegemahl scheide und als Verbannte unter den Schutz ihres Geliebten, des Dichterlords, stelle.

Der vierte Akt spielt in Livorno. In einer reizenden Scene finden wir das geflohene Paar beschäftigt, Stellen aus Byrons Dichtungen auf ihre eigene Liebe und Personen zurückzudeuten. Da kommt die Trauerpost von der Unterdrückung des in Neapel ausgebrochenen Aufstandes. Graf Gamba ist dort gefallen. Pietro überbringt dem Dichter, der thatlos schwärmend gezögert hat, den Fluch des erschossenen Vaters. Die Geliebte und deren Bruder wenden sich von dem schmerzlich Erschütterten ab und verlassen ihn. Mit einem wundervollen gedankentiefen Monolog Byrons endet der kurze Akt.

Im Schlußakte meldet am Gestade Livornos der Kammerdiener Fletcher seinem Herrn, daß der „Bolivar" segelfertig liege. Byron zur Abfahrt bereit, wird von der zurückkehrenden Theresa aufgehalten; sie fleht um Vergebung für ihren voreiligen, bitter bereuten Bruch, sie gesteht ihm, daß sie nicht von ihm lassen, ohne ihn nicht mehr leben kann. Aber er sagt ihr, daß der Kuß, den er ihr gibt, der Abschiedskuß sei. Zwei Griechen bringen ihm den Gruß des auferstandenen Hellas und melden ihm, daß die Hellenen seiner warten. Er zögert. Da ermannt sich Theresa und murmelt: Untreue an einer Idee trifft eine Frau ebenso schmerzlich, wie jeder andre Verrat — (übrigens die einzige Aeußerung im Drama, zu der wir Namens aller liebenden Weiber uns ein Fragezeichen gestatten.) — Sie feuert ihn an, dem Rufe Griechenlands zu folgen. Mit lauter Stimme gibt er das von Todesahnung durchschauerte Kommando: „Nach Missolunghi!" und besteigt das Schiff.

Dies ist ein knapper, nüchterner Auszug aus dem an Handlung reichen poetischen Stücke. Schon aus dieser flüchtigen Skizze dürfte man erkennen, daß wir es mit der dramatischen Dichtung eines begeisterten und bedeutenden Byron-Kenners zu thun haben. Wie es Bleibtreu selbst in der Vorrede andeutet, allerdings aber auch als Vorwurf zu entkräften sucht, leiden die beiden kurzen letzten Akte an einer gewissen melodramatischen Abschwächung, an einem Ueberwiegen des Poetisch-Reflektiven. In wie weit dies die Bühnenwirkung zu beeinträchtigen vermöchte, dies kann erst die wirkliche Aufführung erweisen; nur gelesen, sind auch diese beiden letzten Akte von guter Wirkung und sie bilden die echt tragische Lösung des Konfliktes, da wir ergriffen ahnen, daß der nicht schuldfreie Held, indem er den Kiel seines Schiffes dem bedrängten Hellas zuwendet, den Weg des Todes und der — Sühne betritt.

Ist sonach „Byrons letzte Liebe" ein Drama, dem jeder Gebildete nicht ohne innigen Anteil und hohe Befriedigung folgen wird, zumal es sehr glücklich motiviert ist und auch hier, nach einem Schiller'schen Worte, die Kategorie der Kausalität als Kategorie der Tragödie gilt, so haben wir an dem zweiten Drama des unter dem Kollektivtitel „Lord Byron" herausgegebenen Buches, an „Seiner Tochter", ein Trauerspiel, das nahezu einwandsfrei erscheint und sämmtliche Batterien der Kritik passieren dürfte, ohne ihnen andere als Salutschüsse zu entlocken. Es ist eins der wenigen neuern deutschen Bühnenwerke, das auf einer durchaus eigenartigen, noch in keiner Weise abgenutzten Idee basiert und mit verblüffender Originalität, mit staunenswerter Feinheit der Charakteristik verfasst ist. Der dramatische Nerv, der schon in den ersten Scenen blosgelegt wird, zittert immer straffer und straffer gespant, durch alle Akte hindurch, so daß wir, von Furcht und Mitleid ergriffen, atemlos lauschen, bis endlich in der Schlußscene durch tödtliches Zerreißen des Nervs Beruhigung eintritt und unser banger Anteil an Adah Lovelace, Byrons („Seine") Tochter, durch jene entsagende und dennoch versöhnende Stimmung abgelöst wird, die auch im Untergange eines uns sympatischen, wenn auch nicht ganz schuldfreien Wesens den Ausgleich der ewigen Gerechtigkeit sieht und die restitutio in integrum des erschütterten zweifelgequälten moralischen Ichs zurückgewinnt.

Byrons Tochter, durch ihre Mutter im Hasse gegen den erzogen, der ihr Vater war, den sie nie gesehen und dessen Namen sie nie hat aussprechen dürfen, ja dessen Werke und Weltruhm ihr durch den Einfluß der Mutter völlig unbekannt geblieben sind, tritt im ersten Akte als Braut des vortrefflich gezeichneten Lord Lovelace auf, der sich mit ihr, mit „seiner" Tochter, nur aus Eitelkeit, aus Sensationsbedürfnis,

zur Befriedigung seiner spleenhaften Lust am Besondern verlobt hat. Sie wird auf einem Rout bei Lady Lamb von aller Welt beobachtet und angestarrt, und sie glaubt, dieses befremdliche und peinliche Verhalten der Gesellschaft auf Rechnung des schlechten Rufes und der Sünden ihres Vaters setzen zu müssen. Mr. Montague, ein gezierter Verehrer Byrons, läßt sich ihr vorstellen und verschnappt sich des öftern, indem er seiner Gewohnheit, mit Byron-Anleihen um sich zu werfen, unüberlegt nachgibt und dadurch die Aufmerksamkeit der diese Citate nicht Verstehenden erregt. Oberst Wildmann, der Besitzer von Newstead-Abby, lädt Adah ein, daß sie nach der Hochzeit mit ihrem Gatten ihn besuchen möge, und Adah, neugierig geworden und durch den Widerspruch der Mutter gereizt, nimmt an.

Dieser Akt ist ein Meisterwerk an fein durcheinander prikelnder Konversation, die uns zwanglos die Exposition vermittelt, die Charaktere enthüllt und mit außerordentlicher Schärfe und plastischer, höchste Spannung erregender Deutlichkeit die Lage klar legt. Der Dialog ist reich an feinen Wendungen und epigrammatischen Spitzen, die sich alle scheinbar von selbst ergeben und nicht nach der bekannten Art gewisser witzelnder gequälter Theatraliker nur als pikante Sauce über das magere dramatische Gericht gegossen sind. Schon durch diesen einen Akt bekundet Bleibtreu seine Begabung zum Bühnendichter, und man darf begierig sein, wie sich die kleinen anonymen Kläffer und Krittler dieser achtunggebietenden Leistung gegenüber verhalten werden.

Im zweiten Akt sehen wir Adah und ihren Gatten als Gäste in Newstead-Abby. Montague erzählt ihr, daß im Schlosse ein Mönch spuke und recitiert zu diesem Zwecke das Byron'sche:

„Habt Acht vor dem schwarzen Mönch, habt Acht,
Der sitzet am Nornenstein."

In dem Saale, der Adahs Schlafzimmer von dem ihres Gatten trennt, (auf ihren ausdrücklichen Wunsch ist diese Art der Unterkunft besorgt worden) wird sie von Montague überrascht, der sich als schwarzer Mönch verkleidet hat. Lovelace kommt hinzu, nimmt die Aufklärung Montagues nur spöttisch an, und im festen Glauben an ein verabredetes Stelldichein, schreibt er an Adahs Mutter, sie möge schnell herkommen und die Tochter vor ferneren Ausschreitungen bewahren. Der Gattin, die gar nicht begreift, warum er Verdacht gegen sie hegt, wirft er die Aeußerung ins Gesicht, daß man bei ihr auf das Schlimmste gefaßt sein müsse, da sie ja „seine" Tochter sei.

Im dritten Akte wird Adah durch einen Schädelbecher, den sie in einer Hermitage am Newstead-See findet, wieder an den Vater erinnert. Graf Orsay gibt ihr Auskunft über diesen Becher und raunt ihr zu, daß Lovelace ihre Mutter herbestellt habe, um sie besser überwachen zu lassen. In einem Monolog verrät Adah ihren Haß gegen den Gemahl, ihre aufkeimende Neigung zu Montague und ihren Zorn, daß man ihr, der Tochter des Vaters, immer wieder des Vaters Sünden zutraue. Sie versteckt sich, um den aus Don Juan (II. 184 und folg.) recitierenden Montague zu belauschen; wie sie hervortritt, richtet dieser die glühenden Verse direkt an ihre Adresse und ist im besten Zuge, ihr eine Liebeserklärung zu machen, als Lady Byron, geführt von Lovelace, erscheint. Nun heftiger Auftritt zwischen Lovelace und Montague, der jenen fordert; schließlich Auseinandersetzung zwischen Mutter und Tochter; Lady Byron wirft Adah Schamlosigkeit vor und spielt auf Vererbung des Wahnsinns an, an dem der Vater gelitten habe. Adah, erschüttert, entsetzt, bricht ohnmächtig zusammen.

Im vierten Akte spielen Lovelace und Montague, da der Ruf Adahs geschont werden soll, vor den anwesenden Zeugen eine verabredete Komödie, die den scheinbaren Grund zu ihrem Zerwürfnis liefern soll. Orsay, als Montagues Sekundant, ahnt aber den wahren Zusammenhang. Wildmann zeigt Adah das Bild ihres Vaters, vor dem sie in Staunen und Verzückung steht, Lady Byron, Lovelace und Andere kommen hinzu; heftige Scene zwischen der Lady und Wildmann. Die Lady erklärt,

daß sie abreise und fordert Adah auf, mitzukommen. Adah verweigert dies; sie liebt und bewundert ihren Vater. Das wirkt wie ein Schlag ins Gesicht der Mutter. Der Zorn der Lady entfesselt alle seine Schrecken; sie nennt Adah eine Ehrlose, eine Ehebrecherin! Wie sie mit Lovelace abgeht, stürzt Adah auf die Knieen: „Mutter! o Gott! ich bin schuldlos!“ Vergebens, die Mutter enteilt, und Adah ruft vernichtet: „Doppelte Waise!“

Im letzten Akte macht Wildmann die mehr und mehr die Größe des verkannten Vaters ahnende Adah mit den Werken Byrons bekannt. Der also Aufgeklärten begegnet Orsay, der von der Gruft Byrons kommt und den Gruftschlüssel vergeblich zu verbergen sucht; er muß ihn ihr ausliefern. Von Orsay über den bevorstehenden Zweikampf unterrichtet und mit Bitten bestürmt, diesen Kampf des Geliebten wegen zu verhindern, erklärt sie ungerührt, daß ihr Montague durchaus gleichgültig sei — sie wird nur noch von dem einen Gefühl für den großen Todten, ihren Vater, beherrscht! Orsay, in höchster Angst und Bestürzung, frägt sie, ob er dann versuchen dürfe, den Zweikampf auf seine Weise zu hintertreiben. Ahnungslos gibt sie dazu ihre Zustimmung. Orsay beleidigt nun in der folgenden Scene Montague so tödtlich, daß dieser sofortige Genugtuung verlangt, was gerade im Wunsche des Andern liegt. Unmittelbar vor dem Zweikampfe geleitet Orsay noch Adah auf deren Wunsch in die Gruft. In dieser unbeschreiblich ergreifenden Scene wehen uns alle Schauer der echten Tragik an. Adah erfährt am Sarge des Vaters, daß dieser schuldlos gewesen und von der Mutter wegen angeblichen Wahnsinns schnöde verlassen worden sei. Ueberwältigt liest sie die Inschrift des Sarges:

„In der Gruft hier unten, wo seine Ahnen schlummern, liegt der Letzte seines Stammes, Lord Byron, der Dichter von Childe Harolds Pilgerfahrt.“

„Oh, der Band fehlt mir!“ ruft sie schmerzlich; sie hat kurz zuvor die sämmtlichen übrigen Werke des Vaters verschlungen. Orsay, der diesen Band an sich genommen hatte, um selbst darin zu schwelgen, zieht ihn hervor und überreicht ihn ihr. Dann reißte er sich los und eilt der Kugel des Feindes entgegen. Die Alleingelassene entziffert den Rest der Sarg-Inschrift: „Gefallen im 36. Lebensjahre bei dem glorreichen Versuch Hellas — seine — alte — Freiheit — zurückzugeben.“ Bewußtlos sinkt sie zu Boden. Große Pause. Man hört draußen einen Schuß. Sie erwacht. Verzückt redet sie die Asche des Vaters an. Da erscheint Orsay und meldet ihr, daß er, ihren Ruf zu retten, soeben Montague erschossen habe, und stürmt wieder fort.

Verzweifelnd lacht Adah auf. Dann bricht sie in die Worte aus: „Mein Vater, warum hast du mich nicht geliebt?“ Ihre Hände öffnen das Buch; sie findet die Stelle:

„Mein Kind, mit deinem Namen hob ich an,
Mit ihm, o meine Tochter, schließe ich . . .“

Bis ins Mark erschüttert. liest sie die folgenden drei Strophen sich laut vor. Nach einer schweren Pause sinkt sie mit den Worten zu Boden: „Ich stürze nieder — zu deinen Füßen — als letztes Opfer — deiner — Poesie.“

So wird sie von Wildmann gefunden. Noch einmal zu sich kommend, bittet sie mit letzter Kraft, er möge ihr die aufgeschlagene Seite weiter vorlesen: „ihr Sterbegebet.“ Er thut es.

„Drum schlummre süß! O könnt' ich treugesinnt
Aus fernem Land, wo oft gedacht ich dein,
Zuwehn den Segen dir im Abendwind,
Zu dem du mir gewiß geworden wärst, mein Kind.“

Während dieses Grußes des Todten ist auch sie heimgegangen. Wildman steht neben ihrer Leiche.

Wie gesagt, der tragische Zauber dieser Scene ist außerordentlich ergreifend; wer ihn ganz erfahren will, der lese das Drama. Beredter als alle kritischen Glossen dürfte schon dieser flüchtige Auszug auf die kräftige vornehme Eigenart der Dichtung hinweisen. Wird die Rolle dieser Adah nicht bald eine große deutsche Tragödin zur Verkörperung anreizen?

Bleibtreu hat mit diesem Werke das deutsche Theater reich beschenkt. Um dieses einen Werkes willen verzeihen wir ihm gern alle Einseitigkeiten und durchgängerischen Exkurse, zu denen ihn aufschäumende Jugend und das Bewußtsein seiner Vollkraft früher ab und zu hingerissen haben mögen. Ohne auf Gunst und Förderung einer Klique zu spekuliren (und auch solches trutzige sichauffichselbststellen zeugt von vornehmer Gesinnung und Kraftbewußtsein) hat er mancher verdienten Größe in oft wohl zu schnellfertiger Weise den Fehdehandschuh hingeworfen, und zu manchem seiner Ausfälle in seiner „Revolution der Litteratur" haben auch wir bedenklich den Kopf geschüttelt. Wir meinen aber, wer ein Werk, wie „Seine Tochter" aus einem Guße zu meistern versteht, der verdient Indemnität von allen Seiten, denn er hat ein so hohes Maß von künstlerischem Können erwiesen, daß wir getrost von seiner vornehmen Natur mit den wachsenden Jahren auch die Berichtigung zu schneller Jugendurteile erwarten dürfen; auch seine Fehler sind nur die Schlagschatten seiner Tugenden. Ein Heer von Feinden hat Bleibtreu durch sein Vorgehen gegen sich mobil gemacht. Einem Genie bleibt es nie erspart, eine Zeit lang verkannt, verdächtigt und verfolgt zu werden, und die auch ihm erwachsene Notwendigkeit, sich mit allerlei anonymem Gesindel herumärgern zu müssen, mag ihn hier und da verbittert und über das Ziel hinaus getrieben haben. So werden wir auch seine etwaigen frühern Verirrungen in die Aesthetik des Häßlichen jetzt unter einem neuen Gesichtspunkte betrachten müssen, wer so tief, so wahr und rein zu empfinden weiß, der muß mit anderm Maßstabe gemessen werden, als ein sich für Familienblätter und Backfisch-Lesezirkel abmühender Dutzendepiker. Hat sich Bleibtreu durch seine Schlachtenbilder schon in weitern Kreisen vorteilhaft bekannt gemacht, durch „Seine Tochter" dürfte er seinen Ruhm wesentlich gesteigert haben, und die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, da dies Drama eines der zugkräftigsten und am lautesten beklatschten Repertoirstücke der deutschen Bühne sein wird.

Unser Dichter-Album.

HB.

(Nachdruck verboten.)

1.

Es steht am Münchener „Platzl" ein Schloß schier niemals leer.
Doch in 5000 Jahren, da steht's entschieden nicht mehr.
Nur ein versteinerter Maßkrug zeugt dann von alter Pracht,
Der ward in's germano-chinesche Staatsmuseum gebracht.

Es drängen die Archäologen tiefsinnend sich um ihn herum,
Zerbrechen die zopfigen Schädel an seiner Wölbung stumm.
Es heften sich Aller Blicke auf eine Stelle — weh!
Dort stehen deutlich (und dunkel!) die Initialen HB.

Da ruft der Forscher kühnster: „Ich komme zu dem Schluß,
„HB. weist auf den heil'gen — staunt! — Bonifazius.
„Er soll der verschollenen Deutschen halbmythischer Stammvater sein.
„Dies ist seine Totenurne!" Das leuchtete allen ein.

2.

Nur ein Privatdozente die Wahrheit besser kennt.
Das ist der ewige Jude. Der ward Privatdozent,

Dieweil er erkannt, daß fruchtlos all' seine Selbstmordplän'.
Im Bücherstaube wie schien ihm das Dasein wieder schön!

Er freite als fröhlicher Streber ein dürr' Professorenkind,
Und Archäologe ward er, weil dahin blies der Wind.
Die jungen Dozenten nämlich gehörten fast Mann für' Mann
— Es schien das Modestudium — der Altertumskunde an.

Im ewigen Juden erweckte der altersgraue Topf
Fünftausendjähr'ges Gedenken an einen verkaterten Kopf:
Vor Zeiten saß er im Hofbräu mit vielfach geflicktem Rock,
Er suchte den Tod des Ertrinkens im trefflich geratenen Bock.

Er trank mit Todessehnsucht, bis all' die Fässer leer —
Da stürzte rachedürstend auf ihn der Zecher Heer!
Ein Jeder warf maßlos wütend nach ihm mit lerrem Maß —
An seinem harten Schädel zersplitterte das wie Glas.

Da stürzten der Vegetarianer bierfeindliche Schaaren herbei
Zu seiner Hilfe — wie gellte des Bürgerkrieg's Wutgeschrei!
Hoch schwang Ahasver seinen Maßkrug, zu schleudern ihn fest in's Gewühl,
Da sank er benebelt zu Boden — er trank auch gar zu viel.

Und als er erwachte, da glaubt' er das Welten-Ende nah,
So bleiern war ihm zu Mute. Und rings, wohin er sah,
War er umschichtet von Scherben, und Scherben preßten sein Haupt,
Und wär' er nicht unsterblich, den Atem hätt's ihm geraubt.

Im Walle stak ein Radi, den er mit Gier verschlang.
Dann krabbelte er nach oben, drei Tag und Nächte lang.
Nun kam er an's Licht — war's wirklich der Untergang der Welt?!
Ganz München lag verschüttet, ein gräuliches Scherbenfeld!

Weh! Unter Maßkrugtrümmern begraben Mann und Maus!
Da faßte den Stifter des Unheils vor seiner That ein Graus.
Noch hielt seine Hand den Maßkrug, den einzig erhalt'nen, umspannt.
Draus soff er den Rest — dann warf er ihn schaudernd auf's öde Land.

3.

Jetzt vor dem geheimnisvollen Gefäß wird's plötzlich ihm klar:
Das ist der Todesbecher, der lange vergraben war!
Er spricht zu dem weisen Entdecker: „Ihr Scharfsinn ist genial!
„Doch kann ich mich ihm — Sie verzeihen! — nicht beugen dieses Mal.

„Denn so ist meine Meinung: In Zeiten altersgrau
„Erhob sich am Orte des Fundes gewaltig ein Tempelbau.
„Drinn stand, noch ehe die Russen lang vor uns Chinesen in's Land
„Gekommen, der Deutschen mächt'ger Pagode, Gambrinus genannt.

„Es scheint eine Parallele zum griechischen Bacchuskult.
„Durch eifrige Biervertilgung erwarb man des Gottes Huld.
„Wer seelig werden wollte, der trank, dem Pagoden zur Ehr,
„Auf einem Flecke sitzend zehn Opferkrüge leer.

„Ein solcher Krug ist dieser. Man trank aus ihm zum Preis
„Der Gottheit. Der Tempel hieß „Hofbräu," das heißt der Hofdes Bräu's.
„Gambrinus — Brinus — Bräunus — draus ward dann Bräu mit der Zeit.
„HB. heißt, daß die Vase dem Hofe des Bräunus geweiht."

Da brummte der kühne Vertreter der Bonifaziusthes':
„Ich sehe keine Beweise. Es bleibt ein Aschengefäß.

„Nur *eine* solche Urne zu leeren, kein Urmensch vertrug's —
„Sie faßt ja *hunderte* unseres Trinkbechers, des Tintenkrugs!

„Das hätte selbst Bonifazius (ein Mönch) nicht fertig gebracht —
„Nein, Ihre These ist unreif." Der ewige Jude dacht':
„O wüßtet ihr armen Schlucker, was Bonifazius trank —
„Ich saß mit ihm beim Methe — die feuchte Zeit versank!"

Man lachte ihn aus. Er schlug sich die Professur aus dem Sinn.
Doch endlich ward er berufen, als *vor ihm gestorben dahin*
All' die Privatdozenten der Altertumsfakultät
Und sämtliche Professoren. Für *ihn* war's nicht zu spät.

Hei! Ueber HB. nun las er der ganzen Welt zum Spott
Jahrhunderte lang zweistündig alltäglich in gleichem Trott.
Doch die Studenten schwänzten: „Was schiert denn uns HB.?
s' war ein Philistergesöffe - *Wir* kneipen Opium mit Thee!"

München. Franz Held.

Swend von Weinheim.

(Aus dem Cyklus „Wuotes Heer". Manuskript.)

Zu Klingenberg am Main,
Ja Main,
Da wächst der beste Wein.
So geht ein Spruch im Frankenland,
Der Alt und Jung gar wohl bekannt.
Frau Wirtin, bringt die Probe her
In einem Becher silberschwer;
Der Spruch ist wahr, der Wein ist ächt!
Da trank ich sieben Tag und Nächt'
Zu Klingenberg am Main,
Schenkt ein!

Zu Würzburg am Stein,
Ja Stein,
Da wächst der beste Wein.
Daß mir die Wahrheit werden soll,
Herr Wirt, schenkt mir die Kanne voll.
Da trank ich einen Monat lang.
Der Schelm, dem um die Zeche bang,
Der schob mich sachte durch das Thor
Und dann geschwind den Riegel vor
Zu Würzburg am Stein,
Schenkt ein!

Zu Bacharach am Rhein,
Ja Rhein,
Da wächst der beste Wein.
Dem Spruche komm' ich auf den Grund,
Mein Schatz, in's Faß hinein den Spund!
Ich trank und trink' in Einem Zug,
Von dem bekomm' ich nicht genug
Und fahr' ich hin, so grabt mich ein
In einem Faß, gefüllt mit Wein
Zu Bacharach am Rhein —
Schenkt ein!

München. Heinrich v. Reder.

Reliquien eines Märtyrers.

Was ist das Leben? hab' ich oft gefragt
Die Andern und mich selbst und wollte Wahrheit,
Doch keine Antwort gab mir Ruh' und Klarheit,
Man hat mir viel, doch nie genug gesagt.

Da führten mich nach langer Wandermüh'
Die Schritte einst in einer Kirche Frieden,
Ich stand allein, vom Lärm der Welt geschieden,
Und so beruhigt schlug das Herz mir nie.

War's Gottesglauben, der im hohen Raum
Auf mich herab die leisen Schwingen senkte,
Der mir die Brust mit süßem Frieden tränkte?
O nein, es war kein schöner Himmelstraum!

Doch Wahrheit und Erkenntnis war's des Alls.
Mein Aug' sah eines Märtyrers Gebeine,
Die vor mir lagen in durchsichtigem Schreine;
Sie sprachen Worte laut beredten Schall's.

„Sankt Julius" stand am Schrein. Aus reichem Kleid,
Durchwirkt mit Gold, geschmückt mit Edelsteinen,
Sah man hervor die dürren Knochen scheinen,
Den Leib, den Qualen von der Qual befreit.

Ein goldner Kranz umzieht sein morsches Haupt,
Auf seid'nen Kissen liegt er hingestrecket,
Und harrt vergeblich, daß sein Gott ihn wecket,
Der ihm mit ewigem Grün die Stirn umlaubt.

Hier sah ich es, des Lebens wahres Bild:
Im Innern Tod, von außen goldumhangen,
Auf dem Skelett der Edelsteine Prangen,
Und an der Stirn der Ehre nichtʼgen Schild.

Was that er denn, das nicht ein Jeder thut?
Denn Märtyrer sind alle, die das Leben
Nach langer Pein zurück dem Staube geben,
Gequält, gemartert, elend bis auf's Blut! —

Ein stiller Beter kam von Zeit zu Zeit;
Ich hab' aus seinem blöden Aug' gelesen:
Ein armer Thor ist stets der Mensch gewesen,
Der kniet vor seiner eig'nen Nichtigkeit.

München. Franz Wichmann.

Im Sessel du und ich zu deinen Füßen.

Im Sessel du und ich zu deinen Füßen,
Das müde Haupt ausruhend dir im Schooß,
Laß uns des Wachens bittre Qual versüßen,
Im Wahn des Traums vergessen unser Loos.

Mit Küssen schließe mir die Augenlider
Und streiche mit der Hand mir durch das Haar,
Von deinen Fingerspitzen dur die Glieder
Rinnt süßeste Betäubung wunderbar.

Im Sessel du und ich zu deinen Füßen,
So warb ich glühend einst um deine Huld —
Und nun mußt du für so viel Liebe büßen,
Für so viel Liebe — — für so schwere Schuld!

Vergieb, vergieb den unverdienten Kummer,
Du tiefbeklagtes, tiefgeliebtes Weib!
Mein schwerer Athem lullte dich in Schlummer,
Schmieg hin, schmieg hin den wonnereichen Leib.

Die letzten Sonnenstrahlen traurig grüßen,
Und weinend schaust du auf in's Abendrot...
Im Sessel du und ich zu deinen Füßen —
Mein Weib, so finden sie uns morgen tot!

Charlottenburg. **Ernst v. Wolzogen.**

Deutscher Nationaldank.

(Der „Schillerstiftung" gewidmet.)

In der Weltstadt, gottverlassen,
Gab der Dichter sich den Tod ...
In der Weltstadt auf den Gassen
Schreit des Dichters Kind nach Brod.

Voll Verzweiflung sinkt es nieder
Mit des Vaters letztem Gut:
„Lieder, Lieder, nichts als Lieder ...
„Hellen Wahnsinns finstre Brut!"

Also riefen, die sie lasen,
Die Verleger weit und breit.
Vater, Mutter unter'm Rasen ...
Kind, dir bleibt nur Lied und Leid!

•

Lied und Leid und Elend haben
Früh zum Mann gereift das Kind,
Und des Vaters Geistesgaben
Modern länger nicht im Spint.

Mit dem ersten guten Groschen
Wird erreicht das hohe Ziel:
Ein Verleger, weichgedroschen,
Druckt das Werk — Und dann? Gleichviel!

•

Fünfzig Jahre später schnüffeln
Weise Nasen drin herum,
Und die Schillerstiftler büffeln:
„Wahrlich, wahrlich, gar nicht dumm!

„Lebt vielleicht noch eine Nichte
„Von des Dichters Fleisch und Blut ...
„Schreibt wohl selber gar Gedichte —
„Nun, der thun wir doppelt gut!

„Merzen aus, was wir verbrochen,
„Als wir Seiner nicht gedacht,
„Und des großen Todten Knochen
„Freun sich drob in ihrer Nacht."

Ja, die Nichten und die Tanten,
Die versorgt Ihr meisterhaft,
Wenn die wahren Gottgesandten
Not und Elend hingerafft!

Rom. **Hermann Friedrichs.**

Zur Katharsisfrage.

In meinem Drama allerwegen
Sucht' ich das Mitleid zu erregen.

„Den Zweck verfehlt es wahrlich nie —
„Es stimmt zum Mitleid über Sie."

Auch das Gefühl von Furcht und Schrecken
Sucht' ich im Hörer zu erwecken.

„Ganz recht, die Furcht auch fehlt mit nichten,
„Die Furcht — Sie möchten weiter dichten!"

Bamberg. **Hans Probst.**

Neue Romane von Kretzer und Heiberg.

Von L. Willfried.

Es ist immer mißlich, die Werke eines Schriftstellers erst kennen zu lernen, nachdem man schon verschiedene Rezensionen über dieselben gelesen hat. Erscheint heutzutage ein sogenannter Sensationsroman, so wimmelt ein Teil der Journale von begeisterten Besprechungen, während der andere, vielleicht aus bloßer Lust am Widerspruch, das Aufsehen erregende Werk unbarmherzig herunterzerrt. Oft nützt das zwar dem Ruhm des Schriftstellers noch mehr als die Lobsalbadereien! Jedenfalls aber geht man nicht mehr mit ausreichend kühler Unbefangenheit an die Lektüre die Freiheit des Urteils ist gewöhnlich beeinträchtigt.

So schlägt man einen Kretzer'schen Roman mit den höchst gespannten Vorstellungen auf; man erwartet etwas rasend Neues, etwas Gewaltiges an Naturtreue und Rücksichtslosigkeit, etwas Erschütterndes an dämonischer Tragik! „Ein deutscher Zola!" anders wird er gar nicht mehr bezeichnet. Gewisse Verehrer und Freunde halten ihn dafür. Wahrscheinlich auch das Volk, aus dem er gewöhnlich seine Stoffe auffliest und für das er seine Bücher schreibt. Oder nicht? Schreibt er für die Gesellschaft? Für die moderne, aus Raffinement, Eleganz, Esprit, Prüderie und Lasziviät zusammengesetzte Gesellschaft? Will er sie aufrütteln aus ihrer weichlichen Schlaffheit, will er ihr die Maske der Verlogenheit abreissen?

Ich halte Kretzer für einen sehr begabten Volksdichter. Er versteht das Volk und das Volk versteht ihn, es sieht sich selbst mit packender Aehnlichkeit geschildert, es wird erhoben und erschüttert von der einfachen Wahrheit seiner Schriften; die Mängel des Stils fühlt es nicht. Das Motto seines neuesten Romans „Drei Weiber" heißt ja auch: „Die Menschen bedauern, daß die Wahrheit so einfach ist!" Und so einfach und klar liegen die Charaktere, die Motive, die Entwicklungen vor uns, — daß wir fast wünschten, die Konflikte möchten uns mehr zum Enträtseln und Denken geben! Der raffinierte, nervöse Geschmack des gebildeten Lesepublikums, dem das Elektrizitätssystem der Zeit schon in den Gliedern knistert, liebt die Blitzgeschwindigkeit; es hat nicht viel Zeit, es verlangt in gedrängten, straffen Umrissen möglichst viel Neues, Interessantes. Sein Verstand ist genug gebildet, um zwischen den Zeilen zu lesen, die breitspurigen Details langweilen es ohne den Zusatz einer pikanten Brühe, das allzu Einfache der Charaktere und der Handlung reizt nicht zum Nachdenken. — Und gibt es wirklich keine komplizierteren, interessanteren Menschen als in den „Drei Weibern"? Und ist mit diesen Schablonenfiguren der betreffende Ausschnitt der Gesellschaft, welcher doch ein abgerundetes Bild von einer gewissen Vollständigkeit bieten soll, wirklich erschöpft? Nicht eine liebenswürdige, interessante Erscheinung bringt sie hervor? Arme verketzerte Gesellschaft! Die einzigen „Menschen" unter all' diesen vielen Menschen, das Geschwisterpaar Lambert, ist in fast matten Tönen gehalten, bleibt in vorsichtiger Reserve und greift kaum in die Handlung ein. Und so vulgär geht's im modernen Berliner Salon zu? Nicht im Salon eines Parvenu's sondern einer wirklichen Dame? Denn das soll Frieda nach Stand und Erziehung sein! Und ihre Stieftochter Fanny? Sie besitzt so gar keine sympathischen Züge und doch fehlen ihr auch wieder gewaltige schlechte Anlagen, große, wilde Leiden, schaften, die sie uns als böses Element interessant machen könnten. Egoismus, Neid, Bosheit beherrschen sie in der kleinlichsten Weise und bilden eine seltsame Verschwisterung zwischen dem vornehmen enfant gâtée und dem sonst gutmütig sein sollenden Küchenmädchen Olga. — Diese „Drei Weiber", statt das weibliche Prinzip in seinen Abarten zu charakterisieren, sind im Grunde ganz ein und dasselbe Weib: das inferiore, sinnliche Geschöpf, welches jedem Manne, der nur ernstlich will, unterliegen muß. Wenn die Frauen auch meist ein Faible für routinierte Lebemänner an den Tag legen und dem Starken gegenüber mit ihrer Schwäche noch kokettieren, sich ihm ohne Kampf und Widerstand ausliefern, so ist doch der Kretzer'sche Lüstling Neukirch durchaus nicht in den verführerischen Farben koloriert, daß jede in den Roman eingeführte Frauengestalt ihn lieben müßte. Und wenn der doch rein sinnliche Reiz, den er ausübt, momentan noch so stark wirkt, er muß vor dieser Charakterlosigkeit, Schlaff-

heit und Selbsucht bald verwehen — und die Dauerliebe seiner drei Weiber wird immer unerklärlicher! Die Abschreckungstheorie ist zwar Mode geworden in der Litteratur, wie früher die Reizungsmethode. Nun, lüstern macht uns Kretzer gewiß nicht und wenn er die verwegensten Dinge schildert — aber Ekel erfaßt uns! Erlaubt ist, was gefällt! Und wir lassen uns schon ein bischen Ekel wie ein bischen Kitzel gefallen, aber die Dichtung als Ganzes muß begeistern, erschüttern oder rühren!

Darin liegt aber die Hauptschwäche der Kretzer'schen „Drei Weiber". Ich vermisse die starke Wirkung. Der Fluß der Handlung verläuft im Sand; sie besteht aus lose aneinander gereihten Berliner Skizzen und Episoden; die meisten Personen sind mit der Handlung ganz willkürlich verknüpft — und wo ist Handlung überhaupt? Wo ist Anfang und Ende derselben? — Der erste Band ist Exposition und der zweite müßte dramatische Knalleffekte Schlag auf Schlag bringen, um die Ausdehnung der Exposition zu rechtfertigen. Statt dessen wollen wir unwillkürlich am Schluß desselben nach dem dritten Band greifen, wenn wir das Wörtchen „Ende" zufällig übersehen haben. Aber es sind schließlich auch zwei Bände genug, vielleicht hat man da schon manchmal während der Lektüre gegähnt . . .

Der verfeinerte Geschmack des Gebildeten verlangt eben außer Naturwahrheit auch noch andere Dinge: elegante Diktion, spannende, dramatisch aufgebaute Handlung, geistvolle Charakterisierung und Motivierung, prickelnden Humor in der Detaillierung und — ein bischen Herz und Gemüt. Dafür sind wir Deutsche! Die ~~wenigen Figuren~~, die nur ein Körnchen vom deutschen Gemüt besitzen: Paulus Lise, die dicke Minna und der alte Braun halte ich darum auch für die gelungensten Gestalten dieses Romans, wie seine Schilderungen der Küche, der Straßen künstlerisch mindestens ein paar Stufen höher stehen, als seine Darstellung des Salons.

Einen merkwürdigen Unterschied finde ich zwischen den „Drei Weibern" und der Novellensammlung „Im Sündenbabel" des nämlichen Autors. Darin steckt Gemüt, Liebenswürdigkeit und Wärme im Stil, selbst ein Grundzug von Humor — diese Erzählungen sind nicht nur betrachtet, sie sind auch empfunden! Ja, es klingt beinah ein Ton von Sentimentalität hindurch! Aber warum „Im Sündenbabel"? — Es werden uns darin so brave, tugendhafte Menschen vorgeführt, daß der Titel eigentlich eine Verlästerung des Inhalts ist. Er würde viel treffender heißen können: „Novellen aus der gemütlichen Reichshauptstadt", obwohl die lokale Färbung ziemlich verschwindet. Aber Charaktere, wie der Mecklenburger Grimbkow, der Maler, der Baßgeiger und der Arbeiter Karl lasse ich gelten! Es gibt mitunter doch auch noch ganz anständige Menschen in der Welt — Gott sei Dank! Und was das Merkwürdigste ist: selbst dem bösen Kretzer erweisen sie sich in seinen Büchern dankbarer, als die Hallunken, an die er so viel liebevolle Aufmerksamkeit verschwendet!

Ich möchte Heiberg's neueste Schöpfung: „Esther's Ehe" fast als Pendant neben Kretzer's „Drei Weiber" stellen — oder auch als Gegensatz. In diesem Roman lieben die beiden Heldinnen auch ein und denselben Mann — aber das ist doch ein Mann, trotz seiner Schwächen! Und diese beiden Frauen sind Frauen, keine Dirnen! Heiberg zeigt uns, daß man bei aller Naturtreue und Echtheit der Darstellung doch noch gute, hochherzige Menschen zeichnen kann. Nur acht Personen treten in dem Roman handelnd auf; weniger Apparat benützte gewiß noch kein moderner Romandichter. Aber es sind dafür charakteristische, markige Gestalten; sie wissen alle, was sie sollen auf ihrem Platz, sie handeln unter dem Einfluß ihres Willens; es sind Vollblutmenschen, mit Vernunft, Geist und Seele ausgestattete Geschöpfe — keine Marionetten, die uns eine Puppenkomödie vortanzen, kein Affengeschlecht, das nur der tierische Instinkt leitet. Heiberg arbeitet mit der Psyche, und was wirkt kräftiger und intensiver auf die Seele des Lesers, als wenn sie ihr eignes Spiegelbild erblickt!

Man spürt die Liebe des Verfassers zu seinen Gestalten ordentlich heraus, er holt die seltensten Perlen aus den Tiefen ihres Seelenlebens — er denkt, er fühlt mit ihnen! — Vielleicht sogar manchmal ein bischen zu viel! Vielleicht hat ihn gerade das verführt, etwas Sophistik mit den Herzensvorgängen zu treiben, denn ich

halte die plötzliche Wandlung in fast sämtlichen Gemütern am Anfang der Erzählung etwas erzwungen. Es wird zwar versucht, sie uns recht klar zu legen, die Faktoren derselben werden mit vielen schönen Worten zergliedert — aber recht überzeugt bin ich doch nicht. Mir käme es weit natürlicher und einfacher vor, wenn Martellier, dessen heuchlerischer, berechnender Charakter ja leicht dessen fähig ist, Martha die Avancen machte, statt umgekehrt; auch gewänne sie selbst bedeutend dadurch. — Es sind das einige Schwächen der Einleitung. Aber, einmal im Fluß, wachsen die Figuren immer größer und bedeutender empor, gewinnen immer mehr an überzeugender Lebensfülle.

Die Handlung ist aus einem Guß. So einfach und natürlich sie auch ist — eine Berliner Familiengeschichte — so sehr interessiert sie und spannt unsere Nerven an bis zum Schluß. Erzielt er damit auch keine grausende Erschütterung, so rührt und bewegt er dafür das Gemüt. Und doch geht kein Hauch von Sentimentalität durch das Werk; es atmet alles gesättigte Kraft, starke Empfindung. Außer der feinfühligsten Seelenmalerei zeichnet Heiberg ein eleganter, flotter Stil, frisches Kolorit, ein warmer Herzenston, Verve und Esprit und eine tüchtige Portion Humor aus. Nicht zu vergessen einiger kleiner, aber der Situation meisterhaft angepaßter Naturschilderungen, die gerade in ihrem bescheidenen Maße die gewünschte Stimmung erzeugen. Alles in Allem: zwar kein großartiges, aber ein liebes schönes Buch.

Zwei Angriffe gegen die Bodenreform.

Beleuchtet von **Michael Flürscheim.**

Ich greife aus dem mir vorliegenden Material zwei Arbeiten heraus, von zwei entgegengesetzten Seiten kommend.

Die eine ist einem Artikel „Landliga und Bodenreform" von Hermann Bahr entnommen aus „Deutsche Worte", einem Organ der Arbeiterpartei, wie es scheint; die Andere einem Artikel der „Concordia" dem Organ der Arbeitgeber, benannt „der wirtschaftliche und soziale Pessimismus im Lichte der Zahlen und Thatsachen."

Beide greifen die Reformbestrebungen, welche die Landliga vertritt, an und zwar jede von einem total entgegengesetzten Standpunkt aus. Es dürfte daher im höchsten Grade belehrend sein, beide Arbeiten an gleicher Stelle zu behandeln. Beginnen wir mit Herrn Bahr. Die Tendenz seiner Schrift ist aus folgendem Abschnitt zu entnehmen:

„Man stelle sich einmal vor: Stamm's Wunsch ginge in Erfüllung, das deutsche Volk schickte nur mehr Landligisten in's Parlament und diese beschlössen die sofortige Verstaatlichung von Grund und Boden und verpachteten diesen in mäßigen Parzellen. Welches wäre das Resultat? Die großen Grundbesitzer wären verschwunden und der Staat an ihre Stelle getreten. Das heißt: das Einzige, was die herrschende Klasse der nichtarbeitenden Besitzer heute noch schwächt, der Antagonismus zwischen Geld- und Grundkapital, wäre beseitigt, die vollständige Interessenharmonie aller Kapitalisten nachdem die in der Verschiedenheit der Art der Ausbeutung begründeten Gegensätze aufgehoben, wäre hergestellt und gleichzeitig hätte der Staat, das Organ dieser nunmehr nach langer Zwietracht geeinten Klasse, unermeßlich an Machtfülle gewonnen. Für den ländlichen Arbeiter ist es gleichgiltig, ob der Herr, der ihn ausbeutet, Staat heißt oder irgend einen schön oder übel klingenden Privatnamen hat Für den industriellen Arbeiter ist es gleichgiltig, ob er bei seinem Existenzminimum kargt, nachdem er seine Steuern gezahlt, oder ohne daß er Steuern zu zahlen braucht. Vorteile hätte davon nur das Geldkapital. Die Börsenaristokratie wäre des lästigsten Konkurrenten, des großen Grundbesitzes, los geworden, sie würde durch keinen Wider-

spruch von seiten des Besitzes mehr gestört und hätte freiere Hand gegen die Besitzlosen und überdies eine Macht im Kampfe für ihre Interessen, wie nie zuvor eine herrschende Klasse in der Geschichte.

„Die Bodenreform-Bewegung der Landliga ist demnach zu charakterisieren als Versuch einer einseitigen Ausbeutung der sozialen Ideen zu Gunsten des beweglichen Kapitals. Sie ist als solcher ein Gegenstück zu dem Agrarsozialismus der konservativen Grundbesitzer und vielleicht auch ein absichtlicher Gegenstoß gegen diesen. Sie soll vielleicht blos den Agrariern zeigen: wenn Ihr so böse seid und immer über das Kapital schimpft, um die Industriearbeiter zu ködern, so können wir hinwieder über den Grundbesitz schimpfen, um das ländliche Proletariat gegen Euch aufzuhetzen; wir wollen sehen, wer es länger aushält, wenn Ihr es nicht vorzieht, Raison anzunehmen und die Hand zur Versöhnung zu reichen.

„Den arbeiterfreundlichen Parteien ist damit natürlich jede Möglichkeit benommen, mit der neuen Partei irgend welche Beziehungen einzugehen. Ganz abgesehen davon daß ihnen dies schon die wissenschaftliche Unzulänglichkeit der landligistischen Argumentation verwehrt: denn es sind immer nur in ihrem eigenen Interesse befangene Tendenzökonomen gewesen, die für die Naturkraft Wert annahmen, um der Arbeitskraft ihren Wert wegnehmen zu können.

„Die arbeiterfreundlichen Parteien können aber Trost finden in dem einen Gedanken, den das neue Unternehmen nahe legt: wir haben eine Periode gehabt, in der die Grundbesitzer die Sorge für den Arbeiter in Pacht hatten, wir scheinen jetzt eine zu bekommen, in der die Geldkapitalisten die Sorge für die Arbeiter in Pacht nehmen — vielleicht kommt dann endlich eine, in der die Arbeiter die Sorge für die Arbeiter antreten."

Ich entnehme aus diesen wenigen Zeilen, daß Herr Bahr nur die Arbeiten von George und Stamm, nicht aber die meinigen kennt, von denen er zwar einige zitiert, offenbar jedoch, ohne sie gelesen zu haben. Es geht dies auch daraus hervor, daß er nichts aus meinem Buche „Auf friedlichem Wege" zu erzählen weiß, als daß George in mir einen beredten Anwalt gefunden hätte. Hätte er das Buch gelesen, so hätte er gefunden, daß ich freilich George als Schriftsteller und Agitator sehr hoch stelle, daß ich aber seine Begründungstheorieen mit Energie angreife. Er hätte gefunden, besonders wenn er meine letzten Arbeiten, z. B. die in der „Gesellschaft," „landwirtschaftlichen Börsenzeitung," „Land," „Bauhütte," „Deutschland" ꝛc. gelesen hätte, daß ich zu dem Resultate der Notwendigkeit einer Landverstaatlichung auf einem ganz anderen Wege gelange wie meine Freunde Stamm, George und Helldorf. Ich will kurz den großen Unterschied nochmals darlegen, der sich zwischen der zuerst von mir erarbeiteten Theorie ergibt und der meiner Freunde.

Stamm und George stehen in der Begründung ihrer Vorschläge auf einem schon seit Langem bekannten Boden. So z. B. hat in England Thomas Spence schon 1775 ähnliche Theorien aufgestellt. Die Essenz derselben ist in kurzen Worten die folgende:

Die Natur ist die Quelle aller Werte. Die Naturkraft äußert sich in Grund und Boden, welcher daher für den Menschen der eigentliche Wertproduzent ist. Ohne den Boden gibt es für ihn keine Möglichkeit der Arbeitsbethätigung. Wer daher den Boden, das Land besitzt, besitzt auch die Menschen, die es bewohnen, denn ihre Existenzmöglichkeit hängt von seiner Erlaubnis der Bodenbenützung ab. Die Vergütung, die der Grundbesitzer für diese Erlaubnis von dem Arbeiter verlangt, heißt „Grundrente" oder kurzweg „Rente." Die Höhe derselben entspricht dem ganzen Bodenertrag minus des für die Erhaltung der zur Bearbeitung nötigen Arbeitskräfte erforderlichen Anteils. Infolge der Bevölkerungszunahme und der dadurch ermöglichten Arbeitsteilung sowie größeren Arbeitsgeschicklichkeit steigt der Bodenertrag. Hierdurch steigt vor Allem die Bodenrente und zwar kommt ihr beinahe die ganze Ertragsvermehrung zu gut; denn der Lohn bleibt immer auf das Erhaltungsminimum beschränkt, dessen Höhe freilich infolge der höheren Existenzansprüche der betreffenden Arbeitergeneration etwas steigt; aber bei weitem nicht im Verhältnisse zu der Zu-

nahme der Rente. Diese hat stets den Löwenanteil. Stamm zeigt freilich ein größeres Verständnis als George, indem er aus der Grundrente den Kapitalzins ableitet, der ebenfalls als Werkzeug dient, dem Arbeiter sein Arbeitsgerät zu entreißen und der nach der Bodenverstaatlichung sinken müsse, während George Lohn und Zins miteinander steigen und fallen läßt. Von einer Verstaatlichung des Bodens erwarten sich nun beide Reformatoren, daß der Arbeit ihr ganzer Ertrag zufallen müsse, da die Rente dann dem Staat, d. h. allen Bürgern gehört, also ihnen auf diesem Wege wieder zufließt, was ihnen auf einem anderen genommen worden. Stamm hat auch hier einen Vorzug vor George, indem er teilweise sehr richtige Ideen über das Verhältniß des dann nicht mehr fundierten Kapitals zur Arbeit entwickelt. Es ist leicht ersichtlich, daß die Angriffe Bahr's gegen solche Begründung der Bodenverstaatlichungstheorie nicht unberechtigte sind. Wenn der Staat heute die Rente einnähme, sogar ohne daß er hiefür den Grundbesitzern etwas schuldig wäre d. h. wenn diese bereits abgefunden wären, so würden unter heutigen Verhältnissen im günstigsten Falle die sämtlichen Ausgaben des Staats- und Gemeindebudgets damit bestritten werden können. Sämmtliche Steuern könnten also aufgehoben werden. Mit Recht wirft dann Bahr ein, daß die Steuerfrage für den Arbeiter nicht in Betracht komme. Sie bildet erstens nur einen geringen Teil seiner Ausgaben und solange das eherne Lohngesetz besteht, nach welchem der Lohn stets dem Existenzminimum zustrebt, würde eine Ersparnis der Steuern für den Arbeiter nur eine entsprechende Lohnherabsetzung bedeuten. Das eherne Lohngesetz würde aber durch die Reform nach Stamm-George'schen Grundsätzen in keiner Weise alteriert, indem es für den ländlichen Arbeiter gleichgiltig sein muß, „ob der Herr der ihn ausbeutet Staat heißt, oder irgend einen schön oder übel klingenden Privatnamen hat.“ Auch ist es in keiner Weise klar ersichtlich, wieso nach den Theorien der beiden Bodenreformer die kapitalistische Ausbeutung des Industriearbeiters aufhören würde, wenn der Bodenbesitzer den Namen gewechselt hat. Das mobile Kapital wäre die es schröpfenden Steuern los, die Industrie hätte die ihre Entwicklung hindernden Abgaben in Form von Steuern und Zöllen nicht mehr zu zahlen. Sie würde infolge dessen in ihrer Entwicklung noch viel rascher zunehmen und alle jene bekannten Erscheinungen, welche diese Entwicklung im Gefolge gehabt hat, noch viel intensiver zeitigen. Das Arbeiterelend müßte ein weit größeres werden und mit Recht fragen die Freunde des Arbeiters, wieso unter solchen Verhältnissen eine Verbesserung seines Looses für ihn aus der Bodenverstaatlichung erwartet werden solle. Mit Recht behaupten sie, daß dasselbe dann sogar noch verschlimmert würde.

Eine solche Logik ist freilich nach den Theorieen Stamm's und George's resp. nach den aller bisherigen Bodenreformatoren schwer zu vermeiden. Die Herrn von Helldorfs kann ich bei dieser Erörterung überhaupt unerörtert lassen, da sie direkt eigentlich nur die ländliche Lohnfrage behandeln und auf der falschen Theorie beruhen, daß es für den selbstbewirtschaftenden Landwirt keine Grundrente gäbe, sondern daß ihm der ganze Ertrag von Rechtens gehöre. Ich habe an anderer Stelle das Irrige solcher Theorien dargelegt, die auch Ruhland vertrat, bis ich ihn in diesem Punkte bekehrte.

Ich war s. Z., nachdem der erste Zauber der blendenden Darlegungsweise des berühmten Amerikaners verflogen war, (Stamm war zwar der Erste, der mir den neuen Weg gezeigt; seine Schreibweise konnte mich jedoch nicht so erwärmen, wie die von George) in die gleichen Zweifel gefallen und ich hätte mich nie so völlig für die Bodenverstaatlichung begeistern können, wenn es mir nicht, nach langem Denken und Arbeiten gelungen wäre, sie auf einer ganz neuen Theorie zu begründen. (Wenigstens ist mir bis heute keine Arbeit eines Nationalökonomen bekannt, die mir hierin zuvorgekommen wäre.)

Ich fing an, mich direkt mit der räthselhaftesten Frage zu beschäftigen, die es überhaupt auf wirtschaftlichem Gebiet gegeben hat, seit es ein solches gibt, mit der Frage der Ueberproduktion im 19ten Jahrhundert. Ich hebe ausdrücklich hervor „der Ueberproduktion im 19ten Jahrhundert“; denn das Wort „Ueberproduktion“

ist an und für sich kein neues im wirtschaftlichen Wörterbuch. Eine Ueberproduktion auf einzelnen Gebieten der Gütererzeugung hat es von jeher gegeben. Die Zünfte hatten z. B. weniger die Aufgabe die Güte der technischen Herstellung zu besorgen, als die Produktion zu regeln, d. h. die Erzeugung der industriellen Produkte das Niveau nicht überschreiten zu lassen, das durch die Tauschmöglichkeit gegen Bodenerzeugnisse festgesetzt war. Eine Ueberproduktion wie die heutige zugleich auf allen Gebieten der Gütererzeugung, der landwirtschaftlichen und industriellen wäre damals unmöglich gewesen. Von allem, was der Mensch braucht, wird zu viel verfertigt, und dies ist der Grund, warum die Menschen Not leiden. Es sind zu viel Kleider da und darum kann der Schneider sich keinen Rock beschaffen; zu viel Häuser und deswegen ist der Bauhandwerker obdachlos; zu viel Getreide und dies ist der Grund, warum tausende von landwirtschaftlichen Arbeitern kein Brod erlangen können!

Man sage dies einem Kaspar Hauser, der noch fremd in unserer Welt ist, oder einem von der Civilisation unbeleckten Südseeinsulaner, und sehe zu, ob er es begreifen kann, ob er uns nicht für verrückt hält!

Den Lesern der „Gesellschaft" ist die Auflösung des Rätsels, die ich in diesen Spalten gab, bekannt. Ich fand sie in dem wachsenden Reichtum einer Minderzahl der Bevölkerung, die ihr Einkommen nicht verbrauchen kann, sondern einen großen Teil davon jährlich zinsbringend anlegt. Ich wies nach, wie das Zinstributrecht dieser Herren von Jahr zu Jahr wächst, wie sie mit diesem Recht die Volksmassen mehr und mehr der Konsumberechtigung berauben, solche selbst aber nicht ausüben. Hiedurch allein entsteht das merkwürdige Schauspiel der Not, inmitten des in Verderbnis geratenden Ueberflusses, das wir so gewohnt geworden sind, daß es uns nicht mehr auffällt.

Diese Lösung ist eine so einfache und klare, daß ich bis heute noch auf den ersten Einwand warte, trotzdem die Hauptorgane der deutschen Presse sich zum großen Teil mit meinen Arbeiten beschäftigt haben. Die Sache liegt auch zu klar, wenn man sie erst einmal von dieser Seite ansieht. Es ist das reinste Ei des Columbus.

Wenn die sämtlichen Rothschilds z. B., die über 4 Milliarden Vermögen besitzen, von ihren Jahreinkommen von 120 Millionen sogar 20 Millionen verbrauchen, hundert Millionen aber zurücklegen, so heißt das mit anderen Worten, daß sie 120 Millionen Mark in Geld von den Produzenten als Zinssteuer verlangen, daß Letztere für 120 Millionen Mark Waaren verkaufen müssen, um diese Steuer erschwingen und abliefern zu können; daß sie diese Waaren in einem Markte verkaufen müssen, in dem die Rothschilds nur für 20 Millionen Waaren kaufen, weil sie kein Bedürfnis für mehr haben und in dem sie die konsumlustigen und konsumbedürftigen Volksmillionen nicht kaufen können, weil sie die 100 Millionen Mark Geld, mit denen sie kaufen möchten, an die Rothschilds abzuliefern haben. Hierdurch entsteht eine Ueberproduktion von 100 Millionen Mark pro Jahr, die im nächsten Jahre schon in Folge der hinzukommenden Zinseszinsen 103 Millionen beträgt, neben einem entsprechenden Gütermangel, und dies nur durch das Zinstributrecht einer einzigen Familie, die noch nicht ein hundertstel des in der ganzen Welt bestehenden gleichen Rechtes anderer Großkapitalisten besitzt.

Ich sagte, daß ich noch auf den ersten Einwand warte, gegen die Erklärung der Ueberproduktion, des Arbeitsmangels, der Geschäftskrisis und des Umstandes, daß diese sich in allen Ländern gleichmäßig zeigt, einerlei wie die Regierungsform die politische und wirtschaftliche Gesetzgebung, die Bevölkerungs-, Boden-, Klima- und Reichtumsverhältnisse sein mögen, und daß sie trotz der günstigsten Weltverhältnisse, trotz prächtiger Erndten und der riesigsten Produktivität der Menschenarbeit auf allen Gebieten sich von Jahr zu Jahr verschlimmert, eine natürliche Folge des durch den Zinseszins stets zunehmenden Zinstributs jener Monopolisten, und der dadurch von Jahr zu Jahr nicht konsumierten Produktionsquote. Ich irrte mich, wenn ich dies sagte. Ein Einwand ist mir zugekommen und zwar von sehr gewichtiger Seite, von einem unsrer bedeutendsten Nationalökonomen.

Der Herr meinte, daß meine Auffassung der Ueberproduktion, als Unterkonsumption in Folge der den Volksmassen mehr und mehr entzogenen Konsumberechtigung doch nicht so ganz richtig sei. So z. B. könne doch entschieden von einer Ueberproduktion indischen Getreides in Folge der dortigen Silberwährung gesprochen werden. Zum Unglück für den Herrn beträgt aber der ganze Export Indiens seit 10 Jahren im Durchschnitte nur 10 Millionen Zentner pro Jahr, der ganze Import aller europäischer Häfen an Getreide, aus allen Ländern nur 3200 Millionen Zentner im stärksten Jahr (1879). Deutschland hat aber ungefähr 12 Millionen Seelen, die keine 400 Mark Jahreseinkommen haben. Europa mindestens 100 Millionen. Auf jeden dieser 100 Millionen Menschen käme bei Verteilung des ganzen indischen Getreideexport 15 Gramm, bei Verteitung des ganzen europäischen Getreideimports 9 Pfennig Getreide per Tag und Kopf, ein Quantum, an dem sie sich, sogar wenn als Zuspeise zu ihrer gewöhnlichen Nahrung genommen, gewiß nicht den Magen verderben würden und damit wäre *der ganze Getreideimport*, nicht nur der indische, schon allein von den Allerärmsten aufgegessen, und die Uebrigen hätten Mangel, da unser eigenes Getreide nicht ausreicht. Dabei ist die Verwandlungsmöglichkeit des Getreides in Fleisch, Geflügel, Eier, Butter und Milch, welche Produkte bei größerer Kauffähigkeit der Volksmassen Milliarden Markweise verbraucht würden, noch gar nicht in Betracht gezogen.

Also auch dieser einzige Einwand ist ein nichtiger gewesen und wenn meine Diagnose soweit als richtig anerkannt wird, so ist damit ein bedeutsamer Schritt vorwärts gethan; denn nun spitzt sich die Controverse zwischen der Arbeiterpartei und mir einfach auf den Punkt zu, ob wie sie es behaupten, unsere kapitalistische Produktionsweise die Schuld an diesen unheilvollen Besitzverschiebungen trägt oder wie ich, das Recht, Grund und Boden in Privatbesitz zu nehmen. Ich sehe in dem Bodenbesitzrecht die Wurzel alles arbeitslosen Erwerbs, den es in der Welt gibt. Ich sehe in der Rente die Mutter des Zinses. Ohne sie wäre für Kapitalsdarlehen höchstens die Gefahrprämie als Vergütung zu erlangen, womit die Möglichkeit aufhört, ohne eigene Arbeit von der anderer leben zu können, wodurch Vermögensansammlungen schnell wieder zusammenschmelzen müßten, nachdem die Kraft aufhörte, welche sie schuf. Ich habe an anderer Stelle mich bemüht, den Nachweis hiefür zu liefern. Ich habe gezeigt, wie dann das Kapital der Arbeit zinslos zur Verfügung steht — denn die Gefahrprämie ist kein Zins — und wie dann die Arbeit den vollen Ertrag ihrer Produktion erlangen muß, einerlei in welcher Form sie ausgeübt wird. Arbeitet nämlich der Betreffende im Lohn für einen Unternehmer, so muß der Lohn die Höhe des ganzen Produktionsertrages erreichen, minus der Abzüge für die Arbeit der Gemeinschaft, des Staates, welche in Form der Grundrente eingezogen wird und ihm dafür auf der anderen Seite den Schutz seiner Person und seiner Interessen, sowie den Genuß gemeinnütziger Anstalten gewährt, und minus der berechtigten Vergütung für die Unternehmerarbeit, eine Vergütung, die er auch leisten muß, wenn er als Mitglied der Genossenschaft deren Leitung mitzubezahlen hat und minus des Unternehmerrisikos, der Gefahrprämie. Der Lohn kann nicht unter diese Höhe fallen, da der Arbeiter sonst bei dem zinslos für die bloße Vergütung der Gefahrprämie ihm zur Verfügung stehende Kapital, für eigene Rechnung oder als Mitglied einer Genossenschaft produziren würde.

Wenn es mir nun aber gelang, den Nachweis zu liefern, daß mit dem Fallen des Bodenbesitzrechts, das Kapital zinslos der Arbeit zur Verfügung stehen muß, daß damit unsere Besitzlatifundien und ihre die heutige arnarchische Produktionsweise schaffende Macht an der Wurzel zerstört würden, kann dann die Arbeiterpartei logischer Weise noch länger die Produktionsweise selbst zum Gegenstand ihres Angriffs machen? Wenn ich ein Haus vom Ungeziefer befreien kann, ohne es niederzubrennen, ist das nicht entschiedeu vorteilhafter als eine Fackel hineinzuschleudern und es dann in anarchischer Tollheit wie jener Verrückte frohlockend zu umtanzen, der, während die Flammen emporprasselten, jubelnd sang: „Wenn das nicht gut für die Wanzen ist, dann weiß ich nicht, was besser ist!“

Wird jemand im Besitze seiner vollen Sinne das behagliche eigene Haus: freie Individualität, freie Arbeitsverwertung mit seinen verborgenen Schätzen des gegenseitig aneifernden Wettkampfes der freien Konkurrenz aufgeben, — nicht dessen, was sich heute fälschlicher Weise so nennt, als ob es eine freie Konkurrenz zwischen gefesselten schwachen Sklaven und bewaffneten freien Riesen gäbe! — um sich in die kalte enge Kaserne: „Staatsproduktion" zu begeben, wenn er ohne solche extreme Notmaßregel, durch Vernichtung des kapitalistischen im Bodenbesitz wurzelnden Ungeziefers, das an der ganzen Kalamität unserer Zeit Schuld ist, das eigene Haus wieder bewohnbar machen kann?

Wird Herr Bahr, wenn er der Bodenfrage von dieser Seite aus nahe tritt, noch die Einwände aufrecht erhalten können, die er mit Recht machen mußte, wenn er ihr durch das von George und theilweise auch Stamm errichtete Portal der Grundrente in ihrer direkten Wirkung auf den Ackerbauer naht?

Ich gehöre nicht zu denen, die da glauben, daß es den Führern der Arbeiterpartei nur um die Verhetzung der Massen aus selbstsüchtigen Motiven zu thun ist. Ich glaube an ihre aufrichtige und selbstlose Hingebung an das Interesse eines bedrückten Standes. Ich gebe darum die Hoffnung nicht auf, sie zu der Ansicht zu bekehren, daß auf dem friedlich ereichbaren Weg, den ich andeute, ihr Ziel sich besser erreichen läßt als auf ihrem mit Dornen und Gefahren besäten, in einer Wildniß endenden. Jedenfalls wiederhole ich hier, was ich ihnen bei einer früheren Gelegenheit sagte: „Hört auf, einen Unterschied zwischen Arbeiter und Arbeiter zu machen, zwischen dem Manne der schwieligen Faust und dem geistigen Arbeiter, sondern erkennet und verkündet, daß Beide am gleichen Karren gleich schwer ziehen, der nicht vorwärts kann, ehe die Kette aus seinen Radspeichen gelöst ist, die sich Privatgrundbesitz nennt. Helft mit uns diese große Reform durchführen als große deutsche Wirtschaftspartei, aus allen Arbeitern der Nation auf allen Gebieten bestehend und unser Ansturm wird ein unwiderstehlicher sein; denn er hat die Wahrheit und ein klares, durchführbares positives Programm zu Bundesgenossen. Das Fort Grundbesitz liegt ja jetzt schon auf unserem gemeinschaftlichen Wege; — denn auch Ihr habt es auf Euerem Programm; — nun so helft es erstürmen! Wir werden dann sehen ob wir Recht haben, daß dieses Fort alle übrigen dominiert, die dann von selbst fallen müssen, oder ob, wie Ihr sagt, hinter ihm sich höhere aufthürmen, die Hauptarbeit also erst zu thun ist. Ist unsere Ansicht die richtige, dann werdet Ihr Euch mit uns des Sieges freuen, ist es die Eure, so werden wir weiter mit Euch kämpfen, bis die letzte Zinne der kapitalistischen Zwingburgen erklommen ist, die Euch den Lohn Eures sauren Schweißes rauben."

Vereint muß die Bewegung eine unwiderstehliche werden, getrennt und gegeneinander unsere Kräfte zerreibend, arbeiten wir beide nur in die Hände der uns entgegenstehenden Mächte.

Und damit verlasse ich Herrn Bahr und wende mich einem uns und ihm gemeinsamen Gegner zu, indem ich zur Besprechung des Concordiaartikels übergehe.

Es ist die alte manchesterliche Litanei, von der verhältnismäßigen Glückseligkeit des heutigen Arbeiters und der heutigen Mittelklasse im Vergleich mit ihren Vorgängern. Auch die Argumente sind Bekannte. Die Anzeigen in den Sonntagsnummern des Lokalblattes über Tanz- und sonstige Vergnügen für die Arbeiter, die Reisen in Bäder und Sommerfrischen der Mittelklassen und die Statistik des erhöhten Lebensmittelverbrauches, sowie die der Einkommensverhältnisse. Es ist wunderbar, daß der zwar erwähnte, aber nicht vorgeführte sonst unzertrennliche Begleiter fehlt, die Statistik der vermehrten Sparkassen-Einlagen nämlich. Dieser Schwindel war offenbar selbst dem manchesterlichen Herrn zu stark; denn bekanntlich ist klar nachgewiesen worden, daß die betreffende Einlagevermehrung von Kapitalanlagen aus den Reichen kleinerer Kapitalisten der Mittelklassen herrühren, die der schlechten Zeiten halber, ihr Geld nicht in Handel und Industrie anlegen wollen und des niederen Zinsfußes der sicheren Staatspapiere, sowie der größeren Bequemlichkeit wegen jene Anlagemethode vorziehen. Die Einlagen der eigentlichen Arbeiter dagegen nehmen eher ab als zu und die so er-

folgte Zunahme ist daher das Zeichen eines schlechten Geschäftsganges, nicht umgekehrt ein erfreuliches des steigenden Wohlstandes.

Die zitierte Vergleichung der sächsischen Einkommensteuer 1879 — 84 ergibt das entgegengesetzte Bild wie die in diesen Spalten von mir zitierten preußischen Tabellen, nämlich eine, wenn auch sehr unbedeutende Verbesserung der Volkseinkommen statt einer Verschlechterung. Ich will hier nicht untersuchen, wo der Fehler liegt und ob etwa die ganz Erwerbslosen gar nicht mitgezählt wurden. Auch will ich bezüglich der Lebensmittelkonsumtabellen die Frage, wie sich die Zunahme des Konsums verteilt, ob auf alle Volksklassen oder nur auf die besser situierten nicht ventilieren. Ich will des Argumentes halber und um die Frage zu vereinfachen annehmen die Concordia hätte Recht. Ich will also voraussetzen, die Einkommens- und Consumverhältnisse, des Volkes hätten sich zwischen 1866 und 1883 verbessert. Es steht dann aber ebenso sicher fest, daß sie sich bei weitem nicht im Verhältnis zu dem in diesem Zeitraum ganz riesig gestiegenen Nationalreichtum verbessert haben; denn es handelt sich sogar nach diesen so optimistischen Tabellen nur um ganz winzige Zunahmen und Verschiebungen. Die Lebensgewohnheiten der Volksmassen wären dann zwar etwas üppiger geworden, ihr „Standard of life" wäre gestiegen, aber bei weitem nicht im Verhältnis zur gestiegenen Produktivkraft der Nation, und das Gefühl der Entbehrung ist geradeso schmerzlich, ob höhere oder geringere gewohnheitsgemäße Genüsse entbehrt werden. Ein Zustand der dem irischen Bauern als ein Elysium erscheint, kann von dem Manne aus dem Volke bei uns als das größte Elend empfunden werden.

Rodbertus führt bekanntlich klar und deutlich aus, wie eine Ueberproduktion d. h. ein Unterkonsum, wie Erwerbs- und Handelskrisen mit ihren Begleitern, Arbeitsmangel, Noth und Elend unfehlbar entstehen müssen, wenn sogar ein steigendes Arbeitereinkommen nicht im Verhältnis zur steigenden Produktivität der Arbeit gewachsen ist.

Es ist dies mit gewissen Vorbehalten*) unwiderleglich Nehmen wir an: Hans, Peter und Wilhelm arbeiten für Fritz. Hans erzeugt Lebensmittel, Peter Kleider, Wilhelm die sonstigen Bedürfnisse und Luxusartikel. Fritz gibt ihnen die Hälfte ihrer Produktion als Lohn und verkauft für sich die andere Hälfte. Hans, Peter und Wilhelm habe dann freilich nur ein Drittel so viel Einkommen wie Fritz; sie mögen vielleicht darben müssen, während Fritz in Ueberfluß lebt; aber sie haben wenigstens reichliche Arbeit; denn Fritz verbraucht die Arbeitsprodukte, die sich nicht selbst konsumiren. Nehmen wir nun aber an, durch erhöhte Arbeitsgeschicklichkeit und arbeitsparende Erfindungen hätte sich nach und nach die Gütererzeugungskraft der drei Arbeiter verzehnfacht, wie dies in unserer wirklichen Welt faktisch seit 100 Jahren der Fall ist, und nehmen wir an, ihr Lohn, d. h. ihre an Zahlung erlangte Gütermenge, hätte sich sogar verdreifacht, so würde ihre Lebenslage freilich hierdurch eine dreifach angenehmere im Verhältnis zur früheren sein müssen, wenn eine einzige Bedingung eintritt, wenn nämlich Fritz nach wie vor seinen Güterantheil verbraucht. Um dies zu können, müßte er das 17fache Quantum gegen früher verbrauchen; denn früher hatte er, wenn P den damaligen Produktionsertrag eines seiner Arbeiter war $^1/_2$ P = $1^1/_2$ P zu verzehren, jeder Arbeiter aber $^1/_2$ P. Jetzt aber hätte er 10×3 P. = 30 P — des 3fach erhöhten Anteils der 3 Arbeiter also — 3 × $1^1/_2$ P = $4^1/_2$ P. Er müßte also $25^1/_2$ P verzehren können, seine Konsumtionsfähigkeit und Willigkeit müßte auf das 17fache gegen früher gestiegen sein, trotzdem er damals bereits soviel verbrauchte wie seine 3 Arbeiter zusammen. Nehmen wir nun aber an, seine Konsumkraft sei nur auf das $8^1/_2$fache gestiegen, so wird die unausbleibliche Folge sein, daß entweder nur die Hälfte der Arbeiter beschäftigt werden kann, oder daß sämmtliche Arbeiter nur halb beschäftigt sind. Wäre Letzteres der Fall, so würden

*) Auch wenn der Lohn im Verhältnis zur Produktivität steigt, können Krisen eintreten, wenn der Anteil der Minorität zu groß ist, um verzehrt zu werden, wie diese Krisen auch ohne verhältnismäßiges Steigen des Lohnes vermieden werden können, wenn die besitzende Minderheit ihren Anteil konsumiert.

sie immer noch die Hälfte mehr Einkommen haben, als früher und die Sache wäre ganz erträglich, da sie obendrein nur halb so lang arbeiten müssen. Dies wäre das Bild unserer Zustände, wenn wir einen gesetzlichen Normalarbeitstag hätten, dessen Länge stets im Verhältniß zum Güterabsatz festgesetzt würde. Eine solche Einrichtung wäre freilich eine riesige Kraftvergeudung. Die Arbeiter müßten einen großen Teil ihrer Zeit gezwungen die Hände in den Schooß legen, trotzdem sie eine Menge unbefriedigter Bedürfnisse besäßen, die sie gerne in ihrer freien Zeit für einander herstellen möchten. Sie dürfen dies nicht; denn von dieser weiteren Produktion würde ihnen nur ein Bruchteil zu Eigenthum gehören, der Löwenanteil würde aber einer kleinen Minderheit zufallen, die ihn nicht verbrauchen kann und darum dürfen sie überhaupt nicht weiter arbeiten, wenn sie keine Ueberproduktionskrisis hervorbringen wollen. Das Bild, welches ein solcher Normalarbeitstag bieten würde, wäre freilich verrückt und würde immer verückter, je mehr die Produktivität der Arbeit steigt, vielleicht zuletzt einen einstündigen Arbeitstag zeigend, als Ergebnis der Fortschritte des Menschengeistes den erzwungenen Müßigang von Menschen, die so gern ihre Zeit zur Erarbeitung einer weiteren Verbesserung ihrer Lage verwenden möchten. Immerhin aber wäre sogar ein solcher Normalarbeitstag ein goldner Fortschritt gegen die wirklichen Zustände, welches auch der Grund ist, daß unter heutigen Verhältnissen Männer ihn auf ihr Programm schreiben, die den Unsinn einer solchen künstlichen Beschränkung des Arbeitsrechts klar erkennen, doppelt klar in einer Zeit, in der der Arbeiter ein sehr großes ungestilltes Bedürfnis nach Arbeitsprodukten hat, die aber sich der Wahrheit bewußt sind, daß es Arzneien gibt, die dem Gesunden schaden, dem Kranken aber Linderung verschaffen.

In Wirklichkeit nämlich hat sich das Verhältnis zwischen Fritz und seinen drei Arbeitern nicht in genannter Weise geregelt. Fritz ließ nicht die Drei halb arbeiten, er führte keinen Normalarbeitstag ein, sondern er beschäftigte einen Arbeiter, den Hans, ganz und einen, den Peter, halb, dem Dritten, Wilhelm, gab er gar keine Arbeit. Dieser kam nun aus Not und erbot sich, billiger zu arbeiten als die beiden Andern, d. h. dem Fritz einen größeren Anteil abzugeben. Fritz nahm das Anerbieten an und Wilhelm, um trotz des gesunkenen Lohnes genug zu verdienen, arbeitete länger, fleißiger und ließ sich von seiner Frau und seinen Kindern helfen, so daß er schließlich allein das ganze Arbeitsquantum bewältigte. Nun war für Hans und Peter keine Arbeit mehr da und sie und Wilhelm boten sich gegenseitig herunter, um Arbeit zu erlangen. Schließlich war das ganze Resultat, daß der Lohn auf dem Minimum ankam, dessen der Betreffende, der so glücklich war, Arbeit zu erlangen, bei seinen Lebensgewohnheiten zur Existenz bedurfte, aber die Arbeitsgelegenheit hatte sich dadurch noch mehr verringert, da der Verbrauch der Drei abgenommen hatte und die Arbeitszeit dessen, der Arbeit erlangte, hatte sich verlängert, trotzdem Weib und Kind halfen. Wenn Fritz nicht Einen der Drei in einen Waffenrock gesteckt hätte, ihm als Arbeit zuteilend, ständig mit dem Gewehr auf und ab zu gehen und die beiden Andern in Ruhe zu halten, wofür ihm entsprechender Lohn gezahlt wurde, und wenn hierdurch nicht der Güterverbrauch ein wenig stimuliert und auch zugleich das Quantum der überflüßigen Arbeitskräfte vermindert worden wäre, so hätte es Mord und Todschlag gegeben. So ging die Sache aber wenigstens einigermaßen friedlich ab. Wilhelm arbeitete mit seiner ganzen Familie Tag und Nacht, Wochen-, Sonn- und Feiertage. (Als er einmal für Sonntagsfeier eintrat, erklärte man ihm das Unsinnige einer solchen Forderung; denn wer sollte ihm den dadurch ausfallenden Lohn ersetzen?) Hans marschierte mit seinem Gewehr auf und ab und gab auf Wilhelm und Peter Achtung, besonders auf Peter, denn der machte dem Fritz am Meisten zu schaffen. Da er keine produktive Arbeit finden konnte, so war er beständig auf neue Finten aus, um den anderen zwei und dem Fritz auf irgend eine Art etwas abzuzwacken. Er etablierte sich als Wirt, als Zwischenhändler; er wurde Beamter, Diener, Vagabund, Verbrecher, Gefängnisbewohner u. s. w., kurz, er versuchte auf jede mögliche Art und Weise in unproduktiven, mehr oder weniger entbehrlichen Beschäftigungen seinen Lebensunterhalt zu erwerben.

Und da kam ein Zeitungsschreiber und schrieb in seinem Blatt, das er „Concordia“ nannte, wie er gar nicht begreifen könne, daß Leute à la Flürscheim von dem Arbeiterelend schrieben, beweise doch die Statistik, daß sowohl Wilhelm der Arbeiter, sowie Peter der Mittelstand, ein größeres Einkommen hätten, und daß sie besser lebten als früher. Merkwürdiger Mensch, der Flürschheim! Es giebt doch Leute, die nie zufrieden sind und die dann noch andere unzufrieden machen, als ob's nicht schon ohnehin genug Zwietracht und Neid in der Welt gäbe! Brave Concordia!

Zum Schluß noch eine Frage an das verehrte Organ.

Wenn es beweisen will, wie Alles so herrlich und schön ist in dieser besten aller Welten, wie erklärt es uns die Resultate der Belgischen Enquête, die schrecklichen Entdeckungen des grausigsten Elends, welche die Sanitätskommission in Pest machte, die gräßlichen Zustände, die Singer aus dem nordöstlichen Böhmen beschreibt, die traurigen, die Schnapper in den Taunusdörfern fand? Und wie stimmt der Artikel auf seiner ersten Seite mit dem auf der letzten, worin Dr. Scheicher das herzbrechende Elend eines braven und fleißigen Wiener Arbeiters beschreibt?

Münchener Künstler-Besuche.

Eduard Grützner.

Von M. G. Conrad.

Da sitze ich in meiner Arbeitsklause, hoch unterm' Dache, wie in einem rechten Lueginsland, und spähe vom Schreibtisch durch das große Altanfenster über die rauschende Isar hinweg. Ein anziehendes Bild: zunächst der sechseckige, rote Fabrikschlot einer großen Schnaps- und Essigbereitungsanstalt, welche die kunstsinnigen Väter der Kunststadt München dem Industriellen Riemerschmied auf der reizenden Isarinsel „Zum Prater“, hart an der eleganten Maximiliansbrücke, anzulegen erlaubten, — dann ein waldähnlicher, dichter Wipfelsaum auf dem steilansteigenden Ostufer der Isar, — dann den herrlichen Park der Gasteig-Anlagen überragend und in lustig barbarischem Nebeneinander scharf in den „blau-weißen bayerischen Himmel“ sich zeichnend: die breitausgereckte florentinische Sommerpalast-Karikatur des Maximilianeums, die bleiche ausgehungerte Thurmfamilie (sechs bis acht Stück in allen Größen) der Haidhauser Kirche, vier bis fünf untersetzte, massige, schwarzbraune Schlöte des Hofbräuhauskellers, die schiefergedeckte Kuppel der neuen Haidhauser Volksschule, dann im Zickzack die alten Ziegeldächer unterschiedlicher Brauereien, die etwas brutale, hochfahrende Kontur des Herzog Ludwig-Schlosses, daneben das verwitterte, geduckte Gasteig-Kirchlein mit dem rettigförmigen Thürmchen, dann weiter isaraufwärts dampfschlotgekrönte burgartige Bierfabriken in unabsehbarer Kette — und durch die schmalen Lücken dieser unendlichen Baulinie und den Ausschnitt des Isarbettes winken ihre blauen Grüße herein die ewigen Gipfel der Alpen!

Aber das Alles lockt mich heute nicht. Meine Blicke suchen zwei zierliche Thürmchen, das eine tiefer gestellt, und gar freundlich in grüner und goldiger Ziegelglasur erstrahlend, mit einem steigenden Löwen in der Windfahne, das andere höher, aber einfacher, wie dem Haus im Nacken hockend, zu besserer Aussicht: die Wahrzeichen der Grützner-Villa, welche zwischen dem Maximilianeum und der gothischen Kirche im Parksaum des Gasteigs versteckt liegt. Welch' ein liebes, holdes Bild, diese architektonisch-malerische Idylle zwischen der poesielosen Protzerei der baulichen Ungethüme ringsum!

Meister Eduard Grützner, Praterstraße 1, Haidhausen-München! Wem tauchen bei diesem Namen nicht die heitersten Erinnerungen auf an so manche Stunde, die er im Anblicke Grützner'scher Bilder verschwelgte! Wer wäre nicht glücklich, diesen lieben Künstler persönlich kennen zu lernen!

Gehen wir hinüber! Im Hinabsteigen begegnen wir dem unter mir wohnenden k. b. Hofschauspieler Wilhelm Schneider, meinem lieben Freund.

Zu Grützner wollen Sie? Sagen Sie ihm meinen Gruß! Er ist mir ein lieber Schulkamerad. Vier, fünf Jahre drückten wir gemeinschaftlich die Bänke des Gymnasiums in Neisse. Der alte Oberlehrer Otto — sein breites freundliches Schulmonarchen-Gesicht kommt auf manchem Grützner'schen Bilde vor — ein echter Schlesier auch in seinem Dialekte, sagte oft: „Set'er, Kinder, der Gritzner der malt und der Schneider sitt (sieht) zu; aus dän beeden wird im Läben nischt!"

* * *

Im Sinne des alten Oberlehrers ist allerdings aus den „Beeden" noch nichts geworden und — da sie jetzt an der Schwelle der Vierziger stehen, wird auch im „Läben" nichts mehr aus ihnen werden. Sie müssen sich schon in ihr Schicksal ergeben und bleiben, was sie sind: der Eine ein Professor und Meister der Malkunst dessen Ruhm bereits in alle Länder gedrungen, der Andere ein Menschendarsteller und Regisseur an einer der ersten Bühnen der Welt, dessen Talent sich heute an die höchsten Probleme der Schauspielkunst wagen darf. Und Beide vortreffliche, treu befundene Menschen.

* * *

„Ja, das stimmt schon," sagte Professor Grützner, als wir alle Herlichkeiten seines wundervollen, ebenso reichen, als behaglichen Heims betrachtet und uns in seiner sonnigen Thurmstube zu kurzem Ausblick auf das prächtige Panorama Münchens niedergelassen hatten. „Mit elf Jahren lief ich noch mit bloßen Füßen auf den Feldern der Karlowitzer Markung herum und hütete die Kühe meines Vaters. Dann sollte ich studieren und Geistlicher werden. Der Pfarrer des Ortes, ein lieber menschenfreundlicher Mann — Sie haben sein Bild in meiner Schlafstube gesehen, es ist eine meiner frühesten Zeichnungen — that alles Erdenkliche, um seinen kleinen künftigen Kollegen unterstützen und zu einem richtigen Kirchenlicht erziehen zu helfen. Es war so gut gemeint! Aber ich spürte zu etwas ganz anderem Beruf in mir als zu einem Gesalbten des Herrn. Meine lateinischen und griechischen Arbeitsbücher predigten in den gottlosesten Zeichnungen, mit denen ich die Ränder vollkritzelte, etwas ganz anderes als die alleinseligmachende Lehre. Nach vielem Harren und Bangen konnte ich endlich 1864 als achtzehnjähriger Mensch umsatteln, mit erborgtem Gelde nach München pilgern und hier an Vorschule und Akademie studieren. Nach wenigen Jahren angestrengten Fleißes waren die Schulden zurückgezahlt und — solls mir einer nur nachmachen! Dem lieben alten Pfarrherrn Fischer und dem Baumeister Hirschberg, die mir so wacker unter die Arme gegriffen, kann ich nie genug danken. Wie Sie übrigens wissen werden, hat sich Hirschberg auch vom armen Maurergesellen zum reichen Bauunternehmer emporgearbeitet."

* * *

In der Schule Piloty's mußte unser Grützner so gut wie der erste beste malende Jüngling sich mit den bekannten klassischen Motiven herumschlagen und dann sein großes historisches Bild, irgend einen bejammernswerten Unglücksfall, in herzzerreissender Tragik zusammenpinseln. So will's die Tradition und ohne sie keine zuverlässige künstlerische Zucht! Aber heimlich legte sich Grützner, dessen selbstschöpferische, übersprudelnde Natur sich von Anfang an der Sonnenseite des Lebens mit Vorliebe zuwandte, Pinsel und Farben zurecht, um ein Bild nach seinem eigenen Geschmack zu malen, und es entstand das erste jener behäbigen, von feuchtfröhlichem Humor und unbezwinglicher Trinkerlust glühenden Pfäfflein, welche in unerschöpflicher Folge den Ruhm des schalkhaften Künstlers aller Welt verkündigten. Es hat nicht an mißgünstigen Kollegen gefehlt, die den genialen Maler der Einseitigkeit beschul-

digten und behaupteten, er habe irgendwo eine wunderthätige Kapuzinerkutte geerbt und daraus, wie aus dem Sack eines Taschenspielers, seine Erfolge gezaubert. Das klingt spaßhaft harmlos, hat aber doch mancherlei Vorurteile gegen Grützner's Vielseitigkeit genährt. Des Künstlers Mappe straft sie Lügen, wenn auch die Thatsache besteht, daß Grützner aus allen Himmelsrichtungen und Weltgegenden der Nachfrage nach weinkiesenden und zechenden Klosterbrüdern nicht mehr los wurde bis auf den heutigen Tag. Daneben bleibt aber eine andere Thatsache ebenso unanfechtbar bestehen, die nämlich, daß Grützner einer der tiefsinnigsten Shakspeare-Kenner und -Maler unserer Zeit ist. Schon auf der Schulbank in Neisse war dem kleinen Studiosus durch einen Zufall ein Band Shakespeare in die Hand gefallen, und die Gestalten und Situationen, die er da kennen gelernt, gehörten zu den mächtigsten Eindrücken seines jungen Lebens. Shakespeare ist sein Lieblingsschriftsteller geblieben — und was ihn zuerst in England und Amerika populär gemacht hat, sind gerade jene Shakespeare-Bilder, besonders die Fallstaff-Darstellungen, die bis in die Anfänge seiner künstlerischen Thätigkeit zurückreichen. Es bleibe künftigen Grützner-Forschern vorbehalten, festzustellen, ob es nicht eigentlich sein Jugendbild „Fallstaff's Rekrutenmusterung" gewesen, welches, nachdem es rasch den Weg nach England gefunden, überhaupt den Grund zur internationalen Berühmtheit des Meisters legte. Thatsache ist endlich, daß Grützner der einzige deutsche Maler ist, welcher zur Mitarbeit an dem großartigen neuen internationalen Illustrations-Pracht-Shakespeare von der Londoner Verlagsfirma gegen Zusicherung eines glänzenden Honorars eingeladen worden ist. Zwölf Illustrationen zu Heinrich IV. sind für London bereits vollendet

* * *

Zu den bedeutendsten und teilweise bekanntesten Arbeiten des Meisters aus den letzten Jahren zählen: Angeheitert; Klosterschäfflerei; ein willkommener Gast; der schlesische Zecher und der Teufel; die Branntweinschenke; der Klosterhecht; Auerbachs Keller; Bier, Wein und Schnaps, und als neuestes Bild: die Klosterküche. Dazwischen malte der unermüdlich thätige und schaffensfrohe Künstler noch eine Menge, wie er bescheidentlich sagt, „Kleinigkeiten" für Liebhaber und Händler, denn die Ausbeutung des durch ihn in Flor gebrachten Genres, wie sie durch seine zahlreichen Nachahmer betrieben wird, vermindert nicht die Nachfrage nach „echten Grützners". Daß die glücklichen Besitzer „echter Grützner" dieselben immer lieber gewinnen, das beweisen dem Meister Hunderte von mündlichen und schriftlichen Versicherungen. Wenn durch Todesfall oder sonstwie ein Grütznerbild zu öffentlicher Versteigerung kommt, so erzielt dasselbe regelmäßig einen weit höheren Preis, als er vorher dem Maler oder Kunsthändler bezahlt wurde — eine Erscheinung, die man bei bloßen Modebildern selbst berühmter Namen nicht immer zu finden pflegt. Grützner zählt zu den wenigen Modernen, die sich selbst durch den fabelhaftesten Erfolg nicht in ihrer künstlerischen Gewissenhaftigkeit beirren lassen. Kein Werk verläßt seine Werkstatt, ohne den höchstmöglichen Grad künstlerischer Durchbildung und technischer Vollendung erreicht zu haben. Zeichnerisch und koloristisch treibt der Künstler seine Bilder immer bis zur äußersten Grenze solider Ausführung, ohne ins Kleinliche und Peinliche zu verfallen. Seiner feinen Naturbeobachtung und ebenso geistreichen als frisch realistischen Charakteristik scheinen sich die schwierigsten technischen Aufgaben spielend zu fügen. Auch in jenen Werken, wo die humoristische Verklärung des Lebens vor dem Bösen und Beängstigenden der sozialen Verhältnisse in den Hintergrund tritt, wie z. B. in der berühmten „Branntweinschenke", schimmert durch das Häßliche und Widerwärtige das Bedeutende und Ergreifend-Menschliche. Die körperliche Verkommenheit, die Leidenschaft, die seelischen Schmerzen und Aengste sind in jenem Bilde durchaus naturwahr zum Ausdruck gebracht, ohne Verschönerung und Versüßung — und wie edel ist die Wirkung! Das macht eben die Größe dieses Malers, daß seine Kunstwerke wie aus dem reinen Quell der Seele strömen und uns wie der künstlerische Ueberschuß einer schönen, weisen und harmonischen Lebensbemeisterung anmuten.

* * *

In protestantischen Ländern hat man sich zuweilen geneigt gezeigt, aus den Grützner'schen Genuß-Idyllen des geistlichen Lebens eine gewisse kulturkämpferische Absichtlichkeit herauszulesen. Dazu fehlt jede Berechtigung. Die liebenswürdige Naturwahrheit, gepaart mit noch liebenswürdigerer Schalkhaftigkeit, wie sie sich im gesammten Wesen des Menschen wie des Künstlers Grützner ausspricht, schließt jede feindseelige oder gar boshafte Tendenz aus; nicht Satire, nicht Ironie, nur lauterer, herzensechter Humor ist es, der dieses hochbegnadeten Meisters Pinsel lenkt. Er wäre der Letzte, der Anderen das Bischen Lebensfreude neiden und verleiden möchte, er, dessen Künstlerauge mit Interesse und Lust auf dem Dasein in jedweder Gestalt ruht, er, dessen Künstlerseele selbst den goldenen Nektar der Schönheit und Behaglichkeit mit solcher Wollust schlürft! Verleumdet meinen Ergo bibamus-Maler nicht, trock'ne Tendenzler!

* * *

Jede Kunst sollte vor allen Dingen nicht eine Kunst der Kunstwerke, sondern eine Kunst des Lebens sein, d. i. das edelste und kostbarste Mittel, das Leben zu verschönern, uns und andern erträglicher und angenehmer und unsere Persönlichkeit selbst reicher und reizvoller zu machen. Also nicht eine bloße, armselige Sehenswürdigkeit für die gute Stube oder für die Museen und Gallerien an den Ausnahmsstunden für Ausnahmsstimmungen! Also kein eitles Anhängsel des Alltaglebens, keine Schaustellung auf den versteckten Seitenpfaden des Daseins! Eine Durchwärmung und Durchstrahlung des gesammten Lebens vielmehr, eine Entladung und Ausgießung des heiligen Geistes aus dem Ueberschuße der schöpferischen, verschönernden Kräfte, die in der Menschheit schlummern! Meister Grützner hat das seltene Glück, auch in dieser Hinsicht eine geradezu symbolische, zielweisende Erscheinung zu sein. Sein ganzes Leben und Weben, sein ganzes Dichten und Trachten, sein Sammeln und Ordnen spricht uns heute, nach den Jahren des Kampfes, wie ein erlesenes Kunstwerk von mächtiger Einheitlichkeit an, erfüllt von leidenschaftslosem Genügen ohne Wechsel, von innerem Glück ohne Betäubung und Berauschung — harmonisch sich auslebend in schöpferischer Bildkraft. Wer diese Ausdeutung vervollständigen will, der nehme als Gegensatz dazu jene ewig ungebändigten, zerrissenen, chaotischen Künstlernaturen, die in allen Lebens- und Schaffenszeiten ihrer Ueberspannung und Erregung nicht Herr werden und in hitzigen, bunten Aussprudelungen und eruptiven Auswürfen, in pseudo-genialischen Unordentlichkeiten ein häßliches Schauspiel ihrer ungezügelten Kraft geben. Gewiß, als Phänomen hat auch das seinen Reiz. Und Unreife und Hysterie sind entflammt und entzückt und kreischen: Bravo, das ist wahre Kunst! Groß ist die Diana von Ephesus!

* * *

Nachdem wir die Grützner-Villa mit ihren überreichen Schätzen von oben bis unten, kreuz und quer durchwandert — ich werde sie doch einmal ausführlich beschreiben, ausführlicher wie dies Professor Karl Raupp in seiner ausgezeichneten Schilderung in der „Illustrierten Zeitung", September 1884 gethan, sie ist eine Sehenswürdigkeit allerersten Rangs — saßen wir wieder in der Werkstatt, wo der Meister die letzte Hand an das prachtvoll lustige Bild „Rasiertag im Kloster" legte. Rechts von der Staffelei, im Hintergrunde, saß des Meisters Töchterlein, das zehnjährige Bärbele mit den braunen, sinnigen Aeuglein und den dicken Zöpfen, in die ein blaues Band geflochten. Bärbele sitzt immer da, an ihrem Arbeitspult, entweder mit Zeichnen oder ihren Schulaufgaben oder mit dem Strickstrumpf beschäftigt. Und des Meisters Augen gingen vom Bilde zu ihr und ein innig freundliches Nicken ging zu ihm — Bärbele ist ja nicht bloß des Vaters einziger Liebling, sie ist schon seine Beraterin und Kritikerin! Die Mutter ist nur im Geiste anwesend — sie hat nach schwerem Siechtum Abschied genommen und rastet draußen auf dem stillen Friedhof. Diese Weihe des Ueberirdischen in diesem glücklichen Künstlerheim hat etwas seltsam Ergreifendes, ohne jede Verführung zu Sentimentalität und Schwärmerei; es ist

zu viel Sieghaftes des Reinmenschlichen im ganzen, vollen Empfindungsakkord, als daß er anders denn versöhnend und freudig gehoben ausklingen könnte. Grützner ist ein ganzer Mann und ein ganzer Künstler. In dieser Geschlossenheit seines Wesens liegt nicht nur sein Glück für ihn, sondern durch seine vorbildliche Bedeutung in Kunst und Leben auch sein Glück für die Anderen. Das gibt auch den tieferen Sinn der Worte, mit welchen er uns in seiner schlicht liebenswürdigen Weise heute die Hand zum Abschied reichte: „Mehr wert und lieb als alle Auszeichnungen, Ehrenmitglied- und Professoren-Titel ist mir mein Bärbele, meine mir bewahrte Unabhängigkeit, Selbständigkeit, — meine Freiheit.“ Und mit einem feinen Lächeln: „Uebrigens hoffe ich, so lange mir meine eigenen Bilder nicht gefallen, was glücklicherweise noch der Fall ist, auch noch Fortschritte in der Kunst zu machen.“

Loewenthals Hygiene des Unterrichts.*)

Von H. Volger.

Das Buch Löwenthals hat mir gleich von Anfang an so ausnehmend gefallen daß ich es ohne Unterbrechung gelesen und mich dabei wahrhaft ergötzt habe. Der Hygieniker und Menschenfreund kommt hier den sorgenvollen Lehrern und Eltern zu Hilfe: das ist ebenso notwendig wie dankenswert. Im lauten Kampf um die unvermeidliche Schulreform kann nichts erwünschter sein, als die ruhige Stimme eines auf neutralem Boden stehenden Arztes und Forschers. Herr Prof. Löwenthal weist in einer Reihe von Vorträgen nach, was die Hygiene des Unterrichts fordert, und kommt dabei zu Ergebnissen, welche jeden unabhängig denkenden Kinderfreund und Schulmann auf's höchste interessieren müssen. Auf Grund der Entwicklungs-Wissenschaft bespricht er die Schäden unseres Schulwesens, besonders die der Mittelschulen, und macht Reformvorschläge, die sehr beachtenswert sind. Die Ueberbürdungsfrage ist namentlich mit Rücksicht auf die alten Sprachen behandelt, deren richtige Schätzung so selten gefunden wird. Die kühne Behauptung unserer „Grammatokraten“ von der *geistigen Gymnastik*, welche in den altsprachlichen Uebungen enthalten sei, erfährt die gründlichste Widerlegung, und die traurigen Resultate der sogenannten humanistischen Bildung werden schonungslos enthüllt. Die Einteilung der Unterrichtsfächer in a) *Lernwerkzeuge*, d. h. Mittel zum Erwerb von Wissen, und b) *eigentliche Wissensgegenstände* ist sehr beachtenswert. Zu a) rechnet Löwenthal: Sprache, Lesen und Schreiben, elementares Rechnen, Zeichnen, dazu noch Handfertigkeit und Turnen; zu b): Naturkunde, Geschichte, Geographie, Moral. Die methodischen Bemerkungen zu den einzelnen Fächern sind von hohem Werte. Beim Sprachunterricht verlangt Löwenthal das Zurücktreten der Grammatik und das Ausgehen von der Sprache selbst, wobei er für den fremdsprachlichen Unterricht eine Methode à la Toussaint-Langenscheidt empfiehlt. Das Rechnen soll nicht mit Regeln beginnen, sondern zum Selbstfinden anleiten, das Zeichnen vom greifbaren Gegenstande ausgehen. Bei der Naturkunde wird weise Beschränkung verlangt. Die Geschichte soll gleich der Geographie das Wort- und Zahlenlernen vermeiden. Die Moral, als neuer Unterrichtsgegenstand, ist besonders ausführlich behandelt und zeigt den Verfasser im besten Lichte. Was er sagt, ist so vernünftig, daß es in unserer tollen Zeit schwerlich zur Ausführung gelangen wird.

Nachdem Löwenthal noch verschiedene Unterrichtsfragen mit Rücksicht auf die Ueberbürdung der Jugend besprochen, entwirft er einen Lehrplan, der eine einheitliche Schule, und zwar für Knaben und Mädchen, begründen soll. Die Unterstufe mit 4 Jahresklassen umfaßt die Kinder vom 8. bis 12. Jahre. — Die sechs- und sieben-

*) Grundzüge einer Hygiene des Unterrichts. Von Dr. Wilhelm Loewenthal, Professor an der Akademie zu Lausanne. Wiesbaden, Bergmann.

jährigen Kinder sollen eine Art Kindergarten besuchen. — In der 3. Klasse kann der Unterricht in einer modernen Fremdsprache beginnen. Der Schulzwang wird nur für die Unterstufe gewünscht. Die Mittelstufe umfaßt ebenfalls 4 Jahresklassen, lehrt in allen das Latein und von der 3. (oder 7.) Klasse an auch eine zweite moderne Fremdsprache, eventuell fakultativ. In der 4. (oder 8.) Klasse findet sich Verfassungs- und Gesundheitspflege. Die Oberstufe mit 2 Jahresklassen soll den Uebergang zur Hochschule bilden, eventuell Griechisch, jedenfalls aber vergleichende Sprachstudien bringen, außerdem Litteratur-, Kunst- und Religionsgeschichte und die Elemente der Logik. Dieser Lehrplan ist wohl derjenige Teil der Unterrichts-Hygiene, welcher die meisten Angriffe erfahren wird. Trotzdem sollte er Beachtung finden. Der Luxus, den wir in Deutschland mit den verschiedenen nebeneinander herlaufenden Mittelschulen treiben, kann nicht von Dauer sein. Unsere Realschule ließe sich in ihren unteren Klassen sehr leicht mit jenen der Lateinschule vereinigen, wenn diese den Unterricht im Lateinischen erst später beginnen wollte, und humanistische und Real-Gymnasien könnten auch länger zusammenbleiben, wenn das Griechische in die oberen Klassen verlegt würde. Man könnte vielleicht folgendes System aufstellen: 3 Jahre Elementarschule (6. bis 9. Jahr), 3 Jahre untere Realschule (9. bis 12. Jahr), 3 Jahre Progymnasium gemeinsam. — Doch genug davon. Herr Professor Löwenthal weiß sehr wohl, daß sich alles nur allmählich vollzieht, und deshalb bespricht er verschiedene Bedenken gegen die praktische Durchführung der Einheitsschule. Was er noch über die Reform der Prüfungen, die Heranbildung der Lehrer und die Aufstellung von Schulärzten spricht, ist der würdige Schluß eines Werkes, das die weiteste Verbreitung verdient. Auf seine in Aussicht gestellte Erziehungs-Hygiene darf man mit Recht die größten Hoffnungen setzen.

Die Frau als Arzt.

Von Ida Barber.
(Wien.)

Es giebt kaum ein Gebiet der Erkenntnis, von welchem die Frauen bei uns mehr ausgeschlossen sind, als das der Heilkunde. Man hielt es oft für den Laien nicht rätlich, in die Geheimnisse des Körper einzudringen, bei der Frau wurde es aber geradezu für Tempelschändung gehalten! In England und Amerika ist der Berufskreis des Weibes ein größerer; strebende und denkende Frauen haben sich dort vorzugsweise dem Studium der Medizin zugewendet; nicht bloß um früher bestrittene Rechte praktisch in Anspruch zu nehmen, sondern auch endlich gewisse lange vernachlässigte Pflichten zu erfüllen. Und es ist in der That unabweisbare Pflicht der kenntnisreichen Frau, da zu nützen, wo sie es am besten kann: ihren leidenden Schwestern in schweren Stunden beizustehen, ihnen als Lehrerin und Beraterin bei der Kinderpflege und Kindererziehung zu helfen, denn ärztliche Weisung, wie sie die Frau der Frau geben kann, fehlt nur zu oft, wo es sich um eheliche, erziehliche und allgemein gesundheitliche Fragen handelt. Wie jedes Mädchen einen Kursus in der Krankenpflege durchmachen sollte, möchte man die Forderung vertreten, daß eine gewisse Vorbildung für den ärztlichen Beruf jedem gebildeten weiblichen Wesen gegeben werden müsse. Weist doch schon die einschlägige Fachlitteratur darauf hin, daß unsere Zeit diese Frage zu einer dringlichen gemacht hat. Welche Flut von populär gehaltenen medizinischen Schriften! Mit welchem Heißhunger werden sie verschlungen und zumeist — von Frauen! Kein Wunder! Will doch auch die besorgte Mutter wissen, wie sie ihre Kinder vor Schaden bewahren, eingewurzelte Vorurteile beseitigen, plötzlich eintretenden Erkrankungen begegnen könne! Nicht jede Frau kann eine vollständige ärztliche Vorbildung erlangen, aber denjenigen, die ihren Beruf in

der Ausübung ärztlicher Pflichten finden wollen, sollte von Staatswegen so viel als möglich Vorschub geleistet werden.

Der Frau als Arzt steht noch ein großer Wirkungskreis offen; er liegt nicht außerhalb der vielbesprochenen und oft entschieden zu eng begrenzten weiblichen Sphäre. Nur die Frau kann die Frau ganz verstehen; ihre physische und psychische Organisation ist abweichend von der des Mannes, ihre gesunden und kranken Empfindungen sind verschieden. Wenn die blos objektive Betrachtung einem Manne eine so unvollkommene Vorstellung von einem andern giebt, wie es der einsichtsvolle Arzt nur zu oft erkennt, wie viel unvollkommener muß seine Vorstellung von der Frau sich erweisen! Diese wird durch kein objektes Raisonnement hervorgebracht, solange die Enthüllung der subjektiven Erfahrung fehlt. Die Frau allein kann durch Ausbildung ihres Selbstbewußtseins ihre eigentümlichen Empfindungen darstellen; sie allein besitzt, wenn dieselben krankhafter Natur sind, in ihrem Geschlecht den richtigen Maßstab, womit sie dieselben vergleichen kann. Wenn sie sich darauf verläßt, daß der Mann sie erklären und heilen soll, ist sie in unzähligen Fällen dem Zufall preisgegeben. Jahrhunderte hindurch hat sich der Mann in Künsten, Wissenschaften und Verkehr allein sein eigenes Ideal von der Frau gebildet; auch in der Medizin hat der Mann allein seine Gedanken über die Frau entwickelt; sie hat es nie gewagt, für ihn zu denken und ihm sein Bild als Gegengeschenk zu geben.

Die Frauen haben es in wissenschaftlichen Anstalten hundertfach bewiesen, daß sie, wo es nötig, schnell fassen, logisch denken, gründlich arbeiten, und nicht gegen ihre männlichen Kollegen zurückstehen. Die Fabel von dem kleineren, unvollkommenern Gehirn wird verschwinden, wenn die Frau erst an eine ernste Gehirnthätigkeit, an strenges Denken sich gewöhnt. Ist etwa jede Hand für's Klavierspiel geeignet? Wie viel Uebungsstunden sind nötig, ehe sie die gehörige Gelenkigkeit erhält! Auch der Geist bedarf gymnastischer Uebungen; leider ist das weibliche Geschlecht denselben allzulange ferngehalten worden.

Wohl liegen ihm gewisse Fächer fern, in etlichen würde es vielleicht gar nichts Nennenswertes leisten; die ärztliche Wissenschaft aber ist der Frau zugänglich zu machen, das Eingehen in dieselbe hängt eng mit dem intimsten Beruf des Weibes zusammen.

Der Einwurf, daß eine höhere wissenschaftliche Bildung die Frau untüchtig für ihre häuslichen Obliegenheiten mache, ist zurückzuweisen. Eine Frau, die hinreichend gelernt hat, wird selbstverständlich nicht ihren einzigen Lebenszweck in der Sorge für Kochtöpfe, Wäsche, Scheuerbürste u. s. w. finden, aber wir sind auch im neunzehnten Jahrhundert nicht mehr der Ansicht, daß dies der Frauen ureigenster und einziger Beruf. Ebenbürtig dem Manne, verwertet die Frau ihr Können und Wissen höher und zweckentsprechender, denn als Magd oder Köchin.

Eine verständige Frau vermag, wenn sie sich eine Stunde den Haushaltungsgeschäften widmet, mehr zu leisten, als eine weniger umsichtige Frau in zehn Stunden. Wie viel Zeit wird in unseren Haushaltungen mit Larifari verthan! Eine ernste Berufsarbeit schließt die Sorge für die Häuslichkeit nicht aus. Gerade die Ausübung des ärztlichen Berufes würde die Frau und Mutter weder ihrem Hause, noch ihren Kindern entfremden. Eine in Zürich praktizierende Dame, Frau Dr. Heim, verläßt prinzipiell ihr Haus nicht, um ärztliche Besuche zu machen; doch ist sie derartig gesucht, daß, wer sie sprechen will, sich fünf bis sechs Tage zuvor anmelden muß. Englische und amerikanische Aerztinnen haben sich gleichfalls eines lebhaften Zuspruchs in ihrem Hause zu erfreuen; sie sind meist verheiratet, oft mit Aerzten, und jene Stimmen, die bei uns ganz mit U recht behaupten, die einen wissenschaftlichen Beruf ausübende Frau vernachlässige naturgemäß ihr Haus und ihre Familie, finden dort die beste Widerlegung.

Obgleich es uns ungewöhnlich erscheint, daß Frauen Medizin studieren, geben uns doch die frühesten Daten der Kulturgeschichte in verschiedenen, selbst ältesten Perioden Zeugnis von der erfolgreichen Praxis anerkannter weiblicher Aerzte. Schon

in den mythologischen Vorstellungen finden wir Ueberlieferungen, die den Glauben an die Fähigkeit des Weibes für diesen Beruf darlegen.

Zwischen dem elften und dreizehnten Jahrhundert erlangten auf der berühmten Schule zu Salerno Frauen als Lehrerinnen der Arzneikunde die weitgehendste Anerkennung und in den folgenden Jahrhunderten bestieg mancher weibliche Arzt den Lehrstuhl der Universitäten Italiens, besonders in Bologna. Dort war es auch, ungefähr um die Mitte des zwölften Jahrhunderts, wo der Mann einer Anna Morandi Mazzalini einen Lehrstuhl für Anatomie inne hatte. Als er schwer erkrankte, suchte sein liebendes Weib ihm seine Stellung zu sichern, indem sie selbst Anatomistin wurde, und hinter einem Vorhang verborgen, die Vorträge für ihren Gatten hielt. Sie wurde in der Folge so berühmt, daß man ihr einen Lehrstuhl in Mailand antrug, den sie indessen zurückwies, um bis zu ihrem Tode in Bologna zu bleiben. Ihre anatomischen Modelle in Wachs sind der Stolz des anatomischen Museums in Bologna. Unendlich viele Beispiele aus jener Zeit und den nachfolgenden Jahrhunderten ließen sich noch anführen.

Damals war die Frauenfrage noch nicht zu einer sozialpolitischen Tagesfrage erhoben worden; heute liegt die Sache freilich anders. Es handelt sich jetzt unter anderem darum, die wissenschaftliche Berufsthätigkeit des Weibes und die damit verbundenen Rechte und Pflichten gesetzmäßig auszudehnen.

Fern von allen eitlen Emanzipationsgelüsten, kann und wird die Frau sich im ärztlichen Beruf als nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft erweisen. Wenn sich auch heute noch die meisten deutschen Universitäten den Medizin studierenden Frauen verschließen, — die Leipziger Hochschule gestattet zwar das Hören, doch sie immatrikuliert nicht — so wird auch die Zeit kommen, in der sie nicht nötig haben, ihre Studienzeit im Auslande zuzubringen. Nur den Vermögenden ist dies möglich, aber wenn doch auch die Vermögenden stets die Begabteren und — was mehr sagen will — die Strebsameren wären! Viel öfter sind dies die Mittellosen. Ihnen bahnt sich kein Weg zu der Möglichkeit, ihre Kräfte zu entfalten und zum Segen der Menschheit anzuwenden. Es fehlt allenthalben noch an Unterstützung; die Stipendien sind heute noch für die Männer allein!

Die Erfahrung hat gezeigt, daß, wo sich weibliche Aerzte niedergelassen, ihnen seitens der leidenden Frauen- und Kinderwelt reicher Zuspruch und großes Vertrauen entgegengebracht wurde. Zwar arbeitet man in ärztlichen Vereinen eifrig gegen Zulassung der Frauen zum medizinischen Beruf, doch das heißt gegen den Strom schwimmen. Das Notwendige, durch die Natur Berechtigte bricht sich Bahn, und da es notwendig ist, daß einer Unzahl strebender Frauen, neue Wirkungskreise eröffnet werden, da es ferner in der Natur begründet ist, daß die Frau sich eher und leichter Rat bei der Frau als beim Mann erholt, so ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß, auch noch Jahrzehnte darüber hinweggehen, die Frau als Arzt einen großen Wirkungskreis finden wird, wenn gründliche ärztliche Durchbildung ihr das Vertrauen des Publikums sichert.

Theater in München.

Von Fritz Hammer.

Das 25jährige Schriftsteller-Jubiläum des Herrn Adolph L'Arronge, Direktors des „Deutschen Theaters" in Berlin, ist auch von den Münchener Bühnen feierlich begangen worden. Das Hoftheater gab des Jubilars „Doktor Klaus", das Gärtnertheater seinen „Leopold". Beide Vorstellungen waren schauspielerisch sehr bemerkenswert. Im „Doktor Klaus" übernahm Herr Keppler die Titelrolle an stelle des beurlaubten Hrn. Possart. Keppler faßte den Charakter milder auf als Possart, und spielte damit dem feineren Publikum vollkommen zu Dank. Die übrige Besetzung war gleichfalls vortrefflich, insbesondere glänzten Herr Herz, Frau Dahn-Hausmann

und Frau Ramlo durch herzerquickenden Humor. Im Gärtnertheater, wo man das L'Arronge'sche Lebensbild naturgemäß auf derbere Effekte anlegte, fiel der Löwenanteil des Erfolgs den Herren Dreher und Krägel zu. Der Berliner Jubilar konnte mit der Münchener Ehrenfeier vollauf zufrieden sein. — Im Shake'peare'schen „Was Ihr wollt", eins der brillantest gespielten Repertoir-Lustspiele, verdient das Kleeblatt Häusser (Junker Tobias), v. Pindo (Junker Christoph) und Frau Ramlo (Olivia's Kammerkätzchen) mit einem dreifachen Stern ausgezeichnet zu werden. Fräulein Heese war eine sehr verführerische Viola. — Das theatralische Ereignis des Monats bildete die Première der Sophokles-Wilbrandt'schen Oedipus-Trilogie. Wilbrandt hat seinem griechischen Kollegen wacker unter die Arme gegriffen, um dessen unsterbliches Bühnenwerk dem weiteren Kreise des modernen Theaterpublikums verständlich und annehmlich zu machen. Die theologischen und sozialen Voraussetzungen dieser klassischen Tragödie, sind ja für einen Kopf des neunzehnten Jahrhunderts nichts weniger als selbstverständlich; man muß erst durch Schule und Historie den langwierigen Zugang zu ihnen gewonnen haben, wenngleich die außerordentliche Sophokleische Dichterkraft so viel reinmenschliche Züge in Individuen und Situationen hineingearbeitet hat, daß ein guter, offener Kopf, welcher Zeit er auch angehören möge, auch ohne schulmeisterliche Peinigung zum Genuß der hohen Schönheiten dieser Werke sich durchringt. Zumal bei einer Darstellung, wie der unserer Hofbühne. Regisseur (Herr Savits) und Schauspieler haben wirklich Großartiges geleistet. Was für ein gewaltiger, die feinsten Empfindungsabstufungen verkörpernder Oedipus war Herr Schneider! Wie hat sein übermenschlicher Kampf mit dem unerbittlichen Schicksal gepackt und erschüttert! Wie konnte da das Publikum im tränenseligen Genuß göttlicher Grausamkeit schwelgen! Ehrlich gestanden, sind es doch die Wonnen des Leides, die schrecklich süßen Befriedigungen der blutigsten Begierden, welche in diesen alten Geschichten so grauenhaft wohl thun — nicht die rhetorischen Biedermeiereien der geschwätzigen Chorführer der thebanischen Greise. Alles Mitleid in der alten Tragödie ist zuletzt doch nur raffiniertester Selbstgenuß! Sehr pikant in Erscheinung und Haltung war Frau Herzfeld-Link als Jokaste („König Oedipus") und Euryidke („Antigone"); sie brachte ihren undankbaren Part sehr geschickt zur Geltung gegenüber den im Voraus eines sensationellen Erfolges sicheren Damen Antigone und Ismene (Fräulein Bland und Fräulein Dandler, die nicht nur als Sprachrohr des Dichters, sondern auch schon durch die Vorteile des griechischen Kostüms und die plastischen Herrlichkeiten ihrer Leibesschöne den Beifall des vollbesetzten Hauses für sich hatten.) Auch Herr Richter als greiser Seher Teiresias war sehr gut in Spiel und Maske, während Herr Häusser als Kreon manchmal Mühe hatte (besonders in der „Antigone") der Ermüdung zu wehren. Im Ganzen erwies sich der Antigone-Abend als der abspannendste sowohl für den Darsteller wie für das Publikum. Es dürfte sich empfehlen, von dem Vorhang einigen Gebrauch zu machen, wenigstens am zweiten und dritten Abend. Eine gute Ruhepause mitten in einem über zweistündigen Theaterabend wäre gewiß keine unverzeihliche Sünde wider den hl. Geist der antiken Dichtung. Lebte Herr Sophokles heute, im Zeitalter der Richard Wagner'schen Errungenschaften, würde er sicherlich seine Trilogie musikdramatisch zurichten und sich mittelst eines „Allgemeinen Sophokles-Vereines" einen kleinen hübsch abseits gelegenen Festspielhügel anschaffen. „Antigone" insonderheit ist musikbedürftig. Nur darf sie sich zur Befriedigung dieses Bedürfnisses nicht an Mendelssohn und Cie. wenden.

Das Gärtnertheater hatte im Schauspiel gleichfalls eine klassische Première: ein echtes und gerechtes Bauernstück von Frau Karoline Häusser „Der Bergschreck". Der Titel ist auch symbolisch gut gewählt; er bezeichnet nicht nur die Lawine, sondern auch die verwüstende Leidenschaft blinder Eifersucht, welche einem feurigen Hochgebirgler sein armes, junges Weib fast zu Tod martern läßt. Das Stück ist vortrefflich gebaut; bis auf eine einzige Rolle sind alle Hauptfiguren korrekt und interessant gestaltet, und die Episoden sind durchweg von großem Reiz durch die Frische und Naturwahrheit. Trotzdem scheint ein eigener Unstern über

dieser Novität, die nach Inhalt und Form den besten Bauernstücken des Gärtnertheaters sich ebenbürtig anreiht, gewaltet zu haben: kein Beifall des Publikums, kein Lob der objektiven Kritik vermochte es zu verhindern, daß der „Bergschreck" nach der dritten Aufführung vom Repertoire verschwand. Man erzählte allerlei böse Geschichten: von Bosheiten im darstellenden Personal, von zweifelhafter Objektivität im Urteil einiger aburteilender Zeitungskritiker (die „Süddeutsche Presse" verstieg sich zu gröbster Herunterreisserei) u. s. w. u. s. w. Kurz, der ganze Vorgang ist noch nicht aufgeklärt. Der Fernerstehende mag sich über dergleichen Kulissen-Ereignisse leicht hinwegsetzen; für den ehrlich empfindenden Beobachter in der Nähe sind sie peinlich, um so peinlicher, je stärker sein Interesse für das Theater ist, das zum Schauplatz der Vergewaltigung eines jungen, der Aufmunterung würdigen Talentes herhalten mußte. — Eine neue Genee'sche Operette „die Piraten", deren erste Aufführung der Komponist persönlich leitete, hat großen Beifall gefunden. Fast sämmtliche „Sterne" des Operettenhimmels am Gärtnerplatz erfreuen sich dankbarer Rollen in dieser musikdramatischen Räubergeschichte, so daß großes Vergnügen herrscht und Viktoria geschossen wird auf der ganzen Linie. — Im Hoftheater hat Professor Joseph Rheinbergers Oper „des Thürmers Töchterlein" neue Einstudierung und beifällige Aufnahme erlebt. Dramatisch betrachtet, ist das Werk von einer rührenden Unbeholfenheit und Stillosigkeit. Aber es gibt mancherlei hübsche Lieder darin zu hören und manches naive Späßchen zu belachen — und warum sollte man genügsamen Opernfreunden von der altmünchnerischen Observanz nicht auch etwas zu Liebe thun? Uns Anderen bereitet bei derartigen Aufführungen die keusche Andacht und feierliche Gebärde Vergnügen, mit der sich die Gläubigen der alten Oper in die Schönheiten der akademischen Professoren-Musik versenken. So findet jeder Geschmack schließlich seine befriedigende Weide! Das gilt auch von dem großen historischen Ballet „Sardanapal", das uns endlich aus dem Separattheaternachlaß des verstorbenen Königs als Neuigkeit vorgesetzt wurde. Getanzte Weltgeschichte ist überhaupt eine angenehme Gegend, und die schön gedrehten Tanzbeine intelligenter, hinlänglich unbekleideter Mädchen dozieren und interpretieren die verwickeltsten Geschichtsereignisse viel faßlicher, als die berühmtesten, in Gelehrsamkeit ergrauten und verstaubten Professoren. So eine Prima-Ballerina wie unser Fräulein Jungmann weiß ganz anders das Tüpferl auf's J zu setzen, als so ein bändereicher, in Schweinsleder gewickelter Ranke oder Mommsen. Und wenn unser Obermaschinenmeister Lautenschläger das Licht dazu hält, so werden die dunkelsten Partien und Beziehungen sonnenklar. Zudem haben wir im „Sardanapal" mit Vergnügen bemerkt, daß das tanzende Dozenten-Kollegium eine merkliche Vermehrung und Auffrischung erfahren. Vivat, crescat, floreat! Das Haus war sehr gut belegt. Die bemooosten Häupter waren vollzählig erschienen und verharrten von Anfang bis zum Ende in gespanntester Aufmerksamkeit auf ihren Plätzen. Die Tanzkunst im Dienste der Wissenschaft hat einen großen Triumph mehr zu verzeichnen. Und da gibt es noch Pflastertreter und Eckensteher der Tageskritik, welche ihr gelehrtes Maul schief ziehen und von dem Ballet als der partie honteuse des Theaters faseln — Ritter von der traurigen Gestalt, die sich zu Richtern der Schönheit der Schönen aufwerfen wollen!

Notiz

Unser Litteraturbericht mußte wegen Raummangels für das nächste Heft zurückgestellt werden. Vom neuen Jahre an erscheint unsere Monatsschrift in reicherer Ausstattung zu dem seitherigen Preise im Verlage der K. Hofbuchhandlung W. Friedrich in Leipzig. D. R.

Verantwortliche Redaktion: Dr. Georg Conrad
G. Franz'sche Verlagsbuchhandlung, J. Roth, k. b. Hofbuchhändler. Druck der G. Franz'schen Hofbuchdruckerei (G. Emil Mayer, sämtliche in München.

A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.
JAN 10 75 H
CANCELLED
STALL STUDY
CHARGE
CANCELLED
BOOK DUE - WID
SEP - 2 1980
1980

Widener Library
3 2044 098 607 757